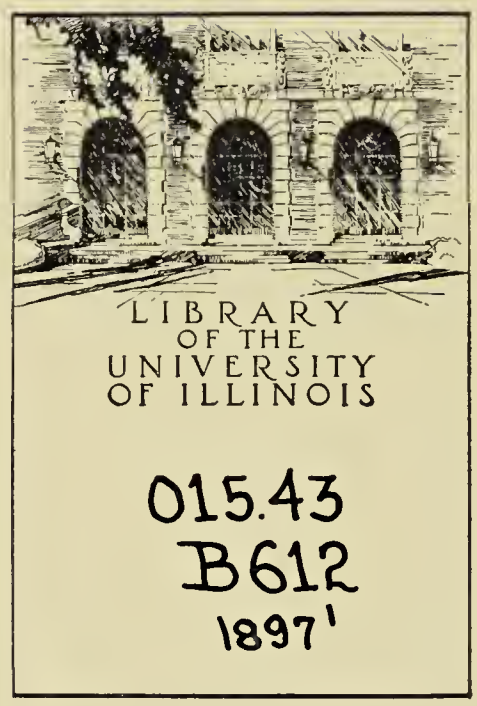


LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF ILLINOIS

015.43
B612
1897[1]

Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1897.

Erster Band.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1897.

Erster Band.

Januar bis Juni.

(Enthaltend: Nr. 1—26.)

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

—

1897.

Q15.43
D21L
1897
2. Exemplar

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer.
Preis vierteljährlich 7 M. 50 Pf.,
jährlich 30 M.

Nr. 1.

Leipzig,
1. Januar 1897.

Inhalt: Alfred von Berger. Von Moritz Necker. — Heinrich von Treitschke. Von Horst Kohl. — Alterthum und Gegenwart. Von Richard Opitz. — Erzählungen und Novellen. Von Richard Friedrich. — Alte und moderne Lyriker. Von Richard Weitbrecht. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Alfred von Berger.

Alfred Freiherr von Berger ist einer jener seltenen Kunstkritiker, die man immer gern liest, mag man ihnen zustimmen oder nicht; sie sagen doch immer etwas Anregendes, Interessantes, Werthvolles, was schon durch die Form fesselt, in der es gesagt ist, und was man nicht leicht vergißt. Er ist nicht blos ein Kenner des Theaters, der Kunst- und Literaturgeschichte, wohlvertraut mit allen Philosophen, sondern auch ein Künstler in der Darstellung seiner eigenen Gedanken. Mir war es immer ein Genuß, seine Essays zu lesen und seine Vorträge zu hören. Denn Berger ist auch einer der besten Sprecher, die ich kenne. Menschen und Werke versteht er mit großer Anschaulichkeit zu vergegenwärtigen. Eine Zeit lang war er in Wien, wo er an der Universität den Lehrstuhl für Aesthetik inne hat, als Redner sogar in die Mode gekommen. Männer und Frauen drängten sich in seine Vorträge. Jetzt tritt er außerhalb des Hörsaals der Universität oder der Frauenakademie seltener in die Oeffentlichkeit. In Deutschland ist er weniger bekannt, als er es zu sein verdient. Vermuthlich darum, weil er als Aesthetiker erst jetzt sein zweites Buch*) veröffentlicht, und weil jene wiener Zeitungen, in die er einige Zeit schrieb, kaum außerhalb Wiens gelesen werden. Hier aber genießt er des besten Ansehens; ja, die Werthschätzung geht so weit, daß man ihm wegen dieser Sammlung von Feuilletons und Essays sogar einen Vorwurf machte. Man verlangt mehr, viel mehr von ihm: ein System, eine umfängliche Biographie Shakespeare's oder so was dergleichen. Ich will nicht untersuchen, ob diese Vorwürfe gerecht sind oder nicht, ob es nicht vielmehr in der Veranlagung dieses Mannes liegt, die knappe Form des Essays zu wählen, in der er doch so viel gibt, und begnüge mich nur damit, zu sagen, daß mir auch seine „Studien und Kritiken" viel Freude bereitet haben. Nur für den flüchtigen Leser sind sie Fragmente; wer mit Aufmerksamkeit liest, der erkennt sehr wohl einen Zusammenhang in ihnen, eine bestimmte Kunstanschauung und literarische Tendenz.

Was mich an Berger's Vorträgen immer fesselte, war das Gefühl, daß dieser Mann wirklich ein ursprüngliches Wissen, eine intuitive Kenntniß von der Poesie besitzt. Er ist eben selbst ein Dichter, und — doch auch wieder keiner. Er ist Dichter genug, um mit plastischer Kraft und Anschaulichkeit sprechen zu können, um die geheimsten Gefühle und Intentionen anderer Dichter zu verstehen; aber er ist zu tief erfüllt von der Größe der Meister, um an der eigenen dichterischen Production eine Befriedigung zu finden. So wurde er Aesthetiker, wie etwa Vischer ein Aesthetiker war, und wie eigentlich alle sein sollten, die über Poesie reden. Aber jener Zwiespalt zwischen Wollen und Können blieb nicht ohne tiefe Nachwirkung auf seine kritische Methode. Er war ja auch gewiß mit viel Leid verbunden, das jeder Zwiespalt zwischen Wunsch und Vermögen im Gefolge hat. Aber Berger hat sich aus diesem Leid viel Erkenntniß zu holen verstanden. Es hat ihn hellsichtig für die Geheimnisse der andern Dichter gemacht; er hat den Unterschied zwischen Reflexion und Phantasie aufs tiefste erkannt; er hat die Leuchte gefunden, um z. B. Otto Ludwig's seelische Geheimnisse zu erhellen, und er hat in consequentem Durchdenken des Wesens der Phantasie auch neue Gesichtspunkte für die Auffassung Shakespeare's gegeben. Ganz gewiß fühlt sich Berger mit Friedrich Nietzsche in gewissem Grade verwandt. Er urtheilt milder über ihn als viele andere Philosophen, obwol er weit davon entfernt ist, sein Ideal vom Uebermenschen anzunehmen und seine Poesie des Zarathustra als geschmackvoll anzuerkennen. Nietzsche's tragische, bis ins Selbstmörderische getriebene Selbsterforschung versteht Berger

*) Studien und Kritiken. Von Alfred Freiherrn von Berger. Wien, Literarische Gesellschaft. 1896. 8. 5 M.

1161698

wahlverwandt zu würdigen, und Nietzsche ist, soviel ich merkte, der einzige Philosoph, den er in seinen „Studien" citirt. Er theilt seine Neigung, in die Dunkelkammern der menschlichen Seele einzudringen, und steht mit ihm auf dem gleichen Boden des Individualismus.

Alfred von Berger blieb so wenig wie Nietzsche bei der Betrachtung des Zwiespalts in der modernen Seele stehen, und die Tendenz seiner „Studien und Kritiken" geht dahin, der weichmüthig gewordenen Zeit der Decadenz das wahre Wesen des großen Dichters vor Augen zu stellen. Die Methode, die er dazu wählt, ist nicht die docirende, sondern die gestaltende. Er schreibt eine Reihe von Charakteristiken: Homer, Aeschylus, Dante, Shakespeare. In jedem dieser Dichter werden neben den einzelnen Porträtzügen die allen gemeinsamen Dichtereigenschaften mit Nachdruck hervorgehoben, und es entsteht eine Aesthetik in Einzelbildern.

Jenen Zwiespalt zwischen Ideal und Wirklichkeit, in den der moderne Culturmensch schon durch die erste Erziehung in seiner Jugend gebracht wird, indem er durch Lektüre in ein Reich der Träume gelangt, das sich neben dem Alltag Platz schaffen will, kannten die alten Zeiten nicht, und ihre Dichter waren darum nicht sentimental. Sie lebten und fühlten ganz das, was sie dichteten. Die Schwierigkeiten, die sich heutzutage ihrem Verständniß in den Weg stellen, liegen darin, daß wir diesem ungebrochenen Leben nicht mehr recht nachempfinden können. Gesund ist der Mensch, wenn seine Phantasie nicht in Zwiespalt mit seiner Reflexion steht:

„In der Cultur, dem Reichthum, dem Gehalt, der Beweglichkeit und Grazie der Phantasie besteht die sogenannte Bildung weit mehr als in dem Wissen, das im Gedächtniß ruht, und in der Geschultheit des Verstandes. Von der Phantasie hängt vornehmlich der Culturgrad des Gefühlslebens ab, der Leidenschaften und Affecte der Menschen, in welcher Hinsicht unser Zeitalter entschieden zurückgegangen ist. Man wähne doch nicht, daß das Menschengemüth reine menschliche Gefühle von selbst hervorbringt. So wenig die Geräusche und Schreie der Natur echte Töne im musikalischen Sinne des Wortes sind, so wenig ist der rohe, unreine Ausschrei des Herzens, der Affect ein Gefühl im menschlichen Sinne. Nur ein musikalisches Instrument bringt musikalische Töne hervor, und nur der Mensch, der sein Herz zu einem kunstvollen Instrument gemacht hat, wie der Sänger seine Kehle zum Musikinstrument ausbildet, vermag menschlich zu empfinden. Fühlen ist Kunst, nicht Natur, und die Lehrerin in dieser Kunst ist vor allem die Poesie. Das wußten die Griechen, welche niemand fader, schöngeistiger Gemüthsverweichlichung beschuldigen wird, und darum machten sie die Poesie zur Grundlage des Jugendunterrichts."

Man wird aus diesen Worten erkennen, daß Berger ein Antipode der naturalistischen, ja auch der realistischen Richtung sein muß. In dem Kapitel über Aeschylus, das er zu historischer Darstellung gewisser ästhetischer Fundamentalsätze benutzt, sagt er anknüpfend an den Nachweis, daß sich das hellenische Drama aus dem Chor entwickelte:

„Diejenigen mögen recht haben, welche behaupten: ohne Sinneseindrücke keine Phantasiebilder. Aber die Dichtung kommt aus der Phantasie, nicht aus der Wahrnehmung. Strebt der moderne, den Hellenen, wenigstens ihren Dichtern, wahrscheinlich gänzlich unverständliche Realismus danach, nur solche Phantasien zu haben, welche inhaltlich den Wahrnehmungen der Wirklichkeit gleichen, so wäre das ideale Ziel des hellenischen Bestrebens, den Phantasien, was auch ihr Gegenstand sein mag, die Leibhaftigkeit von Sinneswahrnehmungen zu verleihen. Ein Wesen, das es gar nicht gibt, ein Charakter, der in Wirklichkeit nicht seinesgleichen hat, so imaginirt und dargestellt, daß wir ihn lebendig vor uns zu haben wähnen, — ist das nicht auch Realismus? Hellenisches Kunstziel ist: Verwirklichen des Phantasirten; modernes: Phantasiren des Wirklichen . . ."

Wie Berger den Homer zur Charakteristik der Naivetät, Aeschylus zur Erklärung des Visionären in der Poesie, so benutzt er die Gestalt Dante's, um uns den leidenschaftlichen, pathetischen Dichter voller Kraft vorzustellen:

„Aus seinem Gedicht reden Accente eines Hasses, wie er sonst eher in einer Blutrache zur Aeußerung kommt, ein mächtiger Wille zu seinen politischen Zielen, wie er häufiger die Triebkraft einer Verschwörung ist, als poetischer Begeisterung, eine Festigkeit der Ueberzeugung, die mit ruhigem Gewissen an Feinden, ja an Freunden Blutsentenzen verhängt, ja vollzieht. Die ungebrochene Willens- und Wesenskraft des Mannes der That, der mit all seinen Kräften und Klauen die Wirklichkeit packt, wie etwa ein Bismarck, den wir so oft in unsern Tagen als Beispiel anrufen müssen, um lebendig darzustellen, was eine volle, ungebrochene, ungezähmte Persönlichkeit ist, die redet stumm aus Dante's Gedicht. Dieses erzittert leise von den wuchtigen, innern Arbeiten der Leidenschaften. Denke man sich nur, daß Bismarck die Gabe der Dichtung verliehen wäre!" . . . .

Von Dante schreitet Berger zu Shakespeare vor: seinem Liebling, in den er sich von allen Seiten, als Dramaturg zumal, eingegraben hat. Und hier tritt die Eigenart seiner Aesthetik am klarsten zu Tage. Zunächst entwirft er vom jungen Shakespeare, wie er sich ihn denkt, eine Charakteristik von hinreißender Schönheit und Frische. Dann spricht er vom Meister und führt einen, soviel ich weiß neuen Begriff, den des Schauspielerwissens ein, der sogenannten „Komödiantenbildung", um das Räthsel, das Shakespeare durch den Reichthum seiner Kenntnisse bietet, zu lösen; denn dieses Räthsel hat die ganze Bacon-Theorie verschuldet.

„ . . . All diese haarsträubenden Theorien vernichtet ein Blick in das Theaterleben. Da begegnet uns jene Gattung von Geistesbildung, von welcher die Shakespeare's als ein Prachtexemplar gelten kann, auf Schritt und Tritt. Leider blicken aber die gelehrten Shakespeare-Forscher auf

diese «Komödiantenbildung» so verächtlich hinab, daß es ihnen Blasphemie dünken muß, sich Shakespeare als dieser Gattung angehörig vorzustellen. Sie möchten ihn um jeden Preis zum Gelehrten machen, oder wenigstens zum Genie im allgemeinen. Wie oft trifft man im Theaterleben Leute, die mit verblüffender Sicherheit über alles mögliche Auskunft geben, was zur Sprache kommt, unerschöpflich sind in Erzählungen von Erlebnissen, Bekanntschaften, Anekdoten von sich und andern. Man hört ihnen zu mit Vergnügen und Verdacht, still denkend, ob denn ihre Lebenszeit diese Fülle von Biographie fassen könne. Solche Naturen geben den Schlüssel zur Lösung des Shakespeare-Problems. . . . Das Außerordentliche an Shakespeare ist, daß seine Phantasie von solchem Umfange und dabei von so intensiver Stärke ist, daß sie eine Beherrschung auszuschließen scheint, während er auf der andern Seite über einen derartigen Verstand und eine solche Willenskraft verfügt, wie sie gewöhnlich nur auf Kosten der Phantasie vorhanden sind und wirken können. Diese abnorme Synthesis bis zum höchsten Grade gesteigerter, einander nicht selten bekämpfender Seelenkräfte ist das Wesen des Shakespeare'schen Geistes. . . ."

Alfred von Berger faßt Shakespeare vor allem als den für den unmittelbaren Bedarf seines Theaters schaffenden Theaterdichter auf, dessen geniale Tiefe der Menschenzeichnung zunächst ganz naiv, wie etwas Selbstverständliches hingenommen wurde. Die Renaissancezeit hätte auch die Schauspielkunst neu geboren, indem sie die Darstellung von Charakteren, von ganz individuellen Gemüthsconflicten statt äußerlicher Handlungen, Spectakel und Possen als neue schauspielerische Aufgabe erkannte. Sie entdeckte das Individuum, die Persönlichkeit. Shakespeare erscheint dem Baron Berger förmlich schwelgend in dieser neuen Welt künstlerischer Aufgaben, und von hier aus kommt Berger zu seiner neuen Theorie des „Hamlet". Er versucht in sehr geistreicher Weise den Nachweis zu führen, daß Shakespeare mit dem „Hamlet" — dem durchaus nicht, wie Goethe meinte, zur That unfähigen, schwachen, sondern geistreichen und nervösen, und eben darum viel erwägenden Manne — seinem bedeutendsten Schauspieler Burbadge eine Rolle auf den Leib geschrieben hätte, eine Rolle, in der Burbadge — ebenso feist wie Hamlet — alle seine Kunst und Künste glänzen lassen konnte. Doch macht auf mich Berger's Beweis keinen überzeugenden Eindruck, und ich erwähne diese Theorie nur, um zu zeigen, wie weit er in der Durchführung seiner ästhetischen Grundanschauung geht: die Dichter als Phantasiemenschen zu fassen und das Drama möglichst aus dem Theaterleben und der Praxis heraus selbst zu erklären.

Hingegen erscheint mir der Essay „Otto Ludwig und Friedrich Schiller" als einer der werthvollsten des ganzen Buches, wie er auch tiefgreifender als irgendein anderer Kritiker bisher den Gegensatz zwischen Otto Ludwig und Schiller bloßlegt. Die Ludwig'sche Kritik an Schiller's Dramen, so schneidig sie ist, war doch durch und durch ehrlich und der volle Ausdruck von Ludwig's Natur. Aber eben darin hat sie auch ihre Schranken. Berger formulirt den Gegensatz der beiden Charaktere in folgenden Worten:

„Die charakteristische Grundgeberde des Ludwig'schen Geistes ist die energische Wendung ins Innere; der scharfe, ja stechende, nach innen zielende Blick, der deutlich ausnimmt, was innen dämmerig vorgeht, die monomanisch leidenschaftliche Arbeit an sich selbst, um aus sich das, gerade das zu machen, was das ewig grübelnde Haupt als das Richtige ausgesonnen hat. Und alle Hauptgestalten, die er geschaffen hat, haben diesen Familienzug mit ihrem Erzeuger gemeinsam. . . . . Schiller blickt und strebt nicht nach innen, sein Ziel ist das Dasein eines Werkes, etwas außerhalb seines Bewußtseins, seines Ichs, nicht ausschließlich eine zu erringende, innere Befriedigung. Ihm ist es ebenso leidenschaftlich um das vollendete Kunstwerk zu thun, wie um die Vollendung seiner subjectiven Künstlerschaft. Ludwig verzehrte sich in diesem Bemühen, welches er nicht durchführte in der Form des Schaffens von Werken, sondern von diesen gelöst an und für sich. Man arbeitet am fruchtbarsten an sich durch Arbeiten an etwas außerhalb des eigenen Ichs. . . ."

Ich höre nun mit den Citaten auf, die nur dazu dienen sollten, besser als alle Reden, den geistreichen Autor selbst den Lesern vorzustellen. Auf die genannten Studien folgen noch sehr schöne Aufsätze über Grillparzer, Kleist, insbesondere über Ibsen, Gerhart Hauptmann, in denen Berger Licht und Schattenseiten ihrer Kunst mit Sorgfalt hervorhebt; sein Tadel ist immer mit einer fesselnden Analyse der ganzen Dichtung verbunden, sodaß man den redlichen Ernst des Kritikers und sein Streben, sich in fremde Kunstprincipien einzufühlen, nicht verkennen kann. Hoffentlich wird nun Berger auch jene Anerkennung finden, die ihm zukommt.

Moritz Necker.

Heinrich von Treitschke.

1. Deutsche Kämpfe. Neue Folge. Schriften zur Tagespolitik von Heinrich von Treitschke. Herausgegeben von Erich Liesegang. Leipzig, S. Hirzel. 1896. Gr. 8. 6 M.
2. Heinrich von Treitschke's Lehr- und Wanderjahre 1834—1866. Erzählt von Theodor Schiemann. (Historische Bibliothek. Erster Band.) Herausgegeben von der Redaction der „Historischen Zeitschrift". München, R. Oldenbourg. 1896. Gr. 8. Geb. 6 M.

Vor einigen Monaten konnte in d. Bl. eine Sammlung der bedeutendsten parlamentarischen Reden Heinrich

von Treitschke's als ein Vermächtniß des theuern Todten an die deutsche Nation nicht dringend genug empfohlen werden zu patriotischer Erbauung und zur Stärkung des deutschen Nationalgefühls, dessen unser Volk zur Lösung der ihm von der Vorsehung gestellten Aufgaben so dringend bedarf. Heute richte ich erneut den Blick der Leser dieser Zeitschrift auf den kühnen und wortgewaltigen Politiker, um sie auf ein Werk aufmerksam zu machen, dessen Herausgabe er selbst noch vorbereitet hat, doch nicht mehr erleben sollte. Die Hand des Freundes hat ausgeführt, was das Geschick dem Meister zu thun versagte. Im Nachlasse Treitschke's fand sich ein Verzeichniß derjenigen seiner Aufsätze, die er unter dem Sammeltitel „Deutsche Kämpfe. Neue Folge" (Nr. 1), im Anschluß an die frühere Sammlung „Zehn Jahre deutscher Kämpfe" zu vereinigen beabsichtigt hatte. Die von Treitschke selbst ausgewählten Aufsätze sind meist in den Jahren 1879—92 in den „Preußischen Jahrbüchern" erschienen, deren rüstigster und geistig bedeutendster Mitarbeiter Treitschke einunddreißig Jahre lang war; der Herausgeber Liesegang hat im Einvernehmen mit einigen der engern Freunde des Verstorbenen noch drei weitere Veröffentlichungen mehr persönlichen Charakters zugefügt und eine improvisirte Ansprache, die Treitschke am 19. November 1880 als Antwort auf eine studentische Huldigung an seine begeisterten Hörer richtete. Es ist bedauerlich, daß er nicht auch noch an den Schluß der Sammlung die herrliche Rede „Zum Gedächtniß des großen Krieges", mit der Treitschke am 19. Juli 1895 die große nationale Gedächtnißfeier der Ruhmesthaten deutscher Heere einleitete, und die politisch und historisch so bedeutsame Rede zur dreihundertjährigen Geburtstagsfeier Gustav Adolf's aus dem Jahre 1894 gestellt hat; der Umfang des Buches wäre dadurch zwar um etwa vier Bogen gewachsen, aber der Inhalt des Bandes auch um zwei überaus werthvolle Stücke bereichert worden, die wir in ihren Separatdrucken ungern außerhalb der Sammlung stehen sehen. In dieser Form theilen sie das Schicksal aller Broschüren, gelesen und weggelegt zu werden zu dem Haufen der zur Makulatur bestimmten Tagesliteratur — und solches Schicksal haben sie nicht verdient: wie in dieser der von den Regungen der Reformation überzeugte, starkgläubige Protestant, so spricht in jener der für sein Vaterland begeisterte Patriot mit ernster Mahnung zum deutschen Volke, und wahrlich, nicht oft genug kann unser Volk aus dem Brunnen Treitschke'scher Vaterlandsliebe und Frömmigkeit Begeisterung trinken.

Die neue Sammlung wird eingeleitet durch einen Aufsatz, der in der frühern Sammlung publicistischer Schriften den Schluß bildete und hier nach Treitschke's Willen wiederholt wird. Er ist „Unsere Aussichten" betitelt und ist unter dem Eindruck des Vertrags vom 7. October 1879 geschrieben, der das neue Deutsche Reich in enge Allianz mit Oesterreich brachte und den Zweibund als geschlossene Macht dem von Panslawismus und Chauvinismus beherrschten Rußland gegenüberstellte, um den Frieden Europas durch eine neue und stärkere Bürgschaft zu sichern. Vor unsern Augen erhebt sich die gewaltige Gestalt des klugen Reichskanzlers, der mit scharfem Blick die Zeichen der Zeit erkennend das auf persönlichen Sympathien der drei Kaiser beruhende Drei-Kaiser-Verhältniß nicht mehr stark genug erachtete, den ängstlich gehüteten Frieden zu erhalten und im rechten Augenblick bei dem österreichischen Kaiserstaate eine auf Interessengemeinschaft beruhende und durch die Sympathie der Völker getragene Allianz suchte. Er ist ihm sozusagen der feste Punkt in der Flucht der Erscheinungen, in einer Welt voll Gärung der Trost und Hort der friedebedürftigen Völker. Im Osten rückt der Kampf zwischen Rußland und England um die Herrschaft Asiens näher und näher, im Südosten ist die orientalische Frage wieder eröffnet worden, und im Westen lauert das revanchegierige Frankreich des günstigen Augenblicks. Was brauchen wir, fragt Treitschke, in solcher Lage? und seine Antwort lautet: eine starke Regierung, treue Eintracht zwischen der Krone und dem Volke. Er findet, daß die preußische Wählerschaft diese Nothwendigkeit begriffen und in den Wahlen zum Landtage dieser Ueberzeugung durch die Wahl conservativer Männer Ausdruck gegeben hat. Erfüllt ihn als Patrioten diese Thatsache schon mit freudiger Hoffnung, da sie ihn große Beschlüsse im Sinne der Kräftigung der Reichsgewalt erwarten läßt, so ist ihm das „Erwachen des Volksgewissens" ein noch erfreulicheres Symptom einer bessern Zukunft. „Die wirthschaftliche Noth, die Erinnerung an so viele getäuschte Hoffnungen und an die Sünden der Gründerzeiten, der Anblick der zunehmenden Verwilderung der Massen, die mit der Verbreitung der Geheimkünste des Lesens und Schreibens mindestens gleichen Schritt hält, und nicht zuletzt das Gedächtniß jener Greueltage vom Frühjahr 1878 — das alles hat Tausende zum Nachdenken über den Werth unserer Humanität und Aufklärung gezwungen. Tausende fühlen, daß wir Gefahr laufen, über unserm Bildungsdünkel den sittlichen Halt des Menschenlebens ganz zu vergessen." Unter den Symptomen der tiefen Umstimmung, die durch unser Volk im Jahre 1879 ging, hebt Treitschke am Schlusse des Aufsatzes die leidenschaftliche Bewegung gegen das Judenthum hervor, doch nicht, um sie zu tadeln, sondern um ihr eine gewisse Berechtigung zuzugestehen. Als er diese Sätze niederschrieb, die weit entfernt von den Thorheiten des Radau-Antisemitismus — die scharf verurtheilt werden — die Judenfrage in ihrem sittlichen Kern und in ihrer nationalen Bedeutung erfassen, da ahnte er nicht, daß er selbst bald darauf der Gegenstand harter Angriffe der Philosemiten werden und zu scharfer Abwehr von Verdächtigungen und Lügen sich gezwungen sehen würde. Diese Aufsätze zur Judenfrage schließen sich dem ersten Aufsatze an, und wir möchten sie nicht missen. Die Forderung, die Treitschke an die in Deutschland lebenden Juden richtet, ihre Absonderung aufzugeben und Deutsche zu werden ohne jeden Rückhalt, wie die französischen

Juden sich als Franzosen, die englischen als Engländer fühlen, hat nichts gemein mit den Bestrebungen der antisemitischen Agitation, die das einzige Rettungsmittel in einem dem 19. Jahrhundert unwürdigen Gewaltact, der Rücknahme der Emancipation, erkennt, und kann von jedem Deutschen, der sein Volksthum liebt und den Frieden unter den Bekenntnissen als Grundlage unsers paritätischen Staates anerkennt, unterschrieben werden. Der fünfte Aufsatz bietet Materialien zur Geschichte des preußisch-russischen Bündnisses. Er verdankt seine Entstehung einer literarischen Kritik, zu der das Buch eines anonymen Scribenten: „Berlin und Petersburg", den Historiker herausforderte. Mit Schärfe weist Treitschke die Tendenz des Buches zurück, die darauf hinausgeht, Deutschland und Rußland miteinander in Kampf zu bringen — um der Balten willen, die so gern die eigene Sache zu einer Angelegenheit des Deutschen Reiches machen möchten. Der Verhetzung des Balten gegenüber weist der preußische Patriot auf die traditionelle Freundschaft hin, die von 1802 bis 1879 zwischen Preußen (Deutschland) und Rußland bestand und beiden Theilen zum Segen gereichte. Die Wahrheit, daß zwischen Rußland und Deutschland ein vernünftiger Kriegsgrund sich nicht finden läßt, dagegen alles für die Erneuerung des alten freundnachbarlichen Verhältnisses spricht, leuchtet aus den Ausführungen des Historikers so eindringlich hervor, daß dem jetzt lebenden Geschlecht der Epigonen der Diplomatie nicht dringend genug das Studium der Frage an der Hand der Geschichte empfohlen werden kann. All die Druckerschwärze, die jüngst in deutschen Zeitungen über die „Enthüllungen" der „Hamburger Nachrichten" vergeudet worden ist, hätte nützlicher verwendet werden können, wenn die officiösen und liberalen Stimmungsmacher sich ein bischen mehr in die Geschichte und ihre Lehren versenken wollten. Es würde selbstverständlich den Rahmen einer Anzeige weit überschreiten, wollte ich auf den Inhalt jedes einzelnen der neunundzwanzig Aufsätze näher eingehen. Naturgemäß berühren sich einzelne mit andern derselben Sammlung ihrem Inhalte nach, aber niemand hat die Empfindung lästiger Wiederholung. Das gilt besonders von den Aufsätzen, die „Zur Lage" überschrieben und bestimmt sind, am Schlusse eines gewissen Zeitabschnittes die Ergebnisse der abgeschlossenen Periode zusammenzufassen und die Aufgaben der Zukunft aufzustellen. Mit aufmerksamem Blicke verfolgt der Publicist die Entwickelung des deutschen Volkes; bald mahnend und warnend, bald weisend und lehrend erhebt er seine Stimme, und doch niemals im Tone des alles besser wissenden und jeden meisternden Journalisten, sondern in dem des treuen Patrioten und des Propheten der nationalen Zukunft. Ueberall bietet er sich selbst; auf alles drückt er den Stempel des Eigenen, Persönlichen, Selbsterlebten und Selbstempfundenen; da ist nichts von tödtender Phrase, alles ist belebende Wahrheit. Wer Anfang und Ende des Buches miteinander vergleicht, der wird den innern Druck verstehen, unter dem Treitschke in den letzten Jahren lebte — er ist hervorgerufen durch den Gegensatz, den die Namen Bismarck und Caprivi für den Vaterlandsfreund bedeuten. Mit einem begeisterten Lobe der Bismarck'schen Staatskunst hebt das Buch an, mit einer vernichtenden Kritik des Caprivianismus schließt es, der mit seinem Götzendienst an der Leiche Windthorst's sich in den Augen jedes deutschfühlenden Patrioten selbst das Urtheil gesprochen hat.

Die Verlagsbuchhandlung hat den Band bei billigem Preise vornehm ausgestattet, wie solche Bücher es verdienen. Dem Herrn Herausgeber notiren wir zu künftiger Verbesserung einige Fehler: Seite 350, Zeile 13 v. o. ist zu lesen: „England ist heute der Hort (nicht der Ort) der Barbarei"; S. 370, Z. 8 v. u. „Von solchen Gedanken königlicher Ehrsucht (nicht Ehrfurcht) erfüllt"; S. 412, Z. 14 v. u. „die öffentlichen Schulen auszubeißen (nicht auszubeinen) suchen.

Ueberraschend schnell ist auf den Tod Treitschke's eine Biographie des Gestorbenen (Nr. 2) gefolgt, richtiger gesagt der erste Band einer solchen, da sich der Verfasser, Professor Theodor Schiemann in Berlin, damit begnügt hat, zunächst Treitschke's Leben bis zur Wendung von 1866 — die Lehr- und Wanderjahre — darzustellen. Ich muß gestehen, daß mich einiges Misbehagen über solche Schnellarbeit ergriff; am 28. April 1896 starb Treitschke, vom August datirt die Vorrede des Buches, und so fällt in die Zeit von knapp vier Monaten die Durchforschung eines — wie der Verfasser selbst gesteht — sehr reichen Materials von Briefen, die literarische Ausbeutung und Darstellung des aus dem Studium der Briefe gewonnenen geschichtlichen Rohstoffes, ganz abgesehen von dem für ein Lebensbild Treitschke's ganz unerläßlichen Studium seiner publicistischen Arbeiten und historisch-politischen Aufsätze, und der Druck des siebzehn Bogen starken Buches. Das ist eine fast unheimliche Leistung, die noch unheimlicher wird, wenn man bedenkt, daß die Sammlung und Ordnung dieses Materials doch mindestens zwei Monate in Anspruch genommen hat. Aber ich muß doch auch gestehen, daß die Lektüre mich angenehm enttäuscht hat. Schiemann hat sich offenbar mit großem Eifer und mit herzlicher Liebe in den Gegenstand versenkt und schildert mit Wärme Leben und Entwickelung des großen Historikers, der mit seinem starken Glauben an den deutschen Beruf Preußens Recht behielt gegenüber allen Zweifeln particularistischer Gegner und großdeutscher Doctrinärs. Aber es ist dringend zu wünschen, daß recht bald eine Ausgabe der Briefe erfolge, die das reiche Geistes- und Gemüthsleben des Dahingeschiedenen mehr erschließen werden, als jede Biographie es vermag; die Proben, die Schiemann seinem Buche einverleibt hat, sind so reizvoll, daß man nach mehr solcher Kost verlangt. Man darf wohl hoffen, daß Schiemann selbst sich dieser Aufgabe unterziehen wird. Dann erst wird man in der Lage sein, im einzelnen nachzuprüfen. An Irrthümern sind mir aufgefallen: Seite 194, Zeile 13 v. u.: statt: 24. Mai, lies: 26. Mai 1863;

S. 251, Z. 3 v. o.: st.: 17. Juni, l.: 14. Juni 1866;
S. 259, Z. 15 v. u.: st.: 11. März, l.: 4. März 1866.
Im Anhang theilt Schiemann einige Studentenlieder mit, die Treitschke verfaßte, sowie den Entwurf zu einem unvollendeten Trauerspiel „Heinrich von Plauen".

Horst Kohl.

Alterthum und Gegenwart.

1. Aus Alterthum und Gegenwart. Gesammelte Abhandlungen von Robert Pöhlmann. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck). 1895. Gr. 8. 7 M.
2. Sechs ungedruckte Aufsätze über das classische Alterthum von Wilhelm von Humboldt. Herausgegeben von Albert Leitzmann. (Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts. Herausgegeben von August Sauer. Nr. 58—62. Neue Folge Nr. 8—12.) Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. 1896. 8. 3 M.

Es ist bei vielen zum Glaubenssatze geworden, daß das Alterthum, so ideal im ganzen und so vorbildlich in mancher Beziehung es auch für uns noch erscheine, doch für den Kampf der Gegenwart um die moderne Weltanschauung und um die weitere sociale Entwickelung bedeutungslos, ja sogar hinderlich sei. Nun aber wird die Ansicht, daß nichts geeigneter sei als Rüstzeug für den genannten Kampf als gerade das Studium des Alterthums, jetzt mit allem Nachdruck vertreten, und zwar von keinem Schwärmer, sondern von einem gründlichen Historiker und Nationalökonomen, einer Autorität auf dem von ihm hauptsächlich angebauten Gebiete der Geschichtswissenschaft, von Robert Pöhlmann, der schon im Titel seines Buches „Aus Alterthum und Gegenwart" (Nr. 1) der Ueberzeugung von dieser Wechselwirkung hat Ausdruck verleihen wollen. Es bedurfte keiner besondern Rechtfertigung, daß er eine Reihe an verschiedenen Orten schon veröffentlichter Aufsätze zu einem Buche vereinigt hat. Sie sind von allgemeinstem Interesse und bewegen sich zudem in verwandten Ideenkreisen. Kennzeichnend für den ganzen Standpunkt des Verfassers ist gleich die erste Abhandlung: „Das classische Alterthum in seiner Bedeutung für die politische Erziehung des modernen Staatsbürgers." Er geht von der Voraussetzung aus, daß alle in der Schule gewonnene Kenntniß dazu da ist, bestimmend auf das Handeln einzuwirken, und daß insbesondere das geschichtliche Wissen zugleich dem vollen Verständniß des Lebens und der Gegenwart dienen soll. Weit entfernt, ein Hinderniß dieser Forderung zu sein, kommt ihr die Kenntniß vom Alterthum vielmehr in allen Stücken entgegen, und hat diesen ihren Beruf auch bisher schon reichlich erfüllt. „Denn" — wie Pöhlmann schreibt — „ein streng humanistisch geschultes Geschlecht war es, welches nicht nur in dem heißen Ringen der Geister um die Verwirklichung des nationalen Staates die Führung übernommen, sondern welches auch diesem Staate die Mitarbeiter an seinem großen socialreformatorischen Werke gestellt hat. Eine auf humanistischer Grundlage erwachsene Wissenschaft war es, welche sich zum Träger jenes gewaltigen Umschwunges des modernen Geisteslebens gemacht hat, dem wir eine höhere, socialethische Auffassung des Güterlebens, eine unendlich vertiefte Anschauung von Wesen und Beruf des Staates, ein lebendigeres Staatsgefühl, zunehmenden Sinn für sociale Gerechtigkeit, kurz alle die geistigen Errungenschaften verdanken, ohne welche die reformatorische Wirksamkeit des heutigen Staates überhaupt nicht möglich wäre. Und haben die Träger dieser großen socialen und geistigen Bewegung selbst es etwa als eine Fessel, als eine Hemmung empfunden, daß sie erst durch die Schule der Antike haben gehen müssen? Hat nicht vielmehr gerade diejenige Wissenschaft, die recht eigentlich im Mittelpunkt der culturpolitischen Interessen der Gegenwart steht, die Nationalökonomie und Gesellschaftswissenschaft, den unvergänglichen Bildungswerth der Geschichte des Alterthums eben für diese Interessen laut und rückhaltlos anerkannt?" So finden die socialpolitischen Bestrebungen der Alten an Pöhlmann einen beredten Anwalt. Ist doch sogar die Idee eines socialen Königthums ihnen zuerst aufgegangen. Aber freilich, wenn das zu lösende Problem darin bestand, den im Menschen schlummernden Drang nach Freiheit in rechten Einklang zu setzen mit den Anforderungen des Staates, so ist dies den Hellenen nicht gelungen. Gleichwol bietet das Studium dieses vergeblichen Ringens manchen Vortheil vor dem Hinweis auf positive Errungenschaften der neuern Zeit. Die hohe Achtung für eine wahrhaft freiheitliche Gestaltung des Staatslebens, wie sie die Betrachtung des Alterthums lehrt, kann — das hebt Pöhlmann besonders hervor — bei der Erziehung nicht entbehrt werden, und wie sehr gerade die abgeschlossen vor uns liegenden antiken Verhältnisse lehrreich sind, ist ja auch von andern Seiten schon hervorgehoben worden. Pöhlmann äußert sich darüber folgendermaßen:

„Kann es für eine Erziehung, welche die Geister für die großen socialen Bewegungen und Kämpfe des Jahrhunderts vorbereiten und ausrüsten will, ein werthvolleres Bildungsmittel geben als diese Geschichte von Hellas und Rom, wo wir auf beschränktem Raume in den einfachsten, durchsichtigsten Formen, in plastischer Anschaulichkeit und Klarheit, weil in voller Freiheit und Oeffentlichkeit, die Factoren und Kräfte sich entwickeln und am Werke sehen, deren Kenntniß und richtige Beurtheilung die Grundbedingung des Verständnisses von Staat und Gesellschaft, die Voraussetzung aller politischen Bildung ist? Wie viel leichter kommen hier einem noch ungeschulten politi-

schen Denken die Causalzusammenhänge zum Bewußtsein, wo infolge der Kleinheit des Raumes das Spiel der staatlichen Kräfte in raschem Wechsel von Wirkung und Gegenwirkung sich bewegte und daher die zeitlichen Abstände von Ursachen und Wirkungen so viel geringer waren als in unsern Großstaaten!"

Eine natürliche Folge der Anschauungen des Verfassers ist, daß er an die Lehrer der humanistischen Schulen die größten Anforderungen stellt. Sie müssen zugleich auf der Höhe historisch-politischer Anschauung stehen. Auch wir sind der Ansicht, daß der allseitig und gründlichst Gebildete für diesen Beruf gerade gut genug ist. Und doch möchten wir dem Verfasser in einem Punkte widersprechen. Wenn er behauptet: „Die gesammte griechisch-römische Lektüre hat der Philologe zu einer Vorschule politischen Denkens zu machen", so geht er damit sicher zu weit. Glücklicherweise hat das Alterthum noch viele andere Seiten außer der politischen, und darunter manche, die dem jugendlichen Gemüth mehr zusagen als die politische. Die eben berührten Ansichten des Verfassers kommen auch in dem zweiten Aufsatze: „Zur Methodik der Geschichte des Alterthums", zur Geltung. Wir geben dem Verfasser zu, daß manche Disciplinen des Alterthums, vorwiegend die geschäftlichen, die dem Gelehrten in seiner Studirstube fremder waren, bisher zu sehr als todtes Material und zu wenig vom Standpunkt der modernen Volkswirthschaft behandelt worden sind. Aber auch hier ist der Historiker und Nationalökonom nicht der einzige, von dem der Philolog zu lernen hat. Wenn es gilt, das Wesen der tragischen Katharsis zu verstehen, wird er von der modernen Volkswirthschaft nichts lernen. Vor allem wird er die Welt des Alterthums selbst, in ihren vielfachen Aeußerungen, erst einmal gründlich kennen müssen. Dann aber gilt allerdings Pöhlmann's Satz: „Wenn uns das Alterthum lebendig werden soll, so kann dies nur durch eine Forschung geschehen, die selbst mitteninne steht im lebendigen Strome modernen Geisteslebens."

Wie vielfach nimmt Homer die geistige Thätigkeit in Anspruch, und wie viele Generationen sind durch ihn entzückt worden, ohne von der volkswirthschaftlichen Erklärung etwas zu wissen, die uns Pöhlmann jetzt darbietet. Trotzdem muß ein jeder Philolog es diesem Dank wissen, daß er von seinem Standpunkte aus Streiflichter auf dieses dunkle Gebiet fallen läßt. Wir haben vor längerer Zeit in d. Bl. ein Buch von L. Erhardt: „Ueber die Entstehung der Homerischen Gedichte", besprochen, das auch Pöhlmann Veranlassung zu kritischen Betrachtungen gegeben hat. Erhardt war an seine Arbeit gegangen in der Absicht, durch Lösung der Frage einen festen Untergrund für die Darstellung der staatlichen und gesellschaftlichen Zustände des Homerischen Zeitalters zu schaffen, und war zu dem Ergebniß gelangt, daß das dichtende Volk bei der Entstehung der Homerischen Gedichte die wichtigste Rolle gespielt habe. Fast scheint es zunächst, als wollte auch Pöhlmann in dieselben Bahnen einlenken, wenn er als wesentlichen Mangel der modernen Homer-Forschung und auch der Erhardt's den bezeichnet, daß sie zu wenig Rücksicht nehme auf eine in diesem Jahrhundert so reichlich erschlossene Erkenntnißquelle, „auf die vergleichende Beobachtung der thatsächlichen Entwickelung der epischen Volkspoesie bei jenen Völkern der Neuzeit, bei denen bis tief in unser Jahrhundert hinein die epische Poesie im Munde des Volkes noch lebendig war (und es theilweise noch ist), bis sie schriftlich aufgezeichnet ward". Wir bedauern es nicht, wenn man bei der so schwierigen Frage diese vermeintlichen Analogien aus dem Spiele läßt. Homer bleibt ein Phänomen. Auch Pöhlmann hat sich dieser entscheidenden Thatsache nicht verschließen können. Und wenn er auch in ziemlich ausgedehntem Maße Homer auf vorausgehenden Liedern volksmäßiger Sänger fußen läßt, so zeigen doch seine weitern Bemerkungen, wie viel individuelles Verdienst er diesem Homer zuschreibt.

Daß wir mit Recht vorsichtig sind in der Uebertragung anderwärts beobachteter epischer Gepflogenheiten auf die Entstehung der Homerischen Gedichte, darin bestärkt uns der Verfasser selbst, wenn er Einspruch erhebt gegen die heutzutage beliebte Methode, vorausgesetzte volkswirthschaftliche Zustände in den Homer hineinzuinterpretiren. Die Homerischen Culturverhältnisse — das wissen wir längst — sind gar nicht so primitiv, wie sie vielen erscheinen, und was insonderheit die Frage der Feldgemeinschaft anlangt, so zeigt Pöhlmann durch scharfsinnige und geistvolle Erklärung der einschlagenden Stellen, daß nichts zwingt, sie als einzige oder wesentliche Form des Besitzes bei Homer anzunehmen. Auf Homerischem Boden bewegt sich auch der Aufsatz „Aus dem Homerischen Mittelalter", in dem gezeigt wird, daß entgegen den optimistischen Anschauungen des spätern Griechenthums schon frühzeitig die wirthschaftliche Zersetzung der Bevölkerung begonnen hat. „Wenn selbst in dem Idealbild, welches das Epos von der ritterlichen Welt entwirft, das wirthschaftliche Moment so stark hervortritt, wie viel mehr muß dies noch in der Wirklichkeit der Fall gewesen sein." „Das romantische Element im Communismus und Socialismus der Griechen" bildet das Thema eines besondern Aufsatzes, der zu den interessantesten gehört. Der socialistische Utopismus des 4. Jahrhunderts ist aber nur das eine Symptom der fortschreitenden Auflösung, ein anderes ist das Auftreten monarchischer Ideen in Literatur und Wissenschaft. Darüber handelt der Artikel „Die Entstehung des Cäsarismus". Damit ist dann der Kreis geschlossen, auf den der Verfasser schon in der ersten Abhandlung hingewiesen hatte. Ergänzend tritt hinzu der Aufsatz über „Die Wohnungsnoth der antiken Großstädte", in dem sich des Verfassers Methode der vergleichenden Behandlung antiker und moderner Verhältnisse in besonders glänzendem Lichte zeigt. Die weitern Arbeiten beurtheilen bedeutende neuere Geschichtswerke, indem sie die

von dem Verfasser hauptsächlich vertretene Geschichtsauffassung als Maßstab anlegen. Wir empfehlen das Buch allen Lesern dringend. Es gehört zu den gediegensten und anregendsten, die wir in den letzten Jahren in die Hand bekommen haben.

Es ist ein seltsames Zusammentreffen, daß eben jetzt, wo immer dringender auf die praktische Verwerthung der in dem realen Leben der Alten liegenden Bildungsmittel hingewiesen wird, uns Aufsätze eines Mannes zugänglich gemacht werden, der mehr als je ein Humanist von dem Werthe der rein geistigen Beschäftigung mit den Alten durchdrungen war: Wilhelm von Humboldt's. Der Güte der Besitzerin des Schlosses Tegel, Frau Konstanze von Heinz, geborenen von Bülow, einer Enkelin Humboldt's, verdankt es Albert Leitzmann, daß es ihm vergönnt war, „Sechs ungedruckte Aufsätze über das classische Alterthum von Wilhelm von Humboldt" (Nr. 2) zu veröffentlichen. Es klingt darin wie eine Stimme aus dem Jenseits, wie eine Antwort auf die jetzt beliebte Verkleinerung der Männer, die wie in der Zeit der Renaissance so namentlich auch im vorigen Jahrhundert in der Beschäftigung mit dem classischen Alterthum eine Quelle wahrer Erquickung gefunden haben. Das Verhältniß Humboldt's zum classischen Alterthum wird von Leitzmann in seiner Einleitung allseitig beleuchtet. Von besonderer Bedeutung wurde für Humboldt seine nähere Bekanntschaft mit Friedrich August Wolf in Halle. Damit hängt die erste ausführliche Darstellung der Ideen über Werth und Bedeutung der Beschäftigung mit dem griechischen Alterthum zusammen, die Skizze „Ueber das Studium des Alterthums und des Griechischen insbesondere". Zu ihr sind auch Bemerkungen erhalten, die Schiller und Dalberg hinzugefügt haben. Neue Anregungen, sich mit diesen Fragen zu beschäftigen, empfing Humboldt, als er 1794 mit Schiller in andauernden Verkehr trat. Freilich ging er nicht ohne Bedenken an seine Arbeit. Die Griechen waren ihm zu heilig, um sie anders als mit einer gewissen Würde zu nennen. „Man muß es erst verdienen, von ihnen reden zu dürfen." Er trug sich mit dem Gedanken, ein Bild des griechischen Dichtergeistes in wenigen charakteristischen Zügen und mit einigen hervorstechenden Beispielen zu entwerfen. Doch schränkte er schließlich sein Thema ein in einer Abhandlung über Pindar, die zum Theil skizzirt und auch lückenhaft überliefert, doch die wesentlichen diesen Dichter betreffenden Fragen erörtert. Etwa in dieselbe Zeit mögen die „Betrachtungen über die Weltgeschichte" fallen, in denen der Verfasser seine lediglich mit den in der Natur selbst wirkenden Kräften rechnenden Anschauungen in kurzen Zügen darlegt. In die Zeit der Reisen führt uns der Aufsatz „Ueber das antike Theater in Sagunt". Er war wie manches andere in jener Periode Geschriebene für Goethe bestimmt. Doch ist es, wie der Herausgeber meint, leicht möglich, daß die Arbeit ihrem Adressaten nie zu Gesicht gekommen ist. Abgesehen von der trefflichen Localschilderung und dem sorgfältigen Fundberichte hat diese Darstellung für uns heute keine wesentliche Bedeutung mehr. Doch zeigt Humboldt für seine Zeit sehr gediegene Kenntnisse der den Theaterbau betreffenden Fragen. Natürlich fehlt es auch nicht an Irrthümern. Am wunderlichsten ist folgender. Humboldt redet von der Thymele, einer Erhöhung in der antiken Orchestra, und den danach benannten Thymelikern, und bemerkt dazu: „Darum ladet Martial seine Domitia ein, seine Gedichte mit der heitern Stirn zu lesen, mit der sie auf die Thymele und den latrinischen (doch wol nur Druckfehler für latinischen) Gaukler schaute." In einer Anmerkung erklärt Leitzmann, daß das betreffende Gedicht nicht an Domitia, sondern an den Kaiser gerichtet ist. Er hätte aber vor allem bemerken sollen, daß hier von der Mima Thymele und dem Mimen Latinus die Rede ist.

Der Schwerpunkt der Veröffentlichung liegt in den beiden letzten Aufsätzen: „Latium und Hellas oder Betrachtungen über das classische Alterthum" und „Geschichte des Verfalls und Unterganges der griechischen Freistaaten". Sie stammen aus der Zeit des römischen Aufenthalts Humboldt's, aus der Zeit also, wo er den Zauber der antiken Welt unmittelbar verspürte. Freilich fehlt es auch hier nicht an Bemerkungen, die den Widerspruch herausfordern, wie die Seite 131, daß von den Philosophen zuerst Sokrates und Plato gegen die Immoralität der alten Götter geeifert hätten, oder auch die auf Seite 141: „Die Bedrückung der niedrigen Bürger durch die vornehmern, und der Armen durch die Reichen war den griechischen Staaten fremd und schlich sich in keiner Zeit ein." Auch wird mancher an den bisweilen sehr abstracten Ideengängen des Verfassers Anstoß nehmen. Aber nicht minder oft muß er sich fortgerissen fühlen durch die Höhe der Anschauung und durch den Schwung der Darstellung. Zur Charakterisirung dieser Anschauungen heben wir einige Stellen heraus. Es heißt da z. B.: „Die Deutschen besitzen das unstreitige Verdienst, die griechische Bildung zuerst treu aufgefaßt und tief gefühlt zu haben; zugleich aber lag in ihrer Sprache schon vorgebildet das geheimnißvolle Mittel da, ihren wohlthätigen Einfluß weit über den Kreis der Gelehrten hinaus auf einen beträchtlichen Theil der Nation verbreiten zu können. Andere Nationen sind hierin nie gleich glücklich gewesen, oder wenigstens haben ihre Vertraulichkeit mit den Griechen weder in Commentaren, noch Uebersetzungen, noch Nachahmungen, noch endlich (worauf es am meisten ankommt) in dem übergegangenen Geiste des Alterthums auf ähnliche Weise bewiesen. Deutsche knüpft daher seitdem ein ungleich festeres und engeres Band an die Griechen als an irgendeine andere, auch bei weitem näher liegende Zeit oder Nation." Wir schöpfen aus der Betrachtung der Griechen etwas mehr als Irdisches, ja beinahe Göttliches. „Denn welchen andern Namen soll man einer Erhabenheit geben, deren Unerreichbarkeit, statt

muthlos zu machen, aufrichtet und zur Nacheiferung anspornt? Wenn wir unsere beschränkte, engherzige, durch tausend Fesseln der Willkür und der Gewohnheit gedrückte, durch zahllose kleinliche, nirgends tief ins Leben eingreifende Beschäftigungen zersplitterte Lage mit ihrer freien, rein nach dem Höchsten in der Menschheit strebenden Thätigkeit, unsere mühevoll durch wiederholte Versuche langsam reifenden Werke mit ihren, die dem Geist, wie aus freier Fülle, entströmten, unser dumpfes Hinbrüten in klösterlicher Einsamkeit oder gedankenloses Umtreiben in lose verknüpfter Geselligkeit mit dem heitern Frohsinn ihrer, durch jede heiligste Bande befestigten Bürgergemeinschaft vergleichen: so müßte, sollte man denken, das Andenken an sie uns traurig und niedergeschlagen machen, wie den Gefangenen die Erinnerung an ungehemmten Lebensgenuß, den Kranken das Andenken an ungeschwächte Gesundheit, den Bewohner des Nordens das Bild eines italienischen Frühlingstages." Aber gerade das Gegentheil ist, wie Humboldt zeigt, der Fall. Und er nennt es ferner bemerkenswerth, daß die Werke der Alten bei jeder Nation, jedem Alter, jeder Lage des Gemüths Eingang finden, da das Moderne, so wie es aus einer minder allgemeinen und objectiven Stimmung entspringt, ebenso auch eine mehr eigenthümliche und subjective verlangt. „Shakespeare, Dante und Cervantes werden nie eine so allgemein verbreitete Wirkung hervorbringen als Homer, Aeschylus oder Aristophanes." Humboldt verwahrt sich selbst gegen den Vorwurf, aus Parteilichkeit zu übertreiben. „Nicht sie selbst waren gleichsam überirdische Wesen, nur ihr Zeitalter war so glücklich, daß es jede schönere Eigenthümlichkeit, die sie besaßen, voll und bestimmt aussprach." Wir müßten noch viel citiren, wollten wir den Gedankengehalt dieser Abhandlungen auch nur einigermaßen ausschöpfen. Das wird jedem klar geworden sein, die Auffassung Humboldt's fällt nicht mit der von Pöhlmann vertretenen zusammen. Dieser hält sich an die Wirklichkeit, Humboldt idealisirt, doch nicht mehr als jeder Künstler idealisiren muß. Beide Auffassungen haben ihre Berechtigung. Denn das ist eben das Große am Alterthum, daß es die verschiedensten Arten des Genusses zuläßt, daß es für uns nicht nur die Ideale enthält, die uns zu hoher Auffassung des Lebens begeistern, sondern daß auch die realistische Betrachtung seines warm und voll pulsirenden Lebens den modernen Menschen fesselt und zugleich fördert.

Richard Opitz.

Erzählungen und Novellen.

1. Der Zauberer Cyprianus. Eine Legende. Von Ernst von Wildenbruch. Berlin, Freund u. Jeckel (Carl Freund). 1896. 8. 3 M.

Wie natürlich, trägt diese Erzählung in der Grundidee einen mit von Wildenbruch's erster Legende „Claudia's Garten" verwandten Charakter. Diesmal gibt den räumlichen Hintergrund das üppige und witzige Antiochien, den zeitlichen die Regierung Diocletian's. Beides bietet dem Dichter ganz ungezwungen Gelegenheit, die volle Kunst lebensvoller Schilderung zu entwickeln, so vor allem im ersten Kapitel. An der Gestalt des Zauberers, die im Mittelpunkt der Handlung steht, scheint der Dichter seine ganze Begabung zu tiefer Versenkung in das menschliche Herz und zu seelenkundiger Vergegenwärtigung fremden Gefühlslebens erprobt zu haben. Auch der Schleier des Geheimnißvollen, der dem Cyprian in den Augen seiner Zeitgenossen etwas Ueberirdisches verleiht, ist zu feiner Wirkung gewoben. Das aber, was am meisten fesselt, ja ergreift, liegt in der künstlerisch gesteigerten Entwickelung des Helden vom wissenschaftlich begründeten Gegensatz zum neuen Glauben bis zum todesfreudigen Bekenntniß des Christenthums. Mag dabei auch das Ineinanderspielen mehrerer Motive etwas trübend und verwirrend wirken: eine reiche, starkbewegte Ausgestaltung der Seelenvorgänge ermöglicht es jedenfalls.

Ein Verdienst der Erzählung stammt nicht aus der Aesthetik: sie verdeutlicht nämlich in anschaulichster Weise Wesen und Wirkung des Märtyrerthums. Ob dazu die peinvolle, so sehr breit ausgeführte Folterscene unentbehrlich war, ob der Dichter ihren grauenvollen Eindruck durch die Halsstarrigkeit und die Ueberzeugungstreue des heidnischen Denkers zu rechtfertigen vermag, bescheide ich mich unerörtert zu lassen.

2. Norddeutsche Leute. Novellen. Von Adalbert Meinhardt. Berlin, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt. 1896. 8. 3 M.

Es ist nicht Willkür, die für diese Novellen diesen Namen erfand. Auch die landschaftliche Schilderung, so treu sie der Natur mitunter in lebensfrischer Anschaulichkeit abgelauscht ist, rechtfertigt für sich den Titel noch keineswegs. Vielmehr haben die Charaktere durchgängig ein gewisses Etwas gemeinsam, was sie als Menschen Eines Schlags erscheinen läßt und eben wol als Norddeutsche von der leichtern, minder schroffen Art Mittel- und Süddeutschlands abscheidet. Diese Eigenheit, mit glücklicher Sicherheit erfaßt, ist mit bewußter Treue dargestellt und durchgeführt. Scheinbar harte, starre, verschlossene Naturen, zeichnet uns A. Meinhardt, Herzen, die nicht leicht zu entzünden sind. Um so nachhaltiger und rückhaltsloser lieben sie da, wo einmal ihr Gefühl eine Wahl traf. Was ist das z. B. für eine seltsame Gestalt, der Onkel Johannes, und doch wie glaubhaft ist des Dichters Zeichnung! Der kernhafte Mann, der das unscheinbare, gelähmte, Mädchen heimführt und dann hegt und pflegt mit rührender Rück-

sicht; aber „lieben?" fragt er, „ich habe sie gern, zu dem Gefühl, von dem du immer schwärmst, bin ich doch wohl zu alt und zu schwer. Wenn man hundert Kilo wiegt . . ." Und daneben diese kindlich-innige Schwärmerei für Männerfreundschaft, die fast an zurückliegende Perioden unserer Nationalentwickelung erinnert. Gleich originell ist die Charakteristik in der ersten Novelle: „To Hus is best." Auch die leise Wehmuth, die über beiden Erzählungen ruht, entspricht der künstlerischen Absicht sehr wohl. Kurz: die „Norddeutschen Leute" seien als gesunde, im besten Sinne unterhaltende Lektüre nachdrücklich empfohlen.

3. Fragwürdige Gestalten. Ein Skizzenbuch. Von Carlot Gottfried Reuling. Berlin, F. Fontane u. Comp. 1895. 8. 2 M.

Schon einigemal habe ich Carlot Reuling in d. Bl. zu erwähnen gehabt, jedesmal mußte ich anerkennen Reichthum und Originalität seiner Phantasie, befreienden Humor bei scharf satirischer Erfassung der Wirklichkeit und ansprechende Formgebung, die sich dem gewählten Stoff aufs glücklichste anzupassen versteht. Auch den vorliegenden Skizzen eignen die nachgerade bekannten Vorzüge von Reuling's Schriftstellerei; nur daß noch mehr als in frühern Werken seine seelenvolle Eigenart zu Tage tritt, die durch den verwirrenden Schein hindurch den Kern, das Wesen zu erkennen vermag und so durch einen verklärenden Schimmer von Poesie dort Theilnahme zu erwecken und menschliches Thun und Lassen begreiflich zu machen versteht, wo die Welt, kurzsichtig oder im Vorurtheil befangen, verdammt. Durchweg heiter zunächst ist der Gänszillich, auch die schwarze Kät' entbehrt noch der Tragik, denn der Ingrimm des Künstlers über die zimperliche Entstellung seiner Schöpfung entladet sich doch nur mit köstlichem Humor. Und das schuldig-unschuldige Werkzeug der Prüderie kommt noch gelind weg mit dem Spottnamen „Aeppelcherschäler", den ihm die Rache des verletzten ästhetischen Gefühls aufbürdet. Wahrhaft tragisch ist dagegen der Conflict in Hermann, dessen Sohnespflicht über den hergebrachten Ehrbegriff obsiegt. Von tiefer Lebenswahrheit sind die Bohémiens, Lieblingsgestalten Reuling's, zwei jener besondern Menschenkinder, die nach Schiller in einem künstlichen Weltalter nicht so recht mehr am Platze sind und in ihrer Zeit wild laufen. Und zu ihrer Naivetät welcher Gegensatz in der satten Selbstgenüge des Hauses Achilles Hinz! — In der Schlußerzählung „Meister Tobias" entfaltet sich alle Liebenswürdigkeit des Dichters. Hier ist der Stoff fast nichts, die Behandlung alles. Aber eben diese dichterische Verklärung des Alltaglebens zweier bejahrter Leute, dazu bewirkt mit den einfachsten Mitteln, macht diese Skizze zur Perle der ganzen Sammlung.

4. Drei Novellen. Von Anselm Heine. Berlin, Gebrüder Paetel. 1896. 8. 5 M.

Beneidenswerthe Sicherheit, mit der Anselm Heine ins volle Menschenleben greift, um die originellsten Stoffe herauszugreifen, beneidenswerth aber weiter die Gabe plastischer Ausgestaltung, durch die dann diese Stoffe zu lebendigen Abbildern der Wirklichkeit geformt werden. Die Anlage der Erzählungen ist im Grunde einfach, Anselm Heine verschmäht augenscheinlich künstliche Mittel. Ihren unverkennbaren Reiz erhalten die Novellen durch die Originalität der Idee, durch die Kraft der Charakteristik und durch größte Anschaulichkeit in der Schilderung. Man lebt mit dem Künstlerehepaar in Klein-Selchow, man macht im „Rosenstock" die ganze Entwickelung vom Lustspiel zum Trauerspiel mit durch, man hört förmlich erst den Ton der Scheinsicherheit, dann den Schrei der Verzweiflung, endlich den Klang bewußter Verlogenheit aus den Worten des Charlatans, der sich zum schöpferischen Künstler selbst steigerte und durch andere steigern ließ. Wohl hat sich Heine's Beobachtung hauptsächlich in den Kreisen der Künstler umgesehen und mit ihnen sich vertraut gemacht. Aber gleich sicher hat sie die Beschränktheit in der Geigerwohnung wie den Luxus der commerzienräthlichen Villa erfaßt. So erscheinen selbst die Milieuschilderungen erträglich, nicht zum mindesten darum, weil gediegener Geschmack und intimes Kunstverständniß sich allenthalben darin aussprechen. — Ich hoffe trotz der Kürze dieser Bemerkungen dem Werke Anselm Heine's einigermaßen gerecht geworden zu sein; jedenfalls wünsche ich es aufrichtig.

5. Duino-Novellen. Von Karl Erdm. Edler. Zweite Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1896. 8. 3 M.

In das Rom des Kaisers Augustus, in die wollustdurchhauchten Kreise der entarteten Cäsarentochter Julia führt die erste Novelle: „Urfinia", in die Vorzeit unsers Volks und in seine Kämpfe mit Rom die zweite Erzählung: „Artemis". Prachtvoll ist in jener der Gegensatz zwischen dem Stillleben und dem Liebesidyll im Landhaus am Castell Pucinum — heute Duino — und dem sinnberückenden, Charaktere zerstörenden Zauber der Welthauptstadt herausgearbeitet, wie überhaupt der Erzähler mit der Contrastirung die schönsten Wirkungen erzielt. Hier habe ich noch zu nennen Julia und Urfinia, Aelianus und Coelius, endlich doch auch die Väter verlorener Kinder: Augustus, den Herrscher Roms, und den dahinsiechenden Greis in Duino. — Weniger einfach und durchsichtig, ja ein eigentliches Phantasiestück, ist die Erzählung von der deutschen Königin Schwanhild und ihrer Liebe zum Anführer der Todfeinde ihres Volks, eine Art Gegenstück zu Penthesilea und Achill. Hier glaubt auch der Verfasser seiner überhaupt gewählten und gehobenen Sprache nach großen Mustern eine alterthümelnde Färbung geben zu sollen. Man streitet heutzutage über solche Versuche oder Bemühungen nicht mehr. Liebhaber des geschichtlichen Romans werden sich ja auch nicht an dem etwas befremdenden Altdeutsch stoßen. Jedenfalls sind beide Novellen schwungvoll geschrieben, sind rein von jeglicher Ueberladung mit wissenschaftlichem Beiwerk und berichten in anziehender Form auch unserer Zeit verständliche Menschenschicksale.

6. Vergelt's Gott. Skizzen und Stimmungen von Marie von Glaser. Berlin, Gebrüder Paetel. 1896. 8. 4 M.

In sinniger Weise knüpft das Vorwort wie die Schlußerzählung dieses Buches an das Titelwort an, jenes mit einem Vergelt's Gott! an alle Freunde, Förderer, Gönner und Lehrer der Prosadichterin, dieses mit einer rührenden Auslegung des Vergelt's Gott! des armen Kindes, das in der Winterkälte Papierrosen feilbietet. Stimmungsvoll, wenn das Wort je am Platze war, darf es von dieser ganzen Sammlung gebraucht werden. Vielleicht ist hier und da ein Uebermaß von Stimmung vorhanden, dessen Folge ist, daß über all den zahlreichen und zartesten Anregungen der Leser fast ungeduldig nach etwas Greifbarem, in festen Umrissen Gestaltetem verlangt. Wo aber die Verfasserin auf den Boden der Wirklichkeit tritt, da zeigt sich ihre Kunst zu charakterisiren und Menschenherzen zu ergründen gleich groß wie dort die Fähigkeit, Stimmungen und Empfindungen auszulösen. Und wie eng ist doch der Kreis, der die von Marie von Glaser gekannte und geschilderte Wirklichkeit umschreibt! Denn immer ist die vornehme Welt der Gegenstand ihrer Beobachtung. Aber gerade in dieser Selbstbeschränkung mag zum guten Theil ihre Meisterschaft begründet sein. Wenigstens ist die Mannichfaltigkeit in diesen zehn Bildern überraschend. Dazu sind sie insgesammt mit echt künstlerischem Blick erschaut und in vornehmer Form gegeben. Beides muß genügen, wo die Dichterin keinen versöhnenden Abschluß fand, weil menschliche Tragik keinen zu finden gestattete. In den andern Fällen aber bot ihr eine geklärte Welt- und Menschenkenntnis Lösungen, die, ohne irgendwie erzwungen oder schwächlich zu sein, auch das Mitgefühl und die Gerechtigkeitsliebe des Lesers befriedigen.

Richard Friedrich.

Alte und moderne Lyriker.

1. Aus ungleichen Tagen. Neue Gedichte. Von S. Fritz. Zweite Auflage. Leipzig, A. G. Liebeskind. 1896. 12. 2 M.
2. Lieder sind wir. Von Hans Probst. Leipzig, A. G. Liebeskind. 1896. 12. Geb. 2 M. 75 Pf.
3. Leben und Gedichte Ludwig Goldhann's. Herausgegeben vom Deutschen Journalisten- und Schriftsteller-Verein für Mähren und Schlesien. Brünn, R. M. Rohrer. 1896. 12. 2 M.
4. Gedichte. Von Friedrich Karl Kretzmann. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer. 1896. Gr. 16. Geb. 2 M. 40 Pf.
5. Wiedergeburt. Von John Henry Mackay. Der Dichtungen dritte Folge. Berlin, S. Fischer, Verlag. 1896. 8. 2 M.
6. Frühlingsfahrt. Von Wilhelm von Scholz. München, A. Ackermann's Nachf. (Karl Schüler). 1896. 8. 2 M.

Es ist merkwürdig: wenn lyrische Bände auf meinen Tisch hereingeweht werden — ohne Wahl zuckt der Strahl! — so kommen immer auf einen modernen Dichter zwei bis drei alte. Die Alten, die noch gar nicht einmal so alt sind, erscheinen sogar in neuen Auflagen, was den Jungen, die theilweise schon recht alt sind, selten passirt. Es ist daraus ersichtlich, daß die moderne Lyrik die alte noch lange nicht todtgemacht hat; und wenn gewisse Leute wähnten, die alte Lyrik werde am Alter sterben, so ist eher zu vermuthen, daß die moderne Lyrik an ihrer Jugend stirbt. Jedenfalls werden noch geraume Zeit die beiden Strömungen nebeneinander hergehen. Und dabei ist wieder merkwürdig, daß beide Richtungen, fast ohne sich zu berühren, nebeneinander herlaufen. Und wenn sie sich berühren, so pflegt es nur den Jungen zum Heil auszuschlagen — die machen dann ausnahmsweise wirkliche Gedichte — während die Alten, sobald sie mit der „Moderne" liebäugeln, Compromißgeburten zu Tage zu fördern pflegen. Verständige Dichter, welche freilich unter den Alten so selten sind wie unter den Jungen, könnten daraus etwas lernen, dafern nämlich das Geschlecht der Dichter überhaupt sich zu lernen bemühte; nämlich Folgendes: Ihr Alten, bleibt hübsch bei eurer Stange und laßt euch durch die Mode nicht verführen, etwas zu machen, was ihr einfach nicht könnt. Und ihr Jungen, soweit ihr Dichter seid, laßt euch nicht von einer sogenannten modernen Aesthetik, die keine ist, verleiten, sondern lernt von den Alten. Nicht von denen, die mit euch concurriren, verlangen wir, obwol auch darunter Leute sind, von denen ihr etwas, theilweise sogar recht viel lernen könnt. Aber zu den Alten rechnen wir auch Leute wie einen Goethe, der doch etwas wie ein Dichter war, einen Lessing, dessen ästhetische Schriften von den Modernen offenbar nicht mehr gelesen werden; sonst würden sie, um nur eins zu nennen, nicht fortwährend die Gesetze des Nebeneinander und des Nacheinander verwechseln. Sogar von Heine könnt ihr etwas lernen, nicht blos das Schlotterige desselben, und das Pikante und das Gemeine, was ihr ihm vorzüglich abgeguckt habt; und wenn ihr einmal den Uhland und den Mörike ansehen wolltet, wär's auch nicht vom Uebel. Ja, wenn es nicht eine ganz unbescheidene Forderung ist, es giebt noch viel ältere Alte, von denen man lernen kann: ein gewisser Homer und andere weniger sagenhafte Griechen. Freilich unsere Zeit weiß mehr von Schliemann als von Homer! Das aber muthe man einem Kritiker nicht zu, daß er sich seine Aesthetik aus den Erscheinungen der letzten fünfundzwanzig Jahre, oder sind es blos funfzehn? ableite, und die ganze bisherige Aesthetik zum alten Eisen werfe! Wobei wir übrigens bemerken: die sechs uns heute zur Besprechung vorliegenden Dichter zeigen wieder einmal, daß die größere Begabung fast immer auf seiten der Jungen ist. Aber die Alten können meistens besser Deutsch und machen bessere Verse.

Und nun nach diesen Auseinandersetzungen zu den Dichtern selbst!

„Aus ungleichen Tagen", von S. Fritz (Nr. 1), ist ein etwas gesuchter Titel. Er bezeichnet die zwei Theile des Buches: den ersten, der die glückliche Liebe und Ehe besingt, und den zweiten, welcher der entrissenen Gattin gewidmet ist. Ungleich sind aber die beiden Theile nur insofern, als der erste „Auf der Hochzeitsreise" lustige Töne anschlägt, der zweite ernste. Die ganze Art der Poesie macht wie im ersten auch im zweiten Theile keinen tiefern Eindruck. Am ersten ergötzt man sich nur obenhin; so wenn der Dichter gar schalkhaft vom Lande des Ehestandes schreibt:

In das Land, wo gold'ne Zöpfe
Jedem Morgen Licht verleih'n,
Wo die kleinen Hemdenknöpfe
Unabtrennbar fest gedeih'n.

Wo beim trauten Lampenschimmer
Abends still die Stunden fließen,
Wo durch einen Schnupfen immer
Zwei mit nächstem Morgen nießen.

Auch im zweiten, tiefernsten Theil wird man nicht tiefer ergriffen. Nicht als ob man den bittern Ernst der Klage um die Dahingegangene nicht spürte und herzliches Mitleid mit dem trauernden Gatten hätte: wer erlebt hat, was er erlebt, der fühlt mit, auch wenn die dichterische Begabung eine viel geringere wäre als bei S. Fritz. Aber die dichterische Bewältigung ist nicht stark genug, um auch jene zum Mitgefühl zu zwingen, welchen der Verlust einer heißgeliebten Gattin erspart wurde. Ich finde, daß S. Fritz — ich möchte ihm nicht wehe thun, denn die Wunde ist offenbar noch nicht vernarbt — zu viel schildert, sich zu sehr weiß mit der poetischen Darstellung seines Schmerzes. Und ich denke an Geibel's „Ada", Tagebuchblätter, und mir haftet ein Vers Geibel's ganz anders im Herzen als S. Fritz's sämmtliche Verse:

Wachst du noch einmal auf zum Schmerz
Aus dumpfem Schlaf, zerdrücktes Herz?
Was schlägst du noch? O Gott, sie haben
Mein Weib und all mein Glück begraben.

Was zwischen dem ersten und zweiten Theil der Gedichtsammlung steht, sind theils ernste, theils ironische Gedichte. In den letztern geißelt der Dichter den „Jour", d. h. den offenen Abend. Man wird diese Gedichte mit Vergnügen lesen, selbst wenn man ein Freund des vielgeschmähten „Jour" ist.

Zu den Jungen dem Lebensalter nach gehört offenbar Hans Probst (Nr. 2); aber seine Poesie ist durchaus unbeeinflußt von der „Moderne"; er singt von der Liebe Glück und Leid, reimt dabei fröhlich Herz und Schmerz, Blick und Glück und verbindet die Worte Lust und Qual. Aber seine Poesie ist durchaus anmuthig, auch schalkhaft und humoristisch, und seine Verse sind wohllautend und laufen glatt. Und besingen sie auch, was Tausende besungen haben, nicht in neuer Tonart, so doch manchmal mit einer hübschen Wendung, einer besondern Stimmung. Auch volksmäßige Töne klingen ab und zu darein. Als Proben diene „Mutter und Kind", das, von den abgeblaßten letzten zwei Zeilen abgesehen, ein gutes Gedicht ist:

Mutter, was hab' ich denn Böses gemacht,
Daß man mich schmäht und mich verachtet?
Und warum hab' ich denn keinen Vater nicht,
Der mich beschützt, der mich versicht?

Mein süßer Knabe, mein herziges Kind,
Dein Vater ist weit, daß ich nimmer ihn find',
Dein Vater ist weit übers tiefe Meer,
Dort ist er frei und kennt uns nicht mehr.

O erzähle weiter, erzähle zu!
Hat er auch so schönes Goldhaar wie du?
Hat er auch wie du so wenig gelacht,
Und immer geweint in der stillen Nacht?

Schwarzäugiger Knabe, frage nicht mehr,
Mach' deiner Mutter das Herz nicht schwer:
Dein Vater ließ uns in Schande und Schmerz,
Und betrübst du mich auch, so bricht mir das Herz.

Einem verstorbenen österreichischen Dichter ist in Ludwig Goldhanns' „Leben und Gedichte" (Nr. 3) ein Denkmal der Pietät gesetzt. Die ganze erste Hälfte des starken Bandes füllt die Lebensgeschichte des Dichters aus der Feder Emil Soffé's. Wir gestehen, daß diese uns weit mehr gefesselt hat als die zweite Hälfte. Diese Lebensgeschichte eines Freundes von Hebbel ist wesentlich Darstellung des Dramatikers Goldhanns (geb. 1823, gest. 1893), den als solchen heute kaum noch jemand kennt. Sie ist mit bemerkenswerther Unparteilichkeit geschrieben und erweckt den lebhaften Wunsch, den Dramatiker Goldhanns kennen zu lernen. Als Einleitung zu seinen lyrischen Gedichten überrascht sie. Und leider ist vorauszusagen, daß der Lyriker Goldhanns noch weniger als der Dramatiker im deutschen Volke fortleben wird. Daß ihm die volle Anerkennung als dramatischer Dichter gefehlt hat, dafür liegen die Gründe sicher nicht blos in einem gewissen Mangel an dramatischem Talent, denn er hatte dieses; daß aber Goldhanns als Lyriker nur eine sehr bescheidene Stufe unter den deutschen Lyrikern einnehmen wird, das kann ich auf Grund der hier mitgetheilten Gedichte sicher behaupten. Ich will mich nicht aufhalten an vollkommen undichterischen Strophen, wie:

Die Sprache ist erschöpft an Bildern,
Gesungen sind die Töne all',
Es bleibt dem Dichter keine Wahl,
Um wahr ein schönes Herz zu schildern.

Oder:

Wenn ein Mensch in Todesnacht
Ist dahingeschieden,
Wird er still zu Grab' gebracht,
Daß er ruh' im Frieden.

Aber das ganze Niveau dieser Lyrik ist ein so bescheidenes, daß kein Unrecht an dem Dichter begangen worden wäre, wenn seine lyrischen Gedichte nicht ver-

öffentlicht wurden. Seine Freunde müßten, denke ich, sehen, ob nicht der Dramatiker Goldhanns noch einen Platz erobern könnte.

Karl Kretzmann (Nr. 4) ist ein gefälliges Talent und wandelt mit wohlabgerundeten Versen auf der alten lyrischen Heerstraße, wo man wirklich schöne Verse singt, wie:

Unter goldgesäumten Wolken
Flugverirrte Schwalben ziehn,
Einsam von den Bergen fließen
Wandermüde Melodien.

Oder:

Der Vöglein Singen
Ist längst verhallt,
Der Herbstwind wandelt
Schon durch den Wald.

Solche Gedichte thun niemand weh, aber vielen anspruchslosen Leuten wohl. Nur muß man nicht die Sammlung mit einem Gedicht „An meinen Genius" eröffnen, ein Gedicht, das übrigens auch schön und wohltönend ist, dieweil man dann vom Genius unwillkürlich etwas Größeres, Weiteres, Tieferes erwartet, als schöne Verse alten Stils. Die haben die noch Aeltern immer noch schöner und dichterisch werthvoller gemacht.

Und nun zu den Modernen! Der Kritiker muß da seine Feder scharf im Zaume halten; denn alte Dichter darf er so schlecht machen, als er will, wenn er aber an die geheiligten Vertreter der „Moderne" kommt, insbesondere wenn ein solcher John Henry Mackay (Nr. 5) heißt und der Dichtungen dritter Folge erscheinen läßt, dann kann es ihm übel gerathen, so er mit diesen Modernen ebenso verfährt wie mit den Alten und etwa sagt: in dem ganzen Band sind ein paar wirkliche Gedichte, und die sind auf den alten Ton gestimmt, wie die zwei Gedichte „Herbst am Zürchersee", deren zweites beginnt:

Nahst du, Herbst, schon? Unaufhaltsam
Löst ein Tag den andern ab,
Reißt sich von der Zeit gewaltsam
Und sinkt sonnenlos hinab,

und das endigt:

Spiegle dich in meinem Weine!
Um mein letztes Lachen wirb'!
Zeige einmal nur noch deine
Ganze Schönheit, Licht, und stirb!

Aber selbst in diesen Strophen der elende Nothreim, das unbetonte Deine. Und von solchen Nothreimen wimmelt die Sammlung bis zu Strophen, wie:

Sie erwachte nicht. Auf ihren Zügen
Lag ein Lächeln . . . . weiter nichts. Ich fand
Keine jener vielgestaltigen Lügen:
Hoffnung nicht und Zweifel. Unbekannt

Schien ihr alles u. s. w.

Solche und viele andere Verse sind in Metrum und Reim gequälte Prosa. Mackay ist kein Lyriker, obgleich er von seinem Ich fortwährend singt. Es fehlt ihm jede Flüssigkeit der Form, jede Verdichtung; es fehlt ihm die von jedem Dichter zu fordernde Gabe, uns für das, was ihn bewegt, zu interessiren. Das hängt zum großen Theil mit der Zähflüssigkeit seiner Gedichte, insbesondere ihren Anfängen zusammen. Er ist eben nicht dichterisch, wenn ein Gedicht „Erschütterung" beginnt:

Es lauschte heut mein Ohr nach innen
Und bebte plötzlich —: es vernahm,
Die Quelle nicht mehr hörbar rinnen,
Aus der bisher die Kraft mir kam.

Und wenn ein Lyriker einen Cyklus „An der Riviera di Ponente" beginnt:

Dies ist, o Wandrer, die Riviera!
Hier breite die Arme nach links und nach rechts:
Du siehst — von Nizza bis Bordighera —
Das Paradies des Menschengeschlechts —

oder dichtet:

O Sonne des Octobers,
Wie herrlich sprüht dein Glanz,
Die Stimme keines Lobers
Preist deine Schönheit ganz —

so hat er dadurch den Nachweis, daß er kein Lyriker ist, unumstößlich erbracht. Ja, viele seiner Verse würden ihn in den Verdacht bringen, überhaupt kein Dichter zu sein, wenn nicht eben doch die Sammlung überall verriethe, daß hier eine dichterisch begabte Persönlichkeit vor uns steht.

Aehnliche Pfade wandelt ein anderer junger Moderner, Wilhelm von Scholz (Nr. 6). Im ganzen Band kaum ein paar Gedichte, aber viel dichterische Stimmung, die einem bessern alten Dichter wirklich zum Gedicht geworden wäre. Es ist gewiß ein Gedicht, vielleicht das beste der ganzen Sammlung, „Frühlingsstille":

Frühlingsstille. Sommerahnen.
Wunsch und Wille
Strömt in stille,
Weite, uferlose Bahnen.
Frühlingsstille. Sommerahnen.

Und auch sonst noch sind einige wirkliche Gedichte darin, wie das erotische „Liebesnacht", das aber Goethe zwar ebenso erotisch, indessen viel graziöser und dichterischer gemacht hat.

Im übrigen präsentirt uns Scholz als Lyriker sein liebes Ich, das uns von Haus aus so uninteressant ist, wie das jedes beliebigen andern Schulze oder Schmidt, auf jeder Seite, ohne im Stande zu sein, uns für seine verschiedenen Nöthe zu erwärmen. Und wenn er's fertig bringt, wie „In der Krankheit", so bringt er uns um alle Wirkung durch den Schluß, der lautet:

Und im grellen Nachmittagssonnenschein,
Der mir schmerzend ins zuckende Auge sticht,
Schreib' ich dies todkranke Gedicht
Von der Seelenpein.

In dem ersten Verse hat er uns schon gesagt, daß die ganze Geschichte nachmittags halb Eins spielt, und nun macht er uns damit bekannt, daß er um diese Zeit

sein Gedicht verfertigt habe! Und ein andermal verräth er uns wieder in einem wirklich sehr stimmungsvollen Gedicht, wie er sich befindet:

Bin überwacht. Geärgert, ohne Ruh'
Arbeitet', las ich viel — jetzt träume ich noch;
Zurückgelehnt sinn' ich nur immerzu,
Will nicht weiter schreiben, jetzt schreib' ich doch.

Es ist der Welt ungeheuer gleichgültig, ob ein Dichter viel oder wenig gelesen oder gearbeitet hat, ob er schreiben wollte oder nicht; es kommt einzig und allein darauf an, ob, was er drucken läßt, Gedichte sind oder nicht. Wenn die modernen Dichter einmal lernen wollten, daß ihr liebes Ich an und für sich uns ganz und gar nicht interessirt, und daß wir für den, der hinter den Gedichten steht, erst dann Theilnahme haben, wenn er etwas Rechtes gedichtet hat, wenn seine Poesie uns zwingt, uns mit seinen Leiden und Freuden zu beschäftigen! Wilhelm von Scholz ist uns bis jetzt ganz gleichgültig; es kann aber ja wol sein, daß er uns noch durch seine Dichtungen zwingt, uns für ihn zu interessiren, möglicherweise sogar dafür, ob er ein Gedicht vormittags oder nachmittags gemacht hat. Wir wollen's abwarten.

Richard Weitbrecht.

Feuilleton.

Von dem Werke des Deutsch-Dänen Georg Brandes: „Moderne Geister", ist soeben die dritte authentische Auflage erschienen (Frankfurt a. M., Literarische Anstalt [Rütten u. Loening]). Die zweite Auflage ist vor zehn Jahren erschienen; nicht etwa deshalb hat der Vertrieb so lange gedauert, weil das Buch keinen Anklang gefunden hätte, sondern weil von dem überall gepriesenen Werk eine Reihe von deutschen, ohne Bewilligung des Autors veranstaltete Ausgaben erschienen. Die Schuld trägt allein die dänische Regierung, die sich noch immer weigert, der berner Convention beizutreten. Ist nun auch Brandes um den äußern Lohn gekommen, so hat er doch in Deutschland gerade durch dieses Buch eine große Zahl von Verehrern gewonnen. Ihnen und allen Freunden geistreicher und lehrreicher Essays sei diese neue und vermehrte Auflage der „Modernen Geister" bestens empfohlen.

— Von dem Natursinn der heutigen Italiener spricht Dr. Johannes Tschiedel in dem im Deutschen Künstlerverein in Rom gehaltenen Vortrage „Aus der italienischen Sagen- und Märchenwelt" („Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge", herausgegeben von Virchow und Wattenbach, Neue Folge, 11. Serie, Heft 247 [Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei A.-G., vorm. J. F. Richter, 1896]): „Wie man nur mit geringem Recht behaupten könnte — leider geschieht's sehr häufig —, daß die Italiener überhaupt keinen Natursinn haben, da sie eben nur anders als wir der Natur gegenübertreten, so könnte man andererseits mit etwas größerm Recht die Behauptung wagen, daß sie sich um die natürlichen naiven Regungen der Volksseele, wie sie sich in abergläubischen Vorstellungen, in Fabeln, Sagen und Märchen krystallisiren, bisjetzt wenig gekümmert haben." Doch ist auch in dieser Beziehung ein Umschwung eingetreten und zwar in unmittelbarer Einwirkung der Arbeiten der Gebrüder Grimm. Und so gibt denn der mit dem italienischen Leben wohl vertraute Verfasser nicht nach bekanntern deutschen Schriften, sondern nach einigen neuern einheimischen Sammlungen zunächst eine Anzahl Proben des modernen italienischen Volksaberglaubens und dann ein paar Beispiele wirklicher italienischer Volksmärchen. Was er anführt, berührt sich sehr eng mit einigen deutschen Märchen. Die Frage, wie diese Uebereinstimmung sich erklärt, ist, wie in allen solchen Fällen, schwer zu entscheiden und auch vom Verfasser unentschieden gelassen worden.

— In diesem Sommer ging die Nachricht durch die Zeitungen, daß jener französische Konsulatsbeamte, dem es seinerzeit gelang, die eben ausgegrabene Venus von Milo in die Hände der Franzosen zu bringen, in sehr hohem Alter gestorben sei. Jenes herrliche Kunstwerk ist bekanntlich in mehr als einer Beziehung noch viel umstritten. In diese Fragen läßt einen Einblick thun die Schrift von Ballhorn: „Die Venus von Milo und die spätere Ausgestaltung des Aphrodite-Ideals" („Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge", herausgegeben von Virchow und Wattenbach, Neue Folge, 10. Serie, Heft 231 [Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei A.-G., vorm. J. F. Richter, 1895]). Die wichtigen das Kunstwerk betreffenden Fragen sind von dem Verfasser nicht selbständig gefördert worden. Ob er hinsichtlich der Ergänzung und der Zeitbestimmung die richtige Auffassung vertritt, wollen wir hier nicht erörtern. Ueber die Nachbildungen der knidischen Aphrodite des Praxiteles sind seine Angaben nicht treffend. Er hat es hauptsächlich darauf angelegt, das Wesen der Göttin zu erklären und die einzelnen künstlerischen Motive mit ihren verschiedenen Functionen in sinnigen Zusammenhang zu bringen. Doch dürfte er dabei etwas zu viel Gewicht auf die Beziehung der Aphrodite zum Bade gelegt haben. Erscheint ihm die Göttin der Liebe doch zugleich „fast als gesundheitspendende Badegottheit".

— Culturgeschichtliche Aufsätze der besten Art sind es, die die Witwe des im vorigen Jahre verstorbenen L. von Hirschfeld unter dem Gesammttitel „Von einem deutschen Fürstenhofe" als „geschichtliche Erinnerungen aus Alt-Mecklenburg" im Verlage der Hinstorff'schen Hofbuchhandlung zu Wismar hat erscheinen lassen (zwei Bände, 8 M.). Der erste Band enthält drei Aufsätze: „Eine fürstliche Entlobung", „Brautwerbung des Erbprinzen Friedrich Ludwig" und „Aus dem Tagebuche einer Hofdame"; der zweite, stärkere Band deren zwei: „Ein Staatsmann der alten Schule" und „Ein Thronerbe als Diplomat". Die beiden letzten waren, ebenso wie der dritte Aufsatz des ersten Bandes, schon in Zeitschriften veröffentlicht worden, aber sie haben es verdient, mit den beiden noch nicht veröffentlichten Skizzen zu einem Werke vereinigt zu werden, zumal da alle fünf auch inhaltlich miteinander in Zusammenhang stehen. Auf den Acten des Großherzoglich Mecklenburgischen Haupt- und Staatsarchivs, auf Briefen und Tagebüchern der handelnden Personen aufgebaut, sind die Schilderungen von großer historischer Treue, die in großer Zahl eingestreuten Auszüge aus den Quellen setzen den Leser in die Gegenwart der geschilderten Vorgänge und machen es ihm möglich, sich über die Persönlichkeiten sozusagen im persönlichen Verkehr ein Urtheil zu bilden. Wir möchten das Buch besonders für die Schülerbibliotheken unserer höhern Schulen empfehlen. Neben Gustav Freytag's „Bildern aus der deutschen Vergangenheit" werden auch Hirschfeld's „Erinnerungen aus Alt-Mecklenburg" willige Leser finden. Denn sie geben auch dem Gemüthe reiche Nahrung, ganz

abgesehen von dem geschichtlichen Interesse, das die Erzählungen wecken. Wie anders erscheinen in dem Lichte der hier mitgetheilten privaten Aufzeichnungen die Personen, die auf der weltgeschichtlichen Bühne als Acteure vor das große Publikum traten. Wir lernen den vielgeschmähten Zaren Paul I. als einen liebenden Gatten, als zärtlichen Vater kennen, und menschliche Teilnahme nimmt unser Herz für das traurige Schicksal eines Fürsten gefangen, der so tief und warm empfinden konnte. Wie entzückend sind die Tagebuchaufzeichnungen der Hofdame Sophie von Campenhausen, dieses frommen, ehrlichen und tugendhaften Mädchens, die als Hoffräulein der Großfürstin Helene an den Hof des Herzogs Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin versetzt, hier ihr Herz an den Kammerherrn Leopold von Plessen verlor und ihre Wahl nie zu bereuen hatte. Denn Plessen war nicht nur ein edler Mensch, sondern auch ein bedeutender Staatsmann und — darin viele seiner Zeitgenossen weit überragend — ein deutscher Patriot. Von seinem Leben und Wirken erzählt uns eingehend der erste Aufsatz des zweiten Bandes, den wir nicht anstehen, geradezu als eine Bereicherung unserer historischen Literatur zu bezeichnen. — Die Ausstattung ist in Papier und Druck vortrefflich.

— G. Meyer von Knonau hat in den zum Besten des Waisenhauses in Zürich herausgegebenen Neujahrsblättern auf die Jahre 1895 und 1896 ein „Lebensbild des Professors Georg von Wyß" (geboren 1816, gestorben 1893) erscheinen lassen, das in einer Separatausgabe der beiden Hefte (Zürich, Verlag von Fäsi u. Beer) auch weitern Kreisen zugänglich gemacht worden ist. Georg von Wyß war in der Welt der Gelehrten nicht unbekannt, zahlreiche Beziehungen knüpften ihn an die deutsche Wissenschaft, und bis in sein hohes Alter stand er in fleißigem Briefaustausch mit den Verwandten, mit deutschen und französischen Gelehrten und mit den Freunden seiner Jugend, denen er die Treue hielt bis an den Tod. Diese Briefe boten Meyer von Knonau neben den persönlichen Erinnerungen an den Freund und Collegen ein reiches und sorgfältig benutztes Material zu einer Gelehrtenbiographie, die anziehend zu lesen ist und für Herz und Gemüth reiche Ausbeute gewährt. Die eingestreuten Auszüge aus den Briefen zeigen Wyß in dem ganzen Reichthum seiner Seele, sind aber zugleich auch Meisterstücke der epistolographischen Kunst, und es müßte eine der ersten Aufgaben des Zürcherischen Geschichtsvereins sein, diese Correspondenzen geordnet zu veröffentlichen. Sie würden sicher Leser finden auch außerhalb der schweizer Grenzen; je mehr die hastende Gegenwart die Kunst des Briefschreibens verlernt, um so nothwendiger ist es, in mustergültigen Beispielen unserm an der Oberfläche hastenden Geschlecht vor die Augen zu stellen, wie die Ritter vom Geiste diese Kunst übten. Vielleicht unterzieht sich Meyer von Knonau selbst dieser Arbeit, sie wird ihm nicht allzu schwer werden und eine willkommene Abwechselung gewähren. Des Dankes vieler darf er sicher sein.

— Von Karl Woermann's erzählenden Dichtungen „Deutsche Herzen" (Dresden, L. Ehlermann), über die wir in Nr. 18 d. Bl. s. 1896 ein sehr anerkennendes Referat bringen konnten, ist eine zweite vermehrte Auflage erschienen.

— Das kleine Buch von G. Wustmann: „Allerhand Sprachdummheiten" (Leipzig, Fr. Wilh. Grunow), hat bei seinem Erscheinen einen wahren Siegeslauf durch ganz Deutschland gemacht; es ist wol in vierzigtausend Exemplaren verbreitet worden. Jetzt erscheint die zweite Auflage, die völlig umgearbeitet worden ist. Es ist ein neuer Abschnitt: „Zum Wortschatz und zur Wortbedeutung", hinzugekommen, und die einhundertfunfzig Kapitel sind auf einhundertdreiundsiebenzig vermehrt worden, dagegen ist die Einleitung, die die heutigen Sprachumstände schildert, weggefallen.

— Von der hübschen Auswahl Rückert'scher „Gedichte" (Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer), der eine Biographie mit Bild des Dichters beigegeben ist, ist soeben die vierundzwanzigste Auflage (Geb. 3 M.) erschienen.

— Das Gedicht Paul Heyse's: „Das Goethe-Haus in Weimar", das im „Goethe-Jahrbuch" zuerst erschien, ist allen Freunden Goethe's wohl bekannt. Es ist ein guter Gedanke von der Besser'schen Verlagshandlung in Berlin, daß sie dieses schöne, stimmungsvolle Gedicht in einer besondern, mit Bildern von Goethe, seinen Angehörigen, bedeutenden Freunden und den Zimmern des Goethe-Hauses geschmückten, äußerlich hübsch ausgestatteten Ausgabe hat erscheinen lassen. Das Büchlein ist ein sinniges Geschenk für alle Verehrer und Verehrerinnen des großen Dichters.

Bibliographie.

Achleitner, A., Im grünen Tann. Schwarzwaldnovellen. Berlin, Verein der Bücherfreunde (Schall u. Grund). 8. 4 M.

Adlersfeld-Ballestrem, Eufemia v., Die weißen Rosen von Ravensberg. Roman. Zwei Bände. Leipzig, Philipp Reclam jun. Gr. 8. 7 M.

Alt, T., Völkerdämmerung. Zwei Dramen. Mannheim, J. Bensheimer, Verlag. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Brandes, W., Balladen. Zweite Auflage. Wolfenbüttel, Julius Zwißler. 8. 1 M. 50 Pf.

Calvus, Ein Loblied auf den Kahlkopf. Leipzig, Robert Friese, Sep.-Cto. 8. 80 Pf.

Daudet, F., Die Italienerin. Roman. Leipzig, Robert Friese, Sep.-Cto. Gr. 8. 4 M.

Ehrmann, K. M., Wie war's? und was wird werden? Zweite Auflage. Regensburg, W. Wunderling. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Evers, F., Hohe Lieder. Berlin, Schuster u. Loeffler. Gr. 8.

Freiheitsklänge. Eine Sammlung von Liedern und Gedichten. München, Verlagsgesellschaft „Münchner Freie Presse". 8. 1 M.

Friis, J. A., Lajla. Fortaelling. Christiania, Alb. Cammermeyer's Verlag. 8. 1 Kron. 50 Oere.

Geyer, A., Die Pioniere des Deutschthums im alten Preußenlande. Leipzig, Bernhard Franke. 8. 1 M. 50 Pf.

Goltz, C. Freiherr v. d., Anatolische Ausflüge. Berlin, Verein der Bücherfreunde (Schall u. Grund). 8. 5 M.

Gomperz, T., Aristoteles' Poetik. Leipzig, Veit u. Comp. Gr. 8. 3 M.

Heyzel, S., Wie der Deutsche spricht. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 8.

Ibsen, H., John Gabriel Borkmann. Schauspiel. München, Albert Langen. 8. 2 M. 50 Pf.

Isolani, E., Die aus der Vorstadt. Roman. Leipzig, Robert Friese, Sep.-Cto. 8. 2 M. 50 Pf.

Köster, A., Der Dichter der geharnschten Venus. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung. 8. 2 M.

Mentzel, E., Frankfurter Novellen. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt, Rütten u. Loening. 8. Geb. 4 M. 50 Pf.

Nordische Meisternovellen. Uebersetzt und eingeleitet von E. Brausewetter. Berlin, Schuster u. Loeffler. Gr. 8.

Pálsson, G., Drei Novellen vom Polarkreis. Leipzig, Philipp Reelam jun. 16. 20 Pf.

Planck, E., Die Lyriker des schwäbischen Classicismus. Stuttgart, W. Kohlhammer. Gr. 8. 1 M.

Saberský, H., Ein Winter in Aegypten. Berlin, Schall u. Grund. 8. 4 M. 50 Pf.

Salinger, E., Ein moralisches Stück. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 3 M.

Schmidt, G., Schönhausen und die Familie von Bismarck. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. Gr. 8. 5 M.

Schmitthenner, A., Novellen. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 8.

Schubert, J., Die philosophischen Grundgedanken in Goethe's „Wilhelm Meister". Leipzig, C. G. Naumann. 8. 2 M. 50 Pf.

Sombart, W., Socialismus und soziale Bewegung im 19. Jahrhundert. Jena, Gustav Fischer. 8. 2 M.

Stillfried, F. (Adolf Brandt), In Lust un Leed. Plattdeutsche Gedichte. Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchhandlung, Verlagsconto. 8. Geb. 3 M.

Tiroler Kriegslieder aus den Jahren 1796 und 1797. Innsbruck, A. Edlinger. Gr. 8. 2 M.

Verbeck, O., Allerleirauh. Thiergeschichten für Kinder. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. Gr. 4. 5 M.

Viola, M., Der Birkenheimer. Ein sehr modernes Epos. Budapest, Karl Grill's Hofbuchhandlung. 8.

Waldmüller, R., Das Amulet. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 3 M.

Wasielewski, W. J. v., Aus siebzig Jahren. Lebenserinnerungen. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gr. 8. 5 M.

Wertheimer, E., Aphorismen. Gedanken und Meinungen. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. Geb. 3 M.

Wislicenus, G., Deutschlands Seemacht. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. Folio. Cart. 10 M.

Wolf, E., Drei Erzählungen. Innsbruck, A. Edlinger's Verlag. 8. 2 M.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Romane von Charles Kingsley.

Hypatia,

oder

Neue Feinde mit altem Gesicht.

Von

Charles Kingsley.

Ins Deutsche übertragen von Sophie von Gilsa.

Mit einem Vorwort von Christian Karl Josias Bunsen.

Sechste Auflage. Zwei Theile. 8. Geh. 6 M. Geb. 8 M.

In Kingsley's berühmtem Roman „Hypatia", einem meisterhaften Lebens- und Sittengemälde aus dem 5. Jahrhundert unserer Zeitrechnung, ist das letzte harte Ringen des Heidenthums mit dem mächtig vordringenden Christenthum im Rahmen der Lebensschicksale der schönen hellenischen Philosophin Hypatia geschildert. Der von Bunsen bei der deutschen Lesewelt eingeführte Roman erfreut sich allgemeiner Beliebtheit und hat bereits die sechste Auflage erlebt, die im Preise wesentlich ermäßigt wurde.

Alton Locke,

Schneider und Dichter.

Eine Autobiographie.

Von **Charles Kingsley.**

Deutsch von P. Spangenberg und M. von Harbou.

Zweite Auflage. Zwei Bände. 8. Geh. 8 M. Geb. 10 M.

„Alton Locke", der künstlerisch vollendetste Roman Kingsley's neben „Hypatia", zeichnet sich außer durch ungemein spannende Handlung durch Hineinziehung der socialen Fragen aus; er ist, wie der „Staatsanzeiger für Württemberg" sagt, ein socialer Roman von solcher Wucht, daß niemand ihn ohne bleibenden innern Gewinn beiseite legen wird.

Yeast, ein Problem,

oder

Was Herr Lancelot Smith dachte, sprach und that.

Roman von

Charles Kingsley.

Aus dem Englischen übersetzt von **P. Spangenberg.**

Mit einer Einführung von Professor **Dr. Richard Wülker.**

Zweite Auflage. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.

Dieser zum ersten male ins Deutsche übersetzte Roman Kingsley's hat seiner Vorzüge wegen so freundliche Aufnahme gefunden, daß bald die zweite Auflage nöthig geworden ist. Mit Shakespeare'scher Energie zeichnet der Verfasser Gestalten aus den verschiedensten Gesellschaftskreisen des heutigen England; seine Seelengemälde sind von höchster psychologischer Feinheit.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Durch das Britische Reich.

Südafrika — Neuseeland — Australien — Indien — Oceanien — Canada.

Mit einem Anhang:

Der Brand des Packetschiffes „France".

Von

Alexander Grafen von Hübner.

Zweite Auflage. Mit einer Karte.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M. 50 Pf.

Eine um die Hälfte des frühern Preises ermäßigte zweite Auflage des Werks, in welchem der Verfasser des vielgelesenen Werks „Ein Spaziergang um die Welt" die neue Weltreise schildert, die er in den Jahren 1883 und 1884 ausgeführt hat. Scharfe Beobachtung, weiter Blick, vielseitigste Kenntniß und vollendete Kunst der Darstellung verleihen seinen Aufzeichnungen ein ungewöhnliches Interesse und hervorragenden, dauernden Werth.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

1812.

Ein historischer Roman

von

Ludwig Rellstab.

Sechste Auflage. Vier Theile.

8. Geh. 6 M. Geb. in 2 Bänden 8 M.

Dieser historische Roman, in dem die großen Ereignisse des Jahres 1812, namentlich der russische Feldzug und der Brand von Moskau, den Hintergrund einer äußerst spannenden Handlung bilden, gehört zu den besten deutschen Werken seiner Art.

Mit einer Beilage von **H. Bechhold Verlag** in **Frankfurt a. M.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig (Querstr. 16).

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer.
Preis vierteljährlich 7 M. 50 Pf.,
jährlich 30 M.

Nr. 2.

Leipzig,
7. Januar 1897.

Inhalt: Annette Elisabeth von Droste-Hülshoff. (Geboren am 10. Januar 1797.) Von Richard Opitz. — Theologische Literatur. Von Karl Fallmann. — Militärschriften. I. Von Victor Kurs. — Neue Romane. Von Theodor von Sosnosky und Moritz Necker. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Annette Elisabeth von Droste-Hülshoff.

(Geboren am 10. Januar 1797.)

Weht nächtlich seine Seraphsflügel
Der Friede übers Weltenreich,
So denkt nicht mehr an meinen Hügel,
Denn von den Sternen grüß' ich euch.

Kraftvoll und rein, vom Zauber geheimnißvoller Kräfte umflossen tritt uns das germanische Weib, die germanische Seherin entgegen. Diesem Urbilde gleicht die Tochter des echt deutschen Westfalen, Annette von Droste-Hülshoff. Sie ist eine wahre Dichterin und hat sich einen Platz neben den herrlichsten deutschen Dichtern unsers Jahrhunderts gesichert, nicht nur obwol, sondern zugleich weil sie ein Weib war, ein Weib freilich wie jene Jungfrau, von der der Dichter sagt: „Laßt ihr den Willen! Wohl ziemt ihr dieser kriegerische Schmuck, denn ihre Brust verschließt ein männlich Herz."

Annettens zahlreiche Briefe an Freunde und Verwandte lassen erkennen, daß sie als Mensch so groß war wie als Dichterin. Ueberall bleibt sie das opferwillige Weib, ohne jeden Anflug von Emancipationsgelüsten. Lehnt sich ihr Unabhängigkeitsgefühl ja einmal auf dagegen, daß andere rücksichtslos ihr die ihnen unliebsamen Bürden auferlegen, so kämpft sie rasch solche Anwandlungen nieder. Sie vergleicht sich in dem Gedichte „Auch ein Beruf" mit dem einzeln stehenden Lindenbaum. Ein jeder schreibt in seine Rinde und jeder bricht ein Zweiglein ab. Wenn aber ein Unwetter kommt, flüchtet alles unter sein Blätterdach:

Wie kämpfte er mit allen Gliedern,
Zu schützen, was sich ihm vertraut!
Wie freudig rauscht er, zu erwidern
Den Glauben, der auf ihn gebaut!
Ich fühlte seltsam mich befangen;
Beschämt, mit hocherglühten Wangen,
Hab' in die Krone ich geschaut.

Die damalige Gegenwart, jenes Zeitalter der Epigonen, schien opferwilliges Eingreifen mehr zu erheischen als die Zeit „Vor vierzig Jahren". „Da lachte nicht der leere, Der übersatte Spott, Man baute die Altäre Dem unbekannten Gott." Nun aber herrscht der Geist der Verneinung. Selbst Frauen huldigen diesem falschen Wahne. „Wie Morgana's Gärten zerrinnt das Ideal." So ist es die Noth der Zeit, was Annette auf ihren Posten gerufen hat. In dem Gedichte „Mein Beruf" gibt sie selbst über ihr Wollen Rechenschaft. Sie sieht den schönsten Blumenflor über dem erstorbenen Sumpfe sich ausbreiten. Umnebelt von Zauberbrodem liegt der Schläfer am Abgrund, von Sinnenlust bezwungen achtet die Begierde nicht der heiligsten Bande. Jetzt ruft die Stunde: Tritt hervor, Mann oder Weib, lebend'ge Seele! Erinnere den Bethörten an seine Kindheit, an die Mutter, an die Herrlichkeit der Gotteswelt!

So rief die Zeit, so ward mein Amt
Von Gottes Gnaden mir gegeben,
So mein Beruf mir angestammt
Im frischen Muth, im warmen Leben;
Ich frage nicht, ob Ihr mich nennt,
Nicht fröhnen mag ich kurzem Ruhme,
Doch wißt: wo die Sahara brennt,
Im Wüstensand, steht eine Blume.

Farblos und Duftes bar, nichts weiß
Sie, als den frommen Thau zu hüten
Und dem Verschmachtenden ihn leis
In ihrem Kelche anzubieten.
Vorüber schlüpft die Schlange scheu,
Und Pfeile ihre Blicke regnen,
Vorüber rauscht der stolze Leu, —
Allein der Pilger wird sie segnen.

Was bleibt von allem? Nichts als die Liebe. Die Seele des „sterbenden Generals", der Victorie nicht, nicht Fürstenwort den Flug gelöst hat, schwimmt auf einem Tropfen Menschlichkeit lächelnd ins Jenseits hinüber. Die

unerschütterliche Treue der „beschränkten Frau" rührt endlich doch den harten Mann. Wie graut Annetten vor den Golem, diesen zauberhaften Gebilden magischer Kunst! „Der Golem wandelt mit bekanntem Schritte, Er spricht, er lächelt mit bekanntem Hauch, Allein es ist kein Strahl in seinem Aug', Es schlägt kein Herz in seines Busens Mitte." In dem erwachsenen Weibe späht die Dichterin nach dem entflohenen Engel der Kindheit und denkt bei der sich breit machenden Mittelmäßigkeit der Glut, die einst Berge spalten wollte. „Nur Offenheit zu allen Zeiten die allerbeste Politik!" lautet Annettens Wahlspruch. Heuchelei ist ihr im Grund ihrer Seele zuwider. Darum flieht sie aus der Theegesellschaft, in der sich mit dem chinesischen Getränk auch chinesisches Wesen über die Gäste verbreitet. Sie entlarvt im „Gastrecht" die heuchlerische Freundlichkeit, der sie in besonders künstlerischer Weise den Edelsinn eines Khalifen gegenüberstellt. Wie sie selbst sie erfahren hatte, empfiehlt sie eine strenge Kinderzucht, warnt aber andererseits vor täppischem Zufahren. Denn nichts schmerzt mehr als eine liebe rasche Hand in guten Willens Ungeschick. „Pochest du an — poch nicht zu laut, eh du geprüft des Nachhalls Dauer!" ruft sie den „Weltverbesserern" zu.

So reiht sie sich den edelsten Lehrern ihres Volkes an. Freilich übt sie damit ein entsagungsvolles Amt. Annette hat etwas von der Herbheit der Antigone und von dem Opfermuthe der Iphigenie. Wenn jemals, wie es scheint, leidenschaftliche Liebe ihr Herz erfüllt hat, so hat sie diese in ihrem Herzen begraben und ängstlich die Spuren davon zu verwischen gesucht in den Gedichten, die von solchen Kämpfen zeugen, wie die „Nadel im Baume" und die „Taxuswand". Es wäre ein Wunder, wenn ein so reiches, tiefes Gemüth von Stürmen hätte verschont bleiben sollen. Annettens Herz gleicht dem Bodensee, dem unergründlichen, leichterregten. Sie selbst schildert uns, welche Gefühle sie durchziehen beim Anblick dieses schönen Sees, der sich in ihrer Phantasie zum Ocean erweitert:

Ich steh' auf hohem Balkone am Thurm,
Umstrichen vom schreienden Stare,
Und laß' gleich einer Mänade den Sturm
Mir wühlen im flatternden Haare;
O wilder Geselle, o toller Fant,
Ich möchte dich kräftig umschlingen,
Und, Sehne an Sehne, zwei Schritte vom Rand
Auf Tod und Leben dann ringen!

Sie möchte hineinspringen in die tobende Mente der sich tummelnden Wellen, sie möchte sitzen am Steuer des kämpfenden Schiffes. Es ist die Sehnsucht, dem mächtigen Drange ihres Innern ein Feld befriedigender Thätigkeit zu eröffnen, was sie ausrufen läßt:

Wär' ich ein Jäger auf freier Flur,
Ein Stück nur von einem Soldaten,
Wär' ich ein Mann doch mindestens nur,
So würde der Himmel mir rathen;
Nun muß ich sitzen so fein und klar,
Gleich einem artigen Kinde,
Und darf nur heimlich lösen mein Haar
Und lassen es flattern im Winde!

Wie mußte ein solches Temperament sich niedergedrückt fühlen durch den leidenden Zustand, in dem Annette seit ihrer vorzeitigen Geburt fast unausgesetzt sich befand! Dazu hat die edle Frau die Schmerzen gefühlt, die keinem echten Dichter erspart bleiben. Welch langes Hoffen, eh sich der Bann von ihren Sinnen löste! Verdämmert und zerfahren war ihr die ganze Jugend. Diese fiel in die Zeit, wo die Dichtung der Matthisson und Salis-Seewis noch herrschte. Sprickmann, ein Anhänger des Hainbundes, war ihr erster poetischer Berather. Geistvolle und würdige Männer folgten ihm in diesem Amte, aber erst Levin Schücking gab ihr fruchtbarere Anregung. In dem Gedichte „Der zu früh geborene Dichter" schildert sie ihr eigenes Los. „Ein steter Drang — hinauf! hinauf! und ringsum keine Palme!" Und wenn er klagt, schilt man seinen eitlen Drang, da doch die andern alle nicht in besserer Lage sind:

Und als das Leben ausgebrannt
Und fühlte sich vergehen,
Da sollt' wie Moses er das Land
Der Gottverheißung sehen.

So sah auch Annette Schaft an Schaft aufsprießen und überall frische Kraft sich regen, Lenau und Freiligrath und wie sie alle heißen, mit denen sie wetteiferte, ihren Gedichten Stimmung und Farbe zu verleihen. Sie kennt die Schmerzen des mit den Verhältnissen und mit der eigenen Sprödigkeit ringenden Künstlers, sie beklagt die „Halbgesegneten", die sich so gern aufschwingen möchten mit des Sehnens Hauch und doch niedersinken wie der „kranke Aar" mit gebrochenen Schwingen. Wie hoch stehen sie über denen, die um die Gunst der Menge buhlend ihres Herzens Blut verkaufen! Sie selbst glaubt gefeit zu sein gegen solche Anfechtungen, und doch fragt sie: „Meint ihr, das Wetter zünde nicht? Meint ihr, der Sturm erschüttre nicht?" Das Los des Dichters erscheint ihr so tragisch wie ihrem Zeitgenossen Freiligrath: „Ja, Perlen fischt er und Juwele, Die kosten nichts als seine Seele." Auch sie hat mit ihrem Herzblute ihr Menschenthum und ihren Dichterruhm bezahlt, auch sie gleicht „des Unglücks Fürsten", von denen sie sagt:

Sie fühlen, daß ihr Odem rinnt
Entzündend um der Erde Bau,
Daß nur aus dunkler Scholle gern
Und freudig schießt der Ernte Kraft,
Und daß zerfallen muß der Kern,
Soll strecken sich der Palme Schaft.

Trotz der Verständlichkeit der geschilderten Stimmungen läßt sich ein Zug krankhafter Ueberreiztheit nicht verkennen. Annette hatte ein leicht erregbares Nervensystem mit auf die Welt gebracht. Wie weit ihre eigene Angabe zutreffend ist, daß in ihrer Heimat Westfalen, gleichwie in Schottland, das „Zweite Gesicht" verbreitet sei, lassen wir

dahingestellt. Sie selbst hatte etwas von dieser unglückseligen Gabe. Das geheimnißvolle Leben und Weben in der Natur war ihr inniger vertraut als andern Sterblichen, und was sie erlauschte in Wald und Feld, in Kluft und Teich, das wußte sie sprachverneuernd und sprachschaffend wiederzugeben. Darin liegt ein besonderer Zauber ihrer Dichtung. Wie schildert sie das gespenstige Treiben im Heidemoor, „Wenn es wimmelt vom Heiderauche, Sich wie Phantome die Dünste drehn Und die Ranke häkelt am Strauche, Unter jedem Tritte ein Quellchen springt, Wenn aus der Spalte es zischt und singt". Was uns bei Bürger und seinen Zeitgenossen bisweilen noch gesucht erscheint, macht bei ihr den Eindruck voller Naturwahrheit. Ihr Gedicht „Hirtenfeuer" erinnert an die treffliche Idylle „Das Feuer im Walde" von Hölty, den sie mit Vorliebe gelesen hatte, aber es athmet wirklich Erd- und Heidegeruch, und erstaunlich ist darin die völlige Einheitlichkeit der Form und des Inhalts. Wie Bürger ahmt sie volksthümlichen Sang nach:

Heloe, loe!
Komm du auf unsre Heide,
Wo ich meine Schäflein weide.
Komm, o komm in unser Bruch,
Da gibt's der Blümelein genug! —
Helo, heloe!

So singt auch der Schäfer sein kunstloses Lied in der „Mergelgrube". Wie die Romantiker senkt Annette den Blick in die Tiefen der Erde. In großartiger Weise sind in dem zuletzt genannten Gedichte die ewigen Schicksale des Kosmos verquickt mit dem kurzlebigen Treiben der Menschen. Wir finden bei unserer Dichterin den innigsten Zusammenhang zwischen Natur und Seelenstimmung. Kühn sind ihre Vergleiche. Sie veranschaulichen nicht selten den Naturvorgang durch ein menschliches Empfinden, so wenn der Weiher still im Mondschein liegt wie ein fromm Gewissen oder wenn das Mondlicht selbst am Hünensteine liegt blaß gehärmt wie eine Witwe an des Gatten Grabe. Nicht selten fließen Naturvorgang und Seelenstimmung in eins zusammen. Recht deutlich ist dies der Fall in dem Gedicht „Ein Sommertagstraum". Die Dichterin ist bei aufziehendem Gewitter eingeschlafen. Ihre Geburtstagsgeschenke — ihren Sammeleigungen entsprechend ein Autograph, ein Denar, eine Erzstufe und eine Muschel — liegen vor ihr. Von diesen Gegenständen steigen nun Bilder auf, die wieder mit dem sich entwickelnden Gewitter in Beziehung stehen. Mit keckem Humor läßt sie andererseits in den „Krähen" den historischen Vorgang durch das Medium der Thierseele hindurchgehen.

In vielen ihrer Dichtungen herrscht echte Balladenstimmung. Was sie von dem „Zweiten Gesicht" des „Fräuleins von Rodenschild" erzählt, das hat sie selbst erlebt. Wunderbar scheint der Zufall oder eine andere geheimnißvolle Macht zu spielen. Der Schrei eines Geiers rettet durch Räuber bedrohte Menschen aus schwerer Gefahr. Alle Schuld rächt sich auf Erden. Dieser Gedanke beherrscht nicht nur das Gedicht „Vergeltung", sondern auch die Erzählung „Die Judenbuche", die an Chamisso's Gedicht „Die Sonne bringt es an den Tag" erinnert, wie denn Chamisso auch sonst die Neigung zum Unheimlichen nicht verleugnet.

Literarische Anregungen hat Annette mancherlei erfahren. Von Walter Scott, der damals so viele Deutsche zur Schilderung der Heimat begeisterte, mußte sie sich um so mehr angezogen fühlen, als die Natur Schottlands ihrer eigenen Stimmung entsprach. In ihren „Bildern aus Westfalen" trifft sie mit Immermann zusammen. Neben Scott hat Byron durch seine gedanken- und farbenreichen Schilderungen tief auf sie eingewirkt. In ihren größern poetischen Erzählungen zeigt sie Vorliebe für die Darstellung unheimlicher und wilder Scenerien. Darum gehörte unter den Malern Salvator Rosa zu ihren Lieblingen. Der innere Zusammenhang des ersten jener größern Gedichte mit ihren sonstigen Ideen läßt sich noch vermuthen. Sie hat viel darüber nachgedacht, wie weit auch die Pflanzen Bewußtsein haben, und nennt die Welt schlecht, „die sie so lang und tief ließ grübeln über eines Pudels Treue". So war auch „Das Hospiz auf dem Großen Sanct-Bernhard" zunächst gemeint als eine Verherrlichung des bekannten Hundes „Barry", wenn auch die Dichterin ihren Neigungen zufolge dann den Schwerpunkt in die Schilderung der großartigen Alpennatur verlegt hat. Die erwähnten Grübeleien führten sie nicht selten zu Scrupeln über ihre eigene Handlungsweise. Aus solchen Selbstanklagen ist „Des Arztes Vermächtniß" zu verstehen. Das Gedicht ist sicher beeinflußt durch Schelling's bekannte poetische Erzählung des Pfarrers zu Drottning auf Seeland. Doch hat auch Washington Irving, den Annette sehr schätzte, ein ähnliches Motiv behandelt. In jenem Gemälde krankhaft überreizter Sinne ist die Unklarheit und Abgerissenheit ein Mittel der Darstellung, aber auch sonst leiden die Gedichte Annettens an diesem Fehler. Sie vermochte schwer die Fülle der zuströmenden Ideen in Worte zu fassen, trachtete aber auch absichtlich nach Prägnanz des Ausdrucks. Als classisch gebildete Frau wendet sie selbst das Horazische „brevis esse laboro, obscurus fio" auf sich an. Doch zeigt sie diesen Fehler nicht überall in gleichem Maße.

Ein Meisterstück ist unter ihren kleinen Gedichten auch die „Jagd", in der sie sich zu greifbarer Anschaulichkeit durchringt. Wir sahen, wie sie gern selbst ein Jäger oder ein Soldat gewesen wäre, und so hat sie denn in ihrer „Schlacht im Lohner Bruch" auch realistische Kriegsbilder zu entwerfen gewußt. Mit der mittelalterlichen Romantik, der auch sie in ihren Anfängen ihren Tribut gezahlt hatte, theilt sie in ihren reifern Werken nur noch die Vorliebe für den heimischen Boden und für das Geheimnißvolle. Auf Schloß Meersburg fand sie Linderung ihrer Leiden, und doch sehnte sie sich mit aller Gewalt nach dem Walde und der Heide Westfalens. Der alte Rittersitz am Bodensee war die Hochburg der romantischen

Gelehrsamkeit, und doch kümmert sie sich mehr um die Geister des alten Schlosses als um die Mären der Vorzeit. So hat sie auch aus den Forschungen der ihr befreundeten Brüder Grimm, denen sie gern behilflich war bei ihren Arbeiten, gerade die Sage vom „Spiritus familiaris des Roßtäuschers" benutzt. In dieser Erzählung sehen wir die wesentlichen Züge ihrer Poesie noch einmal recht deutlich hervortreten, sehen insonderheit auch, wie sie das Unheimliche selbst in Shakespeare'scher Weise mit vollem Realismus behandelt. Ein Vergleich des Gedichts mit Chamisso's „Peter Schlemihl" läßt es als eine erhöhte Potenz von diesem erscheinen.

Das Bild der Dichterin würde unvollständig sein, wenn wir nicht auch ihr „Geistliches Jahr" erwähnten. Diese Dichtung zeigt recht deutlich, welche Kämpfe ihr Herz erschüttert haben. Sie hat sich Zeit ihres Lebens den Stimmungen hingegeben, denen Walther von der Vogelweide, der ihr wohlbekannte, in seinen Klagen über den Verfall seiner Zeit mit ihr zusammentreffende Dichter, erst am Ende seines Lebens verfiel.

Wenn trotz ihrer mannichfaltigen Vorzüge die Dichtungen Annettens noch heute nicht die allgemeine Verbreitung gefunden haben, die sie verdienen, so liegt dies an der schon erwähnten Dunkelheit einzelner von ihnen, die den leichten Genuß suchenden Leser abschreckt. Indessen gehören ihre Werke zu den Dichtungen, die bei eingehenderm Studium gewinnen. Manche Stellen bleiben freilich auch bei längerer Betrachtung räthselhaft. Vieles ist für das Verständniß der Dichterin schon gethan in der großen erklärenden Ausgabe von Kreiten und in andern Schriften. Doch steht hier immer noch ein weites Feld für commentirende Thätigkeit, ja sogar für Conjecturalkritik offen. Als neuen Beitrag dieser Art haben wir die „Erläuternden Bemerkungen zu Annette von Droste-Hülshoff's Dichtungen" von Dr. Joseph Riehemann*) zu erwähnen. Sie sind eine sehr verdienstliche Leistung. Besonders hat die Verbesserung der Interpunktion, die Annette immer sehr vernachlässigte, zur Aufklärung mancher Stelle geführt. Aber auch sonst hat der Verfasser scharfsinnig manche Schwierigkeit gelöst, andere wenigstens erkannt und genauer festgestellt. Daß manche von seinen Erklärungen überflüssig sind, indem sie bei einiger Aufmerksamkeit dem Leser sich von selbst ergeben, hat Riehemann selbst gefühlt. An einzelnen Stellen scheint er mir nicht das Richtige getroffen zu haben. Für verfehlt halte ich die Conjectur Seite 20 zum „Geistlichen Jahr": „Am vierten Sonntage im Advent", Strophe VIII: „Doch gift'ger öfters ist der Druck der Hand, Die weiche Thräne und der stille Braud, den Lorbeer treibend aus Vulkanes Grimme", wo Riehemann „als" für „aus" einsetzen möchte. Unrichtig erscheint mir auch die Erklärung zu den Worten im dritten Gesange des „Hospiz": „Wer hat die Blume nicht gebrochen, Die selbst aus hartem Grunde sprießt Und um das Blut die Ranken schließt?" Sollte „Blut" hier nicht einfach „Blutsverwandte" bedeuten? Manches andere bleibt unsicher, doch ist die Arbeit Riehemann's, wie gesagt, sehr dankenswerth.

Eine zweite Jubiläumsschrift: „Annette von Droste-Hülshoff im Kreise ihrer Verwandten und Freunde", von Joseph Wormstall*), hat sich die Aufgabe gestellt, die authentischen Bildnisse der Dichterin, ihrer Aeltern und Verwandten, Freunde und Freundinnen dem Publikum zugänglich zu machen. Unter den dreißig Abbildungen findet sich einzelnes schon Bekannte. Gleichwol werden viele Literaturfreunde dieses Heft willkommen heißen, das zugleich eine kurze Darstellung des Lebensganges der Dichterin und eine Uebersicht über die weitern Schicksale der diesem Kreise nahestehenden Persönlichkeiten enthält.

*) Erläuternde Bemerkungen zu Annette von Droste-Hülshoff's Dichtungen. Von Dr. Joseph Riehemann. Beilage zum „Programm des Königlichen Gymnasium Carolinum in Osnabrück". Osnabrück, F. Schöningh. 1896. 4. 1 M. 30 Pf.

*) Annette von Droste-Hülshoff im Kreise ihrer Verwandten und Freunde. Von Joseph Wormstall. Münster, Regensberg'sche Buchhandlung (B. Theissing). 1897. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Richard Opitz.

Theologische Literatur.

1. Die Nothwendigkeit und Gestalt einer kirchlichen Reform. Von Johannes Kreyenbühl. Freiburg i. Br., J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1896. Gr. 8. 4 M.
2. Einige Gedanken über die Gründung christlich-socialer Vereine. Von Hilty. Bern, A. Siebert. 1896. Gr. 8. 1 M.

Ein in großen Zügen entworfenes und bis ins Kleinste ausgeführtes kirchliches Reformprogramm ist es, das uns Johannes Kreyenbühl, Privatdocent der Philosophie an der Universität Zürich, vorlegt (Nr. 1). Der Kirche der Reformation gewidmet, stellt es sich die Aufgabe, auf Grund einer eingehenden Kritik der bestehenden Zustände, unter Festhaltung der reformatorischen Grundgedanken, den Plan zu einem Neubau auszuführen, unter dessen Dach ein freiheitliches, gesundes religiöses Gemeinwesen sich gedeihlich entfalten könne. Laut Vorwort ist die Schrift aus Vorträgen entstanden, die im Winter 1895—96 in Zürich gehalten wurden. Doch haben einzelne der zehn Vorträge, besonders die beiden letzten, starke Veränderungen erfahren in der Absicht, die entwickelten wissenschaftlichen Darlegungen auf eine breitere Grundlage zu stellen. Ihrem Inhalt nach ist die Schrift eine Fortsetzung der Gedankenreihe, die der Verfasser schon vor etwa zwanzig Jahren in der Abhandlung über Religion und Christenthum begonnen und seither in verschiedenen

Aufsätzen „Zur Religionsphilosophie der Gegenwart“ (vgl. „Zeitschrift aus der Schweiz“) weiter entwickelt hat. Die Ursprünglichkeit der Gedanken und der ideale Sinn, von welchem sie getragen werden, fordert dazu auf, die Ausführungen des Verfassers schrittweise zu verfolgen.

Mit dem theogonischen Pantheismus der sogenannten Naturreligionen und dem dualistischen Monotheismus Zarathustra's läßt Kreyenbühl die Grundpfeiler der Religion erstehen, in der Gestalt der brahmanischen Priesterreligion und der griechisch-römischen Humanität jene erste Stufe der theogonisch-pantheistischen Seite der Religion, in dem israelitischen Gottesbewußtsein die zweite, die des dualistischen Monotheismus, zum Ausbau kommen, endlich durch Synthese der Wahrheit des israelitisch-ethischen Monotheismus mit der Wahrheit des orientalischen und griechisch-römischen pantheistischen Humanismus in dem Christenthum die absolute Religion sich in der Weise vollenden, daß der Mensch als Sohn Gottes mit Gott geeint, die Menschheit als Reich Gottes zu einem Gott-All erhoben ist.

Der geschichtliche Christus kann dann zwar nicht als Inhalt und Gegenstand des ganzen Christenthums anerkannt werden, aber als Stifter der vollendeten universalistischen Erlösungsreligion immerhin noch hoch genug gestellt werden, um von ihm auszusagen: „Er lehrte und bewährte nach einem tiefsinnigen Worte Goethe's die Ehrfurcht vor dem, was unter uns ist, ein Letztes, wozu die Menschheit gelangen konnte und mußte; er lehrte uns auch Niedrigkeit und Armuth, Spott und Verachtung, Schmach und Elend, Leiden und Tod als göttlich anzuerkennen, ja selbst Sünde und Verbrechen nicht als Hindernisse, sondern als Förderungen des Heiligen zu verehren.“ Jedenfalls ist als Ziel zu erstreben die Uebereinstimmung des christlichen Heilsglaubens und des Pantheismus, die Weltanschauung des Theanthropologismus, wie sie Kreyenbühl nennt. Denn auch das Böse bedeutet eine Wirklichkeit, in deren Erlösung gerade die höchste Einheit und Solidarität von Gott und Mensch sich bewährt, eine Erlösung, in der Gott sich in und mit dem Menschen selbst erlöst. Ist demnach das Christenthum wol die absolute Erlösungsreligion, der letzte und höchste Fortschritt der Menschheit, über den hinaus kein anderer Fortschritt führt, der aber selbst von nun an alle wahren Fortschritte der Menschheit einzig und allein begründet: so ist doch die Gottmenschheit nicht blos die Offenbarung Gottes in dem einen geschichtlichen Gottmenschen Christus, sondern der Erlösungsproceß in der ganzen Menschheit, die zum Sohne Gottes zu werden bestimmt ist — wie man sieht, echt Schelling-Hegel'sche Gedanken, seinerzeit schon von David Fr. Strauß in seiner „Dogmatik“ verwerthet.

Der Reformation haftet nur der Mangel an, daß sie nicht erkannt hat, wie die Religion unendlich viel weiter reicht, als sie auch nur ahnte, wie der Heilsproceß in Wahrheit sich in einem ungeheuern Weltproceß abspielt, der in theologisch-kirchlichen Formeln gar nicht dargestellt werden kann. Die Macht der Hierarchie haben die Reformatoren in dem Umkreis ihrer Thätigkeit wol gebrochen und damit den Staat auf eigene Füße gestellt. Aber auch hier haben sie die Arbeit nur begonnen und halb gethan. Sie haben das hierarchische Princip nicht in seiner Wurzel zu vernichten vermocht, und heute ist die Priesterkirche wieder eine Macht, welche die menschliche Entwickelung beständig bedroht und dem Wachsthum des christlichen Geistes Widerstand, seiner Zersetzung in den Volksmassen kräftigen Vorschub leistet. Darum gilt es, den Gehalt des christlichen Geistes von den kirchlichen Formeln loszulösen und mit der Gesammtheit menschlichen Lebens in eine innere und nähere Verbindung zu bringen, mit andern Worten: das Christenthum der Kirche in ein Christenthum der Menschheit umzubilden.

Wie radical sich Kreyenbühl diese Umbildung denkt, zeigt uns der vierte Vortrag, der von der Begründung einer christlichen, kirchenfreien Humanität in der neuern Zeit handelt. Kein Dogma mehr, kein Cultus, keine Theologie — das wird alles zum alten Eisen geworfen. An derlei Plunder läßt der Verfasser auch nicht ein gutes Haar, und doch hat die Schweiz, wie wir gelegentlich erfahren, noch radicalere Geister aufzuweisen, wie z. B. Volkelt, der in seinen „Vorträgen zur Einführung in die Philosophie der Gegenwart“ nur in einem vollständigen Bruch mit dem Christenthum das Heil der Welt sieht. Um so wohlthuender berühren dann die ebenso schönen wie treffenden Bemerkungen unsers Verfassers über Schiller und Goethe (S. 61, 62) und die Ausführungen über unsere deutsche Philosophie seit Kant.

Da der Kirchlichkeit der Gegenwart der Vorwurf der Inhumanität zu machen ist, so ist die staatskirchliche Form des Christenthums (fünfter Vortrag) allmählich in die Gestalt einer christlich-humanen Gesellschaft überzuleiten, womit jedoch nicht gesagt sein soll, daß diese sich mit der modernen Gesellschaft decke. Im Gegentheil, dem die Gegenwart beherrschenden selbstischen modernen Geist gibt der Verfasser im sechsten Vortrag recht bittere Wahrheiten zu kosten und stellt ihm, begeistert von dessen Herrlichkeit, den Geist des Christenthums gegenüber, das in den Herzen seiner Bekenner entweder die erste Stelle einnimmt oder gar nicht vorhanden ist.

Gegen die modernen Fortschrittsenthusiasten wendet sich der siebente Vortrag mit dem Nachweis, daß ein absolut irdisches, d. h. religionsloses Culturglück eine Täuschung, eine Fiction ist, die vor der harten Wirklichkeit nicht standhält.

Fragen wir aber, wie sich denn nun Kreyenbühl die Umgestaltung des christlichen Glaubens denkt, so gibt uns darüber der achte Vortrag Auskunft. Es soll keine neue Religion, kein neuer Glaube, auch nicht etwa eine religionslose Moral gesucht werden; nur ein Um- und Fortbau auf dem alten Grunde, welcher gelegt ist, auf dem Grunde der absoluten Religion, soll erstrebt werden. Sieht man sich freilich diesen Um- und Fortbau, wie ihn der Verfasser

sich denkt, etwas näher an, so handelt es sich doch in der That um einen völligen Neubau, der durch all die willkürlichen Abstractionen und Verwässerungen einer unmöglichen Vernunftreligion von vornherein sein Schicksal der Unausführbarkeit in sich trägt. Man höre nur (S. 119): „Das kirchliche Dogma von der göttlichen Dreieinigkeit mythologischer Unsinn, der Glaube an die Gottheit Christi ein Product hellenistischer Menschenvergötterung, die biblischen Wunder Erzeugnisse jüdischen Aberglaubens, die Auferstehung Christi geschichtliche Einkleidung eines christlichen Mythus."

Den unklarsten, verworrensten und darum den Widerspruch am stärksten herausfordernden Abschnitt des Buchs bringt der nennte Vortrag: „Zur Philosophie und Reform des christlichen Cultus." Während hier das „sogenannte Sakrament der Taufe" als eine gänzlich veraltete und bedeutungslose „Kirchenhandlung" bezeichnet wird, die Confirmation dagegen als „ein Sakrament der Einweihung in die Mysterien des christlichen Cultus und Lebens", und dem Abendmahl zwar noch ein sakramentaler Charakter zugesprochen wird, aber nur unter der Voraussetzung, daß es zu diesem Zweck Agape, ein Cultusact der Gottes- und Menschenliebe werde, wird „die heidnische Christolatrie" ausdrücklich als der Stein des Anstoßes in den bestehenden sakramentalen Cultusformen bezeichnet und dem Gebet nur symbolische Bedeutung beigelegt. Zweck und Werth alles Cultus soll die Mystagogie, der im Cultus realisirte Gottmensch sein, und in dem sakramentalen Cultus der im größten Gottmenschen (Jesus?) ein für allemal gegenwärtige Gott, das numen praesens der höchsten und allumfassenden Liebe reden und handeln.

Auch der zehnte, der letzte, Vortrag fordert unsern Widerspruch heraus. Was da der Verfasser von einem ungeheuern theopaschitischen Proceß vorbringt, welcher auch das Böse und dessen Schuld von Gott selbst gewollt sein läßt, ohne ihn in seiner Heiligkeit zu beeinträchtigen, das ist doch eine unvollziehbare Vorstellung und alles andere, nur nicht „Philosophie des Christenthums". Dieser theopaschitische Proceß könnte in der That nach des Verfassers eigenem Zugeständniß nur verstanden werden „aus einer Art Taumel oder umgekehrter Ekstase" (S. 219). Aber wie in der Schöpfung des Menschengeistes und damit (!) der Realität des Bösen der höchste Beweis des unermeßlichen (an anderer Stelle heißt es: alle Fassungskraft übersteigenden) Liebeernstes Gottes zu sehen sein soll, das bleibt logisch und ethisch unerfindlich, man müßte denn den Ausdruck „alle Fassungskraft übersteigend" wörtlich nehmen.

Ebenso unhaltbar ist, was der Verfasser in diesem Zusammenhang über die neutestamentlichen Heilungen von Dämonischen vorbringt. „Beides, die Dämonischen wie ihre Heilung", heißt es Seite 230, „ist lediglich, genau wie die übrigen Wunder, Lehre, Ausdruck des religiösen und religiös-philosophischen Bewußtseins jener Zeit über die Bedeutung Jesu, der als Stifter der höchsten gottmenschlichen Religion gekommen und bestimmt war, das Reich der Dämonen aufzulösen, d. h. dem gottlosen Geist der Irreligiosität, des religiösen Aberglaubens und der schlimmsten Corruption des Besten, der Religion, in der Gestalt des Heidenthums und Judenthums ein Ende zu machen. Dieses religiöse Zeitbewußtsein, das Jesus getheilt hat, ist durchaus richtig; man muß nur im Stande sein, nicht als äußere Geschichte zu fassen, was lediglich eine innere Geschichte, ein Proceß in der Tiefe des menschlichen Geistes, im religiösen Bewußtsein ist." Unmittelbar vorher weist der Verfasser die naturalistische Ausdeutung jener Berichte der synoptischen Evangelien ab, weil sie darin eine blos moralisirende Darstellung des Bösen sähe. Glaubt er wirklich, daß seine eigene Ausdeutung um ein Haar besser ist?

Wir kommen zum Schluß. Als das zu erstrebende Ziel, mit welchem die Vollendung des kirchlichen Cultus gegeben sei, sieht der Verfasser an die Ueberführung der Organisation des kirchlichen Lebens aus der paganisirenden und judaisirenden Form der Staatskirche und der Sektenkirchen in die Gestalt der wahrhaft christlichen, gnostisch-reformatorischen, staatsfreien, christlich frommen, rein religiös charismatischen Gesellschaft. Wir glauben, daß die ihm vorschwebende und von ihm ersehnte Gründung einer gnostisch-unitarischen Gesellschaft ein wesenloser Schatten ist, an den sich seine Hoffnung vergebens klammert.

Ebenso eigenartig wie Kreyenbühl's Ausführungen, aber von zum Theil ganz entgegengesetzten Voraussetzungen ausgehend, durchaus positiv gerichtet, sind die Erörterungen eines andern schweizer Gelehrten, Hilty, in seiner Schrift: „Einige Gedanken über die Gründung christlich-socialer Vereine" (Nr. 2). Auch hier haben wir es mit einem Vortrag zu thun, den der berner Universitätsprofessor, einer der geistreichsten und charaktervollsten Vertreter der conservativen Richtung in der Schweiz, jüngst zu Bern in der Eröffnungsversammlung der „Christlich-socialen Vereinigung" gehalten hat, trotz der vorausgegangenen ausdrücklichen Erklärung, dem Verein nicht beitreten zu können.

Hilty ist der Ueberzeugung, daß die sociale Frage unserer Tage in ihrem innersten Kern die religiöse Frage ist, und darum nur auf dem Boden des Christenthums, und zwar des positiven, gelöst werden kann. Denn ohne Liebe gibt es keine ausgleichende Gerechtigkeit, und das sociale Uebel läßt sich nicht mildern, geschweige denn beseitigen ohne ernstlichen Kampf wider die Sünde.

Ebenso ist Hilty, und wir sind es mit ihm, überzeugt, daß die sociale Frage nur durch Reform, nicht durch Revolution, und nur auf Grundlage der Familie ihre Lösung finden kann. Auf das nachdrücklichste schärft er den geistig und materiell Höhergestellten ein, mit der Weltbesserung bei sich selbst den Anfang zu machen durch Rückkehr zur Einfachheit der Lebensweise und durch

Pflege der eigenen Arbeitslust anstatt der Genußsucht. Und indem er speciell die evangelischen Geistlichen eindringlich warnt, ja nicht aus der Socialpolitik ein Surrogat für die Religion zu machen, ruft er ihnen zu: „Eine lebensfähige Partei können Sie jetzt bei uns nicht bilden, Sie würden sofort bei den zu beantwortenden Fragen auseinandergehen und blos einen hülflosen Anex, die einen der conservativen, die andern der socialistischen Partei ausmachen. Das Christenthum eignet sich gar nicht zum Parteiprogramm, und schon der bloße Name «christlich-social» ist durch die Ereignisse in Deutschland und die dortigen Führer vielen bei uns sehr fraglich geworden.“ „Ich meine also, das Christenthum sollte zwar wol die ganze Gesinnung durchdringen, die Menschheit gewissermaßen durchleuchten und in ihrem Denken und Handeln bestimmen; aber es kann nun und nimmermehr das Programm einer politischen Partei sein.“ „Wenn Sie zu der ganzen Großzahl der jetzt blos kirchlich Gesinnten oder jetzt sogenannten Frommen Ihre Zuflucht nehmen können oder gar mit allerhand sehr weltlichen Mitteln das Christenthum befördern wollen, so kommen Sie in das mitunter sehr gefährliche Fahrwasser der «Kreuzzeitung» und Stöcker's, und nützen dem Christenthum schließlich nur wenig, indem Sie es vielmehr manchen sehr braven Leuten noch verdächtiger machen, als es ohnehin schon ist.“

Dabei geißelt Hilty aufs schärfste gewisse Vertreter der höher gebildeten Klassen, die da glauben, daß ein eigentlich menschenwürdiger Zustand, wie sie ihn für sich und die Ihrigen wünschen, nur für einen Theil der Menschheit erreichbar sei und es vor allem darauf ankomme, wenigstens diesem Theil ihn zu erhalten; die daher thun, was sie können, so wenig, als sich jeweilen gerade thun läßt. Vom ganzen Socialismus aber hält er, daß schließlich davon kaum etwas mehr übrigbleiben werde, als was den Inhalt einer sehr bedeutend verbesserten und erweiterten Unterstützung der ärmern Klassen nicht wesentlich übersteige, vielleicht noch weniger, als was jetzt schon die christliche Heilsarmee zur Linderung der socialen Nothstände leiste.

Dies die Grundgedanken des geistvollen, tiefdurchdachten Vortrags, der bereits auch in der deutschen socialen Bewegung Beachtung gefunden, bei den einen begeisterte Zustimmung, bei andern heftigen Widerspruch erweckt hat, auf allen Seiten aber den Eindruck hinterlassen, daß man es hier mit einem hervorragend begabten Manne zu thun hat, der Kopf und Herz auf dem rechten Fleck hat.

Karl Hallmann.

Militärschriften.

I.

Die Herbsttage des Jahres 1896 haben eine ungewöhnlich reiche Menge von Erscheinungen auf dem Gebiet der Kriegsliteratur gebracht. Begonnen werde mit der Betrachtung der Werke historischen Charakters:

1. Der Antheil der Königlich Sächsischen Armee am Feldzuge gegen Rußland 1812. Nach amtlichen Unterlagen bearbeitet von Moritz Exner, Oberstlieutenant z. D. und Vorstand des Königlich Sächsischen Kriegsarchivs. Mit 2 Schlachtenbildern (in Lichtdruck) und 6 Skizzen und Plänen auf 3 (lithographirten) Tafeln. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1896. Gr. 8. 4 M.

Tafel I und Tafel II des Werkes sind derart eingeheftet, daß man sie nicht gleichzeitig gebrauchen kann. Das erschwert das Studium der Märsche und Gefechte des 7. — königlich sächsischen — Corps der Großen Armee um so mehr, als dem Leser ohnehin die auf dem Kriegsschauplatz gelegenen Orte nach Namen und Lage wenig geläufig sind. Dies und ein kleiner Flüchtigkeitsfehler auf Seite 8 oben ist aber auch alles, was ich an dem Werk auszustellen wüßte.

Die Pläne — um mit diesen wieder zu beginnen — enthalten in einfacher, aber genügender Ausstattung das Nothwendige, und geben durch eingezeichnete Marschlinien und Truppenstellungen bequeme Uebersicht über das im Text Dargelegte. Die Darstellung selbst ist der Sache durchaus angemessen, zeitweise von gerechtem Stolz auf die wackern sächsischen Mitstreiter Napoleon's getragen, im ganzen aber ruhig und von irgendwelchen heftigen Anklagen gegen den Schlachtenkaiser völlig frei.

Daß dieser — im Gegensatz zu dem tapfern, umsichtigen und gerechten Führer des 7. Corps, General Regnier, und dem ritterlichen General-en-Chef Graf von Latour-Maubourg, unter dessen Befehl die sächsische Cavaleriebrigade von Thielmann stand — die Leistungen der Sachsen in der Schlacht an der Moskwa, wo die ebengenannte Brigade nach blutigen Kämpfen in der Nähe von Samenowskoje die Rejewsky-Schanze genommen hatte, mit keinem Wort anerkannt hat, sondern im sechsundzwanzigsten Bulletin nur die „Cavalerie Murat's“ als Eroberer der Schanze nennt, wird freilich erwähnt. Ebenso die Geringschätzung, die der Kaiser völlig mit Unrecht denjenigen russischen Truppen gegenüber, gegen die das 7. Corps zu kämpfen bestimmt war, mit einer Sicherheit zur Schau trug, die geradezu irreführend und verderblich hätte wirken können. Auch auf Napoleon's — nach den Erfahrungen des Feldzugs von 1806 bis 1807 doppelt auffälligen — Mangel an Sorgfalt für die Verpflegung des Heeres fallen einige Streiflichter. Charakteristisch ist in dieser Beziehung der beinahe naiv zu

nennende Befehl vom 17. Mai 1812, der anscheinend vom Intendanten der Großen Armee, Graf Daru, erlassen ist:

Derjenige Regiments- oder Bataillonscommandant, bei dessen Abtheilung es nur einen einzigen Tag an Lebensmitteln fehlt, wird sofort, als unfähig zu dienen, nach Hause geschickt. Wie er sich die Bedürfnisse verschafft, ist seine Sache, für jeden Excess aber wird er bestraft, und die Brigadiers sind für beides verantwortlich.

Bei Anhörung dieses Befehls dürften den braven sächsischen Generalen recht kräftige Aeußerungen von den Lippen gerollt sein.

Sachsen hatte nach Artikel 8 des Friedensvertrags vom 11. December 1806 dem Kaiser Napoleon im Fall eines Krieges 20000 Mann zur Verfügung zu stellen, für ein Land von (in damaligen Grenzen) etwa 2 Millionen Einwohnern nach heutigen Begriffen (Sachsen stellt dem Deutschen Reiche heutzutage mit etwa $3^1/_2$ Millionen Einwohnern allein an Linientruppen rund 50000 Mann) nicht zu viel. In Wirklichkeit aber hat Sachsen 1812 im Dienst gehabt: zur Besatzung im eigenen Lande und für den Etappendienst etwa 100 Offiziere und 3791 Mann, zum Küstenschutz in Pommern 42 Offiziere und circa 1700 Mann, beim 9. Armeecorps 113 Offiziere, 3680 Mann und beim 7. Armeecorps einschließlich der Brigade von Thielmann und des Regiments Prinz Albrecht Chevauxlegers sowie des Nachersatzes 656 Offiziere, 22317 Mann, zusammen 911 Offiziere, 31488 Mann. Von den eigentlichen Theilnehmern des Feldzugs in Rußland — eben diesen Truppen des 9. und 7. Armeecorps in der Gesammtstärke von 769 Offizieren und 25997 Mann — fielen vor dem Feinde 44 Offiziere, 685 Mann, wurden verwundet 106 Offiziere, 1963 Mann, gefangen 69 Offiziere, 2354 Mann; außerdem geriethen, ohne daß der Verlust im einzelnen näher nachgewiesen wäre, vor dem Feinde in Verlust durch Tod, Verwundung und Gefangenschaft 80 Offiziere, 1544 Mann. Der Gesammtverlust vor dem Feinde belief sich also in Summa auf 291 Offiziere und 6546 Mann. Es kehrten aber von dem Rest — 470 Offizieren, 19451 Mann — und von den später von ihren Wunden Genesenen und den aus der Gefangenschaft Entlassenen zusammen — im ganzen nur 3500 Leute *) zurück. Ueber 22000 brave Sachsen sind den Anstrengungen des Feldzugs und ansteckenden Krankheiten erlegen. Fürwahr eine furchtbare Zahl. Und weswegen waren diese armen Menschen in den Tod gegangen? Weil Rußland, wie Napoleon in seiner Proclamation an die Große Armee sagte, den Eid ewiger Freundschaft für Frankreich und ewigen Krieges gegen England nicht gehalten hätte!

Wie jede Schilderung des Feldzugs von 1812, so bringt auch die Exner'sche eine Reihe interessanter Einzelheiten, die die entsetzliche Katastrophe erklären helfen und die, theilweise wenigstens, den Beweis liefern, daß der Napoleon von 1812 nicht der von 1809, von 1813 und von 1814 war. Ein Armeecorps ohne ausreichende Cavalerie sollte einem überlegenen Feinde, der im eigenen Lande kämpfte, auf einer Linie von über 150 Kilometer entgegentreten, das Herzogthum Warschau decken und dabei Verbindung mit der Großen Armee halten, die zuletzt mehr als 1000 Kilometer von ihm entfernt war. Und das, ohne daß genügende Vorsorge für Nachschub an Verpflegung und andern Armeebedürfnissen getroffen gewesen wäre, und in einem Lande, wo die Communicationen jämmerlich schlecht waren, und das Verlassen der Wege sich nur zu häufig mit Steckenbleiben in grundlosem Morast bestrafte. Und in einem Klima, dessen mörderische Hitze schon im Mai etwa den zehnten Theil des Corps lazarethkrank machte, und im Juni Hunderte von Menschen und Thieren auf dem Marsche dahinraffte, sodaß das Corps schon Ende August auf nur gegen 9000 Köpfe zusammengeschmolzen war, während andererseits schon Anfang November 15 Grad Kälte herrschte, und das Wasser zur Herstellung von Gemüsesuppen durch Schmelzen von Schnee gewonnen werden mußte. Mitte December war die Kälte bis über 26 Grad Réaumur gestiegen, und nur, wer in Bewegung zu bleiben vermochte, war vor dem Erfrieren gesichert.

Schuhe mußten in den Bivnaks aus Häuten geschlachteter Thiere gefertigt, Lammfelle als Mäntel verwendet werden. Fleisch von Hunden und crepirten Pferden diente meist als einzige Nahrung. Innerhalb elf Tagen hatten zwei Regimenter von 171 Pferden deren 109 verloren. Die Batterie von Hiller erhielt Cavaleriepferde, indessen konnten nur zwei vor ein Geschütz gespannt werden, und die Mannschaft half bei dem Transport der Geschütze. Von dieser Batterie ist, mit Ausnahme eines im September in Gefangenschaft gerathenen Unteroffiziers, kein lebendes Wesen zurückgekehrt.

Freilich: „La santé de sa Majesté n'a jamais été meilleure" hieß es am Schluß des bekannten neunundzwanzigsten Bulletins*); aber mit welchem innern Grimme wird mancher von den Mitstreitern später jene Worte gelesen haben?

Erfreulich wirken die von Exner mitgetheilten Züge von sächsischer Manneszucht, Hingebung und Tapferkeit. Sie versöhnen in etwas mit dem damaligen Misgeschick der braven Sachsen, denn sie zeigen, daß es unverdient war.

2. Der Krieg von 1806 und 1807. Bearbeitet von Oskar von Lettow-Vorbeck, Oberst a. D. Vierter Band: Preußisch-Eylau—Tilsit. Mit 3 Schlachtplänen, 2 Uebersichtskarten und 11 Skizzen. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. 1896. Gr. 8. 11 M.

Drei Jahre sind schon verflossen, seit der dritte Band des vorgenannten Werkes (besprochen in Nr. 8 d. Bl. f.

*) Die vorgenannten Zahlen sind den Einzelzahlen der Anlage 3 des Werkes entnommen; in die Summenzahlen haben sich dort und im Text (S. 138) kleine Irrthümer eingeschlichen.

*) Der Inhalt dieses im „Moniteur" vom 17. December 1812, Nr. 352, publicirten Bulletins wurde in Paris als la confession bezeichnet, entsprach jedoch in mehr als einer Beziehung noch nicht der Wahrheit; denn der russische Winter hatte nur geerntet, was Frühjahr und Sommer und — Napoleon's Mangel an Vorsicht gesäet hatten.

1894) erschienen ist. Aber man hat es dafür auch wiederum mit einem durchaus reifen, vom Militär und Geschichtsforscher gleichermaßen zu beachtenden Werke zu thun. Der Verfasser hat außer den ältern deutschen und französischen Werken namentlich die „Correspondance de Napoléon I", das Tagebuch eines deutschen Offiziers, einige russische neuere Schriften, und von Staatsarchiven das preußische und österreichische, von Kriegsarchiven das preußische, sächsische und württembergische benutzt; die französische Regierung hat ihm, was immerhin als dankenswerth angemerkt werden mag, statt der erbetenen Einsicht in die Archive, wenigstens auf Verwendung preußischer Behörden, Abschriften wichtiger Documente zukommen lassen. So ist denn von dem Verfasser ein reichhaltiges Material zusammengetragen und mit der ihm eigenen besonnenen Kritik verwerthet worden.

Diese besonnene Kritik hat hier und da zu einer Beurtheilung von Personen und Dingen geführt, die nicht nur von der landläufigen, sondern auch von der bekannter und berühmter Geschichtschreiber — es sei nur an Höpfner und Max Lehmann erinnert — abweicht. Die Begründung ist indessen derart, daß man ihr beistimmen muß. Die Darstellung der Ereignisse ist überaus klar und sorgfältig, die Ausstattung des Buches mit Plänen derartig reich und gut, daß sie jene auf das beste unterstützt.*)

Das Buch umfaßt die Zeit vom Wiederbeginn des Feldzuges im Januar 1807 bis zum Tilsiter Frieden. Es zeigt wiederum, daß bei besserer Führung auf preußischer und auf russischer Seite den wieder vordringenden Franzosen wol mit größerm Erfolge hätte Widerstand geleistet werden können. In das Verdammungsurtheil über L'Estocq stimmt es aber nicht unbedingt mit ein, und auch für von Bennigsen's letzten Rückzug werden die entschuldigenden Gründe gewissenhaft angeführt. Auch bei der Darstellung der Belagerung von Danzig, bei dessen Vertheidigung auf preußischer Seite verschiedene Unbegreiflichkeiten vorgekommen sind, ist der Verfasser bemüht, einige derselben aus den damaligen Heeres- und Commandozuständen zu erklären. Die immerhin ruhmreichen Leistungen der Vertheidiger von Danzig, des Gouverneurs Grafen Kalkreuth und der Ingenieuroffiziere Pullet, Laurenz und Bousmard, werden anerkannt, ebenso das Verhalten der Vertheidiger von Graudenz und Kosel im Gegensatz zu dem schmachvollen Verhalten derjenigen von Schweidnitz.

Wie die frühern Abschnitte des Werks, so läßt auch dieser Band erkennen, daß die Marschälle Napoleon's ihres großen Meisters häufig nicht würdig waren; namentlich gilt das von dem zu sorglosen Ney und dem als Untergebener unzuverlässigen Bernadotte. Wenn indessen der Verfasser meint, diese Unzuverlässigkeit dürfe bei der Beurtheilung von Bernadotte's Verhalten 1813 nicht unbeachtet bleiben, so ist dem doch entgegenzuhalten, daß Bernadotte 1813 nicht sowol als unzuverlässiger Untergebener, als vielmehr als zaghafter Befehlshaber verurtheilt worden ist. — Napoleon's überlegene Ausnutzung der Fehler des Gegners, sein rasches Erkennen des Wesentlichen — so in der Instruction an den kopfschen gewordenen Belagerer Danzigs, Lefebvre — seine energische und dabei kühl berechnende Politik (diese wieder auf Grund mehrerer bisher unbenutzt gebliebener Schriftstücke) werden allerorten hervorgehoben, das vielleicht rein militärisch fehlerhafte Nichteinsetzen der Garden bei Preußisch-Eylau mit der Vorsicht des Emporkömmlings, der für seinen Thron fürchten muß, entschuldigt. Von Napoleon's damals so eingehender Sorge für die Verpflegung der Armee legen zahlreiche Documente Zeugniß ab. Wie sehr diese Sorge und die um die Bekleidung gerechtfertigt war, geht aus den Berichten der französischen und der russischen Befehlshaber hervor; die in Einzelheiten ähnlich klingen wie die Schilderungen der ersten Schreckнisse von 1812. Um so unbegreiflicher wird es nach diesem Verhalten Napoleon's in den Wintern von 1806 und 1807, daß er 1812 auf den Nachschub von Verpflegung und Ausrüstung nicht die genügende Rücksicht genommen hat.

Wenn übrigens Gustav Freytag in der berühmten schönen Stelle der „Ahnen" mit Bezug auf Napoleon's Feldzug von 1812 gesagt hat: „In dem verwüsteten Geist erhob sich aufs neue der Unsinn aus seiner Lieutenantszeit", und dies als Zeichen des Cäsarenwahnsinns hat angesehen wissen wollen, so muß doch bemerkt werden, daß Napoleon 1807—8 (wie 1798, wo er übrigens auch schon neunundzwanzig Jahre und General war) ebenfalls den fernen Orient in seinen politischen Combinationen berücksichtigt hat. Es erhellt das aus dem Schreiben Berthier's vom 21. Januar 1807 („Unsere Beziehungen zu Persien sind derartig, daß wir uns nach dem Indus begeben könnten") und — 1808 — aus den Vorbereitungen Napoleon's für ein Zusammengehen mit Rußland zu einem Vormarsche auf Indien.

Das löbliche Verfahren des Verfassers, die Schilderung militärischer Ereignisse, taktischer oder strategischer Situationen, oder auch von Persönlichkeiten mit Blicken auf die noch nicht ferne Vergangenheit von 1870 und 1871 zu begleiten, ist auch in diesem Bande beibehalten und macht dessen Studium besonders anregend. Ein solcher Blick — und zwar auf das Verhältniß Kaiser Wilhelm's des Großen und Moltke's — begleitet z. B. die Ausführungen über das Verhältniß L'Estocq's und Scharnhorst's. (Es hätte dabei noch kurz erwähnt werden können, daß die Moltke'schen Angaben über den Generalsvortrag sich mit den Ereignissen nicht vollkommen decken, daß namentlich vor dem Zuge gegen Sedan Moltke anderer Ansicht gewesen ist wie Podbielski und sich zu dessen Anschauung erst am 25. August bekehrt hat).

*) Mit ein paar Ausstellungen flüchte ich in diese Anmerkung. Sie betreffen die unrichtige Schreibweise des Namens Palouken auf Skizze 6 und zwei Ausdrucksfehler auf den Seiten 99 und 191, sowie endlich die Bezeichnung der Bartensteiner Straße als Heilsberger Straße, Seite 90.

Die auf Napoleon I. sich beziehenden Schlußsätze des nunmehr beendigten Werkes des Oberst von Lettow sind so schön und charakteristisch, daß sie hier eine Stelle finden müssen.

Fast ausnahmslos haben wir dem Feldherrn unsere volle Bewunderung gezollt, dem unvergleichlichen Geschick des Diplomaten trotz der oft verwerflichen Mittel unsere Anerkennung nicht versagen können, dem Staatsmann fehlte aber der in die Zukunft schauende Blick, wir vermissen die Sorge, welche auch an die Erhaltung des Erworbenen denkt. Die Welt, die der große Eroberer geschaffen, ist in Trümmer gegangen, aber wer vermöchte sich dem Zauber einer Persönlichkeit zu entziehen, wie sie die Jahrhunderte nur sehr wenige in gleicher Mächtigkeit hervorgebracht haben?

3. Der Winterfeldzug in Preußen 1678–1679. Dargestellt von Dr. Ferdinand Hirsch, Professor am Königstädtischen Realgymnasium zu Berlin. Berlin, R. Gaertner (Hermann Heyfelder). 1897. Gr. 8. 3 M.

Auch diesem Werk liegen beachtenswerthe Quellenstudien zu Grunde; besonders sind das Archiv des Großen Generalstabes, das berliner und das königsberger Staatsarchiv sowie die 1894 erschienene, unter Zugrundelegung der Acten der stockholmer Archive bearbeiteten Schrift von Nystedt: „Undsättnings-försöket till Pommern år 1678—79", benutzt worden. Die Zeit des Großen Kurfürsten hat verhältnißmäßig nicht viel eingehendere Darstellungen gefunden. Ist doch eine ausgiebige Schilderung der Schlacht von Fehrbellin erst 1875 und eine ausführliche Biographie Derfflinger's erst 1896 herausgekommen. Um so dankenswerther ist die vorliegende Schrift. Sie schildert, abgesehen von der Darstellung der kriegerischen Ereignisse selbst, hauptsächlich den ihr vorangegangenen hartnäckigen, wenngleich ohne Schwertschlag geführten Kampf der (drei) ostpreußischen Stände gegen die Geldforderungen des Großen Kurfürsten. Diese wurden unleugbar erhoben zur Wehrhaftmachung und zur Vertheidigung des gesammten brandenburgisch-preußischen Staates. Daß aber das Bewußtsein, im Interesse dieses nur nothdürftig zusammengehaltenen Staates Opfer bringen zu müssen, in den Ständen im letzten Viertel des 17. Jahrhunderts noch nicht entwickelt gewesen ist, kann ihnen um so weniger zum Vorwurf gemacht werden, als sogar noch 1813, nach siebenjähriger „schwerer Noth der Zeit", die York und Dohna mit den damaligen Ständen noch manchen Strauß auszufechten gehabt haben.

Die Stände von 1676 verdienen daher nicht ohne weiteres Spott, wenn sie ihren Allergnädigsten Kurfürsten und Herzog „unterthänigst anfielen", die „Ermessung ihrer Kräfte und Vermögens allerguädigst ihnen selbsten anzuvertrauen", d. h. das Land nicht zu den allgemeinen Kriegslasten beitragen zu lassen, sondern seine etwa nothwendige Vertheidigung durch die im Herzogthum bestehenden Organisationen zu führen. Diese taugten allerdings — darin hatte der Kurfürst recht — herzlich wenig. Von dem insterburgischen, 5000 Mann starken Aufgebot waren binnen kurzem 4000 Mann nach Haus gegangen; die aufgebotenen „Wildnißbereiter und Jäger" liefen im Gefecht davon; die aufgebotenen Landleute, „Wybranzen", benahmen sich so, daß Oberst von Hohndorf fürchtete, mit ihnen „in seinem Alter noch zu Spott und Schanden zu werden". Der energische Zug des Kurfürsten gegen die Schweden, der mit dem Zuge über das Kurische Haff auf dreitausend Schlitten begann, vertrieb den Feind freilich rascher und gründlicher, als dies die verschiedenen „Aufgebote" zu thun vermocht hätten.

4. Des Generals Lebrun militärische Erinnerungen 1866—1870. Die Ereignisse vor dem Kriege. Seine Sendungen nach Wien und Belgien. Uebersetzt von O. von Busse, Oberstlieutenant und etatsmäßiger Stabsoffizier im Infanterieregiment Großherzog Friedrich Franz II. von Mecklenburg-Schwerin (4. Brandenburgisches) Nr. 24. Zweite Auflage. Leipzig, Zuckschwerdt u. Comp. 1896. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Wenn auch dieses Werk noch den historischen beigezählt wird, weil es sehr wichtige, früher nicht in gleicher Vollständigkeit bekannte Thatsachen erzählt, so sind doch die Betrachtungen, die an diese Erzählungen geknüpft werden, nicht als auf geschichtlichem Boden gewachsen anzusehen; es sind nachträgliche und durchaus nicht einwandfreie Reflexionen.

Was den Hauptinhalt des Werks anbetrifft, so ist dieser entschieden für jeden Historiker und Politiker höchst werthvoll. Denn es bringt ausführlich die Verhandlungen zwischen Oesterreich-Ungarn und Frankreich, die eine gemeinsame Action gegen den Norddeutschen Bund bezweckten; die süddeutschen Staaten hatte man zwar in Mitleidenschaft ziehen wollen, man setzte aber voraus, daß sie sich den Siegern anschließen würden. Italien sollte der Dritte in jener Allianz sein. Die vom Uebersetzer geschriebene Vorrede des Werks betont sehr richtig, daß der jetzige Dreibund gefestigt genug ist, um zu ertragen, daß die Reminiscenzen an jene Allianzverhandlungen wachgerufen werden. Ja, man kann die Erzählung der Ereignisse sogar auf deutscher Seite mit einem gewissen Behagen lesen. Geradezu erheiternd wirkt die Besorgniß vor dem „sehr kalten und nassen Klima Preußens, welches die französischen und österreichischen Soldaten nicht so gut würden ertragen können wie die preußischen, und vor dem „vielfach sumpfigen" Boden Preußens", an den die Preußen viel mehr gewöhnt seien als die Soldaten der verbündeten Armeen. Die Erinnerung an das gewiß auch nicht milde Klima Galiziens scheint dabei auf österreichischer Seite den Pactirenden entschwunden gewesen zu sein, und gleichzeitig scheint die vage Vorstellung geherrscht zu haben, die preußischen Truppen würden nichts Eiligeres zu thun wissen, als sich nach dem „sumpfigen" Ostfriesland einer- und dem kalten Ostpreußen und Posen andererseits freundlichst zurückzuziehen. Mit dieser Furcht vor dem kalten und nassen Preußen wird nämlich der Vorschlag begründet, ja nicht anders als im Frühjahr loszuschlagen.

Die Rathschläge des Generals Lebrun in Bezug auf

schleunige Verbesserungen in der französischen Artilleriewaffe mögen recht gut begründet gewesen sein. Aber es geht dem General Lebrun so wie vielen andern Memoirenschreibern. Die Vortrefflichkeit ihrer Rathschläge wird erst bekannt, wenn diejenigen, die dafür Zeugniß abzulegen vermöchten, glücklich todt sind. Daß man dem Gedächtniß des Generals, seiner Beobachtungsgabe und seinen geographischen Kenntnissen nicht allzu viel zutrauen darf, lehrt seine Darstellung des luxemburger Handels, die den Verkaufsvorschlag unberücksichtigt läßt, seine Beschreibung Triers, wo er Festungswerke von untergeordnetem Werth wahrgenommen hat (auch den kleinen dresdener Schanzen von 1866 erweist Lebrun die Ehre einer Erwähnung), und seine Schreibweise von ziemlich bekannten Ortsnamen, wie Weißenfels und Mannheim. Daß General Lebrun den General von Moltke 1868 statt im Reichstage im preußischen Abgeordnetenhause sprechen läßt, mag nur nebenbei erwähnt werden.

Außer den schon erwähnten Allianzverhandlungen, aus denen namentlich die energische Thätigkeit des Erzherzogs Albrecht von Oesterreich scharf hervortritt, sind in Lebrun's Werk von stofflichem Interesse die Bemerkungen über die Haltung der Civilminister gegenüber den vom Kaiser und vom Kriegsminister gewünschten Heeresverbesserungen, über die Feuertaufe des tapfern armen Lulu, und über die Haltung Napoleon's in der ersten Hälfte des August 1870.

Ohne das Original des Buchs zur Hand zu haben, möchte ich behaupten, daß in die vorliegende Uebersetzung — Anmerkung Seite 38, Zeile 6 v. u. — sich der sinnentstellende Druckfehler „nur" statt „nie" eingeschlichen hat.

Victor Kurs.

Neue Romane.

1. Führe uns in Versuchung. Roman. Von Annie Bock. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong u. Comp. 1896. 8. 6 M.

Annie Bock hat vor einigen Jahren mit dem Roman „Tarantella" sehr glücklich debutirt und dabei eine Routine gezeigt, die in nichts die Anfängerin verrieth. Die Vorzüge dieses Romans sind in d. Bl. seinerzeit auch gebührend gewürdigt worden. Auch ihr neuester Roman erhebt sich über den Durchschnitt. Er behandelt einen interessanten Conflict: Magda Krutow ist der letzte Nachkomme directer Linie des Grafen Baldninstein und wird, als dieser stirbt, ohne ein Testament zu hinterlassen, von Gerichts wegen zur Universalerbin des ungeheuern Vermögens eingesetzt. Das ist für sie ein überraschendes Glück, denn sie hat bisher in abhängiger Stellung ein dürftiges Leben geführt. Um so mehr freut sie sich des ungewohnten Reichthums. Sie wird natürlich eifrig umworben, darunter auch vom Baron Neuhaus, der als der Erbe gegolten, bevor die Gerichte sie in ihrer verborgenen Existenz aufgestöbert hatten. Er holt sich aber einen Korb, weil sie den jungen, schönen Lieutenant von Rhaden liebt. Die Verlobung mit diesem ist schon eine Thatsache, da beichtet ihr der sterbende alte Kammerdiener des Grafen Baldninstein, daß er das Testament seines Herrn, das zu Gunsten des Barons Neuhaus laute, aus Haß gegen diesen unterschlagen habe. Magda geräth durch diese Eröffnung in das schwerste Dilemma: soll sie auf die Herrlichkeiten verzichten und wieder in die tiefste Armuth zurücksinken, oder soll sie schweigen und sich ihres Besitzes weiter freuen? Die Entscheidung wird ihr um so schwerer, als sie, wieder arm, auf ihren Geliebten verzichten müßte, der ein armer Teufel ist und sie als Offizier unmöglich heirathen könnte. Nach langen, qualvollen Seelenkämpfen glaubt sie einen Ausweg gefunden zu haben, der es ihr einerseits ermöglicht, ihren Besitz zu behalten, andererseits auch dem rechtmäßigen Erben zu dessen Genusse verhilft: sie heirathet nämlich den über ihren Gesinnungswechsel hochbeglückten Baron Neuhaus, nachdem sie ihrem Verlobten blutenden Herzens den Abschied gegeben hat. Aber die Ehe wird unglücklich. Das Geheimniß steht zwischen den Gatten, und schließlich werden die Seelenqualen Magda's so arg, daß sie ihm alles gesteht. Seine große Liebe zu ihr vergibt ihr, und mit dem Ausblick auf häusliches Glück schließt die Geschichte.

Der Conflict, vielmehr die Art, wie Magda ihm zu entkommen sucht, ist keineswegs einwandfrei. Sie hätte ja einen viel bessern Ausweg gehabt, wenn sie Neuhaus alles gestanden hätte. Sie kennt ihn als edeln Menschen, überdies liebt er sie heiß: selbstverständlich würde er sie daher nicht wieder in Armuth versinken lassen, sondern ihr einen Theil seines riesigen Erbtheils überlassen, wenn er nicht ganz darauf verzichtete. Jedenfalls würde sie auch ferner in angenehmen Verhältnissen leben und ihren Liebsten heirathen können. Merkwürdigerweise fällt ihr dieser doch so nahe liegende Ausweg nicht ein, trotzdem sie ihr Gehirn nach einem solchen zermartert. Die Verfasserin hat diese Unwahrscheinlichkeit selbst gemerkt und bemüht sich, sie zu begründen, indem sie schreibt:

So (das nämlich, was das Natürlichste gewesen wäre) hätte sie sich selber gesagt, wenn sie eine kluge, bedächtige Frau gewesen wäre. Magda war aber keine kluge Frau! Es fehlte ihr nicht an Verstand, nicht an Geist, aber es fehlte ihr an weiser Ueberlegung, an nüchterner, gerader Denkfähigkeit — — — sie war tiefer Empfindungen, leidenschaftlicher Impulse, hastiger Entschlüsse fähig — aber im Punkte der einfachen Logik hätte wahrscheinlich jeder fünfzehnjährige Gymnasiast sie übertroffen.

Mag sein, trotzdem kann man sich nicht des Eindruckes erwehren, Magda sei von der Verfasserin willkürlich in ihre unglückliche Lage hineingedrängt worden.

Zum Schlusse sei die Verfasserin noch auf einige Kleinigkeiten aufmerksam gemacht: sie schreibt Seite 551: „sie wußte wohl, daß auch er in letzterer Zeit eine tiefe Abneigung zu ihr gefaßt hatte", und Seite 586: „In diesem Augenblick empfand sie wirklichen Haß für ihn." In beiden Fällen ist die Präposition ganz unpassend, statt zu und für müßte es gegen heißen. Falsch ist auch die Satzverkürzung: „Er bereute es schon, sich vom Zorne haben hinreißen lassen."

2. Ob ich dich liebe. Roman aus dem Kleinstadtleben der Bukowina. Von Anna Pawlitschek. Wien, Carl Konegen. 1896. Gr. 8. 4 M.

Eine recht nette Erzählung aus dem Völkermosaik der Bukowina von bemerkenswerther Natürlichkeit in der Darstellung und im Dialog. Es ist eine um so erfreulichere Erscheinung, als Bücher von so echt österreichischem Charakter äußerst selten sind. Nach diesem glücklichen Anfang ist von der literarischen Zukunft der Verfasserin Gutes zu erwarten.

3. Das Recht des Todten. Erzählung. Von Maczy Freiin von Jobaháza. Wien, Carl Konegen. 1896. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Auch diese Geschichte ist vermuthlich — als Buch wenigstens — ein Erstlingswerk, im Gegensatze zum vorigen vermag es sich jedoch über das Niveau der Alltagsschablone auch nicht ein bischen zu erheben. Die Tragik, mit der die Verfasserin wirken will, läßt herzlich gleichgültig. Der Dialog bewegt sich fast ausschließlich in abgegriffenen Romanphrasen. Schließlich sei die Verfasserin noch auf ein kleines Versehen aufmerksam gemacht: das von ihr als Motto verwendete Gedicht „Das Grab ist tief und stille . . ." ist nicht von Hölty, sondern vom Freiherrn von Salis-Seewis.

4. Art zu Art. Roman. Von H. Schobert. Drei Bände. Berlin, Otto Janke. 1896. 8. 12 M.

Die Verfasserin hat hier unleugbar ein solides, anerkennenswerthes Buch geschaffen, das sich über das Durchschnittsniveau des Familienromans merklich hinaushebt. Es soll darthun, daß Art zu Art der erste Grundsatz einer glücklichen Ehe sei, daß eine solche allein auf gleichem Bildungsniveau möglich sei. Um diese Behauptung zu beweisen, führt die Verfasserin ein sehr ungleichartiges Ehepaar vor: den genialen Bildhauer Hecken, einen ganz ungehobelten Bauernsohn, und seine Gattin Maude, eine elegante Weltdame. Schärfere Contraste als diese beiden kann man sich allerdings nicht leicht denken: er plump, rauh, unfähig sich in Wort und Geberde dem anzupassen, was man gewöhnlich als „Bildung" bezeichnet; sie zart, fein, voll ästhetischer und formeller Prätensionen. Die Verfasserin ist in dem Bestreben, den Contrast besonders wirksam zu gestalten, sogar zu weit gegangen. Um der Feinheit der Heldin eine bessere Folie zu geben, hat sie deren Gatten so rauh und bildungsunfähig hingestellt, wie er es seiner niedrigen Abstammung nach durchaus nicht zu sein brauchte. Auf derartigen Widerstand wird formelle Bildung auch bei niedrigster Herkunft des zu Bildenden nicht stoßen, wenn das nicht eben die Art seiner Individualität ist. Dadurch tritt der Gegensatz zwischen Bildung und Unbildung, zwischen feiner und niedriger Abkunft nicht mehr so klar hervor, und die Verfasserin erreicht ihren Zweck nicht ganz: sie will Bauernart und Herrenart gegenüberstellen, stellt aber Individualität gegen Individualität. Dieser Mann würde auch, wenn er derselben Herkunft wäre wie seine Gattin, nicht zu ihr passen. Die Art beider ist eben nicht nur in dem Sinne verschieden, den die Verfasserin meint. Auch in der Zeichnung der Heldin dürfte die Verfasserin anderes gewollt haben, als sie erzielt: diese Frau soll offenbar sympathisch wirken, wird aber so unausstehlich, daß man ihrem Wildling von Gatten es nicht so übel nehmen kann, wenn er sich an ihrer Seite steinunglücklich fühlt. Dieses ewige Hofmeistern und gewaltsame Bildenwollen, dieses indiscrete Sich-Eindrängen in sein Künstlerthum, das er nun einmal scheu verschlossen hält, das mußte ihn ja unglücklich machen und gibt ihr einen recht fatalen Anstrich, der sicher nicht in der Absicht der Verfasserin gelegen war. Ebenso wenig spricht die gewaltsame Art an, mit der die Heldin sich den Bildhauer erheirathet, ohne für ihn Liebe zu fühlen und sich von ihm geliebt zu wissen, das sieht nach der hysterischen Männersucht einer alten Jungfer aus und stimmt mit der Absicht der Verfasserin sicher nicht überein. Die Zeichnung Maude's ist ihr eben anders gerathen, als sie gewollt hat. In ihrem Bestreben, die „Art" der Personen bäuerlicher Herkunft recht ungebildet darzustellen, geräth die Verfasserin auch mit der Psychologie in Conflict: daß das Dorfmädchen Eva den von ihr geliebten Bildhauer lieber in einem schmutzigen Wollhemd an der Arbeit sieht als in einem kleidsamen Seidenhemd, das ist durchaus unwahrscheinlich. Auch Mädchen aus dem Volke besitzen ästhetischen Sinn, wenn er auch oft falsch sein dürfte, und der Liebste wird jeder um so mehr gefallen, je besser er gekleidet ist. Wozu putzten sich dann Bauernburschen und Gesellen nach ihrer Art so heraus, wenn sie den Mädchen gefallen wollen?

So hat die Verfasserin es nicht verstanden, ihren Willen durchzuführen und dem Leser überzeugend zu beweisen, daß eine Ehe nur bei social gleicher Herkunft beider Theile zum Heile ausfallen könne oder, wie sie sich ausdrückt, nur dann, wenn Art zu Art komme. Trotzdem bleibt ihr Werk aber lesenswerth und vermag Interesse zu erwecken. Theodor von Sosnosky.

5. Die Brüder. Roman. Von Paul Lindau. Dresden, Carl Reißner. 1896. 8. 4 M.

Ob es überhaupt eine bindende Aesthetik gibt, darüber läßt sich streiten, aber gewiß ist sie nicht vorhanden im Bereiche der Romanliteratur. Denn hier ist der Spielraum so weit und bequem, die Abstufungen

von gut bis zu schlecht sind so mannichfaltige, daß es unmöglich ist, über einen Roman nach allgemein anerkannten Grundsätzen zu urtheilen. Hier entscheidet kein anderer Grundsatz als der der Unterhaltung. Jedes Genre ist erlaubt, sofern es nur nicht langweilt. Darum ist es schließlich dahin gekommen, daß man sich, anstatt zu urtheilen, auf gewisse Thatsachen beruft: auf die Zahl der Auflagen oder in neuester Zeit auf einen berühmten Leser, der sich bei dem und dem Roman gut unterhalten haben soll. Sogar Fürst Bismarck, der Stolz des deutschen Volkes und freilich auch einer unserer größten Schriftsteller, mußte zuweilen das Glück eines Romans bewirken helfen, wenn man ihn als einen der befriedigten Leser citiren konnte.

Paul Lindau, der gewandte und geistreiche Schriftsteller, cultivirt gern das Genre der Criminalromane. Wir wissen sehr gut, wie er auf dieses Genre gekommen ist. Sensationelle Gerichtsverhandlungen reizten ihn, die Entdeckung geheimnißvoller Verbrechen zu erzählen; er that dies so hübsch und fesselnd, daß er großen Erfolg hatte. Dieser Erfolg ermunterte ihn, sich in dieses Genre zu vertiefen, und er ist vielleicht einer der besten Kenner der Criminalistik geworden, die wir haben. Er begann hierauf, sie auch dichterisch zu verwerthen; mehrere Romane und ein und das andere Schauspiel, wovon ich nur das virtuose Nachtstück „Der Andere" nennen will, sind aus der Verschmelzung der Criminalistik mit Poesie entstanden. Daß aber der geistreiche und erfinderische Fabulist merkwürdiger Criminalfälle bedeutender war als der Dichter Lindau, läßt sich nicht bestreiten.

Ein Musterstück dieser eigenthümlichen Production bietet Lindau's neuer Roman „Die Brüder". Wenn man vom Roman nichts weiter fordern will, als daß er uns so fesselt, daß wir ihn auf einem Sitz auslesen möchten, dann sind die „Brüder" ein sehr gelungenes Werk, und ich bin überzeugt, daß sie massenhaft gelesen werden. Wenn man uns aber auch nicht verwehren will, hinterdrein über das Gelesene nachzudenken, dann kann man sich doch nicht enthalten, einige Einwendungen gegen den Autor zu machen. Um so mehr, als er mit seinem guten Geschmack und eleganter Darstellungsweise eine überraschend nüchterne und conservative Gesinnung verbindet, die uns gerade bei ihm, den wir als Gegensatz aller Philisterei zu betrachten gewohnt waren, merkwürdig auffällt.

Die Handlung seines neuen Romans ist zwar, wie es bei einer Criminalgeschichte nicht anders sein kann, verwickelt, aber sie läßt sich doch immerhin kurz wiedergeben. Der Architekt Martin Hellberg, ein begabter, durch Ueberarbeitung etwas nervös gewordener Mann von dreißig Jahren, erschießt in blinder, ungerechtfertigter Eifersucht meuchlings einen Mann, für den wir keine besondere Sympathien haben, da er uns als ein eitler Börsenjobber geschildert wird. Das Verbrechen bleibt einige Zeit im Dunkel gehüllt, ein Unschuldiger wird fälschlich beschuldigt; schließlich wird aber doch der richtige Mörder entdeckt, und der Architekt thut das einzige, was ihm zu thun übrigbleibt, er bringt sich selber um.

Die gute oder doch wohlhabende Gesellschaft, der der Architekt, seine Braut, der Börsenjobber angehören, die einzelnen Gestalten aus dem Volke, der Justiz und der Verbrecherwelt, die bei der Handlung mitwirken, das berliner Local u. s. w., all das ist sehr hübsch und knapp geschildert. Wenn der Roman keinen höhern Ehrgeiz hätte, als eben die merkwürdige Criminalgeschichte zu erzählen, so wäre gar nichts gegen ihn einzuwenden. Im Gegentheil! Er ist sogar hübscher als mancher andere seiner Art, denn das Interesse an der Handlung wird in sehr geschickter Weise noch dadurch gesteigert, daß der schuldige Architekt der Bruder desselben Untersuchungsrichters ist, vor dessen Tisch die berliner Criminalfälle und also auch der seinige kommen müssen. Das gibt der Erzählung einen noch größern Reiz. Das Verhältniß der Brüder zueinander wird uns recht lebhaft dargestellt als Gegensatz zwischen Künstler- und Beamtenseele. Der Bruder Untersuchungsrichter ist der typische preußische Jurist: peinlich correct, nüchtern, verständig, ein bischen junggesellenhaft moros und criminalistisch-mistrauisch gegen alle Welt. Es ist nur natürlich, daß dieser Mann nach Entdeckung des Verbrechens seinem Bruder nicht widerspricht, als er sich der irdischen Gerechtigkeit durch den Selbstmord entziehen will. Die tragischen Erschütterungen dieser Scenen sind so groß nicht! Das Schwergewicht der ganzen Darstellung Lindau's fällt auf die schrittweise Enthüllung des Verbrechens, die besonders den Untersuchungsrichter interessant macht. Mit Erinnerungen an Brutus und seine Söhne und ähnliche hochpathetische Geschichten darf man uns hier nicht kommen, so rührend auch das Schicksal des Untersuchungsrichters ist, den das Verbrechen seines Bruders zwingt, auf sein Amt zu verzichten.

Viel wichtiger als all das ist aber, daß der Roman nicht blos ein Criminalroman, sondern ein Thesenroman ist, und davon darf man nicht schweigen, wenn man nicht gerade über die Pointe des Buches hinweggehen will. Lindau will nämlich etwas beweisen, und zwar etwas, was man nicht so ohne weiteres annehmen kann. Das Weib nämlich, welches die Eifersucht des unglücklichen Architekten in solch verhängnißvollem Maße erregte, ist eine Schauspielerin. Eine tugendhafte Schauspielerin — das wird mit Nachdruck betont und sehr gut dargestellt. Gleichwol warnt der Untersuchungsrichter seinen Bruder davor, sich mit dem schönen, begabten und makellosen Mädchen zu verbinden. „Dir werden die Augen noch aufgehen über die Unmöglichkeit einer Verbindung mit einem Wesen aus einer andern Welt der Anschauungen und Gefühle. Du wirst eines Tages vor dem Unbegreiflichen stehen!" Diese These soll durch den Roman bewiesen werden, und das erscheint mir bedenklich. Ist denn der Unterschied zwischen einem Architekten, auch wenn er ein preußischer Beamtensohn ist, und einer Schauspielerin wirklich eine unüber-

brückbare Kluft? Sollte man nicht annehmen dürfen, daß die künstlerische Begabung beider sie über die Unterschiede der Erziehung und Herkunft hinwegheben müßte? Nach allem, was Lindau von seiner Schauspielerin erzählt, erscheint ihre Heimlichthuerei, die zu so schrecklichen Folgen führt, sehr unwahrscheinlich, und die Verbindung dieser ihrer harmlosen Handlung mit der Criminalgeschichte des Architekten, ihres Bräutigams, ist so gezwungen, daß sie peinlich wirkt. Der Fehler, den die Schauspielerin beging, steht in gar keinem Verhältnisse zum Verbrechen, welches ihr als unbewußter Ursache desselben auch mit zur Last fällt. Und dieser Zwiespalt zwischen Tendenz und Inhalt des Romans ist es, der mich an ihm verletzt. Denn Paul Lindau hat sich mit der These seines Untersuchungsrichters vollständig identificirt; am Schlusse des Romans läßt er sie ausdrücklich wieder in Erinnerung bringen. Die These an sich ist philiströs genug, aber noch schlimmer ist es, daß sie als Fabula docet wiedererscheint.

An dieser Thatsache läßt sich nun einmal nichts ändern, aber sie hindert uns darum doch nicht, anzuerkennen, daß „Die Brüder" in guter Form geistreich unterhalten, und gewiß weitaus besser als die Dutzendwaare der Leihbibliotheken.

Moritz Necker.

Feuilleton.

Eine der bedeutendsten unter den neuesten Erscheinungen auf dem englischen Büchermarkt ist Dr. Kuno Francke's „Social Forces in German Literature" (Neuyork, Henry Holt u. Comp.), ein Werk, das in der Form einer Literaturgeschichte einen werthvollen Beitrag zur Culturgeschichte liefert. Nach der Ansicht des Verfassers geht die literarische Entwickelung eines Volkes aus zwei sich entgegenwirkenden Kräften hervor, nämlich, der Bestrebung nach persönlicher Freiheit und der hemmenden, abwehrenden Gewalt der gesammten gesellschaftlichen und staatlichen Ordnung. Keine von diesen beiden Tendenzen sollte zur ausschließlichen und unbedingten Herrschaft gelangen, sondern sich gegenseitig im Gleichgewicht erhalten, wie die Centrifugal- und Centripetalkräfte im Weltall. Dadurch wird die Menschheit vor individueller Zügellosigkeit auf der einen Seite und unumschränkte Zwangherrschaft auf der anderen Seite glücklich bewahrt und der wahre Fortschritt der Cultur befördert. Die Zeitalter und die Männer, in denen das richtige Gleichgewicht zwischen diesen beiden Richtungen besteht, bringen die größten Geisteserzeugnisse hervor und üben einen epochemachenden Einfluß auf die Literatur- und Culturentwickelung aus. Francke fängt mit der Völkerwanderung an, schildert die Entstehung und Einwirkung der mittelalterlichen Hierarchie, die höfische Poesie und ritterliche Cultur, die zunehmende Macht des Bürgerthums, das Reformationszeitalter, den Kampf gegen den Absolutismus und die Anfänge des modernen Lebens nach dem Dreißigjährigen Kriege, die Periode der Aufklärung unter Friedrich dem Großen, die revolutionäre Bewegung, die Stürmer und Dränger, die den Gipfelpunkt des Individualismus ungestüm erstiegen, und schließt mit einer Darstellung der politischen und geistigen Wiedergeburt der deutschen Nation während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Mancher kritischen Beurtheilung des Verfassers, wie z. B. seiner Unterschätzung des als Lustspieldichter reichbegabten Gryphius und der Ueberschätzung der ungenießbaren Dramen Klopstock's, können wir nicht ohne Vorbehalt beipflichten. Die „Messiade" hat auch Borinski mit einem Bach'schen Oratorium verglichen, aber mit der hinzugefügten Bemerkung, daß der Musiker hier bedeutend im Vortheil sei. Im großen und ganzen ist Francke's Werk eine sehr gediegene Arbeit und dürfte als der reichhaltigste und wichtigste Beitrag zur Kenntniß der deutschen Literatur, der im Englischen bis jetzt erschienen ist, bezeichnet werden.

„Ferdinand Lassalle and Helene von Dönniges. A Modern Tragedy. By Elizabeth E. Evans" (London, Swan Sonnenschein u. Comp.) würde für einen äußerst spannenden Roman gelten, wenn die Erzählung nicht eine wahre Geschichte wäre. Leider beruht nichts dabei auf dichterischer Erfindung, sondern alles bis ins Einzelne entspricht der traurigen Wirklichkeit. Im ersten Kapitel wird Lassalle in seinem Wesen und Streben als geistreicher Mensch und Gelehrter und eifriger socialdemokratischer Parteiführer kurz und bündig dargestellt bis zum Jahre 1862, wo er in Berlin die Bekanntschaft von Helene von Dönniges machte, deren Jugendzeit, Gemüthsbeschaffenheit, Familienverhältnisse und verderbliche Erziehung im zweiten Kapitel mit lebendiger Anschaulichkeit geschildert werden. Daß zwei Charaktere wie der feurige, ehrgeizige, sich unüberwindlich dünkende Lassalle und die schöne, eitle, geniale, aber äußerst gefallsüchtige Helene sich bei der ersten Begegnung füreinander interessiren und baldigst ineinander leidenschaftlich verlieben sollten, dürfte als selbstverständlich vorausgesetzt werden. Der Widerstand des Herrn von Dönniges, der mit väterlicher Gewalt vorging und vor keinen Mitteln zurückschreckte, um das Ehebündniß seiner Tochter mit dem verhaßten Volksführer und verschmähten Juden zu verhindern, diente natürlich nur zur Befestigung des einmal gefaßten Entschlusses des Liebespaares, um keinen Preis von einander zu lassen. Durch welche verhängnißvolle Verkettung von Ereignissen die Katastrophe, welche mit Lassalle's Tode im Zweikampf endete, herbeigeführt wurde, wird nach den zuverlässigsten Quellen in schlichter, sachlicher, aber sehr wirkungsvoller Weise erzählt.

Dr. Paul Carus verdanken wir einige höchst anregende und gedankenreiche Schriften, welche ethische und psychologische Gegenstände behandeln und im Verlag der Open Court Publishing Company zu Chicago erschienen sind. Zuerst haben wir einen schönen, stattlichen, mit 152 Illustrationen und erläuternden Zeichnungen versehenen Band: „The Soul of Man", in dem der Verfasser seine umfassenden Forschungen auf dem Gebiete der Physiologie und Experimentalpsychologie niedergelegt hat. Den Kern des Werkes bildet die monistische Lehre von der Einheit der Welt, welche Grundanschauung alle weitern Untersuchungen und Ausführungen durchdringt und bedingt. Die Richtigkeit dieses Fundamentalbegriffes können wir hier nicht erörtern, werden sie aber keineswegs bestreiten. In dem ersten Abschnitt wird der Versuch gemacht, in die philosophischen Probleme des Geistes einzudringen, wobei die Discussion sich über Empfindung und Bewegung, über die Frage, ob die Seele ein Mechanismus sei, den Ursprung des Geistes und verwandte psychologische Räthsel verbreitet. Darauf folgen Abschnitte über die Entstehung des organischen Lebens, Vitalismus und die Erhaltung der Kraft, das Seelenleben der Thiere und Pflanzen, die physiologischen Thatsachen der Hirnthätigkeit, die Unsterblichkeit der Rasse und die Data der Fortpflanzung, und zum Schluß einige Betrachtungen über die Beziehungen der Seelenkunde zur Ethik und Religion. Selbst wenn der Leser mit mancher Ansicht, wie z. B. mit der Auffassung des Bewußtseins und der Hypothese zur Er-

klärung der Geschlechtsbildung und -Bestimmung bei der Befruchtung nicht immer einverstanden ist, so wird er nicht umhin können, der klaren Darlegung mit gespannter Aufmerksamkeit zu folgen und reiche Belehrung aus den Ergebnissen der Untersuchungen zu ziehen. Besonders wohlthuend ist die warme Begeisterung für das Edle, Schöne und Ideale im Leben, die aus jeder Seite des Werkes herausklingt und in dem Schlußkapitel über „Die Seele des Weltalls" zum erhabenen Ausdruck kommt. Von der Reichhaltigkeit des Buches ist es unmöglich in diesen Spalten einen Begriff zu geben, und wir müssen uns damit begnügen, es bestens zu empfehlen. Noch zwei kleinere Schriften von demselben Verfasser liegen uns vor, nämlich „The Ethical Problem" und „Homilies of Science". Die erste besteht aus drei vor der Society for Ethical Culture of Chicago gehaltenen freien Vorträgen und die zweite aus einer Reihe von Aufsätzen, die in dem bekannten Wochenblatt „The Open Court" veröffentlicht wurden. Die sittlichen, religiösen und wissenschaftlichen Probleme, um deren Lösung es sich in diesen Homilien handelt, sind von allgemeinem und immerwährendem Interesse und werden auch hier vom allgemein menschlichen Standpunkte aus mit erfreulicher Frische und trotz der Mannichfaltigkeit der vorgeführten Gegenstände mit strenger Einheitlichkeit der Darstellung in gemeinfaßlicher Form erörtert. Beide Büchlein bieten eine sehr anziehende Lektüre.

Slatin Pascha's hochinteressantes Werk „Feuer und Schwert im Sudan", von welchem kürzlich die achte Auflage erschienen ist (Leipzig, F. A. Brockhaus) und dessen englische Ausgabe ebenfalls großen Erfolg gehabt hat, ist nun auch unter dem Titel „Fire and Sword in the Sudan" (Leipzig, Tauchnitz' „Collection of British Authors", Vols. 3169—3171) erschienen. Slatin Pascha erstattet darin einen sehr ausführlichen und interessanten Bericht über seine persönlichen Erlebnisse als Offizier, Beamter und Kriegsgefangener im Sudan vom Jahre 1878 bis zum Jahre 1895. Slatin war Lieutenant im österreichischen Heere an der bosnischen Grenze, als der bekannte General Gordon ihn ersuchte sich nach Chartum zu begeben, um dort in Dienste zu treten. Dieser Einladung leistete er bereitwilligst Folge und hatte eine Reihe von höchst wichtigen Aemtern zu verwalten. Er schildert den Gang der Ereignisse, die Entstehung und rasche Ausdehnung der Macht des Mahdi und die vergeblichen Versuche, dieselbe aufzuhalten oder wenigstens einzuschränken, die Belagerung und Eroberung von El Obeid, den Verlust von Darfur und Chartum und den Tod Gordon's und seine eigene zwölfjährige Gefangenschaft. Ungemein spannend ist die Beschreibung seiner Flucht und seiner mit Jubel begrüßten Ankunft in Kairo. Da er als Kriegsgefangener stets im intimen Verkehr mit dem Mahdi und dessen Nachfolger, dem Khalifa Abdullahi, geblieben ist, so hatte er die beste Gelegenheit, das Regierungssystem dieser Herrscher genau zu studiren; seine Beobachtungen und Betrachtungen verleihen also dem Werk einen bleibenden Werth.

Einer der vortrefflichsten Romane, die während des vergangenen Jahres erschienen sind, ist Harold Frederic's „Illumination" (Leipzig, Tauchnitz' „Collection of British Authors", Vols. 3155, 3156). Die Handlung geht in einem unbedeutenden amerikanischen Städtchen vor sich; die Hauptpersonen sind ein sehr gebildeter katholischer Priester, ein mit ihm eng befreundeter, freisinniger wissenschaftlicher Forscher, ein Prediger der Methodistengemeinde von beschränktem Geistesvermögen, aber voller Dünkel, und seine ihm in jeder Beziehung überlegene Frau, ein Rechtspraktikant von gesundem Menschenverstand, aber „ohne Glauben", eine junge katholische Irländerin, die für die altgriechische Cultur schwärmt, und ein köstliches Paar, Herr und Frau Soulsby, ehemalige Mitglieder eines herumziehenden Specialitätentheaters, die von der Bühne zur Kanzel übergingen und ihr angeborenes Schauspielertalent zur Förderung der Frömmigkeit bei großen religiösen Erweckungen zur Geltung kommen ließen. Merkwürdigerweise sind diese beiden abenteuerlichen Gestalten durch Einsicht, Ehrlichkeit und andere lobenswerthen Eigenschaften ausgezeichnet, welche den übrigen in der Erzählung vorkommenden Methodisten völlig abgehen. Der Zweck des Verfassers ist offenbar, die Vorzüge des Katholicismus dem Sektenwesen gegenüber darzulegen. Ob katholische Priester wie Father Forbes nicht seltene Ausnahmen sind, ist die Frage; an methodistischen Predigern wie Theron Ware gibt es wahrlich keinen Mangel.

Vor kurzem starb in London ein reicher Kaufmann, der von vielen trauernden Verwandten zu Grabe getragen wurde. Beim Ordnen seines Nachlasses stellte es sich heraus, daß dieser in Geschäftskreisen sehr angesehene und als sittlich untadelhaft hochgepriesene Mann zwei getrennte Haushaltungen und zwei Gattinnen mit erwachsenen Kindern in der britischen Hauptstadt besaß. Ein ähnliches Vorkommniß liegt James Payn's Novelle „The Disappearance of George Driffell" (Leipzig, Tauchnitz' „Collection of British Authors", Vol. 3150) zum Grunde. Der Verfasser behauptet, die Geschichte sei nicht erfunden, sondern aus dem Leben gegriffen, nur die Namen der handelnden Personen seien erdichtet. Die fünf übrigen Erzählungen sind kurz und kurzweilig verfaßt, aber von keinem hohen Werth.

Dieselbe Sammlung enthält ferner zwei Romane von Richard Henry Savage: „Miss Devereux of the Mariquita" (2 Bände), ein treues Bild des Lebens in den Silberbergwerken von Nevada, und „Checked Through" (2 Bände), die Geschichte einer ehrsüchtigen jungen Dame, die sich dem Beruf eines Advocaten widmen wollte, sich aber in einen Schurken verliebte, der sie betrog und beraubte und schließlich ermordete. Alles, was der Verfasser schreibt, zeichnet sich durch glückliche Erfindung und gewandte Ausführung aus, aber sein erster Roman „My Official Wife" nimmt in diesen Beziehungen noch immer den ersten Platz ein. „A Winning Hazard", von Mrs. Alexander, wird dem unschuldigsten Mädchen nicht schaden, und nur den anspruchslosesten Leser befriedigen. „The Red Cockade", von Stanley J. Weyman, schildert Episoden der Französischen Revolution auf das anschaulichste und mit eingehendem Verständniß. In Mark Twain's „Personal Recollections of Joan of Arc" (2 Bände) kommen so verschiedenartige Elemente vor, daß es schwer zu entscheiden, ob er hier wirklich als Historiker oder nochmals blos als Humorist zu würdigen sei, und man liest das zum Theil recht unterhaltende Werk bis zum Schluß, ohne über diesen Punkt klar zu werden. Haben wir vor uns ein auf ernsten und gewissenhaften Forschungen beruhendes Geschichtsbuch, oder treibt der Verfasser mit dem Lesepublikum nur ausgedehnten Spaß? Die Charaktere sollen Franzosen und Engländer des 15. Jahrhunderts sein, aber sie reden wie Amerikaner aus Colorado oder Nebraska. Einige Vertreter des hohen Adels werden „precious old infants" genannt. Wo die Sprache zeitgemäßig sein soll, ist sie meistens nur gesucht und geziert. Trotz alledem liefert die fleißige Arbeit für Mark Twain's Vielseitigkeit einen merkwürdigen Beweis. „Flotsam", von Henry Seton Merriman, ist eine trefflich ausgeführte Darstellung des angloindischen Lebens, in Verbindung mit Familienverhältnissen in England. Die Personen sind mit Sicherheit und Wahrheit gezeichnet und die Eigenthümlichkeiten der Einwohner und die provinziellen Zustände zur lebendigen Anschaulichkeit gebracht.

Bibliographie.

Berdrow, O., Friedrich Perthes, ein deutscher Buchhändler. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. Geh. 3 M.

Bourget, P., Jenseits des Oceans. Zwei Bände. Breslau, L. Frankenstein. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von **F. A. Brockhaus** in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Nansen's **Originalwerk**

4. Lieferung soeben erschienen.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** beginnt zu erscheinen:

In Nacht und Eis.

Die Norwegische Polarexpedition 1893—1896.

Von **Fridtjof Nansen.** Deutsche Originalausgabe. 2 Bde.

Reich illustriert. Geh. **18 M.**; geb. **20 M.** Auch in 36 Liefgn. à **50 Pf.**

☞ **Nansen's** Reise ist die **kühnste Polarfahrt**, die je unternommen worden ist. **Nansen's** Reise ist die **erfolgreichste Polarfahrt.** „**In Nacht und Eis**" ist das **einzige Werk**, in welchem der berühmte Reisende selbst über seine Expedition berichtet. ☜

Prospect und die erste Lieferung sind in jeder Buchhandlung zu erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Einleitung in das Studium der Sociologie.

Von

Herbert Spencer.

Herausgegeben von Dr. **Heinrich von Marquardsen.**

Zweite durch einen Nachtrag vermehrte Auflage.

Zwei Theile. 8. Geh. 6 M. Geb. in 1 Band 7 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 14. und 15. Band.)

Herbert Spencer, der angesehenste englische Philosoph der Neuzeit, behandelt in vorstehendem Werk die verschiedenen Probleme der Gesellschaftswissenschaft. In der Gegenwart wendet sich das allgemeine Interesse den socialen Fragen immer mehr zu, sodass dieses ausserordentlich reichhaltige und anregende Buch in seiner zweiten, durch einen Nachtrag vermehrten Auflage allseitige Theilnahme finden wird.

Das Werk bildet den 14. und 15. Band der „Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek". Verzeichnisse der erschienenen 68 Bände dieser Sammlung werden von jeder Buchhandlung gratis geliefert.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Volz. **Unsere Kolonien:** Land und Leute. Mit 71 Abbildungen und 2 Karten. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M. 50 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsche Liebe.

Aus den Papieren eines Fremdlings.

Herausgegeben
und mit einem Vorwort begleitet
von

F. Max Müller.

Zehnte Auflage.

8. Geb. 3 M.

Die seelenvolle und mit psychologischer Feinheit erzählte Novelle, die den berühmten Orientalisten Professor Dr. Max Müller, der Sohn des Dichters Wilhelm Müller, zum Verfasser hat, erhält sich die Gunst weiter Kreise, namentlich als ansprechende Gabe für die gebildete Frauenwelt. Die gefällige Ausstattung und der billigere Preis dieser zehnten Auflage (die frühern Auflagen kosteten geb. 4 M.) werden dem beliebten Buche gewiß noch viele neue Freunde zuführen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Balthazar Gracian's

Hand-Orakel und Kunst der Weltklugheit.

Aus dessen Werken gezogen von
Don Vincencio Juan de Lastanosa,
und aus dem spanischen Original treu und sorgfältig übersetzt von

Arthur Schopenhauer.

Vierte Auflage.

8. Geh. 2 M. Geb. 3 M.

Die vorliegende vierte Auflage des von Schopenhauer hochgeschätzten und darum von ihm aus dem Spanischen übersetzten Werks ist, um dasselbe allgemeiner zugänglich zu machen, im Preise wesentlich ermäßigt worden.

Schopenhauer sagt von dem Werke:

„Dasselbe lehrt die Kunst, deren alle sich befleißigen, und ist daher für jedermann. Besonders aber ist es geeignet, das Handbuch aller derer zu werden, die in der großen Welt leben, ganz vorzüglich junger Leute, die ihr Glück darin zu machen bemüht sind, und denen es mit einem mal und zum voraus die Belehrung gibt, die sie sonst erst durch lange Erfahrung erhalten. Das einmalige Durchlesen ist offenbar durchaus unzulänglich, vielmehr ist das Buch zu anhaltendem, gelegentlichem Gebrauche gemacht und recht eigentlich ein Gefährte für das Leben: daher wird, wer es gelesen, oder auch nur darin geblättert hat, es besitzen wollen."

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig (Querstr. 16).

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer.
Preis vierteljährlich 7 M. 50 Pf.,
jährlich 30 M.

Nr. 3.

Leipzig,
14. Januar 1897.

Inhalt: Deutsch-Amerikanische Dichtung. Von Karl Busse. — Militärschriften. II. Von Victor Kurs. — Religiöse Literatur und Verwandtes. Von Karl Sallmann. — Historische Romane und Verwandtes. Von Edmund Lange. — Neues von Rosegger. Von Anton Schlossar. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Deutsch-Amerikanische Dichtung.

I.

In einem Briefe an Emilie Reinbeck vom 5. März 1833 läßt sich Nikolaus Lenau über die Deutsch-Amerikaner aus. Sie haben „einen fatalen Eindruck" auf ihn gemacht, schreibt er. „Wenn sie einige Jahre hier gewesen, hat sich alles Feuer, das sie aus der Heimat herübergebracht, auf den letzten Funken verloren. Das bekennen sie selbst. «In Deutschland war ich ein anderer Kerl», sagte einer, «da würde ich jeden hinter die Ohren geschlagen haben, der mir das geboten hätte.»" Und der unglückliche Dichter schreibt weiter, wie all diesen Deutschen bald ihr bestes Theil, das Heimweh, verloren gehe, wie in dem großen Nebellande die Liebe sich unbemerkt verblute. Die Natur nennt er matt. „Es wird ihr nie so wohl ums Herz oder so weh, daß sie singen müßte. Sie hat kein Gemüth und keine Phantasie, und kann darum ihren Geschöpfen auch nichts dergleichen geben." Deshalb gibt es keine Nachtigall hier, keine wahren Singvögel. Ausgebrannte Menschen in ausgebrannten Wäldern; ein „poetischer Fluch liegt auf diesen himmelan stinkenden Krämerseelen", die maustodt für alles geistige Leben sind.

In dieser Tonart sagt er noch manches. Und manch Jahrzehnt nach ihm war wieder ein deutscher Dichter in Amerika, den wir unsern großen Lyrikern zuzählen müssen: Detlev von Liliencron. Ich weiß nicht, wo es war, aber gelesen hab' ich, daß er nur ungern und mit Widerwillen von seiner Amerikafahrt spricht. Vor ein paar Wochen aber ist ein Gedichtbuch erschienen von J. H. Mackay, der als dritter deutscher Dichter von seinem Aufenthalt in der Neuen Welt erzählt. Nicht gerade mit freundlichen Worten, denn in Chicago wurden ihm alle seine Manuscripte in einem Koffer gestohlen, schlimm für den Dichter und schlimm für den Dieb.

Ebenso laut und deutlich redet die Ausbeute, die diese Dichter aus Amerika mitbrachten. Wie hatte Lenau erst geschwärmt! Den schönen, stillen, sinnenden Blumenbäumen Amerikas wollte er Gedichte vorlesen, die wie schöne Vögel im wundervollen Gezweig des Urwalds herumflattern sollten. Seine Phantasie wollte er in die Schule — die Urwälder — schicken, und der „ungeheuere" Vorrath schöner Naturscenen sollte ihm Lieder über Lieder geben. Und wie gering ist nachher die Ausbeute, die er, die Liliencron heimbringt! Es will ja nicht viel sagen, daß der Aufenthalt in der Neuen Welt selbst ziemlich unfruchtbar bleibt. Aber daß auch später, lange nach der Heimkehr, in den sanften Farben der Erinnerung nicht die einst geschauten Bilder wieder auferstehen und nach künstlerischer Gestaltung drängen, das ist merkwürdig. Die Sehnsucht muß wol also ganz fehlen, die Sehnsucht nach den Wundern der Neuen Welt, und schöpferisch wird für Lenau wie für Liliencron (man lese seine wundervollen Gedichte „Abschied" und „Rückkehr") nur die Sehnsucht nach dem alten Vaterlande, das heftige Heimweh nach Deutschland.

Nikolaus Lenau hat ein Lieblingswort für die amerikanischen Verhältnisse. Er nennt sie „bodenlos". Die Cultur sei nicht von innen organisch hervorgegangen, sondern von außen gewaltsam und rapid herbeigezogen, sodaß sie gleichsam mühselig in der Luft schwebend gehalten werde. Man muß von diesen, unleugbar Richtiges enthaltenden Sätzen ausgehen, um zu begreifen, daß sich erst in neuester Zeit eine specifisch amerikanische Literatur zu entwickeln beginnt. Denn eine Literatur braucht Boden, Tradition. Und die Blumen, die bisher blühten, entsprossen fast alle noch dem Boden, den die Gärtner an ihren Sohlen aus der Alten Welt mitgebracht hatten, kaum daß die amerikanische Luft ihnen eine kleine Nuance verlieh. Die englisch-amerikanische und die deutsch-amerikanische Dichtung gaben sich darin

nichts nach. Gerade in der Versdichtung zeigte sich das. Sie wird erst dann wirklich eigenartig, wenn der Boden wahrhaft eigen geworden ist. Und zweitens steht ihr am meisten hemmend die rein mercantile Bildung entgegen, die im Lande des Dollars heute wol ebenso vorherrschend ist wie zu Zeiten Lenau's. Am leichtesten noch wird sich die Prosa acclimatisiren. Und ich muß bekennen, von Schriftstellern, die in jeder Faser amerikanisch sind, kenne ich nur einen: Mark Twain. Er allein, scheint mir, gibt, ich will nicht sagen: den ganzen Amerikaner par excellence in schönster Ausprägung, aber er hat jedenfalls denjenigen Zug am stärksten ausgeprägt, der den Neuweltler vom Europäer unterscheidet; er allein ist durchaus in keiner andern Literatur unterzubringen. Sind bei den meisten andern nur die Stoffe verschieden, so ist es bei ihm die Art. Wenigstens nach meiner Kenntniß der amerikanischen Literatur.

Und die deutsche Literatur in den Vereinigten Staaten — wie steht es um sie? Wie hat sie sich entwickelt? Wie hat das neue Milieu, das neue Stoffgebiet sie beeinflußt? Ist sie wirklich so bedeutend, wie die Deutsch-Amerikaner es gern glauben möchten? Ist sie wirklich so unbedeutend, daß wir vom Mutterlande so verzweifelt wenig, oder, um selbst diesen Euphemismus zu vermeiden: so rein gar nichts davon zu wissen brauchen? Allen diesen Fragen möchte ich hier zu Leibe rücken. Aber ehe ich mein Sprüchlein sage, möchte ich auf das hier in Betracht kommende Quellenwerk hinweisen, dem ich viel verdanke. Es heißt: „Deutsch in Amerika. Beiträge zur Geschichte der deutsch-amerikanischen Literatur. Von Dr. G. A. Zimmermann", und ist, vom Germania-Männerchor in Chicago herausgegeben, vor nicht langer Zeit in zweiter, reich vermehrter Auflage *) erschienen. Auf über dreihundertfunfzig Seiten ist da zusammengetragen, was die Deutschen in Amerika seit fast zweihundert Jahren an bessern Leistungen auf dem Gebiete episch-lyrischer Poesie hervorgebracht haben. Und ist auch die Pietät der Herausgeber gegen alles, was nur je gedacht und gedichtet hat, gar zu groß gewesen, und überschätzen sie auch in leicht begreiflicher, deshalb auch leicht verzeihlicher Weise vieles — so bleibt doch noch genug, was gerühmt werden kann, doppelt gerühmt, weil es im Mutterlande meines Wissens noch nie gerühmt worden ist.

Man kann in der deutsch-amerikanischen Literatur vier Perioden unterscheiden. Die erste, zeitlich umfangreichste, erstreckt sich von den Anfängen größerer deutscher Einwanderung, also von den letzten Jahrzehnten des 17. bis in den Anfang unsers Jahrhunderts. Es ist eine Einwanderung, die weder wirthschaftliche noch politische Gründe hatte, sondern hauptsächlich religiöse. Die unfruchtbaren dogmatischen Kämpfe des 17. und 18. Jahrhunderts, die ewigen scholastischen Streitigkeiten hatten das Aufkommen einzelner Sekten, den Erfolg einzelner Mystiker begünstigt, die von einem weniger an der äußern Schale klebenden Christenthum predigten. Sie und ihre Anhänger erlitten viele Verfolgungen, und um ihnen zu entgehen, wanderten viele nach dem Lande der „Freiheit und Duldung" aus: manch Anhänger Jean de Labadie's und Schwenkfeld's, Wiedertäufer und Mennoniten, Quäker und Herrnhuter suchten in der Neuen Welt Frieden. Geistliche führten die Scharen, deren beliebtestes Ziel Pennsylvanien war. Und diese Geistlichen wurden die Vermittler zwischen der religiösen Literatur des Mutterlandes und den Ausgewanderten, und durch die ersten wichtigen geographischen und ethnographischen Mittheilungen auch die eigentlich ersten deutschen Schriftsteller und Literaturträger im fernen Westen. Der bedeutendste davon ist Franz Daniel Pastorius (1651—1719), der die erste deutsche Ansiedelung, Germantown, in Pennsylvanien gründete und fünfundvierzig Werke in sechs Sprachen hinterließ. Sein Hauptwerk „Alvearium" oder „Bee-Hive" ist noch erhalten. Es ist eine encyklopädische, fünftausend Artikel umfassende Sammlung alles dessen, was er für sich und seine Kinder als wissenswerth erachtete. Gedruckt ist dieses Werk nie worden und gelesen wahrscheinlich auch nicht, denn es ist so klein geschrieben, daß Pastorius selbst gleich ein Vergrößerungsglas beilegte. Aus seinen Gedichten „Deliciae hortenses" folgende Probe:

Schau, wie vergänglich sind die Rosen und Narcissen,
Und was für Blumen mehr der höchste Künstler dir
In dieser Frühlingszeit stellt in den Garten für.
Indem sie heute kaum die Mutter Erde grüßen,
Wird morgen niemand mehr von ihrem Orte wissen,
Der schöne Schmuck verfällt, der Wind raubt alle Zier,
Ja, ein unreines Schwein, das tritt sie gar mit Füßen.
So, lieber Leser, geht es gleichfalls dir und mir,
Deswegen lasset uns aufs Sterben sein beflissen.

Ich meine, den Ton kennen wir. Es ist zwar weder deutsche noch deutsch-amerikanische, sondern gar keine Poesie, aber wir haben die Muster in unserer Literatur aus jener Zeit auch.

Der religiöse Schwärmer Konrad Beissel reiht sich dem klarern Pastorius an. Er kam 1720 nach Amerika und zog von Germantown, das ihm schon zu weltlich war, weiter ins Land, wo er das Kloster Ephrata gründete — und darin die erste deutsche Druckerei in Amerika einrichtete. Seine Gedichte wie die seiner Klosterbrüder und schließlich auch die von Johann Kelpius, einem Jakob Böhme'schen Mystiker, schlagen einen uns noch bekanntern Ton an als die von Pastorius. Halb die Art von Angelus Silesius, halb die der Pegnitzschäfer. Lieder an Christus und Maria mit einer krankhaften sinnlichen Glut. Das beste ist dies:

Ruft, ihr Sterne, überlaut, daß ich liebe;
Und ihr Wasser rufet nach, daß ich liebe!
Alles, was nur Stimmen hat, sag dem Lamme
Viel von meiner Flamme.

*) Deutsch in Amerika. Beiträge zur Geschichte der deutsch-amerikanischen Literatur. Von Dr. G. A. Zimmermann. Chicago, Eyller u. Comp. 1896. 4. 6 M.

Einmal hat er einen Kuß mir gegeben,
Alsbald konnt' ich ohne ihn nicht mehr leben.
Nichts vergnügt mich außer ihm. Alle Dinge
Sind mir zu geringe.

Das sind also die Anfangsgründe deutsch-amerikanischer Lyrik. Und amerikanisch ist darin natürlich noch gar nichts. Die Zusammenhänge mit unserer Poesie sind so klar, daß es Eulen nach Athen tragen hieße, wenn man sie erläutern wollte.

Im übrigen wurden in dieser ersten Epoche fleißig deutsche Werke nachgedruckt. Das erste bisjetzt aufgefundene deutsch-amerikanische Buch stammt aus dem Jahre 1730 und ist im Auftrag des Klosters Ephrata, dessen eigene Presse erst 1745 aufgestellt ward, von Benjamin Franklin gedruckt. Es führt den Titel: „Goettliche Liebes und Lobesgethoene, welche in den hertzen der Kinder der Weisheit zusammen ein und von da wieder ausgeflossen." Der Titel geht noch einen guten Meter weiter, aber wir wollen ihn uns schenken. Im Jahre 1732 druckte Benjamin Franklin das zweite deutsche Buch, in dessen Titel der „paradiesische Lichter-glantz", die Kinder Gottes und der bald hereinbrechende Hochzeit-Tag der Braut des Lammes eine Rolle spielen. Ein drittes ähnliches Werk folgte 1736. Alle drei angefüllt mit schwärmerischen Gesängen in der Art der oben gegebenen Probe von Konrad Beissel.

Einen starken Anstoß erhielt dann die deutsch-amerikanische Literatur (im weitesten Sinne) durch einen braven Westfalen, Christoph Saur, der 1724 nach Germantown kam. Er richtete sich eine Druckerei ein und gab den ersten deutsch-amerikanischen Kalender heraus, „eingerichtet vor die Sonnenhöhe von Pennsylvanien, jedoch an denen angrenzenden Landen ohne merklichen Unterschied zu gebrauchen". Bis 1777 erschien dieser Kalender regelmäßig. Nebenbei, am 20. August 1739, erschien ein Blättchen, das der Erstling der deutschen Presse in Amerika war, als „der Hoch-Deutsch Pennsylvanische Geschichtschreiber oder Sammlung wichtiger Nachrichten aus dem Natur- und Kirchen-Reich". Aber Saur selbst wollte damit etwa keine Zeitung schaffen, sondern erklärte sehr nachdrücklich, er sei nicht gesinnt, die „edle Zeit solcher gestalt zu verderben, daß man alle Woche etwas zusammen suchen sollte, welches keinen Nutzen hat, viel weniger Lügen darzu schreiben, wie der gemeine Welt-Lauff ist". Und er will ferner nur „gewisse und beglaubte" Nachrichten bringen.

Sein Unternehmen fand solchen Beifall, daß es gleich monatlich, nicht, wie geplant, nur vierteljährlich erscheinen konnte. Der Subscriptionspreis betrug für das Jahr drei Schilling, und dafür konnten die Abonnenten noch gratis Annoncen einrücken lassen. Im Jahre 1745 ward der Titel geändert in „Berichte oder Sammlung wichtiger Nachrichten", weil — Saur erklärte, es ließe sich doch nicht dahin bringen zu erfahren, ob eine Geschichte wirklich genau so passirt sei, und es sei schon einmal etwas Falsches unterlaufen, ergo thue er den „Geschichtschreiber" ab und sage statt dessen „Berichte". Aber noch nicht genug: 1762 änderte sein Sohn den Namen wieder, weil „Enten" nicht zu vermeiden waren, und nannte das Blatt „Germantowner Zeitung oder Sammlung wahrscheinlicher Nachrichten". Im Jahre 1775 erschien die Zeitung schon wöchentlich. Trotzdem blieb der alte Preis von drei Schilling, denn Saur erklärte, die größern Kosten glichen sich durch die größern Einnahmen aus den Anzeigen aus, und ein ehrlicher Mann lasse sich nicht zweimal bezahlen. Als Curiosum sei noch erwähnt, daß eine Annonce fünf Schillinge kostete; hatte sie gleich beim ersten male Erfolg, so gab Saur zwei, nach dem zweiten male einen Schilling zurück. Im Jahre 1751 hatte diese Zeitung über viertausend Abnehmer; ein paar Jahre später noch mehr. Im Jahre 1743 erschien die erste deutsche Bibel in Amerika. Das will etwas heißen, wenn man bedenkt, daß die erste englische Bibel erst vierzig Jahre später erschien. Eine Menge Erbauungsschriften streute Saur nebenbei über das Land, unter anderm die in Amerika entstandenen „Hirtenlieder von Bethlehem" des Grafen Zinzendorf. Das blühende Geschäft ward erst durch den Revolutionskrieg in die Luft gesprengt. Aus religiösen Motiven eiferte Saur, der Sohn, gegen den Krieg, ward als Landesverräther verhaftet, und alle seine Güter wurden confiscirt. Seine Söhne, also die Enkel des 1724 nach Germantown eingewanderten Christoph Saur, druckten später noch religiöse Werke, bald traten neue Drucker in verschiedenen Städten auf, die einfach die Zeitungen der alten Heimat abschrieben. Im Jahre 1789 ward in Philadelphia die „Mosheimische Gesellschaft" von Kindern und Enkeln der einst Eingewanderten „zur Erhaltung der deutschen Sprache gegründet"; bald darauf in Reading der „Reading Adler", das noch heute bestehende älteste deutsche Blatt in Amerika.

Ein Rückblick auf die Epoche zeigt nichts Bedeutendes. Nur der Rührigkeit unserer Landsleute können wir uns freuen. Pastorius und Saur verdienen, wenn sie noch keins haben, ein Denkmal. Etwas specifisch Amerikanisches ist, wie gesagt, absolut nicht zu entdecken. Es ist auch aus zwei Gründen nicht möglich. Erstens können diese frisch eingewanderten deutschen Pioniere nicht auf einen Ruck aus der Tradition von Jahrhunderten und der Cultur von Jahrhunderten heraus. Jede Assimilation erfolgt langsam. Und zweitens waren sie so ganz allein auf das religiöse Element gestellt, daß dies sie halb fühllos machte gegen die veränderten Lebensbedingungen und die veränderte Natur. Christoph Saur gab in seiner Zeitung nur deshalb Nachrichten aus dem Naturreich, um den „elendsvollen Erdboden" der „Herrlichkeit Christi" entgegenzustellen. So konnte das neue Milieu einen herrschenden Einfluß noch nicht gewinnen. Die Binde mußte erst von den Augen fallen, die nach oben gerichteten Blicke mußten erst von dem überall gleichen Himmel auf die überall verschiedene Erde schauen. Die

Schicht amerikanischer Erde war noch zu locker; im Flugsand wurzelt nichts. Erst die Enkel der Enkel, die nicht mehr eine „neue" Heimat, sondern einfach ihre Heimat in der Neuen Welt sehen, eine Heimat, die auch die ihrer Väter ist, eine Heimat, in der ihre Toten ruhen, für die sie gekämpft, die sie seit Menschengedenken gepflügt haben — erst diese Enkel der Enkel können vielleicht eine deutsch-amerikanische (oder soll ich sagen: amerikanisch-deutsche) Lyrik mit festbestimmtem Charakter schaffen. Wir werden auch in Verfolgung der deutsch-amerikanischen Dichtung wol den Weg sehen, aber noch nicht das Ziel. Vorläufig, in dieser ersten religiösen Epoche quält sich das Deutschthum mühsam weiter. Fast scheint es, als sollte das Wort des Gründers von Germantown, das er ins Grund- und Lagerbuch seiner Stadt schrieb: „Leb' wohl, deutsches Brudervolk!" in ganz anderer Weise in Erfüllung gehen, als wolle das ganze Deutschthum wie ein Licht verlöschen, als sei es im Zusammentreffen mit andern Völkern nicht stark genug, seine nationalen Güter zu bewahren. Wer weiß, was geschehen wäre ohne die Restaurationsepoche und ohne 1848. Es ist überall ein Segen dabei. Die Söhne, die damals Deutschland verließen, führten neues Leben dem Deutschthum jenseit des Atlantic zu. Wir werden noch sehen, was diese Aus- oder Einwanderer an neuen Motiven in die deutsch-amerikanische Dichtung warfen.

Karl Busse.

Militärschriften.

II.

Das folgende Schriftchen:

1. Kriegserinnerungen eines preußischen Offiziers 1870—1871. Von Edgar von Abisch. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. 1896. 8. 2 M. 50 Pf.

ist eine jener Erzählungen von Feldzugserlebnissen, die immer noch — und mit vollem Recht — ihre Leser finden. Die vorliegende ist sogar mit bemerkenswerthem schriftstellerischen Talent geschrieben. Einzelne der von dem Verfasser mit sicherer Hand skizzirten Persönlichkeiten fesseln das Interesse des Lesers stark; so namentlich die kluge, fromm-abergläubische Frau Doctorin (eine westpreußische Kräutersammlerin und „Naturärztin") und die französische „Invalidin", die an die Niederlage ihrer Landsleute nicht glauben will und todt hinfällt, als sie die Wahrheit erfährt. Die Schilderung ihres Todes erinnert, schon wegen der Aehnlichkeit des Gegenstandes, sehr an eine der feinsten Skizzen Daudet's. Von der eigenthümlichen Anschaulichkeit und Kraft der Schilderungskunst des Verfassers gebe nachstehender Beginn einer Beschreibung des Verkehrs Bismarck's im Hôtel des Réservoirs in Versailles eine Probe:

> Da that sich die Thür auf, und ein Küraſſier trat herein: Bismarck. Alles fuhr kerzengerade in die Höhe Er stand da wie ein Obelisk; die Beine etwas gespreizt, der Körper breit, der Kopf hoch und beherrschend — die ganze Gestalt strebte in die Höhe; bei aller Mächtigkeit durchaus vornehm und voll höchsten Adels. . . .

Nicht uninteressant ist eine Begegnung des Verfassers mit dem grimmigen Deutschenfeind Gustav Flaubert, der als verborgener und stummer Zuhörer einem Gespräch beiwohnt, das der Verfasser mit seiner Wirthin über Frankreich führt.

Was der Verfasser in Frankreich erlebt hat — Gefechte, schwere Verwundung und martervolle Gefangenschaft — ist ebenfalls interessant erzählt, aber zum Theil, und zwar anscheinend mit bewußter Absichtlichkeit, in verworren durcheinandergehenden Schilderungen, die an die Phantasien eines Fieberkranken erinnern. Wie roh und unmenschlich sich die „edle" französische Nation gegen die unglücklichen deutschen Gefangenen an einzelnen Orten benommen hat, ist aber leider deutlich genug zu erkennen. Daß Dinge, wie die Seite 102 des Schriftchens erzählten, jemals deutscherseits an französischen Gefangenen, verwundeten Gefangenen verübt werden könnten, das glaube, wer kann, ich vermag's nicht. Wohlthuend berührt das Verhalten der französischen Fabrikantenfrau, die — nicht mehr Französin, sondern nur noch Frau — später den armen Verwundeten in der Gefangenschaft gepflegt hat.

Einen rein militärischen Inhalt hat die Schrift:

2. Die Truppenführung in der österreichisch-ungarischen Armee. Eine kritische Studie von Pannonicus. Braunschweig, D. Janssen. 1896. 8. 1 M. 50 Pf.

Sie ist, wie schon an einigen Austriacismen, namentlich dem unrichtigen Gebrauch des Conditionals, ohne weiteres erkennbar, von einem Offizier des österreichisch-ungarischen Heeres geschrieben, der entweder noch dient oder bis vor kurzem gedient hat. Denn wenn auch erwähnt wird, daß die Schrift auf die zweite Auflage des Dienstreglements (zweiter Theil) Bezug nehme, während in der Zeit des Drucks eine dritte Auflage erschienen sei, so handelt es sich doch immer um die Gefechtsvorschriften der Gegenwart und allerjüngsten Vergangenheit. Auf die Betrachtungen und Rathschläge des Verfassers kann hier, eben weil sie specifisch militärischer Natur sind, nicht näher eingegangen werden. Nur Einiges sei hervorgehoben. In unserm polyglotten Nachbarstaate ist es allerdings berechtigt, zu verlangen, daß Orts- und Eigennamen von jedem Offizier nicht „aufs gerathewohl geradebrecht",

sondern richtig ausgesprochen worden. Was über Einübung bestimmter Gefechtsbilder („Türken" in der deutschen Armee genannt) und über die gelegentlich schon durch richtigere Wahl des Gefechtsgeländes zu beseitigende „Rübenstrategie" gesagt wird, wird auch bei uns nicht ohne Interesse gelesen werden. Ebenso die sehr richtigen Bemerkungen über die Zuhülfenahme von Karten bei Gefechtsübungen in nächster Nähe der Garnison. Ein Vorschlag des Verfassers geht dahin, die Belegungsfähigkeit von Dorf-Wohnhäusern, -Ställen u. s. w. in ähnlicher Weise durch äußerliche Bezeichnungen dauernd erkennbar zu machen, wie die Aufnahmefähigkeit der bekannten Eisenbahnsalonwagen („32 Mann, 6 Pferde"). Zwei Aeußerlichkeiten seien noch erwähnt: Auf Seite 27 muß es 1500, nicht 15000 Schritt heißen, und die Wegebezeichnungen auf der Seite 41 stehenden Skizze stimmen nicht mit dem Texte überein.

An die breitern Schichten des gesammten gebildeten Publikums wendet sich:

3. Freiheit des Rückens, Allgemeine Wehrpflicht, Oeffentlichkeit des Strafgerichts. Drei Etappen auf dem Wege militärischer Entwickelung. Von Dr. Albert Pfister, Generalmajor z. D. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1896. 8. 50 Pf.

Was 1808 Gneisenau in einem Artikel unter der Ueberschrift „Freiheit der Rücken" als Forderung hinstellte, die Beseitigung aller entehrenden Strafen aus der Armee — was 1813 und 1814 zunächst für Preußen, seit 1866 und 1870—71 für das Deutsche Reich gesetzlich festgelegt wurde, die Ehrenpflicht des Dienstes im Heere für jedermann — das hat, so führt der Verfasser aus, zur natürlichen Folge die Einführung eines Dritten, nämlich der Oeffentlichkeit der militärischen Strafgerichte. Daß man es hier nicht mit einer platten Tendenzschrift zu thun hat, dafür bürgt der Name des Verfassers. Mit erfreulicher Gerechtigkeitsliebe, mit weitschauendem historischen Blick, in edler, schwungvoller Sprache wird das heute ja mehr denn je interessirende Thema behandelt. Als Probe seien zwei Stellen wiedergegeben. Die erste wirft einen Blick auf den Zustand im deutschen Volke zur Zeit der großen Französischen Revolution:

Stumpfsinnig und thatlos hatte so das deutsche Volk die beste Zeit verträumt und trämmend sein staatliches Leben eingebüßt. Als nun die Stunde kam, politisches Erkennen, Eingreifen, politisches Handeln verlangte, da fand sich das vom ewigen Lasttragen ermüdete Volk allein, im Stich gelassen von seinen geistigen Führern. Nur wenige herrliche Töne von Menschenglück, von Menschenrecht, von Freiheit und Würde des Daseins, von nationaler Kraft und Begeisterung waren bisher in die Tiefe gedrungen und hatten ein neues Zeitalter angekündigt. Ihrer Mehrzahl nach schlugen diese süßen Klänge von auswärts her an das Ohr der Deutschen.

Der zweite Satz weist auf einige der Nachtheile des nichtöffentlichen Verfahrens in folgender Weise hin:

Durch nichts wird die Neugierde so gereizt als dadurch, wenn begehrliche Augen nur durch einen Spalt oder durch trübe Scheiben in einen Raum dringen können, in welchem Vorgänge sich abspielen, bei denen grundsätzlich die Oeffentlichkeit ausgeschlossen sein soll. Man vermuthet allerlei Ungeheuerlichkeiten; dies sieht man halb, jenes gar nicht, die Phantasie kommt zu Hülfe und zaubert allerhand Spukgestalten vor. Man vermuthet Heimlichkeiten in dem geschlossen gehaltenen Reich. So malt man sich wol auch zuweilen bedeutungslose Vorgänge aus im Kreise der Offiziere, etwa im Casino. Auch da wittern die Mistrauischen oft Geheimnisse, könnten sie Einblick halten, so würden sie erkennen, daß hier nicht unmäßige Lustbarkeit herrscht, sondern der Geist ehrbarster Langeweile über dem Ganzen schwebt.

Die Schrift Pfister's ist in Inhalt und Form (ein „war" statt „hatte" Seite 17 muß ich indessen gewissenhafterweise „aufmutzen") gleich vortrefflich und verdient gerade jetzt ernst gelesen zu werden.

Die beiden letzten der zu besprechenden Bücher würde ich Prachtwerke nennen, wenn nicht mit diesem Begriff die Erinnerung auch an Prachtpreise sich einstellte, während die Preise beider Werke verhältnißmäßig sehr niedrig sind. Es handelt sich um:

4. Die Heere und Flotten der Gegenwart. Herausgegeben von Dr. J. von Pflugk-Harttung, Königlicher Archivar am Geheimen Staatsarchiv in Berlin, ordentlicher Universitätsprofessor a. D. Erster Band: Deutschland. Das Heer von A. von Boguslawski, Generallieutenant z. D.; Die Flotte von R. Aschenborn, Contreadmiral z. D.; Das internationale Rothe Kreuz von V. von Strantz, Major z. D. Berlin, Schall u. Grund. 1896. Gr. 8. Geb. 15 M.
5. Krieg und Sieg 1870—1871. Culturgeschichte. Herausgegeben von Dr. J. von Pflugk-Harttung (vgl. unter Nr. 4)*). Zweite Auflage. Erster Band. Berlin, Schall u. Grund. 1896. 4. Geb. 6 M.

Beide Werke sind Publikationen des Verlags des Vereins der Bücherfreunde. Von Nr. 5 ist binnen Jahresfrist die zweite Auflage nothwendig geworden, der Nr. 4 ist ein ähnlicher Erfolg zu prophezeien. Um einiges, beiden Werken Gemeinsame hier zunächst zu besprechen, sei die außerordentlich vornehme Ausstattung in Papier, Druck und Einband, sowie die Vorzüglichkeit der Illustrationen hervorgehoben. Nur trägt, wie bemerkt werden muß, das Bild Seite 234 (Nr. 5) eine unrichtige Unterschrift, und die Pläne von Kiel und Wilhelmshaven (in Nr. 4) würden noch gewonnen haben, wenn die Wasserflächen colorirt worden wären. Die colorirten Tafeln mit den Standorten der Armee, ferner die mit den Uniformabzeichen von Armee und Marine und die mit den Fahnen der Armee und den Flaggen der Marine sind außerordentlich gut; ebenso (in Nr. 5) die Gefechts- und Stellungspläne und die — künstlerisch freie Behandlung zulassenden und aufweisenden — Darstellungen von Kampf- und Gefechtsscenen und von Momenten aus dem Sanitätsdienst. Nicht ganz so befriedigen die Schiffsabbildungen. Eine auch nur einigermaßen erschöpfende Inhaltsangabe für beide Werke ist hier unmöglich. Wenigstens aber werde in Nachfolgendem Einiges herausgegriffen.

*) Das Titelblatt nennt die Namen der zahlreichen Schriftsteller und Maler, von denen die einzelnen Abschnitte des Werks und dessen Abbildungen herrühren.

In Nr. 4 geben die Verfasser eine Geschichte der deutschen Armee und Marine und behandeln ausführlich deren gesammte Einrichtung. Daß bei ersterer das brandenburgisch-preußische Heer verhältnißmäßig eingehender behandelt ist als die übrigen Heerestheile, ist unleugbar. Jedoch wäre eine gleichmäßig ausführliche Behandlung nur möglich gewesen, wenn andere Theile des Inhalts über Gebühr beschränkt worden wären, und zudem sind, wenigstens früher, die innern Einrichtungen innerhalb der einzelnen Contingente nicht so sehr verschieden von den preußischen gewesen, wie das mitunter vorausgesetzt wird.

Als „Anhang" ist dem Werk die Geschichte der Entstehung der Wirksamkeit des Internationalen Rothen Kreuzes beigegeben.

Dieser Anhang, der unter anderm mehrfach auf die Stellung Kaiser Wilhelm's des Großen*) und der Kaiserin Augusta zur Sache des Rothen Kreuzes eingeht und dabei wenig bekannt gewordene Aeußerungen beider wiedergibt, wird den meisten Lesern vollkommen Neues bringen. Von großem Interesse sind nicht allein die Rückblicke auf das in frühern Kriegen, namentlich 1870—71, vom Rothen Kreuz Bewirkte, sondern auch die eingehenden Mittheilungen über seine jetzige Organisation in allen Culturländern und über das von den einzelnen Staaten und Verbänden für den Krieg Vorbereitete. (Es mag hier bemerkt sein, daß die Organisation in England verhältnißmäßig wenig vorgeschritten ist.)

Auch der Abschnitt über die Marine wird der Mehrzahl der Leser viel Unbekanntes bringen, so namentlich über den Dienst an Bord, im Hafen und in See, die Salutregeln, die Ausrüstung der Schiffe mit Geschütz, Munition und Proviant, den Betrieb der Werften, die Bekleidungs- und Verpflegungs-Wirthschaft bei den Marinetheilen, die Vorschriften über den Verkehr mit fremden Schiffen und in fremden Häfen u. s. w.

Mehr als in diesen beiden letzten Abschnitten geschehen, hat der Bearbeiter des ersten, die Armee behandelnden Abschnitts der Darstellung Züge verliehen, die individuelles Gepräge tragen. Es konnte das vielleicht bei einer so stark ausgeprägten Persönlichkeit, wie es die des Generals von Boguslawski ist, erwartet werden. Es sind aber die — wenn man will, nicht ganz in den Rahmen des Werkes gehörigen — Bemerkungen dieses Herrn immerhin an und für sich werthvoll. So diejenigen über Behandlung der Landwehrleute, Stellung des Unteroffiziercorps, Ueberhandnehmen früher Heirathen im Offiziercorps, Nachtheile des „Krebsgang-Unterrichts" in der Geschichte und anderes. — Kleine Ausstellungen mögen hier ebenfalls ihren Platz finden. Das Centrum kann nicht ohne weiteres zu den colonialfeindlichen Parteien gezählt werden. Die Charaktereigenthümlichkeiten der einzelnen deutschen Stämme oder Provinzangehörigen sind nicht immer zutreffend geschildert. Das Alter, in dem im Durchschnitt die Beförderung zum Offizier erfolgt, ist höher als $19^1/_2$ Jahre. Beim preußischen Ingenieurcorps gibt es keinen Chef des Generalstabes, sondern nur einen Chef des Stabes. Was der Verfasser unter „Depotbauverwaltung" (S. 61) verstanden wissen will, hätte er erläutern müssen.

Diese und andere kleine Ausstellungen beeinträchtigen in keiner Weise den Werth der Arbeit des Generals von Boguslawski. Man ertheilt dieser nicht mehr als das ihr gebührende Lob, wenn man sagt, der Militär kann aus ihr Belehrung und Anregung schöpfen, den Nichtmilitär führt sie in vollendet zweckmäßiger Art in eine ihm fremde Welt ein und entläßt ihn über Geschichte und Wesen der Dinge nach Möglichkeit vollkommen orientirt.

Nr. 5 der Werke verdient ähnliches Lob. Was den Stoff der — wiederum von verschiedenen Autoren bearbeiteten — Abschnitte anbetrifft, so wird kaum in einem von ihnen etwas Wesentliches vermißt oder etwas Ueberflüssiges bemerkt werden können. In Bezug auf Darstellungskunst ragen besonders hervor die Abschnitte „Die Schlacht" (von Dr. Pflugk-Harttung), „Der Frontoffizier" (von General Wille) und „Die evangelische Feldgeistlichkeit" (von dem jüngstverstorbenen Dr. Frommel, der, in Straßburg confirmirt, dort die erste deutsche Militärpredigt gehalten hat), ferner der Abschnitt „Das Sanitätswesen 2" (vom Freiherrn von Ompteda), in welchem eine Fülle des Interessanten, so z. B. über den „Hofhalt" des Feldmarschalls von Manteuffel, mitgetheilt wird; besonders erheiternd wirken in diesem Abschnitt die französische Erzählung von drei vor Paris gefallenen und in silbernen Särgen nach Deutschland transportirten Grand-ducs und die Frage eines Franzosen, ob wirklich die deutschen Ulanen eine vom russischen Kaiser gestellte wilde Hülfstruppe seien.

In den Abschnitt „Soldatenpoesie" ist manches Minderwerthige aufgenommen, aber — seien wir gerecht — viel an vollwerthiger Poesie hat der große Krieg nicht gezeitigt. — Der Abschnitt „Die Eisenbahnen" gehört gleichfalls zu denen von besonderm Interesse; auffällig ist, wie wenig Betriebsmaterial 1870—71 von Baiern und Sachsen, und wie viel im Verhältniß von Preußen gestellt worden ist.

Aus dem überreichen Material, das das Werk in allen Richtungen bietet, sei nur weniges herausgegriffen. Die Würdigung der im großen Publikum so gut wie unbekannten Leistungen des Prinzen Albrecht (Vater) ist mit Freude zu begrüßen; ebenso die warme Anerkennung des Kaisers Wilhelm als Oberfeldherrn. Kleinere Einzelzüge sind recht unterhaltend. So das Verlangen des Artilleriegenerals von Hindersin, es nächstens so einzurichten, „daß wir den Feind von mehrern Seiten zugleich fassen könnten" — ein Verlangen, das Moltke, an den es gerichtet gewesen war, bekanntlich bei Sedan er-

*) Zu Dunant, dem Begründer des Rothen Kreuzes, sagte der Kaiser: „Ich war der erste Monarch in Europa, der ohne Rückhalt und Zögern Ihre Ideen unterstützte. . . ."

füllte. Ferner die probate Maßregel des Kronprinzen, die schwarzen Fahnen in Rouen durch Strafeinquartierungen zu beseitigen, oder das Aufgeben eines Mädchenpensionats als Quartier, weil — die Betten viel zu kurz befunden wurden.

Ueberall ist es nicht möglich, dem Verfasser beizustimmen. So kann man dem Ostpreußen gewiß verschiedene Tugenden mit Recht nachrühmen; ob aber gerade die Bedürfnißlosigkeit zu diesen gehört, darf doch nach manchen Erfahrungen — es sei nur an die während der Hungersnoth 1868 nach Schlesien geschickten ostpreußischen Arbeiter erinnert — bezweifelt werden. — Nicht ein Jäger- mit einem Ingenieuroffizier, sondern der zweite Ingenieuroffizier im Stabe des 10. Armeecorps, der Hauptmann Neumeister, hat mit einem Jäger- und einem Pionierlieutenant die kühne Zerstörung der Eisenbahn Le Mans-Tours ausgeführt. Bei der Erwähnung der Thätigkeit der Festungsartillerie (S. 334) hätte deutlicher betont werden müssen, daß es an Material und Personal infolge übel angebrachter Friedenssparsamkeit gemangelt hat, daß aber die Leistungen mit dem Vorhandenen auch die schärfsten Ansprüche eher überstiegen haben, als darunter zurückgeblieben sind. Daß der Postpäckereidienst erst nach sehr energischen Vorstellungen des stellvertretenden preußischen Kriegsministers, General Klotz, von der norddeutschen Feldpost eingerichtet worden ist, hätte erwähnt werden müssen. — Kleine stilistische Incorrectheiten sind auf den Seiten 95, 227, 329 stehen geblieben; auch ist einmal die Fahrgeschwindigkeit der Militärzüge zu 22, das andere mal zu 22,5 km pro Stunde angegeben.

Es mag kleinlich erscheinen, daß diesen Ausstellungen hier einige Zeilen eingeräumt worden sind. Es ist das aber in dem Wunsche geschehen, daß sie bei einer dritten Auflage des Werkes beachtet werden möchten. Eine solche dritte Auflage wird das Werk, das seine Aufgabe, die culturgeschichtliche Seite des Krieges von 1870—71 zur Darstellung zu bringen, in so mustergültiger Weise löst, hoffentlich erleben.

Victor Kurs.

Religiöse Literatur und Verwandtes.

1. Die Entstehung des Neuen Testaments. Von Gustav Krüger. Freiburg i. Br., J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1896. Gr. 8. 60 Pf.
2. Die Nachkommen Luther's. Von Philipp Horbach. Mit 9 Abbildungen. Leipzig, Georg Wigand. 1896. Gr. 8. 50 Pf.
3. Beispiele und Aphorismen zu den Psalmen. (Sieben Lieferungen.) Lieferung 1. Von A. Rodemeyer. Leipzig, Ferdinand Riehm. 1896. Gr. 8. 50 Pf.

Ueber „Die Entstehung des Neuen Testaments", also des Kanons, der festgeschlossenen Sammlung, nicht der einzelnen neutestamentischen Schriften, verbreitet sich Gustav Krüger, Professor in Gießen, in einem kleinen, aber über den gegenwärtigen Stand der Frage trefflich orientirenden Schriftchen (Nr. 1). Fußt nämlich die hier gegebene Darstellung durchgehends auf den Ergebnissen, wie sie uns, in allem Wesentlichen nahezu übereinstimmend, von H. J. Holtzmann, B. Weiß und noch kürzlich von A. Jülicher in deren Einleitungen in das Neue Testament geboten sind, so ist es doch für den Nichtfachmann von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit, diese Ergebnisse von berufener Feder auch einmal übersichtlich zusammengestellt zu finden. Und das ist hier der Fall.

Um das allmähliche Werden des neutestamentlichen Kanons zu veranschaulichen, läßt uns der Verfasser zunächst einmal unsern Standort etwa um das Jahr 150 nehmen, d. h. etwa ein Jahrhundert nach der Missionsthätigkeit des Paulus, um die Schriften aufzuführen, von denen man sagen darf, daß die damalige Christenheit sie neben dem Alten Testament als höchste Autoritäten ihres Glaubens verehrte, weil sie von dem Herrn und seinen Aposteln berichten oder weil darin Apostel zu ihren Gemeinden reden, wenngleich solche Schriften noch nicht mit Bewußtsein zu einer heiligen Schrift zusammengestellt sind. Ob um jene Zeit überall auch nur die drei ersten Evangelien zusammen gebraucht wurden, oder ob nicht die eine Gemeinde ihren Matthäus, die andere ihren Markus, die dritte ihren Lukas las oder etwa zwei Evangelien benutzte, muß unausgemacht bleiben. Jedenfalls hat es damals Gemeinden genug gegeben, denen z. B. die Apostelgeschichte, die Thessalonicherbriefe und andere, von den Briefen an Timotheus und Titus zu schweigen, noch gar nicht zu Gesicht gekommen waren. Und umgekehrt standen Schriftstücke, die wir in unserm Neuen Testament nicht mehr finden, bei vielen Gemeinden in hoher Achtung, erfreuten sich des gleichen Ansehens wie die apostolischen Briefe: der sogenannte Barnabasbrief, die sogenannte Offenbarung des Petrus, der „Hirte des Hermas" und ähnliche Schriftstücke wurden von manchen gelesen und blieben noch längere Zeit in Geltung, als die Dinge im allgemeinen sich bereits verändert hatten.

Schon ein Menschenalter später, etwa 175, ist das Bild ein anderes geworden. Bei dem Bischof Irenäus von Lyon erscheinen die Pauliniſchen Schriften, erscheint der erste Petrusbrief, der erste Johannesbrief den alttestamentischen und evangelischen Schriften völlig gleichgestellt. So gut es vier Weltgegenden gebe, meint Irenäus, und so gut es vier Hauptwinde gebe, gebe es auch vier Evangelien, wie denn Irenäus auch, soviel wir wissen, der Erste ist, der die bekannten Cherubim-Thiergestalten der Offenbarung Johannis mit den vier Evan-

gelisten zusammenbringt. Dem Afrikaner Tertullian (gestorben circa 220) stehen die evangelischen und apostolischen Schriften gleichwerthig neben Gesetz und Propheten, bei ihm begegnet uns erstmalig der Ausdruck Novum Testamentum im Gegensatz und zur Ergänzung von Vetus Testamentum. Der Alexandriner Origenes (gestorben 254) führt Citate aus neutestamentischen Schriften genau so ein wie solche aus dem Alten Testament: „Die Schrift sagt", „Es steht geschrieben". Man sieht, der Kanon des Neuen Testaments ist ein Werk der katholischen Kirche, hervorgerufen und beeinflußt von der durch die Zeitverhältnisse gebotenen Rücksichtnahme auf die Häresie, namentlich der Gnostiker.

Dadurch ist jedoch nicht ausgeschlossen, daß über den Umfang des Kanons noch lange hin und her gestritten wurde. Wie um das Jahr 200 ein antiochenischer Bischof gelegentlich seiner Visitationsreise in einem Ort seines Sprengels ein apokryphes Petrusevangelium vorgefunden hatte, dessen kirchlichen Gebrauch er anfangs guthieß, so erhob noch in späterer Zeit z. B. in Aegypten die apokryphe Offenbarung des Petrus Anspruch auf Aufnahme in das Neue Testament, während umgekehrt bis in das 4. und 5. Jahrhundert hinein im Morgenlande, aber auch in Spanien, die Johanneische Offenbarung bei einzelnen Zurückweisung fand und der Abfassung des Hebräerbriefes durch Paulus weithin im Abendlande widersprochen wurde.

Weder Irenäus, noch Tertullian, noch des letztern Zeitgenosse Clemens Alexandrinus thun des Jakobusbriefes und des zweiten Petrusbriefes Erwähnung. Dagegen behandelte man in manchen Gegenden den schon erwähnten Barnabasbrief, nebst dem „Hirten des Hermas" sowie die beiden Clemensbriefe und die „Lehre der zwölf Apostel" auch jetzt noch als gleichwerthig mit den apostolischen Schriften und schrieb sie zusammen ab mit denen des Neuen Testaments.

Erst Augustin vermochte in Anlehnung an die römische Kirche die jetzige Zählung durchzusetzen, wonach officiell 27 Schriften in das Neue Testament gehören: 4 Evangelien, die Apostelgeschichte, 7 katholische, 14 Paulinische Schriften und die Offenbarung Johannis (durch ein Versehen bei Krüger ausgelassen), und doch fehlte selbst in der Zeit nach Augustin noch in gar mancher Bibel der Hebräerbrief oder war durch einen angeblichen Brief des Apostels Paulus an die Laodicäer ersetzt. Bekannt ist ja, daß Luther noch elf Jahrhunderte später den Brief des Jakobus eine stroherne Epistel nannte und kein Hehl daraus machte, daß er sich in die Offenbarung Johannis nicht zu schicken vermöge, weil er nicht spüren könne, daß sie vom Heiligen Geist gestellet sei, weil darin Christus weder gelehrt noch erkannt werde. War das Abfall vom christlichen Glauben oder nur die Leugnung eines Dogmas der katholischen Kirche, der allerdings die Berufung auf neutestamentische Schriften an sich schon glaubensverbindlich ist?

Einen höchst anziehenden Stoff, nämlich die Frage nach „Luther's Nachkommen", behandelt eine kleine Schrift von Philipp Horbach (Nr. 2). Sie ist entstanden aus Anlaß der Gedächtnißfeier des Reformators am 18. Februar 1883 und gleichsam officiell beglaubigt durch die Prüfung und Anerkennung der einschlagenden Urkunden seitens des preußischen Cultusministeriums. Danach stammen die jetzt noch lebenden Nachkommen aus Dr. Martin Luther's Familie in gerader Linie, immer von Vater auf Sohn, von Heinz Luther dem Kleinen in Möhra ab, einem Bruder von dem Vater des Reformators. Drei dieser Nachkommen, die uns neben einer Anzahl anderer in guter Nachbildung dargeboten werden, wohnten auf ausdrücklichen Befehl Kaiser Wilhelm's II. am 31. October 1892 der Einweihungsfeier der erneuerten Schloßkirche zu Wittenberg bei und fanden ihren Sitz unmittelbar am Grabe des großen Vorfahren, hart am Fuße der durch ihn weltberühmt gewordenen Kanzel: Johannes Luther, Pfarrer in Pissen, Kreis Merseburg, dessen Bruder Hermann, Sanitätsrath und praktischer Arzt in Luckenwalde, und ein Vetter Karl, Pfarrer in Wallendorf (Sachsen-Meiningen). Dagegen sind die directen leiblichen Nachkommen des Reformators selbst im Jahre 1759 in männlicher Linie ausgestorben, und zwar mit dem jüngsten, 1707 geborenen Sohne Martin Gottlob des Erbherrn auf Hoburg und Kanonikus in Zeitz Johann Martin, Nachkommen in directer Linie von des Reformators jüngstem Sohne Paul, welcher 1533 geboren, in einem Alter von sechzig Jahren als Professor der Medicin in Leipzig starb und in der dortigen Paulinerkirche begraben liegt. In weiblicher Linie lebt die Nachkommenschaft des Reformators noch in 62 Familien fort, alle in gerader oder ungerader Linie abstammend von Dr. Martin Luther's Tochter Margarethe, der jüngsten unter sechs Geschwistern, die sich mit dem 1611 als Erbherr auf Knauten und Landrath in Preußen verstorbenen Georg von Kunheim vermählte und in einem Alter von 36 Jahren 1570 starb, nachdem sie ihrem Gatten neun Kinder geschenkt hatte, vier Söhne und fünf Töchter. Die erwähnten 62 Familien sind als directe Nachkommen des Reformators anerkannt in der Stiftungsurkunde der für sie am 18. Februar 1846 begründeten Luther-Stiftung zu Leipzig, die es sich zur Aufgabe gestellt hat, das Andenken des Reformators durch Unterstützung seiner Nachkommen und durch Verbreitung seiner Schriften zu ehren.

Das Schriftchen von Horbach verdient allen, die sich für die von ihm besprochene Frage interessiren, warm empfohlen zu werden.

Schließlich sei noch ein größeres, praktischen Zwecken dienendes Werk in aller Kürze angezeigt: „Beispiele und Aphorismen zu den Psalmen", von A. Rodemeyer (Nr. 3), ein „Handbuch für Geistliche, Religionslehrer und Helfer im Kindergottesdienst, sowie für die Familie zur Erbauung im Hause". Die vorliegende erste Lieferung umfaßt Psalm 1—22. Die Anlage des Ganzen ist

so getroffen, daß die Psalmenverse, an die sich Bemerkungen anschließen, erst in größerer Schrift nach Luther's Uebersetzung abgedruckt sind und dann, unter abermaliger Hervorhebung der bezüglichen Worte durch fetten Druck, Beispiele aus Bibel und Leben und allerhand Aphorismen folgen, wobei sich der Verfasser in der einschlagenden Literatur wohlbewandert zeigt.

Es ist gesunde Kost, die hier geboten wird, und dürfte das Werk seinem Zweck durchaus entsprechen. Zur Empfehlung mag auch dienen, daß die von dem Verfasser in gleichem Verlage erschienene zweibändige „Sammlung von Beispielen über biblische Hauptbegriffe" die günstigste Aufnahme gefunden hat und bereits in zweiter Auflage erschienen ist.

Karl Sallmann.

Historische Romane und Verwandtes.

1. Die neue Herrin. Roman. Von Karl Erdm. Edler. Berlin, Otto Janke. 1897. 8. 5 M.
2. Beatrix von Hohenzollern. Roman. Von Karl Erdm. Edler. Jena, Hermann Costenoble. 1896. 8. 6 M.
3. Ein Freiheitskampf in Siebenbürgen. Culturhistorischer Roman. Von Karl Bleibtreu. Jena, Hermann Costenoble. 1896. 8. 5 M.
4. Das Siguum Karl's des Großen. Eine seltsame onolzbacher Geschichte. Von Karl Schultes. Leipzig, B. Elischer Nachfolger. 1897. 8. 2 M. 50 Pf.
5. Pflicht. Eine Familiengeschichte aus den Befreiungskriegen. Von E. Wuttke-Biller. Dresden, Carl Reißner. 1896. 8. 7 M.
6. Schwertklingen. Vaterländischer Roman. Von Hans Werder. Drei Bände. Berlin, Otto Janke. 1897. 8. 12 M.

Wenn ich für diese Besprechung eine etwas unbestimmte Ueberschrift gewählt habe, so trägt daran gleich das erste Werk die Schuld. „Die neue Herrin" (Nr. 1) ist durchaus kein historischer Roman — will man eine näher bestimmende Bezeichnung dafür, so könnte man das Werk am besten als psychologischen Roman bezeichnen; aber ich wollte es wegen der unverkennbaren gemeinsamen Züge beider Bücher nicht von „Beatrix von Hohenzollern" (Nr. 2) trennen. Beide erwecken die widerstreitendsten Empfindungen. Nichts wäre leichter, als durch Anführung von einem Dutzend Stellen, durch eine Reihe von an sich ganz wahrheitsgemäßen Mittheilungen über die Art der uns vorgeführten Charaktere den scheinbar genügenden Beweis zu liefern, daß wir es mit nichts als erbärmlichen Machwerken zu thun hätten, und doch würde man damit dem Verfasser ebenso wenig gerecht werden, als wenn man behaupten wollte, er habe wirkliche Kunstwerke von hohem Reize geliefert. Was zunächst „Die neue Herrin" betrifft, so sind gewiß alle Charaktere von so auf die Spitze getriebener Eigenart, wie man sie sich höchstens in einem Schwanke oder in einer Humoreske gefallen läßt; aber in unserm Falle haben nur einzelne Personen stark ausgeprägte komische Seiten, und es handelt sich um ein durchaus ernstes Problem, um die Heilung eines in der Erinnerung an seine verstorbene erste Gemahlin in die tiefste Schwermuth versunkenen Mannes durch die zweite. Jene ist in Wirklichkeit ein zwar reizendes, aber launenhaft unbeständiges Kind gewesen. Graf Wartenkron aber hat sich ihr Bild unbewußt zu einem Muster aller weiblichen Vollkommenheit umgebildet, und sein einziger Wunsch ist, in wehmuthvollem Gedenken an sie die weitere Zeit seines Lebens zu verbringen und seine kleine Tochter, das einzige Kind der Verstorbenen, zu ihrem Ebenbilde heranwachsen zu sehen. Um diesem Kinde eine Mutter zu geben, hat er Martina von Leistenach, die Tochter eines verarmten Offiziers a. D., um ihre Hand gebeten, nachdem er mit immer steigender Bewunderung die Selbstlosigkeit und die Fähigkeit, gänzlich in andere aufzugehen, hatte beobachten können, die sie als Pflegerin und Trösterin des kranken Vaters in dessen letzter Lebenszeit bewährte. Wie ihr das schwere Werk der Heilung des Gatten gelingt, das ist mit mehrfachen Unwahrscheinlichkeiten, aber trotzdem in ergreifender Weise geschildert. Dabei tritt das Bild der todten Thomasina uns außerordentlich lebendig vor Augen, wie wir auch von den andern Personen eine sehr deutliche Anschauung bekommen. Aber freilich zeigt Martina solchen Edelmuth, eine so unerhörte Aufopferungsfähigkeit und Thatkraft zugleich, daß wir oft genug den Kopf schütteln müssen; die Versunkenheit des Grafen in seinen Schmerz übersteigt nicht minder alles begreifliche Maß, und fast alle andern Personen zeigen gleichfalls, wie schon angedeutet, irgend eine Eigenheit bis ins äußerste Extrem ausgebildet, sodaß sie zum Theil geradezu schrullenhaft erscheinen. Wenn ich oben von lächerlichen Stellen sprach, so dachte ich z. B. an die Art, wie Martina ihre musikalische Begabung im Dienste des kranken Vaters benutzt:

> Und so reichte ihm denn Martina die Takte auch wie einen Heiltrank behutsam, tropfenweise, indem sie den Ausdruck seines Gesichts nicht aus dem Auge verlor. Immer vorsichtiger, immer zurückhaltender gebarte sie (! !) mit dem Heilmittel, je stiller der Kranke wurde, bis er endlich sanft entschlummerte. Der Graf konnte hierbei beobachten, daß das, was er unten in seinem Zimmer für maßlos stilwidriges Umspringen mit dem Tempo gehalten hatte, genau wie in einer Partitur in der Miene des Kranken vorgezeichnet stand. Der Kranke saß behaglich in seinem Lehnstuhl und bewegte nach dem Walzertakte den Kopf mit der mechanischen Regelmäßigkeit eines Metronoms. Immer kürzer ausgreifend gestaltete sich die Drehung des Halses, immer ruhiger ward die Miene — zuletzt stand der Kopf still. Leise wie ein Echo verhauchten noch einige Töne in der Luft, das Klavier verstummte.

Ebenso unglaublich ist es, wenn wir einige Seiten später hören, wie sie den Vater durch künstliches Nachahmen seiner krankhaften Athemzüge überzeugt, daß diese

nur eine Folge der Herbstnebel seien, und auch das geht wol über Menschenkraft, daß sie später, um das freudige Aufblühen der kleinen Agnes nicht zu gefährden, im tiefsten Schmerz nicht etwa nur ein wehmüthiges Lächeln auf ihr Gesicht zwingt, sondern ein Lächeln wie das der Morgensonne an einem Maientag. Und solche Unnatürlichkeiten und Uebertreibungen stehen keineswegs vereinzelt; aber andererseits kann man sich dem Zauber mancher Stellen nicht entziehen — man lese nur die Schlußworte! — Edler hat unstreitig Talent, aber er weiß nicht Maß zu halten; er will zu viel erreichen und erreicht gerade dadurch weit weniger, als er könnte.

Einen neuen Beleg dafür bietet seine „Beatrix von Hohenzollern". Dieser Roman führt uns in eine ganz andere Zeit, nach dem Nürnberg, Steiermark und Wien des 14. Jahrhunderts, und doch wirkt er wie ein neuer Aufputz des eben besprochenen Buches; nur steigern sich die Schwächen, weil es hier obendrein gilt, uns in fernliegende Jahrhunderte mit ihren besondern Verhältnissen zu versetzen, eine Aufgabe, deren Lösung Edler's Kraft übersteigt. Beatrix ist wie Martina eine Frau von bewunderungswürdigem Seelenadel, von unendlicher Güte; Albrecht III. von Oesterreich ist wie Graf Wartenkron — durch getäuschte Liebeshoffnungen — in tiefste Melancholie versunken; doch endlich gewinnt die holdselige Gattin allen Hindernissen zum Trotz sein ganzes Herz. Wieder gruppiren sich um die Hauptpersonen eine Reihe von Gestalten mit den ausgeprägtesten und zum Theil unnatürlichsten Eigenthümlichkeiten. Das Unglaublichste leistet nach dieser Richtung der zugleich reckenhafte und lächerliche Jörg von Thumsdorf, der auf Grund der Schilderungen ihres Vaters, der dem stolzen Geschlecht der Visconti angehört, in rasender Liebe für die nie gesehene Offmey entbrennt, in ihr dann ein unscheinbares, todkrankes Mädchen findet und — sich aus Mitleid dazu hergibt, sich zum Scheine mit ihr trauen zu lassen. Sie thut ihm glücklicherweise den Gefallen gleich darauf zu sterben, sodaß er nun in der Ehe mit Anna von Payerhof sein Glück finden kann. Nicht als Beleg für den Ton des Ganzen, aber um zu zeigen, bis zu welcher Geschmacklosigkeit sich der Verfasser gelegentlich verirrt, mag hier noch eine kurze Schilderung der Mutter Offmey's stehen:

> Gleich einem Gebirge von Fett lagerte sie vor dem innern Heiligthum der Gemächer, und wie von einer heerdenreichen Alpenweide läutete es rings von ihr auf, sobald sie nur die mindeste Bewegung machte. Sie trug Silberschellen an Kleid und Ueberwurf, auf der gekräuselten Haube und den Knöpfen der Haarnadeln, an den Spitzenschuhen, am Gürtel, Armband und Fächer, ein Gehänge von winzigen Goldschellen um den Hals.

Karl Erdm. Edler's Romane begann ich ohne besondere Erwartungen zu lesen; denn er war mir bis dahin noch fremd. An Karl Bleibtreu's „Freiheitskampf in Siebenbürgen" (Nr. 3) ging ich mit höhern Ansprüchen heran. Ich wagte nicht auf einen harmonischen, aber doch auf einen bedeutenden Gesammteindruck zu hoffen, sah mich aber recht empfindlich getäuscht. Zwar will ich nicht leugnen, daß die ganz vorwiegend düstere Handlung — es handelt sich um einen Versuch der geknechteten Rumänen Siebenbürgens zur Zeit Joseph's II., durch einen Aufstand sich Gleichberechtigung mit den Ungarn und den siebenbürger Sachsen zu erringen — in einigen Abschnitten unser lebhaftes Interesse erregt. So macht z. B. die Scene in der einsamen Gebirgshütte, in welcher der von dem Führer der Aufständischen durch Verführung der Geliebten tödlich beleidigte Marian seinen Verrath ausführt, einen unheimlich ergreifenden Eindruck. Auch fallen auf Art und Wesen der drei Völkerschaften, die hier aufeinanderstoßen, bisweilen scharfe Lichter; am deutlichsten treten uns naturgemäß die Rumänen vor Augen. Aber Stellen, wo man sich völlig gefesselt fühlt, sind doch nur selten. Immer und immer wieder findet man dagegen solche, die schon stilistisch schwere Bedenken erregen. So wird „derselbe" sehr oft in einer Weise angewandt, die auch wer milder als Wustmann urtheilt, sehr unschön finden muß. Aber auch sonst zeigt sich oft eine merkwürdige Unklarheit und Steifheit der Sprache. So heißt es gelegentlich:

> Außer den Poeten und Erzählern, welche der Kunst und der harmonischen Sprache pflegen, sind es besonders die jungen Mädchen, welche den Lieder- und Romanzenschatz des Volkes bewahren, und deren Liebenswürdigkeit bedingt ist durch ein scharfes Gedächtniß und Fertigkeit im Gesange.

Nicht minder häufig wird man gestört durch die ungeschickteste Form der Anknüpfung. Weiter stößt man wiederholt auf rhetorische Monologe, die der Verfasser von „Realistischen Novellen" sich am wenigsten einzuflechten gestatten dürfte; Schilderungen, die großartig wirken sollen, schlagen gelegentlich ins Lächerliche um; fast possenhafte Züge sind an durchaus ungehörigen Stellen angebracht; wo die Handlung vorwärts drängt, werden Nebensächlichkeiten breit ausgemalt. Und soll auch nicht verkannt werden, daß sich bisweilen eine bedeutsame Kraft der Charakteristik zeigt, daß Persönlichkeiten wie Nestor, Horra und Marian lebendig vor unsern Augen stehen, so findet sich doch selbst nach dieser Richtung Bedenkliches, wie das Herabsinken Igenia's, der „Blume von Thugay", in die Alltäglichkeit. Das Gesammturtheil kann nur dahin lauten, daß des Unerfreulichen und Verfehlten mehr ist als des Gelungenen.

Von vornherein anspruchsloser, als Bleibtreu's Roman führt sich Karl Schultes' „seltsame Geschichte": „Das Signum Karl's des Großen" (Nr. 4), ein. Sie macht den Eindruck, als ob sie einen Wahrheitskern habe, der aber mit allerhand Abenteuerlichem, das stellenweise stark unwahrscheinlich anmuthet, überkleidet ist. Wie die kurze Erzählung stofflich zwei Elemente enthält, so hinterläßt sie auch künstlerisch einen zwiespältigen Eindruck. Einige Partien sind mit unleugbarem Geschick erzählt, kleine culturhistorische Züge in lebendiger und erfreulicher Weise angebracht; aber zu einer recht dauerhaften Freude an dem, was man liest, kommt man doch nicht. Der

Grund liegt einestheils darin, daß der Held jenen unendlichen Edelmuth, jene ebenso unendliche Schlauheit und jenen nicht minder fabelhaften Reichthum besitzt, wie sie sich vereinigt nur in mittelmäßigen oder schlechten Romanen finden, und anderntheils in der unerträglichen gesuchten Naivetät der Rand- und Zwischenbemerkungen des Verfassers.

Ist die eben besprochene Erzählung jedenfalls leichte Waare, so darf der Roman von E. Wuttke-Biller: „Pflicht" (Nr. 5), obgleich sie ihn bescheiden genug eine Familiengeschichte nennt, höhere Werthung beanspruchen. Zwar möchte ich die Lobsprüche, die nach den beigegebenen Besprechungen den frühern Romanen der Verfasserin ertheilt worden sind, nicht in vollem Umfange auf den vorliegenden anwenden; aber ein unbedeutendes Buch haben wir auch diesmal nicht vor uns. Vor allem ist es im besten Sinne deutsch; deutsche Vaterlandsliebe, deutsches Pflichtgefühl athmen uns daraus entgegen, und dabei verräth er doch ein weitherziges Verständniß für Menschen der verschiedensten Art. Fast alle die Personen, die uns vorgeführt werden, müssen schwere Schicksalsschläge ertragen, theilweise um persönlicher Schuld willen, theilweise auch infolge der schweren Zeiten — denn in das Befreiungsjahr 1813 werden wir erst am Schluß geführt — die schwächern unter ihnen gehen moralisch zu Grunde, wie die unglückliche Julie, oder sie enden durch Selbstmord, wie ihr nicht talentloser, aber charakterschwacher Bruder Ferdinand. Beide sind theilweise durch eine gutgemeinte, aber verkehrte Erziehungsmethode auf diese Bahnen geleitet worden; die Aeltern aber, die die Schuld an dieser Erziehung trifft, erwerben sich durch die Art, wie sie ihr schweres Schicksal ertragen, unsere tiefste Sympathie; namentlich das Bild der Mutter, die uns erst so kalt und starr erschien, ist nach dieser Seite hin mit großer Kraft und Lebenswahrheit ausgeführt. Den Hauptnachdruck aber legt die Verfasserin auf die Schicksale und die seelische Entwickelung einmal des jungen Landwirths Fritz von Burgau und dann — in noch höherm Grade — seiner Halbschwester Lotte von Clarenbach. Man versteht völlig, wie jener dazu kommt, Lotte, gerade weil er sie heimlich schon liebt, aus seiner Nähe scheiden zu lassen, wie sie sich entschließen kann, die Gattin des frischen, wenn auch keineswegs bedeutenden sächsischen Lieutenants Clemens von Ramyn zu werden; man verfolgt mit Interesse Lotte's Entwickelung erst zur feinen Weltdame, und dann, als sie das Unbefriedigende eines bloßen, wenn auch immerhin geistig belebten Weltlebens empfindet, zu einer wahrhaft edeln und im Sinne der neugewonnenen Erkenntniß thätigen Frau. Die Zeit, wo ihr Gatte auf Seite Napoleon's den russischen Feldzug mitmacht, führt sie zu ihrem Halbbruder nach Selkowitz zurück. Sie sieht in diesem zunächst nur den Verwandten; er aber kann seine Leidenschaft für Lotte je länger, desto weniger verbergen, und sie flüchtet schließlich vor seiner Neigung nach Dresden. Dort merkt sie bald, wie sehr er ihr überall fehlt und daß auch sie ihn liebt. Aber sie gibt diesem Gefühl keine Herrschaft über sich, wirkt vielmehr eifrig für die Befreiung ihres in Gefangenschaft gerathenen Gatten, und als ihr dieser wiedergegeben ist, da erringt sie — wenn auch erst nach schweren Kämpfen — nicht nur von neuem seine Liebe, sondern auch sein festes Vertrauen. Fritz fällt in den Kämpfen bei Leipzig; die Nachricht davon trifft sie schwer. Aber sie versinkt nicht in unthätige Schwermuth, sondern vermag ihrem Manne und ihren Kindern bis zum Tode eine treue und lebensmuthige Gattin und Mutter zu sein. Natürlich liegt nicht in den äußern Geschehnissen der Hauptwerth dieses Romans, sondern in den feinen psychologischen Zügen, in dem wahrhaft edeln und gereiften Geist, der daraus zu uns spricht. Nicht überall ist völlige Abgeklärtheit erreicht; eine Anzahl Episoden sollten fehlen oder sind mindestens an unrechter Stelle angebrachte Lesefrüchte; die Verfasserin wollte damit wol das Zeitbild vervollständigen; aber auch dieses Ziel darf nur mit künstlerisch berechtigten Mitteln verfolgt werden. In den Briefen — wo man so etwas allerdings noch am ersten erträgt — finden sich außerdem etwas reichlich lehrhafte Stellen. Bedauerlich ist es auch, daß der im allgemeinen fließende und ansprechende Stil namentlich durch zwei fortwährend wiederkehrende Fehler, die Anwendung von „dieser" statt des einfachen Artikels und durch falsche Stellungen von der Art wie „ich muß Schlegel recht geben, daß, wenn der Corporalstock bei Jena, Austerlitz und Wagram gesiegt hätte, wären wir auf Jahrhunderte einem Pfaffen- und Junkerregiment verfallen", aber auch durch eine Reihe vereinzelter falscher Wendungen entstellt wird. Aber diese Ausstellungen, denen man vielleicht noch einige andere beifügen könnte, hindern mich nicht, die Erzählung als eine sehr tüchtige Leistung anzuerkennen.

Im Stoff nahe damit verwandt ist Hans Werder's dreibändiger Roman „Schwertklingen" (Nr. 6), der im Jahre 1810, mit dem Tode der Königin Luise, schließt und die Hoffnung auf Befreiung von den fremden Unterdrückern nur in der Ferne zeigt. Seine Verfasserin besitzt eine größere äußere Gewandtheit und versteht es besser, durch fortreißend und begeisternd geschriebene Partien die Leser zu gewinnen. Beim Durchschnitt des Publikums wird ihr Roman unzweifelhaft mehr Anklang finden als E. Wuttke-Biller's Buch, trotz dessen höherm Werth. Auch ist anzuerkennen, daß ihre beiden Hauptpersonen: der Husarenoffizier Hasso von Rochlitz, der als treuer Adjutant des Prinzen Louis Ferdinand bei Saalfeld, als einer der kühnsten Vertheidiger Kolbergs, als todesmuthiger Theilnehmer am Zuge Schill's und durch eine ganze Reihe von auf eigene Hand ausgeführten Heldenthaten unser Interesse erregt, und Renate von Waldegg mit ihrer überquellenden vaterländischen Begeisterung, in reizvoller Weise geschildert sind. Ferner erscheinen die großen historischen Ereignisse mit Geschick in die Haupthandlung verwoben; das Bild des Prinzen

Louis Ferdinand steht in leuchtenden Farben vor unsern Augen, und auch eine Reihe von Personen geringerer Bedeutung werden mit großer Lebendigkeit geschildert. Aber neben diesen Vorzügen stehen auch deutliche künstlerische Schwächen — mögen sie auch immerhin für viele Leser wenig ins Gewicht fallen. Zunächst ist der Roman entschieden zu sehr ausgesponnen; er hätte bequem auf die Hälfte zusammengedrängt werden können, wenn die historischen Partien, die inhaltlich doch allzu Bekanntes bieten, mit der wünschenswerthen Kürze behandelt worden wären; namentlich wirken die vielen wörtlichen Anführungen längerer Aussprüche der geschichtlich bekanntern Persönlichkeiten ganz unkünstlerisch. Ferner scheint mir der Conflict zwischen Hasso und Renate, selbst für solche Charaktere, allzu sehr auf die Spitze getrieben zu sein. Natürlich wäre es gewesen, wenn sie schon vor Hasso's Auszug mit Schill zu einer Verständigung gelangten; aber freilich hätte dann dieser vielleicht weniger Heldenthaten vollbracht, und vor allem die gewiß fesselnde Scene, wo er Renate aus den Händen eines französischen Colonels befreit, wäre in dieser Weise nicht möglich gewesen. Auch versteht man nicht recht, daß eine so selbständige Natur wie dieser Hasso sich auf die bloße Autorität Schill's hin — wenn dieser auch sein Commandeur ist — zur Theilnahme an dessen Züge entschließt, trotzdem er ihn entschieden misbilligt. Endlich führt in der Schilderung der Franzosen doch bisweilen allzu deutlich der Haß der Verfasserin die Feder. Dies und gar manches andere läßt sich mit Grund gegen den Roman sagen; aber trotzdem wird er, wie schon angedeutet, wahrscheinlich besser seinen Weg machen als der unmittelbar vorher besprochene.

Edmund Lange.

Neues von Rosegger.

Das ewige Licht. Erzählung aus den Schriften eines Waldpfarrers. Von Peter Rosegger. Leipzig, L. Staackmann. 1896. 8. 4 M.

Unter den Schöpfungen des steirischen Poeten, mit denen er seine so zahlreichen Freunde und Leser in gewissen Zeiträumen erfreut, nimmt sein jüngstes Werk „Das ewige Licht" eine ganz besondere Stellung ein. Vor allem ist es wieder eine größer angelegte Erzählung, welche der Dichter nun einigen Sammlungen kürzerer Novellen und Skizzen folgen ließ, dann aber gewährt uns diese Geschichte eines stillen Waldpfarrerlebens tiefe Einblicke in die Seele des Verfassers und weist uns seine ethischen und religiösen Anschauungen in schöner Klarheit und Deutlichkeit.

Schon der Anfang der Erzählung, welche eigentlich aus den Aufzeichnungen eines Pfarrers in Tagebuchform besteht, führt uns eine bemerkenswerthe Scene vor, nämlich die Audienz des Stadtpfarrkaplans Wieser beim Bischof. Der denkende Priester hat ein „harmloses Geschichtenbüchlein" geschrieben und herausgegeben, das dem Kirchenfürsten ob der freisinnigen Anlage misfällt; die Unterredung des Bischofs mit dem Kaplan zeigt uns den Gegensatz der Anschauungen beider, der Bischof entgegnet auf die demüthige Bemerkung des Priesters, daß er hoffe, „aus redlichem Herzen ein Diener des ewigen Lichtes zu sein", mit Strenge: „Das ewige Licht ist der Glaube", zeigt sich aber schließlich gütig und wohlwollend seinem Untergebenen gegenüber. Dennoch erfolgt die Versetzung des Kaplans aus der Stadt nach der Gebirgspfarre Sanct-Maria im Torwald. Und die Erlebnisse daselbst bis zum Tode des Waldpfarrers bilden den Inhalt der mit der bekannten Meisterschaft der Darstellung Rosegger's abgefaßten Tagebuchblätter. Die Pfarre liegt fünfzehnhundert Meter hoch in den Bergen, ein kleines, stilles Alpendörflein mit siebenhundert Seelen, und Pfarrer Wieser begibt sich nach einer letzten Audienz bei dem Bischof in die ferne Gebirgsgegend. Schwer genug ist die Uebersiedelung, und bei ihrer Beschreibung hat der Verfasser Gelegenheit, ausgezeichnete Schilderungen des Berg- und Waldgebietes sowie des Pfarrhofes und der Kirche in Sanct-Maria nach der Ankunft dem Leser vorzuführen. Verschiedene Gestalten treten uns nun in dem weltabgeschiedenen Gebiete entgegen, die alte Haushälterin und Köchin Regina, der eigenartige Küster Karl im Pfarrhofe, dann aber auch derbe knorrige Bauern- und Aelplerfiguren, echte Söhne des Hochgebirges, und wir lernen ihr schlichtes Fühlen und Denken aus des Pfarrers Aufzeichnungen genau kennen, ja der Verfasser versteht es sie uns in plastischer Naturwahrheit vorzuführen. So ist es ein stilles Leben, das der Priester mitten unter den Bergen und in seiner Gemeinde führt, freilich wird die Stille durch manche Naturereignisse unterbrochen, wie sie hier oben nicht selten sind, und bei drohenden Gefahren steht der Pfarrer rathend und helfend den seiner Obhut Anvertrauten zur Seite. Manche Episode aus dem Leben des derben Volkes jener Berge ist den Aufzeichnungen einverleibt, so namentlich die erschütternde Erzählung „Das Siegel Gottes" nach einem vorgefundenen Schriftstücke des frühern, verstorbenen Pfarrers in Sanct-Maria welche von der Gefangennahme und Hinrichtung eines vermeintlichen Mörders berichtet, den der Geistliche, obwol er den wahren Thäter wußte, wegen des Beichtgeheimnisses nicht retten durfte und im letzten Moment, als das Beichtsiegel gelöst erschien, nicht mehr retten konnte, weil es zu spät war. In geschickter Weise ist auch die bekannte Expedition der Höhlenforscher, welche ja seinerzeit ganz Europas Blicke auf die Verunglückten der Lurlochgrotten lenkte, als Episode der Erzählung einverleibt.

Nicht immer aber bleibt das stille Bergdörfchen in seiner idyllischen Ruhe. Es wird als Sommerfrische „entdeckt", fremde Gäste miethen sich die schöne Jahreszeit über ein, schon führt eine neue gute Straße durch die „Bärenschluchten und die Schwarzklamm". Neue Persönlichkeiten treten in dem immer mehr emporstrebenden Curorte auf, die Familie eines reichen Fabrikanten aus Pest nimmt immer längern Aufenthalt, es wird ein prunkvolles Sommerhaus erbaut, bald erhebt sich eine Villenstadt, die Eisenbahn wird emporgeführt, Fabriken strecken ihre rauchenden Schlote empor. Pfarrer Wieser berichtet in schlichter Weise von allem, und die veränderten Verhältnisse regen ihn zu den verschiedensten Betrachtungen an, er erzählt auch von dem wechselvollen Schicksale jenes reichen Fabrikherrn. Eine eigenthümliche Künstlergestalt führt er uns in dem verschollenen Lehrer und Componisten Kornstock vor, dessen Compositionen das Publikum des Curortes begeistert vernimmt und dem man sogar ein Denkmal setzt. Nachträglich erscheint der todtgeglaubte Kornstock wieder; die Erzählung von der Laufbahn dieser eigenartigen Persönlichkeit ist in echt Rosegger'schen Geiste abgefaßt. Noch von gar viel Merkwürdigem, das im Thale zu Sanct-Maria vorgeht, weiß Pfarrer Wieser zu melden, er schildert uns das Wirken und den Eindruck von Missionspriestern, welche in der Pfarre erscheinen, die Schicksale verschiedener einzelner Personen, mit denen er in Berührung kommt; auch die sociale Bewegung macht sich bald unter den vielen Arbeitern, welche nun hier wirken, bemerkbar. Ein dem Pfarrer aus früherer Zeit wohlbekannter junger Mann, Luzian Stelzenbacher, tritt plötzlich als socialdemokratischer Agent auf. Gerade diesem Jüngling — der ursprünglich Theologie studiren sollte — hatte Wieser seinerzeit warme Zuneigung geschenkt. Freilich entfloh Stelzenbacher dem theologischen Studium, und wir finden ihn nun unter den Socialisten. Aber Luzian ist doch ehrlich geblieben, da er in der Arbeiterversammlung gegen das Kapital spricht, jubeln ihm alle zu; als er aber den Genossen zuruft: „Was euch zum Sieger machen wird über eure jetzigen Herren, das ist die Bildung und die Arbeit und die Sparsamkeit!" entsteht ein unbeschreiblicher Sturm gegen den Redner, der sich allerdings rettet, aber die entfesselte Schar brennt das Herrenhaus nieder und tobt nun in verschiedenartiger Gewaltthätigkeit.

Von da an werden die Aufzeichnungen des Pfarrers wirrer und krauser, die neue Zeit und ihre Anschauungen, ihre einschneidenden Vorkommnisse in Sanct-Maria am Torwald erträgt das stille, schlichte Gemüth dieses edeln Seelsorgers nicht, besonders die letzten Ereignisse umnachten seinen Geist immer mehr. Das seltsame Gebaren des Greises fällt nun auch allen auf. Ein Anhang zum Tagebuch, das mit den Vorstellungen und Gedanken eines fast Irrsinnigen schließt, berichtet uns, daß man eines Tages den Pfarrer vermißte und ihn oben auf der Grießelalm sitzend fand; aber er rührte sich nicht, er war gestorben. Auf seinem steinernen Grabkreuze stehen die Worte: „Die Liebe ist das ewige Licht."

Man ersieht aus den obigen Angaben, daß Rosegger uns ein edles Priesterleben vorführt, und seine Charakteristik des Pfarrers Wieser gehört zu den besten Charakterisirungen, welche der Dichter je in seinen größern Werken geboten hat. Man könnte etwa „Das ewige Licht" mit des Verfassers in der Form ähnlichen „Schriften des Waldschulmeisters" vergleichen, welche Rosegger als eins der ersten umfassendern Erzählungen vor Jahren veröffentlicht hat, aber kräftiger gezeichnet erscheinen viele Gestalten in dem neuen Werke gegen die ältere Dichtung, die uns allerdings eine liebliche Idylle vorführt, in der Rosegger auf den schönen Spuren Adalbert Stifter's wandelt. Im „Ewigen Licht" sind neben den ausgezeichneten Schilderungen des Gebirgslebens und der Gebirgsleute, die wir immer an dem Verfasser bewundern, in prächtigen Gegensatz gebracht die Kämpfe des modernen Lebens zu dem stillen weltentsagenden Gebaren des milden, versöhnlichen Geistlichen, der selbst einst eine stürmische Natur, in der hehren Gebirgswelt den wahren Gottesfrieden gefunden, das Toben der streitbaren Gewalten der Neuzeit aber nicht ertragen konnte. Dieser Gegensatz tritt insbesondere in dem zweiten Theile des Buches hervor, manche brennende Frage unserer Zeit findet hier allerdings in eigenartigem Gewande ihre Besprechung. Und damit sei des Dichters fesselndes Buch allen Freunden echter Poesie empfohlen.

Anton Schlossar.

Feuilleton.

Um „den literarischen Panslawismus zu bekämpfen, welcher auf Eroberungen ausgeht und Südbaiern schon als Vindelicien für die Wenden in Anspruch nimmt, endlich diese wieder als Eroberer in Bajuvarien eindringen läßt", hat J. Sepp eine Broschüre geschrieben, die es sich zur Aufgabe setzt, die „Ansiedelung kriegsgefangener Slawen oder Sklaven in Altbaiern und ihre letzten Spuren" (München, Münchner Handelsdruckerei u. Verlagsanstalt M. Poeßl, 1897) festzustellen. Sepp kommt zu dem Ergebniß, daß die Slawen nicht als Eroberer über die Donau ins eigentliche Baierland kamen, sondern als Culturarbeiter in öde Gegenden geführt oder als Kriegsgefangene hereingeschleppt wurden und immer als Fremdlinge unter einer rein deutschen Bevölkerung auffielen. Sehr vergnüglich ist die Lektüre der Schrift nicht: der Leser ermüdet unter der Fülle von Orts- und Personennamen, die der Verfasser über ihn ausschüttet, gewöhnt sich auch sehr schwer an die stilistischen Eigenheiten des Nestors der bairischen Historiker, die dem Feinfühlenden als Salopperien erscheinen. Mehrfach finden sich starke grammatische Verstöße, von denen man annehmen würde, daß sie nur ungenauer Correctur zur Last fallen, wenn sie nicht gerade an Stellen vorkämen, die

durch Sperrdruck besonders hervorgehoben sind, z. B. Seite 6: „An der Niederlassung freier Slawen ist in unserm Altbaiern nur ausnahmsweise zu denken", oder Seite 23: „Kaiser Otto I. stattet Innichen mit reichen Besitzungen bis in das Vicentiner Mark aus" (vgl. „Ludwig der Deutsche lud ihn vor einer Synode", Seite 20). An Druckfehlern ist die kleine Schrift freilich nicht arm, dazu gehören natürlich auch die Jahrzahlen 1791 (für den Zug Karl's des Großen gegen die Avaren, Seite 13) und 860 (als Todesjahr des Cyrillus, Seite 15). Einen sehr starken Anachronismus enthält der Satz (S. 20): „Diese (die in slawischem Lande neugegründeten Bisthümer) entzogen sich dem bisherigen Missionsgebiete und der Germanisirung, von daher schreibt sich der Stillstand der deutschen Bevölkerung in der Ostmark und der Rückgang des Kaiserthums Oesterreich"; ein fast unverzeihlicher logischer Schnitzer findet sich in den Sätzen (S. 6): „Da sie (die freien Slawen in Altbaiern) keine eigenen Gemeinwesen bildeten, sind sie im Volke verschwunden, wie ihre Stammgenossen in der Morea, ohne mehr als linguistische Anklänge in Ortsnamen zu hinterlassen. Sie sind nach der Vernichtungsschlacht von Patras zerstoben, und die Hellenen haben nie eine Verbindung mit ihnen eingegangen, geschweige, daß die heutigen Griechen von ihnen abstammen sollten." Jeder logisch Denkende muß den Satz: „Sie sind u. s. w." auf die freien Slawen in Altbaiern beziehen und wird erst aus der Polemik gegen Fallmerayer's Hypothese inne, daß der ganze Satz eine Ausführung der Worte „Stammgenossen in der Morea" sein soll. Man werfe nicht ein, daß das Tadeln solcher Dinge eine wohlfeile Sache sei. Wer ein Buch geschrieben hat, soll es nicht ohne strenge Prüfung des Inhalts und der Form auf den literarischen Markt hinausgehen lassen. Je mehr die Zeitungsschreiber beflissen sind, das Feingefühl für sprachliche und logische Richtigkeit abzustumpfen, um so mehr müssen die geistigen Führer der Nation darüber wachen, daß Barbarei und Lodderei nicht auch in die Literatur eindringe.

— Der Fall Levy in Berlin hat wiederum die Blicke der Denkenden auf eine immer mehr anwachsende Plage der Menschheit gelenkt, auf die minderjährigen Verbrecher. Wem das Kapitel noch nicht geläufig sein sollte, dem sei auf das angelegentlichste das tüchtige Buch „Minderjährige Verbrecher. Von C. L. Ferriani. Deutsch von Alfred Ruhemann" (Berlin, S. Cronbach, 1896), empfohlen. Es gibt mehr, als es verspricht, und erhöht dadurch nur das Interesse. Wir sehen vor uns bis in die letzten Falten fast das Elend der untern Schichten ausgebreitet, das nichts anderes als Verbrecher erzeugen kann, weiter aber auch die vielfach ungenügende Gesetzgebung und die noch viel ungenügendere Behandlung der minorennen Verbrecher. Das Buch ist glänzend dramatisch geschrieben, kein trockenes Gelehrtenfutter, trotzdem die ungeheuere Menge von Literaturangaben, die des Guten vielleicht für den vorliegenden Zweck zu viel thut, auch für den Forscher von Werth ist. Der erste Theil beschäftigt sich mit der Kinderpsychologie. Verfasser sieht im normalen Kinde schon überall die Anlage zum Verbrecher, was aber entschieden zu weit gegangen ist. Ein gelehrter historischer Exeurs über die Festsetzung der Minderjährigkeit führt zum zweiten Theile, zu den Factoren des Verbrechens. Classisch wird das Milieu geschildert und die einzelnen schlechten Eigenschaften der Kinder, die, weiter gepflegt, gleichfalls zum Verbrechen führen müssen. Ueberall sind Beispiele mit eingeflochten, und neben großer fremder Statistik verfügt Verfasser über zweitausend eigene Beobachtungen. Im dritten Theile werden besonders die Hauptformen des frühen Verbrechers: Diebstahl und blutige Vergehen, im vierten das Verhalten der Angeklagten bei und nach der Untersuchung besprochen und das jetzige System der Strafverbüßungsart gerügt. Im fünften Theile endlich folgt ein höchst anziehendes Kapitel über Erziehung und Schule, ebenso über Bestrafungen; Verfasser schließt mit einer Reihe von Vorschlägen. Zuerst gilt es dem Elend abzuhelfen, Ehen von Verbrechern u. s. w. zu verbieten, das junge Kind zu schützen, dem ehrlichen Arbeiter Arbeit geben, nicht aber als Wohlthätigkeit, sondern als Recht, die obern Klassen von Unmoral zu reinigen, sich der verlassenen Kinder staatlich anzunehmen, die verbrecherischen Kinder oder solche aus Verbrecherfamilien nicht mit denen anderer Familien zusammen zu lassen u. s. w.

— Seiner umfassendern „Deutschen Geschichte" hat Otto Kämmel jetzt den ersten Theil einer knappern Darstellung der Geschichte des deutschen Volkes folgen lassen, oder wie er selbst mit einem der leidigen Modewörter unserer Zeit sagt: des Werdeganges des deutschen Volkes (Leipzig, F. W. Grunow, 1896). Durch den Zusatz „Historische Richtlinien für gebildete Leser" hat er den Zweck des Werkes näher bezeichnet. Es wendet sich an die große Masse der Gebildeten, nicht an die Gelehrten, und ist deshalb frei von jeglichem gelehrten Beiwerke, das die Klasse der homines literati nicht gern entbehrt, weil ihnen nicht der Genuß an der vollendeten Darstellung, sondern die kritische Prüfung des Gelesenen die Hauptsache ist. Der gebildete Laie wird sich dem sichern Führer gern anvertrauen, der auch in diesem Werke sich als Meister in schlichter und doch eindrucksvoller Sprache bewährt. Als besondern Vorzug des Buches möchten wir's bezeichnen, daß es sich nicht von der neuen ökonomisch-materialistischen Auffassung angekränkelt zeigt, die sich jetzt in der Geschichtswissenschaft breit macht und mit einer naiven Einseitigkeit die materiellen Interessen als die einzig wirksamen in der geschichtlichen Entwickelung eines Volkes anerkennen will, mit souveräner Verachtung auf die Personen der Fürsten und Staatsmänner herabblickt und das machtvolle Eingreifen der Individualitäten, das doch historisch genügend beglaubigt ist und Tag für Tag noch sich beobachten läßt, zu eliminiren sucht, indem sie es leugnet. Dieser Geschichtsauffassung, die, ohne es zu wollen, den destruetiven Bestrebungen der modernen Demagogie dient, stellt Kämmel im Vorwort die Ueberzeugung entgegen, „daß nicht die materiellen Verhältnisse allein oder auch nur immer in erster Linie die Geschicke der Völker und also auch das Werden der deutschen Nation bestimmt haben und noch bestimmen, sondern die geistigen Mächte, die großen Ideen und die großen Persönlichkeiten, die in ihrer Entwickelung wie in ihrem Kerne der menschlichen Erkenntnißfähigkeit unerfaßlich, die Ideen aufstellen oder ergreifen und zur Wirklichkeit zu führen suchen". Er sieht daher nach wie vor im Staate, in der organisirten Gesellschaft die höchste Leistung des irdischen Menschen, in der Darlegung staatlicher Wandlungen und sittlicher Thaten die erste und nächste Aufgabe aller Geschichtschreibung und bekennt sich zu dem schlichten Glauben an eine höhere Leitung der menschlichen Dinge, ohne sich zu vermessen, sie im einzelnen nachweisen zu wollen. Den geschichtlichen Stoff des ersten Bandes zerlegt Kämmel in vier Abschnitte mit den Ueberschriften: „Die Wanderzeit bis gegen 500 n. Chr.", „Die Stammeszeit unter der Herrschaft des Fränkischen Reiches (500—918)", „Die deutsch-römische Kaiserzeit (919—1273)", „Die landesfürstlich-städtische Zeit (1273—1517)". Der zweite Band, der das Werk abschließen wird und hoffentlich nicht lange auf sich warten läßt, soll drei weitere Abschnitte bringen: „Die landeskirchlich-ständische Zeit", „Die preußisch-österreichische" und „Die deutsche Kaiserzeit". Wir wünschen ihm viele und aufmerksame Leser.

— Das treffliche Buch von H. Allmers: „Römische Schlendertage", hat, trotzdem über fünfundzwanzig Jahre seit seinem ersten Erscheinen vergangen sind, noch immer seine alte Zugkraft nicht verloren. Soeben ist von ihm die neunte Auflage ausgegeben worden (Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung. Geb. 6 M.), welcher der Verfasser eine Auswahl von Bildern aus seiner Bildermappe, im ganzen neunzehn Erinnerungsblätter, beigefügt hat. Den vielen Freunden der „Schlendertage" wird dieser Hinweis auf das Erscheinen der neuen Auflage willkommen sein.

— Von den Briefwechseln und Gesprächen bedeutender Männer und Frauen, die in der „Cotta'schen Weltbibliothek" herausgegeben werden (jeder Band geb. 1 M.), sind in neuester Zeit erschienen: „Goethe's Gespräche mit J. P. Eckermann" (in drei Bändchen), deren Ausgabe Otto Roquette mit einer eingehenden Einleitung und ausführlichen Anmerkung besorgt hat; von dem „Briefwechsel Schiller's und Körner's", dessen erster Band von uns schon früher angezeigt worden ist, sind Band 2—4 (Schluß) erschienen. Diese Ausgabe, deren letzter Band auch den Briefwechsel zwischen Schiller und Huber enthält, ist von L. Geiger besorgt und mit Einleitung und Anmerkungen versehen worden.

— Die von uns bereits in Nr. 43 d. Bl. f. 1896 nach ihrer ersten Aufführung in Berlin besprochenen Dramen von H. Sudermann: „Morituri" sind nun auch in Buchform erschienen (Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, 2 M.).

— Von den aus dem Nachlasse Emanuel Geibel's herausgegebenen „Gedichten" ist soeben die zweite Auflage (Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, 4 M.) erschienen.

— Nachdem Wustmann's vortreffliches Buch „Allerhand Sprachdummheiten" innerhalb fünf Jahren in funfzigtausend Exemplaren verbreitet worden, hat der Verfasser eine neue, verbesserte und vermehrte Auflage herausgegeben. Ein neuer Abschnitt: „Zum Wortschatz und zur Wortbedeutung", ist hinzugekommen und das Ganze ist einer durchgreifenden Umarbeitung unterzogen worden (Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, 2 M. 50 Pf.)

— Das zweite Vierteljahrsheft der „Deutschen Zeitschrift für Geschichtswissenschaft" (Neue Folge, herausgegeben im Verein mit Buchholz, Lamprecht, Marcks von Gerhard Seeliger, Freiburg i. Br. und Leipzig, Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr) enthält nur einen größern Aufsatz von Lamprecht: Was ist Culturgeschichte? Der leipziger Historiker steht gegenwärtig in einem harten Kampfe gegen die Vertreter der ältern Richtung, und man kann nicht genug die Spannkraft seines Geistes bewundern, die ihm gestattet, neben den Arbeiten für seine Collegien und für die Weiterführung seiner „Deutschen Geschichte" die Angriffe gegen die Grundlage seines Werkes abzuwehren und mit scharfer Kritik die Gegner zu neuem Angriffe herauszufordern. Bei dem Umfange des Aufsatzes und bei der Beschränktheit des dem Referenten d. Bl. zur Verfügung stehenden Raumes ist es ganz unmöglich, die Ergebnisse der Untersuchung auch nur zu einem übersichtlichen Schema zusammenzufassen; eine solche Zusammenfassung ist aber auch nicht im letzten Grunde Zweck der Berichterstattung. Sie soll vielmehr der „Deutschen Zeitschrift für Geschichtswissenschaft" durch den Hinweis auf ihre Bedeutung neue Abonnenten zuführen, damit das für die Wissenschaft so werthvolle Unternehmen die nöthige finanzielle Unterstützung finde. Den Rest des Heftes füllen vier „kleine Mittheilungen" und die Fortsetzung der von Dr. Maßlow bearbeiteten „Bibliographie zur deutschen Geschichte". — In den drei Monatsblättern des zweiten Vierteljahres finden sich außer 22 mehr oder weniger umfassenden Kritiken historischer Werke und den „Nachrichten und Notizen" aus dem weiten Gebiete der Geschichtswissenschaft drei Abhandlungen, die an literarische Erscheinungen anknüpfen, aber den Werth selbständiger Arbeiten haben, indem sie sich nicht mit einer Zusammenfassung der Ergebnisse fremder Forschungen begnügen, sondern die in ihren Vorlagen behandelten Probleme selbständig erörtern und dadurch die Wissenschaft direct fördern. Möchte die treue Arbeit der leipziger Herausgeber an der Theilnahme der wissenschaftlich geschulten Historiker reichen Lohn finden.

— Von Klee's „Grundzügen der deutschen Literaturgeschichte", deren erste Auflage in d. Bl. angezeigt worden ist (s. Nr. 49 f. 1895) (Dresden, G. Bondi), ist bereits nach kaum Jahresfrist eine zweite Auflage nöthig geworden, ein Beweis, daß das Büchlein dem reichlich vorhandenen Bedürfniß sehr gut entsprochen hat. Die neue Auflage hat die Anlage des Ganzen sowie den Text im wesentlichen unverändert gelassen und sich auf Besserungen im einzelnen beschränkt, durch die aber doch der Umfang des Buches um 6 Seiten gewachsen ist. Der größte Theil davon entfällt auf die neueste Literatur; hier hat Wagner eine noch etwas ausführlichere Erwähnung gefunden; auch der Lyrik der jüngern Naturalisten ist ein Absatz gewidmet worden, in dem Lilieneron, Gustav Falke, Karl Busse genannt werden. Auch ist manches anders gruppirt worden: dem §. 33 sind außer Alphart und Laurin auch die andern Epen der Dietrichs-Sage zugewiesen worden, die erst mit Ortnit, Hug- und Wolfdietrich zusammen in §. 34 behandelt waren. Die Nachahmer Scheffel's sind aus §. 89 in die Uebersicht über die Literatur nach 1870 aufgenommen worden, in der man Heinrich Seidel vielleicht ungern gestrichen sieht. Bei Hebel, Groth oder Renter hätte vielleicht eine kurze Bemerkung über die Entwickelung der mundartlichen Dichtung im allgemeinen gemacht werden können. Doch das Buch bietet so viel, daß man nur dem Wunsche Ausdruck geben kann, es möge auch weiterhin reichliche Verbreitung und aufmerksame Leser finden.

— Im Verlage der Literaturwerke „Minerva" in Berlin, Leipzig, Neuyork erscheinen „Illustrirte Classiker-Ausgaben, von denen 18 Lieferungen (zu 15 Pf.) vorliegen, die Kleist's „Käthchen von Heilbronn" und „Zerbrochenen Krug", Schiller's „Tell", Goethe's „Götz" und „Hermann und Dorothea" enthalten, während eine andere Reihe, mit dem Nebentitel „Illustrirte Volksausgaben" von Meisterwerken aus den Literaturschätzen aller Nationen in Doppelheften (zu 30 Pf.) Schiller's Werke bringt; die bisher erschienenen elf Hefte enthalten die Jugenddramen bis zum „Don Carlos" (wunderlicherweise in zeitlich umgekehrter Reihenfolge) und das Fragment „Der Menschenfeind". Die Hefte sind in Lexikonoctav auf starkem Papier gut gedruckt; die Illustrationen nach Lichtdrucken, meist etwas theatralisch componirt, aber zum Theil nicht schlecht ausgeführt, und für solche, die deren zu bedürfen meinen, ein ganz gutes Ersatzmittel eigener innerer Nachschöpfung. Ein dem Umschlag aufgedrucktes Verzeichniß stellt noch eine Reihe anderer Veröffentlichungen (Shakespeare, Tegnér, Uhland, Chamisso) in Aussicht. Die Werke sind auch einzeln gebunden zu haben.

Bibliographie.

Bräuer, E., Charles Gounod. Aufzeichnungen eines Künstlers. Breslau, L. Frankenstein. Gr. 8. 5 M.

Gaedertz, K. T., Aus Fritz Reuter's jungen und alten Tagen. Zweite Folge. Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchhandlung. Gr. 8. Geb. 4 M.

Harden, M., Literatur und Theater. Berlin, Freund u. Jeckel. 8. 3 M.

Hartmann, K. A. M., Reiseeindrücke und Beobachtungen eines deutschen Neuphilologen in der Schweiz und in Frankreich. Leipzig, Dr. P. Stolte's Verlagsbuchhandlung. Gr. 8. 3 M.

Jena in Wort und Bild. Eine Sammlung von Ansichten, Liedern und Aussprüchen ernsten und heitern Inhalts. Jena, Frommann'sche Hofbuchhandlung (Armin Bräunlich). Quer-8. Geb. 2 M. 50 Pf.

Lindenberg, P., Aus dem dunkeln Paris. Leipzig, Philipp Reclam jun. 16. 40 Pf.

Lothar, B., Ohne Kompaß. Dessau, Paul Baumann. Gr. 8. 3 M.

Rade, M., Zu Christus hin. Religiöse Geleitworte. Freiburg i. Br., Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 8. 2 M.

Schmidt, Ida, Neue Märchen für Jung und Alt. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. Geb. 3 M.

Schmidt, L., Juvenes dum sumus. Breslau, L. Frankenstein. Gr. 8. 3 M.

— — Sprechstunde. Einacter. Breslau, L. Frankenstein. Gr. 8. 80 Pf.

Urbanowska, Sophie, La Princesse. Paris, Armand Colin u. Comp. 8. 3 Frs. 50 Cent.

Vollmüller, K., Der Kampf um den romanischen Jahresbericht. Erlangen, Fr. Jung. Gr. 8. 2 M.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von **F. A. Brockhaus** in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Allgemeine
Geschichte der Philosophie
mit besonderer Berücksichtigung der Religionen.

Von

Dr. PAUL DEUSSEN

Professor an der Universität Kiel.

Erster Band, erste Abtheilung:

Allgemeine Einleitung und Philosophie des Veda bis auf die Upanishad's.

8. Geh. 7 M.

Hiermit beginnt die Veröffentlichung einer grossartig angelegten, umfassenden Geschichte der Philosophie in gänzlich neuer Darstellungsweise. Das Werk wird aus zwei Bänden in sechs Abtheilungen bestehen. Im ersten Band wird die ostasiatische Philosophie (Inder: Hymnenzeit, Brâhmanazeit, Sanskritzeit; nebst Anhang über China und Japan) behandelt, während der zweite Band die westasiatisch-europäische Philosophie (Griechen, biblisch-mittelalterliche Philosophie, nenere Philosophie bis znr Gegenwart) darstellen wird.

Schon diese erste Abtheilnng des ersten Bandes hat die allgemeine Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen Welt auf das bedeutende Werk gelenkt. Ausführliche Prospecte mit genauer Uebersicht über die Eintheilung des ganzen Werks gratis.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Kunst
im Zusammenhang der Culturentwickelung und die Ideale der Menschheit.

Von

Moriz Carriere.

Dritte Auflage.

Fünf Bände. 8. Geh. 56 M. Geb. 63 M. 50 Pf.

Inhalt:

1. Band: **Die Anfänge der Cultur und das orientalische Alterthum** in Religion, Dichtung und Kunst. Geh. 10 M. Geb. 11 M. 50 Pf.
2. Band: **Hellas und Rom** in Religion und Weisheit, Dichtung und Kunst. Geh. 10 M. Geb. 11 M. 50 Pf.
3. Band: **Das Mittelalter** in Dichtung, Kunst und Wissenschaft. (1. Das christliche Alterthum und der Islam. 2. Das europäische Mittelalter.) Geh. 14 M. Geb. 15 M. 50 Pf.
4. Band: **Renaissance und Reformation** in Bildung, Kunst und Literatur. Geh. 11 M. Geb. 12 M. 50 Pf.
5. Band: **Das Weltalter des Geistes im Aufgange.** Literatur und Kunst im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert. Geh. 11 M. Geb. 12 M. 50 Pf.

Jeder Band ist auch einzeln käuflich.

Carriere's Geschichte der Künste in ihrer Wechselwirkung und ihrem Zusammenhange mit der Lebensentwickelung der Menschheit ist als eins der werthvollsten Werke unserer Literatur anerkannt. Dem Künstler, Philosophen, Sprach- und Geschichtsforscher wie jedem Gebildeten bietet es eine Fülle anregender Gedanken und umfassender Gesichtspunkte: denn es zeigt, wie die Stimmungen und Ideen der Völker und Zeitalter in Bauten und Bildwerken, in Musik und Poesie Form und Gestalt gewinnen, und betrachtet die Kunstschöpfungen als Denkmale der Geschichte des menschlichen Geistes. Alle fünf Bände liegen bereits in dritter vermehrter Auflage vor; dem fünften Bande ist ein Generalregister zum ganzen Werke beigefügt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Neues Taschen-Wörterbuch
der italienischen und deutschen Sprache

für den Schul- und Handgebrauch

von

H. Michaelis.

Zweite Auflage.

Erster Teil: Italienisch-Deutsch. Geh. 3 M.
Zweiter Teil: Deutsch-Italienisch. Geh. 3 M.
Complet in einen Band gebunden 7 M.

H. Michaelis' neues Italienisch-Deutsches und Deutsch-Italienisches Taschen-Wörterbuch enthält die Sprache des modernen Lebens in möglichster Vollständigkeit und zwar sowol die Phrasen des höhern literarischen Stils wie die Ausdrücke der gewöhnlichen Umgangssprache. Das größere italienisch-deutsche Wörterbuch von H. Michaelis hat bereits die zehnte Auflage erlebt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gedichte
von
Gottfried August Bürger.

Neue vollständige Ausgabe.

Mit Einleitungen und Anmerkungen herausgegeben von **Julius Tittmann.**

Zweite Auflage.

8. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M. 50 Pf.

(Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts.)

Eine durch literarische Einleitung und zweckmäßige Anmerkungen ausgezeichnete vollständige Ausgabe der Gedichte Bürger's.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig (Querstr. 16).

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer.
Preis vierteljährlich 7 M. 50 Pf.,
jährlich 30 M.

Nr. 4.

Leipzig,
21. Januar 1897.

Inhalt: Deutsch-Amerikanische Dichtung. II. Von Karl Busse. — Philosophische Schriften. Von Ernst Melzer. — Neue Dramen. Von Friedrich Kummer und Ludwig Jacobowski. — Geschichtliche Romane und Erzählungen. Von Richard Weitbrecht. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Deutsch-Amerikanische Dichtung.

II.

Der Charakter der deutschen Einwanderung in die Vereinigten Staaten, wie sie sich zwischen 1820 und 1845 vollzog, ist ein wesentlich anderer als der der frühern. An die Stelle des religiösen Gepräges tritt das politische, das in der dritten Epoche der deutsch-amerikanischen Literatur zur ausschließlichen Herrschaft kommt. In dem Zimmermann'schen Werke ist die Unterscheidung sehr treffend gegeben. Und zwar: Die Einwanderer aus den zwanziger, dreißiger und vierziger Jahren, die das Deutschland der Restauration verließen, sind hauptsächlich Kleinbürger, Ackerbauer und Handwerker, d. h. friedliche, brave und unbedeutende Menschen, die drüben besser fortzukommen hofften als in dem alten Vaterlande, in dem sich in der Reaction alles stante. Es sind gewiß hier auch schon wirthschaftliche Gründe ins Spiel gekommen. Sie werden die deutsch-amerikanische Literatur nur wenig befruchten. Sie werden nur den Uebergang vermitteln zu einer andern Epoche. Sie werden aus der Heimat ihr Gesangbuch, ihren Kalender, ihre Volksbücher mitbringen und sich daran genügen lassen. Daß auch hier keine eigentlich deutsch-amerikanische Literatur entstehen kann, bedarf keiner Auseinandersetzung. Der Fortschritt gegen die frühere Periode besteht nur darin, daß die ausschließliche Herrschaft der religiösen Mystik und der Tractätleinliteratur wenn nicht ganz gebrochen (denn natürlich verschwand sie nicht plötzlich), so doch mehr zur Seite gedrängt wird. Neben Witschel's „Morgen- und Abendopfer" tritt jetzt die „Geschichte vom gehörnten Siegfried", neben das „Gebetbüchlein" die „Geschichte von den vier Haimonskindern" oder gar der „Rinaldo Rinaldini" und der „Schinderhannes". Es wurde 1836 zwar der Versuch gemacht, auch das „Museum deutscher Classiker" abzusetzen, das ausgewählte Werke von Goethe, Körner, Spindler, Zschokke, Hoffmann, Hauff u. a. enthielt (— und Schiller? —), aber es ist erklärlich und stimmt nur zu dem oben umschriebenen Charakter der deutschen Einwanderung, daß der Versuch nicht besonders glückte. Der Procentsatz der Gebildeten war noch zu gering. Natürlich wurde alles das einfach nachgedruckt, was die Zeitungen über dem großen Wasser noch heute mit einer rührenden Rücksichtslosigkeit thun. Deutsch-Amerikaner müßten die Blätter ja wol bezahlen, aber wir im Mutterlande sind ja dank unserer herrlichen Gesetzgebung recht- und schutzlos. Man verzeihe diesen Stoßseufzer einem Autor, dessen Arbeiten in den United States flott nachgedruckt werden, ohne daß er je eine Anzeige, einen Beleg, ein Honorar gesehen hätte, wo das erste und zweite doch so billig und das dritte nach Fontane Poesie ist.

Diese zweite Epoche weist nun auch nicht viel Originalarbeiten auf. Wenigstens erschienen sie nicht als Bücher, sondern, wenn überhaupt, so zerstreut in Zeitschriften und Zeitungen. Erst 1836 erschien die erste deutsch-amerikanische Anthologie, der „Deutsch-amerikanische Dichterwald", von Konrad Marxhausen in Detroit herausgegeben. Er bringt Lyrik von einundfunfzig Autoren; aber wenn selbst Zimmermann oder die Bearbeiter des Werkes „Deutsch in Amerika" , dem ich hier folge, davon sagen, daß viele der Autoren den Namen Dichter nicht verdienten, so muß allerdings ganz blutig darin gesündigt sein.

Von einzelnen Dichtern dieser Epoche vor 1840 ist am bekanntesten Franz Lieber, der berühmte Rechtsgelehrte, der zu seiner Erholung Verse machte. Sie erschienen im „Deutschen Pionier" nach seinem Tode. Und hier zum ersten mal sehen wir eine gewisse Entwickelung, wenn auch nur eine nach der stofflichen Seite. Er hat schon 1832, also vor Lenau, der das seine 1834 schrieb, ein Gedicht: „Der Niagara", gemacht.

Ein Gedicht, das reichlich um drei Viertel zu lang gerathen ist, das keinen plastischen Eindruck macht, weil die sich jagenden verschiedenen Vergleiche kein einheitliches Bild aufkommen lassen, das an Schiller'schem Wortüberfluß leidet, das aber doch eine nicht geringe poetische Kraft an vielen Stellen offenbart. Reiner, fast möchte ich sagen „gefühlter", ist sein „Charfreitaglied", während sein „Sturm"-Hymnus mehr den Einfluß der Classiker zeigt, als ihren Schöpfungen (dies ist die Meinung Zimmermann's) ebenbürtig ist. Im ganzen zu viel Wortverschwendung. Aber wie bei Lieber, so sehen wir auch bei den andern Poeten oder Poetlein dieser Zeit schon das Bemühen, der neuen Stoffe Herr zu werden. Deshalb liegt hier eigentlich der erste Ansatz zu einer deutsch-amerikanischen Dichtung. Friedrich Münch schreibt sein Auswanderungslied 1834: „Vorwärts, vorwärts laßt uns schauen, Am Missouri Hütten bauen"; Ludwig Stork reimt eine „Begrüßung Amerikas" um dieselbe Zeit. Robert Clemen allerdings viel später den nicht übeln Dialog der beiden „Burschen", die sich im Gelobten Lande der Freiheit treffen; L. A. Wollenweber singt nach berühmten Mustern „Ich bin e Pennsylvänier"; Karl de Haas vor allem versucht zur dichterischen Beherrschung der ihn umgebenden neuen Welt zu kommen und schafft „Bilder aus dem Urwaldleben", darunter den „Bau des Blockhauses", versucht sich in einer Indianersage u. s. w., und Karl Weitershausen singt gar die deutsch-amerikanische Nationalhymne: „Heil Dir im Sternenglanz, Vater des Vaterlands, Heil Washington!" Bielfeld schließt sich mit einem Schwesterlied für Deutsch-Amerikaner und einem Old Settlers-Lied an.

Bemerkenswerth ist zuerst, daß fast alle diese Dichter Pastoren oder Journalisten waren. Und zweitens: wie die Liebe zu Deutschland auch in ihnen übermächtig ist, gerade in ihnen, die es in der Heimat nicht aushalten zu können glaubten oder vertrieben wurden. Zieht man das Facit, so muß man wol aussprechen, daß ein großer Dichter dieser Epoche (und, um es gleich vorwegzunehmen: den Deutsch-Amerikanern überhaupt) gefehlt hat. Die Bewältigung der neuen Stoffwelt ist noch nicht gelungen. Wo ist nur einer, der ein Gedicht geschrieben, das sich mit Lenau's „Indianerzug" und „Urwald" messen kann? Und dabei streifte Lenau all das nur im flüchtigen Vorübergehen. Aber hübsche Talente blühen hier schon. Ich kann nicht umhin, aus dem „Schlummerlied einer Mutter" einige Verse zu citiren:

. . . Schläfrig nicken alle Wipfel
Und die Blätter schwanken nicht,
Feiernd lehnt des Berges Gipfel
Wie ein schlafend Angesicht.

— — — — — — — — — — —

Auch dein Vater schläft schon lange,
Weck' ihn nicht, er ist es werth,
Daß ein schöner Traum die Wange
Wonneselig ihm verklärt.

In des Schlummers kühler Tiefe
Liegt schon alles, lieb und lind.
Selbst die Mutterſorge schliefe,
Schliefest du schon, liebes Kind!

Das ist ein reiner und schöner Ton, der dem katholischen Priester Hammer gelungen ist.

Wir kommen zu den Achtundvierzigern. Es war schon angedeutet, daß die politischen Emigranten von 1820 bis 1845 wesentlich anders aussahen als die Emigranten von 1848 und der nächsten Jahre. Die ersten meistens Handwerker und Kleinbürger, wenig Gebildete, wenig Talente. Denn die Talente hatten noch in der Heimat zu thun, um den Bann der Reaction zu brechen. Und die wenigen Talente, die doch schon den Ocean zwischen sich und Deutschland legten, sie waren stille Leute, keine Kämpfer. Ganz anders 1848. Die hunderttausend, die damals über den Atlantic fuhren, hatten zornige Herzen und blanke oder gar blutige Schwerter. Sie waren zugleich Väter und Söhne der Revolution, sie hatten große, wenn auch vielleicht verschwommene Ideale. Und diese Kämpfernaturen konnten sich nicht damit begnügen, die „Vier Haimonskinder" oder Zschokke nachzudrucken, oder gar die Gedichte des braven Pfarrers Kunze zu lesen — sie schufen selbst eine Literatur, eben eine, in der das Schwert klirrte und der Zorn sprach, eine, die durchaus rhetorisch war, mit großen Worten, mit Allgemeinheiten operirte, aber die auch eine große Ehrlichkeit durchglühte. Was Herwegh für uns, ist Kaspar Butz für die Deutsch-Amerikaner. Nur war er nicht so verbissen. Im übrigen steht Butz Herwegh nicht viel nach. Ich muß hier allerdings hinzufügen, daß ich von Herwegh nicht gerade sehr viel halte.

Kaspar Butz ist ein Dichter. Er ist es ohne alle Frage. Und zwar ist er ein Kampfdichter. Einer mit tönendem Hammer. Er kann nicht tanzen, nur grollen und schlagen. Aber wie sagt doch der Philosoph, der selbst nicht tanzen konnte? „Ich würde nur an einen Gott glauben", sagt er, „der zu tanzen verstünde." Und da hat er recht. Die ewigen Schönheitsgesetze werden nur gegeben und erfüllt von den tanzenden Dichtern. Und in diese erlauchte Reihe gehört Butz nicht. Er gehört nur zu den Halbgöttern, zu den Titanen, die sich gegen die heitern Olympier auflehnen, aber stets besiegt werden. Mit einem Worte: der Herwegh-Schlag. Auch er hat am Niagara ein Lied gesungen. Den Nebelschleier vergleicht er darin mit dem Pulverdampf, das Tosen des Katarakts mit dem Donner der Schlacht. Diese Bilder sind charakteristisch für ihn. Er hat weiter ein gar zu langes „Totenlied für John Brown" geschrieben, Lieder an Lincoln u. s. w. Ueberall Kampf, Schlacht, Sturmcohorten und flatternde Fahnen. Die „Große Heerschau" ist das beste davon. Aber ganz anders als Herwegh hat er auch in Treuen herübergegrüßt, als sich die deutschen Stämme zum Kriege 1870 rüsteten. Nach ihm ist zu erwähnen Edmund Dorsch. Er ist stiller, friedlicher.

Er zeichnet ein Idyll: zwei alte Leute, die zusammen glücklich sterben; er deutet die Liebe als ein süßes, schweres Heimweh nach dem Paradies. Und als Dritter sei hier angereiht Konrad Krey. Vielleicht ist er sogar der bedeutendste von allen. Er hat ein bis auf wenige verfehlte Zeilen wundervolles Gedicht an Deutschland gesungen: „Kein Baum gehörte mir von deinen Wäldern, Mein war kein Halm auf deinen Roggenfeldern", mit der rührenden Strophe:

Land meiner Väter! länger nicht das meine,
So heilig ist kein Boden wie der deine.
Nie wird dein Bild aus meiner Seele schwinden,
Und knüpfte dich an mich kein lebend Band,
Es würden mich die Toten an dich binden,
Die deine Erde deckt, mein Vaterland.

Und Konrad Krey hat nicht nur diesen Ton. Er ist, soweit ich sehen kann, das reichste Talent. Mit trockenem Humor schildert er seine „Brautfahrt"; mit großer Kunst vermag er das Abstracte zu verleiblichen in dem tiefgehenden, innerlich erlebten und gefühlten Gedicht „Entsagung und Trost". Darin kommt er über Butz hinaus.

Es ist nicht möglich, hier alle die Namen zu nennen, die noch mit Proben ihrer Verskunst an uns vorüberziehen. Es ist schön von unsern Brüdern in Amerika, daß sie ihre Dichter nicht nur, sondern auch ihre Versschmiede ehren — ein verhältnißmäßig so junges Land muß das; es soll und muß sich der Lichter freuen, wenn die Sterne noch fehlen. Das gibt sich später schon ganz von selbst, wenn erst die Tradition da ist, wenn die Zahl der wirklich bedeutenden Poeten schon etwas größer ist. Aber auf zwei echte Poeten möchte ich doch hier aufmerksam machen. Sie haben kein Bild in der großen Anthologie, sie haben nur wenig Gedichte darin. Und immer nur eins davon ist wahrhaft schön. Vielleicht haben die Herausgeber die Ankömmlinge verkannt, vieles von ihnen übersehen; vielleicht haben die Leute auch nicht mehr geschrieben. Der eine heißt Edmund Märklin. Sein Prachtgedicht „Der teutsche Kavallerist", von dem man in honorem poetae die letzte Strophe wegstreichen sollte, hätte wol verdient, an ganz bevorzugter Stelle zu stehen. Und ebenso das Gedicht „Der Abend" von Hans Hermann Behr.

Ich brauche nicht mehr zu wiederholen, wie auch in der Brust dieser Achtundvierziger die Liebe zum deutschen Vaterland brennt. Konrad Krey wollte sogar behaupten, die Fortgewanderten liebten es mehr. Das ist ein psychologischer Trugschluß. Aber man darf sich des stolzen Nationalbewußtseins, dieses Heimwehs, dieser Liebe für das Mutterland freuen, und — wenn man gerade will — für sich selbst eine Lehre daraus ziehen.

Wäre noch ein weiterer Punkt zu erledigen. Nämlich die Frage: was hat die deutsch-amerikanische Literatur durch die Achtundvierziger gewonnen, und fängt sie an Boden zu fassen? Es ist klar, wie sehr das deutsche Element in den Vereinigten Staaten 1848 gestärkt wurde, trotzdem die frühern Einwanderer die Revolutionäre mit schelen Augen ansahen und sie als Taugenichtse betrachteten, die den stürmischen Jugendübermuth, für den man im paragraphenvergitterten Vaterlande kein Verständniß hatte, hier in der Neuen Welt ausquirlen und austoben wollten. Diese Freiheitskämpfer, Trotzköpfe und Idealisten durch und durch, wollten kämpfen. Sie waren nicht gekommen, um zu ruhen. Hätten sie Frieden halten wollen, hätten sie ja in Deutschland bleiben können. Sie bemächtigten sich also vor allem der Presse, gründeten neue Zeitungen in Hülle und Fülle und förderten dadurch außerordentlich auch die Bestrebungen, die darauf gerichtet waren, den deutschen Charakter auch der Kinder und Enkel jener frühern Einwanderer zu erhalten. Aber der eigentlichen deutsch-amerikanischen Literatur brachten diese Männer insofern nichts, als sie eben erst von Deutschland herüberkamen, und als sie ebenso wie jene ersten für Gott, für die Begriffe Freiheit, Wahrheit u. s. w. fochten. Wol war ein Fortschritt da, denn ihre Ideale waren schon irdische, aber es waren ja nicht einmal die Ideale der Deutsch-Amerikaner, für die sie fochten, sondern die Ideale der Deutschen im Mutterlande. Dichterische Persönlichkeiten waren wol viele der Achtundvierziger, in Amerika dichteten sie auch, aber deutsch-amerikanische Dichter sind sie nur erst in rein geographischer Hinsicht. Sie saugen ihre Kraft noch immer aus der Erde der alten Heimat, nicht aus der Erde der neuen. Aber ich meine fast, obwol es mir schwer wird zu schreiben, daß die Deutsch-Amerikaner erst dann eine deutsch-amerikanische Dichtung im eigentlichen Sinne haben werden, wenn sie keine Sehnsucht mehr haben werden nach Deutschland. Mancherlei speciell amerikanische Naturscenen werden auch von den Achtundvierzigern wol wieder aufgefangen, vor allem lockt der Niagara stets von neuem — aber Konrad Krey hat mit einem tiefsinnigen Bilde, das er in einem Gedicht von der deutsch-amerikanischen Dichtung braucht, noch ganz recht. Er sagt:

Das deutsche Lied in diesem fremden Land
Ist gleich der Palme, die im dürren Sand
Der Wüste wächst.

Und er führt aus: nicht dem Platze, wo sie steht, verdankt sie es, daß sie leben bleibt, sondern was sie in Säften hält, ist der Thau des Himmels, den sie auffängt, der den Stamm herabsteigt und die Wurzel feuchtet.

Das ist geistvoll und richtig. Aber es wird eine Zeit kommen, wo das Land nicht mehr „fremd" ist, und wo die Palme dann aus dem Boden selbst die Kraft wird saugen können. Man hat schon deutsche Reben nach Californien verpflanzt: der Wein ist feuriger geworden. Vielleicht wird auch einst eine deutsch-amerikanische Dichtung erblühen, die den Zusammenhang mit unserer nicht verleugnet und doch eine andere ist, nicht wie bisher dieselbe. Wir werden noch zu untersuchen haben, ob sich die gegenwärtige deutsch-amerikanische Literatur diesem Ziele schon nähert.

Karl Busse.

Philosophische Schriften.

Kategorienlehre. (Ausgewählte Werke, X. Band.) Von Eduard von Hartmann. Leipzig, Hermann Haacke. 1896. Gr. 8. 12 M.

Als Eduard von Hartmann's erstes Hauptwerk: „Die Philosophie des Unbewußten", erschien, da war es der geistvolle Schriftsteller Rudolf von Gottschall, welcher dieses Aufsehen erregende Werk in d. Bl. würdigte. Referent wünschte sich die gewandte Feder dieses Mannes, um den Lesern eine genügende Vorstellung von dem neuesten Werk des fast beispiellos fruchtbaren Schriftstellers und Philosophen zu geben, in dem wir ihn auf der Höhe seines Schaffens angelangt sehen.

Das Vorwort, welches bei diesem Buche kein Leser überschlagen sollte, legt klar und scharf Absicht und Bedeutung des Werkes dar.

„Vorliegendes Werk", so beginnt es Seite V, „behandelt die Kategorien erstens in der subjectiv idealen, zweitens in der objectiv realen und drittens in der metaphysischen Sphäre und bietet demgemäß erstens eine Erkenntnißtheorie am Leitfaden der Kategorien, zweitens eine kategoriale Grundlegung der Naturphilosophie und drittens eine Metaphysik. Es schließt die Lücke, die in der Darstellung meines philosophischen Systems zwischen dem «Grundproblem der Erkenntnißtheorie» einerseits und der Naturphilosophie und metaphysischen Principienlehre der Philosophie des Unbewußten andererseits bisjetzt bestanden hat."

Die Auffassung Hartmann's von jeder der genannten drei Sphären bestimmt die eigenthümliche Gestaltung seiner Kategorienlehre. Die subjectiv ideale und objectiv reale Sphäre sind bei ihm die Erscheinungswelt im Reiche des bewußten Geistes und der Natur. Die metaphysische Sphäre ist diesen beiden gegenüber transscendent, das „hinter der doppelseitigen Erscheinung liegende Wesen, und deckt sich mit dem unbewußten Geiste, der die einheitliche Wurzel des bewußten Geistes und der Natur, des Bewußtseins und des Daseins, der Innerlichkeit und Aeußerlichkeit ist". (S. V fg.) In jeder der drei Sphären müssen nach Hartmann die Kategorien gesondert untersucht werden; denn nicht alle haben in allen drei Sphären Geltung, und soweit sie solche haben, nicht in gleichem Sinn.

Die Kategorienlehre ist bisher nur als integrirender Bestandtheil entweder der Erkenntnißtheorie oder der Metaphysik behandelt worden; bei der metaphysikfeindlichen oder doch metaphysikscheuen Haltung der Philosophie des letzten Menschenalters ist die erkenntnißtheoretische Behandlung der Kategorienlehre einseitig in den Vordergrund gerückt worden. Um so nöthiger erscheint es Hartmann, „die Kategorien endlich einmal zum Gegenstand einer nicht blos gelegentlichen, sondern ausdrücklichen Untersuchung zu machen. Dem wird jeder zustimmen, der sich vergegenwärtigt, eine wie entscheidende Rolle die Auffassung der Kategorien stets für die philosophische Weltanschauung gespielt hat, und wie sehr die Geschichte der theoretischen Philosophie durch die Geschichte der Kategorienlehre bestimmt ist". (S. VII.)

Eine solche entscheidende Rolle für die philosophische Weltanschauung spielt die Kategorienlehre auch bei Hartmann, und obwol die Grundlagen derselben schon in der „Philosophie des Unbewußten" enthalten sind, ist doch sehr richtig, was der Verfasser am Schluß des Vorwortes Seite XV hervorhebt:

> Nachdem ich seit 1877 nur gelegentlich zu metaphysischen Darlegungen gekommen, habe ich in diesem Werke zum ersten mal eine systematische Behandlung metaphysischer Probleme versucht. Beim Vergleich derselben mit meinen Jugendschriften wird man finden, daß hier viele bisher von mir noch nicht behandelten Probleme in Angriff genommen sind, daß ich aber auch in solchen Fragen, die ich schon früher besprochen habe, zwar in keinem Punkte genöthigt gewesen bin, eine früher aufgestellte Behauptung zurückzunehmen, wol aber manche Punkte neu hinzugefügt, andere ergänzt, die meisten genauer durchgearbeitet habe. Ich bitte deshalb, früher Gesagtes nach den hier gebotenen Ausführungen interpretiren und beurtheilen zu wollen, nicht umgekehrt. Wenn die Stellung eines Philosophen in der Geschichte der Philosophie wesentlich nach seinem metaphysischen Standpunkte bestimmt werden, dieser aber in erster Reihe aus seiner systematischen Bearbeitung der Metaphysik ermittelt werden muß, so werden künftige Geschichtschreiber der Philosophie genöthigt sein, sich bei der Einregistrirung meiner Philosophie in erster Reihe an dieses Werk in Verbindung mit dem Grundproblem der Erkenntnißtheorie zu halten.

Die Definition des Begriffs Kategorie und die Bestimmung der Aufgabe der Kategorienlehre, die in die Einleitung des Buches kommen müßten, hat der Verfasser ebenfalls in dem Vorwort erörtert. Er unterscheidet Kategorialfunction und Kategorialbegriffe. Seite VII fg. führt er aus:

> Ich verstehe unter einer Kategorie eine unbewußte Intelleetualfunction von bestimmter Art und Weise, oder eine unbewußte logische Determination, die eine bestimmte Beziehung setzt. Diese unbewußten Kategorialfunctionen treten in die subjeetiv ideale Sphäre ein durch ihre Resultate, nämlich durch gewisse formale Bestandtheile des Bewußtseinsinhalts; die bewußte Reflexion kann dann a posteriori aus dem ihr fertig gegebenen Bewußtseinsinhalt die Beziehungsformen, die bei seiner Formirung sich bethätigt haben, wieder herausschälen und gewinnt damit Kategorialbegriffe. Die letztern sind die Bewußtseinsrepräsentanten der inductiv erschlossenen unbewußten Kategorialfunctionen; gibt es keine unbewußten Kategorialfunctionen, so ist auch die Annahme von Kategorialbegriffen ein Irrthum. Diese Begriffe sind erst Ergebnisse der Abstraction. Die unbewußten Kategorialfunctionen sind das Prius alles Bewußtseinsinhalts, die Bethätigungsweisen der unpersönlichen Vernunft in den Individuen, also ihrem Ursprung nach supraindividuell. Ein Ansichsein im Sinne von präexistirenden Formen, die im absoluten Geiste bereit lägen, ist den Kategorialfunctionen nicht zuzuschreiben; sie sind nur logische Determinationen ad hoc. Die Kategorien sind logische Selbst-

differenzirungen der logischen Determination; diese selbst ist die Function des Logischen oder der absoluten Vernunft.

An aphoristische Bemerkungen über die bisherigen Kategoriallehren knüpft nun Hartmann an, was er seinerseits für die Aufgabe der Kategoriallehre erachtet. Hegel gegenüber, der die Kategorien rein aus dem Logischen ableiten will, behauptet er, das sei unmöglich, weil das Logische ohne ein Unlogisches, auf das es sich anwendet, leer ist und leer bleibt, d. h. zu nichts führt. Nach Hartmann ist seit Hegel ein namhafter systematischer Fortschritt in der Kategoriallehre nicht mehr erzielt worden: weil niemand das durch das Scheitern des Hegel'schen Paulogismus gestellte Problem klar erkannt hatte. Dieses besteht aber darin, die Kategorialfunctionen zwar als logische Determinationen des Logischen und im Logischen, aber zugleich als Beziehungen des Logischen zum Unlogischen zu begreifen, und zwar nicht zu einem vom Logischen in irgend einer Weise gesetzten Unlogischen, sondern zu einem ihm coordinirten und mit ihm gleich ursprünglichen Princip. Diejenigen Philosophen, welche wie Schopenhauer und Bahnsen von einem unlogischen Princip ausgingen, konnten sich dieses Problem gar nicht stellen, weil ihnen das Logische blos ein auf unerklärliche Weise zu Stande kommender Schein im Unlogischen ist, und sie deshalb bei consequenter Durchführung ihres Standpunktes in den Hume'schen Agnosticismus münden mußten. Nur eine Philosophie, die das Logische und Unlogische als gleichberechtigte und doch durch die gemeinsame Substanz verbundene Principien aufstellte, war im Stande, sich diese Aufgabe zu formuliren. (S. XIII.)

Und auch zu lösen! fügen wir im Sinne Hartmann's hinzu. Natürlich meint Hartmann diese Aufgabe gelöst zu haben. In der That liegt diese Lösung in seiner Kategorienlehre vor, wenn wir den Grundgedanken zugeben, von dem sie beherrscht ist, die gleiche Berechtigung des Logischen und Unlogischen, die in der gemeinsamen, nach dem Verfasser einzigen, Substanz verbunden sind, der göttlichen, als deren Attribute sie sich darstellen, während in der Welt nur modi oder Erscheinungsweisen dieser Attribute gegeben sind.

Dies kann nun Referent nicht zugestehen, weil damit, mit dieser Verbindung von Logischem und Unlogischem, ein Widerspruch oder Gegensatz in die göttliche Substanz hineingetragen würde. Wir wollen nunmehr das Gefüge des Hartmann'schen Kategoriensystems skizziren und hierauf die Grundlagen bezeichnen, von welchen aus unsers Erachtens die Aufgabe der Kategorienlehre eine tiefere und richtigere Lösung erfahren würde, als unser Verfasser sie vorlegt.

Wie schon oben mitgetheilt, behandelt Hartmann die Kategorien in drei Sphären, der subjectiv idealen, der objectiv realen und der metaphysischen Sphäre in dem am Eingang dieses Referats entwickelten Sinn. Diese dreifache Behandlung kehrt in allen Theilen des Buches wieder. Es zerfällt in zwei Haupttheile: A. Die Kategorien der Sinnlichkeit, B. Die Kategorien des Denkens. In den Unterabtheilungen des ersten werden behandelt: I. Die Kategorien des Empfindens (Qualität und Quantität), II. Die Kategorien des Anschauens. Die Unterabtheilungen des zweiten Haupttheils behandeln: I. Die Urkategorie der Relation, II. Die Kategorien des reflectirenden Denkens (des vergleichenden, des trennenden und verbindenden, des messenden, des schließenden, des modalen Denkens), III. Die Kategorien des speculativen Denkens (Causalität, Finalität, Substantialität). Die Urkategorie der Relation ist bei dieser Anordnung aus methodologischen Gründen nicht an die Spitze der gesammten Kategorienlehre gestellt worden, sondern an die Spitze der Kategorien des Denkens. (Vgl. S. 192.)

Wir erörtern nunmehr in aller Kürze diejenigen Grundlagen, von welchen aus unsers Erachtens die Aufgaben der Kategorienlehre eine befriedigendere Lösung als bei Hartmann finden würden.

Zunächst beziehen wir uns dabei auf eine Stelle des Vorworts, welche gerade dasjenige System der Kategorien angeht, dessen Grundgedanken wir uns im ganzen und großen zu eigen gemacht haben. Seite XIII a. a. O. heißt es: „Günther nahm den Versuch Plotin's wieder auf, die modificirte Bedeutung der Kategorien in der metaphysischen Sphäre im Vergleich zu der in der phänomenalen festzustellen." Dieser knappe Satz läßt Missverständnisse zu. In einem gewissen Sinne mag es gelten, daß Günther einen Versuch Plotin's wieder aufgenommen hat, obwol er nicht an den letztern anknüpfte; aber unrichtig ist es, wenn hier behauptet wird, Günther habe die modificirte Bedeutung der Kategorien in der metaphysischen Sphäre im Vergleich zu der in der phänomenalen feststellen wollen. Der Ausdruck phänomenal hat hier von Hartmann's Standpunkt aus Geltung. Bei ihm sind Geist und Natur wie der Mensch als Vereinswesen beider lediglich etwas Phänomenales, es sind Erscheinungsweisen der einen göttlichen Substanz. Günther dagegen hat dieser göttlichen, absoluten Substanz gegenüber in der Welt relative Substanzen, von denen die Kategorien modificirt auf Gott übertragen werden. Er wollte also die modificirte Bedeutung der Kategorien bezüglich der göttlichen Substanz gegenüber der in den relativen Substanzen feststellen. Diese Feststellung können wir hier nur andeutend in ihrem Gange wiedergeben.

Der feste und unerschütterliche Punkt, auf dem alles philosophische Denken beruht, ist der Ichgedanke. In dem Sichselbstdenken kommt ein Beziehen von Erscheinungen, die den Charakter eines receptiven und spontanen Verhaltens haben, auf ein Sein vor. Dieses Beziehen ist ursprünglich nicht in uns vorhanden; nicht vom ersten Momente seiner Existenz an ist unser Ich selbstbewußt, sondern wird es erst, indem es auf äußere Anregungen rückwirkt, die es aufnimmt. Aufnahme- und Rückwirkungsvermögen, Receptivität und Reactivität sind die Grundkräfte des Geistes, deren keine aus der andern abgeleitet werden kann, die neben- und miteinander in dem Ich wirksam sind. Denn dieses weiß sich in seinem wechselnden Verhalten als ungebrochenes, bleibendes Eins, was nur dadurch möglich ist, daß es den Gegensatz der Kräfte,

in welchen es durch den Selbstbewußtwerdungsproceß eingetreten ist, in einem Dritten ausgleicht, welches nicht selbst wiederum als Erscheinung weiter bezogen wird, sondern für seine Erscheinungswelt die bleibende Substanz ist. Dieses Dritte nennen wir das Ich oder den Geist des Menschen. Der selbstbewußte Geist legt sich seine Erscheinungen als von ihm ausgehend unter und nennt sich darum Subject und Substanz, die ihre Erscheinungen sich zum Object, zum Gegenstand der Betrachtung macht. Es weiß sich das Subject ferner als Ursache. Denn die innern Erscheinungen, welche das unmittelbare Subject des Ich ausmachen, werden von demselben als etwas Wirkliches angesetzt, weil sie als von und an der Substanz bewirkt gedacht werden. Dadurch gewinnen wir die Idee der Causalität. Weiter stellt sich die Idee des Zweckes im Geiste ein. Sein ursprünglich unbestimmtes Sein hat die Bestimmung, allseitig bestimmtes Sein zu werden. Die nächste Bestimmtheit desselben und die Voraussetzung für alle weitere Bestimmtheit ist der Ichgedanke als Substanz- und Causalitätsgedanke und mit ihm das vernünftige Denken. Dieses ist der Zweck des Geistes, wenn auch nicht sein letzter Zweck. Wird das Verhältniß zwischen Sein und Erscheinen als Bestimmung und deren Erreichung aufgefaßt, so ergibt sich die Idee des Zweckes. Diese Idee und eine Reihe anderer, die sich der denkenden Vernunft aus der Analyse der Thatsachen des Selbstbewußtseins ergeben, nennen wir Kategorien; sie sind für uns allgemein gültige Erkenntnißformen. Speciell die Kategorien der Substanz, der Causalität und des Zweckes gehören der einen Wurzelkategorie der Relation (der Beziehung) an. Der Geist ist nämlich von dem Augenblicke seines Selbstbewußtseins an durch die Beschaffenheit des letztern genöthigt, sich innerhalb seines Daseins aufzufassen in der Relation oder Beziehung von Sein und Erscheinen, welches selber unter einem dreifachen Gesichtspunkt aufzufassen ist: von Substanz und Accidenz, Ursache und Wirkung, Zweck und Mittel. Alle weitern Momente sind nur nähere Bestimmungen dieser drei Kategorien und somit jener einen Urkategorie der Relation.

Wir verfolgen hier nicht weiter die Reihe der Kategorien, die sich dem denkenden Geiste in der Reflexion auf sich selbst ergeben. Sie sind aber von größter Wichtigkeit für sein Erkennen dadurch, daß er sie nicht blos auf sich, sondern auf alles Sein anwendet, auch auf das absolute Sein. Unser eigenes Sein ist als noch unentwickeltes und unbestimmtes die Voraussetzung für alle seine unterschiedlichen Bestimmungen. Indem wir die Beschaffenheit dieses unbestimmten Seins erwägen, können wir es nicht ohne eine doppelte Negation denken, die Negation der Bestimmtheit und der Absolutheit. Die Unbestimmtheit ist ja nur denkbar als Negation der Bestimmtheit, und ein reales Princip, welches nicht durch sich allein, sondern lediglich mit Hülfe äußerer Anregung Princip von Erscheinungen werden kann, ist offenbar nicht durch sich, setzt für seine Existenz ein absolutes Sein voraus. Hier ist der Weg der modificirten Anwendung der Kategorien auf Gott gegeben. Nur weil der Geist die Ideen der Substantialität, Causalität u. s. w. in sich selbst findet und auf sich anwendet, vermag er sie auf alles andere anzuwenden, wovon er sich nicht selbst als Substanz, Ursache u. s. w. findet. Die Art der Anwendung ergibt sich mit Rücksicht auf Gott aus der Idee desselben als des Unbedingten, die wir in unserm Lebensprocesse gewinnen auf dem angegebenen Wege der Negation.

In Vorstehendem erkennt Referent den Weg, welcher in der Kategorienlehre einzuschlagen ist und der zu andern Ergebnissen führt als der Weg Hartmann's. Doch wie sehr wir auch von dem letztern Wege entfernt sind, wir müssen dem Werke des Urhebers der Philosophie des Unbewußten eine Reihe nicht geringer Vorzüge zuerkennen. Vor allem hat er dadurch einen äußerst werthvollen Beitrag zum Ausbau seines eigenen Systems geliefert, welches als eine nicht zu ignorirende historische Erscheinung auf dem Gebiete der Philosophie dasteht. Er reiht sich in seiner Kategorienlehre den genialen Versuchen von Kant, Fichte, Schelling, Hegel, Günther und andern großen Denkern an; wo man deren Namen nennt, wird auch der seine genannt, und wol kein Philosoph hat, solange es Philosophie gibt, so viel zum Ausbau seines Systems veröffentlicht und gedenkt noch weiter rüstig zu schaffen, als Eduard von Hartmann, dessen Schriften bereits eine förmliche Bibliothek ausmachen. Im einzelnen findet sich in seiner Kategorienlehre viel, was Geltung hat auch unabhängig von seinem System; wir hoffen, daß sein großartiger Versuch vielfach befruchtend und anregend wirken wird; denn, um mit dem Dichter zu reden, „wenn die Könige bau'n, haben die Kärrner zu thun". Viel Treffendes findet sich namentlich in dem zweiten Haupttheil des Buches, der die Kategorien des Denkens behandelt. Ganz richtig ist unsers Erachtens der Gesichtspunkt, daß die Kategorien nicht angeboren sind; die Abschnitte über die Urkategorie der Relation und über die Kategorien des speculativen Denkens enthalten viel Beachtenswerthes. Besonders ist noch an dem neuesten Werke Hartmann's die Klarheit und Gewandtheit der Darstellung zu rühmen. Alle Erörterungen sind lichtvoll geschrieben, wenn sie auch keineswegs, was in der Natur des Stoffes liegt, eine leichte Lektüre bilden; die Darstellung ist häufig belebt durch Herbeiziehung treffender Beispiele. Alles in allem genommen ist Hartmann's „Kategorienlehre" entschieden eins seiner bedeutendsten Werke; sie wird unter den philosophischen Leistungen der Gegenwart einen ehrenvollen Platz behaupten.

Ernst Meltzer.

Neue Dramen.

1. Der Prophet. Schauspiel in drei Aufzügen. Von G. Macasy. Wien, Ad. W. Künast. 1894. 8. 1 M. 20 Pf.
2. Die Unbekannten. Schauspiel in drei Aufzügen. Von G. Macasy. Leipzig, Literarische Anstalt August Schulze. 1895. 8. 2 M.

„Die Zeit der Romantik, denke ich, ist nun auf der ganzen Welt vorbei", sagt eine Person in dem zuerst angeführten Stücke. „Ja, ja", erwidert eine andere, „dafür ist etwas an ihre Stelle getreten, das noch viel traurigeр ist." Sie hat recht, und die beiden Stücke von G. Macasy (Nr. 1 u. 2) beweisen es. Wir befinden uns in diesen beiden Dramen mitten in der Ibsen-Mode, die heute freilich auch schon wieder veraltet ist. Die Luft der „Gespenster", der „Wildente", von „Rosmersholm" und des „Baumeisters Solneß" weht uns entgegen. Da ist ein Landhaus in einsamer Lage mit einer geheimnißvollen Vergangenheit, mit einem Gartenzimmer statt des Blumenzimmers aus den „Gespenstern"; die erbliche Belastung fehlt natürlich nicht; da ist der morsche zerfallene Hauptmann, dessen Sohn nach vielen Jahren der Abwesenheit unerwartet zurückkommt; da ist die schwache, allen Einflüssen leicht zugängliche, männliche Hauptperson, ferner der herrschsüchtige Hausfreund, bald ein Pastor, bald ein Doctor mit Pastorenmanieren; die verpestete Luft des Heims fehlt nicht, auch die selten gelüfteten Zimmer kommen vor, mit den alten Kleidern und Andenken an die Seligen; man begegnet der Anschauung, daß jede schwere und häßliche Vergangenheit fortlebt in denen, die man liebt und die schuldlos darunter leiden müssen; auch der Unbekannte tritt auf mit den höhnischen, durchbohrenden Augen; selbst die Kirche findet man wieder, die wegen Baufälligkeit abgetragen wird, und die wohlbekannten Luftschlösser, nur ohne die feste Grundmauer darunter. Ich kann mir denken, daß eine derartige Nachahmung Ibsen's vielleicht für das norwegische Schriftthum von Bedeutung ist, wo die geschilderten Zustände und Sitten in mancher Hinsicht der Wirklichkeit entsprechen, aber für das deutsche Schriftthum ist diese Bedeutung gänzlich zu leugnen. Die Anschauungen, die Motive, die Lebensführung der Personen in den Stücken Macasy's sind uns so fremd wie jüdische oder türkische Stammessitten. Das ist um so schlimmer, als das angeschminkte Norwegerthum dieser Dramen vermuthlich der norwegischen Wirklichkeit genau so wenig entsprechen wird wie der deutschen. Es ist bekannt, daß Ibsen's Dramen das norwegische Leben nur theilweise richtig widerspiegeln; man darf in ihnen noch viel weniger als in Zola's Romanen zuverlässige menschliche Belegstücke erblicken. Ahmt nun ein Deutscher diese bereits zurechtgemachten Dramen Ibsen's nach, so ist er genau so verkünstelt, unselbständig und naturlos wie jeder mittelmäßige Hohenstaufen-, Römer- oder ein anderer Costümdramatiker, der die alten Muster nachahmt. Nun räume ich bereitwillig ein, daß mir unter zwei mittelmäßigen Nachahmungen die moderne besser gefällt als die romantische, wenn nur ein anderer Umstand nicht störend dazukäme. Wir befinden uns nämlich bei Macasy nicht blos in einem Ibsen-Stück, sondern auch in einem Schicksalsdrama: eine Schuld, so wird gelehrt, äußert sich durch das ganze Leben des Menschen und über sein Leben hinaus, die Schuld der eigentlichen Frevler bricht auch über ihre Nachkommen herein, und die vom Schicksal Gezeichneten fühlen genau, daß sie eine bestimmte Nacht nicht überleben werden. Die Schuld ist wesentlich Gedankenschuld, aber zur handgreiflichen Bühnenwirkung kommt dazu noch eine gräßliche Zuthat, wie alte Mordpistolen, Erhängungen u. s. w. Durch eine neue schlechte Art Romantik werden wir gefoltert und zwar, wie wir am Schlusse sehen, nutzlos gefoltert. Das Bestreben tritt unverkennbar hervor, auf den Leser einen Bann auszuüben, den er nicht los werden soll und der auch in der That diese erkünstelte Welt allein glaublich machen kann; entzieht man sich aber durch klares künstlerisches Denken diesem Banne, so wird einem rasch vieles lächerlich. Der Professor Hannson, der das Höchste früher zu leisten versprochen hat und ein freier Denker und kühner Forscher gewesen sein soll, ist ein geknickter Mann. Er befindet sich ganz unter dem Einflusse seines Schwagers Herb, eines Pastors natürlich, in dessen Gegenwart die eigene Schwester kaum sprechen durfte, es überlief sie eiskalt. Dazu kommt nun ein echt Ibsen'sches Räthsel, diesmal eine Unbekannte, Meta schlechtweg genannt, die noch niemals in diesem Hause erblickt worden ist und die den Geknickten aufrichten will, denn das ist ihr Lebensberuf. Natürlich ist sie dem Pastor sehr unangenehm; sie verbrennt frank und frei Bilder, Briefe und alte Kleider der Seligen und bringt Licht und Blumen in jahrelang nicht gelüftete Stuben. Ihren Namen nennt die Unbekannte nicht, sie stellt sich dem Pastor als Königin vor, die ohne Reichskanzler und Vasallen regiere, und kündigt ihm Krieg an. Da sie mit dem Professor Briefe gewechselt hat, kennt sie dessen Lebensschicksale. Zu der Fremden kommt noch ein anderer Fremder, der sofort als unheimlicher Geselle bezeichnet wird, aber bald verschwindet. Die Reihe der künstlichen Menschen ist damit noch nicht zu Ende. Ein junger Arzt hat eine schwerkranke Frau daheim, die einem unheilbaren Siechthum verfallen ist. Er geht mit seinem Leid hausiren und trifft auch jene ihm völlig unbekannte Meta, die ihm sofort beweist, daß die wahre Liebe gebiete, seine unheilbare Frau zu tödten, da die wahre Erlösung darin liege, das Böse nicht mehr zu kennen; Fesseln sind dazu da, daß sie gebrochen werden. Der Verfasser läßt den Arzt auch wirklich daran denken, seine Frau zu tödten, und als seine Mutter kommt, da sagt er ihr die ungewöhnlich

schlechte Phrase, er solle und wolle seine Vergangenheit tödten. Der Arzt führt die That auch aus. Die Haupthandlung wird dadurch abgeschlossen, daß die Unbekannte bekennt, sie habe im Zuchthause gesessen („Ich bin an demselben Orte gewesen, wovon der Fremde gestern sprach", sagt sie oder der Verfasser höchst zimpferlich), und da der Professor nun nicht mehr an sie glaubt, so ist alles aus, die Unbekannte geht mit jenem Unbekannten, der auch an „demselben Orte" gewesen ist, fort, und der jämmerliche Professor fällt dem würdigen Pastor wieder anheim. — Psychologisch unmögliche Voraussetzungen und unwirkliche Lebensverhältnisse werden angenommen, und die Folge davon ist — ein Drama. Die Beweggründe des Handelns lassen sich in der dämmerigen Welt des Stückes nicht recht verfolgen. Die Personen kommen und gehen, wie es gerade paßt. Die Sprache ist ganz trefflich — nachgeahmt. Das zweite Stück beabsichtigt mehr zu sein als das eben besprochene. Gemeinsame Züge beider Dramen sind schon angeführt worden. Die künstlerische Unklarheit und Schwäche, die darin herrscht, ist noch größer als im ersten; die Ibsen'schen Bestandtheile, und zwar aus allen Perioden Ibsen's, treten vom ersten bis zum letzten Worte stark hervor. Auch hier erscheint ein ganz besonders räthselhafter Unbekannter, der auf Erden umherzieht, ohne Aufenthalt, ohne Familie, eine Art anarchistischer Monte Christo, der den Umsturzparteien das Zeichen geben soll, auf das sie harren. Er brennt wirklich einen ganzen Stadttheil an; was aber ferner geschieht, erfahren wir nicht, denn das Stück ist zu Ende. Hier wird es besonders deutlich, wie peinlich es ist, wenn sich eine kleine zarte Dichterbegabung zu gewaltiger Bedeutung aufrecken will, die ihr versagt ist. Ein brennender, unruhiger Ehrgeiz spricht aus dem Stück Macasy's wie aus der langen philosophischen Abhandlung, die sich daran schließt. Soviel sich aus der Verworrenheit erkennen läßt, will der Verfasser über Nietzsche hinaus, der ihm nicht aufrichtig zu sein scheint und der immer noch das verklären wollte, was er Cultur des Geistes nennt. Das Glück, meint Macasy:

> liegt in der Freiheit, in der Freiheit vom Geiste. Das Glück liegt in dem Stolz der Herrschaft und in der Liebe zur Welt. Und wo sich Herrschaft und Freiheit ausgleichen, wo beide ihre Rechte vereinigen und eine Grenze der Erkenntniß setzen, wo das Bereich des Einen aufhöre und seine Pflicht beginne, d. i. das Recht des Andern, dort liegt das höchste Glück. Aber der Weg zum Glück geht über die Leichen der Herrschenden. Der Weg zum Glück geht über das Unrecht und über den Tod und über die wilden ungefesselten Leidenschaften der Natur. Nur diejenigen, die tödten können, werden auch neues Leben schaffen. Nur aus der Vernichtung kann das Werden kommen. Vernichte das Unkraut und die Felder werden blühen.

Ja! auch die Kritik hat die Pflicht, das Unkraut zu vernichten, darunter die erkünstelten Nachahmungen Ibsen'scher Dramen, die in das blühende Feld des deutschen Schriftthums seit Jahr und Tag nicht mehr gehören.

3. Jakob und Esau. Drama in fünf Acten und einem Vorspiel. Von Wilhelm Schäfer. Berlin, Schuster u. Loeffler. 1896. 8. 1 M. 50 Pf.

Ein Drama ist das vorliegende Stück Schäfer's wol nicht, aber eine recht fesselnde Seelenstudie. Das Ziel, das sich der Dichter gesteckt hat, ist nicht gering, und wenn er es nicht erreicht hat, so ist sein Streben doch sehr ernstlich gewesen. Das Vorspiel bleibt mit seinen Pilgern und Sinnbildern völlig unverständlich, man mag es vor oder nach dem Drama lesen. Dieses führt uns auf einen Gutshof, wo der alte Gottlieb Baumann der Sprecher einer kleinen Sekte ist. Er besitzt zwei erwachsene Söhne, Johannes und Nathanael, von denen der jüngere stets vor dem ältern zurückstehen muß, in der Liebe des Vaters wie in der Liebe Ada's, der Tochter des frühern Gutsbesitzers. Dieser war verarmt, hatte Wechsel gefälscht und sich schließlich erschossen. Deshalb verfolgt seine Witwe und sein verwahrloster Sohn, Ada's Bruder Paul, die neue fromme Herrschaft mit zähem Hasse. Ada hat ihre Liebe zu Johannes umsonst zu unterdrücken gesucht, beider Herzen finden sich, und nun will Johannes den Hof seines Vaters verlassen und sich draußen in der Welt selbständig umthun, während der alte blinde Vater gerade ihn, seinen Lieblingssohn Johannes, zu seinem Nachfolger als Sprecher und Gutsbesitzer machen will. Johannes ist jedoch so gut wie Nathanael von dem Glauben der Gemeinde innerlich abgefallen, nur daß Nathanael darüber spottet, während es Johannes schwerer Ernst ist. Aus Rache steckt Paul, der zum Säufer herabgesunkene Sohn des vorigen Besitzers, das Gut in Brand, wird aber gefangen und gebunden. Aus Liebe zu Ada zerschneidet der jüngere ungeliebte Bruder Nathanael die Stricke des Gefangenen und läßt ihn entfliehen. Der Brand wird wieder gelöscht, dank der Bemühungen des Johannes. Der alte Baumann will, da der Brand ihm einen furchtbaren Schreck eingejagt hat, seinen Letzten Willen aufsetzen. Durch diesen wäre der jüngere Sohn Nathanael sehr verkürzt worden. Um dies zu verhindern, theilt er dem Vater mit, daß Johannes vom Glauben des Vaters abgefallen ist. Nun kennt der Vater nur noch einen Sohn: Nathanael. Der ältere will den Hof still verlassen, die Liebe Ada's ist ihm jetzt gewisser als je. Aber die Mutter Ada's, die voll Ingrimms und blinder Rache gegen alles ist, was Baumann heißt, zwingt die Tochter zum Verzicht auf ihre Liebe. Bald nachher gibt sich Ada selbst den Tod. Der stumme Schmerz des alten Baumann um den verstoßenen Sohn Johannes, den er doch am meisten geliebt hat, rührt das Herz Nathanael's. Er sühnt seine Schuld, indem auch er sich anklagt, vom Glauben des Vaters abgefallen zu sein. Da auch die jüngern Glieder der Sekte trotzig Weltlust und Freude von ihrem Oberhaupte fordern, so sieht sich der alte fromme Baumann ohne Sohn und ohne Gemeinde. Verzweifelt ruft er nach Johannes, und versöhnt reichen sich Vater und Sohn die

Hand, ehe der Greis die Augen schließt. — Die Handlung ist oft mit feiner Hand durchgeführt, nur hat sie die zum Drama geeignete Form nicht recht gefunden; es bleiben zu viel epische Reste darin. Die Charakteristik zeigt treffliche Stellen neben völlig misrathenen, wie die letzte Scene zwischen Ada und ihrer Mutter. Das Seelenleben der Personen ist sonst mit gewandter, selbständiger Benutzung der modernen Technik veranschaulicht. Den gelungensten Charakter, den des einarmigen Tagelöhners Becher, kann man bei einer Erzählung des Ganges der Handlung leicht weglassen, aber er ist am liebevollsten und glücklichsten ausgestattet und verspricht das Beste für das Talent Schäfer's.

Friedrich Kummer.

4. Eine Tragödie. Tragödie von Emanuel Zaeslin. Berlin, Richard Taendler. 1896. 8. 3 M.
5. So seid Ihr! 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13 u. s. w. Eine Lustspieltrilogie. Von Emanuel Zaeslin. Berlin, Richard Taendler. 1896. 8. 3 M.
6. Tiberius auf Capri. Tragödie in fünf Aufzügen. Von Ernst Wachler. Berlin, Hans Lüstenöder. 1896. 8. 1 M. 50 Pf.

Glücklich der Mensch, der sich seiner gesunden Sinne erfreut. Als ich die beiden Zaeslin'schen Dramenungeheuer gelesen, schien es mir als wäre mir dieses Glück abhanden gekommen. Fassungslos stand ich davor und rathlos bin ich, wo ich anfangen soll zu erzählen. Ich könnte es auch gar nicht, denn ich weiß nicht, was diese Tragödie will, was die Lustspieltrilogie bezweckt, und wenn diese noch die kühne Einleitung enthält: „Dieser Versuch eines Lustspiels konnte leider nur für die Einen geschrieben werden, welche ihn verstehen, obschon er eigentlich mehr die Andern angeht, welche ihn nicht verstehen", so stehe ich am Ende meiner Vernunft. In der „Tragödie" (Nr. 4) geben sich allerhand Rassenkreuzungen ein Stelldichein, ein deutscher Maler, der eine Italienerin heirathet, ein Süditaliener österreichischer Abkunft, ein englischer Kaufherr deutscher Herkunft, und junge Amerikanerinnen italienischer Abkunft reden unglaubliche Verse. Mit der naiven Begründung: „Ich geh' zu weit, ich bin erregt", reißt ein Weib einem andern die Kleider vom Leibe, und am Schluß des einen Aufzuges werfen eine ganze Mädchenschar und ein junger Kerl die Kleider ab, um im Meer zu baden. Dann fällt der Vorhang, was in diesem Augenblick eine sittliche That von ihm ist.

Noch komischer ist die Lustspieltrilogie mit der mir unverständlichen Zahlenkette von Emanuel Zaeslin (Nr. 5). Ein Vorwort habe ich bereits citirt. Ein zweites widmet das Werk „meinen lieben schweizerischen Lesern; ihnen, welche durch modern-germanische Cultur zum Theil noch mehr verkrümmt sind als die Deutschen selbst. . . ." Das Ding spielt in einem Weltbade, und im Personenverzeichniß stehen unter anderm angeführt: „Ein Kellner als Strohfigur", „Eine Stimme aus der Unterwelt". Um dem Regisseur die Arbeit zu erleichtern — wunderlicher Optimismus! —, hat Zaeslin eine Unmenge Seiten lateinisch drucken und sie mit Leisten umrahmen lassen. Die also gekennzeichneten Stellen können bei der Aufführung fortbleiben. Wieder bin ich unfähig, diese Thorheit nachzuerzählen. Mit dem ersten Stück hat die Lustspieltrilogie eine dumpfe Sinnlichkeit oder vielmehr Lüsternheit gemein, die sich hinter öden Redensarten vom Cultus des Griechenthums verbirgt. Wenn schließlich eine Mathilde vor einem Grafen auf die Knie sinkt und manustolle Worte stammelt, die wir hier gar nicht wiederholen können, so wird aus der Tollheit eine tolle Gemeinheit, und man wundert sich, daß ein deutscher Verlag sich dieses Zeuges annehmen konnte.

Ernst Wachler dagegen ist immerhin ernst zu nehmen. Vor Jahren hat er eine Gedichtsammlung herausgegeben, die ihn freilich nur als Epigonen der neuen Lyrik hinstellte, dann in einer verschollenen Zeitschrift eine Kindernovelle, die voll Anmuth und feiner Poesie war. Dann tauchte er an der Spitze einer Gruppe berliner Studenten auf, die eine Zeit lang viel von sich reden machte, und jetzt liegt sein „Tiberius auf Capri" (Nr. 6) vor mir, vorläufig die schlechteste und unreifste That seines Lebens. Was er gewollt hat, verstehe ich wohl. Ein Römerdrama, in modern-realistischer Sprache, dessen Helden als neuzeitliche Charaktere aufgefaßt werden! Ein großes Wollen, ein winziges Können und darum ein vollkommenes Mislingen! Das sind berliner Pflanzen auf dem Maskenball, diese Caligula, Drusus, Makro u. s. f. Man höre nur den Anfang! Caligula: „Niemand hier? Was? Verflixte Bande, ist das eine Wirthschaft?" Bei einer Aufführung versetzt bereits dieser Satz die Hörer in die froheste Stimmung. Man hält das Ganze für einen Scherz. Aber eine Reihe von Scenen, in denen Römerinnen auftreten, zeigen, daß der Verfasser ernst genommen werden will, ja daß er ernst genommen werden kann, wenn seine — allerdings noch kleine — Begabung sich andern Stoffen zuwendet. Sein Versuch, ein Römerdrama realistischen Stils zu schreiben, ist völlig gescheitert.

Ludwig Jacobowski.

Geschichtliche Romane und Erzählungen.

1. Vom Chiemgau. Historischer Roman aus der Völkerwanderung (circa 596 n. Chr.). Von Felix Dahn. (Kleine Romane aus der Völkerwanderung. 9. Band.) Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1896. 8. 6 M.

Ich kann in die vielfach beliebte Geringschätzung Felix Dahn's nicht einstimmen, obgleich ich zugebe, daß auch dieser neueste kleine Roman Dahn's kein großartiges Kunstwerk ist. Er klingt zudem in Personen und Schilderungen theilweise stark an Scheffel's „Ekkehard" an — nicht das erste mal bei Dahn! Aber ich habe nun

einmal eine unausrottbare Vorliebe für alles, was deutsch ist; und wo deutsch gefühlt und gedacht wird, da bin ich geneigt, gegen Schwächen nachsichtig zu sein. Und ich habe ferner eine Vorliebe für Dichter, während mir der Schriftsteller als solcher ein höchst gleichgültiges Individuum ist. Dahn aber ist deutsch und ist Dichter mit ganz ausgesprochen epischer Anlage. Sein neuester Roman wäre natürlich vollkommener, wenn es ihm gefallen hätte, ein richtiges Epos daraus zu machen. Wir würden dann all das viele culturgeschichtliche Beiwerk nicht mit in den Kauf nehmen müssen, die Handlung würde concentrirter, die Wirkung deshalb eine tiefere sein, und die fast kindliche Einfachheit der Anlage und des Verlaufs würde im Epos nicht stören. Da indessen in Deutschland niemand Epen liest, aber, wie die Auflagen Dahn's beweisen, immer noch Leute Romane sogar kaufen, so kann man es dem Dichter nicht verübeln, wenn er die mit Unrecht so beliebte Prosa dem Verse vorzieht.

Und als Dichter versteht Dahn Gestalten hinzustellen, die leben. Sie sind ja nicht neu, und man wittert in ihrer Combination bei Dahn besonders gern moderne Gegensätze im Gewande alter Zeiten. Aber Dahn hat wol recht, wenn er in seinem überflüssig langen Vorwort sagt: „Diese Betrachtung hat mich von Jugend an gereizt: nachzusinnen, nachzufühlen, endlich nachzubilden, wie die immer gleichen menschlichen Triebe, Leidenschaften, Strebungen im Wechsel der Völker und Zeiten wechselnden Ausdruck, verschiedenartig gefärbte Form der Erscheinung annehmen.“ Und diese jeweilige Form der Erscheinung uns vor das Auge zu stellen, versteht Dahn, wie kaum ein anderer, sobald es sich um die deutsche Vergangenheit handelt. Wir glauben die Wahrhaftigkeit seiner Gestalten weniger dem Forscher als dem Dichter, deshalb dürfte er auch ruhig den Forscher tiefer in den Hintergrund treten lassen.

In dem auch hier spielenden Conflict zwischen deutschem Heidenthum und den Anfängen des Christenthums in Deutschland steht Dahn durchaus auf Seite des Heidenthums, da er, laut Vorwort, in Deutschland als der Letzte übriggeblieben ist von denen, die an Wuotan glauben. Aber er wird nicht ungerecht gegen die Vertreter des Christenthums, obgleich er ihm nichts schenkt; und der Lüstling, Schurke und doch zuletzt so rührend edle Retter des Romans, dem der Bischof die Götter ausgetrieben hat wie das christliche Scheusal, die Königin Fredigundis die Heiligen, und damit jeden Glauben, ist eine geschichtlich wie dichterisch ebenso glaubhafte Figur, wie der Mönch Paulus mit seinem Bekehrungseifer und seinem muthigen Märtyrertod, oder der alte Halbchrist Sekundus. Ab und zu verdirbt ein bischen zu viel Sentimentalität, Schurkerei und Tugendboldigkeit die Haltung des Ganzen, welche ungefähr die der Jugendschriften ist. Ein paar Sätze herausgestrichen, und „Vom Chiemgau“ ist eine für die heranwachsende deutsche Jugend ganz vorzüglich geeignete und sie entzückende Erzählung aus deutscher Vergangenheit. Die Jugend wird auch die dem Roman beigegebene Karte (!) des Chiemgaues nicht überflüssig finden. Uebrigens ist Felix Dahn auch für Erwachsene eine viel fesselndere und werthvollere Lektüre als neunzig Procent der modernen oder verflossenen, aber noch immer schreibenden Familienblattschriftsteller; und das eben, weil er ein Deutscher und weil er Dichter ist.

2. Die Rose von Hildesheim. Roman. Von Konrad Alberti. Berlin, Verein für deutsches Schriftthum. 1896. 8. 3 M.

Die Modernen, zu welchen Konrad Alberti gehört, haben von Haus aus weder Humor noch Sinn für das geschichtlich Gewordene. In beiden Beziehungen scheint aber doch ein Wandel sich anzubahnen. Wir begegnen neuerdings Spuren von Humor, und der uns vorliegende Roman zeigt, daß auch das Geschichtliche den Modernen nicht ganz fern liegt. Da sie eine ausgesprochene Fühlung für das Werdende haben, so wird ihnen auf dem Gebiet der geschichtlichen Dichtung die Darstellung derjenigen Zeiten am besten gelingen, in welchen es sich um die Gegensätze des Alten und des Neuen handelt. Das sind freilich überhaupt diejenigen Stoffe, welche jeden Verfasser geschichtlicher Romane anziehen: der Anprall zweier Weltanschauungen, seien sie religiöser oder politischer oder künstlerischer Art. Alle drei Gegensätze spielen in diesem Roman ihre Rolle: die religiösen Anschauungen des Mittelalters und einer neuen heraufdämmernden Zeit; die Pfaffenherrschaft und das Ringen der Städtebürger um Freiheit; die überlebte Gothik und die Kunst der an den Cinquecentisten Italiens genährten deutschen Renaissance.

Und alle drei sind ganz vortrefflich ineinander verschlungen und in ihren Vertretern auf beiden Seiten scharf und geschichtlich wahr charakterisirt. Man wird zwar auch diesem modernen geschichtlichen Roman den Vorwurf nicht ersparen können, der dem historischen Roman alten Stils gerade von den Modernen gemacht wird, den nämlich, daß die Personen in der betreffenden Zeit nicht so gehandelt und noch weniger so gefühlt, am allerwenigsten so geredet haben können, wie der Dichter sie handeln, fühlen und reden läßt. Aber abgesehen davon, daß eine übertriebene Strenge in dieser Beziehung überhaupt jeden geschichtlichen Roman unmöglich macht, abgesehen ferner davon, daß die Menschen aller Culturzeiten den heutigen viel ähnlicher gewesen sind, als der gewöhnliche Gebildete infolge seines Geschichtsunterrichts glaubt, der ja eigentlich nur die äußern geschichtlichen Geschehnisse einprägt und wenig von den tiefsten Triebfedern und Anlagen der Menschen enthält; abgesehen von diesem ist vielleicht keine Zeit der unserigen so nahe im religiösen und künstlerischen Fühlen und Denken wie die Zeit an der Wende des Mittelalters zur Renaissance. Und deshalb wird einem in dieser Zeit spielenden geschichtlichen Roman der übliche Vorwurf am wenigsten

gemacht werden dürfen, auch wenn er das eine oder andere mal deutlich verräth, daß sein Verfasser im 19. Jahrhundert lebt und sich zu der „Moderne" bekennt.

Ich habe unter vielen Dutzenden moderner Romane keinen gefunden, der mich so wenig abgestoßen und so durch seine Innerlichkeit gefesselt hätte wie dieser. Ich glaube, daß dem geschichtlichen Roman auf diesem Wege eine neue Blüte erstehen kann, und daß das Naserümpfen über geschichtliche Romane, das nach einer Zeit übertriebener Begeisterung für sie Mode geworden ist und zu Ungerechtigkeiten geführt hat, aufhören wird, wenn unsere Schriftsteller in der Richtung dieses Romans wandeln. Dazu gehört auch, was wir einem Modernen besonders hoch anrechnen, daß sein Roman durchaus auf dem Grunde deutscher Art und Sitte aufgebaut ist und deutschen Erdgeruch athmet und nicht den stinkenden Hauch internationaler Großstädte.

3. Die Söhne des Herrn Budiwoj. Eine Dichtung. Von August Sperl. Zwei Bände. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. 1897. 8. 10 M.

Der Kampf zwischen Ottokar von Böhmen und Rudolf von Habsburg ist der Rahmen, in welchen die Schicksale des in Böhmen ansässigen deutschen Dynastengeschlechts der Witigonen gefaßt werden. In diesem Kampfe und nach der Versöhnung Rudolf's mit Ottokar's Sohn Wenzel, dem böhmischen König, geht das ganze Geschlecht an böhmisch-habsburgischer Tücke zu Grunde. Es ist also die Geschichte eines Geschlechts; der Führer desselben, Zawisch, nachher Gatte der Witwe Ottokar's, ist der Held des Romans; nur seine Person bildet die Einheit desselben, an sein Geschick, von den Tagen seiner Kindheit bis zu seinem Tode, knüpfen sich die vielverschlungenen Fäden der Handlung.

Demgemäß zerfällt auch der große, zweibändige Roman in eine Menge von Einzelbildern; man könnte sogar jedes der fünf Bücher für sich lesen, ohne die andern zu kennen, wenn ein paar Seiten der Orientirung vorausgingen. Nun hat der Verfasser seine Geschichte aber gar nicht Roman genannt, sondern eine Dichtung. Und mit Recht. Denn es liegt ihm offenbar viel mehr an der dichterischen Ausgestaltung einzelner Scenen als an dem, was man den großen Zug eines Romans nennt. Mancher stoffhungerige Leser mag sogar ungeduldig werden, wenn der Dichter den Gang der Erzählung allzu oft hemmt durch solche Einzelbilder. Aber gerade in diesen ist Sperl ein Meister; hier ist nicht die gewöhnliche Verwerthung archäologischer Dinge, die übliche Drapirung mit mittelalterlichen Stoffen, sondern alles ist mit dem innern Auge geschaut, innerlich verarbeitet, mit erlebt. Daß die Leute wie in den landläufigen Epen ein bischen viel singen müssen, damit der Dichter seine Verse los wird, nimmt man bei der ganzen dichterischen Atmosphäre der Erzählung gern in den Kauf, zumal da diese Verse durchaus poetisch und manchmal sogar der Lage des Sängers und dem Zeitalter entsprechend sind. Aber Sperl kann nicht blos dichterisch schildern, er versteht auch die Kunst des Charakterisirens, weniger freilich durch kurze Striche, als durch längeres Sichaussprechen seiner Personen. Der alt gewordene Rudolf von Habsburg, dieser ideallose Fuchs, ist selten so gut charakterisirt worden wie durch Sperl in der Scene zu Erfurt.

Im ganzen also eine wirklich dichterische Leistung, eine in ihrer Art eigenthümliche Erscheinung auf dem Gebiet des geschichtlichen Romans, dem deutschen Hause wohl zu empfehlen. Obgleich er ganz anderer Art ist als der vorhergehende Roman eines Modernen, so kann doch auch auf diese Weise dem an Blutleere leidenden historischen Roman neues Leben eingehaucht werden.

4. Goldschmiedkinder. Von Julius von der Traun. Illustrirt von Aut. C. Bawrowsky. Wien, A. Hartleben's Verlag. 1896. 4. 12 M.

Ein Prachtwerk im Schmucke von zahlreichen größern und kleinern Illustrationen, Kopfleisten, mit altmodischem Prachtdruck, Goldschnitt u. s. w. Ich weiß nicht, wird dadurch die Kritik veranlaßt, nun um so strenger gegen den Inhalt zu sein oder milder? Jeder Standpunkt hätte seine Berechtigung; ich neige mich zum zweiten, zumal da diese Geschichte aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts offenbar auf ein Prachtwerk zugeschnitten ist. Dem Verfasser lag wol weniger daran, in knappem Rahmen ein Zeitbild oder eine psychologisch sich entwickelnde Novelle zu geben, sondern vielmehr im behaglichen, oft an den Chronikstil gemahnenden Berichte Künstlers Leid und Freud in Deutschland und Italien uns vor Augen zu führen. Und das ist ihm wohl gelungen. Die beiden Goldschmiedkinder sind der berühmte augsburgische Goldschmied David Attemstetter, Sohn des Andreas, die laut Conversations-Lexikon freilich hundert Jahr später lebten, und die schöne Bianca de Voos in Ravenna, letztere eine nervöse, fast somnambule Person, welche durch ihre Liebe zu David unglücklich wird. Dieser kehrt aus der Weite zurück in die Enge seiner Heimat, zu der ihm bestimmten Braut, fertigt für einen Fugger ein herrliches Werk und sucht die unglückliche Bianca zu vergessen, ohne es zu können und ohne weiter Großes zu schaffen.

Die Erzählung entrollt prächtige, aber ohne große Kunst wiedergegebene Bilder des augsburgischen und ravennatischen Lebens; auch der Gegensatz zwischen augsburger Patriciern und Handwerkern ist geschickt und zuletzt ergreifend verwerthet. Die Farbe der Zeit ist meistens gut getroffen. Die Bilder helfen der Phantasie, welche durch die ganze Art der Darstellung nicht besonders angeregt wird, meistens in gefälliger und oft stimmungsvoller Weise nach, sind somit keine überflüssige Beigabe.

5. Friede auf Erden! Erzählung aus dem Dreißigjährigen Kriege. Von Rudolph Stratz. Berlin, F. Fontane u. Comp. 1897. 8. 2 M.

Eine flott und gut erzählte Novelle aus dem Ende des Dreißigjährigen Krieges; nicht Dutzendwaare, sondern

etwas Besonderes. Der Verfasser hat die Zeit unmittelbar vor dem Ende des großen Krieges gewählt und dadurch von vornherein einen der Novelle günstigen Standpunkt gewonnen. In raschem Gang binnen wenigen Tagen, und nach der letzten Schlacht, spielt sich denn auch die Handlung ab, und der Held, der vom Kloster zur kaiserlichen Fahne geeilte Herr Albin von Habstein, hat durchaus individuelles Leben. Wie er seinem Klostergelübde untreu wird, das ist durchaus historisch glaubhaft und nicht ohne einen leisen Anflug von Humor erzählt. Die Novelle ist nicht blos eine in Erzählungsform gebrachte Specialstudie, sondern warm empfunden, und wenn auch durchgehends in der Sprache jener Zeit erzählt, doch nicht unangenehm alterthümelnd. Das Flotte und Derbe jener Zeit, wie das unter einer dreißigjährigen Verwilderung doch nach innerm und äußerm Frieden sich sehnende deutsche Gemüth, beides kommt hier aufs beste zur Geltung.

Richard Weitbrecht.

Feuilleton.

Aus der neuesten französischen Literatur heben wir Folgendes hervor:

Wer in der Weihnachtszeit die Schaufenster der Buchhändler studirt hat, wird beobachtet haben, wie sehr die Neigung des Publikums sich mehr und mehr den „Bilderbüchern" zuwendet. In Frankreich tritt dieselbe Erscheinung zu Tage. Ein Roman, der gefallen hat, liegt bald darauf in einer illustrirten Prachtausgabe vor. Es scheint, als ob die Leser zu träge wären, selber die Flügel ihrer Phantasie zu regen, um diese oder jene Persönlichkeit, diese oder jene Landschaft sich vorzustellen, und daß sie daher Bücher bevorzugen, die durch Zeichnungen der müden Vorstellungskraft Vorspanndienste leisten. Wie es nun Componisten gibt, die ihre Operntexte selber schreiben und dann meinen, ein Musikdrama von idealer Schönheit geschaffen zu haben, so drängt naturgemäß die ausgesprochene Neigung des Publikums zum Bildwerk den Dichter und Schriftsteller dazu, selber sein Illustrator zu sein, und die Literaturgeschichte des 20. Jahrhunderts wird in einer „Histoire de la littérature illustrée" sich mit den „Dessinateurs écrivains" zu beschäftigen haben. Vorläufer dieser neuen Gattung hat es ja immer gegeben; denn schon der Mönch, der in stiller Klause z. B. die sagenhaften Berichte über Alexander des Großen Heereszüge im Orient zu Nutz und Frommen der Nachwelt abschrieb, schmückte sein Werk mit Bildern jener ungeheuerlichen Fabelwesen, von denen die Legende erzählt. In unserer Zeit hat der genfer Novellist Töpffer sich als Illustrator seiner Schriften besonders hervorgethan, so in seinen „Voyages en zigzag", aber in Paris scheint sich neuerdings eine ganze Zunft zu bilden. Robida, der mit illustrirten Reiseberichten seine Laufbahn begann, ist dann in die Fußstapfen Töpffer's getreten und hat Romane mit Bildern verfaßt; hierauf hat er in Büchern, wie „Le vingtième siècle", Zukunftsbilder entworfen, deren phantastische Conception Jules Verne an Kühnheit übertrifft, und endlich hat er seine Landsleute entzückt durch „Paris de siècle en siècle". Das ist nicht etwa ein Bilderatlas, wie ihn ein Archivmann aus dem Wuste des vorhandenen Actenmaterials zusammenstellt, sondern eine Sammlung alles künstlerisch und historisch Werthvollen so zu Papier gebracht, wie es das Auge des Künstlers und Schriftstellers gesehen hat. Darin liegt der besondere Reiz des Buches. — Robida's College Fraipont schildert uns in seinem Buche „Les Vosges" (Paris, Henri Laurens) das Leben und Treiben in den Vogesen, und Vuillier endlich Land und Leute auf den Balearen („Les Iles Baléares", Paris, Hachette). Auch diese Bücher sind weit mehr als trockene Reiseberichte, es sind eindrucksvolle Stimmungsbilder von künstlerischer Abklärung in Form und Inhalt. — Wenden wir uns nunmehr Büchern von der alten Richtung zu.

„Le Prêtre Ambroise" von Charles Romain (Paris, Edouard Baré, 1896) ist ein Tendenzroman, der, wie aus dem Titelblatt zu ersehen ist, der évolution humaine dienen soll. Mit scharfen Waffen, die augenscheinlich aus der Rüstkammer wirklicher Vorkommnisse genommen sind, wendet sich der Verfasser gegen die sittliche Verkommenheit gewisser Schichten der katholischen Geistlichkeit seines Heimatlandes und behandelt insbesondere das Problem, ob ein Priester Priester bleiben darf, wenn er nicht mehr an die Lehre glauben kann, die er seiner Gemeinde gegenüber zu vertreten hat. In einer ganzen Reihe von Kapiteln (so insbesondere in den Kapiteln 4 und 5) läßt uns Romain einen Blick thun hinter die Coulissen des kirchlichen Mummenschanzes und zeigt uns die Herren Prälaten unter sich, wo sie, des Zwanges ledig, ihr wahres Gesicht zu erkennen geben. Da fröhnen sie allen den Gelüsten, vor denen sie ihre Gläubigen mit den furchtbarsten Strafen der Hölle zurückzuschrecken suchen, und man ist erstaunt, wie viel Bornirtheit, Gemeinheit, Rachsucht und Heuchelei nach Romain sich gerade unter denen birgt, die Vorbilder im Streben nach edelm Menschenthum sein sollten. Die Vertreter edler, echt christlicher Gesinnung sind dagegen in der Minderheit, und gerade sie leiden zum Theil unter den qualvollen Stunden, in denen sie der Zweifel am Dogma plagt. Wer sich zum Glauben nicht wieder durchringen kann, der findet den Wegweiser für sein ferneres Handeln in dem geistigen Testament eines alten Priesters, der wie sie gekämpft und zur Erkenntniß gekommen ist. Dasselbe lautet: „Ein einsichtsvoller, unterrichteter und denkender Priester kann nicht lange den katholischen Glauben bewahren. — Stoßt niemals ein Kind in die Priesterlaufbahn. Jemand zum Priester machen, heißt einen geistigen und sittlichen Mord begehen. — Wenn ein Priester keinen Glauben mehr hat, muß er seinen Priesterrock zerreißen und in die Welt zurückkehren, vorausgesetzt, daß er reich und im Leben unabhängig ist. Ist er arm, so muß er Priester bleiben. Aber er sei dann niemals ein Tyrann der Seelen, sondern vielmehr der Priester der Menschlichkeit und nicht der Priester Roms und Gottes." Das ist auch das Bekenntniß, zu dem nach langen martervollen Jahren der Prêtre Ambroise gelangt, Ambroise de Malval mit dem Familiennamen. Dem Willen seines Vaters folgend, hatte er ins Priesterseminar eintreten, und der eisernen Disciplin der Kirche folgend, hatte er den Treueid brechen müssen, den er seiner Geliebten auf das Crucifix geschworen hatte. Schwer waren die Zeiten, in denen er sich zur Entsagung durchkämpfte, noch schwerer aber wird seine Seele gepeinigt, als er einen Einblick in das Leben der Diener Gottes erhält und zugleich seines Unglaubens gewiß wird. Zum Glück stirbt da sein greiser Vater. Unbekümmert kann er nunmehr den Schwarzrock ablegen und der Jugendgeliebten die Hand reichen. — Außer in das Leben des Klerus gewährt uns Romain's Roman noch einen tiefen Einblick in das Landleben in weltabgelegener Gegend, wo das Feudalwesen dem Namen nach zwar geschwunden ist, der Sache nach aber noch wirklich besteht. Die traurige Geschichte zwischen Am-

broise's älterm Bruder Azénor, der ein moderner Raubritter schlimmster Sorte ist, und der armen Hofmeisterstochter Henriette Dubois, die jener zu Grunde richtet, hätte ebenso gut im Mittelalter spielen können, so grausam ist sie.

Unter dem Titel „Un roman d'amour" (Paris, Calmann Lévy, 1896) darf man nicht etwa einen Boulevardroman gewöhnlicher Sorte suchen, der im Stande ist, einen eine Woche lang Tag für Tag in den Schlaf zu lullen, sondern sein Verfasser, der Vicomte de Spoelberch de Lövenjaul, erzählt darin die Geschichte der Liebe Balzac's zu Madame Hanska, seiner spätern Gattin, und wenn wir etwas daran aussetzen sollten, so ist es das, daß der gelehrte Vicomte stellenweise sein petit bout d'oreille, seine Gelehrtenbrille, zu sehr merken läßt.

Das Buch der Comtesse Agénor de Gasparin: „La femme et le mariage. Préface de Philippe Godet" (Paris, Fischbacher, 1895), hat seine Geschichte. 1843 nämlich veröffentlichte Madame de Gasparin ein Buch: „Le mariage au point de vue chrétien", das trotz seiner drei Bände von der Akademie preisgekrönt und vom Publikum, das Bücher wirklich liest, freundlich aufgenommen wurde. Ueber der Kürzung des umfänglichen Werkes ist die Verfasserin gestorben, und jetzt liegt es einbändig in dritter verbesserter Auflage vor. Es ist wie beim ersten Erscheinen den „Jeunes femmes du monde" gewidmet, und daraus wie aus dem vorgedruckten Leitworte aus dem Apostel Paulus: „Le mariage est honorable entre tous" erkennt man die ganze Tendenz des Buches. Es predigt nicht nur die Ehe als eine von Gott gebotene Institution, sondern auch ihre Heiligkeit und Unverletzlichkeit. Dieser Tendenz entsprechend durchweht das ganze Buch ein hoher, sittlicher, christlicher Ernst, der in eindringlicher Sprache sich dem Leser mittheilen möchte. Freilich fürchten wir trotzdem, daß die Stimme der Verfasserin verhallen wird, wie die Stimme des Predigers in der Wüste. Unsere moderne Gesellschaft in den obern Schichten krankt mehr und mehr daran, daß die Ehen nicht aus Liebe, aus unwandelbarer Neigung geschlossen werden, sondern mit Rücksicht auf materielle Vortheile. Aus solchen Ehen kann kein kräftiges Geschlecht erwachsen, und — was nicht minder schlimm ist — da ihnen die Liebe fehlt, fehlt auch der Hüter der Zucht, der der Sünde wehrt. Befindet sich Frankreich auf dem Gebiete der Ehe wirklich in der décadence, so wird es kein Moralprediger retten, auch wenn er noch so gewaltig spräche, sondern höchstens eine ungeheure innere Erschütterung, die alles, was faul ist, abstößt.

Unter den poetischen Veröffentlichungen des Jahres 1896 hat eine ungewöhnliches Aufsehen erregt, weil sie gewissermaßen dem Sensationsbedürfnisse des Publikums entgegenkam. Es handelt sich nämlich um die Gedichte, die die Prinzessin Helene Vacaresco unter dem Titel „L'âme sereine" bei Alphonse Lemerre in Paris hat erscheinen lassen. Es sind die Nachklänge jener romantischen Liebesgeschichte der Bojarenfürstin mit dem Thronfolger ihres Vaterlandes, die seinerzeit soviel Aufsehen erregte. Wie weit wirklich auf seiten der Hofdame der dichtenden Königin Liebe mitgespielt hat, oder ob sie thatsächlich, wie andere behaupten, das Werkzeug einer starken Partei gewesen ist, läßt sich auch aus ihren Gedichten nicht erkennen. Daß die Prinzessin den Pegasus zu reiten versteht und ein fremdes Idiom formal vollkommen beherrscht, rühmen wir ihr gern nach, wiewol unser pathologisches Interesse größer ist und unbefriedigt bleibt.

Als „Lectures littéraires" veröffentlicht die bekannte pariser Verlagsbuchhandlung von Armand Colin u. Comp. unter dem Titel „Pages choisies des grands écrivains" eine Sammlung von handlichen Bänden zu 3 Frs. 50 C., von denen jeder eine Auswahl aus den classischen Schriftstellern der alten wie der neuen Zeit bringen soll. Erschienen sind von den erstern bereits Homer und Cicero, ferner von den Franzosen unter anderm Rabelais, Lesage, J. J. Rousseau, George Sand, H. de Balzac, Th. Gautier und die Historiker Mignet, Michelet und Thiers. Der uns vorliegende Band ist „Châteaubriand" gewidmet und zwar hat sich S. Rocheblave der keineswegs leichten Aufgabe unterzogen, den Dichter dem Verständniß des ausgehenden Jahrhunderts näher zu bringen; kämpften doch in Châteaubriand, der noch unter Ludwig XV. geboren war und erst in der Februarrevolution starb (1768—1848), zwei mächtige Gewalten um das Herz des letzten Ritters, das alte aus dem Feudalwesen hervorgegangene Frankreich und das neue Frankreich, das Kind der Revolution. Rocheblave hat seine Aufgabe recht glücklich gelöst. Er behandelt nach einer kurzen Darstellung seines Wesens im ersten Theile sein Leben, im zweiten Theile betrachtet er ihn auf Grund von „Le génie du christianisme" als Verfechter des Christenthums, im dritten Theile als Vorläufer des Romanticismus, im vierten Theile als Verfasser von Prosaepen und zuletzt endlich als Reisenden und Maler. So erhält auch der, der sich noch nicht mit ihm beschäftigt hat, ein einheitliches Bild dieser eigenartigen Persönlichkeit, deren Eindrucke sich seine Landsleute ebenso wenig entziehen konnten wie der Araber, der ihm in seinem Zelte Gastfreundschaft bot.

Von Uhland's Dichtungen ist unter dem Titel „Póesies choisies de Uhland. Traduction de M. A. Pottier de Ciprey" (Paris, Perrin, 1896) eine Auswahl in Prosaübersetzung erschienen, die in Paris viel Anklang gefunden hat, und das will sehr viel besagen, sind doch die Kinder der Uhland'schen Muse alles andere, denn fin de siècle-Kinder. Uns freilich, die wir zu sehr an die Formen der romantischen Kunstdichtung gewöhnt sind, muthet das anspruchslose fremdartige Gewand merkwürdig an.

Den Beziehungen Napoleon's I. zum Kaiser Alexander von Rußland widmet Albert Vandal eine eingehende Studie in seinem Buche „Napoléon et Alexandre I. — L'alliance russe sous le premier empire" (Paris, Plon, 1890—96). Vandal sucht zu erweisen, daß nach der Tilsiter Zusammenkunft zwischen den beiden Herrschern ein Einvernehmen über ein Zusammengehen Rußlands und Frankreichs, also eine Art persönlicher Allianz, bestanden habe, daß aber im Laufe der folgenden Jahre zwischen ihnen ein starkes Mistrauen entstanden sei. Dieses Mistrauen, auf russischer Seite genährt durch Napoleon's Politik in Polen und der Türkei, durch seine Heirath mit einer österreichischen Prinzessin und andere Vorgänge, auf französischer Seite hervorgerufen durch die franzosenfeindliche Umgebung des Zaren, habe schließlich zu dem bekannten Völkerduell von 1812 geführt, in dem Napoleon unterlegen ist. Napoleon habe den von Rußland schon 1811 beabsichtigten Kampf ein Jahr darauf selber begonnen, weil er in seinem Kampfe gegen England nur ein befreundetes oder ein gedemüthigtes, ihm williges Rußland hätte gebrauchen können. So ungefähr ist der Grundgedanke des an scharfsinnigen und überraschenden Combinationen reichen Vandal'schen Buches. Wie weit freilich der Größenwahn bei Napoleon's Riesenkämpfen mitspricht, bleibt leider unerörtert, während andererseits klar zwischen den Zeilen die Stärke der französisch-russischen Interessengemeinschaft hervortritt, die in dem Antagonismus gegen England wurzelt und ja neuerdings zu einem festen Bündniß geführt hat. Ein solches Bündniß spukt übrigens schon vor Napoleon in französischen Köpfen, so im vorigen Jahrhundert schon bei Voltaire.

— Seit mehr als dreißig Jahren gehören die beiden im Verlage von C. Bertelsmann in Gütersloh erschienenen Werke von Oskar Jäger: „Geschichte der Griechen" und „Geschichte der Römer", zu den beliebtesten und gelesensten Büchern in Schule und Haus. Ihre Vorzüge sind auch so bekannt, daß wir uns bei dem Erscheinen der sechsten resp. siebenten Auflage auf eine Anzeige beschränken können. Nach Inhalt und Ausstattung eig-

nen sie sich ganz besonders zu Weihnachtsgeschenken für die lernende reifere Jugend. Der Preis jedes Werkes beträgt 6 M.

— Mit „Lebenserinnerungen eines Schleswig-Holsteiners" ist soeben Dr. Henriei, Senatspräsident a. D. des Reichsgerichts, an die Oeffentlichkeit getreten (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt). Das Buch kommt zur rechten Zeit, denn eben jetzt ist ein größeres Werk über die Befreiung Schleswig-Holsteins von Jansen und Samwer erschienen, zu dem Henriei's Buch an manchen Stellen eine willkommene Ergänzung bildet. Wie in allen autobiographischen Werken stehen auch in diesem die Erlebnisse des Verfassers im Vordergrunde; da aber Henriei 1848 durch seine Stellung als Polizeimeister in Apenrade und 1863—64 als Präsident der Landesregierung in die Ereignisse handelnd einzugreifen berufen war, so verknüpft sich überall das Persönliche mit dem allgemein Historischen. Sehr wichtig sind die kritischen Ausführungen, in denen Henriei die Darstellungen Maurenbrecher's und Sybel's vielfach berichtigt. Sie drehen sich namentlich um die beiden Fragen: 1) Entbehrte das vom Herzog Friedrich geltend gemachte Erbfolgerecht wirklich der rechtlichen Grundlage? und 2) Beruht die von Sybel und Maurenbrecher gegebene Schilderung der derzeitigen Zustände in Schleswig-Holstein auf zuverlässiger Grundlage, vornehmlich: inwieweit sind ihre Angaben über die Stellung der Bundescommissare, der von ihnen in Holstein errichteten Landesregierung und der später für beide Herzogthümer eingesetzten Landesregierung zum Herzog Friedrich als begründet anzusehen. Henrici tritt der Auffassung entgegen, daß Herzog Christian August 1852 durch Annahme des von Dänemark gebotenen Kaufpreises von $2^3/_4$ Millionen Thaler für die herzoglich augustenburgischen Besitzungen auf sein Erbfolgerecht verzichtet habe. Man muß zugeben, daß in dem Vertrage von 1852 von einer Abfindung für einen Verzicht auf das Erbfolgerecht nicht die Rede ist; sicher aber ist, daß dieses Erbrecht nicht blos von dänischer Seite, sondern auch von den Competenten bestritten war, und daß Herzog Friedrich, auf den der Vater 1863 sein eigenes Recht übertrug, die Anerkennung seines Erbrechtes durch Preußen durch seine auf Ueberschätzung vermeintlich angeborener Rechte beruhende Hartnäckigkeit verscherzt hat, indem er die von Preußen geforderten Bürgschaften rückhaltslos zu gewähren sich weigerte. Die Rechte, die Preußen durch die Befreiung der Länder von dänischer Herrschaft erworben hatte, konnten nur preisgegeben werden, wenn der Herzog durch festen Anschluß an Preußen diesem die Sicherheit bot, daß der neue Kleinstaat nicht die Zahl der Feinde Preußens am Bunde vermehrte. Das erkennt auch Henriei ehrlich an. Der Augustenburger beging den schweren Fehler, die im Schreiben König Wilhelm's vom April 1864 aufgestellten, von Bismarck formulirten Bedingungen, die er nach Henriei's Ansicht unbedenklich hätte annehmen können, zwar nicht zurückzuweisen, aber doch nur in unverbindlicher Form zu acceptiren, in der Absicht, mit Hülfe der Stände sich dem zu entziehen, was er im Drange der Noth mit Vorbehalt angenommen. Die Ablehnung der Februarbedingungen (1865) hält Henriei für berechtigt, die bedingte Annahme der im Briefe des Königs geforderten Bürgschaften, wie die Zurückweisung der von Bismarck in der Unterredung vom 1. Juni 1864 neuerdings gestellten Bedingungen dagegen für unbegreifliche Fehler, an denen den Herzog weniger Schuld trifft als seinen Berather Samwer.*) Den von Sybel und Maurenbrecher erhobenen Vorwurf, daß die meisten Mitglieder der Landesregierung durch einen Huldigungsrevers sich dem Herzoge verpflichtet hätten, ist Henriei in der Lage, bündig als Fabel zurückzuweisen, und die Geschichtschreibung wird davon Kenntniß zu nehmen haben. — Der letzte Theil der „Erinnerungen" schließt sich an Henrici's Thätigkeit am Reichsgericht an. Er enthält viele beachtenswerthe Winke für die Ausgestaltung dieses obersten Gerichtshofes und manches Wort des Tadels gegen das Reichsjustizamt und die bisher bei Besetzung vacanter Stellen übliche Praxis. Rückhaltsloser Freimuth zeichnet alle Theile der Schrift gleichmäßig aus. Stilistisch bietet sie mancherlei Anstoß. Ich will nur eins von vielen Satzungeheuern herausheben. Es findet sich auf Seite 61 und könnte als abschreckendes Beispiel im deutschen Unterrichte verwendet werden: „Einem Ausschreiben, wodurch jedem Criminaldistrict, in welchem ein Verbrechen, das den Gegenstand der Untersuchung gebildet, vorgekommen war, aufgegeben wurde, 200 Mark zur Deckung der noch aufzuwendenden Kosten einzusenden, ward sofort Folge gegeben." Die Ausstattung des Buches ist in jeder Hinsicht würdig.

*) Durch das ganze Buch ist der Name dieses Mannes Samwer gedruckt. — Die Beurtheilung Bismarck's durch Samwer („Bismarck ist ein dummer Mensch, der Ziele verfolgt, die ganz unerreichbar sind", Seite 94), gibt den Schlüssel zu Samwer's Verhalten.

— Zum dreihundertjährigen Geburtstage des Befreiers Bündens von der Herrschaft der Franzosen, des Prädikanten und nachmaligen Apostaten und „Dictators" Georg Jenatsch, ist aus der Feder J. R. Riedhauser's eine biographische Skizze unter dem Titel „Georg Jenatsch" (Davos, H. Richter) erschienen, die, auf den größern Werken von Hafter und Dierauer beruhend, in kurzen Zügen die Bedeutung des Mannes für Bündens Geschichte darstellt. Riedhauser hat sich nicht begnügt, das Leben und Wirken seines Helden in Prosa darzustellen, er hat auch in einem Anhang historischer Gedichte die wichtigsten Momente dieses Lebens in Gedichten „verarbeitet". Ich wähle absichtlich diesen Ausdruck, denn diese gereimte Prosa hat mit der Dichtung nur die Form gemein. Auf einzelnes einzugehen, dürfte kaum ein Bedürfniß vorliegen.

— Ein Jahrhundert ist verflossen, seitdem die braven tiroler Schützen ihr Land gegen die Heere der französischen Directorialregierung vertheidigten; zur Erinnerung daran hat J. E. Bauer bei A. Edlinger in Innsbruck theils aus handschriftlichen Quellen, theils nach gleichzeitigen Flugblättern „Tiroler Kriegslieder aus den Jahren 1796 und 1797" herausgegeben, die uns um so willkommener sind, je spärlicher bisher gerade für diese Zeit der sonst reiche Strom historischer Dichtung floß. Vermochte doch Soltau („Hundert deutsche historische Volkslieder", S. 570) nur ein einziges, von Ditfurth („Historische Volkslieder aus den Jahren 1763—1812", S. 217 fg.) nur sechs Lieder für diese beiden Jahre beizubringen, während uns Bauer außerdem noch gegen vierzig beschert. Obwol von gebildeten Dichtern herrührend, sind diese Lieder doch offenbar im Volke gesungen worden, soweit das ihre Form zuließ; denn allerdings in Bezug auf die Form stehen sie durchaus an der Wende zu einer neuen Zeit: neben der lateinischen Ode, neben dem Hexameter, neben den alcäischen und Klopstock'schen Strophen mit allerhand mythologischen Reminiscenzen, wie sie das vorige Jahrhundert mit Vorliebe pflegte, volksthümlich-deutsche Klänge, ja sogar ausgezeichnete kernhafte Dialektdichtung. Inhaltlich sind die Lieder in mehr als einer Hinsicht interessant. Wie kräftig lehnt sich z. B. die treu-monarchische Gesinnung gegen die Freiheits- und Gleichheitsträume der Revolution auf:

Wer plünderte grausam die heil'gen Altäre?
Wer richtete Blutbäder an?
Wer raubte den Glauben, das Gut und die Ehre?
Du Freiheit, du hast es gethan! (S. 61.)

Wie lebendig stellt sich ferner das deutsche Nationalbewußtsein dem Franzosenthume gegenüber:

Die Trommel wirbelt: Auf, ins Feld!
Wem deutscher Muth die Brust beseelt,
Der zieh mit uns hinein!
Wer Gott, Gesetz und Kaiser ehrt,
Der ist des deutschen Namens werth! (S. 56.)

Klingt das nicht, als ob es erst um das Jahr 1810 geschrieben wäre? Freilich beschränkt sich dies Nationalgefühl durch-

aus auf das Ländchen Tirol; die übrigen Völker der österreichischen Monarchie umfaßt es nicht mit, geschweige denn etwa alle deutschen Stämme. Wie heute, so hielt auch schon damals nur die gemeinsame Liebe zu dem Herrscherhause die Völker Oesterreichs zusammen:

Wir lieben Gott und Kaiser Franz
Und unser Landl! Amen! (S. 47.)

Nur durch einen Irrthum ist Nr. 14 „Feinde ringsum!" unter die tiroler Kriegslieder gerathen. Bekanntlich stammt es weder aus dem Jahre 1796 noch von Primisser, sondern aus einem Romane K. G. Cramer's aus dem Jahre 1792. (Vgl. unter anderm Hoffmann von Fallersleben, „Unsere volksthümlichen Lieder", S. 53, und F. M. Böhme, „Volksthümliche Lieder der Deutschen im 18. und 19. Jahrhundert", S. 57.) Wenn es von Primisser's Hand vorlag, so hat dieser es sich — übrigens nach ungenauer mündlicher Ueberlieferung — nur aufgezeichnet, um Strophenform und Melodie zu einer Nachbildung zu benutzen. (Vgl. Nr. 26: „Unser der Sieg!")

— Ein recht zeitgemäßes Thema behandelt Fr. Paret in Band XXI, Heft 5 der „Zeitfragen des christlichen Volkslebens" (herausgegeben von E. Freiherrn von Ungern-Sternberg und Pfarrer H. Dietz): „Der Einfluß der Reformation auf die Armenpflege" (Stuttgart, Chr. Belser'sche Verlagshandlung, 1896). Daß die Armenpflege, dieser große Hauptast an dem vielverzweigten Baume der christlichen Liebesthätigkeit, von der Reformation nicht unberührt bleiben konnte, ist selbstverständlich. Der Zustand, in welchem diese die Armenpflege vorfand, war trostlos. Alles seufzte unter der Plage des Bettels mit seinen entsittlichenden Folgen. Es wurde viel gegeben und so gut wie nichts geleistet. Vor allem fehlte es bei der geübten Wohlthätigkeit, auch bei der von Kirchen und Klöstern, an einer einheitlichen Zusammenfassung und an festen Grundsätzen für die Unterstützung der Armen. Die Gaben wurden verzettelt. Da griff die Reformation ein mit bestimmten Ordnungen für das Armenwesen. Die Armenpflege wurde Gemeindesache. Der Bettel wurde seines Heiligenscheines entkleidet und die Pflicht der Arbeit betont, aber auch die Pflicht der Wohlthätigkeit gegenüber der unverschuldeten Armuth. Es wurden Almosenordnungen entworfen, sogenannte Gotteskasten gegründet, für die Beschaffung der Armenmittel sollten die bestehenden Stiftungen und Vermächtnisse herangezogen werden, aber auch die private Beihülfe wurde angerufen, und nöthigenfalls sollte die Bürgerschaft mit Auslagen herangezogen werden. Für die laufenden Geschäfte wurde die Versammlung der Almosenherren eingesetzt, eine selbständige Behörde neben dem Gemeinderath, im Dienste der Gemeinde stehend und dieser zu regelmäßiger Rechenschaftsablegung verpflichtet. Sie sind zur Ermittelung der unterstützungsbedürftigen Armen verpflichtet, haben die Vergeudung des Almosens zu verhüten, eine vorsichtige Auswahl unter den Armen zu treffen, über die zweckentsprechende Verwendung der empfangenen Unterstützungen zu wachen. Neben der bloßen Augenblickshülfe der mittelalterlichen Armenpflege sollen sie der Gefahr der Verarmung vorzubauen suchen, sei es durch Gewährung zinsfreier Vorschüsse, sei es durch Beschaffung einer Heirathsausstattung für ehrbare Töchter armer Leute und unvermögende Witwen jüngern Alters. Doch die große Zeit fand vielfach ein kleines Geschlecht. Wie gediegen auch die Grundsätze, ihre Ausführung ließ viel zu wünschen übrig. Die aufkommende Zeit der Lehrstreite ließ die erste Liebe erkalten, vor allem hatte man in finanzieller Hinsicht die Höhe der zu erhoffenden Einnahmen weit überschätzt. Einen so furchtbaren Nothstand, wie die Reformation ihn vorfand, im Handumdrehen zu bewältigen, war unmöglich. Daraus erklärt sich der Misserfolg der mit so großen Hoffnungen begonnenen Neuordnung, zu dem dann auch noch die Nöthe der Bauernaufstände und des Dreißigjährigen Krieges das Ihre beitrugen. Mehr und mehr wurde die Armenpflege Gegenstand polizeilicher Maßregeln, wurde aus der Armenpflege eine Armuthspflege, bei den einen verfluchte Schuldigkeit, bei den andern dankloser Rechtsanspruch; die Kirche aber überließ die Sache der weltlichen Obrigkeit. Und dabei ist es im großen Ganzen bis auf die Neuzeit geblieben. Doch verdankt auch sie der Reformation, was sie an gesunden Grundsätzen für die Armenpflege besitzt: die Anerkennung eines Rechtes der Armen auf Hülfe, und einer Pflicht der Gesammtheit auf Unterstützung; das Bedachtnehmen auf wirkliche Hülfe, indem man das Betteln nicht blos verbietet, sondern es entbehrlich zu machen sucht; endlich die sorgfältige Untersuchung der einzelnen Nothstandsgründe und ihre zweckgemäße Bekämpfung.

— Wenn ein Buch die allgemeine Anerkennung, die es gefunden hat, wohl verdient, so ist es das von Anton E. Schönbach: „Ueber Lesen und Bildung" (Graz, Leuschner u. Lubensky). Sein Erscheinen in fünfter Auflage beweist zweierlei unwiderleglich: einmal, daß ein Bedürfniß nach solcher Anleitung zum Literaturstudium, und nach solcher Führung auf dem ausgedehnten Gebiete des Schriftthums in weiten Kreisen besteht, andererseits, daß der Verfasser ein Werk von bleibendem Werth geschaffen hat. Dieser ist eine Frucht umfassenden Wissens, unbedingter Selbständigkeit der Auffassung und des Urtheils, endlich unermüdlicher Fortarbeit, die auch der neuen Auflage eine Bereicherung brachte in dem Aufsatze „Ralph Waldo Emerson und sein Kreis". Außer diesem und den nunmehr bereits bekannten und geschätzten „Bücherlisten" sei nochmals hingewiesen auf den meisterhaften Aufsatz „Ueber Henrik Ibsen", auf die Besprechung der neuern deutschen Dichtung und des Realismus, denen sich an Gediegenheit und Gründlichkeit nur weniges vergleichen darf.

Bibliographie.

Bloch, L., Der Cult und die Mysterien von Eleusis. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). Gr. 8. 1 M.

Braun, M., Die Umformung der Gliedmaßen bei den höhern Thieren. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). Gr. 8. 80 Pf.

Coloma, L., Lappalien. Roman. Berlin, Verlag der „Romanwelt". 8. 3 M.

Doehler, G., Gedichte. Gera, A. Nugel. Gr. 8. 2 M.

Grabowsky, M., Die Lösung der Welträthsel. Leipzig, Max Spohr. Gr. 8. 60 Pf.

— — Kant, Schopenhauer und Dr. Grabowsky. Leipzig, Max Spohr. Gr. 8. 40 Pf.

Henley, W. E., The Works of Lord Byron. I. London, William Heinemann. 8. Geb. 5 Sh.

Jacobs, E., Rosengarten im deutschen Lied, Land und Brauch, mit besonderer Beziehung auf die thüringisch-sächsische Provinz. Halle, Otto Hendel. Gr. 8. 1 M.

Loewenthal, E., System und Geschichte des Naturalismus. Sechste Auflage. Berlin, S. Calvary u. Comp. Gr. 8. 3 M.

Lotheißen, F., Geschichte der französischen Literatur im XVII. Jahrhundert. Zwei Bände. Zweite Auflage. Wien, Karl Gerold's Sohn. Gr. 8. 30 M.

Murko, M., Deutsche Einflüsse auf die Anfänge der böhmischen Romantik. Graz, Verlagsbuchhandlung „Styria". Gr. 8. 5 M.

Nebe, A., Philipp Melanchthon, der Lehrer Deutschlands. Bielefeld, A. Helmich's Buchhandlung. Gr. 8. 75 Pf.

Pan. 1896 (Zweiter Jahrgang). Drittes Heft. Berlin, F. Fontane u. Comp. Folio. 25 M.

Penzig, R., Ernste Antworten auf Kinderfragen. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.

Rieger, M., Briefbuch zu Friedrich Maximilian Klinger. Sein Leben und seine Werke. II. Darmstadt, Arnold Bergsträsser. Gr. 8. 4 M.

— — Friedrich Maximilian Klinger. Sein Leben und seine Werke. Zweiter Theil: Klinger in seiner Reife. Darmstadt, Arnold Bergsträsser. Gr. 8. 8 M.

Schultze, C., Vorschläge zur Reform des Irrenrechts. Berlin, J. Guttentag. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Thüna, L. Freiherr von, Ein aus Eisenach stammendes preußisches Infanterieregiment im Siebenjährigen Kriege. Eisenach, M. Wilckens. Gr. 8. 3 M. 20 Pf.

Wölfing, Todtenfestpredigt, dem Andenken seines theuern Amtsvorgängers und Freundes D. Emil Frommel gewidmet. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. 12.

Zur Erinnerung an Emil Frommel. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. 12. 1 M.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von **F. A. Brockhaus** in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Das Recht der Kommunalverbände in Preußen.

Historisch und dogmatisch dargestellt von

Dr. Paul Schoen,

a. o. Professor der Rechte in Jena.

Ergänzungsband zu:

von Rönne, Das Staatsrecht der Preußischen Monarchie.

8. Geh. 10 M. Geb. 11 M. 50 Pf.

Den von Dr. von Rönne geplanten, infolge seines frühzeitigen Todes unterbliebenen Abschluß des „Staatsrechts der Preußischen Monarchie" bietet der Verfasser in dem vorliegenden Werke. Er hat darin zum ersten mal eine systematische Darstellung des durch die Gesetzgebung der letzten Jahre zu einem nahezu einheitlichen Abschluß gelangten Verfassungs- und Verwaltungsrechts der preußischen Provinzen, Kreise und Gemeinden gegeben. Der Verfasser trägt dabei überall auch der Praxis Rechnung, indem er neben Erörterung der zahlreich sich darbietenden Streitfragen zugleich alle wichtigeren Entscheidungen der höchsten Behörden mittheilt.

Ein ausführlicher Prospect ist durch jede Buchhandlung und von der Verlagshandlung gratis zu erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Kunstkritische Studien über italienische Malerei.

Von

Ivan Lermolieff.

I. **Die Galerien Borghese und Doria Panfili in Rom.** Mit 62 Abbildungen.

II. **Die Galerien zu München und Dresden.** Mit 41 Abbildungen.

III. **Die Galerie zu Berlin.** Nebst einem Lebensbilde Giovanni Morelli's herausgegeben von Dr. Gustav Frizzoni. Mit Porträt und 66 Abbildungen.

8. Jeder Band einzeln geh. 10 M., geb. 11 M. 50 Pf.

Der als Kunstkritiker unter dem Pseudonym Ivan Lermolieff bekannte italienische Senator Giovanni Morelli entwickelt in seinen „Kunstkritischen Studien über italienische Malerei" in lebendiger Weise seine kunstkritische Methode an der Hand der in den obengenannten berühmten Galerien enthaltenen Bilderschätze, wobei er durch zahlreiche vorzügliche Reproductionen wichtiger Gemälde u. s. w. unterstützt wird. Die in den drei Bänden niedergelegten Resultate haben schon sehr vielfach veranlasst, dass Gemälde im Gegensatz zu der bisher herrschenden Ansicht den von Morelli angegebenen Meistern zugeschrieben worden sind.

Dem dritten Band hat der Freund und Schüler Morelli's, Dr. Frizzoni, als Kunsthistoriker ebenfalls wohlbekannt, ein warm geschriebenes Lebensbild des in jeder Hinsicht bedeutenden edeln Mannes beigegeben, welches von einem treuen Porträt nach Lenbach begleitet ist.

Die „Kunstkritischen Studien über italienische Malerei" sind nicht allein für jeden Kunsthistoriker unentbehrlich, sondern auch für jeden Kunstfreund und Besucher der Galerien in Rom, Dresden, München und Berlin von fesselndem Reize. Jeder Band ist auch einzeln zu beziehen.

Für Schriftsteller.

Literarisches Büro für Druck- und Verlags-Vermittelung von Manuscripten u. A. Sachverständige, sichere und billige Besorgung. — Ausführlicher Prospect nebst „Bedingungen" u. s. w. unentgeltlich, portofrei.

Berlin, N. Ruppiner-Str. 4, I.

Ernst Cumme,

Verlagsbuchhändler u. Literat, Mitglied des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Erzählungen aus dem Ries

von

Melchior Meyr.

Vierte Auflage. Vier Bände.

8. Jeder Band geh. 3 M., geb. 4 M.

Die Bände sind einzeln unter folgenden Titeln zu beziehen:

Ludwig und Annemarie. — Ende gut, alles gut.
Die Lehrersbraut. — Der Sieg des Schwachen.
Regine. — Gleich und Gleich.
Der schwarze Haus. — Georg.

Melchior Meyr's „Erzählungen aus dem Ries" sind anerkannt als Dorfgeschichten, in denen das Leben der Bewohner jenes gesegneten schwäbischen Gaues lebenswahr geschildert wird, als ein würdiges Seitenstück zu Auerbach's „Schwarzwälder Dorfgeschichten".

In der auf die Hälfte des frühern Preises ermäßigten vierten Auflage sind die Bände auch einzeln käuflich.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Heinrich Schliemann's Selbstbiographie.

Bis zu seinem Tode vervollständigt.

Herausgegeben von **Sophie Schliemann.**

Mit einem Porträt in Heliogravüre und 10 Abbildungen.

8. Geh. 3 M. Geb. 4 M.

Eine Einzelausgabe der sehr interessanten und charakteristischen Selbstbiographie des berühmten Entdeckers von Troja, welche allen, die über seinen merkwürdigen Lebensgang und seine erfolgreiche Thätigkeit Näheres zu wissen wünschen, zu empfehlen ist.

Ein neues Bildniss Schliemann's in Heliogravüre und Abbildungen der Hauptstätten seiner Wirksamkeit (Troja, Mykenae, Tiryns) schmücken das Werk.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig (Querstr. 16).

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer.
Preis vierteljährlich 7 M. 50 Pf.,
jährlich 30 M.

Nr. 5.

Leipzig,
28. Januar 1897.

Inhalt: Deutsch-Amerikanische Dichtung. III. Von Karl Busse. — Zur Völkerkunde. Von Th. Achelis. — Beiträge zur deutschen Culturgeschichte. Von Rudolf Wustmann. — Aus der Erzählungsliteratur. Von Richard Weitbrecht. — Dramatische Werke. Von Friedrich Kummer. — Naturwissenschaftliche Schriften. Von Franz Bendt. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Deutsch-Amerikanische Dichtung.

III.

Wir stehen an der Schwelle der Gegenwart. Und natürlich drängen sich die Talente oder besser die Reimlinge da in dichten Scharen, daß man ganz kopfscheu vor dem Wirrwarr steht und fast den Muth verliert, sich durch all die Verse durchzuarbeiten. Zimmermann hat einem die Arbeit dabei auch nicht viel leichter gemacht. Denn hier sind der tauben Muscheln viele.

Es sind also die Nach-Achtundvierziger, denen wir uns zuwenden. Die Einwanderung trug da einen vorwiegend wirthschaftlichen Charakter. Es läßt sich also erwarten, daß vor allem der sociale Zug in der deutsch-amerikanischen Dichtung sich ausprägen wird. Wenn wir bedenken, wie Hunderttausende, die des Lebens Noth und die Hoffnung auf Gewinn aus dem Vaterlande treibt, dort drüben doch noch ganz anders zupacken und kämpfen müssen, so glaubt man mit Gewißheit fast den Charakter der deutschen Dichtung in Amerika bestimmen zu können. Und doch — das ist das Merkwürdige: nichts davon, gar nichts! Die Achtundvierziger haben fast mehr sociale Stoffe (im weitern Sinne) behandelt als die gegenwärtigen Dichter. Die paar Ausnahmen, die man findet — die Finger einer Hand genügen reichlich zur Herzählung — bestätigen nur die Regel. Wir müssen da wol nach dem psychologischen Grunde suchen, und ich glaube, man wird mancherlei zur Erklärung heranziehen können.

Zunächst: gerade diejenigen, die oft am schwersten mit der Noth ringen müssen, haben stumme Lippen, die Arbeiter, das Landvolk, die Zwischendeckpassagiere. Bleiben die oft noch schwerer betroffenen Gebildeten, die Offiziere, die politisch Verfolgten u. s. w. Wird bei ihnen ihr Ringen und Kämpfen ums tägliche Brot einen dichterischen Niederschlag finden? Kaum; oder jedenfalls einen dichterischen Niederschlag, der ganz anders aussieht: ihr Elend wird sich poetisch umsetzen in Sehnsucht nach der Heimat, wo es doch vielleicht besser war. Begünstigt wird gerade das dadurch (ein nicht zu unterschätzender Factor), daß die Sprache diesen Leuten, die doch meistens nicht Berufsschriftsteller sind, wol Bilder, Worte, Clichés für die Heimatssehnsucht, weit weniger jedoch für das sociale Elend an die Hand gibt. Es kommt noch hinzu, daß die Noth doch ein sehr zweifelhafter dichterischer Motor ist. Ein oder zwei Hungerjahre sind für den Poeten ausgezeichnet. Es gehen ihm nicht nur eine Menge neuer Empfindungen auf, er wird auch angespornt. Aber längere Noth verbittert oder zermürbt, macht also dichterisch unfruchtbar. Das Elend singt nicht. Uebrigens will ich der deutsch-amerikanischen Dichtung keinen Vorwurf daraus machen, daß sie über die socialen Probleme der Gegenwart hinweggeht. Wenn das ihr einziger Fehler wäre, könnte sie stolz und froh sein. Ich stehe der ganzen socialen Poesie unserer Tage mit großem Mistrauen gegenüber. Sie taugt nämlich gar nichts, und ihre Vertreter sind nur Talente zweiten und dritten Ranges. Aber das nur nebenbei. Resultat also: die deutsch-amerikanische Lyrik kennt den socialen Zug wenig oder gar nicht.

Schlimmer ist es, daß sie auch den in gutem Sinne modernen Zug nicht kennt. Das kann an zwei Dingen liegen. Erstens daran, daß sie keine wahrhaft großen dichterischen Persönlichkeiten hat. Zweitens: daß sie die Vorbedingungen, die zu unserer modernen Dichtung führten, nicht gekannt und gehabt hat. Ich habe zu oft an dieser Stelle über den Zusammenhang unserer großen politischen Errungenschaften und unserer Dichtung gesprochen, als daß ich das hier zu wiederholen brauchte. Deutsch-Amerika war wie Deutsch-Oesterreich nur freudiger Zuschauer. Eine innere Rückwirkung auf beide, wie wir sie erlebten, blieb aus. Das kann nun sogar in einer

Weise für Deutsch-Amerika ein gutes Zeichen sein. Denn daß es sich jetzt literarisch vom Mutterlande trennt, daß es von unsern politischen Erschütterungen im innersten Lebensmark nicht mehr getroffen wird, das läßt vielleicht den Glauben aufkommen, daß gewaltige Erschütterungen irgendwelcher Art in Amerika, von denen auch die dortigen Deutschen berührt werden, einst auch die deutsch-amerikanische Dichtung bilden und ihr das Gepräge geben werden. Sie wird und muß einst nicht mehr, wie bisher, nur eine literarische Colonie von uns sein, sondern ein eigenes Leben leben. Das Deutsche soll darunter nicht leiden. Gerade Amerika ist doch schließlich der Entwickelung von Individualitäten außerordentlich günstig. Ein rein deutscher Staat in Amerika, so zwar, daß der Strom der Auswanderer nach Pennsylvanien oder Wisconsin gelenkt wird, eine deutsche Republik, wie jene prächtige Boerenrepublik in Afrika — das gehört ja ins Gebiet der Utopien. Und doch wäre es nicht nur ein Glück für uns, sondern auch für die Deutsch-Amerikaner und eine deutsch-amerikanische Literatur, denn jetzt weiß man oder wird man nicht wissen, wenn sich eine eigenartige deutsche Dichtung in den Vereinigten Staaten entwickelt, was dazu der Einfluß der Natur, der veränderten Lebensbedingungen beigetragen, oder was die englische Einwirkung ausgemacht hat.

Noch ein weiteres Moment verdient Hervorhebung. Nämlich das Auffällige an dieser deutsch-amerikanischen Literatur: sie ist zum guten Theile hypersentimental. Das kommt nicht nur daher, daß das Heimweh, die Sehnsucht nach dem verlassenen und verlorenen Vaterlande, nach dem Rhein und dem Grabe der Mutter, eine so große Rolle darin spielt. Sondern es ist auch die Reaction gegen das praktische nüchterne Leben, gegen die Jagd nach dem Dollar, gegen die einseitige Verstandesherrschaft, die einseitige mercantile Bildung. Wir haben etwas ganz Aehnliches in der deutschen Dichtung. Man braucht sich nur die Herwegh, Freiligrath, Kinkel u. s. w. anzusehen, um dort neben den tyrannenblutlechzenden Gedichten die thränenduseligsten, weibisch-sentimentalsten Lieder zu finden. Wenn Amerika aus dem Jugendalter allmählich herauskommt, wenn in Ruhe oder Erschütterungen sich der Ausgleich vollzieht, wenn ein festeingesessener, wohlhabender Durchschnitt sich erst entwickelt haben wird, kurz, wenn der Kaufmann dort nicht mehr der Herrgott, die gewagte Speculation nicht mehr das alleinseligmachende Evangelium sein wird — dann wird sich auch der Ausgleich in der Literatur vollziehen, und diese Hypersentimentalität wird schwinden.

Ich möchte nun wenigstens die bedeutendsten der deutsch-amerikanischen Dichter der Gegenwart, der letzten Jahrzehnte herausgreifen. Daß ich sie nicht alle nennen, daß ich sie nicht einzeln charakterisiren kann, ist wol klar. Den Reigen mag eröffnen Kara Giorg (Gustav Brühl), dessen Oberlehrergesicht mit Brille und kühner Tolle in effigie das Zimmermann'sche Werk schmückt. Er ist mehr Schilderer als reiner Lyriker, auch er hat noch nicht das vieldeutende Schweigen gelernt und ruft mir zu oft: „Ha!" Aber Kraft ist darin, in den Schilderungen, und Formgewandtheit, die sich oft zur Formschönheit vertieft, besonders in dem Gedicht „Ponce de Leon". Das Gute an diesem Poeten ist, daß er sich hauptsächlich amerikanischen Stoffen zuwendet: „Tigac Amaru", „Am See von Atitton", „Indianersagen" — da ist nicht nur fester Grund, sondern vor allem amerikanischer. Weicher als er ist J. W. Dietz. Er besingt das deutsche Gemüth und ist das, was wir „sinnig" nennen. Einen Frühlingsgruß an die Achtundvierziger hat er aber geschrieben, der prächtig ist:

> Und überall, im Frühlingssonnenscheine,
> Den Zweig am Hut, den Schläger in der Faust,
> Begeistert singend: „Freiheit, die ich meine!"
> Kam wie der Sturm die Jugend angebraust.

Ein paar hübsche Verse („Am Krankenlager" — „Entsagung") sind auch von Georg Heß da. Philipp Haimbach dichtete ein kleines sehr nettes Stimmungsbild („Auf dem Meere. IV"), während seine übrigen Sachen nicht der Rede werth sind. Grill singt ein wol selbsterlebtes Reiterlied „Auf Urlaub"; Theodor Kirchhoff, von seinen deutsch-amerikanischen Freunden wol überschätzt, wendet sich auch dem speciell Amerikanischen in der Natur und im Leben („Hotelzug auf der Pacificbahn") zu.

Naiver scheint E. A. Zündt zu sein. In „Waldvögelein" gelingt es ihm wenigstens, den Volkston sehr hübsch zu treffen, und auch: „Geh, James, lösch diese Lampen aus", die „Heimkehr von der Arbeit" und der „Siegerfrühling 1871" werden ihre Freunde finden. Von E. Sutro-Schücking ist ein inniges Gedicht „Damals und jetzt" zu erwähnen, von Victor Precht ein kleines Lied und das „Lied einer Spanierin".

Der bedeutendste von allen eben Genannten scheint mir aber Udo Brachvogel. Es ist Freiligrath'sche Schule: glanzvolle Diction, Verve, leichtes Ueberschäumen. Der „Indianer-Sommer" beginnt:

> Den Hügel noch empor, mein wackres Thier,
> Dort lichtet sich der Wald, dort halten wir —
> Fühlst du den Sporn? hinan mit flücht'gen Sätzen!
> Schon schließt sich hinter uns die Tannennacht,
> Frei schweift der Blick — ha, welche Farbenpracht!
> Erschloß sich Scheher'zadens Märchenschacht,
> Rings alles zu bestreun mit seinen Schätzen?

Und um eine Schilderung mit den glühenden Farben Freiligrath's: „Der Ahorn lodert in Herbstespracht, in Silber steht die Sykomore, purpurn schlingen sich die Reben um die Lorbereiche, aus dem Scharlach der Sumachbüsche bricht das Reh, während oben sich die Falken im Sonnenlichte baden." Und mit welcher Formkunst und Sprachweichheit dichtet Brachvogel sein „Capua":

> Vom Frühlingsduft umquollen,
> Die heiße Brust entblößt,
> Das Gürtelband der vollen
> Holdseligkeit gelöst:

So lagst du vor dem Sinne
Des wunden Puniers da
Und schmolzest ihn in Minne,
Sirene Capua.

Die „Römische Nacht" gibt beiden nichts nach.

Ganz anders Julius Bruck. Sein Humor ist köstlich. Das Lied vom Menschen und seinen Getränken: Muttermilch, Leberthran, ein Schnäpslein, ist ganz so, daß es in eins unserer Declamatorien aufgenommen werden könnte. Es wird gewiß viel Spaß machen. Friedrich Albert Schmitt wieder ist mehr auf Liebeslieder geaicht und auf stille Naturfeier; Rudolf Thomann hat seinen deutsch-amerikanischen Brüdern ein schönes Weinlied in „Gutedel" gegeben, und Wilhelm Keilmann ist der preisgekrönte Verfasser der Festcantate zur Columbia-Feier, deren vierter Theil: „Ave maris stella", besonders schön ist, und die das Motto trägt: „Mein herrlich Lieb ist Columbia, meine herzige Mutter Germania!"

Georg Juraschek, sonst wahrscheinlich kein großes Lumen, hat einen merkwürdig fein-lyrischen Anfang: „Nur eben jetzt! — Das möchte dann etwa so lange sein, Als eine Welle blinkt im Sonnenschein" — ein Anfang, der mir ein paar Tage im Ohr lag. Erwähnen wir noch die beiden Müller, Wilhelm und Hubert, und Konrad Nies, den ziemlich flott begabten jungen Lyriker, der auch bei uns schon den engsten Literaturkreisen bekannt ist oder war — und wir können die Aufzählung schließen.

Ich habe hier natürlich nur einen Bruchtheil der Poeten genannt, die in der Anthologie mit Proben vertreten sind. Und zwar ging ich nur nach den Gedichten. Der deutsch-amerikanische Vielschreiber Karl Knortz, der eine miserable Geschichte der nordamerikanischen Literatur verbrochen hat und auf allen Gebieten zu dilettiren scheint, hat zwar einen Ehrenplatz auch in dem Zimmermann'schen Werke erhalten, aber ich muß ihm denselben an diesem Orte bestreiten.

Ein größerer Anhang, wol erst zur zweiten Auflage hinzugekommen, bringt noch mancherlei neue Namen, doch wir können ruhig sein: ein unsterblicher ist ganz gewiß nicht dabei. Auch die Dialektdichtung findet in Amerika schon Pflege. In Pennsylvanien hat sich direct ein deutscher Dialekt schon entwickelt, dem pfälzischen ähnlich, mit schwäbischen und alamannischen Zusätzen. Als der bedeutendste Dichter darin gilt Heinrich Harbaugh, den die Deutsch-Amerikaner unserm Holtei an die Seite stellen wollen. Ich kann das nicht nachprüfen, weil mir der Dialekt zu viel Schwierigkeiten macht.

Angemerkt sei übrigens für eine dritte Auflage der Anthologie, daß der als noch in Amerika weilend angeführte Maurice von Stern schon seit vielen Jahren Buchhändler und Antiquar in Zürich ist.

Es kann nicht wundernehmen, daß in dem „freiesten" Lande der Welt auch die Frauen an der Poesie selbstschaffend theilnehmen. Es kommt jedoch, nach den Proben, die ich sah, dabei noch weniger heraus als bei uns, was etwas heißen will. Und die Naturdichter, die es drüben natürlich auch gibt, sind ebenso naiv wie die Ambrosius u. dgl. hierzulande.

So ständen wir am Schlusse. In verschiedenen Perioden haben wir die deutsch-amerikanische Poesie verfolgt und sie, soweit sich das hier thun ließ, soweit Raum, Wissen und Kräfte langten, charakterisirt. Was ihr fehlt, haben wir gehört. Es ist auch die Hoffnung ausgesprochen worden, daß dieser Erdgeruch, das Erdenkräftige, sich mit der Zeit einstellen wird. Ich glaube, wir brauchen darum nicht bange zu sein. Vielleicht kommen die Deutsch-Amerikaner dann auch vom Gedicht zum Liede. Denn das sei auch noch hervorgehoben: Lieder haben ihnen ihre Dichter nicht recht gegeben. Die Achtundvierziger und die folgenden waren alle mehr Rhetoriker, mehr Kämpfer, mehr Prediger, mehr Moralisten als Sänger. Denn ich verstehe unter Lied nicht, daß man unserer Nationalhymne einen andern Text unterschiebt, oder statt „Ich bin ein Preuße" sagt „Ich bin e Pennsylvänier". Sondern ich meine damit, eine Liedbegabung, wie sie speciell Wilhelm Müller (d. h. unser Wilhelm Müller, nicht der Deutsch-Amerikaner), oder Eichendorff, oder Uhland, oder Heine hatten, wenn auch in niederer Bedeutung, fehlt den Deutschen jenseit des Oceans fast ganz.

Und warum ich nun so ausführlich über die Literatur unserer fernen Brüder berichtet habe? Es liegt nicht an der Literatur, sondern an den fernen Brüdern. Das Herz geht einem auf, wenn man diese Anhänglichkeit an das Mutterland sieht. Und ich meine, da ist es für uns eine nationale Pflicht, für die wir Zeit haben müssen, den Deutschen unterm Sternenbanner durch die Beschäftigung mit ihrer Literatur zu zeigen, daß auch wir sie nicht vergessen haben. Sehen sie, daß wir in der alten Heimat ihnen Liebe und Interesse entgegenbringen, so wird das ein Ansporn und befruchtender Thau für sie sein. Ein Ansporn, der zu einem guten Ziele führt. Die deutsch-amerikanische Dichtung wird sich heben und einst Früchte zeitigen, mit denen sie uns danken wird, und diese Dichtung wird dann nicht nur ein Zeichen sein, daß ihr Deutschthum unsern Stammesgenossen theuer ist, sondern sie wird auch die Gewähr sein, daß es ihnen theuer bleibt. Diese Dichtung wird dann ein Baum sein, der die Schwankenden hält. Damit möchte ich von ihr Abschied nehmen. Das Pflänzchen ist heute klein und unscheinbar — daß die Deutsch-Amerikaner es aber so hüten, wie sie es thun, gibt die frohe Gewißheit, daß es einst stark und groß werden wird, und dann nicht nur, wie Konrad Krey singt, einem armen Deutschen, der in der Fremde ist, Schatten gewähren kann, sondern allen, die nach Schatten suchen.

Karl Busse.

Zur Völkerkunde.

Gegenwärtig tritt die Ethnologie — sehr zu ihrem Vortheil — offenbar in ein Stadium der Selbstbesinnung und nüchterner Prüfung des Details gegenüber dem verführerischen Drang, dem sie eine Zeit lang unter dem Druck der Entwickelungstheorie gehuldigt, mit weit angelegten Principien die verschiedenen socialen Differenzirungen des Menschengeschlechtes im systematischen Zusammenhange zu erfassen. Je schärfer die Kritik das überlieferte Material sichtet, um so unerbittlicher richten sich auch die aus dieser methodischen Umgestaltung sich mit Nothwendigkeit ergebenden Principien gegen frühere Hypothesen, die wol schon in dem verlockenden Scheine beweiskräftiger Sätze und wissenschaftlicher Wahrheiten geprangt hatten. Eine solche heilsame Prüfung übt auch das vorliegende Buch, auf das wir die Aufmerksamkeit unserer Leser richten möchten, betitelt:

Die Formen der Familie und die Formen der Wirthschaft. Von E. Große. Freiburg i. Br., J. C. B. Mohr. 1896. Gr. 8. 5 M.

Eine eindringliche Untersuchung, die um so ernsteres Studium verdient, weil sie bei aller berechtigter Opposition gegen herrschende Irrthümer doch auch zu Widerspruch herausfordert.

Der Verfasser macht nicht ohne Grund die verhängnißvolle Manie, überall à tout prix eine lückenlose Entwickelung der Dinge sehen zu wollen, für manche bedeutungsvolle Fehlschlüsse voreiliger Systematiker verantwortlich:

> Die gesammten organischen Naturwissenschaften unserer Tage schreiten in dem Heerbann der Entwickelungsidee. Die Lehre, daß jede Lebensform ein Glied in einer Entwickelungsreihe ist, die sich unabsehbar durch Vergangenheit und Zukunft dehnt, hat uns so vollständig aus der Knechtschaft unserer alten Dogmen befreit, daß uns kaum etwas anderes übrigbleibt, als sie selbst zur allein berechtigten Anschauung zu erheben. Wie man sich früher über eine neue Erscheinung damit zu beruhigen pflegte, daß man sie in dem sichern Schubfach einer Species unterbrachte, so sieht man jetzt jedes Ding vornehmlich darauf an, ob es sich zur Ausfüllung einer Lücke in irgend einer Entwickelungsreihe eigne. Besonders die Sociologie hat das Vorrecht ihrer Jugend benutzt, um der Entwickelungsidee eine Herrschaft einzuräumen, die, wenigstens in einigen Köpfen, fast jede andere ausschließt. Man hat ihr schon beinahe alles geopfert, was in dem weiten Gebiete unserer Wissenschaft zu finden ist — Werkzeuge, Waffen, Wohnungen, Sitten, Gesetze, Staatsformen, Religionssysteme —, und alle diese und noch viele andere Dinge sind zu wohlgefügten Entwickelungstreppen aufgethürmt, auf denen die Forschung schnell und leicht zu der höchsten Erkenntniß emporsteigt. (S. 1.)

Bei dieser Sachlage der Dinge kann es dann nicht überraschen, wenn manche Position, die einem schnellen Ansturm erlag, nachträglich geräumt werden mußte; so ist das der Fall mit der unglücklichen Promiscuitätshypothese Bachofen's, bei der wir dem Verfasser völlig beistimmen, wenn er meint, es sei nur zu hoffen, daß die Ethnologie möglichst schnell diese Jugendsünde vergesse. Wenigstens ist das Verdict gegen diejenige Fassung der Theorie, und das ist die geläufige, festzuhalten, welche jenen Zustand von einem vollständigen Fehlen individueller Ehebündnisse als einen normalen, rechtlich fixirten betrachtet; daß hingegen hier und da recht lockere eheliche Verhältnisse thatsächlich vorkommen, ist ebenso wenig zu leugnen, als man sich andererseits die bekannte vaterlose Familie der Nair an der Malabarküste anders als wie eine blos locale Zersetzung und Rückbildung erklären dürfte. Ebenso glücklich ist unsers Erachtens die von Große versuchte Anknüpfung der Beweisführung an die Betrachtung wirthschaftlicher Verhältnisse; nur von diesem festen Boden aus lassen sich mit annähernder Sicherheit die bestimmenden Gründe für die Veränderung der Eheformen bei den verschiedenen Völkern der Erde erschließen: allgemeine Deductionen laufen nur allzu sehr Gefahr, den Thatsachen Gewalt anzuthun, statt sie zutreffend zu erklären. Endlich ist auch der Versuch einer klaren, Misverständnisse von vornherein ausschließenden Definition zu loben. Wie viel Verwirrung hat nicht schon das harmlose Wort Familie angestiftet, weil sich jeder unter diesem vieldeutigen Begriff etwas anderes dachte? Einige von diesen Erklärungen mögen hier folgen:

> Die Familie im engsten Sinne ist die Gemeinschaft der in einem dauernden und ausschließlichen Eheverhältnisse lebenden Aeltern und ihrer Kinder. Diese Form, welche als mehr oder minder selbständige Organisation bei jedem Volk besteht, wird von uns durchgängig als Sonderfamilie bezeichnet werden, zum Unterschiede von der Großfamilie, die nicht nur Aeltern und Kinder, sondern außerdem noch die Frauen der Söhne mit ihren Söhnen und den Frauen und Nachkommen derselben zu einer Gemeinschaft vereint. Die Sonderfamilie, welche sich auf zwei Generationen beschränkt, ist die einzige Familienform, die innerhalb der neuern westeuropäischen Cultur noch eine praktische Bedeutung besitzt; die Großfamilie dagegen, welche drei bis vier Generationen zusammenkettet, herrscht unter den alten Culturvölkern des Westens und des Ostens. Die Familien der Römer wie die der Chinesen sind Großfamilien. Der Sonderfamilie und der Großfamilie gegenüber stellen wir die Sippe. Eine Sippe ist eine Gruppe von Personen, welche sich durch gemeinsame Abstammung verbunden fühlen. Während sich die Sonderfamilie und die Großfamilie nur in einer Linie erstrecken, breitet die Sippe flächenartig auch über die Seitenlinien ihre Verzweigungen aus. Eine Sippe, welche sich allein auf die Gemeinschaft des väterlichen Blutes gründet, welche also alle Verwandten mütterlicher Seite ausschließt, nennen wir eine Vatersippe. Solche Vatersippen sind die Gentes der Römer, die Kharuba der Kabylen, die Marga der Batak. Eine Sippe dagegen, welche sich auf die Gemeinschaft des mütterlichen Blutes gründet, welche also die Verwandtschaft von väterlicher Seite nicht berücksichtigt, nennen wir eine Muttersippe. Solche Muttersippen sind die Tarward der Nair, die Suku der Malaien von Menangkabau, die Todtengruppen der Irokesen, die Banda der Ovaherero. (S. 10.)

Ein Stamm stellt sodann eine Gruppe von Individuen dar, welche dieselbe Sprache reden und unter derselben socialen Organisation leben, ohne daß gerade, wie

Große meint, immer das Bewußtsein gemeinsamer Abstammung maßgebend zu sein braucht. Wenn wir uns nun zu unserm Problem wenden, und zunächst in die Erörterung über den Ursprung der Ehe eintreten, so möchten wir auch hier die frühere Warnung vor allgemeinen speculativen Erwägungen und psychologischen Combinationen wiederholen. Ganz gewiß ist der Protest Große's gegen die Ableitung der Ehe aus blos sexuellen Motiven gerechtfertigt, da bei den meisten Völkern gerade die Befriedigung geschlechtlicher Bedürfnisse außerhalb der Ehe nicht den allergeringsten Beschränkungen unterliegt. Aber was soll dem gegenüber der Appell an eine freundschaftliche Neigung, die den rohesten Stämmen ebenso wenig versagt ist als den civilisirten Nationen? Wo wäre das möglich, von unserm reconstruirenden Standpunkt aus, das noch mit annähernder Sicherheit zu ermitteln? Und das ist uns um so auffallender, als unser Gewährsmann mit vollem Recht betont, daß überall wirthschaftliche Erwägungen im Vordergrund gestanden hätten und zwar keineswegs in der schamhaften Verhüllung, welche unser zartes sittliches Bewußtsein für nöthig halte. Die ganze Geschichte der Ehe durch all ihre Wandlungen bis hinauf in Zeiten schon sehr vorgerückter Gesittung legt von diesem realistischen Hintergrund ein allzu beredtes Zeugniß ab. Die Formen der Wirthschaft, welche nun den Entwickelungsgang der Ehe beeinflussen, entsprechen im allgemeinen dem geläufigen Schema der Jäger, Viehzüchter und Ackerbauer, mit welchem man die einzelnen Gesittungsstufen der Menschheit zu umspannen pflegt. Unser Gewährsmann hat die erste und letzte Gruppe in eine besondere Unterabtheilung zerlegt, höhere und niedere Vertreter der betreffenden Stufe, um auf diese Weise allen Differenzirungen vollauf gerecht zu werden. Es versteht sich von selbst, daß damit nur eine Charakteristik der hauptsächlichen Beschäftigung gemeint ist und daß in Wirklichkeit verschiedene Wirthschaftsbetriebe nebeneinander herlaufen, wie am auffälligsten daran zu ersehen ist, daß durch die Arbeitstheilung der den Acker bestellenden Frauen und der der Jagd obliegenden Männer beide Ernährungsweisen bei ein und demselben Stamm cultivirt werden, was noch jüngst Karl von den Steinen bei den Bakairi in Centralbrasilien festgestellt hat. Große erforscht nun die Wechselbeziehung dieser wirthschaftlichen Verhältnisse zu den jeweiligen Eheformen und glaubt überall, selbst auf den dürftigsten Stufen das Bestehen einer streng individuellen Ehe nachweisen zu können, eine Ansicht, die unanfechtbar ist, wenn man sich entschließt, die thatsächlichen Abweichungen von dieser Norm eben als irreguläre Erscheinungen und eventuell als Zersetzungen localer Art aufzufassen; rechtliche, durch die Sitte geheiligste Institutionen sind sie nicht. Auch darin muß man unserm Gewährsmann beipflichten, wenn er die etwaige Geltung einer Gynäkokratie, einer socialen und gar politischen Frauenherrschaft von der Mutterfolge gänzlich isolirt; auch scheint überhaupt deren Bestand wenigstens nicht auf weite Grenzen hin oder gar als universelle Erscheinung gesichert. Allein was wir ebenso entschieden bestreiten müssen, ist der Versuch Große's, die Bedeutung des Mutterrechts herabzusetzen und es womöglich als locale Rückbildung hinzustellen. Wenn er z. B. sagt:

> Aus dem Mutterrecht folgt zunächst nichts weiter, als daß sich Männer und Weiber, in denen dasselbe Mutterblut fließt, als Blutsverwandte betrachten; daß in einer solchen Verwandtschaftsgruppe die Weiber ein Vorrecht vor den Männern besitzen müßten, folgt daraus keineswegs (S. 164),

so ist mit dieser negativen Bestimmung das Wesen dieser Anschauung nicht erschöpft. Wie maßgebend dieselbe ist, lehrt die Erwägung, daß Stand, Vermögen, Rang u. s. w. sich nur nach mütterlicher Seite vererben bei entsprechender Geltung des Mutterrechts: so bei den meisten Indianern (von den Irokesen und Huronen noch ganz abgesehen), bei sehr zahlreichen afrikanischen Völkern (vgl. Post, „Afrikanische Jurisprudenz", I, 140), auf vielen oceanischen Inseln. Bei Ehescheidungen werden die Kinder wenigstens öfter der Mutter zugetheilt, bei Blutrache und Blutschuld trifft die Verpflichtung und Verantwortung nur diejenigen Personen, welche mutterrechtlich verwandt sind. Auch ist die Leitung des Stammes dem durch weibliche Abstammung die Familienzugehörigkeit erweisenden Manne übertragen, während erst beim Uebergang von Mutter- zu Vaterrecht die entsprechenden Verwandtschaftssysteme auch in Beziehung auf die Erbfolge concurriren. Es ist freilich unbestreitbar, wenn Große sagt, daß matriarchale und patriarchale Mutterstippen nebeneinander bestehen, und ebenso richtig ist es, wenn wir nicht überall mit Sicherheit zu entscheiden vermögen, wo und ob Mutter- oder Vaterrecht älter und ursprünglicher ist. Aber die unleugbare Thatsache, daß bislang noch niemals der Uebergang der Vaterfolge in die Mutterfolge je auf Erden beobachtet ist *), dagegen regelmäßig der umgekehrte Proceß, gibt doch zu denken und beweist mehr als das rhetorisch gefärbte Argument des Consensus gentium, das der Verfasser in einem andern Zusammenhange, auf den wir noch zurückkommen, verwerthet. Dazu kommt noch das Moment, das auch Große nicht verkennt, nämlich daß eben der einfachen volksphysiologischen Anschauung die Abstammung des Menschen von der Mutter als gegeben und natürlich erscheinen mußte, während die Beziehung zum Vater zunächst eine künstliche, durch äußere, rechtliche Anordnung geschaffene ist. Die Ausdrücke für die engsten blutsverwandtschaftlichen Gruppen, so bei den menangkabauischen Malaien sabuwah-perut = die von einem Bauch, Mutterschoß Abstammenden, oder bei den Makassaren pasari battangang von Battang = Bauch, oder bei den Batak semina = Muttergenossen oder Dongan-sabutuha = Bauchgenossen u. a. m. (vgl. Post, „Studien", S. 19 fg.), lassen auf diese ursprüngliche An-

*) Vgl. Post, „Studien zur Entwickelungsgeschichte des Familienrechts", Seite 45 fg.

schauung unzweideutig zurückschließen. Selbstverständlich wollen wir, um diesen Irrthum ausdrücklich abzuweisen, damit keine politische Herrschaft der Frau befürwortet haben, die auch aus andern, psychologischen Gründen nicht sehr wahrscheinlich ist, abgesehen von den vereinzelten, versprengten Notizen, die keinen stricten Schluß auf das Bestehen einer derartigen Organisation zulassen. Der zweite Punkt, dem wir in der vorliegenden Untersuchung widersprechen müssen, betrifft die Raubehe, welche unser Forscher als legale Institution schlechthin in Abrede stellt und nur als eine gelegentliche Gewaltthat bestehen läßt. Auch hier liegt die Sache nicht etwa so, daß diese Eheform die allein übliche gewesen wäre, vielmehr läßt sich auf das bestimmteste nachweisen, daß Kauf- und Raubehe nebeneinander bestanden haben, vielleicht in der Weise, wie Post vermuthet, daß jene die conventionelle, diese die Neigungsehe dargestellt hat (vgl. „Studien", S. 138). Im übrigen ist aber — abgesehen von allen unwidersprechlichen positiven Zeugnissen — die Entstehung dieser Sitte höchst einfach; bei der Isolirung der primitiven Geschlechter und der vielfach scharf durchgeführten Exogamie ist diese Art, zu einem Weibe zu gelangen, um so verständlicher, als ja der Geschlechterkrieg als die Norm der frühesten socialen Existenz bezeichnet werden kann. Es ist auch demgemäß gar kein Gegengrund, wenn Große bemerkt:

> Ein australischer Vater ist über den wirklichen Raub seiner Tochter ebenso entrüstet als ein europäischer Vater über die romantische Entführung der seinigen. (S. 106.)

Abgesehen freilich davon, daß hier sehr schwer eine exacte Vergleichung sich durchführen läßt, obschon immerhin der moralische Affect nach unserer Auffassung eher in dem modernen Europäer entbrennen wird, hindert das gar nicht, daß diese ihm persönlich zugefügte Schädigung, die er demgemäß auch als Kränkung, oder als Minderung des Besitzzustandes empfindet, die Consequenz eines durchaus objectiven und normalen Gedankens und Verfahrens darstellt. Erst später, wenn der ewige Kriegs- und Fehdezustand mit all seinen lästigen Anhängseln als dauernde sociale Schädigung erkannt wird und z. B. die Blutrache verschwindet, tritt dafür die Sühnung durch Zahlung einer Buße ein. Ja es kommt sogar vor, wie Post ausführt, daß es umgekehrt als Rechtsbruch erscheint, dem Räuber das geraubte Mädchen wieder wegzunehmen, und sich andererseits der Räuber desselben nicht wieder entledigen darf. („Studien", S. 139.) So sehr ist der Frauenraub eine legale Eheform. Es erscheint uns äußerst gewagt und wäre beiläufig bemerkt auch eine vom Verfasser so verpönte symbolische Deutung, dem kriegerischen Instinct durch die Einkleidung der Heimführung in ein kriegerisches Schauspiel einen Tribut zu zollen, wenn man den Brautraub nur aus dieser Tendenz herleiten wollte; hier darf man doch wohl mit Fug und Recht das Tylor'sche Princip des Ueberlebsels zur Anwendung bringen und aus diesen noch bis in höhere Culturstufen hineinragenden Scheingefechten auf einen frühern blutigen Ernst zurückschließen. Daß freilich diese Auffassung und Norm mit unsern specifischen Rechtsanschauungen streitet, ist klar; nur sollte man darin umgekehrt keinen Anstoß und Gegenbeweis sehen, da es doch wissenschaftlich ganz unzulässig ist, subjective Empfindungen und Culturströmungen als objective Kriterien zu nehmen. Wie sich übrigens allmählich ein Wandel der Auffassung vorbereitet, ersieht man sehr klar auch aus dem Umstande, daß verschiedentlich zwischen der wirklichen und der symbolischen Raubehe unterschieden wird; außerdem sollte man nicht vergessen, daß für jene Zeiten das Weib als ein ganz besonders begehrtes Beutestück im Kriege erscheinen muß. Wie der Frauenkauf mit Nothwendigkeit das schon bestehende Uebergewicht des Mannes noch mehr befestigen und zur souveränen Alleinherrschaft des altrömischen Pater familias führte, so ist auf dem Boden des Ackerbaues, den, wie von der Steinen mit Recht sagt, die Frau erfunden hat („Unter den Naturvölkern Centralbrasiliens", S. 214), das Mutterrecht und die matriarchale Organisation erwachsen, und zwar meist so, daß doch ein Mann, in der Regel der Bruder der Mutter, die Herrschaft führt. Auf den Stufen des höhern Ackerbaues jedoch, wo schon die Anfänge einer Industrie sich zeigen, wo neben dem Grundbesitz das bewegliche Vermögen eine große Rolle zu spielen beginnt, erscheinen nach unserm Gewährsmann zwei Typen; in dem ältern herrscht die Großfamilie — so bei den Culturvölkern des Alterthums, bei den Chinesen und Japanern —, in dem jüngern die Sonderfamilie nach unsern Begriffen. Wie die Sklaverei der Frau der Alleinherrschaft des Mannes entspricht, dem die uneingeschränkte Befugniß über Leben und Tod der Seinigen zusteht, so hat umgekehrt die westeuropäische Civilisation die Härte und Schroffheit des Patriarchats immer mehr zerbröckelt und schließlich bis auf wenige Reste zu Fall gebracht hat. Große schreibt:

> Am tiefsten ist das alte Patriarchat unter den europäischen Völkern durch das Christenthum geschwächt worden. Die neue Weltreligion verdrängt und vernichtet die alten Familienreligionen: sie entkleidet den Patriarchen seiner höchsten, der priesterlichen Würde und nimmt damit seiner Herrschaft den Glanz und die Kraft des Gottesgnadenthums. Auf solche Weise von allen Seiten eingeengt und untergraben, ist die Vatergewalt nicht mehr im Stande, die einzelnen Sonderfamilien zusammenzuhalten, welche unter dem Zuge der neuen wirthschaftlichen Verhältnisse immer stärker nach Selbständigkeit streben. Denn auf der einen Seite wird es durch die reichere Ausbildung der Arbeitstheilung, durch die höhere Entwickelung der Industrie und zugleich durch die gesteigerte Beweglichkeit des ganzen Lebens den erwachsenen Söhnen immer leichter und lockender gemacht, sich aus dem strengen Banne der Großfamilie zu lösen und eine eigene, selbstherrliche Existenz zu gründen. (S. 236.)

Damit hat sich, wie ersichtlich, eine vollständige Wandlung vollzogen. Der ehemalige sociale und politische Charakter der Familienorganisation geht bis auf seinen letzten Rest verloren, es tritt eine völlige Gleichstellung

von Mann und Frau ein, mit der verglichen das übliche Geschrei von der modernen Sklaverei des Weibes — wenigstens im Lichte der Ethnologie betrachtet — eine blöde Erfindung ist. Während ja freilich der Frau manche sociale Schranken bezüglich des Erwerbs und ihrer Stellung im öffentlichen Leben gezogen sind (wenn ja auch bekanntlich durchaus nicht mehr überall), so hat sich doch die Eheschließung der Obhut und Verfügung des Mannes, oder des Familien- und Geschlechtsoberhauptes ganz und gar entzogen und ist zu einem freien, auf gegenseitige Neigung (ideal genommen) beruhenden Uebereinkommen und Vertrage beider Betheiligten geworden. Die älterliche Gewalt erstreckt sich nur bis zur Volljährigkeit der Kinder, die Obhut über Leben, Schutz, öffentliche Erziehung u. s. w. hat der Staat übernommen, sodaß die rechtlichen Functionen des Vaters eine immer stärkere Beschränkung erlitten haben. Während auf der einen Seite dem Individuum ein breiter Spielraum zur Bestätigung seiner Fähigkeiten gelassen ist, erscheinen doch auf der andern Seite, wie Große bemerkt, gewisse verhängnißvolle Consequenzen für unser sociales Leben nicht ausgeschlossen:

> Man darf nicht übersehen, daß aus der, wenn nicht rechtlich, so doch thatsächlich stetig fortschreitenden Schwächung der väterlichen Autorität eine Gefahr für die Gesellschaft erwächst. Keine sociale Ordnung kann ohne Gehorsam und Ehrfurcht bestehen, ohne jene Bürgertugenden, welche die Völker der ältern Zeit vornehmlich ihrer strengen patriarchalen Hauszucht verdankten. Können wir leugnen, daß wir die Folgen unserer liberalen Familienorganisation bereits zu fühlen beginnen? Die erzieherische Function der Vatergewalt ist sehr schwer, vielleicht überhaupt nicht, zu ersetzen. Man muß deshalb im eigenen Interesse des Staates entschieden wünschen, daß er die Macht des Vaters über seine Kinder nicht noch mehr schwäche und beschränke, als er es bereits gethan hat. (S. 241.)

Wir können trotz aller principiellen Abweichungen, wie schon bemerkt, die Schrift nur einem eindringlichen und wiederholten Studium empfehlen.

Th. Achelis.

Beiträge zur deutschen Culturgeschichte.

1. Der deutsche S. Christoph. Eine historisch-kritische Untersuchung. Von Konrad Richter. Berlin, Mayer u. Müller. 1896. Gr. 8. 8 M.
2. Geschichte des deutschen Streitgedichtes im Mittelalter. Von Hermann Jantzen. (Germanistische Abhandlungen, herausgegeben von Fr. Vogt, XIII. Band.) Breslau, Wilhelm Koebner. 1896. Gr. 8. 3 M.
3. Der Dichter der Geharnischten Venus. Eine literarhistorische Untersuchung. Von Albert Köster. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung. 1897. Gr. 8. 2 M.
4. Christoph Friedrich Rinck, Hof- und Stadtvikarius zu Karlsruhe, Studienreise, 1783—84 unternommen im Auftrage des Markgrafen Karl Friedrich von Baden. Nach dem Tagebuche des Verfassers herausgegeben von Dr. Moritz Geyer. Altenburg, Stephan Geibel. 1897. 8. 3 M. 50 Pf.

Faßt man unter Culturgeschichte alle die geschichtlichen Erscheinungen zusammen, die nicht Ausfluß des Wollens und Wirkens Einzelner sind, sondern sich nur durch die gemeinsame Mitarbeit einer socialen Gruppe bilden und umbilden, und stellt man ihr den Bericht von politischen oder künstlerischen Thaten großer Männer als Individualgeschichte gegenüber, so ist doch von vornherein klar, daß keine von beiden Arten je völlig losgelöst von der andern auftreten kann. Auch der Culturhistoriker muß sich sagen, daß sich das von ihm vorzugsweise dargestellte Werden nur mit Hülfe der Individuen hat vollziehen können, daß sich auch auf dem großen Arbeitsacker der Gesammtheit kräftigere und schwächere Pflüger scheiden, daß es auch hier vereinzelt auftretende Erscheinungen, Vorläufer und Nachzügler, gibt, oft beinahe isolirte Gestalten, die aber doch nicht durch ihre persönliche Leistung, sondern durch die culturgeschichtlichen Beziehungen ihrer Einzelstellung geschichtlich merkwürdig sind. Andererseits ist die Biographie, die ausgeprägteste Vertreterin der Individualgeschichte, heute nicht mehr denkbar ohne culturgeschichtlichen Hintergrund. Die an der Spitze dieses Aufsatzes genannten Schriften lassen zum Theil entschieden individualgeschichtlichen Inhalt vermuthen; sehen wir zu, ob sie trotzdem nicht so gut wie die andern Beiträge zur deutschen Culturgeschichte zu liefern im Stande sind.

Der gute Riese Christophorus steht dem deutschen Gemüth so nahe, daß Bierbaum von ihm zusammen mit den beiden andern Christonkeln Nikolaus und Ruprecht singen und sagen kann. Und doch reichen die Anfänge seiner Geschichte in nichtgermanische Zeiten und Länder. Das sagt ja schon sein Name. Χριστοφόρος, d. i. Christusträger, wurde schon im 2. Jahrhundert oft appellativisch gebraucht, sowie das häufigere Θεοφόρος und als ein bedeutenderer Ersatz des blassern χριστιανός. Es bildete sich als Typus der χριστοφόροι der Christophoros schlechthin; er wurde in schlichten Volkskreisen concret genommen, und unser Held war da. Er mußte als christlicher Held in einer Zeit, wo es noch Muth brauchte ein Christ zu sein, christliches Wirken und Leiden bewähren, und so erzählte man denn bald von seinen Bekehrungen und seinem Martyrium. Märchenzüge finden sich herzu: die Vorstellung von dem heiligen Helden als von einem Riesen mit einem Hundskopf, die Wunder seiner Taufe im Regen und seines grünenden Stabes. Gegen Ausgang des universalgeschichtlich charakterisirten ersten Jahrtausends steht seine passio in einer Anzahl von Prosafassungen im ganzen fest, und die Art, wie der junge deutsche Kleriker Walther von Speier diese passio im Jahre 983 als Probearbeit in schwülstigem Stil, aber in

guten Leoninen wiedererzählt, ist bezeichnend für die Undeutschheit des deutschen Klerikers unter den Ottonen: Antike und Christenthum in einer damals eben faßbaren Höhe sind die Ideale dieses Bildungsphilisterthums.

Um 1200 erscheint die Legende in völlig anderer Gestalt: sie ist deutsch-volksthümlich geworden. Wie gegen Ende des zweiten Jahrtausends, so ging schon einmal in seinem Anfang das Nationalgefühl der Dichter dem politischen voraus. In der Zeit, als die Volksepen aufgeschrieben wurden, als Walther von der Vogelweide glücklich und stolz ausrief: „tiusche man sint wol gezogen", in der Zeit erscheint auch Christophorus zum ersten mal als ein deutscher Märchenheld. Die christliche Tendenz, die antike Schminke ist er los, dafür ist er ein deutscher Sucher geworden, ist ihm der Trieb eingepflanzt worden, dem besten Herrn Mannentreue zu widmen — ohne daß das zunächst ausgesprochen und dadurch der Duft des Naiv-Epischen abgewischt würde — und eine der köstlichsten aller Märchenscenen ist gewonnen worden, nun der Höhe- und Mittelpunkt des Ganzen: Offerus trägt das Christkind durchs Wasser. Die Wucht des Martyriums, die früher die Hauptsache war, ist jetzt abgeschwächt, namentlich auch dadurch, daß Christophorus nicht apostelartig unter die Heidenvölker geht, sondern zur Vertheidigung im Osten lebender Christen in Streit mit den Heiden geräth — die Erfahrungen der Kreuzzüge legten das nahe — und seinen Tod findet.

Mit der Erklärung der Eindeutschung der Sage hat es sich Konrad Richter (Nr. 1) zu leicht gemacht. Er erzählt: „Der die Legende erfand, vielleicht war er aus dem Kloster entsprungen und hatte eine unbestimmte Erinnerung an eine Geschichte, die er einmal hatte schreiben oder lesen müssen, von Christophorus, von dem Christusträger; jetzt fuhr er im Lande umher als ein Glied der großen diet, die jener Zeit das poetische Bewußtsein des Volkes darstellte. Er saß gerade recht warm und mochte noch nicht weiter, da sann er nach, was er den Abend dann singen und sagen möchte, das Wirth und Gesinde noch nicht vernommen hätten. Und der Abend kam, und er sang von Offer, dem Riesen, der das Christkind durch das Wasser getragen hätte. . . . Jedenfalls ist sicher: die Vorlage unsers Gedichts [es liegt uns überarbeitet aus dem 14. Jahrhundert vor] geht in ihrem eigentlichsten Inhalt nicht auf literarische Tradition zurück, der Dichter war der Erfinder seines Stoffes." Das ist trotz der phantasievollen Erzählung von dem warm sitzenden Fahrenden, der nicht fort will, wol kaum „jedenfalls sicher"; der Verfasser wird sich die Gegenbehauptung gefallen lassen müssen: die neue Legende ist nicht ein derartiges rasches persönliches Product, sondern ein überwiegend culturgeschichtliches. Das leibliche Tragen Christi, das aus dem Namen gefolgert wurde, ist nicht gleichzeitig mit dem Tragen durchs Wasser erfunden worden, wie die ältesten bildlichen Darstellungen ohne Wasser beweisen. Aber das Tragen durchs Wasser ist erst der eigentlich deutsche realistische Zug in der Erfindung, aus dem heimischen Leben genommen und leicht zu begreifen, wenn man an die Wichtigkeit des altdeutschen Fergenthums denkt, wie sie Hildebrand: „Gesammelte Aufsätze und Vorträge", klar gemacht hat. Auch sprachlich-philologisch bietet Richter Anstößiges*), während seine Zusammenstellung und Besprechung der bildlichen Darstellung der Legende ein ansehnliches Material bearbeitet und auch sein Schlußkapitel: „Niederschlag der Legende in Volksbrauch und Volksmeinung", noch manches Hübsche bringt, darunter von culturgeschichtlichem Interesse namentlich den Nachweis, wie die Legende seit Luther zur Allegorie gestempelt worden ist.

Das Streitgedicht, ein Hauptvorläufer des deutschen Dramas, ist lediglich culturgeschichtlich merkwürdig, wenn man von ganz vereinzelten Erscheinungen, wie Walther's Abschied von der Welt, absieht. Gewöhnlich stellt es zwei große Typen gegenüber (etwa miles und clericus: wer ist geeigneter zur Liebe?) und weist damit auf die vorclassische mittelhochdeutsche Zeit als die Zeit seiner Entstehung hin. Als es nach Ablauf der Höhezeit wieder in die Mode kommt, tritt es in derb materialistischer oder satirischer Färbung auf (Stroh, Huhn und Gans gegen schöne Borten, Drossel und Nachtigall; Bürger und Adelicher, wobei der arme Adel verspottet wird; Wolf und Pfaffe), in philosophisch-mystischer Vertiefung (Welt und Minne) oder von geistlicher Tendenz erfüllt (Leib und Seele, Leben und Tod); von Epigonen werden auch Motive der classischen Zeit immer wieder ausgeführt, namentlich auf eine Anregung Walther's hin der Wettstreit zwischen liebe und schœne — dabei darf man nur bei Leibe nicht liebe mit Minne gleichsetzen, wie Hermann Jantzen wiederholt thut. Seine reichhaltige, aber trockene und nicht glücklich disponirte Arbeit „Geschichte des deutschen Streitgedichtes im Mittelalter" (Nr. 2) hätte vollständiger sein können, wenn sie nur die noch immer längst nicht genügend geschätzte Wackernagel'sche „Literaturgeschichte" richtig ausgebeutet hätte; meint übrigens Jantzen nicht, daß unser altes Hildebrandsliedbruchstück in der Hauptsache auch nichts anderes sei, als so ein trotziges Heldengespräch vorm Kampfe, wie er sie aus der nordischen Dichtung mit Recht für die Frühzeit der germanischen Streitdichtung heranzieht, für das althochdeutsche aber leugnet?

Wer nicht weiß, was ein philologischer Genuß ist, der müßte die dritte der oben genannten Schriften von Albert Köster: „Der Dichter der Geharnschten Venus", lesen. Er wird am Schlusse des Büchleins, von dem er mit wachsender Freude wahrnehmen wird, daß kein taubes

*) Ganz verkehrt ist Seite 68 die Auffassung von „nach der pauß", das hier wie an den fünf andern von Schmeller angeführten Stellen nichts anderes heißt als „im Bausch", „im Großen" — daß die Stelle bei Görres einen ironischen Gegensatz enthält, zeigen die Parallelverse:

Ich kauf das Schmalz ein bey dem Loth,
Es wird mir schier zu schwar.

Ebenso falsch ist die entsprechende Stelle im Christophorus aufgefaßt, wo noch ein zweites Misverständniß dazukommt: als ist nicht quasi, sondern omne, alles, ein Versfüllsel aus dem daneben stehenden ganz und gar gewonnen.

Wort darin steht, das Gefühl haben, daß sich ihm die reife Frucht am Zweige, die er ohne Druck berührt, wie von selbst in die Hand legt. Der Verfasser führt uns in jenes Jahrhundert, das die Lyrik handwerksmäßig wie keins wieder betrieben hat. In dem Maße, wie die Dichtkunst damals eine bloße Fertigkeit ist, trägt sie auch vorwiegend culturgeschichtliche und nicht individuelle Züge. Ein Glück für die Wissenschaft! Denn sonst hätte sich ja auch die verhältnißmäßig starke Individualität, um die es sich bei dem „Dichter der Geharnschten Venus" handelt, nicht fangen lassen, wenn wir nicht die burschikosen, lustigen, derben Töne der jungen leipziger Gefolgschaft Paul Fleming's kennten, nicht die sanfte Melodik der Königsberger um Simon Dach, nicht die poetischen Namen, die man in beiden Kreisen der Liebsten gern gab, und nicht die königsberger Anagrammspielereien. Und der hier gefunden worden ist, Kaspar Stieler, längst bekannt und ausführlich geschildert als Lexikograph, ist es werth, aus seinen Jugendgedichten intimer gekannt und gewürdigt zu werden.

Kann man das von „Christoph Friedrich Rinck" (Nr. 4) auch sagen? Einen guten Theil unsers Interesses muß er von vornherein dadurch verscherzen, daß er, ohne selbst auf der Höhe der eben errungenen Zeitcultur zu stehen, doch deren erste Träger beurtheilen will. Er ist ein junger frischer Theolog mit den Idealen der Aufklärung. Theologen hat er unterwegs auch namentlich aufgesucht: die züricher um Lavater, Zollikofer in Leipzig und die berliner schildert er besonders lebendig. Es fehlt nicht an bedeutenden Gesprächsstoffen und an hübschen Episoden, die gesunde Art des Verfassers zeigt sein empfänglicher Sinn für die Natur, sein gemüthlicher, wenn auch etwas philiströser Spott. Aber über Herder und vollends Goethe von ihm berichtet zu bekommen, das ist, als ob man uns Daguerreotypen von Männern zeigte, deren lebendigen Zügen das Tageslicht noch leuchtet. Namentlich bezeichnend für Rinck's geistige Haltung ist folgende Stelle seines Tagebuchs über Christian Felix Weiße:

Beym ersten Anblik liebt man den Mann, eine gute sanfte Seele, sein Gesicht mit der Heiterkeit eines innerlich glüklichen, eines ganz rechtschaffenen Mannes erfüllet, Geistes Talente und Güte des Herzens stralet aus seinem frohen Lächlen. Ich konnte mich nicht enthalten, beym ersten Anblik dieses lieben Mannes eine Vergleichung in meinen Gedanken zwischen ihm und Göthe anzustellen — 2 Männer, die in Schauspielen und andern Werken dem Publikum Produkte ihres Verstandes auftischten. Aber wie Himmel weit unterschieden, so wie der erste Anblik eines jeden*) — wie Licht und Finsterniß. Einer schreibt wizig, aber one Herz; will er gut schreiben, so ists gezwungen, ihm fließt nur Spott über Religion und Tugend leicht. Der andere nicht weniger mit Witz und Geistes-Kraft begabt, und diß veredelt. Die Früchte zeugen von dem Baum, das Wasser von der Quelle — genießt, trinkt hier, Kinder und Erwachsene. Weißens Werke sind köstliche Nahrung für den Verstand u. s. w.

So vermögen wir der Persönlichkeit Rinck's keine tiefere Theilnahme abzugewinnen. Gerade darum aber ist, was er schreibt, culturgeschichtlich gut verwendbar. Da die Culturgeschichte die Zustände einer Gesammtheit, die geistige und materielle Haltung von Gruppen, nicht von herausragenden Individuen betrachtet, wird ihr Auge nicht auf das Allermoderuste fallen, das erst ganz vereinzelte Pioniere zur Verfügung hat, sondern auf Erscheinungen, die bereits Zeit gehabt haben, eine größere Trägerschaft um sich zu versammeln. Kein Zweifel also, daß gerade für die Culturgeschichte der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts Männer von der Bildung Rinck's — Bildung im ursprünglichsten Sinne genommen — lehrreich sind.

Am Ende gibt es keine geschichtliche Aeußerung, die nicht zugleich culturgeschichtlich verwendbar wäre. Erschwert könnte diese Verwendung nur dadurch werden, daß die Aeußerungen aus einem bewußt antisocial gebildeten Geiste kommen, wie ihn in unserm Jahrhundert die ästhetischen Epigonen Goethe's am reinsten darstellen. Sie sehen in jeder That nur die Kunst des Individuums, d. h. seine persönliche Anschauungs- und Bildkraft, nirgends das, was an dieser für ihr Auge absolut persönlichen Leistung doch Leistung des Zeitgeistes, nicht des Einzelnen ist. Wir denken im Gegensatz zu Köster, der culturgeschichtliche Strömungen und persönliche Leistung so schön scheidet, an Männer wie Hermann Grimm, hervorragende Essayisten, Talente für biographische Arbeit, aber nicht berufen, Beiträge zur deutschen oder zu einer andern Culturgeschichte zu schreiben.

Rudolf Wustmann.

*) Seite 72 von Goethe: „Sein Aussehen ist gar nicht einnehmend, seine Mine mehr fein und listig als leutseelig."

Aus der Erzählungsliteratur.

1. Jugendwege. Neue Novellen. Von Margarete Marie von Oertzen. Minden i. W., J. C. C. Brun's Verlag. 1896. 8. 3 M.
2. Der Kakadu und Prinzessin auf der Erbse. Von Anna Croissant-Rust. Leipzig, August Schupp. 1896. 8. 1 M. 50 Pf.
3. Die Sünderin. Realistischer Roman. Von Max Luft. München, August Schupp. 1896. 8. 1 M. 80 Pf.
4. Ein moderner Märtyrer. Roman. Von Luise Westkirch. Breslau, E. Trewendt. 1896. 8. 6 M.

Die Novellenprobleme, welche Marie von Oertzen (Nr. 1) behandelt, sind eigenartig bis zum Bizarren; nur die zweite Novelle: „Mutterlos", wandelt die gewöhnlichen Wege, wo auch der Zufall seine hülfreiche Rolle spielt; sie ist aber am hübschesten von allen erzählt. Am wenigsten

klare Psychologie hat die erste, die das Verhältniß von Gatte und Gattin behandelt; am consequentesten vielleicht ist das Problem in „Freundschaft" durchgeführt, wo natürlich aus dem Bunde der Freundschaft zwischen Mann und Weib die Liebe wird. Häßlichkeit und Schönheit der Männer und ihre Wirkung auf die Frau behandelt „Ich denke dein", und eine etwas flüchtig hingeworfene Komödie der Herzensverwechselung ist die letzte: „Liebesbriefe."

Es sind Probleme, wie man sieht, die sich für novellistische Behandlung eignen, und die Verfasserin gibt sich Mühe, ihnen dichterisch gerecht zu werden. Vielleicht würde das noch mehr der Fall sein, wenn sie ruhiger, epischer entwickeln würde. Auch dürfte sie sich mehr aus dem Banne der Novellenphraseologie losmachen; ein untrügliches Kennzeichen für diesen Bann ist die sehr häufige Verwendung des Wortes Kriechen. Da kriechen nicht blos die Tage langsam, auch die Nacht kriecht herein, die Dämmerung „kriecht aus den Büschen mit ihrer Krone von Abendroth", eine süße Ohnmacht kriecht über ihre Glieder, und ihm kriecht es so wohlig ins Herz.

Der „Kakadu" von Anna Croissant-Rust (Nr. 2) ist der Spottname eines armen, hochgeborenen Fräuleins, das, wegen eines Fehltrittes aus der Familie verstoßen, in einem münchener Hinterhause sich durch Nähen ehrlich ernährt. Natürlich wohnt in demselben Hause ein Maler, und es spinnt sich etwas an. Nun nimmt aber das achtundzwanzigjährige Fräulein Kakadu die junge fesche Resi ins Haus, um ihre Tugend zu bewahren, und der junge Maler zieht die frische Frucht der abgelagerten vor. Dennoch fällt ihm letztere eines schönen Abends in den Schos, während die erstere längst die Pfade der Untugend wandelt. Jetzt besinnt sich Kakadu auf ihr Kind, das irgendwo auf dem Lande untergebracht ist; denn daß beim deutschen Publikum die Saiten der Mutterliebe nie vergebens angeschlagen werden, das weiß Croissant-Rust ebenso gut wie ein Sudermann, und beide wissen, daß man mit diesem Stück theatralisch oder novellistisch aufgeputzter Sentimentalität das Publikum rührt und daß man so den Conflict bei aller Unmoralität des Stoffes unter moralischen Thränenergüssen begraben kann.

Ich zweifle keinen Augenblick, daß, was Croissant-Rust schreibt, Wirklichkeit ist, und wenn auch nicht ganz so, des öftern schon vorgekommen. Und ich bekunde gern, daß sie in das Sinnliche einen geistigen Zug hereingebracht hat, der die Wirklichkeitsgeschichte ins Novellistische, d. h. doch ins Künstlerische erhebt, und daß der Gegensatz zwischen dem ungeleckten Bauern, dem aus dem Bauernvolk hervorgegangenen Maler, und dem herabgekommenen Fräulein aus besserm Stande, recht unterhaltend, wenn auch ohne tiefere psychologische Wirkung dargestellt ist. Für eine moderne Novelle enthält der „Kakadu" des gemüthlich Anregenden auffallend viel. Ueberdies ist sie ganz geschickt gemacht. „Die Prinzessin auf der Erbse" ist die Geschichte einiger Wochen jungen Ehestandes, und zwar von zwei Leuten, die sich lieben, aber eigentlich nicht verstehen. Wie sie sich verstehen lernen, ist etwas modern aufgedonnert und zugleich mit der Fiction des Naiven dargestellt; in Wirklichkeit haben wir am Schlusse keinerlei Garantie, daß die Frau nun die als richtige Prinzessin erkannte „Prinzessin auf der Erbse" ist, die dem Gatten ein für allemal genügt.

Einen realistischen Roman nennt Max Luft (Nr. 3) sein Buch. Ja warum das besonders bemerken? Das ist doch nichts Neues, und zudem merkt es der Leser ja sofort an all dem Unnützen aus der Wirklichkeit und an der Zerfaserung physiologischer und psychologischer Zustände, daß er es hier nicht mit einem Roman alten Stils zu thun hat. Die ausdrückliche Bezeichnung „realistischer Roman" weckt höchstens den Gedanken, daß hier besonders tief in den Koth gegriffen werde, und insofern ist der Leser angenehm enttäuscht. Und das sind wir von „realistischen Romanen" auch längst gewohnt, daß man eigentlich gar nicht darauf kommt, was der Verfasser will, weil er alles Mögliche will, und daß man eine Reihe von hochweisen Aussprüchen — andere Leute nennen sie anders — mit bekommt. Ich habe die Idee des Romans auf Seite 163 fg. zu finden geglaubt, wo der Held, ein Schriftsteller Namens Licht — lux a non lucendo — in sein Tagebuch schreibt:

> Ein Instinct in uns verlangt nach der Gemeinschaft des Weibes. Aber die Bestie im Weibe ist stärker als im Manne. Deshalb wird dieser gequält. Wir suchen das Weib durch Verstandesgründe von seiner thierischen Grausamkeit zu überzeugen. Es gelingt uns nicht, weil das Weib sich berechtigt hält, uns gegenüber seine thierische Natur hervorzukehren. Und wir Männer belügen uns gegenseitig und leugnen diese Weiberherrschaft. Und doch weiß einer vom andern, daß er ein unwürdiges Los erduldet. Wol gibt es großartig angelegte Charaktere unter den Weibern. Aber procentualiter viel weniger als unter den Männern. Zur sittlichen Freiheit empor ringt sich selten das Weib, häufig der Mann.

Wenn der Roman das Rechenexempel auf diese Behauptungen sein soll, so stimmt die Sache aber doch nicht. Mit einem solchen Frauenzimmer möchte ich auch nicht verheirathet sein, ohne jedoch bestreiten zu wollen, daß ein Mann, der andere Grundsätze hat als der Schriftsteller Licht-Luft, selbst diese verdrehte Schraube zurechtbringen könnte. Sie geht rechtzeitig mit Tod ab, und der Gatte ist einigermaßen andern Sinnes geworden:

> Er vermied den Verkehr mit Weibern, um nicht wieder in Gefahr zu gerathen, sich zu verlieben und zu heirathen. Die Herrschgier des Weibes über den Mann bewog ihn dazu. Stunden, in denen der Weltschmerz sein Herz ergriff, gab es in seinem Leben seit seines Weibes Tode sehr viele. Der schwere Verlust hatte sein Nervensystem äußerst sensitiv gemacht. Er grübelte viel über Probleme, durch deren Beseitigung das Elend der Lebewesen aus der Welt geschafft würde, nach. Es war eine fruchtlose Arbeit. Schade! Jammerschade!

Luise Westkirch (Nr. 4) ist eine der schärfsten und gewandtesten unter den schriftstellerischen Bekämpferinnen der Socialdemokratie; und zwar bekämpft sie die Social-

demokratie nicht durch Declamation gegen sie oder durch romanhafte Enthüllungen über sie, sondern durch einfache Darstellung der Verhältnisse, wie sie wirklich sind. Dabei steht sie in keiner Weise auf Seite des Kapitalismus; in diesem neuesten Roman sogar ganz ausgesprochen auf der Gegenseite. Denn sie zeigt uns diesmal die Folgen, welche das harte Regiment des Vaters zeitigen muß, nachdem der weichgemuthe Sohn die Herrschaft angetreten hat. Unter dem Vater waren die Arbeiter Hunde an der Kette; der Sohn läßt sie frei, um zu erfahren, daß Kettenhunde, wenn sie plötzlich losgelassen sind, eben die Eigenschaften der Kettenhunde nicht über Nacht verlieren, und, fügen wir bei, die Eigenschaften freier Menschen auch nicht geschwind gewinnen, nachdem sie „geläutert" sind. Die Masse wird überhaupt nicht „geläutert"; das wird blos der Einzelne, sei er Arbeiter oder Fabrikherr, Bauer oder König. Hierin steckt die falsche Rechnung dieses Romans. Deshalb schließt er auch durchaus unbefriedigend; denn die ganze sociale Geschichte dieses Romans wird bei neuer Constellation neu beginnen, und Luise Westkirch wird nothwendig eine Fortsetzung des Romans schreiben müssen, dafern sie nicht glaubt, durch sentimentale Entsagungstheorien und weltbeglückende Zukunftspläne des einsamen Fabrikherrn den Lesern genug gethan zu haben. Weibliche Leser werden sich ja wol damit begnügen; für männliche Leser verschwimmt der ganze zweite Theil ins Romanhafte.

Doch das Stoffliche eines Romans ist ja eigentlich Nebensache, dieweil ja jeder Stoff berechtigt ist. Es fragt sich nur, ob er dichterisch bewältigt ist. Und das ist im ganzen hier der Fall. Der Roman ist vortrefflich geschrieben, wie alles, was von Luise Westkirch kommt. Figuren aus dem Leben und doch dichterische Figuren sind alle. Der Held, der weiche Fabrikherr, wie die Heldin, die adelige Florence, die nicht geliebt sein, sondern lieben will, und so auch den plebejischen Helden, den aus Bauerngeschlecht entsprossenen Fabrikführer Fahrke, dem Fabrikherrn vorzieht. Sie wird seine Gattin und geht in den Tod, nachdem sie erkannt hat, daß er in ihr nur das Weib, nicht die Frau gesucht hat. Die wieder erwachende Liebe zu dem Fabrikherrn, der ein schwächlicher Philanthrop ist und bleibt, ist eine romanhafte Beigabe. Auch ohne diese mußte die Egoistin tragisch endigen.

Die Masse gegenüber der Individualität, das ist das dichterisch nicht gelöste, aber höchst anziehend behandelte Problem des Romans. Doch wer wollte sich anmaßen, dieses Problem dichterisch zu lösen, da es ein urewiger Gegensatz ist, der nie ausgeglichen werden kann!

Richard Weitbrecht.

Dramatische Werke.

1. Der kleine Mann. Wiener Schwank in vier Acten. Von C. Karlweis. Stuttgart, Adolf Bonz u. Comp. 1896. 8. 1 M. 50 Pf.

C. Karlweis hat einen allerliebsten wiener Schwank mit seinem „Kleinen Mann" geschrieben, der wohl verdient, daß man seiner an dieser Stelle gedenkt, jedenfalls mehr, als manches stockernsthafte, aber langweilige und technisch schlechter gemachte Drama hohen Stils. Während sonst unsere Lustspiele meist nur Schwänke sind, ist dieser Schwank lustspielartig, und wenn Karlweis manche Linien edler gezogen, den Charakteren etwas mehr Festigkeit gegeben und einige Possenstreiche des dritten Actes herausgenommen hätte, kurz, wenn der künstlerischen Eigenschaften mehr gewesen wären, so könnte man sich eines hübschen Stückes von bleibendem Werth erfreuen. Ich weiß wohl, warum Karlweis das nicht gethan hat. Die künstlerischen Fähigkeiten will ich ihm einmal zugestehen, aber durch größere Tiefe und Festigkeit hätte sein Stück an Liebenswürdigkeit und harmloser Gefälligkeit verloren, der ganze Charakter des Stücks wäre verändert worden, und die schärfere Satire hätte nothwendigerweise da und dort verletzen müssen. Jetzt herrscht die muntere Laune vor, und manch einer ahnt nicht, welch furchtbare politische Zwistigkeiten, wieviel Haß und Groll und Noth sich unter dem närrischen, fröhlichen Spiele verstecken. Die wiener Partei- und Wahlverhältnisse auf die Bühne zu bringen, dazu gab es nur einen Weg, den des Schwankes: lachend darf man ja den Leuten die Wahrheit sagen. Der reiche Fabrikant Rohrbeck will in den Bezirksausschuß gewählt werden und bedient sich dazu eines Agenten der Oeffentlichkeit. Was ist denn das? Er vermittelt Candidaten das Vertrauen der Wähler und umgekehrt, arrangirt Versammlungen mit und ohne Skandal, feuert die Saumseligen an, hält die Uebereifrigen zurück, überwacht die Verdächtigen, enthüllt die Gegner, kurz er ist für das öffentliche Leben, was die Hefe für den Napfkuchen oder, wienerisch ausgedrückt, die Germ für den Guglhupf ist: ohne ihn geht es nicht. In drolligster Weise wird nun der Stimmenfang vorgeführt. Der Candidat für ein Amt muß heute Ja und morgen Nein sagen, ganz wie man's braucht. Er muß Reden halten im Hausherrenverein mit dem Hauptschlager: herunter mit den Steuern, herauf mit den Miethen, und dann in Handwerkerversammlungen mit dem Brustton der Ueberzeugung versichern: für den kleinen Mann muß endlich einmal etwas gethan werden. Wer wiener Verhältnisse kennt, den wird folgende Wendung besonders ergötzen: „Das Wählen ist das einzige Vergnügen, das sich der kleine Mann heutzutage noch leisten kann. Ueberall anderswo muß er's Bier selber zahl'n! — Nach der

Wahl freilich sieht es anders aus: ein Wähler nach der Wahl ist gerade so wie eine Zeitung von gestern, wie ein Parapluie ohne Ueberzug und ohne G'stell! man wirft's weg . . . aus is'!" — Mit hübschen Schwankerfindungen, lustigen Scenen, ohne allzu possenhafte Züge werden diese Gedanken in Handlung umgesetzt. Der reiche Fabrikant Rohrbeck macht dem kleinen Mann, dem Flickschuster Strohmeier, den Hof, solange er noch nicht gewählt ist; nach der Wahl zieht er andere Saiten auf, natürlich stellt sich's heraus, daß er nicht gewählt worden ist, da die Wahl ungültig war, und nun ist er der Dumme; der kleine Mann, für den endlich etwas geschehen muß, candidirt selber, und um ein Haar wird Strohmeier gewählt; aber auch er wird geschlagen und der gewandte Allerweltscandidat Walzl setzt seine eigene Wahl durch. Alle drei haben dieselbe Rede mit dem Hauptschlager gehalten: „Für den kleinen Mann muß endlich etwas geschehen!" — Falls die Lächerlichkeit in Deutschland tödtet, so glaube ich, daß dieses wirklich lustige und im Grunde bitter wahre Stück nicht ohne Bedeutung für das Parteileben in Wien ist, dieser politisch vielleicht am meisten unterwühlten Stadt Oesterreichs und Deutschlands.

2. Prinzessin Sida. Märchenkomödie in einem Aufzug. Von Willy Rath. Braunschweig, C. A. Schwetschke u. Sohn. 1896. 8. 1 M.

Einer harmlos behaglichen Laune verdankt dieses Stück seinen Ursprung. Es nennt sich eine Märchenkomödie, ohne daß etwas eigentlich Märchenhaftes darin vorkäme, wol aber macht es von der Freiheit des Märchens Gebrauch, daß die Phantasie, nicht der Verstand die Entscheidung im Gange der Handlung ausübt. Es werden halb romantische, halb carikirte Verhältnisse an einem indischen Fürstenhofe gezeigt, dessen Herrin, Prinzessin Sida, sich nach dem Willen ihres Volkes vermählen soll. Sie wählt keinen der indischen Bewerber, sondern träumt von einem jungen Deutschen, von dem sie eine Photographie besitzt. Dieser Deutsche, Namens Walter, kommt an; in elegantem Tropenanzug mit Glacéhandschuhen und Klapphut macht er am Fürstenhofe Aufwartung und wird von Sida dadurch auf die Probe gestellt, daß eine Dienerin für sie die Rolle der Fürstin spielt, während sie als Dienerin dem Fremden naht. Walter bevorzugt die scheinbare Dienerin und legt ihr zu Liebe seine Eheschen ab. Ein Generalbevollmächtigter der englisch-indischen Regierung nimmt dem kleinen Fürstenthum die Selbständigkeit und setzt einen Strohmann als Herrscher ein, während Walter und Sida nach dem Musterland Europa ziehen wollen, an einen grünen See, wo sich's zu zweien lieblich lebt. Die Figuren sind hübsche Opperettenfiguren, weder neu noch bedeutend; aber sie wollen weder das eine noch das andere sein, und eine gewisse Frische, ein ironischer Witz und eine recht gefällige Theatergeschicklichkeit gewinnen der kleinen Märchenkomödie gewiß einige Freunde.

3. Doctor Schmidt. Lustspiel in drei Acten. Von Karl Weitbrecht. Stuttgart, Fr. Frommann's Verlag (E. Hauf). 1896. 8. 1 M. 20 Pf.

Das Lustspiel „Doctor Schmidt" leidet an einem Fehler: es besteht aus drei Acten, wo drei Scenen genügen würden. Dem gegenüber will es nicht viel bedeuten, daß der Humor einen etwas gelehrten Beigeschmack hat, erst durch den Kopf und das Wissen geht, ehe er sich frei entfalten kann. Es will auch nicht viel heißen, wenn eine Spannung gar nicht aufkommt, da der Leser oder Zuschauer von den ersten Auftritten an die harmlose Verwickelung durchschaut und sie gleichzeitig aus der Literaturstunde der Secunda voraussweiß. Vereinigen sich jedoch die angeführten Momente, so ergibt sich, daß zwar eine freundliche und saubere Dichtung entstehen kann, aber der Lustspielcharakter fehlen muß. Der Doctor Schmidt ist Friedrich Schiller, der im Herbst 1782 auf der Flucht in Oggersheim weilt, begleitet von seinem Freunde Andreas Streicher, der den Namen Doctor Wolf angenommen hat. Die Kunstbegeisterung eines biedern Kaufmanns und die schöne Seele der Viehhofswirthin in Oggersheim sucht sich möglichst komisch zu äußern, ohne daß der Versuch recht gelingen will. Ein Freund Schiller's, der Lieutenant Kapff, ein württembergischer Werbeoffizier, gilt als ein vom Herzog Karl Eugen geschickter Verfolger des geflohenen Dichters; endlich klärt sich die Verwickelung freundlich auf. Der Ungeduld eines modernen Theaterpublikums würde eine solche Handlung kaum gefallen. Gewiß gibt es eine erlesene Art des Humors, die den Zuschauer sofort ins Geheimniß zieht und nur die handelnden Menschen im Irrthum bleiben läßt, aber dazu gehört zweierlei, was dem anmuthigen Stücke Weitbrecht's fehlt: eine interessant und überraschend verschlungene Handlung und sodann die höchste Meisterschaft der Charakteristik.

4. Florian Geyer. Drama in fünf Acten. Von Wilhelm Gerling. Leipzig, Ernst Wiest Nachfolger. 1896. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Es war recht, daß der Verfasser von der Veröffentlichung seines Dramas keinen Abstand genommen hat, obschon Hauptmann vor einigen Monaten sein gleichnamiges Stück herausgegeben hat. Das Gerling'sche Drama besteht nicht mit Unehren neben dem weit erfolgreichern und gewiß auch weit bedeutendern Hauptmann'schen Stück. Diese bedingte Anerkennung genüge, da sich zu einer Vergleichung beider Stücke hier nicht die Gelegenheit bietet.

Friedrich Kummer.

Naturwissenschaftliche Schriften.

1. Encyklopädie der Naturwissenschaften. Herausgegeben von Professor Dr. W. Förster, Professor Dr. A. Kenngott u. s. w. Dritte Abtheilung, Lieferung 34—37; erste Abtheilung, Lieferung 69 und 70. Breslau, Eduard Trewendt. 1896. Gr. 8. Jede Lieferung 3 M.

Der erste Band des „Handwörterbuches der Astronomie", herausgegeben von Professor Valentiner, dem Vorstand der großherzoglichen Sternwarte zu Karlsruhe, liegt vollendet vor. Wie es der Herausgeber schon seinerzeit im Prospect aussprach, sollen nur einige wenige bedeutungsvolle Stichworte gewählt, und unter diesen eine zusammenfassende Besprechung des Wissenschaftstheils gegeben werden. Der erste Band enthält 25 solcher Stichworte, und schließt mit Finsternisse ab. Eingeführt wird das Werk durch eine verhältnißmäßig populär geschriebene allgemeine Einleitung in die Astronomie von N. Herz. Der Verfasser schildert die Entwickelung der Königin der Wissenschaften von den frühesten Zeiten bis auf die Gegenwart, und weiht damit zugleich den Leser in die wichtigsten Gesetze der Astronomie ein.

Unter den Stichworten möchten wir besonders auf die umfangreichen Abhandlungen über Astrophotographie, Astrophotometrie, Astrospectroskopie, Bahnbestimmungen der Planeten, Chronologie, Fernrohr und Finsternisse hinweisen. Von hervorragendem Interesse auch für Laien sind z. B. die Ausführungen über Chronologie. Wir erfahren in ihm, daß die Astronomen im „Kanon der Finsternisse" von Th. von Oppolzer ein Werk besitzen, in dem 8000 Sonnenfinsternisse und 5200 Mondfinsternisse sich berechnet vorfinden. Die erstern beginnen mit dem 10. November 1208 v. Chr. und reichen bis zum 17. November 2161 unserer Zeitrechnung. Die Mondfinsternisse von 1207 v. Chr. bis zum Jahre 2163 n. Chr. Es ist bekannt, wie bedeutungsvoll es für den Alterthumsforscher ist, überlieferte Daten mit den streng wissenschaftlich berechneten Zahlen vergleichen zu können. Neben vielen solchen Bemerkungen, die dazu angethan sind, jeden Gebildeten auf das angelegentlichste zu interessiren, wenden sich jedoch die meisten Abhandlungen an den mathematisch gebildeten Leser. Der erste Band des „Handwörterbuches der Astronomie" ist der Beginn eines hochbedeutenden, streng wissenschaftlichen Werkes. Nach der Angabe des Herausgebers soll ein zweiter Band es vollenden.

Vom „Handwörterbuch der Zoologie, Anthropologie und Ethnologie" erschien die 30. und 31. Lieferung, die das Werk von Saurischia bis zu Synallaridä führen. Im Gegensatz zum vorigen Werke erhalten wir in den beiden Heften eine sehr große Zahl von Stichworten, unter denen sich aber auch ausführliche Artikel, wie z. B. die über Schlangen, Schmetterlinge, Seeorganentwickelung, Sperme, Steinkorallen, Stützsubstanzen, Surtoria u. s. w. befinden. Die Lieferungen führen den ersten Band bis fast zum Schluß des 28. Bogens. Nach Vollendung des groß angelegten Werkes werden wir auf dasselbe näher eingehen.

2. Hermann von Helmholtz als Mensch und Gelehrter. Von Dr. S. S. Epstein. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1896. Gr. 8. 1 M.

Gelegentlich seines siebzigsten Geburtstages, und sodann drei Jahre später, als uns Helmholtz so unerwartet entrissen wurde, erschienen in allen Zeitschriften und Journalen diesseit und jenseit der Grenzen des Reiches eingehende Besprechungen über Leben und Wirken des großen Naturforschers. Auch das vorliegende Schriftchen wurde zuerst in der „Deutschen Revue" veröffentlicht. In Helmholtz' Gestalt verkörperte sich gleichsam — und das ist nicht nur die Anschauung der deutschen Gelehrten — die naturwissenschaftlichen Anschauungen der Gegenwart. Selten hat es in der Geschichte der Forschung eine Persönlichkeit gegeben, die in sich so harmonisch geschlossen war, in der sich Inneres und Aeußeres so entsprach wie bei dem Erfinder des Augenspiegels. In Helmholtz ist uns eine durchaus ideale Erscheinung entrissen worden. Epstein hat ein höchst liebenswürdiges Bild von dem großen Gestorbenen entworfen, das auch dadurch fesselnd wirkt, weil er seiner Schilderung eine ansehnliche Zahl von Geschichtchen und Anekdoten über den jungen Helmholtz einfügt, die er dem Bruder, dem Director Helmholtz, und Jugendfreunden verdankt. Wir haben an dieser Stelle oft betont, daß wir uns kein besseres Bildungsmittel für unsere mit naturwissenschaftlichen Kenntnissen durchtränkte Zeit denken können als die populären Reden und Vorträge Hermann von Helmholtz'. Als Einführung in diese classischen Schriften empfehlen wir die kleine Lebensbeschreibung.

3. Neueste Anschauungen über Elektricität. Von Oliver J. Lodge. Uebersetzt von Anna von Helmholtz und Estelle du Bois-Reymond. Herausgegeben durch Richard Wachsmuth. Leipzig, Johann Ambrosius Barth. 1896. Gr. 8. 10 M.

Die theoretischen Anschauungen vom Wesen der Elektricität sind während der letzten zwanzig Jahre durchaus andere geworden. Besser gesagt: es hat sich während der Zeit eine verständliche Antwort auf die Frage: Was ist Elektricität? überhaupt erst herausgebildet. Der Grund für die tiefsinnige neuere Auffassung wurde bereits vor einem halben Jahrhundert von dem Großmeister der Experimentirkunst, von Michael Faraday gelegt. Seine höchst schwierigen Auseinandersetzungen sind sodann von seinem bedeutendsten Schüler, dem genialen Mathematiker und Physiker Clark Maxwell, systematisch bearbeitet worden. Im Sinne der Maxwell-Faraday'schen Theorie hat später Helmholtz weitere Untersuchungen angestellt, die endlich theilweise durch Heinrich Hertz ihre experimentelle Begründung erhielten. Das große Maxwell'sche Werk: „Treatise on Electricity and Magnetism", war bisher durch die bedeutenden mathematischen Schwierigkeiten, die es verursachte, nur einem kleinen Leserkreise zugänglich.

Es ist daher freudig zu begrüßen, daß nun im vorliegenden Buche von einem der bedeutendsten Forscher auf diesem Gebiete das Maxwell'sche System eine populäre Bearbeitung unter Berücksichtigung der neuesten Forschungen erhalten hat. Das Lodge'sche Werk gibt die Aethertheorie der Elektricität. Der Verfasser erklärt das selbst mit den Worten: „Wie die Wärme eine Form der Energie oder eine Art der Bewegung ist, so ist die Elektricität eine Form des Aethers, oder eine Art seiner Bethätigung."

In sechzehn Kapiteln werden an der Hand vieler Experimente die neuen Vorstellungen und Ansichten über Elektricität für den aufmerksamen Leser ohne Verwendung von Formeln klar dargelegt. Daran schließen sich noch drei Vorlesungen: über den „Zusammenhang von Elektricität und Licht", über den „Aether und seine Functionen", und über die „Leydener Flasche", welche einzelne Theile der Ausführungen noch vertiefen. Ein Anhang bringt endlich einen für den wissenschaftlichen Leser erwünschten mathematischen Zusatz. Das Werk wurde auf den Wunsch von Helmholtz übersetzt, und ist als beste Einführung in die gegenwärtigen Vorstellungen vom Aether allen dringend zu empfehlen, die einen Einblick in den Vorstellungskreis des modernen Physikers gewinnen wollen.

4. Das Licht und die Farben in Natur, Geist und Leben. Durch Johannes Claassen. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1896. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

„Die Schöpfung ist ein Spiegel des Schöpfers, die Natur ein Bilderbuch voll sinniger Lehren, nicht nur für das Wissen, sondern für das Leben des Menschen." So leitet der Verfasser sein Werk ein. Er verbindet also die physikalischen Darstellungen vom Licht und von den Farben mit religiösen und moralischen Betrachtungen. In welcher Weise dies geschieht, mag durch ein Beispiel illustrirt werden: „Neuestens (1895) hat ein deutscher Naturforscher (Röntgen in Würzburg) eine Art elektrischen Lichts zu entdecken, bezw. herzustellen vermocht, welches, selbst unsichtbar bleibend, mittels seiner Strahlen undurchsichtige Körper durchsichtig macht für unser Auge, und das in ihnen etwa Verborgene — z. B. Geldstücke in einem Holzkistchen oder auch den Knochenbau des menschlichen Leibes — auf einer dahinter befindlichen, besonders zubereitenden (chemisch präparirten) Glasplatte erscheinen läßt. Diese Strahlen, auch X-Strahlen, d. h. Geheimstrahlen genannt, sagen also im Licht, was im Finstern verborgen ist. Aber nicht blos für das äußere Leben und Geschäft wie für Heilkunst und Rechtskunde ist diese Entdeckung von hoher Wichtigkeit; sie ist auch für unser geistliches Leben von der tiefsten vorbildlichen Bedeutung. Auch ein Geisteslicht gibt es, welches unsichtbar für ein geschaffenes Auge, alles Sichtbare durchdringt, Herzen und Nieren erforschend, und nichts ist vor seinen Strahlen verborgen." Ueber den Werth solcher Vergleiche will sich der Berichterstatter kein Urtheil erlauben; ihn geht nur die physikalische Seite der Schrift an. Da muß er allerdings bekennen, daß es ihm nicht recht glaubhaft erscheint, daß unvorbereitete Leser allein aus der Darstellung Claassen's Verständniß der optischen Erscheinungen erhalten werden.

5. Unsere Vögel in Sage, Geschichte und Leben. Jung und alt zur Unterhaltung und Belehrung dargeboten von A. Carsted. Mit vielen Abbildungen nach Zeichnungen von Fedor Flinzer. Leipzig, Ferdinand Hirt u. Sohn. 1897. 4. Cart. 6 M.

Es ist ein seltenes Ereigniß, daß uns ein so allerliebstes Büchlein auf den Arbeitstisch gelegt wird wie das vorstehende. In humoristischen, zum Theil sogar drolligen Versen erzählt der Verfasser Geschichten und Anekdoten aus dem großen Reiche der Vögel. Dazwischen laufen Schilderungen vom Wesen und vom Leben der leichtbeschwingten Gesellschaft. Wesentlich erhöht wird die Freude an dem hübschen Werk durch eine große Zahl prächtiger Zeichnungen.

Franz Bendt.

Feuilleton.

Wer in dem Buche „Freiheitsklänge. Weckrufe aus alter und neuer Zeit" (München, Verlagsgesellschaft Münchener Freie Presse, 1896) jene erhebenden Lieder wiederzufinden erwartet, die besonders im Anfange unsers Jahrhunderts zum Preise von Freiheit und Vaterland erschollen sind, der wird sich enttäuscht sehen; denn was hier geboten wird, ist alles in den Dienst einer extrem-demokratischen Tendenz gestellt, gleich als ob wir noch in den Zeiten der kurzsichtigsten Reaction lebten. Kein Zweifel, auch heute noch sind das freie Wort, unbestechliche Ueberzeugungstreue und unerschrockener Muthesmuth des Ruhmes werth, auch heute noch sollen sie der männlichen Jugend als Ideale vorschweben. Nur möchten wir glauben, daß man diesen Idealen auch innerhalb unserer monarchischen Verfassungen leben könnte. Hier aber hält ein Band, gewoben aus blindem Haß gegen Königthum und Glauben, gegen Adel, Ansehen und Reichthum, aus Demokratendünkel, verbissener Unzufriedenheit und Kosmopolitismus eine bunte Schar von Gedichten zusammen: unerquickliche politische Lyrik der vierziger Jahre, Lieder aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts, aus den Befreiungskriegen und nicht wenige fast sozialdemokratische Erzeugnisse der letzten Jahre. Wir zweifeln nicht, daß mancher Dichter, dessen vor vielen Jahrzehnten unter ganz andern Verhältnissen gesungene Lieder hier zu demokratischem Parteizwecke ausgenutzt werden, wenn er heute noch lebte und das, was heute erreicht ist, mit den politischen Träumen seiner Zeit vergleichen könnte, doch an der Gegenwart ungleich mehr Freude haben würde als der Herausgeber dieses Buches L. Quidde. Einen literarischen Wert hat das Buch nicht; nicht einmal als eine poetische Geschichte der politischen Irrungen der vierziger Jahre kann es gelten, da die Auswahl der Gedichte dazu viel zu willkürlich und subjectiv ist. Was soll man dazu sagen, wenn

von dem vornehmen Karl Stieler aus dessen oberbairischen Gedichten, die doch eine geradezu bezaubernde Zufriedenheit athmen, das eine herausgegriffen wird, das erzählt, wie ein alter Bauer in die Kaserne kommt und dort erfährt, daß alle seine drei Söhne in Frankreich gefallen sind? Auch Th. Storm würde sich vermuthlich für die Gesellschaft bedanken, in der hier sein „Octoberlied" erscheint. So vermag das Buch nur den Politiker zu interessiren. Möchte er darin nicht nur eine lebendige Illustration politischer Verblendung erblicken, sondern daraus auch lernen, wie man auf das Volk einwirkt. Vielleicht, daß er dazu besonders den ersten Theil geeignet findet, ein Liederheft für den Münchener demokratischen Verein. Aehnlich wie man in Kriegszeiten Lieblingslieder des Volks zu politischen Parodien zu benutzen pflegt, wird er da bekannte Studenten- und Volkslieder durch Weglassen, Umdichten und Hinzudichten von Strophen zu revolutionären Kampfmitteln umgeschmiedet finden, deren Bedeutung er hoffentlich nicht unterschätzt. Vielleicht legt er sich dieser staatsfeindlichen poetischen Betriebsamkeit gegenüber einmal die Frage vor, ob wir auch fernerhin noch im Gesangunterricht der Volksschule wie im Hause die Pflege echt vaterländischer Dichtung so vernachlässigen dürfen.

— Das zweite Heft (Augustheft) der „Kant-Studien. Philosophische Zeitschrift, herausgegeben von Dr. Hans Vaihinger, Professor der Philosophie an der Universität Halle a. d. S." (Hamburg, Leopold Voß) reiht sich durch Reichhaltigkeit und Gediegenheit dem ersten würdig an. An der Spitze desselben steht die Fortsetzung des werthvollen Aufsatzes von E. A. Adickes: „Die bewegenden Kräfte in Kant's philosophischer Entwickelung und die beiden Pole seines Systems." Von demselben Verfasser wird uns eine Arbeit geboten: „Lose Blätter aus Kant's Nachlaß." So lautet nämlich der Titel der Mittheilungen Reicke's aus Kant's Nachlaß, die, zuerst in den „Altpreußischen Monatsheften" veröffentlicht, in zwei Heften (vielmehr Bänden) im Sonderabdruck bei F. Beyer in Königsberg erschienen sind. Diese Mittheilungen hat nunmehr Adickes in seiner Abhandlung im Interesse der beabsichtigten Kant-Ausgabe der berliner Akademie, soweit es ohne genaueres Studium der Manuscripte und vor allem der Handschrift Kant's möglich ist, chronologisch geordnet und innerhalb der chronologischen Ordnung sachlich gruppirt. — Von K. Vorländer in Solingen enthält das zweite Heft der „Kant-Studien" einen Aufsatz über eine „Socialphilosophie auf Kantischer Grundlage". Als eine solche begrüßt er nämlich das Werk von Rudolf Stammler: „Wirthschaft und Recht nach der materialistischen Geschichtsauffassung." Kant selbst hat seine wissenschaftliche Lebensaufgabe auf das sociale Gebiet nicht ausgedehnt. Stammler's Werk ist ein erster Versuch einer Socialphilosophie im Sinne Kant's. Wir bemerken, daß der Titel des Buches leicht misszuverstehen ist. Stammler huldigt nicht etwa einer materialistischen Geschichtsauffassung, sondern kritisirt vielmehr dieselbe und überwindet sie durch einen selbständigen Ausbau socialphilosophischer Gedanken auf Kant's Grundlage. Ganz im Sinne Kant's, ja fast in seinem Stile formulirt er sein Problem dahin: „Welche allgemeine Begriffe constituiren allererst das sociale Leben als einen Gegenstand unserer Erkenntniß? Unter welchen formalen Bedingungen ist dasselbe allein einheitlich zu denken möglich?" Vorländer erblickt in Stammler's Buch den „ersten, hochbedeutsamen und gelungenen Versuch einer Anwendung von Kant's kritischer Methode auf das Gebiet des socialen Lebens". — Recht interessant ist der Aufsatz „Kant in Spanien", von W. Lutoslawski aus Drozda, wol bei Lomza in Polen? Wir erfahren aus demselben zum ersten mal von einem Manne, der seit zehn Jahren mit Spanien vertraut ist, welchen Einfluß Kant in diesem Lande ausgeübt hat. Dies speciell darzulegen war recht schwierig, weil weder eine allgemeine spanische Bibliographie existirt noch vollständige Buchhändlerkataloge, da in Spanien die literarische Production überwiegend auf den Selbstverlag der Verfasser angewiesen ist. Das Resultat der Forschung Lutoslawski's ist, daß sich nur von einem geringen Einfluß Kant's auf Spanien reden läßt. Unter den lebenden Spaniern gibt es nur einen Kantianer, Matias Nieto Serrano, wenn man das Wort Kantianer in einem sehr weiten Sinne nimmt. „Solange", schließt Lutoslawski, „der Verkehr zwischen beiden Ländern (Deutschland und Spanien) so beschränkt ist, dürfen wir wol kaum hoffen, daß Kant hier anders als durch Vermittelung französischer Quellen bekannt werde". Außerdem enthält das vorliegende Heft der „Kant-Studien" eine Reihe Recensionen, Selbstanzeigen und einen Literaturbericht, betreffend Schriften über Kant oder solche Schriften, die sich theilweise mit Kant beschäftigen. Wir nennen davon nur die Schrift von Brennekam: „Ein Beitrag zur Kritik der Kant'schen Ethik", welche H. Schwarz in Halle recensirt hat. Diese ist bemerkenswerth als Versuch, die Ethik Kant's vom Standpunkt der Philosophie des Professors Dr. Schuppe in Greifswald zu kritisiren, welcher nach Ansicht des Verfassers seine Ethik auf die Kantische aufbaut und über sie hinausführt. — Unter den „Mittheilungen" des Heftes befindet sich ein Gesuch Kant's an die Kaiserin Elisabeth von Rußland um eine Professur an der Universität Königsberg aus der Zeit, in welcher die Russen während des Siebenjährigen Krieges die Provinz Preußen in Besitz genommen hatten. — Unter dem Titel „Varia" schließt das Heft mit Angabe der Vorlesungen über Kant im Sommersemester 1896 und mit einer Liste von Schriften über Kant, die in Vorbereitung begriffen sind.

Bibliographie.

Bresnitz von Sydačoff, Abdul Hamid und die Christenverfolgungen in der Türkei. Leipzig, Friedrich Luckhardt. Gr. 8. 1 M.

Heimfelsen, J., Die Großberghofer. Volksstück. Zweite Auflage. Leipzig, Literarische Anstalt August Schulze. 8.

— — Zu spät. Modernes Drama. Leipzig, Literarische Anstalt August Schulze. 8.

Hildebrand, R., Beiträge zum deutschen Unterricht. Leipzig, B. G. Teubner. Gr. 8. Geb. 6 M.

Litzmann, B., Hölderlin's gesammelte Dichtungen. Erster Band. Neue Ausgabe. (Cotta'sche Bibliothek der Weltliteratur.) Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 8. Geb. 1 M.

Maeterlinck, M., Die Blinden. München, Albert Langen. 12.

Meyer, B., Was nun? Ein Beitrag zur Duellfrage. Berlin, Verlag Helios. Gr. 8. 60 Pf.

Ringhoffer, K., Ein Decennium preußischer Orientpolitik zur Zeit des Zaren Nikolaus (1821—30). Leipzig, Friedrich Luckhardt. Gr. 8. 8 M.

Wachler, E., Unter den Buchen von Saßnitz. Sommerfestspiel. Berlin, Richard Heinrich. 8. 1 M. 50 Pf.

Weitbrecht, R., Oinâweag. A' Schwobagschicht. Ulm, J. Ebner'sche Verlagsbuchhandlung. 8. 60 Pf.

Wrede, R., Vom Baume des Lebens. Berlin, Kritik-Verlag. 8. 3 M.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Nansen's Originalwerk

5. Lieferung soeben erschienen.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erscheint:

In Nacht und Eis.

Die Norwegische Polarexpedition 1893—1896.

Von **Fridtjof Nansen.** Deutsche Originalausgabe. 2 Bde.

Reich illustriert. Geh. **18 M.**; geb. **20 M.** Auch in 36 Liefgn. à **50 Pf.**

☞ **Nansen's** Reise ist die **kühnste Polarfahrt,** die je unternommen worden ist. **Nansen's** Reise ist die **erfolgreichste Polarfahrt.** „**In Nacht und Eis**" ist das **einzige Werk,** in welchem der berühmte Reisende selbst über seine Expedition berichtet. ☜

Prospect und die erste Lieferung sind in jeder Buchhandlung zu erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Briefe an eine Freundin

von

Wilhelm von Humboldt.

Zwölfte Auflage.

Mit einem Facsimile, einem Vorwort und Sach- und Namenregister.

8. Geh. 4 M. 50 Pf. Geb. 6 M.

Das berühmte Buch, welches durch die geistvolle Aussprache über die tiefsten, den denkenden Menschen bewegenden Fragen des Lebens und durch die edle ungekünstelte Sprache zu einer bleibenden Zierde der deutschen Nationalliteratur geworden ist, liegt bereits in zwölfter Auflage vor.

Briefe von Charlotte Diede,

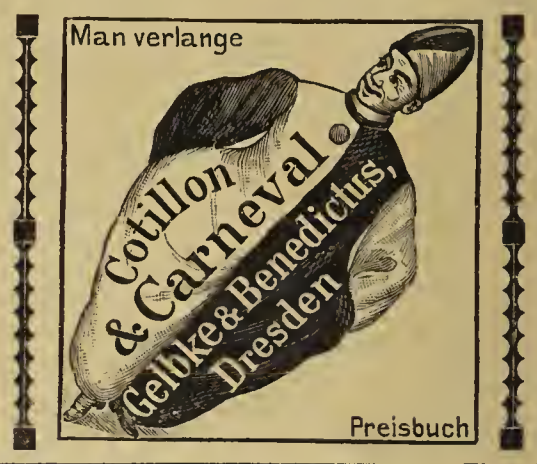
der Freundin Wilhelm von Humboldt's,

an Karl Schulz.

Mit einer Einleitung von **Gustav Lothholz.**

8. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M.

Diese Briefe von Charlotte Diede sind allen Lesern von Wilhelm von Humboldt's „Briefen an eine Freundin" als eine Ergänzung derselben zu empfehlen. Sie wurden an den Archivar beim Stadtgericht in Berlin, Karl Schulz, gerichtet, durch welchen Humboldt auf seinem letzten Krankenlager der Freundin von seinem Befinden Nachricht geben ließ, und eröffnen tiefe Blicke in das Seelenleben der schwergeprüften Frau. In der vorausgehenden Einleitung entwirft Professor Lothholz einen Umriß ihres äußern Lebensganges.



Philosophisch. (ästhetisch.)

Briefwechsel

mit **älter. Herrn** gesucht. Briefe unter „**Kant**" befördert die Exped. d. Bl.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Kampfmittel zur See.

Schiffe, Fahrzeuge, Waffen, Hafensperren.

Von

B. von Werner,

Contreadmiral a. D.

Mit 93 Abbildungen. 8. Geh. 3 M.

In klarer, durch zahlreiche Abbildungen unterstützter Schilderung gibt der bekannte Verfasser Aufschluß über die bei einem Seekriege zur Verwendung gelangenden Kampfmittel und die Art ihres Gebrauchs. Das Buch enthält eine Reihe werthvoller Vorschläge zur Erhöhung der maritimen Wehrkraft. Für jeden, welcher über den Werth der deutschen Kriegsmarine und über beste Verwendung der vom Reichstag für Marinezwecke bewilligten Gelder sich unterrichten will, ist das Werk unentbehrlich.

Von demselben Verfasser erschienen:

Deutsches Kriegsschiffsleben und Seefahrkunst. Mit 60 Abbildungen und 4 Karten. 8. Geh. 9 M. Geb. 10 M. Auch in 18 Lieferungen à 50 Pf.

Ein deutsches Kriegsschiff in der Südsee. Mit über 100 Abbildungen und 5 Karten. Dritte Auflage. 8. Geb. 15 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Sakuntala.

Indisches Schauspiel von **Kalidasa.**

Deutsch metrisch bearbeitet von

Edmund Lobedanz.

Achte Auflage. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M.

Mit einer Beilage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig (Querstr. 16).

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer.
Preis vierteljährlich 7 M. 50 Pf.,
jährlich 30 M.

Nr. 6.

Leipzig,
4. Februar 1897.

Inhalt: Ibsen's Drama „John Gabriel Borkman". Von Leonhard Lier. — Praktische Aesthetik. Von Veit Valentin. — Zur Wirthschaftsgeschichte und zur Geschichte des Socialismus. Von Karl Jentsch. — Modernes. Von Karl Busse und Max Mann. — Michelangelo als Dichter. Von Richard Weitbrecht. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Ibsen's Drama „John Gabriel Borkman".

Der Inhalt des neuesten Dramas „John Gabriel Borkman"*), mit dem Henrik Ibsen die Welt — diesmal — wirklich überrascht hat, da alle Vorsichtsmaßregeln getroffen waren, vorzeitige Veröffentlichungen über Titel und Gegenstand zu verhüten, darf aus den Berichten der Tagespresse in der Hauptsache als bekannt vorausgesetzt werden. Als handelte es sich um eine sensationelle Neuheit, etwa um die Aufdeckung einer Verschwörung, oder um die Entdeckung eines neuen Bacillus, so begierig und eifrig fallen unsere Zeitungen über den neuesten Ibsen her, und schaden durch den Mangel an Besonnenheit im Urtheilen und Verurtheilen, je nach dem Standpunkte, den sie einnehmen, mehr als sie nützen. Die letzte endgültige Probe für das Drama wird erst durch die Aufführung abgelegt werden, die zwei hervorragende Bühnen, das Deutsche Theater in Berlin und das Burgtheater in Wien, vorbereiten. Inzwischen ist das Stück bekanntlich bereits in Frankfurt a. M. mit großem Erfolg in Scene gegangen.

Was wir an dieser Stelle bei der Besprechung des Dramas „Klein Eyolf" über die dramatische Technik Ibsen's gesagt haben, läßt sich im allgemeinen auch auf sein neuestes Werk anwenden. Die Handlung liegt, wie immer in den modernen Dramen Ibsen's, vor dem Stücke, wir erfahren sie nur aus den Gesprächen der auftretenden Personen, in einzelnen Bruchtheilen, die zu einem sinnvollen Bilde zusammenzusetzen dem Leser überlassen bleibt. Noch mehr als sonst sind diesmal die Personen in der Entwickelung ihres Charakters fertige Größen; ihre Vergangenheit fesselt uns, ihre Zukunft nicht, denn wir ahnen, sobald wir ihnen begegnen, daß sie am Ende ihrer Entfaltung stehen, daß sie nur noch eine kurze Spanne von Zukunft haben. So geschieht es, daß wir zwar an ihren Schicksalen, an dem ethischen Sinn, der diesen zu Grunde liegt, ein tiefes Interesse nehmen, nicht aber an den Personen selbst. Im Drama wird ein warmer menschlicher Antheil nur an Menschen erweckt, deren Schicksale wir, von ihnen selbst vorbereitet, werden sehen, für die wir hoffen und fürchten können. Ibsen zeigt uns die Schlußgruppe eines Schauspiels und läßt es uns allmählich errathen, wie sie sich gebildet hat. In „Klein Eyolf", in „Rosmersholm" winkt den Charakteren noch eine Zukunft. Aus Allmers und seiner begehrlichen Frau Rita werden im Laufe der Handlung altruistische Charaktere, in „Rosmersholm" vollzieht sich die Wandlung der proletarischen willensstarken Rebekka und des Adelsmenschen Rosmer bis zur Aufhebung ihrer persönlichen Wesenheit und Lebensbestimmung vor unsern Augen. In „John Gabriel Borkman" hören wir nur noch die düstern Mollaccorde einer tragischen Symphonie, über allen Charakteren ruht die Kälte der Erstarrung, schwebt ein Hauch von Gewesenem.

John Gabriel Borkman war ein großes Finanzgenie, d. h. wir müssen es glauben, weil er es selbst sagt; aber sein Genie verunglückte. Bei einem gewaltigen Unternehmen, zu dessen Vollendung er ihm anvertraute Mittel brauchte und gebrauchen zu dürfen glaubte, weil er meinte, mit ihnen Werthe schaffen zu können, die nicht nur seinem Machtbedürfniß, sondern auch dem Wohle der andern dienen sollten, wurde er von seinem Freunde verrathen. Verrathen, weil jener glaubte, Borkman sei es, der heimlich alle seine Werbungen um die Hand einer Frau hintertreibe, Ella Rentheim, die Borkman einst selbst geliebt hat, die er aber preisgab, als ihm der Freund versprach, wenn er ihre Schwester Gunhild heirathe, ihn zum Bankdirector zu machen. Der Freund irrt, Borkman hat keinen Schritt gethan, um Ella Rentheim ihm zu entfremden. Und dennoch war Borkman

*) John Gabriel Borkman. Von Henrik Ibsen. München, Albert Langen. 1897. 8. 2 M. 50 Pf.

nicht ganz unschuldig; obwol er Ella preisgab und ihre Liebe seinem Ehrgeiz opferte, lebt er als Schatten der Liebe in Ella's Herzen fort, und keine Neigung hat dort mehr emporsprossen können. Ibsen hat hier zwischen dem Bankbruch Borkman's, der ihn zum Verbrecher stempelt, ihm Jahre der Gefangenschaft eintrug und in der Oeffentlichkeit vernichtete, und zwischen seinem Verrath an Ella einen mystischen Zusammenhang zwischen Schuld und Sühne construiren wollen. Wegen des Weibes, das er verrieth, mußte er fallen, und die Ironie des Zufalls will es, daß der Sturz nur durch eine irrige Vermuthung des Freundes veranlaßt wurde. In diesen verhängnißvollen Irrthum des Freundes greift in Borkman's Pläne eine dunkle Schicksalshand hinein, die sich den ersten besten zum Werkzeug ihrer Rache erkürt. Nicht daß Borkman sich an den Schätzen anderer vergriff, will der Dichter sagen, ist seine Schuld; indem er dies that, stellte er sich als genial beanlagter Uebermensch jenseits von Gut und Böse; als er ein Bankräuber im Sinne der prosaischen Masse wurde, war er schon anderweit belastet, er hatte das Liebesleben in einer Frau getödtet, er hatte jene „geheimnißvolle Sünde" gethan, von der die Bibel sagt, daß es für sie keine Vergebung gebe. Ein dunkles Gefühl dieser Schuld, die der Dichter als eine furchtbare angesehen wissen will, wohnte auch in Borkman's Brust. Er, der kühn die Besitzthümer aller andern mit auf die gefahrvolle Fahrt nehmen wollte, die er plante, er scheute vor den ihm anvertrauten Geldern der Frau, die er einst geliebt und die er verrathen hatte, zurück, er ließ sie allein unberührt und keiner rettete etwas aus dem allgemeinen Schiffbruch, nur Ella Rentheim verlor nicht einen Heller. Und trotz alledem mußte es gerade Ella werden, die seinen Sturz herbeiführte. Das begreife einer, wenn er nicht daran glauben will, daß alle Schuld sich auf Erden rächt, so oder so. Auch Borkman konnte dieser Rache nicht entrinnen. Das ist das Wesentliche und Geheimnißvolle der Borkman-Tragödie. Der Dichter spricht es aus, indem er Ella Rentheim zu Borkman sagen läßt: „Du bist ein Mörder! Du hast die große Todsünde begangen." Schlimmer als Liebesmord ist Seelenmord. Das ist der tragische und ethische Höhepunkt des Ganzen, er liegt im zweiten Acte, oder richtiger, er wird hier aufgedeckt. Denn alles Geschehene liegt weit hinter uns.

John Gabriel Borkman ist inzwischen verknöchert, er lebt acht Jahre lang, ohne den Finger zu rühren, in dem Wahn von seinem Finanzberuf. In dem großen Saale seiner Väter haust er acht Jahre, einsam und verlassen, und wartet, daß die neuen Gründer der Bank ihn holen werden, weil sie sein Genie nicht entbehren könnten. Der Borkman der oben geschilderten Tragödie könnte uns interessiren; der, der acht Jahre wartet, ist ein wunderlicher Alter, und wir hören nur, wie es kam, daß er so wunderlich ward. Ganz zwar können wir es nicht begreifen, wenn wir ihn, den Borkman des Ibsen'schen Dramas, nicht ein wenig vom Standpunkt der Psychiatrie betrachten wollen. Die acht Jahre der Einsamkeit haben aus Borkman den Narren seines Wahnes gemacht; er ist gewissermaßen, von dem Moment an, wo sein Genie scheiterte oder, richtiger, gemisbraucht wurde, in dem es verhindert wurde, sich zu bethätigen, vertrocknet. Sein einziges Lebensmoment ist der Wahn der verkannten Größe. Das Tragikomische der Situation ist Ibsen nicht entgangen; im Gegentheil, er hat es scharf betont, mit jener kühlen, grimmig lächelnden Satire des Menschenverächters, die ihm eigen ist. Der einzige Freund Borkman's ist ein — verkannter Dichter, Wilhelm Foldal, eine komisch rührende Figur, eine Parodie der Borkman-Größe. Foldal schreibt an einer Tragödie, sie ist sein Lebenswerk, aber er ist darüber alt und grau geworden, und hat sein Leben doch verfehlt. Er ist der Uebermensch ins Kleine übertragen; es muß ihm passiren, daß er von dem Schlitten überfahren wird, in dem sein Kind dem Leben entgegenstürmt, und er zürnt ihm nicht. Er ist das Löwchen, mit dem der Löwe Borkman spielt, dieser selbst ein Löwe hinter dem Gitter, eine komische Figur, so wild seine Augen rollen, so scharf seine Klauen sind. Man würde Ibsen unrecht thun, wollte man glauben, er verlange von uns, daß wir den acht Jahre unthätigen Einsiedler Borkman ganz ernsthaft nehmen, daß wir das Tragikomische der Gestalt nicht erkennen sollen. Ja selbst sein Ende ist von gewollter Tragikomik nicht frei.

Der zweite Act enthüllt uns den tragischen Höhepunkt der sozusagen vordramatischen Handlung, aber auch die Sühne. Ella Rentheim selbst spricht Borkman frei, nachdem er sich bereit erklärt hat, ihr den Sohn abzutreten. Erhard Borkman soll nach des Vaters Willen fortan den Namen Rentheim tragen. Ella ist ein Theil des Glückes gegeben, das ihr Borkman geraubt hat; sie hat einen Sohn und er wird ihren Namen erben. „Nun haben wir völlig miteinander abgerechnet!" erwidert Ella, „du hast wieder gutgemacht, was du gutmachen konntest." In das Leben Borkman's tritt nach acht Jahren zum ersten mal wieder die That, es ist als habe die Schuld gegen Ella, die er nun zu sühnen gedenkt, ihn zur Unthätigkeit verurtheilt, ihn gebannt; nun erwacht er wieder, und alle die alten Pläne tauchen wieder in ihm auf. Vor allem aber muß er Ella den Sohn geben. Bei diesem Versuche aber scheitert er. Denn seine Frau, die sich seit dem Bankbruch von ihm losgesagt hat und mit ihm in einem Hause lebt, ohne ihn zu sehen oder zu sprechen, hat mit dem Sohne Erhard ganz andere Pläne. Er soll die Schande, die der Vater über den Namen Borkman gebracht hat, von ihm nehmen. Hier greift in die Borkman-Handlung eine andere, scheinbar nur lose mit ihr verknüpfte, ein. Wie Borkman und seine lieblose Frau Gunhild, wie Ella, so ist auch Erhard schon ein fertiger Charakter, der sich nicht mehr modeln läßt. Er folgt weder der Mutter noch der Tante, die ihn als Knaben liebevoll erzogen hat, noch dem Vater;

er folgt den Verlockungen einer leichtfertigen Frau und stürmt mit ihr, aller andern Pläne spottend, lustig in eine Welt des Sinnengenusses hinaus. Der Vater aber jagt seinen alten Idealen von Macht und Geld nach, unberührt von dem, was um ihn geschieht. Im Angesicht des Landes, das er beherrschen, dessen segenspendender Krösus er werden wollte, stirbt er. Die Kälte tödtet ihn, die Kälte des Winters, der Menschen, die eigene Kälte. Auch dieses Ende hat einen Stich in das Tragikomische, so viel Nachdenkliches es enthält.

Das ganze Drama stellt sich als ein trauriges Familiengemälde dar, dessen ethische Bedeutung der Fassung in eine kurze Formel große Schwierigkeiten bereitet. Man könnte sagen, die Handlung beruhe auf dem Gegensatze zweier Motive: Macht und Liebe. Borkman's Lebenselement war die Sehnsucht nach Macht, ihr opferte er die Liebe Ella's, ihretwegen beraubte er sich selbst in dem Glauben, daß schließlich ein Weib durch das andere zu ersetzen sei, der einzigen Lebensgefährtin, die ihn verstand, und verband sich mit einer kaltherzigen Frau, welcher der Name Borkman höher stand als sein Träger. Auch in Gunhild herrscht der Ehrgeiz, aber ein unfruchtbarer, der keine Werthe schafft. Zwischen Gunhild und Borkman gab es kein Band der Liebe. Darum konnten sie auch acht Jahre in einem Hause voneinander getrennt leben, ohne daß der eine den andern vermißte. Der Sohn aber, Erhard, fand in dem Hause der Aeltern keine Liebe. Der Mutter war er nur ein Werkzeug ihres Ehrgeizes, dem Vater war er durch die Mutter, die ihn im Vater nur den Schänder der Ehre des Hauses sehen lehrte, nicht minder entfremdet, und so fiel er, in seinen Knabenjahren von Ella Rentheim darauf verwiesen, ein eigenes Glück sich zu bauen, in die Hände der leichtfertigen Lebedame, und ging dem Hause Borkman völlig verloren, weder der Mutter noch dem Vater ein Helfer. Die Machtbegier hat um Borkman vollkommene Oede verbreitet, und er stirbt einsam in der Erstarrung seiner eigenen Kälte. Weder die Macht hat er erreicht, noch lebt ein Funken seines Wesens in der Nachwelt fort. Die Macht hat ihn getödtet und ihm den leisesten Hauch der Unsterblichkeit genommen. Wir bewegen uns hier in dem engen Kreise bürgerlichen Elends; keine die menschliche Gesellschaft aufrüttelnden Fragen werden aufgerollt, sondern im letzten Grunde wird, wie so oft von Ibsen, eine Ehemoral gelehrt; sie lautet: In der Ehe sei Wahrheit; jede Convenienz-, jede Verstandesehe ist eine Lüge, und sie rächt sich an denen, die sie schließen, und an den Kindern der Ehe. So knüpft das Drama „Borkman" in mancher Beziehung an das „Eyolf"-Drama an, in dessen Centrum ebenfalls Fragen der Ehe und der Kindererziehung stehen. Wie Allmers einem Ideal der philosophischen Forschung nachjagte und darüber Klein-Eyolf vernachlässigte, so verletzte auch Borkman, der „Napoleon des Goldes", seine Pflichten als Mensch gegen sich und sein Geschlecht.

Es geht aus unserer Betrachtung wol hervor, daß es uns Ibsen nicht leicht macht, den tiefern Sinn seines Dramas zu erfassen. So groß seine Kunst ist, uns durch den Dialog allmählich, Schleier nach Schleier lüftend, mit den Charakteren, den Verhältnissen und Ereignissen, die sie bildeten, vertraut zu machen, so sehr vermeidet er es doch schließlich, mit den Mitteln der Composition die entscheidenden Motive klar und scharf herauszuarbeiten. Ibsen ist in der Anschauung befangen, die Treue des natürlichen Gespräches wahren zu müssen, in dem auch Wesentliches und Unwesentliches bunt miteinander gemischt erscheinen, sodaß nur der Eingeweihte jenes von diesem unterscheiden kann. Gerade im „John Gabriel Borkman" fließt der Dialog in einer gleichmäßigen Art, bisweilen in ermüdender Breite, und erst in dem Moment, wo die „Borkman"-Tragödie und das Ehedrama einander nahe berühren, kommt ein etwas lebhafterer Fluß in die sonst so gemächlich-breite Strömung. Sobald diese Technik zu einer Erschwerung des Verständnisses beiträgt, verliert sie den ihr sonst unbestreitbaren Reiz, und man darf wol annehmen, auch den Reiz zur Nachahmung, und das wäre nur freudig zu begrüßen. Wenn man trotz aller dieser Ausstellungen dem Drama auf deutschen Bühnen weite Verbreitung wünscht, so geschieht es mit gutem Grunde. Denn noch immer ist der hohe sittliche Ernst Ibsen's für unser Theater als Gegenmittel gegen die verlotterte Unterhaltungswaare, die sich auf ihm breit macht und die um so gefährlicher ist, je mehr sie sich den Schleier der Kunst borgt, sehr nöthig und heilsam. Ibsen entrollt doch ernste Lebensprobleme, wenn auch in enger Sphäre, und sucht sie mit aller Energie seines starren Willens bis auf den Grund zu erschöpfen. In dieser Beziehung können unsere Dichter alle von ihm lernen, so wenig der bedingungslose Ibsen-Cultus, der wol in der Hauptsache ein überwundener Standpunkt ist, für uns von Vortheil sein kann. Wenn die kräftige Anregung, die noch von jedem Werke des nordischen Dichters ausging, in der richtigen Weise ausgenutzt und darüber die hervorragende Tradition unserer classischen Dichter in ihrer deutschen Periode und unserer Kleist, Hebbel und Ludwig nicht vergessen wird, kann sie uns nur gute Früchte tragen.

Leonhard Lier.

Praktische Aesthetik.

1. Der gute Geschmack. Aesthetische Essays. Von Lothar Abel. Mit 129 Abbildungen. Wien, A. Hartleben's Verlag. Gr. 8. 8 M.
2. Die bildenden Künste. Kurzgefaßte allgemeine Kunstlehre in ästhetischer, künstlerischer und technischer Hinsicht. Von Hermann Riegel. Vierte, völlig neu bearbeitete Auflage. Mit 77 Abbildungen. Frankfurt a. M., Heinrich Keller. Gr. 8. 8 M.

Es ist immer bedenklich, wenn ein Praktiker zu theoretisiren anfängt: einem ganz großen Künstler wird das Unternehmen wol gelingen, da der ganz große Künstler auch ein im Denken bedeutender Mensch ist, dessen Denkkraft sich auch wol einmal der Theorie der eigenen Kunst zuwendet und dann trefflich zu belehren versteht. Ob Lothar Abel (Nr. 1) zu den großen Künstlern in der Praxis gehört, weiß ich nicht: daß aber sein Theoretisiren nicht dafür sprechen möchte, ist eine nicht abzuleugnende Thatsache. Eine Fülle richtig erkannter und ausgeübter Einzelheiten führt noch nicht zu richtiger Erkenntniß von allgemeinen Wahrheiten. So mag der Verfasser bei seiner Praxis erkannt haben, ein wie wichtiger Factor für den Künstler jede Art von Geschmack ist: ob er deshalb auch berechtigt ist, den Geschmack, oder wie er gewöhnlich sagt und stets meint, der gute Geschmack als die Panacee für die Kunst, ja für das Leben selbst hinzustellen, ist jedoch eine Frage. „Es ist vollständig nachweisbar, daß die Blüte und der Verfall des guten Geschmacks nicht blos auf den allgemeinen Bildungsgrad, sondern in zweiter Linie auch auf die sittliche Beschaffenheit eines Volkes schließen läßt": ist denn der gute Geschmack zu irgendeiner Zeit etwas so allgemein Verbreitetes, daß man ihm einen solchen Einfluß zuschreiben kann? Wie nach Schiller der Verstand stets nur bei wenigen gewesen ist, so ist es in noch höherm Grade bei dem „guten" Geschmack der Fall.: die Masse ist stets entweder die directe Gegnerin des guten Geschmacks oder sie läßt sich in Zeiten, in denen sie keine Stimme hat, willenlos beherrschen, aber nicht, weil sie vom guten Geschmack erfüllt wäre. Wenn der Verfasser weiterhin behauptet: „In ästhetischer Beziehung ist der Geschmack im Grunde genommen nichts anderes als die Fähigkeit, das Schöne in der Natur sowie in Kunstwerken zu empfinden", so ist das ebenso, wie wenn man behaupten wollte, der Geschmack in seiner Grundbedeutung ist nichts anderes als die Fähigkeit, das Wohlschmeckende in der Natur und der Kunst zu empfinden: wem Pfeffer auf der Zunge weh thut, ist somit ein geschmackloser Mensch, und wem eine Dissonanz von Tönen das Ohr oder eine Dissonanz von Farben das Auge verletzt, ist ein geschmackloser Mensch. Der Geschmack befähigt aber auch noch zu ganz besondern Dingen: „Der speculative Kopf legt bekanntlich alles auseinander und zergliedert es, ein Mann von Geschmack faßt aber alles auf einmal auf, daher vielleicht die Sprachwendung: Der erste Eindruck ist der beste. So wird z. B. jemand, welcher sich auf die «höhern» Wissenschaften verlegt, immer alles zergliedert und einen Begriff erst nach dem andern betrachtet, selten viel Geschmack besitzen; ist doch infolge dessen z. B. die Geschmacklosigkeit der Gelehrten sprichwörtlich geworden; hingegen haben Menschen von kaufmännischen Fähigkeiten, die ihr Leben mit Geschäften vollbringen, bei welchen viele Umstände auf einmal übersehen werden müssen, in der Regel viel mehr Anlage zum guten Geschmack, und verfallen auch nicht so leicht in Spitzfindigkeiten, die thatsächlich in allen Sachen des Geschmackes als unpraktisch erscheinen." Will ich mir nicht unpraktisch erscheinen und nicht in noch mehr Spitzfindigkeiten verfallen, als ich mir schon habe zu Schulden kommen lassen, so wird wol nichts anderes übrigbleiben, als um das vorliegende Buch geschmackvoll zu beurtheilen, nicht einen Begriff nach dem andern zu betrachten, oder gar zu zergliedern, sondern vielmehr zu versuchen, alles auf einmal aufzufassen und den ersten Eindruck, der der beste sein soll, walten zu lassen, an dem allerdings auch alles Eindringen ins Einzelne nichts geändert hat: wer wenig von der Sache versteht oder wer stets sich im Praktischen gehalten hat, wird vielerlei Einzelnes lernen können; wer aber bei seinem Urtheil auch gewöhnt ist zu denken, oder gar nach wissenschaftlicher Erkenntniß strebt, wird für sich nichts Sonderliches finden. Auch darf man an das Buch nicht das unbillige Verlangen stellen, daß Geschriebenes auch immer grammatisch oder gar stilistisch richtig ausgedrückt wäre, sodaß wir dem Verfasser von ganzem Herzen zustimmen, wenn er den vortrefflichen Satz ausspricht: „Ohne der «Kunstübung» Abbruch thun zu wollen [wer?], müssen unsere Kunstjünger heute doch auf eine gründliche Schulbildung sehen; diese wird sie auch unstreitig in der Kunst um einige Grade höher heben, die sie ohne dieselbe nicht erreichen würden."

Ganz anders greift in die praktische Aesthetik Hermann Riegel's Buch „Die bildenden Künste" (Nr. 2) ein. Das Werk erscheint in der vierten Auflage; die drei frühern Auflagen waren unter dem Titel „Grundriß der bildenden Künste" erschienen, die erste 1865. Ihnen gegenüber bietet die neue Auflage eine so gründliche und umfassende Durcharbeitung, daß das Buch als ein neues angesehen werden kann. Es besteht aus drei Hauptabschnitten. Der erste: „Die Kunst, die Künste und das Schöne", ist glücklicherweise der kleinste, denn er ist der schwächste: wer über diese allgemeinen Gesichtspunkte sich belehren will, der wird hier die bekannten landläufigen Erläuterungen wiederfinden. Als eigenthümlich wäre vielleicht hervorzuheben, daß „schön" nicht von „scheinen", sondern von „schauen" abzuleiten sein soll. Die Aesthetik ist wieder einmal die Wissenschaft vom Schönen, und die Kunst ist „sich Selbstzweck", welche Phrase nicht fehlen darf, und dennoch sind die Zwecke der Baukunst, mit dieser Her-

vorhebung von — Kunst, „von Anfang nicht praktischer, sondern religiös-sittlicher Art“: also hat diese Kunst gerade als solche ihren Zweck nicht in sich selbst, wobei zudem noch die Frage bleibt, ob denn religiös-sittliche Zwecke, wie sie dem Cultus eigen sind, nicht auch Zwecke sehr praktischer Natur sind. Der Werth des Buches und zwar ein wirklicher, der für recht viele von recht großer Bedeutung werden kann, liegt in der zweiten und der dritten Abtheilung. Die zweite Abtheilung gibt „die Kunst und die Künste“. Hier behandelt der Verfasser die Grundlagen der Kunstübung, das Verhältniß der Kunst zur Natur, die Naturnachahmung in den verschiedenen Künsten, die Grenzen zwischen Natur und Kunst, und geht sodann besonders auf die menschliche Gestalt ein: er verfolgt das lebende Modell bis zu seiner Umarbeitung zum Kunstwerk, wozu er instructive Illustrationen und Beispiele gibt, und geht dann auf die Abweichungen der Kunst von der Natur ein. Er gelangt zu dem erfreulichen Ergebniß, dessen Misverständniß gerade in unserer Zeit sich in der praktischen Kunstübung vielfach recht breit macht, daß es „grundfalsch ist, unter allen Umständen die natürliche Richtigkeit zum entscheidenden Umstande [Gradmesser! Maßstab!] bei der Beurtheilung von Kunstwerken zu machen“. Die verschiedenen Auffassungen führen zu der Betrachtung des Künstlers im Gegensatze zum Virtuosen und zum Dilettanten. Es wird sodann im Kunstwerk die Anordnung nach den sehr mannichfaltigen Gesichtspunkten untersucht, die je nach Gegenstand, besonderer Kunst und Künstler in Betracht kommen. Dann wendet sich der Verfasser zu den Mitteln und zu dem Verfahren der Darstellung. Gerade dieser Abschnitt ist für alle, die ein eingehenderes Kunstverständniß gewinnen wollen, von hoher Wichtigkeit: wer ein Kunstwerk beurtheilen, ja wer es nur richtig genießen will, muß eine Vorstellung davon haben, was eine besondere Technik leisten kann, was man daher auch von ihr verlangen und erwarten darf. So werden eingehend Baukunst, Bildhauerei, Malerei behandelt, diese letztere besonders mit all ihren mannichfaltigen Techniken, bei denen auch die neuesten Verfahren geprüft werden. Die Technik der eingebrannten Farben führt zu der Glasmalerei, der antiken Vasenmalerei, Majolika u. s. w., woran sich der Metallstich und endlich die gestickte und die gewebte Malerei anschließen. Der Abschnitt „Das Darstellbare“ behandelt alle mit dem Gegenstande der besondern Kunst, mit den im einzelnen Falle der besondern Kunst gestellten Problemen zusammenhängenden Fragen. Hieran schließt sich „Das Dargestellte nach Wesen und Stil“, wobei besonders die Bemerkungen über den Idealismus und den Realismus bei Statuen bemerkenswerth sind. In der dritten Abtheilung: „Die Kunst und die Zeit“, gibt der Abschnitt „Die Kunstgeschichte“ Hinweise auf die Kritik der Denkmäler und ein besonders interessantes Kapitel über die Fälschungen auf den verschiedenen Kunstgebieten, während „Die Betrachtung der Kunstwerke“ auf eine Methode des Anschauens hinlenkt und „Die Kunstpflege“ die sehr wichtigen Fragen über Erhaltung von Kunstwerken, besonders in Sammlungen, bespricht, ferner von den Akademien und von der praktischen Förderung der jungen Künstler selbst, von Kunstvereinen und Kunstausstellungen und ihren Folgen handelt. Den Schluß bildet ein Abschnitt über die nachbildenden Künste: wer aus seiner Praxis heraus weiß, wie selten eine wirkliche Kenntniß über die verschiedenen Techniken verbreitet ist, der wird gerade diesen Abschnitt für einen besonders nützlichen halten. So treibt dies durch viele Illustrationen seinen Stoff erläuternde Buch in der That praktische Aesthetik, wie man sie zu Gunsten der Kunstbeurtheilung und nicht minder der Kunstübung möglichst verbreitet sehen möchte. Es wäre falsch, wenn der Künstler nur für Künstler arbeiten oder wenn er nur Künstler als ebenbürtige Kritiker anerkennen wollte — es käme dabei der Künstler selbst am schlimmsten weg; die Wirkung der Kunst soll sich auch nicht auf den recht kleinen Kreis der sogenannten Kunstverständigen beschränken: hier wird meist nur eine sehr einseitige, durch besondere Liebhaberei beschränkte Kritik geübt. Die Kunst soll möglichst allseitig wirken: sie ist nicht in erster Linie für das historische oder das ästhetische Urtheil da, sondern sie soll einen edeln Genuß anregen: dieser aber wird um so größer sein, je mehr man ihm durch vorbereitendes Verstehen der Grundlagen einer besondern Kunst entgegenkommt. Nach dieser Seite zu wirken ist die Aufgabe dieses Buches, dem eine recht eifrige Benutzung zu wünschen ist.

Veit Valentin.

Zur Wirthschaftsgeschichte und zur Geschichte des Socialismus.

1. Englische Wirthschaftsgeschichte. Eine Einleitung in die Entwickelung von Wirthschaftsleben und Wirthschaftslehre. Von W. J. Ashley, M. A., Professor der Wirthschaftsgeschichte an der Harvard-Universität, ehedem Fellow am Lincoln-College in Oxford. Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen von Robert Oppenheim. I. Das Mittelalter. II. Vom 14. bis zum 16. Jahrhundert. (Nr. 7 und 8 der Sammlung älterer und neuerer staatswissenschaftlicher Schriften des In- und Auslandes von Brentano und Laser.) Leipzig, Duncker u. Humblot. 1896. Gr. 8. I. 4 M. 80 Pf.; II. 10 M.

2. Geschichte des Socialismus und Communismus im 19. Jahrhundert. Von Professor Dr. Otto Warschauer. Erste Abtheilung: Saint-Simon und der Saint-Simonismus. Zweite Abtheilung: Fourier, seine Theorie und Schule. Dritte Abtheilung: Louis Blanc. Berlin, Hermann Bahr (K. Hoffmann). 1896. Gr. 8. Jedes Bändchen 2 M. (einzeln käuflich.)

Daß sich seit der Völkerwanderung das europäische Wirthschaftsleben von der wiederhergestellten Naturalwirth-

schaft zur Geld- und Creditwirthschaft fortentwickelt hat, und daß diese zuletzt in Wechselwirkung mit der Maschinentechnik die Erscheinungen, welche wir mit dem Worte Kapitalismus zusammenfassen, in höherm Grade und theilweise in andern und mannichfachern Formen erzeugt hat, als sie in der alten Culturwelt vorhanden gewesen waren, das ist unbestreitbar und allgemein anerkannt. Wie wenig aber mit dieser allgemeinen Kenntniß der drei oder vier Entwickelungsstufen für die Kenntniß des Zustandes der einzelnen Völker und Staaten gewonnen ist, das zeigt sich sofort, wenn wir mit England, in dessen Geschichte jene Entwickelungsstufen am auffälligsten und reinsten hervortreten, ein anderes Land, z. B. Italien, vergleichen. In Italien war die Geld- und Creditwirthschaft, als Wirkung eines das Land beherrschenden städtischen Lebens mit gewinnbringendem Handel und hochentwickeltem Gewerbfleiß, schon im 14. Jahrhundert durchgeführt, zu einer Zeit, wo England noch reiner Agrarstaat war, und heute steht Italien in Handel und Industrie nicht allein hinter England, sondern auch hinter den übrigen Staaten West- und Mitteleuropas (mit Ausnahme Spaniens und Portugals) zurück, und die Mehrheit seiner Bevölkerung besteht aus blutarmen Bauern, deren Landwirthschaft, wenn wir von dem für das Land sehr wichtigen Garten-, Obst- und Weinbau absehen, auf einer ziemlich niedrigen Stufe zurückgeblieben ist. Demnach würde eine allgemeine europäische Wirthschaftsgeschichte nicht möglich sein; die jedes Landes muß besonders behandelt werden. Und auch sogar eine deutsche könnte, wenn sie sich nicht sehr im allgemeinen hielte, von einem einzelnen Manne nicht geschrieben werden; sie beginnt mosaikartig aus Monographien über einzelne Gegenden und Zeitabschnitte, wie sie bisher Inama-Sternegg, Lamprecht, Gothein, Knapp und seine Schüler geliefert haben, allmählich zu entstehen. Weit leichter ist die englische zu behandeln, weil England kleiner ist, und sich in seiner Abgeschlossenheit gleichmäßiger entwickelt hat. Und so durfte Ashley (Nr. 1), nachdem ihm viele vorgearbeitet hatten, es versuchen, eine auch für ein größeres Publikum verständliche und genießbare Wirthschaftsgeschichte seines Vaterlandes zu schreiben, die bei der Wichtigkeit der englischen Entwickelung für die ganze Erde und namentlich für Deutschland auch bei uns bekannt und studirt zu werden verdient. Der erste Band behandelt in drei Kapiteln: „Grundherrschaft und Dorfgemeinde", „Kaufmannsgilden und Handwerkergilden", „Wirthschaftliche Theorien und Gesetzgebung"; die sechs Kapitel des zweiten Bandes sind überschrieben: „Die Herrschaft der Städte" (gemeint ist ihre Selbstregierung), „Die Zünfte", „Die Wollindustrie", „Die agrarische Umwälzung", „Armenpflege", „Die kanonistische Lehre". Das letzte Kapitel, dessen Ausführungen selbstverständlich nicht blos für England, sondern für das ganze Abendland gelten, ist geeignet, die noch lange nicht abgeschlossenen Erörterungen über die Natur und die Berechtigung des Kapitalzinses in ein neues Stadium überzuführen. Ashley theilt nicht die in der modernen Wissenschaft vorherrschende Anschauung, daß die mancherlei Bedingungen, unter denen die kirchlichen Autoritäten das Zinsnehmen gestattet haben, sophistische Vorwände zur Umgehung ihrer eigenen als undurchführbar erkannten Gesetze seien, sondern weist nach, wie im Laufe der wirthschaftlichen Entwickelung Verhältnisse entstehen, die das Zinsnehmen auch nach den, dem kanonischen Zinsverbot zu Grunde liegenden Lehrsätzen rechtfertigen. Die hauptsächlichsten dieser Lehren werden Seite 422 fg. dargelegt. Die classische Oekonomie pflegt drei Productionsfactoren oder Einkommenquellen anzugeben: Natur, Arbeit, Kapital:

> Die mittelalterlichen Denker hatten es nur mit zwei Kräften zu thun, mit Land und Arbeit. Das Land war ihnen die letzte Quelle alles Reichthums; doch bedurfte es der menschlichen Arbeit, um ihm, was es zu geben fähig war, auch abzugewinnen. Die Arbeit war das zur Erzeugung des Reichthums erforderliche Element, dessen wirkende Kraft von dem menschlichen Willen abhing, und somit wurde die Arbeit zum Mittelpunkte der mittelalterlichen Lehre erhoben. Aller Reichthum war hiernach das Ergebniß der Arbeit, welche auf die von der Natur gelieferten Stoffe verwendet wird, und nur indem man bewies, daß es der Arbeit bedurft hatte, um ein solches Ergebniß zu erzielen, konnte die Erlangung des Reichthums bei den einzelnen Menschen gerechtfertigt werden. „Gott und der Arbeiter" — so drückt ein vielgelesener Theologe sich aus — „sind die wahren Herren über alles das, was zum Verbrauche des Menschen dient. Alle andern sind entweder Vertheiler oder Bettler." Und des weitern sagt er: „Geistlichkeit und Adel seien die Schuldner der Bauern und der Handwerker, sie verdienten ihre höhere Würde und ihr höheres Einkommen nur, insofern sie ihre Pflichten als herrschende Klassen in angemessener Weise erfüllten, Pflichten, welche größere Arbeit bedingten und durch die sie größern Gefahren ausgesetzt seien". Die mittelalterliche Lehre hat dergestalt große Aehnlichkeit mit den Lehren der heutigen Socialisten.

Während die Wirthschaftsgeschichte lehrt, was gewesen und wie der jetzige Zustand geworden ist, suchen die Socialisten und Communisten zu ergründen, wie es besser gemacht werden könnte. Wenn die heutigen Socialisten, die orthodoxen Marxisten, alle ihre Vorgänger als Utopisten bezeichnen, weil diese Idealbilder eines zukünftigen vollkommenen Gesellschaftszustandes aufgestellt und erstrebt hätten, so ist darauf zu antworten, daß sie selbst, wie Bebel's bekanntes Buch beweist, in denselben Fehler verfallen, und daß ihr „wissenschaftlicher" Socialismus, der auf der materialistischen Geschichtsconstruction beruht, sich selbst aufhebt, wenn man ihn streng folgerichtig durchführt. Denn, wenn die Ideen nichts als Spiegelbilder wirklicher Zustände, diese aber das Ergebniß einer Entwickelung sind, die nach Naturgesetzen mit einer von keinem menschlichen Willen zu beugenden Nothwendigkeit vor sich geht, so sind die Arbeiterbewegung und die Agitation gegen den Kapitalismus überflüssig, und sofern sich der erwartete Zusammenbruch der bestehenden Gesellschaftsordnung als eine Täuschung erweisen sollte, auch aussichtslos. In Wirklichkeit sind eben Ideen wie die der Gerechtigkeit und einer vernünftigen Ordnung keineswegs

bloße Spiegelbilder, sondern kräftige Triebfedern zum Handeln, und die bewußten und auf ein Ziel gerichteten Handlungen der Menschen sind Mitursachen der wirthschaftlichen Entwickelung. Alle Socialisten, ältere wie neuere, begehen den Fehler — einen Fehler, der übrigens bekanntlich von den Systematikern aller Gebiete der Wissenschaft begangen wird —, daß sie, von ganz richtigen Wahrnehmungen und einer ganz berechtigten Kritik ausgehend, ein Ganzes zu begreifen sich unterfangen, das viel zu groß und zu verwickelt ist, um vollständig begriffen zu werden, und daß sie es nun weiter unternehmen, dieses vermeintlich Begriffene umzubauen, oder, daß wir auch den Marxisten gerecht werden, einen von selbst entstehenden Neubau dieses unermeßlichen Ganzen vorherzuschauen. Ihre Gegner aber begehen gewöhnlich den Fehler, daß sie nur dieses seiner Undurchführbarkeit wegen harmlose Beginnen im Auge haben, die wirklichen Dienste aber, die jede socialistische Lehre in ihrem ersten, dem kritischen Stadium der Gesellschaft erweist, in ihrer Furcht und ihrem Haß unbeachtet lassen. Wenn Saint-Simon z. B. gegen die verderbliche Herrschaft von Adel und Klerus eifert und eine große Partei der Industriellen anstrebt, die fortan die gesellschaftlichen Verhältnisse beherrschen sollte, so hat er damit ja nur rechtzeitig erkannt, was wirklich in der Gesellschaft vorging. In England hatten damals die „Industriekapitäne" die Herrschaft schon so ziemlich in den Händen, und in Frankreich, Belgien, Deutschland, Nordamerika haben sie sie seitdem erlangt. Getäuscht hat sich Saint-Simon nur mit der Erwartung, daß diese neue Herrschaft die Völker in höherm Maße beglücken und befriedigen werde als die alte. Heute finden wir die Mehrheit in der Opposition gegen diese neue Gewalt begriffen, und zwar in einer zwiespältigen Opposition, indem die untern Volksschichten die Aufgabe des Socialismus gerade in der Bekämpfung der „Industriefeudalen" sehen, während die sogenannten Mittelstände daran sind, eine neue klerikal-feudale Periode herbeizuführen. Und wenn Fourier und Louis Blanc die Association als ein Mittel gegen die Schäden der freien Konkurrenz und gegen die Ausbeutung der Arbeit durch das Kapital empfehlen, so hat sich ja dieser ihr Gedanke in unzähligen Productivgenossenschaften, Konsumvereinen, Waarenhäusern, landwirthschaftlichen Genossenschaften verwirklicht und steht im Begriff, in den von den Agrariern angestrebten Kornhäusern eine neue Frucht zu zeitigen. Daß Fourier's Lehre zuletzt in lächerliche Phantasien ausgelaufen ist, und daß die Genossenschaften nicht das Universalmittel zur Lösung der socialen Frage sind, wofür sie von ihren Urhebern und Freunden gehalten werden, thut ihrem praktischen Nutzen keinen Eintrag.

Warschauer's Geschichte des Socialismus und Communismus (Nr. 2) in Einzeldarstellungen wird hoffentlich einiges dazu beitragen, diese nüchterne Auffassung und eine verständige Benutzung der socialistischen Literatur und Bewegung zu fördern. Er läßt frühere Bearbeitungen unberücksichtigt und hält sich ausschließlich an die Quellen; indem er so darauf verzichtet, alles anzuführen, was andere Leute über den Gegenstand gesagt haben — eine heutzutage sehr beliebte Manier —, vermag er mit je einem kleinen Bändchen eine ziemlich erschöpfende Darstellung jedes der socialistischen Systeme sammt einem für den Zweck genügenden Lebensabriß ihres Urhebers zu geben. Das Ganze soll 10 — 12 Hefte umfassen. Der Verfasser beschränkt sich auf die Klassiker des Socialismus und Communismus und läßt Schriftsteller, die, wie Sismondi und Lamennais, nur dem Socialismus verwandte Ideen vertreten, beiseite. In der Einleitung des ersten Hefts sucht er den Unterschied zwischen Socialismus und Communismus klar zu machen, und schließt diese Erörterung mit den Worten:

> So ist der Unterschied zwischen Communismus und Socialismus sehr bedeutend, und unüberbrückbare Gegensätze trennen die Welten beider. Die Saint-Simonisten, Fourier, Louis Blanc, Rodbertus und Ferdinand Lasalle [sic!] sind Socialisten, Babeuf und Buonarotti, Robert Owen, Cabet, Weitling und Marx sind die Communisten der neuern Zeit; Proudhon ist der classische Vertreter des Anarchismus.

Gegen die sehr objective Kritik, die der Verfasser an den einzelnen Systemen übt, wird sich wenig einwenden lassen. Louis Blanc kommt dabei, als der am wenigsten Phantastische und als ein „entschlossener Socialist ohne Haß und Fanatismus", am besten weg. Mit Beziehung auf die ungerechtfertigte Beschuldigung, daß Louis Blanc der Urheber der Nationalwerkstätten gewesen sei und dadurch mittelbar die Straßenschlacht der Junitage verschuldet habe (in Wirklichkeit waren diese Werkstätten im Widerspruch gegen seine Grundsätze eingerichtet worden, um das Odium des vorauszusehenden Mislingens auf ihn abzuwälzen und ihn dadurch zu vernichten), schreibt Warschauer, III, Seite 141—142, seine Gegner hätten noch außerdem eine Geschichtsfälschung betrieben, „deren Spuren untilgbar zu sein scheinen". Das letzte trifft doch wol nicht ganz zu; so hat z. B. Ludwig Elster im „Handwörterbuch der Staatswissenschaften" (II, 644) den Vorgang richtig dargestellt.

Karl Jentsch.

Modernes.

1. Julchen's Heirath. Novelle. Von Marcel Prévost. München, Albert Langen. 1896. 12. 1 M.
2. Schläfst du, Mutter? Novellen. Von Jakob Wassermann. München, Albert Langen. 1896. 12. 1 M.
3. Verrathen. Novelle. Von Amalie Skram. Autorisirte Uebersetzung aus dem Norwegischen von Emmy Drachmann. München, Albert Langen. 1896. 12. 1 M.
4. Die Schlangendame. Von Otto Julius Bierbaum. Mit 38 Zeichnungen von Felix Vallotton. Berlin, Schuster u. Loeffler. 1896. 12. 2 M.

Was von Marcel Prévost zu erwarten war, wußten wir alle. Ob das Buch nun „Demi-Vierges" oder „Lettres de femmes" oder „Julchen's Heirath" (Nr. 1) oder „Cousine Laura" heißt, der Name thut nichts zur Sache. Die Etikette wechselt, der Inhalt bleibt.

Ernst zu nehmen ist ja Prévost nicht, und Albert Langen wird uns nicht vorreden wollen, daß unsere westlichen Nachbarn ihn ernst nehmen. Er hat Erfolg gehabt, er wurde und wird gelesen, eben weil er „pikante" Lektüre schreibt. Nach seinen „Demi-Vierges" konnte man noch glauben, er wolle in der Literatur eine Rolle spielen. Heute weiß man, daß er nur danach strebt, den Gaumen wurmstichiger Männlein und Weiblein zu kitzeln. Er ist nur ein Autor für Großstädte. Er hat eine feine Form, da gibt er sich Mühe, er schreibt leicht und graziös. Das ist in Frankreich kein gar so großes Kunststück. Daß die französischen Autoren so formenrein schreiben, liegt mehr an der Sprache als an ihnen selbst, dieser armen, aber ebendeshalb nach jeder Seite hin wunderbar fein ausgebildeten Sprache.

In den „Demi-Vierges" hat Prévost wenigstens versucht, einen Typus zu schildern. Oder man konnte es doch glauben, daß er danach gestrebt hatte. Allerdings war dort eine leichtsinnig-lüsterne Art der Behandlung schon auffällig. Das Buch hatte ja einen Riesenerfolg. Es machte den Namen Prévost auch in Deutschland bekannt. Sein Verleger machte mit der Uebersetzung ein gutes Geschäft. Was wunder, daß er nicht nur den „Simplicissimus", der ein Volksblatt werden sollte, in Prévost'sche Bahnen lenkte, sondern auch ein Buch Prévost's nach dem andern ins Deutsche übertragen ließ. Und wohlgemerkt: keins von seinen leidlich anständigen Büchern. Das zeigt aber, wie es mit diesen französischen Autoren bestellt ist. Ich habe ein in Deutschland ganz unbekanntes Werk Prévost's gelesen, es behandelt zwar einen Ehebruch, aber tragisch, es hat künstlerische Ziele. Es blieb unbeachtet, denn es ist mittelmäßig. Und weil Prévost mit lautern Mitteln nicht weiter kam, griff er zu unlautern.

Wie gesagt, er ist in seiner Art ein unerreichter Faiseur. Er gibt seinen pikanten Sächelchen, die so gut gekauft werden, einen literarischen Anstrich. Er versucht psychologisch vorzugehen. Nicht gründlich, um Gottes willen, das könnte langweilen. Das Psychologische ist nur gewissermaßen ein retardirendes Element, denn der geschickte Prévost weiß, daß man auch die pikanten Auseinandersetzungen nicht häufen darf. Die „Lettres de femmes" leiden darunter schon; in „Julchen's Heirath" war er vorsichtiger. Das Buch könnte richtiger „Die Brautnacht" heißen. Es sind die Gedanken eines jungen Mädchens darüber; zum Schluß wird die Wirklichkeit diesen Gedanken gegenübergestellt. Alles sehr graziös, sehr muthwillig geschrieben. Aber wenn man lachen muß, schämt man sich nachher darüber.

Und nun in aller Welt: wozu ist solch ein Buch? Ein Recensent vor 20, 30 Jahren hätte diese Frage noch beantworten können. Er hätte gesagt: lernt daraus lebendig schreiben, euch ans Leben halten. Unsere damalige Dichtung war frauenzimmerlich. Heute sind wir in einer Periode der deutschen Dichtung, um die unsere Enkel uns einst beneiden werden. Wir haben das gewaltige Schauspiel, wie drei große starke ehrliche Talente: Wildenbruch, Sudermann, Hauptmann, auf dramatischem Gebiet sich immer wieder den Kranz streitig machen. Streitig machen in einem imposanten Ringen, das nicht verloren sein wird. Wir sehen in der Lyrik Talente in unermüdlichem Schaffen. Wohin man blickt, freudige Zukunft, heißes Streben. Und da soll so ein erotischer Hampelmann uns etwas geben können? Ich denke, wir alle sind uns über Prévost einig.

Von dem Franzosen nun zu einem Manne, der einen deutschen Namen trägt. Jakob Wassermann hat vor dieser Novelle „Schläfst du, Mutter?" (Nr. 2) einen Roman „Melusine" erscheinen lassen. Als ich diesen Roman gelesen hatte, wußte ich, daß ich freiwillig niemals ein Buch dieses Autors wieder zur Hand nehmen würde. Ich müßte lange nachdenken, wenn ich ein Werk nennen sollte, das mir in tiefster Seele so zuwider ist wie dies „Melusine"-Buch. Und zwar ist etwas darin, was man mit Worten nicht greifen kann, was nur vom Gefühl verstanden wird. Etwas, was dem deutschen Geiste ins Gesicht schlägt, etwas Fremdes, etwas eminent Antigermanisches. Wenn dies Buch bedeutender wäre, müßte man es hassen; wenn es Erfolg gehabt hätte, würde es mir als die vornehmste Pflicht erschienen sein, mit allen Mitteln dagegen zu kämpfen.

Nun, es ist in der großen Versenkung verschwunden. Es war talentvoll, eine Scene zeugte besonders von Begabung. Das neue hier vorliegende Büchlein gibt weniger Grund zur Anfregung. Es ist viel gemachte Naivetät darin, bewußte Naivetät, und es ist weiter jene unwahre Sentimentalität darin, wie sie viele Franzosen haben, die Sentimentalität von Schwächlingen. Rückgrat fehlt diesem Buche; Rückgrat fehlte der verflossenen „Melusine". Und

das ist eben der große Unterschied zwischen deutscher und undeutscher Sentimentalität. Storm hat, wenn man so will, auch sentimentale Novellen geschrieben, aber es war eine große Ruhe und Harmonie, etwas Tiefsüßes, Sehnsucht nach der Jugend und stillen Fliedernächten und verlorener Jugendliebe. Die Harmonie darin, das ist das Ausschlaggebende. Das ist Stärke, Kraft. Sie beweist, daß der Dichter selbst den festen Punkt, wo er stehen kann, gefunden hat, daß er wohl gern einmal hinabtaucht in den See der Träume, aber nur still die stillen Fluten durchschwimmt, sie nicht aufrührt, und nachher ebenso still und mit heiterer Freudigkeit durch den wachen Tag geht. Wassermann aber kennt diese Harmonie nicht; er quält sich mit seiner Sentimentalität und andere auch, und dadurch wird sie krankhaft und waschlappig. Die Bücher von ihm sind schwammig. Da nützen die zusammengetragenen realistischen Details, das grüne Mondlicht und der tiefgrüne Nachthimmel gar nichts. Eine einfache reine Empfindung versteht er nicht auszulösen. Und so sehen seine Bücher zusammengestoppelt, gemacht aus und verstimmen; man muß danach Goethe vornehmen, um sich selbst zu erlösen. Der schönste Satz in Kleist's „Hermannsschlacht" heißt: „Verwirre mir das Gefühl nicht!" — ein Satz, der ganz Goethisch ist. Wassermann ist wie viele der kleinern Modernen ein Gefühlsverwirrer. Es langt nicht zu einem reinen Ton. Und deshalb wird er klare Naturen nie zu seinen Freunden zählen, eben nur verwirrte, schwankende, in sich selbst nicht feste. Weil er aber ein gewisses Talent hat, ist er gefährlich. Und nur aus diesem Grunde that ich ihn nicht schneller ab.

Von Sentimentalität weiß gar nichts Amalie Skram (Nr. 3), die bekannte nordische Erzählerin. Sie ist eine außerordentlich interessante Erscheinung. Wer ihre Romane verfolgt hat, den überrascht auch ihre neue Novelle nicht. Das Titelbild dazu ist echt „modern", heißt das: im schlechten Sinne. Es zeigt nämlich eine veritable — Wasserleiche. — Ein Mann im Hemd, aus dem das hagere Gebein sieht, fast in der Stellung des Gekreuzigten festgehalten von Seegewächsen, eine Beute der Fische, die nach ihm schnappen, und das alles in einem grünlichen Farbenton gehalten — kurz eine fürchterliche Geschmacklosigkeit. Und die Novelle selbst?

Der Stoff ist ganz einfach. Kapitän Riber heirathet Aurora Ingsted und nimmt seine junge Frau mit aufs Schiff. Sie hat ihn ziemlich gern, er sie noch viel, viel mehr. Sie quält sich und ihn systematisch damit ab, ihn nach seinem Vorleben auszufragen. Natürlich hat er es gemacht wie alle andern. Sie will immer mehr wissen, alles ganz genau und quält ihn damit so, daß er das Leben nicht mehr aushält und sich ins Meer stürzt.

Nimmt man einmal diesen Stoff an, so heißt die künstlerische Aufgabe: dieses Quälen der jungen Frau so deutlich zu machen, daß man den Selbstmord des Mannes begreift. Wie ist diese Aufgabe gelöst? Nun, an sich ausgezeichnet. Mit einer furchtbaren Folgerichtigkeit wird der Mann in den Tod getrieben. Man spürt beinahe an sich selbst, daß diese dabei ganz nette kleine Frau einen verrückt machen kann mit ihren dringenden Fragen, ihren Quälereien, ihren Anspielungen. Ganz methodisch wird da ein halber Wahnsinn gezüchtet. Ich habe Kopfschmerzen bekommen von diesem Buche, das mit einer nackten Grausamkeit, mit einem harten Griffel geschrieben ist, das von einem Realismus ist, vor dem sich Zola verstecken kann.

Ein vor wenigen Jahren erschienener Roman von Amalie Skram behandelt einen Stoff, der auf der gleichen Linie liegt. Eine Frau wird eingesperrt in ein Irrenhaus, sie soll wahnsinnig sein. Aber sie ist es nicht. Und nun hört sie die Schreie der Irren durch die Nacht, und ihr flehentliches Bitten und alles, was sie thut, wird ihr nur als Wahnidee ausgelegt, aus einer Irrenanstalt schleppt man sie in die andere, bis sie halb stumpf wird. Der Roman heißt „Professor Hieronymus". Er hat keinen Schluß.

Amalie Skram hat damit dasselbe bewiesen wie mit ihrer neuen Novelle „Verrathen". Nämlich daß sie bei allem echten Genie doch unfähig ist, ein Kunstwerk zu gestalten. Sie ist zu sehr Frau. Nicht so wie andere Frauen. Nein, sie hat Nerven und verlangt Nerven von Stahl, aber gerade ihr Hang zum Grausigen verräth sie. Wir haben etwas ähnliches in unserer Droste. Auch da können wir beobachten, wie sie mit Vorliebe das Unheimliche schildert, wie sie gerade in der Darstellung des Grausigen unübertroffen ist. Nur macht sie gegen Amalie Skram gehalten noch einen semmelblonden Eindruck. Die Norwegerin ist als Schriftstellerin brutaler, ist eine unerbittliche Naturalistin. Aber Künstlerin? Nein. Sonst könnte sie sich unmöglich so im Stoffe vergreifen, wie sie es stets thut. Ebenso wenig wie Gottfried Keller in dem Gedichtcyclus, der den Lebendig-Begrabenen behandelt, ein Kunstwerk schaffen konnte, ebenso wenig kann es die Skram in diesen Erzählungen, die von einer absonderlichen Phantasie zeugen. Sie ist nur interessant. Die Wirkung, die ihre Schöpfungen hinterlassen, ist ein Grausen und allenfalls ein nervöser Kopfschmerz. Und das ist doch ein fraglicher „Kunstgenuß".

Aber gerade, weil man das betont, muß man auch immer wieder sagen, wie bewunderungswürdig diese Frau in der Durchführung ihrer Probleme ist, mit wie kräftigen Fäusten sie alles anpackt. Sie soll mit ihrem Gatten lange Jahre zur See gewesen sein, hörte ich. Das mag ihr jene Härte, jene männliche Bestimmtheit, jene brutale Energie, mit der sie das Problem bis in die äußersten Spitzen verfolgt, gegeben haben. In der Behandlung hat sie die Frau ganz abgestreift, sie scheut sich vor keiner Consequenz. Nur das Extreme ihrer Stoffe und Gestalten verräth den das rechte Maß nie lernenden weiblichen Geist. Empfehlen kann ich auch dieses Buch nicht. Ich will lieber zehn schlechte lesen als dieses, das doch so viel Be-

wundernswerthes enthält, zum zweiten mal. Es peinigt mich noch jetzt in der Erinnerung.

Die Uebersetzung ist nicht gerade glänzend. „Immer mußt du zu Aeußerlichkeiten gehn, wenn du deine Anfälle hast", heißt es auf S. 48. Es muß natürlich „zum äußersten" heißen. Dieser merkwürdige Fehler erklärt sich vielleicht, wenn man annimmt, daß die Uebersetzerin keine Deutsche ist.

Otto Julius Bierbaum könnte nach diesem vorangegangenen Buche leichtes Spiel haben. Man sehnt sich förmlich nach einem befreienden Aufathmen, einem erlösenden Lächeln. Und „Die Schlangendame" (Nr. 4) ist auch wirklich das netteste und unterhaltendste Buch, das er bisher geschrieben hat. Aber er hatte in anderer Weise doch wieder Unglück, weil ich kurz vorher Raabe's „Hungerpastor" zum vierten male gelesen. Nun wäre es nicht billig, mit diesem unsterblichen Werke die freundliche Eintagsfliege todtzuschlagen. Wer von den jüngern Erzählern kann sich denn überhaupt mit Raabe messen! Aber dieser „Hungerpastor" hat mir doch eins deutlich gezeigt, nämlich das Niveau des Bierbaum'schen Humors. Zu diesem „Humor", oder vielmehr um eine humoristische Wirkung zu erreichen, benutzte Bierbaum a) eine Schlangendame, b) zwei Bierstudenten, c) einige verfängliche Situationen, d) Randbemerkungen im wörtlichsten Sinne, e) Philister. Das Geschichtlein hat aber bei all seiner Unmoral auch eine „moralische" Idee, wenn man so will. Die Schlangendame, Serpentintänzerin und Studentenliebste führt Herrn Ewald Brock sachte auf den Pfad des Examens und bringt es wirklich fertig, daß er besteht. Nachher heirathet er sie. Nun einmal eine Bemerkung, die nicht speciell auf Bierbaum geht, sondern eine allgemeinere Basis hat.

Mit dürren Worten: wir haben allmählich eine Zigeunerliteratur, das sittliche Bewußtsein und Unterscheidungsvermögen scheint den meisten Modernen verloren gegangen zu sein, und durch alle diese Bücher könnte das sittliche Bewußtsein des Volkes in der That untergraben werden. „Könnte", denn diese Bücher gelangen ja nicht in die Hände des Publikums. Und zwar ist es nicht nur jene offene Schilderung sexueller Dinge, die mir gefährlich erscheint. Wenn diese Schlangendame, die vorher in den allerintimsten Beziehungen zu Ewald Brock's Freund gestanden und weiß Gott was noch alles in ihrer wechselvollen Laufbahn getrieben hat, wenn diese nun quasi als Muster einer deutschen Hausfrau gepriesen, zur glücklichen Gattin des Studenten gemacht und ins Ideale gemalt wird — so ist das eine Verzerrung und Verschiebung der sittlichen Factoren, die entweder in einem Mangel an Weltkenntnis oder in einem Mangel an Takt begründet sein mag. Einem einfachen Menschen mit gesundem Gefühl wird dieser Ewald Brock, der dies Mädel heimführt, unverständlich bleiben; denn hier bricht nicht echte Sittlichkeit die Schranken der Sitte, sondern die Unsittlichkeit und Schamlosigkeit voltigirt darüber hinweg. Und weil das ins Humoristische gezogen und so dargestellt ist, daß man im ersten Moment bravo! rufen möchte, deshalb ist das Buch Bierbaum's so tief unsittlich — Zola war es nie so. Denn es kommt nicht auf das an, was man beschreibt, sondern auf den Geist des Werkes. Und da gähnt aus der roth angeschminkten Gesundheit der faule Kern heraus. Wenn dies Buch ein Zwanzigjähriger geschrieben hätte, würde man sich sagen, er hat die gesunde Freude am Sinnlichen, selbst wenn dies Sinnliche in etwas schmuzigen Tiefen schon haust. Otto Julius Bierbaum aber ist heute bereits über dreißig, und da ist es allerdings bedauerlich, daß er den Studentenstandpunkt noch nicht überwunden hat. Ich liebe jene Dichter mit dem idealen Pathos, den rollenden Augen und den gewichtigen Aussprüchen, die in keinem Augenblick ihres Lebens je vergessen, daß sie Dichter sind, durchaus nicht; das sind nach meiner Erfahrung die bösesten. Und ich sehe auch nicht ein, weshalb man als junger Mensch nicht seelenfroh auch mal ins Tingeltangel steigen und mit Grazie sündigen soll; aber man darf nicht vom Tingeltangelstandpunkt dann die Welt beurtheilen und die Moral corrigiren wollen. Es sind viele „Moderne", besser Pseudomoderne da, die das sittliche Unterscheidungsvermögen durchaus eingebüßt haben. Ein anständiges Mädchen können sie nicht zeichnen; daß die Sinnlichkeit eine viel kleinere Rolle bei jungen Mädchen spielt, als wir Männer es zuerst glauben wollen, die wir gar zu sehr eben nach dem Tingeltangel urtheilen, sehen sie nicht ein. Wir haben schon oft Zeiten gehabt, wo eine solche Verschiebung der moralischen Factoren in der Literatur auf kurze Zeit stattfand. Die Kraftgenies, die eigentlich gar wenig Kraft besaßen und die deshalb besser Gewaltgenies hießen; die ersten Romantiker à la Friedrich Schlegel; die Jungdeutschen — es ist immer dasselbe. Und immer wieder lehrt die Geschichte, daß nur das Reine sich ausscheidet. Aber die Geschichte predigt oft nur tauben Ohren. Es ist vielleicht auch gut so. Nur wird man stets auch von neuem den Kampf aufnehmen müssen. Früher — diesen hübschen Gedanken las ich kürzlich — flüchtete man aus der rauhen Wirklichkeit zu den Idealen der Kunst; heute muß man zur Wirklichkeit flüchten, um sich seine Ideale zu wahren und bestätigen zu lassen.

Die Abschweifung war lang, aber vielleicht nicht unnöthig. Ueber das Bierbaum'sche Buch habe ich sonst nicht mehr viel zu sagen. Es ist unterhaltend zu lesen, aber etwas taktlos auch im Stil. Es ist etwas Gemachtes darin, etwas Gewolltes. Das berüchtigte Bierbaum'sche etwas polternde, ulkige Naturburschenthum, das den Mund leicht zu voll nimmt. Die „Eigenart" liegt in den Beiwörtern, was schon bedenklich ist. Der „Humor" im Aeußerlichen. Ueberhaupt, ich mistraue der Bierbaum'schen Begabung. Er ist selbst so eine Art literarischer Schlangenmensch. Fast so wie Hermann Bahr, nur nach einer ganz andern Seite. Er häutet sich alle Jahre einmal. Erst war er Liliencron's zweites Ich und dichtete

ganz à la Detlev, nur übertreibend. Dann fing er in einer ungeheuern Schwülstigkeit an. Im dritten Jahre war er Minnesänger, sang er Ritter, Knappe, Freite, Magedein und gab den „Lobetanz" heraus. Im vierten Jahr ward er Humorist und ließ den „Pancrazius Granuzer" erscheinen, den ich nicht kenne, der aber in diesen Blättern sehr arg vorgenommen ward, und nun begibt er sich in das Schlepptau Otto Erich Hartleben's. Ich kann nicht sagen, daß ich für Hartleben schwärme. Auch sein Humor mangelt der Tiefe; er ist keine Weltanschauung, sondern eine Stimmung. Aber Hartleben hat sehr viel Feinheit, sehr viel Grazie, und da konnte Bierbaum gar nicht mit. Fast sollte es mich nicht wundern, wenn im nächsten Jahr eine Wendung Bierbaum's zu Dehmel erfolgt, der mit ihm, Loris und Liliencron die Spitze deutscher Lyrik bildet. So sagt Bierbaum wenigstens selbst, und das ist noch das Hübsche an dieser ausschweifenden Phantasie. Anerkannt soll übrigens werden, daß Bierbaum einige schöne Gedichte gemacht hat.

Genug davon. Soll ich noch die stilvolle Ausstattung der „Schlangendame" rühmen? Ueber die Eitelkeit, die darin steckt, werde ich einmal beim Kapitel Otto Erich Hartleben sprechen. Das Eine hat ihm Bierbaum schon abgeguckt, daß er Sätze wie „Das grenzt schon an Pommern" und ähnliche noch einmal extra an den Rand stellt. Zum Schluß kann ich den Stoßseufzer nicht unterdrücken, wie amusant es eigentlich sein müßte, die Modernen zu beobachten, wenn man nicht selbst in der Literatur drin steckte und etwas weniger Temperament hätte.

Karl Busse.

5. Weiße Liebe. Ein Roman aus dem Quartier Latin. Von Arthur Holitscher. München, Albert Langen. 1896. 8. 3 M.
6. Joseph Geiger. Roman. Von Paul Cahrs. München, Albert Langen. 1895. 8. 2 M. 50 Pf.

Die vorliegenden zwei Romane sind eng miteinander verwandt, weil sie die Stimmungen und Bestrebungen gewisser Künstler, Dichter und Tagesschriftsteller des ausgehenden Jahrhunderts in ihren Hauptpersonen widerspiegeln. Mit starken Fäusten wollen ihre „Helden" an dem morschen Bau unserer heutigen Gesellschaftsmoral rütteln und durch ihre Werke eine neue sociale Ordnung begründen helfen, nach der den Menschen künftighin nur eitel Glück und Freude beschieden sein werde. Hochfliegende Pläne füllen ihre Köpfe, aber sie bleiben wesenlose Phantasiegebilde, denn um Reformatoren zu sein, fehlt ihnen die wahre sittliche Freiheit der Anschauung und die willenbeugende vor keinem Hinderniß zurückschreckende Thatkraft. Der Satz, daß der Weg zur sittlichen Freiheit durch strenge Zucht hindurchführt, ist für sie nicht vorhanden. „Durch den trostlosen Wust der geisthemmenden Schulweisheit" haben sie sich „durchgewunden" und streben nun trotz des engen Horizontes der Kleinstadt, vermöge ihrer hohen Begabung für Musik, Dichtung und Malerei, ihrem Ziele zu. Aber sie erreichen es nicht, denn ermattet sterben und verderben sie, ohne auch nur das Geringste geleistet zu haben. Weil ihnen jede Energie fehlt, verlieren sie bei ihrer Empfänglichkeit für die Eindrücke der Außenwelt die Herrschaft über ihre Stimmungen so sehr, daß sie schließlich zur Willenlosigkeit herabgedrückte Sklaven ihrer Launen und thierischen Instincte werden. Denken sie gerade an Sonnenschein, wenn sie sich zur Arbeit setzen, und eine Wolke verdüstert plötzlich das goldige Licht, so legen sie verdrießlich die Feder weg, um im Straßengetriebe oder sonstwo die verscheuchte freundliche Stimmung wiederzufinden, und regt sich bei ihnen ein sinnliches Gelüste, so müssen sie es natürlich befriedigen. Von dieser energielosen Art sind die Holitscher-Cahrs'schen Weltverbesserer. Was wunder, wenn „stolze Hoffnungen, kühne Pläne . . . all das Selbstbewußtsein des Talents, all die Kraft des Wollens" in eitel Nichts zerrinnen und „Romane, Dramen, kolossale Gemälde mit unerhörten Motiven, Oratorien an neue Götter, gewaltige Werke voll junger Kunst, die der heiligen Dreieinheit Wort, Ton, Farbe entsprossen", eitel Wortschwall bleiben?

Eugen, der Held der „Weißen Liebe", trifft in Paris mit der Studentin der Medizin Nadeshda Dtorff zusammen, die Arthur Holitscher geschmackvoll genug eine uneheliche Tochter Liszt's sein läßt. Sein großer Roman bleibt ungeschrieben, obwol er schon so gut wie fertig ist, denn die Liebe zu dem jungen Mädchen, das ihn flieht, treibt ihn vom Arbeitstische weg und wirft ihn schließlich nach allen möglichen Versuchen, sein Leid zu betäuben, aufs Todtenbett. Nadeshda aber, man höre und staune, gibt sich, um in ihrer Liebe zu Eugen rein zu bleiben, einem reichen Südamerikaner als Maitresse hin. „So konnte sie ihre Seele rein behalten für ihre Liebe", heißt es S. 221, und einige Zeilen weiter steht geschrieben: „Je tiefer sie sich sinken fühlte, um so höher durfte sie ja zu ihm emporblicken." Ist das nicht heller Wahnsinn?

Joseph Geiger, der Held des zweiten Romans, ist mit seinem Werke etwas weiter gediehen. Er hat nicht blos einige Bücher weißes Schreibpapier gekauft und alles schon in Gedanken fertig, sondern auf einem Blatte, das schon zu vergilben anfängt, steht bereits eine spärliche Disposition, während auf dem ersten Blatte des großen Haufens fein säuberlich geschrieben und mit dem Lineal unterstrichen der Titel des Werkes zu lesen ist und ein Leitwort aus Nietzsche, darunter eine lateinische I und der Anfang: „Er war böse auf sich; und mit Recht." Weiter kommt aber auch er nicht, denn als es schließlich offenkundig wird, daß er trotz seinem heimlichen Verlöbniß mit einem guten Mädchen deren beste Freundin verführt hat, muß er aus München entweichen. Als Bücherverkäufer in Norddeutschland vegetirt dieser edle Geistesheld und Vorkämpfer des 20. Jahrhunderts weiter.

Um diese Hauptpersonen gruppiren sich nun eine Reihe mehr oder minder schattenhafter Nebengestalten, und das

schwache Gerippe der Handlung ist mit spärlichen Dialogen umkleidet, die häufig wahre Muster von Inhaltlosigkeit sind. Da blitzt kein alter Gedanke auf in neuer charakteristischer Fassung, kein neuer kommt zum Vorschein, der unsern Beifall herausfordert und zum Nachdenken anregt. Allüberall Gewöhnlichkeit, und kaum eine Figur, die unser Mitgefühl erweckt, und keine, bei der man sich sagte: O wärest du doch wie sie. Max Mann.

Michelangelo als Dichter.

Solange noch der Arno an Florenz vorbeifließt und die Peterskuppel sich über Rom erhebt, wird auch Michelangelo's Name immer neu in die Herzen der Menschen eingeschrieben werden. „Aber", so sagt das Vorwort zu der neuesten Uebertragung von Michelangelo's Dichtungen*), „es kann sich ereignen, daß einst alle Schöpfungen dieses gewaltigen Mannes nur noch in Nachbildungen fortwirken bis auf einige wundersame schöne Kinder seiner Muse. Reiche entstehen und vergehen, aber ein guter Vers bleibt ewig, sagt Wilhelm von Humboldt; und so sind gute Verse auch unverwüstlicher als gute Statuen, Bilder und Bauten." Nun kennt jeder Gebildete Michelangelo als Baumeister, Bildhauer und Maler; aber die wenigsten wissen von ihm als Dichter. Auch seine Zeitgenossen kannten den Freund der Vittoria Colonna nicht als solchen, und sein Grabmal in Santa-Croce in Florenz ist nur dem „Bildhauer, Maler und Architekten" gewidmet, der aller Welt bekannt sei; der Dichter ist vergessen.

Er wäre nicht vergessen worden, wenn seine Dichtungen damals bekannt gewesen wären; aber sie waren bei seinen Lebzeiten nur handschriftlich in kleinern Kreisen verbreitet, und die erste unvollständige Ausgabe erschien funfzig Jahre nach seinem Tode (1564) im Jahre 1623. Erst dreihundert Jahre nach seinem Tode (1863) wurde durch Cesare Guasti eine vollständige Ausgabe seiner Dichtungen zum Druck gebracht.

Wenn nun heute einer dieser Gedichte liest, so wird er sie, rein dichterisch betrachtet, ganz anders ansehen, als dies im 16. Jahrhundert der Fall gewesen wäre. Nur wenige dieser Gedichte werden, so groß gedacht und so kühn poetisch ausgeführt viele sind, den heutigen, insbesondere den deutschen Leser, unmittelbar packen; bei Michelangelo's Landsleuten mag es schon ein wenig anders sein. Was uns diese Gedichte werthvoll macht, das ist vor allem, daß sie von Michelangelo stammen, das ist die Kenntniß, die wir aus ihnen für den ganzen gewaltigen Mann gewinnen. Aber auch dieser Zweck würde nur halb erreicht, wenn die Gedichte, wie in den frühern Sammlungen, planlos abgedruckt wären. Der inzwischen gestorbene Herausgeber der neuesten Uebersetzung nun hat den Versuch gemacht, sämmtliche Dichtungen biographisch anzuordnen; und dies ist ihm unsers Erachtens im ganzen gelungen, wobei wir übrigens bescheiden bemerken, daß wir hier nicht anders urtheilen als einer, der alles von Michelangelo gesehen und viel über ihn gelesen hat. Die Michelangelo-Gelehrten werden also über diesen Punkt das letzte Wort haben.

Die Eintheilung ist für jeden, der Michelangelo's Leben kennt, verständlich, wenn auch nicht unanfechtbar: Florenz und Rom, Freunde, Minnelieder vor der Vittoria-Zeit, Vittoria Colonna, andere Minnelieder während der Vittoria-Zeit, Minnelieder nach derselben, Buße und Hoffnung. Zahlreiche Anmerkungen und Erläuterungen dienen zur Begründung dieser Einreihung wie zum Verständniß von Einzelheiten.

Das Bild, das sich der gewöhnliche Gebildete nach Bädeker-Notizen und flüchtiger Belehrung über diesen Riesen unter den Menschenkindern macht, wird freilich etwas anders ausfallen, wenn man die Dichtungen Michelangelo's gelesen hat. Um nur eins anzuführen: wer die mit höchster Genialität gemalte Decke der Sixtinischen Kapelle bewundert hat, wird kaum glauben, daß Michelangelo während dieser anscheinend aus göttlicher Schaffenslust hervorgegangenen Arbeit (1508—10) folgende grimmige Verse gedichtet hat:

Die Mühsal hier den Kropf heraus mir drängt,
So wie das Wasser im Lombardenland
Den Katzen (ob sonst wo, ist unbekannt);
Denn heftig unters Kinn der Bauch sich zwängt.
Der Bart starrt himmelwärts, im Nacken hängt
Der Kopf, die Brust harpyienhaft mir schwand,
Und, tröpfelnd immerfort, die Pinselhand
Mir reich mit Mosaik das Antlitz tränkt.
Mir in den Wanst gedrungen sind die Lenden,
Als Gleichgewicht der Steiß zur Kruppe ward.
Unsichern Schrittes tapp ich blind herum.
Vorn will mein Fell vor Schlappheit gar nicht enden,
Und durch das Biegen spannt sich's hinten hart,
Ich bin als wie ein Syrerbogen krumm.
So wird auch krumm und dumm
Das Urtheil, das aus solchem Kopf entsprossen;
Aus schiefem Blasrohr wird ja schlecht geschossen!
Drum, bester der Genossen,
Von meinen todten Bildern Gutes sage!
Bin ja kein Maler und — in schiefer Lage.

Hierzu bemerkt der Uebersetzer: „Er unterzeichnet nie pittore, sondern scultore", wie er sich denn auch geweigert hatte, die Decke der Sistina zu malen, da er kein Maler sei.

Ueber seine Weltanschauung geben seine Gedichte selbstverständlich weit bessern Aufschluß als seine sonstigen

*) Die Gedichte des Michelangelo Buonarroti. Uebersetzt und biographisch geordnet von Walter Robert-Tornow. Herausgegeben von Georg Thouret. Berlin, Haude u. Spener'sche Buchhandlung. 1896. Gr. 8. 16 M.

Werke. Gerade in dieser Hinsicht verdienen sie das eifrigste Studium; denn die Weltanschauung der größten unter uns Menschen verdient eingehend studirt zu werden. Und diese ist bei einem Künstler, und besonders bei einem von so allseitiger Genialität wie Michelangelo, noch interessanter als bei andern hervorragenden Menschen. Der Uebersetzer wird wol im ganzen das Richtige getroffen haben, wenn er sie so charakterisirt:

„Klar wird aus seinen Gedichten, daß die Bibel und Plato so lange in ihm um die Palme stritten, bis jene den Sieg davontrug. Man könnte ihn als unbewußten Protestanten bezeichnen, insofern er nur Christum als den Mittler nimmt, von der Jungfrau Maria gar nicht redet, und außer seinem einmal scherzhaft erwähnten Namensheiligen Sanct-Michael keinen Heiligen nennt. Trotzdem und trotz des gelegentlichen Aufbrausens gegen seine päpstlichen Dienstherren und gegen monstranzenverkaufende Pfaffen, steht er Luther'scher Kampflust ganz fern;

Und ein zweiter Himmel in den Himmel
Steigt Sanct-Peter's wunderbarer Dom —

als das mächtigste Denkmal dafür [?], daß Michelangelo grundkatholisch war und blieb. Damit vertrug sich in jenen Tagen der fröhlichen Wiedergeburt des classischen Geistes in Literatur und Kunst sehr gut sein naives Heidenthum, dem er erst als Greis entsagte."

Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, die Weltanschauung, die aus Michelangelo's Dichtungen hervorgeht, ins Einzelne zu verfolgen; es handelt sich mehr um ihren poetischen Werth. Daß dieser bei vielen klein ist, thut dem Gesammteindruck keinen Eintrag; daß in allen ein Ringen um die Form bemerklich ist, beweist kaum etwas gegen seine ursprüngliche dichterische Anlage: er hat auch aus Steinen nicht mit tändelnder Leichtigkeit gefällige Figuren herausgehauen; auch den gewaltigsten unter ihnen glaubt man das Ringen mit der Materie noch anzusehen. Und für den Dichter ist die Sprache die Materie, mit der er ringt, und nicht derjenige ist der beste Dichter, der alles rund und glatt herausbringt. Selbst wo uns ein Spiel zu sein scheint, wie bei dem halben Hundert Grabschriften für Cecchino Bracci, den Neffen von Michelangelo's Freund Luigi del Riccio, der ihn in schwerer Krankheit aufnahm und der Gönner seiner dichterischen Muse war, selbst hier ist nichts Spielerei, sondern der dichterische, immer neu versuchte Ausdruck für wirklichen Schmerz. Bracci starb im siebzehnten Lebensjahre, und Michelangelo setzt ihm ein dichterisches Grabdenkmal, weil er das Bildniß des Verstorbenen nicht meißeln konnte. Er hatte sein Gesicht nicht mehr klar genug im Gedächtniß, und nachhelfende Photographie gab's damals ja nicht. Einige dieser Grabschriften mögen hier stehen:

Todt sind die schönen Augen und begraben
Noch vor der Zeit; ein Trost nur ist geblieben,
Daß nun auch viele die geschlossnen lieben,
Die keine Liebe den lebendigen gaben.

Auf viele Gräber anwendbar!

Warum bin ich nur vor der Zeit gestorben?
Was schonst du, Tod, des Greisen Angesicht? —
Gen Himmel fährt das Altgewordene nicht,
Da wohnet nichts, was schon die Welt verdorben.

Zu früh mußt' ich hier ruhn: nicht todt, am Leben
Noch bin ich; meine Seele zog nur aus
Und fand im Freund, der mich beweint, ihr Haus ...
Sollt' es kein Aufgehn ineinander geben?

Am innigsten werden wir ergriffen von seinen Dichtungen an Vittoria Colonna. Sie sind wol auch die bekanntesten. Immer neu ringt Michelangelo der spröden Sprache ihr Lob ans Dank für das, was die edle Frau ihm gewesen. Hier nur eins:

Wer gut erfaßte eines Menschen Sein
Mit Geistesblick, dem wahren Gottesquell,
Belebt nach einem dürft'gen Thonmodell
Mit so vermehrter Kraft ganz leicht den Stein.
So prüft und modelt seine Schilderein
Auf gröbsten Blättern erst, bevor er schnell
Den Pinsel führt, der Maler selbst, der hell
Hervorglänzt aus der Genien Bilderreihn.
So kam auch ich erst als Entwurf zur Welt,
Gering und schlecht, um neu einst zu erblühen
Als fert'ges Werk durch dich, du Edle, Hohe!
Willst du abfeilen mir, was mich entstellt,
Ergänzen, was mir mangelt, mich erziehen,
Wie büß' ich dann für meine wilde Lohe?

Endlich auch noch ein Sonett des greisen Künstlers, welchen Dichtungen der Uebersetzer die Ueberschrift gegeben hat: „Buße und Hoffnung":

Gebet.

Ach, laß mich dich erblicken allerwegen!
Wenn ird'sche Schönheit glühend mich durchdringt,
Mein Glühen ganz in deiner Glut versinkt,
Und weiter mir in dir sich Gluten regen.

Mein treuer Gott, ich will nur deinen Segen!
Ich rufe dich, von dunkler Qual umringt!
Nur du bist's, der mir Kräfte wiederbringt
An Seel' und Leib, die kaum noch Wünsche hegen!

Du hast der Zeitlichkeit noch hingegeben,
Die rege Seele, hältst sie hart gequält
In dieses müden Leibes Kerkerhaft.

Was kann ich thun, um nicht mal so zu leben?
Herr, ohne dich mir alles Gute fehlt!
Ein Schicksal ändern kann nur Gotteskraft.

Ueber die Schwierigkeit, Michelangelo zu übersetzen, brauche ich kein Wort zu verlieren. Wer sie verkennt, der braucht blos den links auf jeder Seite abgedruckten italienischen Text ohne die Uebersetzung zu lesen und soll den Versuch machen, Robert-Tornow zu übertreffen. In Einzelheiten wird es ihm wohl gelingen, im großen Ganzen schwerlich. Robert-Tornow wollte, wie der Herausgeber

sagt, nicht Nachdichter, sondern Uebersetzer sein. Und wenn auch eine gefällige Nachdichtung wol eher ein großes Publikum fände, so wird man doch gerade bei Michelangelo ihm dankbar sein, daß er sich „unendliche Mühe gegeben hat, um die künstlerische Form Michelangelo's möglichst treu beizubehalten", und so zu übersetzen, „daß weder der Geist des Originals noch der Geist unserer Sprache verletzt werde". Richard Weitbrecht.

Feuilleton.

Einen wirklich gehaltenen und zwei „ungehaltene" Vorträge oder Reden (sie sind aber gar nicht bös gemeint) bringt Professor Dr. Friedrich Polle in einem bei B. G. Teubner in Leipzig erschienenen Heftchen („Drei Vorträge") und bietet damit eine Lektüre für solche, die gern einmal etwas in Ruhe betrachten und sich Zeit und Muße nehmen, auch bei scheinbar einfachen und naheliegenden Dingen zu verweilen. Was Polle in seiner Rede „Ueber Luftschlösserbaukunst" sagt, das berührt sich in manchen Punkten mit Gedanken Hilty's in seinem Buche „Glück" in dem Kapitel „Vom Zeit haben"; es kommt darin die heitere, abgeklärte Ruhe des ältern Mannes zum Ausdruck, die uns um so mehr anzieht, je williger wir uns ihr hingeben. In der Abhandlung „Wie bezeichneten die alten Griechen den Witz?" ist der Witz der, daß Pan als Gott des Witzes gedeutet wird, eine vom Verfasser selbst als paradox bezeichnete Meinung, deren Richtigkeit er von den verschiedensten Seiten her zu erweisen sucht. Am gehaltreichsten plaudert Friedrich Polle „Ueber Nichts", ein Thema, das dem Verfasser des allerliebsten Büchleins „Wie denkt das Volk über die Sprache?" Gelegenheit zu vielen feinen und überraschenden Beobachtungen gibt. Die hübscheste Erläuterung zu dem eigentlichen und uneigentlichen Gebrauch von Nichts gibt der vom Verfasser angeführte Satz: „Mancher wird eben von Nichts dick, und mancher wird von nichts dick!" So könnte man vielleicht auch sagen: „Viele können über nichts etwas sagen, während andere auch über Nichts etwas zu sagen haben." Ein halbes Hundert zierlich gefaßter Räthsel bilden eine angenehme Zugabe des hübsch zu lesenden Büchleins.

— Wir unterschreiben freudig die Worte des begeisterten und doch nüchtern entwickelnden Verehrers von Riehl, L. Schädel's, in der Schrift: „Zeitfragen des christlichen Volkslebens. 21. Band, 7. Heft: W. H. von Riehl, Der Poet der deutschen Novellen. Mit einem Nachwort über seine Religiösen Studien eines Weltkindes" (Stuttgart, Belser'sche Verlagshandlung, 1896): „Wohl spricht die imponirende Auflagezahl seiner Werke für die Stärke der Riehl-Gemeinde; aber wer von Herzen wünscht, daß unserm Volke Deutschheit, Gottesfurcht, Familiensinn, Freude an deutscher Kunst und Geschichte erhalten bleiben soll, der muß, zumal wenn er Volkserzieher ist, die Riehl'schen Gedanken in die Massen werfen helfen, besonders ihm die Bibliotheken öffnen. Was Dichtern von geringerm Talent oder Charakter, wie Ebers, Auerbach, Dahn, Spielhagen und Freytag gelungen ist, daß man ihren Namen anruft in allen Volksbibliotheken, das müßte, wenn erst Pfarrer und Lehrer mit ihm vertrauter sind, ihm völliger beschieden sein." Auch was Schädel sagt von dem „feinen Stich ins Gutpartieularistische und ins Gemeinchristliche" ist richtig, wie man überhaupt im ganzen Schädel's Urtheilen und Vorbehalten nur zustimmen kann. Freilich ist der ganze erste Theil (die Riehl'schen Novellen etwas schulmeisterlich eingetheilt in „Liebesnovellen", „Erziehungsnovellen", rein praktische, gemischte Probleme) eigentlich nur für die anziehend, welche die Novellen Riehl's kennen; manches starke und manches feine Urtheil darin wird aber auch diejenigen reizen, nach Riehl zu greifen, die ihn nicht kennen. Leider sind seine Werke viel zu theuer, wie alles Gute, was in Deutschland geschrieben wird; denn wer gibt für Riehl's Novellen (NB. ungebunden!) 37 M. aus! Wird keine billige Volksausgabe veranstaltet, so müssen wir also noch dreißig Jahre bis nach Riehl's hoffentlich noch fernem Tode warten, soll der Wunsch Schädel's in Erfüllung gehen. Der zweite Theil der Schrift ist eine ausführliche Einführung in Riehl's „Religiöse Studien", vor allem für die berechnet, welche sie nicht kennen. Hoffentlich veranlaßt Schädel's Darlegung recht viele, nach diesem Buche Riehl's zu greifen. R. W.

— In der Schrift „Vorschläge zur Reform des Irrenrechts auf Grund einer Vergleichung des italienischen mit dem in Preußen geltenden Recht" (Berlin, J. Guttentag, 1896) schildert Verfasser, Landgerichtsrath Schultze in Berlin, zunächst genau alle auf den Gegenstand bezüglichen Bestimmungen des italienischen Gesetzes, und zwar sowol des Civil- als auch des Strafgesetzbuches, nebst Commentar, wobei der italienische Text der Hauptstellen in den Noten gegeben ist. Es war jedenfalls ein glücklicher Gedanke, gerade das italienische Gesetz heranzuziehen, da dies im allgemeinen als mustergültig zu bezeichnen ist. Doch ist es Referenten fraglich, ob es überall in praxi wirklich so angewendet wird, da bekanntlich die im ganzen trefflichen italienischen Gesetze oft gerade nur auf dem Papier stehen. Hierauf vergleicht Verfasser das Irrenrecht mit dem in Preußen geltenden und dessen Abänderung durch das Bürgerliche Gesetzbuch. Es zeigt sich hierbei, daß jenes in Hauptpunkten diesem entschieden überlegen ist. Die verschiedenen Vor- und Nachtheile werden abgewogen und als Hauptschluß, der dann in Form von Paragraphen eines Irrengesetzes näher ausgeführt wird, ergibt sich folgender Satz: „Aus diesen Erwägungen würde es sich bei einer Neuregelung der Irrengesetzgebung empfehlen, die Entmündigung durch ein Collegialgericht in einem contradictorischen Verfahren unter Zuziehung der Familienmitglieder in Form des Familienraths vornehmen zu lassen, die Mitwirkung der Staatsanwaltschaft zu einer obligatorischen zu machen, wie im italienischen Rechte, und der Staatsanwaltschaft auch die Ueberwachung der Entmündigten zu überweisen." Das Verfahren soll ferner beschleunigt werden und die Entmündigungssachen sollten auch in den Ferien stattfinden. Endlich soll der Richter auch die Befugniß haben, die Ueberweisung des Verbrechers in eine Irrenanstalt, hier speciell eine für irre Verbrecher, anzuordnen. Referent bemerkt aber dazu, daß erstens in Deutschland sich nur wenige für Schaffung eigener Anstalten für irre Verbrecher erwärmen, dagegen alle Irrenstationen an den größern Strafanstalten verlangen; daß zweitens aber bisher noch kein wissenschaftlich festgelegter Fall von Einsperrung eines geistig Gesunden in einer Irrenanstalt bekannt ist; alle in der letzten Zeit als solche bekannt gegebene Fälle haben sich als Psychosen erwiesen, die nur dem Laien verborgen waren. Trotz alledem begrüßt aber Referent, der selbst Irrenarzt ist, mit Freuden alle Bestrebungen, die möglichste Garantien für die persönliche Freiheit der zu Entmündigenden gewähren sollen, und er kann sich daher mit den neuesten von dem Verfasser vorgeschlagenen Verbesserungen nur einverstanden erklären.

— Ein Stück socialen Lebens, in realistischer Beleuchtung angeschaut, aber ohne naturalistische Derbheiten beschrieben, bietet der

Roman von Max Kretzer: „Die gute Tochter“ (Dresden, E. Pierson's Verlag, 1896), der an einem fast typischen Beispiel die Verkehrtheit und Verderblichkeit jener Opferwilligkeit zeigt, die ihre Liebe und bessere Einsicht bei dem Bunde für das ganze Leben dem Ehrgeize der Aeltern — hier der Mutter — unterordnet. Wie das in unserm Falle möglich wurde, hat Kretzer meines Erachtens nicht ganz glücklich und glaubhaft construirt. Auch der Ausgang des Romans muthet mich an wie ein Nachklang aus überwundener Zeit, in der es Regel war, daß sie sich am Ende doch „kriegten“. Indessen in der sogenannten Fabel suche ich auch Kretzer's Stärke nicht. Die Fülle und Rundung in der Charakteristik, der scharfe Blick für die Wirklichkeit in jedem Sinne und ihre lebensvolle Wiedergabe, das genaue Studium von Personen und Verhältnissen, die der Darstellung der Idee dienen sollen: diese Vorzüge Kretzer's sind auch seinem neuesten Werke nachzurühmen.

— Die neueste Literaturgeschichte: die „Geschichte der deutschen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart“, von Professor Dr. Friedrich Vogt und Professor Dr. Max Koch (Leipzig, Bibliographisches Institut, 1896), soll in 14 Lieferungen zu je 1 M. vollendet sein. Dem Zeitgeschmack entsprechend ist sie reich mit Bildwerk ausgestattet: 170 Abbildungen im Text, 25 Tafeln in Farbendruck, Kupferstich und Holzschnitt und 23 Faesimilebeilagen, alles in allem eine fast unglaubliche Leistung für 14 M. Denn für die wissenschaftliche Gediegenheit der Darstellung bürgen die Namen der beiden Herausgeber, sind auch schon die jetzt vorliegenden 48 Seiten Text ein vollgültiger Beweis. Diese Bemerkungen mögen genügen, die öffentliche Aufmerksamkeit dem Werke zu gewinnen. Weiteres nach dem Erscheinen der weitern Hefte.

— Die Briefe, die Albert Leitzmann in der Schrift „Jugendbriefe Alexander von Humboldt's an Wilhelm Gabriel Wegener“ (Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung, 1896) zum ersten mal veröffentlicht, gewähren einen ganz unfehlbaren Einblick in die Seele des jugendlichen Humboldt. Das, was sie am stärksten bewegt, ja eigentlich ausfüllt, ist die Freundschaft mit dem Empfänger der Briefe. Ihn umfaßt der junge Student mit zärtlichster Liebe, seines „innigst geliebten Bruders“ Angelegenheiten beschäftigen ihn aufs lebhafteste, ihn macht er zum Mitwisser seiner Pläne, zum Zeugen seiner Reisen und Erlebnisse, ihn weiht er ein in seine Zweifel und seine Philosophie, ihm schildert er die lange Reihe Männlein und Weiblein, mit denen ihn sein Studiengang zusammenführt. Besondern Werth über das Persönliche hinaus haben die Zeichnungen, die Humboldt von den braunschweiger Gelehrten und göttinger Professoren entwirft. So mancher kommt recht schlimm dabei weg, z. B. Gotter und Jernsalem, ähnlich hart ist das Urtheil, das über Nicolai mitgetheilt wird. Auch von der Dogmatik dachte der Briefschreiber gar nicht hoch, er, der doch sonst für die Wissenschaft so schöne Worte findet und vor ihr Ehrfurcht genug empfindet, um länger, als Horaz fordert, mit seinen schriftstellerischen Veröffentlichungen zu warten. Ein schönes Wort setze ich als kennzeichnend hierher: „Je größer die Denkkraft, desto tiefer die Empfindung.“

— Im Jahre 1891 erschien unter dem Titel „Römische Essays“ eine Sammlung von Abhandlungen über „Thanatos“, „Amor und Psyche“, „Die Rose im Alterthum“, „Parvula“, „Träume und Hypnotismus in der antiken Welt“, „Isiscultus in Rom“ u. a. m. Sie verriethen durchweg gediegene Sachkunde und gewissenhafte Forschung. In höherm Grade aber fanden sie Beachtung wegen des Zartsinns und der Feinfühligkeit ihrer Verfasserin. Diese, die Gräfin Caetani-Lovatelli, ist die Empfängerin der Briefe von Gregorovius, die jetzt Sigmund Münz veröffentlicht: „Ferdinand Gregorovius und seine Briefe an Ersilia Caetani-Lovatelli“ (Berlin, Gebrüder Paetel [Elwin Paetel], 1896). Was ihren Inhalt angeht, so hat der Herausgeber schon recht: „Mehr ein Buch der Pietät als ein solches der Sensation“ ist diese Schrift. Jedenfalls aber erscheint sie geeignet, unser Bild vom Geschichtschreiber der Ewigen Stadt durch zahlreiche intime Züge zu vervollständigen und die Würde und Einheit seines Charakters aus seinen vertraulichen Aeußerungen über Personen und Ereignisse aufs schönste zu erweisen. Eins vor allem thun diese Briefe überzeugend dar: deutsch war und blieb ihr Schreiber trotz aller Liebe zu Rom! Uebrigens machen sie etwa die Hälfte der Schrift aus. Vorangeschickt sind ihnen außer der Widmung an die Gräfin: I. „Erinnerungen an Gregorovius mit Briefen an den Verfasser“; II. „Ferdinand Gregorovius“, eine biographisch-literarische Skizze; III. „Das Haus Caetani“; während den Schluß bilden ein Brief und einige Zeilen von Gregorovius an Friedrich Rückert's Tochter Marie, der Aufsatz Ersilia's über „Amor und Psyche“ in anderer Fassung, als die „Römischen Essays“ bieten, endlich das Register. Dies Vielerlei könnte befremden, indeß hat es immerhin die gute Eigenschaft, anziehend geschrieben zu sein.

— Wie aus unerschöpflichem Born quellen noch immer nachgelassene Dichtungen aus dem Vermächtniß des gräflichen Sängers Friedrich von Schack an sein Volk. Was Georg Winkler in dem Bande „Nachgelassene Dichtungen des Grafen Adolf Friedrich von Schack“ (Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, 1896) herausgibt, trägt durchweg das Gepräge der frühern Sammlungen Schack'scher Poesie: die Freude an schöner Form, umfassende Kenntniß von Völkern und Ländern, von den verschiedenen Perioden der Menschheitsgeschichte, die philosophische Betrachtungsweise, die alles mit vollkommener Geistesfreiheit ihrem Urtheil unterzieht, diese charakteristischen Vorzüge bildeten die Eigenart der ersten Gedichte Schack's, sie zeichnen in ungeschwächtem Maße auch diese vorläufig letzte Sammlung aus. Sie wird darum vornehmem Geschmack und geläuterter Empfindung willkommene Befriedigung gewähren.

Bibliographie.

Blachny, F., Philipp Melanchthon. Festspiel. Dessau, Paul Baumann. 8. 50 Pf.

Bleibtreu, C., Der Kampf bei Mars la Tour. Berlin, Schall u. Grund. 12.

Bülow, Frieda von, Einsame Frauen. Novellen. Berlin, F. Fontane u. Comp. 8. 3 M.

Coronna, J., Ikarus. Phantasika. Berlin, Karl Siegismund. 12. 1 M. 50 Pf.

Franke-Schievelbein, Gertrud, Liebeswerben. Roman. Berlin, F. Fontane u. Comp. 8. 5 M.

Fries-Schwenzen, H., Aus Fridtjof Nansen's Heimatland. Norwegische Novellen. Berlin, F. Fontane u. Comp. 8. 2 M.

Gaedertz, K. T., Fritz Reuter-Studien. Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchhandlung. 8. Geb. 4 M.

Garibert, H., Die alte Geschichte und Anderes. Königsberg i. Pr., Thomas u. Oppermann. 8. 2 M.

Goethe's Gespräche. Zehnter Band. Herausgegeben von W. Freiherr von Biedermann. Leipzig, F. W. v. Biedermann. Gr. 8. 5 M.

Grosse, J., Die freie Arztwahl bei den reichsgesetzlichen Krankenkassen. Berlin, Schall u. Grund. 8. 50 Pf.

Hamlet, P. P., Das Goethe-Geheimniß. Berlin, A. Hofmann u. Comp. Gr. 8. 1 M.

Hoffmeyer, L., Kaiser Wilhelm der Große. Breslau, Ferdinand Hirt. Gr. 8. 25 Pf.

Jacobsen, J. P., Gedichte. Leipzig, G. H. Meyer. 8.

Neumann, M., Knospen und Blüten. Gedichte. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer. 16. 1 M. 20 Pf.

Pobedonoszew, K. P., Streitfragen der Gegenwart. Berlin, August Deubner. Gr. 8. 4 M.

Roland, E., Kinder der Zeit. Novellen. Berlin, F. Fontane u. Comp. 8. 3 M.

Turquan, J., Die Schwestern Napoleon's. Leipzig, Schmidt u. Günther. Gr. 8. 4 M. 60 Pf.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

HARAR.

Forschungsreise nach den Somal- und Galla-Ländern Ost-Afrikas.

Von

Dr. Philipp Paulitschke.

Nebst Beiträgen von

Dr. Günther Ritter von Beck, L. Ganglbauer und **Dr. Heinrich Wichmann.**

Mit 50 Abbildungen, 1 Tafel und 2 Karten.

8. Geh. 15 M. Geb. 17 M.

Die unter der Leitung von Dr. Kammel von Hardegger und Professor Dr. Paulitschke unternommene österreichische Expedition führte nach Harar, der bedeutendsten Handelsstadt auf dem geheimnissvollen Osthorn Afrikas. Vom Golf von Aden durch eine weite, von den blutgierigen Somal durchzogene Wüste getrennt, sind diese gegenwärtig Abessinien unterworfenen Theile Afrikas, die fruchtbaren Gallaländer, berufen, in der Geschichte europäischer Colonisation noch eine grosse Rolle zu spielen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Sprichwörtlichen Redensarten

im deutschen Volksmunde

nach Sinn und Ursprung erläutert

von

Wilhelm Borchardt.

In gänzlicher Neubearbeitung herausgegeben von

Gustav Wustmann.

Fünfte Auflage. 8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Als Seitenstück zu Büchmann's „Geflügelten Worten" bringt dieses Werk den reichen Schatz an sprichwörtlichen Redensarten zur Geltung, der, aus Büchmann's Sammlung ausgeschlossen, gerade jene Elemente enthält, welche unserer Sprache ihren eigenartigen Charakter geben und, oft unverstanden oder misdeutet, von Mund zu Mund gehen. Mit der Erklärung der Redensarten sind überraschende Einblicke in die Geschichte deutscher Sprache und Sitte verbunden.

In der von Dr. G. Wustmann, dem berühmten Verfasser von „Allerhand Sprachdummheiten", besorgten vollständigen Umarbeitung, mit der eine wesentliche Erweiterung verbunden war, ist das Werk so freundlich aufgenommen worden, daß in weniger als einem Jahre vier Auflagen veranstaltet werden mußten.

Dr. G. Wustmann, der bekannte Verfasser von „Allerhand Sprachdummheiten", besorgte die vollständige Umarbeitung des als Seitenstück zu Büchmann's „Geflügelten Worten" vortheilhaft bekannten obigen Werks, das mit der Erklärung des reichen Schatzes sprichwörtlicher Redensarten eine Reihe anziehender Einblicke in das deutsche Volksleben früherer Zeiten verbindet; es werden gegen 2000 Redensarten erklärt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsere Kolonien:

Land und Leute,

geschildert von **Dr. Berthold Volz.**

Mit 71 Abbildungen und 2 Karten.

8. Geh. 5 M. Geb. 6 M. 50 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Teatro italiano.

Für den Unterricht im Italienischen herausgegeben von **G. Locella.**

Jedes Bändchen 60 Pf.

1. **Giacosa, G.** Acquazzoni in montagna. Commedia in due atti. Zweite Auflage.
2. **Gozzi, C.** Turandot, Principessa chinese. Fiaba tragica.
3. **Fambri, P.** Il Caporale di settimana. Commedia in tre atti.
4. **Gherardi del Testa.** L'oro e l'orpello. Commedia in due atti. Zweite Auflage.
5. **Bersezio, V.** Una bolla di sapone. Commedia in tre atti. Zweite Auflage.
6. **Carrera, V.** La Quaderna di Nanni. Commedia in tre atti.

Diese Sammlung beliebter italienischer Theaterstücke, die zum Uebersetzen ins Deutsche eingerichtet und mit erklärenden Anmerkungen versehen sind, erfreut sich in den Kreisen der Lehrer und der Studirenden grosser Beliebtheit.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Briefe an Johanna Motherby

von

W. von Humboldt und E. M. Arndt.

Mit einer Biographie Johanna Motherby's und Erläuterungen herausgegeben von

Heinrich Meisner.

Nebst einem Porträt.

8. Geh. 3 M. 50 Pf. Geb. 4 M. 50 Pf.

Diese zum ersten male veröffentlichten Briefe bieten einen wichtigen Beitrag zur Charakteristik W. von Humboldt's und Arndt's, insbesondere des letztern, dessen Thätigkeit während der Befreiungskriege, Familien- und Seelenleben sie vorführen. Die vertraute Freundin beider, Johanna Motherby, deren Biographie nebst einem Porträt gegeben wird, tritt hiermit in den Kreis der berühmten Frauen zu Anfang dieses Jahrhunderts.

Mit einer Beilage von **Eduard Avenarius** in **Leipzig.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig (Querstr. 16).

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer.
Preis vierteljährlich 7 M. 50 Pf.,
jährlich 30 M.

Nr. 7.

Leipzig,
11. Februar 1897.

Inhalt: Wilhelm Jensen. Von Theodor von Sosnosky. — Neue nationalökonomische Schriften. Von L. O. Brandt. — Zur Religions- und Kirchengeschichte. Von Johannes Reinhard. — Drei Dichterinnen. Von Ludwig Jacobowski. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Wilhelm Jensen.

Das sechzigste Jahr, das Wilhelm Jensen zur Zeit vollendet, gibt Anlaß, sich mit seiner literarischen Persönlichkeit näher zu befassen. Das soll aber nicht etwa in verhimmelndem Jubiläumsstil geschehen, wie das bei solchen Gelegenheiten der Brauch ist; es soll hier vielmehr ein geistiges Porträt Jensen's entworfen werden, bei dem Licht und Schatten so vertheilt sind, wie die Wahrheit es verlangt.

Wilhelm Jensen gehört zu jener Gruppe von Schriftstellern, die man als „die Alten" zu bezeichnen pflegt, also zur Gruppe: Spielhagen, Heyse, Wilbrandt u. s. w. Doch kann man ihn nur insofern dahin zählen, als er mit den „Alten" noch mehr gemeinsam hat als mit den „Jungen"; dieses „Mehr" bedeutet aber recht wenig, es besteht nur in der den „Alten" eigenen Romantik und in ihrer geringen Fähigkeit, ihre Werke den Forderungen des wirklichen Lebens anzupassen; im übrigen jedoch nimmt er innerhalb dieser Gruppe eine ganz vereinzelte Stellung ein, denn er ist eine durchaus eigenartige Natur, ein Original im vollsten Sinne des Wortes. Er ist es in so hohem Grade, wie vielleicht kein zweiter deutscher Schriftsteller, wenigstens springt es bei keinem so sehr in die Augen, denn bei ihm macht es sich schon in der äußern Form, im Stil, auf ganz ungewöhnliche Weise bemerkbar. Wol schreiben Dahn, Schubin, Rosegger auch einen höchst charakteristischen Stil, aber im Vergleich mit Jensen stehen sie darin an Eigenart doch zurück. Seine Ausdrucksweise ist so eigenthümlich, daß man meinen sollte, sie müsse selbst flüchtigen Lesern auffallen; solche aber, die mit seiner Art vertraut sind, werden sie, wenn man ihnen etwas von Jensen vorlegt, ohne ihn als Autor zu nennen, vermuthlich schon nach der ersten Seite erkennen, möglicherweise schon nach wenigen Zeilen; es gibt ja gewisse Ausdrücke und Wendungen, die man nur bei Jensen trifft, er schafft neue Wörter und gebraucht alte in einer Weise, die nicht nur von ihrer allgemein üblichen Anwendung abweicht, sondern nicht selten auch ihrer logischen und grammatischen Bedeutung widerspricht. Es wäre sehr der Mühe werth, hier auf diese sprachlichen Eigenthümlichkeiten näher einzugehen, doch läßt es der Raum nicht zu, und darum sei über sie nur so viel gesagt, daß sie alle mehr oder weniger befremdend, ja störend wirken und zum großen Theile geradezu fehlerhaft sind. So die Auslassung des Artikels in Fällen, wo er unerläßlich ist, und die Vorliebe für Pleonasmen und Tautologien, z. B. „lichtloses Dunkel", „Zukunftshoffnung", „Morgenanfgang der Sonne".

Da diese Fehler sichtlich nicht zufällige, aus Unachtsamkeit oder sprachlichem Ungeschick entstandene, sondern mit Bedacht gewollte sind, was schon aus ihrer regelmäßigen Wiederkehr hervorgeht, so können sie nur der Absicht entspringen, sich anders auszudrücken, als es gebräuchlich ist. Jensen will damit offenbar schon äußerlich zeigen, daß er ein anderer als die übrigen Schriftsteller, daß er ein Original sei. Und doch brauchte gerade er seine Eigenart nicht durch derlei Eigenunarten zu bethätigen! Das sollte er jenen literarischen Gigerln überlassen, die ihren kläglichen Mangel an eigener Individualität durch allerlei stilistische Mätzchen und Maskeraden zu verbergen und als Originalität auszugeben suchen. Jensen wäre auch ohne seine sprachlichen Marotten ein Original, denn seine Eigenart zeigt sich im Inhalt seiner Werke, wenn auch nicht so augenfällig, so doch gewiß untrüglicher als in deren äußerer Form. Das wird jeder nur halbwegs aufmerksame und urtheilsfähige Leser merken, sobald er mehreres von Jensen kennen gelernt hat, ja, ein feinfühliger Leser wird vielleicht schon beim ersten Buche, das er von Jensen liest, gewahr werden, daß er es da mit einem Autor zu thun habe, der ganz anders ist als alle andern. Wenn man eine Erzählung

Jensen's liest, so fühlt man sich in eine fremde Welt entrückt, in der einen alles seltsam und wunderlich anmuthet, und wo man von einer ganz eigenthümlichen traumhaften Stimmung umfangen wird, einer Stimmung, die wie ein schwüles, narkotisches Parfum über allem schwebt, und wie ein solches zuerst köstlich, fast berauschend wirkt, auf die Dauer aber Unbehagen, ja Widerwillen hervorruft. Worin diese Stimmung eigentlich besteht, läßt sich nicht sagen, sie eben ist das wesentlichste Element in Jensen's Eigenart, ist das, was ihn vor allem zu einem andern macht, als es alle übrigen Schriftsteller sind.

Außer und nach ihr gibt es aber noch so manches, was für Jensen charakteristisch ist: ganz besonders sind es die seltsamen Menschen, mit denen er seine Erzählungen bevölkert. Die seltsamsten von allen sind seine Helden und Heldinnen. Sie denken und fühlen, sprechen und handeln ganz anders als andere Menschen, ja sie heißen sogar anders, sie haben die absonderlichsten, ungebräuchlichsten Namen. Holding Terborg, Folkert Gundermann, Hertwig Gündewald, Reinhard Widolf, Bernold Aufseß, Hans Armleder, Swen Taken: das sind Namen seiner Helden, und Thora Wendemuth, Heloise Frederking, Dode Lütgersen, Heda Nebel, Uwe, Toda, Antine, Eckwinde u. s. w.: so heißen die Heldinnen. Alle diese Menschen, gleichviel ob Mann oder Weib, gehen wie im Traume durch das Leben, sie träumen, sinnen, halten lange Monologe und schreiben noch längere Briefe und Tagebücher: kurz sie leben ausschließlich ihren seltsamen Gedanken und Gefühlen, ohne sich um die gemeine Wirklichkeit der Dinge weiter zu kümmern; ihre Mittel und ihre Zeit erlauben ihnen das, denn sie sind fast immer der Sorge für das tägliche Brot enthoben und haben — soweit es die Männer betrifft — keinen bestimmten Beruf, wenn man sie nicht etwa als Dichter bezeichnen will, die sie mehr oder weniger gelegentlich alle sind. Als solche haben sie eine Gabe, um die sie, wäre sie wirklich vorhanden, von allen Collegen in Apoll grimmig beneidet würden: sie sprechen ihre Verse nämlich gleich tadellos vollendet vor sich hin, „halb unbewußt", wie es heißt, ohne nach Reimen und Worten suchen und sich damit plagen zu müssen, wie das sonst wol keinem Dichter erspart bleibt. Sie sagen ihre Verse her wie etwas längst auswendig Gelerntes, und nicht etwa kurze Gedichte, die man als glücklich gelungene Improvisationen ansehen könnte, nein, Poeme bis zu funfzig Zeilen! Allen diesen Menschen ist eine souveräne Verachtung für Aemter, Titel und Geld eigen, sowie eine heftige Abneigung gegen Kirche, Adel und Lehrstand.

Im schroffsten Gegensatze zu diesen Sonderlingen beiderlei Geschlechts, die Jensen's Helden und Heldinnen darstellen, steht eine große Schar von Frömmlern, Schurken, Dummköpfen und Gecken, gleichfalls männlichen und weiblichen. Sie gehören fast ausschließlich der sogenannten guten Gesellschaft an, namentlich Adels-, Patricier-, Professorenkreisen, und besitzen Titel und Aemter, sind also auch ihrer Lebensstellung nach ganz verschieden von jenen.

Diese beiden Gruppen stehen einander feindlich gegenüber, und Jensen, weit entfernt von jener überlegenen, künstlerischen Objectivität, die die Menschen und Dinge von ihrer Höhe herab gleichsam aus der Vogelperspective betrachtet und zeichnet, nimmt für seine Helden leidenschaftlich Partei. Wenn ein Autor es, namentlich wo sich's um die Darstellung von Gegensätzen handelt, auch nicht leicht vermeiden kann, seine Syn- und Antipathie zu zeigen, so darf er es doch nicht in so leidenschaftlicher Weise thun, sonst ruft er den Eindruck vorurtheilsvoller Parteilichkeit hervor, und das ist bei Jensen der Fall: nicht genug, daß er seine Helden und Heldinnen gewöhnlich als Idealmenschen hinstellt; er bekämpft auch ihre Feinde mit grimmigem Hasse und überschüttet sie mit ätzendem Hohne. Sobald er sie schildert, wird er sarkastisch, aber der Stift, mit dem er sie zeichnet, ist für eine echte Satire zu stumpf, und der Haß läßt die Hand zittern, die ihn führt, sodaß statt wohlgetroffener, fein carikirter Porträts nur crasse Zerrbilder ohne jede Menschenähnlichkeit entstehen; so z. B. bei der Schilderung der Honoratioren im Roman „Ueber die Wolken" und der Professorenkreise in „Nach Sonnenuntergang". In diesem Buche sowie in „Sonne und Schatten" führt er Kinder vor, die sich in den „Fliegenden Blättern" unter der Aufschrift „Moderne Jugend" allenfalls ganz gut ausnehmen, in einem Buche aber, an dessen Lebenswahrheit man glauben soll, ebenso unpassend als wirkungslos sind. Man denke nur, ein elf- oder zwölfjähriger Knabe, der einem noch jüngern Mädchen eine Visite im Frack abstattet! Dabei reden diese Kinder ganz wie Erwachsene! Eins der ärgsten Zerrbilder aber hat Jensen wol im Lieutenant von Strauchwitz geschaffen („Die Namenlosen"). Nicht nur, daß er ihn ganz im Stile der Lieutenants aus den „Fliegenden Blättern" sprechen und sich benehmen läßt: er stempelt ihn zu einem so erbärmlichen Schurken, daß man zur Ehre der preußischen Armee kaum annehmen kann, es gebe in ihr wirklich solche Offiziere. Ein preußischer Offizier, der sich von einem fremden Civilisten abkanzeln und drohen läßt, und sich dabei feige vor ihm duckt, der ferner mit der Gasthauszeche durchbrennt und, ertappt, ein Landstreicher geschimpft wird: das ist doch ein Unding! Wenn es gilt, der ihm so verhaßten guten Gesellschaft eins am Zeuge zu flicken, scheut Jensen eben vor keiner noch so ungeheuerlichen Zumuthung zurück. Läßt er doch in „Sonne und Schatten" von einer Weltdame und in „Die Erbin von Helmstede" von einem jungen Edelmann einen Mordversuch begehen, und zwar in einer Weise, als ob derlei in solchen Kreisen nichts so Besonderes wäre. Auch die verbrecherische Niedertracht, die er von der alten Gräfin in der Novelle „Ein Ton" begehen läßt, gehört hierher. Nicht so bös, aber dafür womöglich noch unwahrschein-

licher ist das Stückchen, das er einer reichen Weltdame in der Novelle „Ein Frühlingsnachmittag" zumuthet: sie liebelt aus Langeweile mit einem unerfahrenen Jüngling und bringt ihn so in Verwirrung, daß er eine kostbare Vase fallen läßt, als ihre Hand die seine berührt. Bald darauf entfernt er sich und vergißt seine Brieftasche bei ihr. Sie liest die darin aufbewahrten Briefe und entnimmt ihnen, daß er schon eine Andere liebt. Darüber erbost, gibt sie ihm den Laufpaß und verlangt ziemlich unverblümt die Bezahlung der Vase. Welche vornehme Dame wird so etwas thun!

Der Kampf zwischen den beiden Parteien endet fast immer damit, daß die Helden ihren Gegnern eine tüchtige Abfuhr ertheilen, die dem Autor sichtlich großes Vergnügen bereitet, das Vergnügen eines Kindes, das seine Puppen bestraft, „weil sie nicht brav gewesen sind". Und kindisch ist es auch, daß Jensen den ihm unsympathischen Personen oft lächerliche Namen gibt, wie Bücherfraß („Namenlos"), Titz („Nach Sonnenuntergang"), Faßnagel („Auf der Feuerstätte"), Eitel Hundbiß, Heinz Wolfskeel, Petronilla von Katzenellenbogen („Auf der Gauerbenburg").

Außer den Helden und ihren Gegnern macht sich unter den Gestalten Jensen's, aber erst in zweiter Linie, manchmal noch ein dritter Typus bemerkbar: die humoristische Figur. Ihre Vertreter sind gleichfalls wunderliche Käuze, halten zu den Helden, verkörpern aber im Gegensatze zu deren Idealismus die Prosa des Lebens, sind immer guter Dinge und meist von unverlosener Schwatzhaftigkeit. Zu ihnen gehören z. B. Dr. Vollrad in „Die Namenlosen", Genthin im „Pfarrhaus von Ellernbrook", der Ingenieur in „Von der Ackerscholle".

Diese drei Typen: die Sonderlinge, ihre Gegner und die komischen Käuze, bilden fast ausschließlich das Personal der Jensen'schen Erzählungen, wenn auch natürlich in mannichfachen Variationen. Statt dieser Typen, die durch ihre beständige Wiederkehr zu Stereotypen werden, Individualitäten zu schaffen, dazu ist Jensen nicht im Stande, dazu gebricht es ihm vor allem an jener überlegenen Objectivität, die die Geschöpfe der Phantasie dem unmittelbaren Einflusse der dichterischen Persönlichkeit entrückt und ihnen eine freie, selbständige Entwickelung gestattet. Jensen's Gestalten stehen immer unter seinem Banne, entfalten sich nie zu selbständigen Persönlichkeiten, sondern bleiben stets nur Verkörperungen seiner Ansichten und jener Ansichten, die er den Vertretern der ihm antipathischen Richtungen zumuthet; sie geben je nachdem die Helden ab oder deren Gegner. Die humoristischen Personen aber dienen als Ventile für den barocken Humor, der zeitweise in ihm aufquillt. Alle drei Gruppen sprechen im Grunde auch dieselbe Sprache, *seine* Sprache, auch die Dunkelmänner und Tröpfe, sie sprechen eben jenes Idiom, das *er* seinen Gegnern in den Mund legt und das unverkennbar seinen Stempel zeigt. Daß seine Helden nichts anderes sind als die Sprachrohre seiner eigenen Gedanken und Gefühlswelt, geht schon aus der leidenschaftlichen Art hervor, mit der er ihre Gegner bekämpft; es zeigt sich aber noch mehr darin, daß er die Verse, in denen er sie *ihre* Gedanken und Gefühle aussprechen läßt, aus den Erzählungen heraus- und in Gedichtsammlungen aufnimmt, wo sie doch nur als die Aeußerungen *seines* Seelenlebens angesehen werden können. Und noch ein drittes, scheinbar nebensächliches Moment beweist, wie sehr er sich mit seinen Helden identificirt: er überträgt nämlich auf sie die für ihn charakteristische Vorliebe, Mädchen mit Schmetterlingen zu vergleichen. Nun wäre an diesem Vergleiche an sich ja gar nichts Besonderes und somit auch daran nichts, daß er ihn auch von seinen Personen anwenden läßt; Zartheit, Flüchtigkeit, Buntheit sind Eigenschaften, die Schmetterlingen und Mädchen gemeinsam sind oder es doch sein können und zu einem Vergleiche berechtigen: Jensen begnügt sich aber keineswegs mit diesen allgemeinen und mehr abstracten Vergleichsmomenten, er hat jedesmal einen ganz bestimmten Schmetterling im Sinn, und findet zwischen diesem und dem betreffenden Mädchen eine factische, ins Auge springende Aehnlichkeit. Und wie groß er, beziehungsweise seine Helden, diese Aehnlichkeit manchmal finden, geht daraus hervor, daß im Roman „Die Namenlosen" der Maler Taken beim Anblick Aglaja's zusammenschreckt und ruft: „Wahrhaftig, ein Perlmutterfalter!" Wie hier diese Schmetterlingsart, so ist es ein andermal ein Apollofalter („Karin von Schweden"), dann wieder ein Bläuling (Lycaena Silena), ein Schillerfalter („Zur Pfingstzeit"), ein Hainbuchenspinner („Monika Waldvogel") oder ein weißer Schmetterling („Nach Sonnenuntergang"). Die seltsame Vorstellung, die diese Aehnlichkeiten herausfindet, ist gewiß nur Jensen eigenthümlich und daher ein wichtiges Merkmal seiner Eigenart.

Außer diesem Steckenpferd hat Jensen auch noch zwei andere: seine Vorliebe für — uneheliche Kinder, von denen es in seinen Erzählungen förmlich wimmelt, und die für Liebesverhältnisse, die schon im Kindesalter beginnen. Beides ist für ihn sehr charakteristisch, wenn auch, strenggenommen, nicht für seine Eigenart, weil es ja nicht ihm allein eigenthümlich ist; so hat er die Vorliebe für uneheliche Kinder mit der alten und veralteten Schule der Romantiker gemein.

Was er mit der überwiegenden Mehrzahl der Schriftsteller gemeinsam hat, und was doch für ihn bezeichnend ist, weil es ungewöhnliche Dimensionen angenommen hat und zur Regel geworden, das ist der in seinen Werken zu Tage tretende Mangel an Lebenswahrheit. Wie willkürlich und rücksichtslos er die Gesetze der Psychologie behandelt, ist schon gelegentlich der Charakterisirung seiner Personen an einigen Beispielen gezeigt worden, und denen ließe sich leicht noch eine ganze Menge anreihen. Und ebenso arg wie gegen die psychologische Wahrheit verstößt er gegen die reale. Achtlos geht er über alle jene Forderungen des wirklichen Lebens hinweg, die gebieterisch

Berücksichtigung verlangen, und bedenkt nicht, daß sich diese Vernachlässigung bitter rächt und alles, was er in dieser Weise erreicht hat, unglaubwürdig macht. Der Wirklichkeitssinn geht ihm eben vollständig ab. So läßt er in der Novelle „Aus verblichener Schrift" jemand im Mondschein eine verblichene alte Schrift entziffern! Im Roman „Ueber die Wolken" läßt er den Helden eine Reise ins Blaue machen. Daß ein so wunderlicher Patron wie dieser eine solche unternehmen würde, soll ohne weiteres zugegeben werden: er *kann* sie aber nicht machen, weil eine derartige Reise eine Unmöglichkeit ist. Er *muß* ja ein Ziel angeben, da er mit der Post fährt, sonst erhält er ja keine Fahrkarte! Derselbe Kauz drängt einmal seine Hand „mit rücksichtsloser Gewalt" auf die „wogende" Brust seiner Braut, die sich nach Kräften dagegen wehrt. Merkwürdigerweise schlägt ihr Herz dabei „ebenmäßig" fort, trotz der psychischen und physischen Erregung! Wie man sieht, sind es starke Dinge, die er der Gläubigkeit des Lesers da zumuthet.

Manche Romane Jensen's, so z. B. der ebenerwähnte, dann „Die Namenlosen" und „Die Erbin von Helmstede" sind wahre Knäuel der crassesten Unwahrscheinlichkeiten und Unwahrheiten, psychologischer und realer, und die unglaublichsten Zufälle müssen dafür sorgen, daß die Fäden sich verschlingen und zum Schlusse in der vom Autor beabsichtigten Weise wieder lösen.

Nichtsdestoweniger hat sich ein deutscher Kritiker — sit venia verbo! — erkühnt, *diesen* Mann einen Realisten zu nennen!

Schließlich muß noch einer charakteristischen Eigenschaft Jensen's gedacht werden, die er zwar immer besessen, die sich aber namentlich in seinen neuen Werken wahrhaft erschreckend entwickelt hat und deren Lektüre ermüdend, ja nachgerade widerwärtig macht: seine Redseligkeit. Bücher zu lesen wie „Auf der Feuerstätte", „Der Schatzsucher", „Auf der Gauerbenburg" ist wirklich eine Strafarbeit. Jedenfalls in ursächlichem Zusammenhange mit dieser maßlosen Redseligkeit steht seine kaninchenhafte Schreibseligkeit, die ihn jährlich ein paar Bände auf den Büchermarkt werfen läßt.

Wie man aus dem Gesagten zur Genüge entnehmen kann, fehlt es Jensen so ziemlich an allem, was man von einem Erzähler verlangen muß: an der Fähigkeit, seine Werke zu objectiviren, wie an der, seine Personen zu individualisiren, an psychologischer Wahrheit, an Wirklichkeitssinn und an künstlerischer Oekonomie des Ausdrucks; rechnet man noch seine sprachlichen Schrullen dazu, so gibt das ein Sündenregister, das bei jedem andern Autor genügen würde, über ihn den Stab zu brechen. Nicht so bei Jensen; er kann dafür etwas in die Wagschale werfen, was das Gewicht seiner Sünden zwar nicht aufwiegt, aber doch bedeutend erleichtert: seine Poesie. Sie ist die geheimnißvolle Quelle, die seine Werke mit jener seltsamen Stimmung durchtränkt. Am reinsten quillt sie in einigen seiner ältern Erzählungen, so in „Magister Timotheus" und „Posthuma", am reichsten aber in der Novellensammlung „Aus stiller Zeit"; in seinen neuern Werken dagegen fließt sie recht spärlich und verliert sich in der trüben uferlosen Flut seiner Redseligkeit.

Wilhelm Jensen's Muse ist ein seltsames, fremdartiges Wesen, das wie im Traume durch die Welt wandelt und, da sie auf dem Boden der Wirklichkeit nicht festen Fuß fassen kann, haltlos herumtaumelnd sich die zarten Glieder an den harten Kanten und Ecken der Wirklichkeit wundstößt. Verständnißlos betrachtet sie die Menschen und Dinge um sich her und fühlt sich unter ihnen fremd, unbehaglich und unverstanden. Und darum flieht sie von Zeit zu Zeit in die Natur hinaus. Dort, am Meere, im Wald, auf der Heide athmet sie auf, wirft die beengenden Menschengewänder ab, die ihr so schlecht sitzen, und steht in herrlicher Schönheit da; ihre sonst so unsichern, ungeschickten, fast lächerlichen Geberden werden frei und schön, und aus den sonst so verträumten Augen spricht leuchtendes Leben. Zur höchsten Vollendung aber erblüht ihre Schönheit unter den heißen Küssen der Mittagssonne: wenn alles „reglos" in tiefem „sonnenmüdem" Schweigen ruht, kein leiser Hauch die Blätter rührt, wenn nur das eintönige Summen der Insekten die Stille durchtönt, bunte Falter lautlos durch die zitternde Luft taumeln, und die Blumen ihre süßesten Düfte aushauchen: da fühlt sie sich am wohlsten, und läßt jene bethörend schönen Weisen hören, die keines andern Dichters Muse anzustimmen weiß.

Bei ihrer Art ist es demnach natürlich, daß der Roman, die Novelle nicht der Boden sind, auf dem sie sich heimisch fühlen kann, bietet er ihr doch verhältnißmäßig selten und ungenügend Gelegenheit, ihre Schönheit zu zeigen: sie ist vielmehr dort zu Hause, wo sie sich frei und ganz entfalten kann in hüllenloser Schönheit, wo nur ein Gesetz ihr gebietet, das ihr nicht Zwang, sondern Natur ist: der Rhythmus; im Gedichte nämlich. In der That enthalten Jensen's Gedichtsammlungen, namentlich „Im Vorherbst" und „Stimmen des Lebens", poetische Schönheiten, die in ihrer Art unvergleichlich und unübertroffen sind. Leider verbietet es der böse Raummangel, hier näher auf sie einzugehen, so verlockend es auch ist. Bei dieser Beschaffenheit der Jensen'schen Gedichte ist es ebenso auffallend als bedauerlich, daß das Publikum wenig, fast nichts von ihnen zu wissen scheint, denn es ist immer nur vom Romanschriftsteller Jensen die Rede, nie vom Dichter. Möchte sich doch endlich die richtige Erkenntniß und Werthschätzung seiner literarischen Persönlichkeit Bahn brechen, möchte man einsehen, daß Jensen zwar kein guter Schriftsteller ist, aber ein großer Dichter!

Theodor von Sosnosky.

Neue nationalökonomische Schriften.

Das Jahr 1895, das Jubeljahr der deutschen Siege in Frankreich und einer zugleich einsetzenden geistigen und wirthschaftlichen Entwickelung ohnegleichen, und das Jahr 1795, in dem der damals einundsiebzigjährige Immanuel Kant seine Abhandlung „Zum ewigen Frieden" schrieb, „dieses sonderbare Zusammenfallen des die Culturwelt alarmirenden Kriegsjubiläums mit dem nur in der stillen Denkerstube begangenen Friedensjubiläum" beschäftigte den geistvollen Professor Ludwig Stein in Bern und veranlaßte ihn, in zwei Vorträgen „Das Ideal des ewigen Friedens und die sociale Frage"*) zu behandeln, und damit hat er sich aufrichtigen Dank verdient. Die „Pacificirung" der Menschheit, wie der schöne Ausdruck lautet, hat bisher noch nicht viel Boden in unserm Volke gewonnen, was nun allerdings kaum daran liegt, daß wir den Nutzen einer friedlichen, ungestörten Entwickelung nicht zu schätzen wüßten, daß wir allgemein, wie die Anhänger der Friedensvereine in thörichter Uebertreibung behaupten, in der männermordenden Schlacht ein Selectionsprincip und die „Völkeratmosphäre" reinigendes Gewitter erblickten, sondern man kann es einem Volke, das eben vor fünfundzwanzig Jahren erst den Werth der schwertbewehrten Faust am eigenen Leibe spüren konnte, das sein nationales Dasein überhaupt in gewaltiger Kraftanstrengung gewonnen hat, das alles dem Kriege verdankt, nicht verdenken, wenn es dem Rufe „Die Waffen nieder" sein Ohr verschließt, bevor nicht die ländergierigen Wölfe im Osten und Westen sich die Fangzähne ausbrechen lassen.

Die Idee des ewigen Friedens umschwebt „ahnungsvoll und dämmerhaft schon die frühesten Culturnationen". „Je mehr die alte Welt einen Zustand ewigen Krieges darstellte, um so lockender zauberte sich die Phantasie der mythenbildenden Volksseele und die Poesie ihrer Dichter einen Idealzustand des ewigen Friedens, den sie indeß nicht in der Zukunft künden, sondern in die urgraue Vergangenheit zurückverlegen". Diese unklaren Träumereien von dem Menschen, dessen reiner Geist durch teuflische Bosheit vergiftet wurde und ihn in Waffen zwang, wichen zuerst dem Ausblick nach einem zukünftigen Weltfrieden, als Alexander der Große seine Herrschaft aufgerichtet hatte; die Stoiker verkünden die Lehre von dem das Weltganze durchdringenden Fortschritt. Auf der semitischen Seite der Cultur zeigt sich ein Hinauswachsen über den Nationalismus, und Stein macht darauf aufmerksam, wie dem aufkeimenden Kosmopolitismus, den Staatsromanen und Weltreichsgedanken bei den Griechen die Messiasidee der Juden parallel läuft; die Idee eines religiösen Weltreichs wurde ja praktisch im Christenthum und mit ihm der Gedanke des Völkerfriedens unbeschadet der Thatsache, daß die Kirche im Papstthum diese reine Lehre trübte und selbst ad majorem gloriam dei die Waffen zur Hand nahm. — Wiederum taucht der Gedanke des Weltfriedens auf bei den Humanisten; 1588 erscheint die Arbeit Alberieus Gentili's über das Kriegsrecht, 1625 legt Hugo Grotius den Grund zum Völkerrecht. „Das Völkerrecht, dessen Wurzeln im jus belli des Imperium Romanum liegen, ist die oberste Stufe dieses Entwickelungsganges. Die Fortschritte dieses Gedankens bezeichnen einen im Sturmschritt zurückgelegten Triumphzug durch die Culturmenschheit. Noch sind keine drei Jahrhunderte seit der theoretischen Begründung des Kriegs- und Völkerrechts verflossen, und schon hat sich diese kühne rechtsphilosophische Neuerung in das Bewußtsein der vorgeschrittenen Menschheit dermaßen eingelebt, daß sie inzwischen zur baaren Selbstverständlichkeit geworden ist." „Die Begründung einer internationalen Vereinigung für Völkerrechtscodificirung, die internationale criminalistische Vereinigung, die Entstehung des Weltpostvereins, des internationen Bureaus zum Schutze des geistigen Eigenthums, des Centralamts für den internationalen Eisenbahntransport in Bern, der internationalen Sanitätsconferenz in Konstantinopel, des internationalen Centralbureaus für Erdvermessung (Berlin), für Maße und Gewichte (Paris), der internationalen Telegraphenverwaltung, . . . der internationalen wissenschaftlichen, künstlerischen und humanitären Congresse, der Weltausstellungen, sowie die internationalen Ausstellungen aller Art, die Ausbreitung der Vereine vom Rothen Kreuz, die Unterzeichnung der Genfer Convention, der Samoaacte, der Congoacte u. s. w., das alles stellt die weithin leuchtenden Trophäen dar, die der sieghaft gewordene Gedanke eines künftigen Völkerfriedens über den fatalistischen Glauben an die Unentrinnbarkeit des perpetuellen Kriegszustandes der Menschheit davongetragen hat." Daß auch die Politik seit langem bewußt auf dieses Ziel hinarbeitet, erweist Stein an dem Westfälischen Frieden, den er den „ersten Versuch einer europäischen Staatengesellschaft" nennt. Er erinnert ferner an den Weltfriedensplan, den man Heinrich IV. zuschreibt, an den „Entwurf zur Herstellung des ewigen Friedens" vom Abbé de Saint-Pierre, der Leibniz, Voltaire, Rousseau und Herder viele Anregungen gab.

Den dritten Theil des Stein'schen Buches bildet eine vortreffliche Abhandlung: „Kant's Entwurf «Zum ewigen Frieden» im Lichte der Gegenwart", der vierte wird eingenommen von sehr scharfsinnigen, klaren Betrachtungen über den „Ewigen Frieden und die sociale Frage", deren Ergebniß Stein in folgende Sätze zusammenfaßt:

Und so können wir, das Kantische Friedensproblem wieder aufgreifend, unsere Aufgabe auf die Formel zuspitzen: Welche

*) Das Ideal des ewigen Friedens und die sociale Frage. Zwei Vorträge. Von Professor Dr. Ludwig Stein. Berlin, Georg Reimer. 1896. 8. 1 M. 20 Pf.

Aussichten auf Realisirung hat die Kantische Idee des ewigen Friedens unter Zugrundelegung einmal des heutigen Standes der Sociologie, andermal der heute die gesammte vorgeschrittene Menschheit durchzitternden und sie aufwühlenden socialen Frage? Die Antwort wird verschieden ausfallen, je nachdem wir das Volksthum oder das Individuum ins Auge fassen. Sociologische Erwägungen werden uns die Schlußfolgerung aufnöthigen, daß wir auf die Frage eines ewigen Friedens oder richtiger gesagt ewigen Waffenstillstandes(!) unter den civilisirten Völkern mit einem herzhaften Ja, auf die eines dauernden Friedens unter den Individuen und einzelnen Interessengruppen innerhalb eines jeden Volksthums jedoch mit einem traurig resignirten Nein zu antworten haben.

Der Kampf in der Form des Kriegs wird sich überleben; der sociale Kampf nicht. Und die Härte bei diesem liegt augenblicklich darin, daß die Vertheilung der Waffen ungleich ist. „In den politischen Kriegen hat sich die Gleichmäßigkeit der Bewaffnung aller schon längst als selbstverständlicher Grundsatz durchgesetzt. . . . Nur im socialen Kampfe ums Dasein wird ein gegenseitiger Vernichtungskrieg mit völlig ungleichen Waffen geführt, ohne daß man bis jetzt auch nur das Gefühl der Ungleichheit in der Bewaffnung allenthalben besäße. Hier nun steckt das Friedensproblem der Zukunft." — Zu dem gleichen Ergebnisse kommt Professor W. Sombart in seiner ideenreichen Schrift „Socialismus und sociale Bewegung im 19. Jahrhundert"*), indem er in dem letzten Kapitel als die Grundlehre aus der Betrachtung der socialen Bewegung herauszieht, daß der Klassenkampf die Zukunft beherrschen werde und man der socialen Bewegung, die „nothwendig so da ist, wie sie ist", nur wünschen müsse, daß sie von zwei großen Gesichtspunkten beherrscht sei: aller sociale Kampf soll gesetzlicher Kampf sein und mit anständigen Mitteln geführt werden.

Das Ziel eines jeden Kampfes aber ist die Ruhe, der Friede, und damit kann man sich ruhig einverstanden erklären, daß die Tendenz der Entwickelung auf die Beseitigung des Kampfes abziele, denn der Kampf ist eine Daseinsäußerung, die sich selbst vernichten will. Das Ziel aber in einer absehbaren Zeit zu erreichen, die Tendenz der Entwickelung in zwanzig Jahren zur Thatsache machen zu wollen, das ist eine utopistische Vermessenheit. Und in dieser Richtung bewegt sich meines Erachtens die Agitation des „Deutschen Vereins für internationale Friedenspropaganda von 1874", dessen vierte Publication betitelt ist: „Der wahre Weg zum bleibenden Frieden nebst Entwurf zur Reform und Codification des Völkerrechts. Von E. Löwenthal, Dr. phil."**) Dem klingenden Titel entspricht nicht der sehr dürftige Inhalt. Der Verfasser steht auf dem Grunde, alle Völkerstreitigkeiten durch schiedsrichterliche Entscheidungen aufheben zu wollen, und das verletzte Völkerrecht wird entweder durch Geldstrafen oder durch Sistirung der vertragsmäßigen Leistungen der Verbandsstaaten oder schließlich durch — internationale Militärexekution! gesühnt.

Die Publication Professor Sombart's ist ein ganz vortrefflicher Beitrag zur socialen Geschichte. Besonders lesenswerth ist der Abschnitt: „Die Entfaltung nationaler Eigenarten", in dem der Verfasser nachweist, warum die englische, deutsche und französische Arbeiterbewegung sich so grundverschieden entwickelt haben. Die englische Arbeiterbewegung ist groß geworden, ohne daß die Massen in politische Kämpfe eingegriffen hätten, zunächst mit Hülfe der industriellen Monopolstellung Englands in der Zeit von 1850 bis 1880, infolge der rasenden wirthschaftlichen Entwickelung, die uns durch einige Zahlen klar dargelegt wird: Das Eisenbahnnetz des Vereinigten Königreichs umfaßte:

1842 = 1857 englische Meilen
1883 = 18668 „ „

Der Schiffsverkehr in allen britischen Häfen bezifferte sich:

1842 auf 935000 Tonnen
1883 „ 65000000 „

Der Einfuhr- und Ausfuhrhandel:

1843 auf circa 103 Mill. Pfd. St.
1883 „ „ 732 „ „ „

Das bedeutet, sagt Sombart, die Möglichkeit, den Markt in einer der steigenden Productivität entsprechenden Proportion auszudehnen. Und für die Arbeiter sind die Folgen dieses Zustandes gewesen: „Günstige Gestaltung der Arbeitsmarktverhältnisse, regelmäßig wachsende Nachfrage nach Arbeit, geringe Arbeitslosigkeit auf der einen Seite, Geneigtheit und Fähigkeit des Unternehmers, dem der Gewinn in Strömen zufließt, den Arbeiter besser zu bezahlen." Mit Einem Worte: große Widerstandsfähigkeit der Arbeiter; und dazu kommt die Eigenart des politischen Parteilebens in England, in dem die Arbeiterschaft fast immer das Gewicht darstellte, das den Tories oder Whigs, je nachdem die einen oder andern größere Versprechungen machten, die Herrschaft sicherte. So entstehen allmählich, kaum bekämpft, aber oft wesentlich gefördert, die Organisationen der Arbeiter, die Trade Unions, die eine so vorzügliche Wirksamkeit entfalteten dank des nüchternen, praktischen Sinnes der Arbeiter. Aber die, die aus der Geschichte der englischen Gewerkvereine den Schluß gezogen haben, daß hier der sociale Friede verwirklicht sei, irren. Der Kampf kündigt sich schon an, die politische Arbeiterbewegung regt sich auf den Gewerkvereinscongressen, und der Friede wird immer mehr schwinden, je mehr England die industrielle und Handelsmonopolstellung verliert, und es darf vor allem nicht vergessen werden, daß die Gewerkvereine nur der Sammelpunkt der englischen Arbeiteraristokratie sind, die den niedern Arbeiterschichten genau so kühl und theilnahmlos gegenübersteht wie die Unternehmer.

*) Socialismus und sociale Bewegung im 19. Jahrhundert. Von Professor Werner Sombart. Jena, Gustav Fischer. 1896. 8. 2 M.

**) Der wahre Weg zum bleibenden Frieden nebst Entwurf zur Reform und Codification des Völkerrechtes. Von Dr. phil. Ed. Löwenthal. Zweite Auflage. Berlin, Hannemann'sche Buchhandlung. 1896. 8. 50 Pf.

Mit lebendiger Darstellungskraft schildert Sombart sodann die Eigenart der französischen Arbeiterbewegung: „Die soziale Bewegung in Frankreich hat immer etwas Krankhaftes, Gereiztes, Convulsivisches gehabt. Gewaltig, grandios im plötzlichen Hervorbrechen, dann wieder matt, erlahmend nach den ersten Widerwärtigkeiten. Immer weitschauend, immer geistreich, aber ebenso oft phantastisch, träumerisch. Schwankend in der Wahl ihrer Mittel und Wege, aber immer erfüllt von dem Glauben an die Wirksamkeit raschen, plötzlichen Handelns, mit dem Stimmzettel oder dem Dolche; immer erfüllt vom Glauben an die Wunder der Revolution. Darum brauche ich als präcises Schlagwort, zur Kennzeichnung des französischen Typus das Wort: Revolutionismus, womit ich den Glauben an die gemachte Revolution meine." Und diese Eigenart hat die Arbeiterbewegung von dem französischen Kleinbürgerthume übernommen, aus dem sie hervorgegangen ist. Das kleinbürgerliche Element, das dem ganzen politischen Handeln seinen Stempel aufgedrückt hat, tritt auch in der französischen Industrie noch heute zu Tage, die zum Theil noch einen „halb handwerksmäßigen, kleinbetrieblichen" Charakter trägt. So die lyoneser Seidenindustrie, so zahlreiche pariser Luxusindustrien. Ganz im Gegensatze zu den großen, englischen Stapelindustrien in Kohle, Eisen und Baumwolle; und der französische Arbeiter erhält dadurch auch einen gewissen Anstrich individualistischer, kleinbürgerlicher Denkungs- und Handlungsart. Vielleicht hat auch diese eigenartige Atmosphäre in Frankreich dazu vor allem beigetragen, den Anarchismus dort zu entfalten.

Schließlich geht Sombart auf die Arbeiterbewegung in Deutschland ein, die „wie ein Meteor vom Himmel gefallen ist". Wenn auch der Grund dafür theilweise in der Person des ersten Führers, Lassalle's, zu suchen ist, so kann dessen fortreißende, fanatisirende Macht doch nicht alles erklären. Daß die Bewegung politisch wurde, erklärt sich aus der geringen ökonomischen Reife Deutschlands in jener Zeit; eine rein gewerkschaftliche Organisation konnte auf diesem Boden nicht erwachsen. Zudem wurde der jung entstehenden Arbeiterbewegung die Vertretung ihrer Interessen von den bestehenden Parteien versagt, sodaß sie gezwungen war, sich von vornherein selbständig zu entwickeln, und die Gewährung des allgemeinen Stimmrechts im Jahre 1867 trug ebenfalls dazu bei, die Partei unwillkürlich auf die Bethätigung in den Parlamenten zu lenken.

Ohne einen Theil des Sombart'schen Buches hinter dem andern zurücksetzen zu wollen, möchte ich vor allem noch die Abschnitte vom „Utopischen Socialismus" und „Karl Marx" hervorheben; auf den letzten werde ich in anderm Zusammenhange zurückkommen, ebenso wie auf das Buch von Max Lorenz*): „Die Marxistische Socialdemokratie." Als ich in Nr. 33 d. Bl. f. 1896 die Schrift „Der Arbeiterstand und die Socialdemokratie" besprach und über die Rede von Max Lorenz sagte: „Wenn die Ansichten des Redners thatsächlich aus ehrlicher Ueberzeugung geflossen sind, so setzt er sich zu dem Inhalte und Ton der von ihm geleiteten Zeitung in den denkbar schärfsten Widerspruch", glaubte ich nicht, daß der Zweifel, in den die Lektüre der Lorenz'schen Ausführungen versetzte, so bald gelöst sein würde. Er ist inzwischen aus der socialdemokratischen Partei ausgetreten, hat sich dem Naumann'schen National-socialen Verein angeschlossen und somit den innern Kampf, von dem jene Rede schon zeugte, muthig beendet. Ob er zu jener Zeit noch berechtigt war, im Namen der Socialdemokratie zu reden, und zwar so zu reden, wie er es gethan, sei dahingestellt, denn daß der innere Zwiespalt, in den er gerathen war, nicht von heute und gestern herrührte, beweist sein Buch über die Marxistische Socialdemokratie, das jenen Kampf, das Durchringen zu einer neuen geläuterten Anschauung deutlich widerspiegelt, und das gerade macht es uns anziehend, das Menschliche daran, die ehrliche Vertiefung; ein ausgereiftes Werk kann es nicht genannt werden, sondern ein Product der Sturm- und Drangperiode.

Zur rechten Zeit als Leitfaden für den Beobachter der politischen und socialen Strömungen unsers Vaterlandes ist das Buch von Paul Göhre: „Die evangelisch-sociale Bewegung, ihre Geschichte und ihre Ziele"*), erschienen. Es gibt uns in scharfer, geistvoller Weise eine Analyse der evangelisch-socialen Bewegung und lehrt uns die Ereignisse der jüngsten Zeit verstehen und nicht zum wenigsten die Gründe, die Göhre selbst veranlaßt haben, sein geistliches Amt niederzulegen und sich ungebunden von jeder Rücksicht seinen Idealen widmen zu können. Auch dieses Buch enthält das Ergebniß eines innern Kampfes, und die ehrliche, rückhaltslos ehrliche Energie, mit der der Verfasser seine Schlüsse zieht und sich ihnen unterwirft, verdient unsere volle Theilnahme, wie man denn überhaupt diesen jungen Stürmern seine Anerkennung für die Lauterkeit des Strebens nicht wird versagen können, selbst wenn wir mit ihren Anschauungen und Zielen nicht immer übereinstimmen. Wenn ich im Folgenden einige Ausstellungen zu machen habe, so sollen sie nicht dazu dienen, den Werth des Buches herabzusetzen, sondern vielmehr Fingerzeige für Verbesserungen in einer zweiten Auflage zu geben, die ich dem Buche wünschen möchte, denn es enthält vor allem, was die Analysirung der leitenden Persönlichkeiten anlangt, Meisterstücke psychologischer Beobachtungsgabe, z. B. die Schilderung der Persönlichkeit Stöcker's.

Victor Aimé Huber ist der Verfasser entschieden nicht gerecht geworden. Huber ist sein Leben lang ein einsamer Mann geblieben, und dem Todten geht es nicht viel

*) Die Marxistische Socialdemokratie (Bibliothek für Socialwissenschaft, Band 9). Von Max Lorenz. Leipzig, Georg H. Wigand. 1896. 8. 3 M. 50 Pf.

*) Die evangelisch-sociale Bewegung, ihre Geschichte und ihre Ziele. Von Paul Göhre. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 1896. 8. 3 M.

besser; seine socialreformatorischen Pläne fanden keine große Beachtung, und das aus guten Gründen, die wir bei Göhre richtig angegeben finden. Huber stellt seine Gedanken in wenig flüssiger und verständlicher Form dar, und er hat einen Widerwillen dagegen, wirthschaftliche Reformbewegungen politischen Parteien auszuliefern, ein Widerstreben, das er mit Rodbertus theilt. Da beide auf eine Agitation in den Massen verzichteten, weil ihre aristokratische Natur dem Verständnisse der Menge mistraute, blieben sie unbekannt. Das Mittel, mit dem Huber eine Gesundung der socialen Verhältnisse zu erreichen hofft, ist die Genossenschaft, die auf freier Vereinbarung der Mitglieder beruht. Jede Mitwirkung des Staates ist von Uebel; dagegen sollen die wirthschaftlich kräftigen Volkskreise, die Besitzenden und Gebildeten eifrig das Gedeihen solcher Genossenschaftsbildungen fördern. Huber war sich wohl bewußt, daß nicht allein die Einsicht von der Nützlichkeit eines genossenschaftlichen Zusammenarbeitens genügte, um den Vereinigungen die erste Lebensfähigkeit zu verleihen und zu erhalten; daher fordert er, daß die Genossenschaften erfüllt seien vom „Geiste der Bruderliebe, der Solidarität, der gegenseitigen Zucht, der gleichlohnenden (?) Gerechtigkeit und des Friedens". So weit ist es allerdings richtig, daß Huber vor Wichern das voraus hat, daß er den Gedanken der Socialreform in größerm Wurfe faßt; ob man aber berechtigt ist, ihn als „evangelisch-social" zu bezeichnen, scheint mir recht zweifelhaft zu sein. Meines Erachtens ist die Einreihung in die Gruppe von Männern, die consequent aus dem evangelischen Glauben heraus ihre socialpolitischen Forderungen begründen, sehr gezwungen. Ueberhaupt scheint es mir viel richtiger, die evangelisch-sociale Bewegung von Rudolf Todt abzuleiten, der doch in der That den einzigen und entscheidenden Anstoß dazu gegeben hat. Will man das nicht, so muß man nothgedrungen die Entwickelung der die Bewegung befruchtenden Gedankenreihe bis auf die englischen christlichen Socialisten zurückschreiben, die alle, wie Wichern und Huber, christlich und socialreformatorisch gesinnt waren, aber nicht evangelisch-social. Maurice und Kingsley haben sogar einen unmittelbaren, persönlichen Einfluß auf Huber gehabt. An meiner Auffassung ändert auch die Thatsache nichts, daß Huber sich die Genossenschaften vor allem durch die innere Mission gestützt dachte. In einer Geschichte der evangelisch-socialen Bewegung möchte ich allerdings die beiden Männer nicht missen, sondern nur schärfer herausgehoben sehen, daß sie nur in einem lockern Zusammenhange mit ihr stehen, nur als die Vorläufer davon zu betrachten sind. So wird das Verhältniß auch von andern Autoren, z. B. Baumgarten, aufgefaßt. Göhre gibt die Richtigkeit dieser Erwägungen auch implicite zu, wenn er schreibt, daß das Buch, das Todt 1877 veröffentlichte: „Der radicale deutsche Socialismus und die christliche Gesellschaft", eine That bedeute, durch die Todt der eigentliche — wenigstens theoretische — Bahnbrecher der Bewegung in Deutschland gewesen sei. Aber nicht nur in der Beurtheilung seiner Stellung in der Entwickelungsgeschichte der evangelisch-socialen Bewegung scheint mir Göhre bei Huber fehlzugreifen; er wird ihm vor allem nicht gerecht in der Schilderung, die er von ihm entwirft, und das ist mir um so verwunderlicher, als Huber jeden packen muß, der sein Leben und seine Schriften mit ernstem Bemühen studirt. Huber ist einer unserer feinsten Geister, dessen eigene Lebensarbeit und -Auffassung vorbereitet wurde durch die liebevolle Erziehung einer geistig hervorragenden Mutter, der ein Mann wie Wilhelm von Humboldt das Zeugniß gab, daß sie eine der geistvollsten Frauen ihrer Zeit gewesen sei. Das Leben mit ernsten Augen anzusehen, wurde Victor Aimé Huber von seiner Mutter früh angehalten, die dem sechzehnjährigen Sohne die Mahnung gibt: „Du liebst dein Vaterland, und diese Liebe kann ich dir nicht genug empfehlen. Aber sie sei des hohen Begriffs würdig, der mit diesem Worte verbunden ist. Strebe du der edlere Mensch zu sein, dann bist du der bessere Deutsche. Aber bekämpfe die Sucht der Schwächlinge, die in Geschrei und Mummerei ihr Deutschthum beweisen." Die Ehrlichkeit der Gesinnung, die Lauterkeit des Charakters, die unbestechliche Selbständigkeit des Urtheils machen die Gestalt Huber's überaus anziehend, und er muß starke persönliche Wirkungen auf die Menschen, die zu ihm in geistiger Beziehung stehen, ausüben. Die ganze Eigenart des Menschen Huber läßt sich die Schilderung Göhre's entgehen, was um so mehr zu bedauern ist, als eben Huber so wenig bekannt ist und so sehr bekannt zu werden verdient.

Zu meinem Bedauern ist Göhre über die vorbereitende Arbeit einer kleinen Anzahl tüchtiger Männer, die zu gleicher Zeit wie Huber und in gleichem Sinne wirkten, stillschweigend hinweggegangen. Ich meine die Thätigkeit Gelzer's in den „Protestantischen Monatsblättern", die Bestrebungen von E. Nasse und Adolf Wagner auf den Congressen für Innere Mission, die Göhre wohl erwähnt, deren Bedeutung er aber nicht genügend würdigt. Ferner wären zu bemerken die Wirksamkeit von der Goltz' auf der Conferenz ländlicher Arbeitgeber und der Congreß industrieller Arbeitgeber in Bonn, dessen geistiger Mittelpunkt wiederum E. Nasse mit L. Nagel war, deren Monatsschrift „Concordia" vortreffliche Beiträge enthält. All diese Ansätze zu einer Organisation haben sich nicht zu großen, lebensvollen Schöpfungen entwickelt, aber man darf ihren stillwirkenden Einfluß trotzdem nicht unterschätzen.

Gelegentlich der Schilderung von Stöcker's Thätigkeit sind auch andeutungsweise von Göhre die „Vereine deutscher Studenten" erwähnt; auch an dieser Stelle wäre eine breitere Schilderung am Platze gewesen. Die akademische Jugend erwachte damals zu ernstem Streben, eine neue Frühlingszeit, vergleichbar der in den jungen Tagen der Burschenschaft, zog herauf, die ganze Begeisterung, deren Studenten fähig sind, brach plötzlich durch, und ihr

redlicher Wille zeigte sich, in jenen kampfesfrohen Tagen nicht beiseitezustehen, sondern sich zu Kämpfern in ernster Arbeit heranzubilden. Nicht daß Stöcker die Theilnahme der Studentenschaft erst erweckt hätte, sie war schon vorhanden und regte sich unwillkürlich unter dem Banne der Zeit; aber er hat die Bewegung, die in den „Vereinen deutscher Studenten" zum Ausdruck gelangte, mit der ganzen, hinreißenden Beredsamkeit, die ihm zu Gebote steht, zu einem starken, nachhaltigen Feuer geschürt. Man hat die Vereine deutscher Studenten viel bespöttelt und geschmäht, und doch sind sie die schönste Blüte, die das akademische Leben der Neuzeit hervorgebracht hat. Mit wahrer Begeisterung machte man sich in diesen Kreisen an das Studium wirthschaftlicher Fragen, und die Nothwendigkeit solcher Studien, die heute allgemein anerkannt ist, wurde von ihnen zuerst klar eingesehen. Wenn heute eine ernste, kampfesfrohe Schar von jungen Geistlichen und Männern anderer Berufe socialreformatorischen Bestrebungen ihre Kraft widmet und Anregungen in weite Kreise trägt, so ist das in erster Linie jener Studentengruppe zu danken. Und wer beobachtet hat, wie die deutschen Burschenschaften in den letzten fünf Jahren auch in ihrem Kreise an einer Erneuerung des Inhaltes studentischer Verbindungsformen thätig sind, der wird die gärende Kraft, die das Vorgehen der Vereine deutscher Studenten bewährt hat, nicht gering anschlagen. Derartige geistige Bewegungen auf unsern Hochschulen sind für unser ganzes Culturleben von eminenter Bedeutung, und schließlich sind aus dieser gerade die Männer hervorgegangen, die heute als die „Jungen" der evangelisch-socialen Bewegung eine andere Richtung soeben gegeben haben.

Von den evangelisch-socialen Congressen äußert Göhre die Meinung, man habe mit ihrer Hülfe die tiefere Kenntniß der nationalökonomischen Wissenschaft für alle die Gesinnungsgenossen ermöglichen wollen, die ernstlich und gründlich an den evangelisch-socialen Problemen mitarbeiten möchten. Wenn dies der Zweck wirklich wäre, so sind sicher die Mittel falsch. Eine „tiefere" Kenntniß könnte man doch nur bei denen erreichen wollen, die schon eine „tiefe" Kenntniß der nationalökonomischen Wissenschaft haben; gerade die Besucher dieser Congresse haben gemeiniglich noch gar keine Kenntniß davon. Ein derartiger Congreß kann ebenso wie ein socialwissenschaftlicher Cursus des „Vereins für Socialpolitik" nur Anregungen geben und nichts als Anregungen und Winke, die ein ernstes Studium nationalökonomischer und socialwissenschaftlicher Fragen unterstützen. Kenntnisse und volkswirthschaftliche Bildung kann man weder bei der einen noch andern Veranstaltung erlangen. Leider ist aber — gerade bei jungen Theologen kann man häufig die Beobachtung machen — die Göhre'sche Meinung vielfach verbreitet, daß man ein fertiger Volkswirth und Socialpolitiker ist, wenn man zwei evangelisch-sociale Kurse besucht hat, und so liegt in diesen wohlgemeinten Veranstaltungen die Gefahr, daß sie eine Halbbildung mit dem ihr gewöhnlich anhaftenden Dünkel erzeugen, die nirgends weniger nützen und mehr schaden kann als da, wo es sich um volkswirthschaftliche und sociale Dinge handelt. Daß die evangelisch-socialen Congresse im übrigen viel Gutes gewirkt haben, soll nicht bestritten werden.

L. O. Brandt.

Zur Religions- und Kirchengeschichte.

1. Das Geheimniß in der Religion. Vortrag, gehalten am 11. Februar 1896 von Bernhard Duhm, Dr. und ordentlicher Professor der Theologie in Basel. Freiburg i. Br., Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1896. Gr. 8. 60 Pf.

Nicht ein sogenanntes interessantes Thema will der Verfasser behandeln, sondern ernsthaft die Frage nach dem Wesen der Religion erörtern. Dazu geht er aber nicht auf die Lehren der Theologen ein — wer das Wesen der Kunst ergründen will, wendet sich auch nicht zuerst an Aesthetiker und Kritiker! — vielmehr findet er Stoff in den grundlegenden Erlebnissen der Seher, Propheten, Ekstatiker, Religionsstifter, in ihrem geheimnißvollen Verkehr mit der Gottheit. Und dies Urgeheimniß aller Religionen wird der Ausgangspunkt weiterer Geheimnisse. Der Person des Sehers, den Gegenständen in seiner Hand theilt es Wunderkräfte mit. Auch die Laien suchen durch aufregende Mittel, durch cultische Formen ihr Seelenvermögen zu steigern bis zum Anschauen des göttlichen Geheimnisses. An verschiedenen Religionen, vor allem der israelitischen und christlichen bis her zu ihrer protestantischen Ausprägung weist der Verfasser diese Sätze nach. Seine Ausführungen heben sich leicht und schlank von einer festen Grundlage theologischer, religionsphilosophischer und geschichtlicher Gelehrsamkeit ab. Auf dem knappen Raume von zweiunddreißig Seiten steht mancher feine, neue Gedanke. Wol fordern einige Behauptungen den Widerspruch heraus; aber die Anerkennung wird dem Schriftchen kein Leser versagen, daß es zum Nachdenken anregt. Vor allem hat der Verfasser in dankenswerther Entschiedenheit auf das eigentliche Lebensgebiet der Religion hingewiesen, um das Freunde des Ausgleiches und der Vermittelung sich so gern herumdrücken.

2. Was heißt und zu welchem Ende studirt man Dogmengeschichte? Von Gustav Krüger, Professor der Theologie zu Gießen. Freiburg i. Br., Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 8. 1 M. 20 Pf.

Unter einem nach berühmtem Muster gebildeten Titel

spricht der Verfasser eine Reihe von Gedanken über die gegenwärtig so emsig betriebene Wissenschaft der Dogmengeschichte aus. Er hat wol Recht mit der Sorge, die ihn veranlaßt hat, die Feder zur Hand zu nehmen, daß es nämlich unter der Studentenschaft am nöthigen Interesse für diese schwierige und wichtige Wissenschaft vielfach mangelt. Darum bleibt es dankenswerth, daß er durch seine fesselnd geschriebene, auf den praktischen Werth der in Rede stehenden Disciplin hinweisende Schrift die fehlende Aufmerksamkeit zu gewinnen sucht. Aber er macht zugleich Vorschläge zu einer Reform des dogmengeschichtlichen Studiums. Im Gegensatz zu den bisher geschriebenen Bearbeitungen des Faches bestimmt er es als „die Geschichte der christlichen Theologie, sofern die Theologen berufen waren und sind, die Gedanken zu produziren, welche Gegenstand der Dogmengeschichte sind oder sein werden". Freilich, eine wunderliche Definition, die den zu erklärenden Begriff als Mittel der Erklärung verwendet! Fragt man aber weiter, woran man diejenigen theologischen Lehren erkennen soll, die als Gegenstand der Dogmengeschichte in Frage kommen, so wird man doch wieder bei der von Krüger abgelehnten Begrenzung stehen bleiben müssen: die sind es, welche von der Kirche oder einem Theile derselben als Ausdruck ihres Wahrheitsbesitzes anerkannt worden sind. Denn nur was auf Gemeinschaften Einfluß gewonnen hat, gehört der Geschichte an. Was er unter dem geschichtlichen Standpunkte versteht, erörtert Verfasser in einem zweiten Abschnitt seines Schriftchens. Er sagt sich von der mit Wundern rechnenden Weltanschauung der Bibel los, indem er als Grund dafür das Kopernikanische Weltbild angiebt. Begreiflicherweise muß er dann als die eigentliche Heilsthatsache, von der der zweite Artikel des Apostolischen Glaubensbekenntnisses spricht, das: „ich glaube an Jesum Christum", nennen. Die Maschen seines Beweisnetzes sind zwar recht lose geknüpft; darum wird er es zulassen müssen, daß nach wie vor viele, die auch die Welterkenntniß des Kopernikus sich zu eigen gemacht haben, sich darüber freuen, daß sie über der materiellen Weltordnung noch eine höhere, geistige kennen, kraftvoll genug, in außerordentlichen Ereignissen, die wir Wunder nennen, in die Erscheinung zu treten, die sich auch darüber freuen, daß sie ihre Heilsgewißheit auf festere Thatsachen stützen können, als der so oft schwankende, subjective Glaube ist. Es hängt mit dem Kriticismus des Verfassers gegenüber dem Neuen Testament zusammen, wenn er die Lehre und das Leben Jesu in der Dogmengeschichte behandelt wissen will. Hoffentlich verhindert es die Erkenntniß der selbständigen, einzigartigen Bedeutung dieses Lebens und dieser Lehre für die Christenheit, daß man Krüger's Vorschlag ausführt und den bisher gesondert behandelten Stoff in einigen Paragraphen einer ohnehin schon reichlich belasteten Wissenschaft erledigt. Zum Ueberfluß zeigt doch ein Vergleich der ältesten christlichen Literaturwerke untereinander, daß die nachapostolischen Schriften nicht eine Fortsetzung des mit dem Neuen Testament gemachten Anfangs darstellen, sondern selbst erst einen bescheidenen Anfang in der Aneignung eines in den apostolischen Schriften dargebotenen Geistesbesitzes von unvergleichlicher, classischer Größe. Der Schlußabschnitt des Schriftchens bezeichnet als den Zweck des dogmengeschichtlichen Studiums die Befreiung vom Dogma und nennt und vertheidigt einige Surrogate der alten Glaubensformen für die, denen sie zerstört worden sind.

Das Büchlein ist ausgezeichnet durch eine angenehme Frische und Offenheit der Sprache. Aber sie gleitet nur allzu oft über unbegründete Behauptungen und unkräftige Beweise hinweg. Das Ergebniß, zu dem es auf diesem Wege kommt, ist beklagenswerth. Denn was der Verfasser als Ersatz für das von ihm verworfene Dogma anbietet, erweist sich als ein verblichener Umriß des Alten, als ein dürftiger Ueberrest reichern Besitzes. Und wird dieser wenigstens standhalten? Wir bezweifeln es, z. B. daß Verfasser viele gleich ihm Genügsame finden wird, die sich an manchem, was sie nicht für wahr zu halten vermögen, dennoch erbauen und aufrichten können. So ist es kein Zufall, daß Krüger den Principien einer vor einem Jahrhundert erschienenen Bearbeitung der Dogmengeschichte am reichlichsten Lob spendet. Führt doch der Geist seines Schriftchens den Leser wieder in die Zeit zurück, da der Rationalismus über die deutsche Christenheit seine grauen Schwingen gebreitet hielt.

3. Lucius Annäus Seneca und das Christenthum in der tief gesunkenen antiken Weltzeit. Von Michael Baumgarten, weiland Professor und Dr. der Theologie. Nachgelassenes Werk. Rostock, Wilh. Werther's Verlag. Gr. 8. 6 M.

In eine Zeit von unvergleichlicher Bedeutung für die Entwickelung des Geisteslebens der Menschheit, gleich anziehend für den Alterthumsforscher wie für den Religionshistoriker und darum immer wieder der Gegenstand wissenschaftlicher und populärer Darstellungen führt uns auch das vorliegende Buch: in die ersten Jahrzehnte der römischen Kaiserzeit, genauer in die Gedankenwelt, das Schicksal und die Verhältnisse des vielbesprochenen Philosophen und Erziehers des Kaisers Nero. Wie mannichfaltig die Urtheile über diesen Mann gewesen und noch immer sind, zeigt der erste Abschnitt des Baumgarten'schen Buches. Er führt sie dem Leser in übersichtlicher Gruppirung vor, die verächtlichen und kühlen Worte auf der einen Seite, die enthusiastischen, den Philosophen zum Christen machenden Urtheile auf der andern. Doch wir werden mit der Gedankenwelt Seneca's selbst bekannt. Viel Hohes, Muthiges, Ernstes enthält sie. Aber dem Licht steht der Schatten scharf umrissen gegenüber: sein Mangel an Aufrichtigkeit, sein Pessimismus, das Wanken seiner Ueberzeugung. So erscheint der ganze Mann in einer merkwürdigen Gespaltenheit. Es ist charakteristisch für Baumgarten's Betrachtungsweise, daß er nicht bei der Beobachtung dieses Sachverhaltes stehen bleibt, sondern seiner Wurzel nachspürt. Er findet sie in dem „Attentat zweier

sakrilegischer Lügen wider die antike Menschheit", in dem verderblichen Einfluß, den die Menschenvergötterung im Cäsarcultus und die Apotheose unsauberer Nacktheit in den Mysterien auf die spätern Jahrhunderte der alten Geschichte ausgeübt haben, dem auch Seneca unterworfen war. So kam es, daß der Philosoph den bösen Gewalten weichen mußte, welche die Welt beherrschten. Aber im Gegensatze zu der durch Seneca's Martyrium dargestellten höchsten Kraftanspannung der dahinsiechenden antiken Menschheit ersteht zur selben Zeit die stille Gemeinde, welche die übermenschlichen Kräfte des Sieges in sich trägt und im Kampfe mit der antiken Staatsgewalt bethätigt: die Christenheit.

Schon die dürftige Inhaltsangabe läßt erkennen, daß die Eigenthümlichkeit des Baumgarten'schen Buches darin besteht, die von ihm und andern beobachteten Erscheinungen der Geschichte auf ihre principielle Seite hin zu prüfen und danach zu beurtheilen. Diese Betrachtungsweise ist der Gegenwart fremd geworden. Von vielen wird darum das Buch des Systematisirens beschuldigt werden. Doch scheint es uns gerade deshalb als ein Gegengewicht gegen eine allzu objective und zurückhaltende Geschichtsbetrachtung nützlich zu sein. Sein Inhalt bekundet allenthalben die intime Bekanntschaft des Verfassers mit dem von ihm behandelten Schriftsteller und mit seiner Zeit. Die Darstellung liest sich klar und gut. So schließen wir mit dem Danke gegen den Herausgeber der von Baumgarten hinterlassenen Seneca-Studien und empfehlen sie allen, die nicht nur auf Erweiterung, sondern auch auf Vertiefung ihrer historischen Bildung bedacht sind.

4. Ein Gang durch dunkle Kammern. Correferat zum „Altglarner Heidenthum" im Historischen Verein Glarus, von Bernhard Freuler, Pfarrer in Mühlehorn. Glarus, Babette Vogel. 8. 2 M. 50 Pf.

Diese Schrift enthält Auslassungen eines schweizerischen Pfarrers über die Spuren heidnischer Vorstellungen im Volksleben seines Cantons. Eine sorgfältige Zusammenstellung seiner Beobachtungen hätte der Volkskunde unzweifelhaft dankenswerthe Bereicherung dargeboten. Leider läßt sich Verfasser verleiten, eine Auswahl nützlicher, aber mit seinem Gegenstande nur lose verbundener Kenntnisse und Gedanken vor dem Leser auszubreiten. Das Werkchen zeugt von Belesenheit, aber auch von Mangel an methodischem Zusammenhalt.

5. Die Augsburgische Confession lateinisch und deutsch, kurz erläutert von D. Th. Kolde, ordentlichem Professor der Kirchengeschichte in Erlangen. Mit fünf Beilagen. 1. Die Marburger Artikel. 2. Die Schwabacher Artikel. 3. Die Torgauer Artikel. 4. Die Confutatio pontificia. 5. Die Augustana von 1540 (Variata). Gotha, F. A. Perthes. 1896. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Jeder, der als Student zu Uebungen über das Bekenntniß vor Augsburg gewandert ist, Müller's dicke Ausgabe der Symbolischen Bücher unter dem Arme, wird eine Separatausgabe der Augustana freudig begrüßen, zumal wenn sie von einem so dazu Berufenen unternommen ist wie die vorliegende. Die kurze Einleitung, die doch über alles Wesentliche in den für die Entstehung der Bekenntnißschrift wichtigen Zeitverhältnissen unterrichtet, und die Zusammenstellung des zu ihrem Verständnisse erforderlichen Materials lassen den Fachmann in reformationsgeschichtlicher Forschung erkennen. Doch wird eine neue Auflage des Buches noch zu bessern haben. Wir wünschten vor allem Vermehrung der Anmerkungen, in denen bisher weder alles dem Studenten Unverständliche erläutert, noch die erforderliche Literatur ausreichend angegeben ist, mit deren Hülfe er sich selbst zurechtfinden könnte. Und ließe sich nicht der Preis herabsetzen, der für eine Benutzung des Buches in Seminarübungen wol vielen zu hoch erscheint? Könnte doch Raum erspart werden, wenn man auf einen besondern Abdruck der Variata verzichtete und sich damit begnügte, die ihr eigenthümlichen Stellen in einer besondern Spalte neben den ursprünglichen Text zu drucken. Dies Verfahren würde obendrein die Uebersicht über das Verhältniß beider Redactionen zueinander wesentlich erleichtern.

6. Johannes Honter, der Reformator Siebenbürgens und des sächsischen Volkes. Ein Lebensbild aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Von Johannes Höchsmann, evangelischem Pfarrer in Martinsdorf. Mit dem Porträt Johannes Honter's. Wien, Carl Gräser. 1896. 8. 2 M.

Der wackere Bannerträger der Reformation und des Humanismus in Siebenbürgen war einer monographischen Behandlung wol werth und bedürftig, denn wir wußten bisher wenig mehr über ihn, als was der verdienstvolle Bischof und Geschichtschreiber der siebenbürger Sachsen, G. D. Teutsch, in verschiedenen seiner Schriften mitgetheilt hat. Nun hat sich ein Landsmann Honter's an die Darstellung seines Lebens gemacht, mit guter Kenntniß der Zeitverhältnisse und der Schriften Honter's dazu ausgerüstet, getragen von warmer Theilnahme für seinen Gegenstand. Wol versteht er es, sie auch im Leser anzuregen. Aber seine Lebhaftigkeit geht dem Verfasser nicht selten durch. Dann drängt er sich mit seinen Gedanken und Empfindungen zu sehr hervor und schreibt, als ob die Thatsachen alle dem Leser schon bekannt wären und er nur die Aufgabe hätte, Betrachtungen über sie anzustellen. Die Wirkung dieser subjectivistischen Geschichtschreibung ist, daß die Uebersicht über die erzählten Thatsachen leidet und wir stellenweise mehr von den Ansichten des Pfarrers Höchsmann erfahren als von denen des Reformators.

7. Fénelon, Erzbischof von Cambrai. Ein Lebensbild. Von Richard Mahrenholtz. Leipzig, Renger'sche Buchhandlung Gebhardt u. Wilisch. 1896. 8. 4 M.

Der schon durch literarische Behandlung einiger Gegenstände aus der französischen Geistesgeschichte bekannte Verfasser hat unsere Literatur durch die erste wissenschaftliche

Biographie des vor andern edlen und geistvollen Vertreters der Kirche im Reiche Ludwig's XIV. bereichert. Die lange Bändereihe der Schriften und Briefe Fénelon's, die einander vielfach widersprechenden französischen Werke über ihn und die Literatur seines Zeitalters in nicht geringem Umfange hat er zu Rathe gezogen. Wiederholt fördert er durch knappe Einzeluntersuchungen etwa über die Abfassungszeit oder Echtheit einer Schrift seines Helden die Fénelon-Kritik. Unablässig ist er bemüht, ihn aus den kirchlichen und staatlichen Verhältnissen seiner Zeit verstehen zu lehren, im besondern die Meinung über ihn von der Einseitigkeit zu befreien, als sei er der Vorkämpfer der philosophischen Aufklärung oder ein Höfling im Bannkreise des absoluten Monarchen gewesen. So stellt er den in der Sprache unserer westlichen Nachbarn geschriebenen Biographien des berühmten Erzbischofs von Cambrai eine gediegene deutsche Arbeit an die Seite.

Die besondere Schwierigkeit einer Biographie gerade dieses Mannes besteht darin, daß dem Kirchenhistoriker in der Regel die Kenntniß des Frankreich jener Zeit, mit dessen politischem, literarischem und cultnrellem Leben Fénelon durch zahllose Fäden verbunden war, abgehen wird, der Nicht-Theologe aber sich hier in die Wirren schwieriger kirchlicher Streitigkeiten wie derjenigen des Quietismus und Jansenismus hineingeführt sieht. Wir können nicht finden, daß Mahrenholtz, obwol nicht Fachmann in der Bearbeitung der Kirchengeschichte, diesen Schwierigkeiten erlegen ist. Im Gegentheil enthält seine Schrift wiederholt treffende Bemerkungen über Fragen dieses Gebietes, z. B. über die Praxis des Katholicismus gegenüber Ketzereien der Heiligen (S. 79), oder über die Befähigung der Hierarchie zur Weitherzigkeit in Glaubenssachen. Gern hätten wir in dem Buche ein Urtheil über die Hauptgedanken des Quietismus gelesen, wozu dem Verfasser etwa Martensen's „Ethik" die biblischen Gesichtspunkte hätte an die Hand geben können. Aber wenn er es auf Seite 101 ablehnt, darauf einzugehen, hätte er diese Richtung nicht auf Seite 187 als „gerade echt christlich und biblisch" bezeichnen sollen, was sie sicherlich nicht ist. Ein Vorzug der Mahrenholtz'schen Arbeit ist es auch, daß er den Besonderheiten des Katholicismus gerecht zu werden sucht. Doch ist er in diesem Bestreben über das Ziel hinausgeschossen! Wie verträgt sich seine Meinung von den ascetischen, weltflüchtigen Grundgedanken der Lehre und des Wandels Jesu (S. 78) mit dem Bericht der neutestamentlichen Urkunden, etwa mit den Schimpfworten „Fresser und Weinsäufer", die ihm seine Gegner beigelegt hatten (Matthäus 11, 19)? Findet wirklich kein Unterschied statt zwischen der „Tradition", unter deren Einfluß die Bildung des neutestamentlichen Kanons geschah, und derjenigen, welche sich im Papstthum verkörpert? (S. 24.) Und wie kräftig würde Luther antworten, wenn Verfasser vor ihm von einem „Vernunftprincip des Protestantismus" reden könnte! (S. 25 fg.) So wenig diese Einseitigkeiten eine geschichtliche Nachprüfung vertragen, so haben wir uns ihrer doch im Interesse des Protestantismus gefreut, denn die bis zur Ungerechtigkeit gegen die eigene Confession getriebene Beflissenheit, der andern gerecht zu werden, hängt doch auf das engste mit dem zusammen, was der Ruhmestitel protestantischer Forschung ist: der Fähigkeit zu objectiver Geschichtsdarstellung.

Noch seien uns einige Ausstellungen an Aeußerlichkeiten gestattet. Warum schreibt der Verfasser regelmäßig die amour? Nicht schön ist die Abkürzung wiederholt vorkommender Eigennamen durch den Anfangsbuchstaben. Das erinnert zu sehr an den Druck eines Compendiums oder eines Handlexikons und führt unter Umständen zu Misverständnissen, wenn wie auf Seite 116 zwei mit dem gleichen Buchstaben beginnende Namen nebeneinander stehen. Die lange Liste der Druckfehler am Schlusse des Buches ist nicht einmal vollständig. Störend ist es, auf Seite 123, Zeile 9 v. o. von Ludwig XIV. zu lesen, wo doch der XVI. gemeint ist. Ein komisches Versehen ist es, wenn auf Seite 100 von einer „hypnostatischen Vereinigung" statt von der hypostatischen die Rede ist. Mag es dem Referenten nicht als Kleinigkeitskrämerei ausgelegt werden, wenn er auf solche Einzelheiten hingewiesen hat. Er hätte die tüchtige Schrift gern in dem schmucken Kleide gesehen, das ihr gebührt. Johannes Reinhard.

Drei Dichterinnen.

1. Aus fremder Seele. Eine Spätherbstgeschichte. Von Lou Andreas-Salomé. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. 1896. 8. 2 M.
2. Moderne Jugend. Roman in drei Büchern. Von Bianca Bobertag. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. 1896. 8. 4 M.
3. Die Lampe der Psyche. Roman. Von Ida Boy-Ed. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. 1896. 8. 4 M.

Im Anschluß an Storm's Ansichten vom Wesen der Lyrik hat sich das ästhetische Axiom Bahn gebrochen, daß nur durch Anschauung und Bildlichkeit ein poetischer Eindruck gewonnen werden könne. Geht man dieser Ansicht auf den Grund, so handelt es sich immer nur darum, Nichtanschauliches wie Zeitmaße und Seelenstimmungen durch Raumbestimmungen wiederzugeben, ein Bestreben, das das Werden jeder Sprache bestätigt. Wenn ein Neger auf die Frage Stanley's, wie viel Tage er noch zu marschiren habe, um das nächste Dorf zu erreichen, antwortet: „Noch zweimal Schlaf!" und damit „zwei Nächte" sagen will, wenn ein moderner Poet statt des Satzes: „Es war

schon im October", schreibt: „Schon rötheten sich die Trauben!", so steckt in beiden Sätzen dasselbe sprach- und poesiebildende Element, das mit Rücksicht auf unsere Sinne alle Gleichnisse, Metaphern, Symbole u. s. w. der Raumanschauung entnimmt.

Völlig falsch scheint mir dagegen die Ansicht, daß mit dieser lediglich von Storm und seiner ästhetischen Schule vertretenen Anschauung allein Poesie hervorgebracht werden könne. Dem widerspricht die gewaltige Wirkung der Gedankendichtungen Goethe's und Schiller's. Was selbst dem herrlichsten Liebes- und Naturgedicht Goethe's nicht gelingt, das Gefühl der Erhabenheit hervorzubringen, das stellt sich ungesucht und überwältigend ein beim „Prometheus", bei „Wanderers Sturmlied", „Grenzen der Menschheit", „das Göttliche" u. s. f. Anhänger Storm's bekreuzigen sich schon bei diesen Titeln, und deshalb erscheint es hohe Zeit, einmal die harmlose Bemerkung zu machen, daß Ideendichtungen dieser Art Eindrücke erzielen wie nie das herrlichste Storm'sche Gedicht. Das bezeuge ich, ein Verehrer Storm's, feierlichst.

Lou Andreas-Salomé's neuer Roman „Aus fremder Seele" (Nr. 1) bedurfte dieser Einleitung. Es ist wahr, es liegt etwas Weltabgeschiedenes und Lebensfeindliches in diesem Buche der Herbststimmungen. Keine Liebesgeschichte, nichts von Stand und Ehre, keine Fabriken und Großstädte, kein socialer Klang und keine Anklagen, nur ein einfacher Pfarrer kommt vor, der siebzig Jahre alt geworden, als ein echter Hirt seiner Gemeinde Gottes Wort gelebt und gepredigt hat und der durch seinen Adoptivsohn erkennt, daß er seine Gemeinde um Gottes Segen betrogen, daß er Glauben und Liebe gepredigt und Unglauben im Herzen getragen hat. Der Junge erschießt sich und der Pfarrer wird schwachsinnig.

Man sieht, es ist keine aufregende Geschichte, aber ein nachdenkliches Buch, geboren aus der Poesie des Kopfes und überschüttet mit der ganzen Liebe eines leidenschaftlichen Herzens. Es ist mehr das Werk eines Predigers als eines Poeten; der große Nazarener ist daran betheiligt, Gottes Sohn und sein Erbarmen, aber von den Göttern Griechenlands ist keiner in der Nähe. Viel Liebe ist in den Blättern, aber wenig Leben, und so scheinen alle Gestalten wie die Feen in den Märchenbüchern, das Gesicht schön und überirdisch, aber der Körper ist in wallende lange Gewänder gehüllt, die in Luft und Nebel übergehen. Der Pfarrer Theo, seine alte Wirthschafterin Babette, der Adoptivsohn Kurt: sie drei reden dieselbe Sprache, fein gebildet, wenn sie aus Theo's Munde kommt, unmöglich, wenn Babette sie spricht, und altklug-unwahr, wenn Kurt's Lippen sich öffnen. „Was recht tröstet, das macht auch brav", orakelt ein — Fabrikmädchen, „Nicht alle Ueberzeugungen braucht man so zu proclamiren", die Wirthschafterin u. a. m. Vor zehn Jahren etwa hat die Verfasserin, einst die Freundin Nietzsche's, einen Roman herausgegeben: „Im Kampf um Gott" (Pseudonym Henry Lou), worin — ich täusche mich hoffentlich nicht — ein Knabe eine Landschaft „beschwichtigend" fand. Diesen Knabentypus hat sie in Kurt wieder aufleben lassen, d. h. sie hat ihn von neuem construirt. Hierin liegt der Hauptfehler dieses eigenartigen und bedeutenden Romans. Wol versucht die Dichterin einmal ein modernes Thema realistisch zu fassen, indem sie den Pfarrer zum Sohn eines christlich-germanischen Rittergutsbesitzers und einer Jüdin macht, aber diesem dankbaren Motiv war ihre seltsam-abstracte Poesie nicht gewachsen. Sie ließ es fallen. Alles in allem haben wir ein poesiereiches Buch einer originellen Persönlichkeit vor uns, der nachzuspüren auch für Männer lohnend ist.

Gewiß, diese Poesie ist aus dem Verstand geboren, aber reiches Menschenwissen und der Adel eines Temperaments haben sie lebendig gemacht. Bianca Bobertag (Nr. 2) gehört zu derselben Art von Dichterinnen. Sie hat eine sichere Beobachtungsgabe; sie ist so reif, daß sie beide Geschlechter in allen Altersstufen abgerundet darstellen kann. Hin und wieder leuchtet auch eine originelle Beobachtung überraschend auf. Sie operirt nicht ungeschickt mit einer ganzen Rotte von Figuren, und in behaglicher Ausdehnung breitet sich eine klug und modern erdachte Handlung aus. Darin hat sie sogar etwas Blaustrumpfartig-Geschwätziges. Aber als Ganzes ist ihr Roman die ungeheuere Arbeitsleistung eines Verstandes, der mit Bildungselementen allzu vollgepfropft ist. Das Buch ist mir zu „gebildet". Die einfachsten Beobachtungen werden mit aufmerksamer Wichtigkeit breit getreten, eine Fülle von Fremdwörtern blitzen darin wie Simili-Steine, und der naive Leser muß Mund und Nase aufsperren vor dieser gelehrten und „gedachten" Dichtung. Das Wort „transscendent" ist ihr Lieblingswort. Verliebte Leute tanzen „so köstlich transscendental-überschwenglich und so köstlich irdisch-trivial" (S. 408). Der „undefinirbare Reiz der Polarität" will mit seiner anspruchsvollen Bildungssimpelei imponiren, „das fremde Ich mit seinen dringlichen Identificirungszumuthungen", das „prävalirende" Ich, das „animal, complicirt, subtil" u. s. f. ist, die „transscendente Kraft", die in den „Gefilden intellectueller Illusion" spazieren läuft, u. a. m., all das ist für einen männlichen Geschmack geradezu beleidigend. Wer gebildet ist, sagt es nicht immerzu. Wer wie die Verfasserin dem „Patriotismus" (warum nicht „Vaterlandsliebe?") ein Hoheslied singt, schwelgt nicht in lauter Fremdwörtern. Wer einfach empfindet und klar anschaut, der redet nicht verwirrt und verwirrend. Wie oft peinigt die Verfasserin das Stilgefühl des Lesers! Unendliche Sätze mit ineinandergeschachtelten Relativsätzen machen den Stil zäh und schwer. Sie schreibt ferner: „Ihre Gewandtheit zu denken und ihre Beherrschung des Wortes waren sehr groß bei ihrer Jugend." Wie hölzern, wie trocken! Aber nicht genug, daß sie harmlose Dinge essayartig umschreibt, flickt sie auch Essaytheile ein. Sie entrüstet sich — und mit Recht — über Mantegazza, sie ergreift zu tausend Fragen

selbst das Wort, leider vergißt sie dabei, daß ihr Roman keine Frauenversammlung ist. Jammerschade um das schöne Können dieses Weibes, das auf dem Wege zur Kunst der Männer das Weib verloren und nur ein paar gelehrte Schmöker gefunden hat!

Ihr Streben war freilich mächtig genug. In einem großen Culturbilde wollte sie die Strömungen darstellen, die die moderne Jugend beherrschen. Und wirklich sind ihr einzelne Typen vortrefflich gelungen; namentlich die junge Kokette aus den untern Volksschichten, die sich an der Hand und im Arm hülfsbereiter Männer zu einer viel versprechenden und viel gewährenden Schauspielerin entwickelt. Ueberhaupt hat ihre Charakterisirungskunst die feinsten Schattirungen bei der Hand, wenn die Verfasserin ironisch wird und die Achsel zuckt über die Menschlein, die sie selbst geschaffen. Diese Ironie wird manchmal zur höhnischen Satire, wenn sie die Gelehrtenkreise Thales — gemeint ist Breslau — kennzeichnet. Dann wird sie bitter, gallig, ungerecht.

Frau Bianca Bobertag kann eines Tages einen bedeutenden Roman schreiben, wenn sie ihr Talent in Zucht nimmt. Weniger Fremdwörter, weniger Gelehrsamkeit, weniger „Bildung", dafür mehr Leben, Wahrheit und Natürlichkeit.

Frau Ida Boy-Ed (Nr. 3) kann ihr hierin ein Vorbild sein. Ich war wol schon Secundaner, als ich ein paar Romane von ihr las, und ich schwärmte für sie, weil ihre Helden und Heldinnen, wenn sie sich in die Arme flogen, von Glut und Wuth dampften. Diese Leidenschaft schien mir „fabelhaft interessant" oder „schrecklich schön". Nun sind ein Dutzend Jahre hingegangen, und mit lächelnder Erwartung griff ich nach ihrem neuesten Roman „Die Lampe der Psyche". Ich legte ihn mit dankbarer Empfindung aus der Hand. Es war nur eine einfache Geschichte. Ein junger Hofkapellmeister verlobt sich mit einem armen adelichen Ding. Eine überkecke Zweite wirft sich ihm an den Hals, und er gibt aus Gewissenhaftigkeit seine Braut frei. Ein Duell kommt vor, und am Schlusse gehen René und Magda wieder mit vereinten Händen ins Leben. Für dreihundert Seiten eine winzige Handlung, aber erzählt mit feingestimmter Kunst und in abgetönten Farben. Wol brechen heiße Quellen der Leidenschaft auf, aber der Leser verbrüht nicht die unvorsichtigen Finger, sondern nur feiner Rauch und Hauch zeugt von unterirdischem Leben und Beben. Heikle Situationen umgeht sie nicht, schon glaubt man an losbrechende Gewitter, aber ihre Kunst ist manierlich geworden, und was früher eine Seite gefüllt, begnügt sich mit einem knappen sauber polirten Satz. Neben die leidenschaftlichen Helden hat sie eine Menge Volk gruppirt und mit prächtigen Linien hingestellt. Da ist eine Weltdame, die Beschützerin des Liebespaares, von deren Innenleben nicht oft die Rede ist, aber wo es geschieht, habe ich das Gefühl, als schlage hier das Herz der Verfasserin seinen eigenen schmerzlichen Schlag. Die ganze Atmosphäre des kleinen herzoglichen Hofes ist wunderhübsch gezeichnet, nicht bissig, nicht ironisch, sondern lächelnd halb, und halb ernsthaft.

Ida Boy-Ed wäre kein modernes Weib, wenn sie nicht die Frauenfrage — für die meisten Frauen ist es wol eine Männerfrage — in ihrem Roman gestreift hätte. Aber sie thut es als wirkliche Künstlerin. Sie schwatzt nicht, sondern läßt die Heldin selbständig zu Vorstellungen kommen, die die Frauenfrage berühren. Die Verfasserin philosophirt nicht darüber, daß der Mann sich in seiner Liebe nie ganz ausgäbe, daß für ihn die Liebe nur holde Episode im Leben sei, daß für das Weib dagegen die Liebe das ganze Leben bedeute; sondern klug und vorsichtig erwirbt sich Magda, die Heldin, diese kleine Weisheit nach einer bittern Leidenszeit. „Sie wußte, sie würde ihm fortan die Freiheit lassen, sich auszuleben, wie es seiner Art nothwendig war; nicht aus weiblicher Feigheit, die wenigstens den Theilbesitz festhalten will, weil sie den ganzen Besitz eines Mannes niemals haben kann, sondern aus Achtung vor der Kraft seines Wesens" . . . „Das Glück eines Weibes wird immer mit einem Zusatz von Entsagung erstritten und behauptet. Das ist das Ergebniß der Leidenszeit der anmuthigen und klugen Heldin." Diese Worte stehen ziemlich am Ende des Buches; sie sind aber auch das Ende einer psychologischen Entwickelung, durch deren Stadien uns die geschickte Poetenhand Ida Boy-Ed's meisterlich geführt hat. Ludwig Jacobowski.

Feuilleton.

Wir stehen jetzt gerade in einer Zeit, wo fast alle Parteien, wie neulich classisch im Reichstage geschah, sich wie eine Meute auf die vielgeplagten Irrenärzte stürzen und bessere Garantien für die Freiheit des Einzelnen verlangen. Das wäre ja alles sehr schön und billig, wenn wirkliche Beweise für die Einsperrung von Geistesgesunden in Irrenanstalten erbracht würden; das aber ist wissenschaftlich bisher noch nicht geschehen! Die sogenannten Beweise, die sogenannten Autoritäten sind alle fadenscheinig und zwingen dem Kenner nur ein Lächeln ab! Diesem noch aus alter Zeit stammenden Hasse gegen die Irrenanstalt und ihre Aerzte liegt vor allem gänzliche Unkenntniß der Aufgabe des Arztes und der Anstalt zu Grunde. Gerade zur rechten Zeit kommt daher ein vortreffliches und klar geschriebenes Büchlein von O. Snell „Grundzüge der Irrenpflege für Studirende und Aerzte" (Berlin, Georg Reimer, 1897), welches zwar zunächst für Studirende und Aerzte verfaßt ist, aber recht gut auch für jeden Gebildeten paßt, und ihm daher angelegentlichst empfohlen werden kann. Der Leser wird dann sehr bald alte Vorurtheile fallen lassen und vor allem hohe Achtung vor der Irrenanstalt und ihren Aerzten empfinden. Er wird sehen, daß die Anstalt heute kein Gefängniß

oder Ablagerungsstätte für social unmöglich Gewordene ist, sondern nach jeder Richtung hin ein Krankenhaus darstellt und in theoretischer und praktischer Hinsicht vom Arzte sehr Hohes verlangt. In sieben Kapiteln werden kurz und prägnant, mit offenbarem pädagogischem Geschick und fußend auf eine große Erfahrung, Unvoreingenommenheit und wahre Menschenliebe, die Geschichte der Irrenbehandlung, Allgemeines über die letztere, die Irrenanstalt, ihre verschiedenen Abtheilungen, die Irrenanstaltspflege, einzelne Schwierigkeiten der Irrenpflege, die Dienstvertheilung in der Irrenanstalt und die Fürsorge für entlassene Kranke besprochen. Bei einem so ungeheuern Stoffe — auch der Laie wird staunen, um wie unzählige Dinge es sich hier handelt — kann es natürlich nicht fehlen, daß in Detailfragen die Irrenärzte selbst auseinandergehen; die großen Linien werden aber wol von allen in der vom Verfasser dargestellten Weise anerkannt und gebilligt werden. Für wenig Bücher dürften vom Laien zwei Mark so würdig angelegt sein, wie für das vorliegende Werkchen. Suche jeder seinen Inhalt erst ganz zu erfassen, bevor er den Stab über die Irrenanstalten und ihre Aerzte bricht!

— Es ist bekannt, daß seit Jahren im Verlage von Franz Lipperheide eine reiche Zahl vortrefflicher, genauer und mit großer historischer Treue entworfener Blätter zur Costümkunde erschien, welche für die Geschichte der Tracht von besonderer Bedeutung genannt werden können, weniger bekannt in weitern Kreisen aber war es, daß Freiherr von Lipperheide in systematischer Weise die Quellenwerke, welche jenen Blättern als Vorlage dienten, mit großer Sachkenntniß und Aufwand hoher Kosten sammelte und nunmehr eine Sammlung besitzt, welche wol in Deutschland einzig genannt werden kann. Diese Sammlung ist aber durch die Liberalität des Verfassers in Berlin auch der öffentlichen freien Benutzung übergeben worden. Noch mehr, der Eigenthümer dieser ausgezeichneten Bibliothek hat von gewiegter fachmännischer Seite einen mit der höchsten Genauigkeit gearbeiteten Katalog herstellen lassen und ihn splendid ausgestattet und reichlich mit vortrefflichen Abbildungen versehen in Druck gelegt: „Katalog der Freiherrlich von Lipperheide'schen Sammlung für Costümwissenschaft. Mit Abbildungen. III. Abtheilung. Büchersammlung" (Berlin, F. Lipperheide, 1896. 1. Band. Lieferung 1—4. Jede Lieferung 1 M.). Wenn man bedenkt, daß dieser in Lieferungen erscheinende Katalog in größtem Octavformat etwa neunzig Druckbogen umfassen soll — von denen zwölf in den erschienenen Lieferungen vorliegen —, so wird jeder Kenner beurtheilen können, welch ein Schatz nicht nur in der genannten Sammlung enthalten ist, sondern auch in diesem Prachtwerke für die Kenntniß der Kunst- und Culturgeschichte, Trachten- und Geräthkunde, Typographie und vieles andere damit in Zusammenhang Stehende hier geboten wird. Wir müssen daher ganz besonders auf dieses in seiner Art einzig dastehende Werk hinweisen. Dasselbe schildert in der Einleitung zu Lieferung 1 die Entstehung der in ihren Anfängen bis 1870 zurückreichenden Sammlung, welche außer den Büchern und Handschriften auch Bilder und Einzelblätter enthält, macht sogar mit der vorgeschriebenen Katalogisirungsordnung bekannt und bietet zunächst die Inhaltsübersicht des ganzen Büchermaterials nach Art eines systematischen Kataloges der Trachtenkunde. Nach dieser Uebersicht wurden die bibliographischen Titel geordnet. Aber nicht nur diese sind in dem großartig angelegten bibliographischen Buche enthalten, sondern von jedem ältern und seltenern Werke, von jeder Handschrift erscheint die Beschreibung, die Art der Ausstattung, das Alter oder das vermuthliche Alter der Abfassung, bei anonymen Stücken Kunde über den wahrscheinlichen Verfasser oder Künstler beigefügt, ganze wissenschaftliche Untersuchungen finden sich in dieser Hinsicht, die von dem größten Werthe sind und von der eingehenden Arbeit des gelehrten Bibliothekars Zeugniß ablegen. Dazu kommt aber noch die reichlich gebotene Beigabe von bildlichem Schmucke, alte Holzschnitte und Kupferstiche, Handzeichnungen, Buchsignete und Einrahmungen, Proben von bedeutsamen Stücken der Typographie illustriren in so reicher Weise jede Lieferung, daß der Kunst- und Culturhistoriker und der Bibliophile eine Fülle bildlicher Seltenheiten auch selbst ungedruckten Materials vorgelegt enthält, das er mit großer Freude begrüßen wird. Es sei aus dem Inhalte der erschienenen vier Lieferungen mitgetheilt, daß diese zunächst die Werke über allgemeine Trachtenkunde enthalten, sodann Bücher und Handschriften über die Tracht des Alterthums und des Mittelalters bis etwa ins 16. Jahrhundert. Die größten typographischen Seltenheiten, nicht nur solche, welche sich der Tracht allein zuwenden, sondern die zu derselben in irgend einer Beziehung stehen, sind hier angeführt und besprochen, Incunabeln, Einblattdrucke, die ältesten deutschen Bibeln, Miniaturhandschriften, kurz eine Menge Rarissima, die selbst in großen Bibliotheken nicht oft zu finden sind. Mögen die Kenner sowol als auch die Liebhaber schöner Erzeugnisse typographischer Kunst alter und neuer Zeit durch die vorstehenden Zeilen auf dieses umfassendste Werk ganz besonders aufmerksam gemacht sein, das sich durch seine großartige Anlage und sachliche Ausarbeitung am besten selbst empfiehlt, dem Culturgeschichtsforscher aber Material in so reicher Fülle bietet. Es sei nur noch angegeben, daß in der Folge auch die Bilder und Einzelblätter, Almanache und Zeitschriften in der gleichen Weise der Bearbeitung unterzogen werden und diese der Oeffentlichkeit nicht vorenthalten wird. Auch hierfür kann der ausgezeichnete Sammler und tüchtige Verfasser des Dankes Vieler schon jetzt gewiß sein.

Bibliographie.

Astl-Leonhard, H., Die Natur als Organismus. Leipzig, Literarische Anstalt A. Schulze. Gr. 8. 5 M.

Bartels, A., Die deutsche Dichtung der Gegenwart. Leipzig, Eduard Avenarius. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Berteley, Ch. de, Marcelle et Aventure en voyage. Paris, Armand Colin u. Comp. 8. 3 frs. 50 c.

Blachny, F., Philipp Melanchthon, der Lehrer Deutschlands. Dessau, Paul Baumann. 8. 30 Pf.

Böhlau, Helene, Ratsmädel- und altweimarische Geschichten. (Engelhorn's Allgemeine Romanbibliothek. 13. Jahrgang. Band 12.) Stuttgart, J. Engelhorn. 8. 50 Pf.

Brecher, A., Napoleon I. und der Ueberfall des Lützow'schen Freicorps bei Kitzen. Berlin, R. Gaertner's Verlagsbuchhandlung (H. Heyfelder). Gr. 8. 3 M.

Cooperus, L., Novellen. Zwei Bände. Berlin, S. Cronbach. 8. 4 M.

Elsässer, B., Opfer. Schauspiel. Frankfurt a. M., Gebr. Knauer. Gr. 8.

Glas, Elsa, Du und ich. Gedichte. Berlin, S. Rosenbaum u. Hart. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Jungmann, M., Heinrich Heine, ein Nationaljude. Berlin, S. Cronbach, 8. 75 Pf.

Jüthe, G., Entehrt. Drama. Magdeburg, Walther Niemann. 8. 2 M.

Klausner-Dawoc, L., Jacob. Biblisches Charakterdrama. Berlin, S. Cronbach. 8. 2 M.

Lessing's, G. E., sämmtliche Schriften. Herausgegeben von K. Lachmann. Dritte Auflage besorgt von F. Muncker. Zwölfter Band. Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Loti, P., Islandfischer. (Engelhorn's Allgemeine Romanbibliothek. 13. Jahrgang. Band 11.) Stuttgart, J. Engelhorn. 8. 50 Pf.

Ridella, F., Una Sventura Postuma di Giacomo Leopardi. Studia di Critica Biografica. Turin, Carlo Clausen. Gr. 8.

Rudeck, W., Die Liebe. Cultur- und moralhistorische Studien über den Entwickelungsgang deutschen Gefühls- und Liebeslebens. Leipzig, Gustav Weigel. 8. 4 M.

Scherff, W. von, Kriegslehren in kriegsgeschichtlichen Beispielen der Neuzeit. Fünftes Heft. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. Gr. 8. 7 M.

Stern, B., An der Wolga. Von Nischny-Nowgorod nach Kasan. Reisemomente. Berlin, S. Cronbach. 8. 2 M.

Truth, Prinzessin Fee. Wiener Roman. Berlin, T. Trautwein'sche Buchhandlung. 8. 3 M.

Wichner, J., Im Studirstädtlein. Erinnerungen und Bilder. Wien, Heinrich Kirsch. 8. 3 M.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von **F. A. Brockhaus** in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

---

6. Lieferung soeben erschienen.

Nansen's Originalwerk

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erscheint:

In Nacht und Eis.

Die Norwegische Polarexpedition 1893—1896.

Von **Fridtjof Nansen.** Deutsche Originalausgabe. 2 Bde.

Reich illustriert. Geh. **18 M.**, geb. **20 M.** Auch in 36 Liefgn. à **50 Pf.**

☞ **Nansen's** Reise ist die **kühnste Polarfahrt,** die je unternommen worden ist. **Nansen's** Reise ist die **erfolgreichste Polarfahrt.** „**In Nacht und Eis**" ist das **einzige Werk,** in welchem der berühmte Reisende selbst über seine Expedition berichtet. ☜

Prospect und die erste Lieferung sind in jeder Buchhandlung zu erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Allgemeine

Geschichte der Philosophie

mit besonderer Berücksichtigung der Religionen.

Von

Dr. PAUL DEUSSEN

Professor an der Universität Kiel.

Erster Band, erste Abtheilung:

Allgemeine Einleitung und Philosophie des Veda bis auf die Upanishad's.

8. Geh. 7 M.

Hiermit beginnt die Veröffentlichung einer grossartig angelegten, umfassenden Geschichte der Philosophie in gänzlich neuer Darstellungsweise. Das Werk wird aus zwei Bänden in sechs Abtheilungen bestehen. Im ersten Band wird die ostasiatische Philosophie (Inder: Hymnenzeit, Brâhmanazeit, Sanskritzeit; nebst Anhang über China und Japan) behandelt, während der zweite Band die westasiatisch-europäische Philosophie (Griechen, biblisch-mittelalterliche Philosophie, neuere Philosophie bis zur Gegenwart) darstellen wird.

Schon diese erste Abtheilung des ersten Bandes hat die allgemeine Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen Welt auf das bedeutende Werk gelenkt. Ausführliche Prospecte mit genauer Uebersicht über die Eintheilung des ganzen Werks gratis.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Volz. **Unsere Kolonien:** Land und Leute. Mit 71 Abbildungen und 2 Karten. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M. 50 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Religiöse Reden und Betrachtungen

für das deutsche Volk von einem deutschen Philosophen.

Von

Moriz Carriere.

Dritte mit kritischen Beigaben vermehrte Auflage.

8. Geh. 7 M. Geb. 8 M. 50 Pf.

Das vorliegende Werk ist bei seinem ersten Erscheinen auf eine Stufe mit Schleiermacher's „Reden über die Religion" und Fichte's „Reden an die deutsche Nation" gestellt worden, und wie diese seine Vorgänger hat es einen heilsamen, tiefgehenden Einfluß auf die Gebildeten Deutschlands geäußert. Auch die neue, dritte Auflage wird jenen, die das Werk noch nicht kennen, eine Erhebung sein, ist aber infolge der Anfügung einer Reihe von Zusätzen auch für Besitzer früherer Auflagen von Werth.

Die dritte Auflage der „Religiösen Reden und Betrachtungen" bildet zugleich den 14. Band von Carriere's „Gesammelten Werken".

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

1812.

Ein historischer Roman

von

Ludwig Rellstab.

Sechste Auflage. Vier Theile.

8. Geh. 6 M. Geb. in 2 Bänden 8 M.

Dieser historische Roman, in dem die großen Ereignisse des Jahres 1812, namentlich der russische Feldzug und der Brand von Moskau, den Hintergrund einer äußerst spannenden Handlung bilden, gehört zu den besten deutschen Werken seiner Art.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig (Querstr 16).

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer.
Preis vierteljährlich 7 M. 50 Pf.,
jährlich 30 M.

Nr. 8.

Leipzig,
18. Februar 1897.

Inhalt: Philipp Melanchthon. (Zum 16. Februar.) Von Johannes Reinhard. — Zur Geschichte der antiken Literatur und Cultur. Von Richard Opitz. — Neue Erzählungen und Romane. Von Leonhard Lier. — Aesthetische Erziehung. Von Veit Valentin. — Neue Dramen. Von Ludwig Jacobowski. — Zur Philosophie. Von Ernst Melzer. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Philipp Melanchthon.
(Zum 16. Februar.)

Auf das Luther-Fest von 1883 folgt in diesem Jahre die Säcularfeier des Genossen am Werke der Reformation, die vierhundertste Wiederkehr des Geburtstags Philipp Melanchthon's am 16. Februar. Die Verschiedenheit beider Erinnerungsfeste liegt auf der Hand. Wenn vor vierzehn Jahren das evangelische Deutschland das Gedächtniß seines gewaltigsten Vertreters, in dem das nationale Geistesleben seine reinste und mächtigste Verkörperung und die deutsche Geschichte einen beherrschenden Mittelpunkt gefunden haben, in einer tiefgehenden Volksbewegung ehrte, so wird die Melanchthon-Feier der Eigenart dieses Mannes entsprechend, der weniger ein Heros des Volkslebens als ein Mann der Schule, weniger eine Natur von urkräftiger Ursprünglichkeit als ein Vertreter edelster gelehrter und sittlicher Bildung gewesen ist, begreiflicherweise auf engere Kreise beschränkt sein. Doch wird der deutsche Protestantismus gut thun, die Gestalten der Männer sich von neuem zu vergegenwärtigen, die seine Anfänge herbeiführten und überwachten, und sich auf die Elemente zu besinnen, die durch jene in seinen Keimen beschlossen wurden zu künftiger Entfaltung.

Grundverschieden ist bereits die Entwickelung der beiden reformatorischen Männer gewesen. Luther's Lebensgang windet sich in selten ruhendem Kampfe aufwärts, unter der Dürftigkeit und Härte seiner Jugend, den Seelenkämpfen seiner Klosterzeit, der schmerzvollen Loslösung des conservativen Mannes von dem römischen Kirchenthum und seinen Autoritäten. Dagegen verfließt Melanchthon's Jugendzeit zwischen ebenen Ufern. Die gutbürgerlichen Verhältnisse seines Vaters, des Waffenschmieds Georg Schwarzerd in Bretten bei Karlsruhe, verhalfen dem Sohne zu frühem Unterricht durch vorzügliche humanistische Lehrer; unter der theilnahmvollen Leitung eines vornehmsten Führers der neuerwachten gelehrten Bestrebungen, seines Großoheims Reuchlin, vollzog er seine Studien. Die Leichtigkeit und Vielseitigkeit seines Bildungserwerbs sind ja bekannt. Mit zwölf und einem halben Jahre ward er Student in Heidelberg, dem Funfzehnjährigen verweigerte man dort um seiner Jugend willen die Magisterwürde, zwei Jahre darauf erlangte er sie in Tübingen, und mit einundzwanzig Jahren betrat er den Boden seines Lebenswerkes, Wittenberg, als Professor der griechischen Sprache. Ein Jahr war seit dem Thesenanschlage vergangen. Er kam gerade zur rechten Zeit, dem von ihm innig verehrten „Vater" Luther in den heißer entbrennenden Geisteskampf zu folgen, in dem somit der religiöse Genius und der gelehrte Humanist, Glaube und Wissenschaft sich verbanden zu dem gemeinsamen Werke der kirchlichen Reformation. Nicht oft sind die Rollen in dem großen Drama der Weltgeschichte so gut besetzt gewesen wie in diesem Acte. In den ersten schöpferischen Jahren stand Luther im Vordergrunde der Begebenheiten, als „der grobe Waldrechter, der Dornen und Hecken weghaut", gerade die packendsten Ereignisse jener Zeit, die Verbrennung der päpstlichen Drohbulle, das Bekenntniß vor dem Reichstage in Worms, der Versuch, die thüringischen Bauernunruhen zu beschwören, fanden an ihm den rechten Mann voll schlagfertiger Genialität; dem tollen Treiben der Bilderstürmer und Schwarmgeister in Wittenberg war der schüchterne Melanchthon nicht gewachsen; solche Geister zu bannen bedurfte es eines Stärkern. Und der eilte von der Wartburg herbei. Aber als es in den spätern Jahren darauf ankam, das Errungene zu gestalten, zu ordnen, mit dem Alten zu vermitteln, da trat Melanchthon's klarer Geist, sein „säuberlich und stille daherfahrendes" Temperament, seine Neigung zu „bauen und pflanzen, säen und begießen" in segenvollster Weise hervor. Im Jahre 1521 schrieb er

die erste evangelische Glaubenslehre, 1527 begann er die sächsische Kirchen- und Schulvisitation, 1530 verfaßte er das grundlegende Bekenntniß des Protestantismus: die Augsburgische Confession, und von da ab war es immer wieder Melanchthon, der auf Synoden und Religionsgesprächen die evangelische Sache vertrat. Er hat es nicht immer glücklich gethan. Seine Bereitwilligkeit, sich dem Papste zu unterwerfen, falls er sich nur zu gewissen Zugeständnissen herbeiließe, sein Versuch einer Vereinigung mit den Gegnern, der zu dem viel angefochtenen und verspotteten Leipziger Interim führte, zeigen, daß mit seiner vermittelnden Milde doch auch ein Hang zur Nachgiebigkeit verbunden war, der das Große und Ganze der Verhältnisse zu wenig übersah und die in ihnen enthaltenen trennenden Mächte verkannte. Nichts weniger als eine Gefährdung des Protestantismus bedeutete die Haltung seines Wortführers. Aber mehr als anderes weist gerade sie das geschichtliche Recht der Kirchentrennung auf; diese vollzog sich nicht durch die Haltung der führenden Persönlichkeiten, sondern infolge der Uebermacht der thatsächlichen Verhältnisse. Der versöhnliche Melanchthon aber wurde von der Zeit seiner verfehlten Vermittelungsversuche an das Ziel heftiger, pietätloser Angriffe strengerer Lutheraner, die in ihm einen von der evangelischen Sache Abgefallenen sahen. Wie hatte sich sein Leben so ganz anders gestaltet, als er es ersehnt hatte! Aus der gelehrten Stille, an der sein Herz hing, war er in den Mittelpunkt der Weltbegebenheiten, in die Unruhen kriegerischer Zeiten, die Verhandlungen der Diplomaten und — schmerzlicher als anderes von ihm empfunden — in den Streit der Theologen gestellt worden. So ist er am 19. April 1560 gern heimgegangen in die erwünschte Stille der „himmlischen Akademie".

Philipp Melanchthon's Neigungen galten ursprünglich der Wissenschaft. Staunenswerth, auch für seine vielseitigern Zeitgenossen, war der Umfang seiner Gelehrsamkeit. Zwar hat er die medicinischen und juristischen Studien seiner Studentenzeit später liegen gelassen, aber der Astronomie und Physik sich auch ferner gewidmet; für den Betrieb der Dialektik, Rhetorik und Ethik war er bis ins 18. Jahrhundert hinein maßgebend, die Theologie lernt noch heute von ihm. Und für alle diese Disciplinen hatte er das echt wissenschaftliche Bestreben, sie zu den Quellen zurückzuführen, d. h. nach dem Verständnisse seiner Zeit zur Bibel und zu den griechischen Schriftstellern. Doch war Melanchthon's wissenschaftliches Interesse weniger rein theoretisch, sondern praktisch. Die Absicht der von ihm geforderten Rückkehr zu den Quellen war, wie die Inschrift am wittenberger Melanchthon-Denkmal zutreffend bezeugt, das Verständniß Christi. Auch mit seinen theologischen Studien verfolgte er den Zweck, sein Leben zu bessern. Diese Neigung aber gab seiner Thätigkeit die Richtung auf die Stätte der im Dienste der Erziehung angewandten Wissenschaft, auf die Schule; sie verschaffte ihm den Ehrennamen, der ihm geblieben ist: Praeceptor Germaniae. Neuerdings hat Dr. A. Nebe in einem Vortrage eine treffliche Charakteristik des Reformators als des Lehrers Deutschlands gegeben.*) Gute Kenntniß und klare Anordnung des reichlichen Materials sind die Hauptvorzüge dieser neuen Behandlung des schon mehrfach bearbeiteten Gegenstandes. An die Spitze stellt der Verfasser das Programm, welches der eben nach Wittenberg berufene junge Gelehrte in seiner Antrittsrede über die Reform der Universitätsstudien entworfen hat. Sodann erklärt er die außerordentliche Geisteskraft, welche sich in jener Rede kundthut, aus dem glücklichen Entwickelungsgange Melanchthon's. Den größten Theil des Schriftchens aber bilden verständnißvolle Darlegungen der pädagogischen Grundansichten des Meisters, seiner lebenswahren Aussprüche über Freud und Leid des Schulmeisterlebens, endlich eine Schilderung der Thätigkeit Melanchthon's als eines Schulmeisters von Gottes Gnaden in seiner Hausschule, bei den Visitationen, in seiner Mitarbeit zur Begründung und Einrichtung höherer und niederer Schulen, in seiner akademischen Wirksamkeit. Vor allem werden Lehrer und Erzieher das Schriftchen mit Gewinn lesen und bei der Lektüre die Freude haben, zu erkennen, daß auch der Lehrer Deutschlands im besten Sinne Fleisch von ihrem Fleisch gewesen ist.

Lebensführungen haben den Meister der Schule doch auch in das Leben des Volkes hineingestellt. Das Interesse für ihn ist deshalb in unserm Volke wol noch nicht erloschen. In vielen Gotteshäusern hängt neben Luther's Bilde das seines Mitarbeiters, und gerade um des Gegensatzes der Persönlichkeiten willen ist neben der reckenhaften Erscheinung des großen Wittenbergers Magister Philippus, „das arme, dürre Männlein", eine populäre Figur. Diese Volksthümlichkeit Melanchthon's zu beleben, bietet dies Jubiläumsjahr einen Anlaß. Aus der noch im Steigen begriffenen Zahl der Bearbeitungen seines Lebens für das Volk liegen uns zwei zur Anzeige vor, beide etwa gleichen Umfangs.**) Der Vorzug der Kaiser'schen Schrift ist die Fülle interessanter Abbildungen, die in ihr dem Leser geboten werden. Am Inhalte vermissen wir hier und da die rechte Auswahl, Vereinfachung und lichtvolle Gruppirung des Stoffes, z. B. stört die Erwähnung des Antheils Melanchthon's an der Bibelübersetzung im vierten Abschnitte vor derjenigen von Luther's Wartburgzeit im sechsten und die Erzählung von Thatsachen, die in einer Volksschrift sicherlich keinen Platz haben, wie von der unseligen Doppelehe Landgraf Philipp's

*) Philipp Melanchthon, der Lehrer Deutschlands. Von Dr. A. Nebe, Oberlehrer in Elberfeld. Aus: „Sammlung pädagogischer Vorträge, herausgegeben von Wilhelm Meyer-Markau." Bielefeld, A. Helmich's Buchhandlung (Hugo Anders). 1897. Gr. 8. 75 Pf.

**) Philipp Melanchthon, Deutschlands Lehrer. Zur Jubelfeier seines vierhundertjährigen Geburtstages (16. Februar 1897). Dem deutschen evangelischen Volke dargeboten von D. Paul Kaiser, Pfarrer an St.-Matthäi in Leipzig. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 1896. 8. 50 Pf.

Philipp Melanchthon. Von D. Georg Buchwald, Pfarrer an der Nordkirche zu Leipzig. Leipzig, Bernhard Richter. 1896. 8. 40 Pf.

(S. 55), dem adiaphoristischen und dem Osiander'schen Streit (S. 64) und anderes. Auch ist der populäre Ton nicht immer glücklich getroffen. Wenigstens werden die Leser, die an der Erzählung eines ziemlich pointelosen Studentenscherzes in der Vorrede unter der Ueberschrift „Gedenket an eure Lehrer, die euch das Wort gesagt haben!" Gefallen finden, Ausdrücke wie Philologe, disputiren, humanistische Studien, Baccalaurens, Astronomie, Brotverwandlungslehre u. s. w. erklärt wünschen. Dagegen zeichnet sich D. Georg Buchwald's Schrift durch eine glänzende Beherrschung des Stoffes aus, die in Einzelheiten den namhaften Forscher auf dem Gebiet der Reformationsgeschichte und nicht zum mindesten in der weisen Beschränkung des Erzählten den Meister verräth. Dabei ist die Sprache schlicht und verständlich.

Möchten diese Schriften das Ihrige dazu beitragen, vielen in unserm Volke die edle, lautere Gestalt Philipp Melanchthon's wieder zu vergegenwärtigen und das Verständniß zu wecken für die dem Protestantismus von Haus aus eigenthümliche Verbindung von Wissenschaft und Frömmigkeit, und die aus dieser Verbindung hervorgehende evangelische Milde.

Johannes Reinhard.

Zur Geschichte der antiken Literatur und Cultur.

1. Fünf Vorträge über den griechischen Roman. Von E. Schwartz. Berlin, G. Reimer. 1896. Gr. 8. 3 M.
2. Die Grabschrift des Aberkios. Erklärt von Albrecht Dieterich. Leipzig, B. G. Teubner. 1896. 8. 1 M. 60 Pf.
3. Antike Denkmäler und Gebräuche. Von Gräfin Dr. Ersilia Caëtani-Lovatelli. Autorisirte Uebersetzung aus dem Italienischen von Clara Schoener. Mit einer biographischen Einleitung von Dr. R. Schoener. Leipzig, G. Freund. 1896. 8. 2 M.
4. Antiker und moderner Standpunkt bei der Beurtheilung des Sophokleischen Dramas „König Oedipus". Von Dr. M. Wetzel. (Sonderabdruck aus „Gymnasium" XIV, 13 und 14.) Paderborn, F. Schöningh. 1896. 8. 50 Pf.
5. Das Kriegswesen der Alten mit besonderer Berücksichtigung der Strategie. Von Dr. phil. Hugo Liers. Breslau, Wilhelm Koebner. Gr. 8. 9 M.

Der Name Roman bezeichnet im Laufe der neuern Jahrhunderte literarische Erzeugnisse von sehr verschiedener Art und von sehr verschiedenem Werthe. Deshalb hat man mit diesem Namen auch gewisse spätgriechische Erzählungen belegen können, die auch Erwin Rohde in seinem classischen, nicht nur für Fachgelehrte bestimmten Buche über den griechischen Roman als Roman gelten läßt. Schon Rohde hat mehr Gewicht auf die Darlegung der zur endlichen Erzeugung des Romans zusammenwirkenden Ursachen gelegt als auf die Charakterisirung der einzelnen ziemlich unbedeutenden Romane selbst. Aehnlich verfährt auch E. Schwartz in seinen „Fünf Vorträgen über den griechischen Roman" (Nr. 1), nur daß er von modernen Anschauungen ausgehend den Begriff Roman viel enger faßt und so schließlich dahin kommt, eigentlich gar nichts als griechischen Roman gelten zu lassen. „So fehlt den Hellenen" — schließt er seine allgemeinen Betrachtungen — „der Roman als echt poetische Erzählung einer ernsten, leidenschaftlichen Begebenheit, als Darstellung des Lebens der Gegenwart, als psychologische Geschichte, und ich sehe mich zu dem Geständniß genöthigt, daß es einen griechischen Roman nicht gibt, wenigstens keinen, über den es sich lohnte, vor einem nicht fachwissenschaftlichen Publikum zu reden. Denn wollte ich die wenigen Producte des ausgehenden griechischen Alterthums, die man sich gewöhnt hat Romane zu nennen, in den Mittelpunkt der Betrachtungen stellen, so würde sich das Panorama der griechischen Literaturgeschichte, weil von einem verkehrten Standpunkt aufgenommen, sonderbar verzerrt ausnehmen."

Ganz recht. Aber Schwartz leugnet auch, daß die Griechen überhaupt etwas unserm modernen Roman Entsprechendes hätten hervorbringen können. Ich will mich zur Behauptung des Gegentheils nicht auf gewisse verlorene Prosaerzählungen berufen, deren Werth für die Culturgeschichte ich weit höher anschlage als Schwartz. Aber wir haben bedeutende Bruchstücke eines Romans des Römers Petron, die für die eine Seite des modernen Romans, für die realistische Zeichnung zeitgenössischer Zustände, überraschende Parallelen aufweisen. Schwartz kennt natürlich diesen Roman auch, aber er meint, was uns daran so modern berührt, sei speciell italisch und ganz unhellenisch. Ich kann seine Ansicht nicht theilen. Wenn, wie er sagt, bei den Griechen die realistische Behandlung der Gegenwart nur in Schriftwerken (und zwar zunächst metrischen) von satirischer Tendenz sich findet, so ist darauf hinzuweisen, daß Romane wie der Petron's ebenso gut wie des Cervantes „Don Quixote" satirische Zwecke verfolgen. Wie weit er bei Petron die dem modernen Roman eigene psychologische Auffassung anerkennt, sagt Schwartz nicht. Natürlich sind die Neuern in der psychologischen Vertiefung immer weiter und weiter gelangt. Aber die Vergleichung mit „Gil Blas" dürften Petron's Satiren aushalten. Sie fallen aber in eine Zeit, wo griechisches und römisches Wesen sich vielfach gegenseitig so durchdrungen hat, daß eine Scheidung sich schwer durchführen läßt. Auch ist der Geist und das Leben in ihnen ja viel mehr international als nationalrömisch oder italisch. Mit diesen Betrachtungen beabsichtige ich nichts weiter als die Ueberzeugung zu begründen, daß es für eine spätere Zeit nicht räthlich erscheint, grundsätzlich so scharfe Unterschiede zwischen dem griechischen und dem römischen Roman zu machen, wie Schwartz es thut. Ein glücklicher Fund könnte uns leicht eines Bessern belehren. Abgesehen von dieser principiellen Frage kann ich den Ausführungen

des gelehrten Verfassers im ganzen beipflichten. Bei der durch die obenerwähnten Verhältnisse gebotenen Beschränkung behandelt er das Romanhafte in der erzählenden Literatur der Griechen. Und das ist ein reicher Stoff. Vieles hat Rohde schon hervorgehoben, aber Schwartz hat sich seine Selbständigkeit gewahrt. Ja, ich glaube, daß er in der Vorführung subjectiver Vermuthungen, wie z. B. über die Entstehung der „Odyssee", mitunter zu weit gegangen ist. Ueberhaupt wird mancher nichtzünftige Leser vielleicht finden, daß das eigentliche Thema hinter der Charakterisirung der literarischen Epochen manchmal zu sehr zurücktritt. Als Leser denkt sich Schwartz die Gebildeten im vollen Sinne des Wortes „Männer und Frauen, die auch in jetzigen Zeitläufen den warmherzigen Glauben an das Hellenenthum sich nicht ausreden lassen und von der Wissenschaft verlangen, daß sie ihnen die Namen und Schatten umforme zu Leben besitzenden und Leben gebenden Bildern".

Ueber den reichen Inhalt des Buches nur noch einige Andeutungen. Natürlich spricht Schwartz eingehend über die seit 400 zahlreich auftauchenden Idealbilder von Staatsformen und Herrschern, eine literarische Gattung, zu der auch Xenophon's „Kyrupädie" gehört. Dies gibt Veranlassung, über dieses Mannes Persönlichkeit ausführlicher zu reden, der, wie ich glaube, Schwartz nicht völlig gerecht geworden ist. Wenig treffend erscheint es mir auch, wenn er in Scheffel's und Hamerling's Dichtungen nicht viel anderes findet als in wenig gute und viel schlechte Verse umgegossene Rhetorik. Dagegen verdient Anerkennung manche feinsinnige Bemerkung im einzelnen und die völlige Beherrschung des Gegenstandes im allgemeinen. Ueberaus förderlich für die Ausbildung romantischer Elemente erwies sich die Zeit Alexander's, die ja noch das Mittelalter mit romanhaften Vorstellungen befruchtet hat. Besonders üppig sproßt diese Literatur dann wieder in der Zeit, als in Alexandria ein religiös-philosophisch-magischer Synkretismus entstand. Waren es früher farbenprächtige Schilderungen ferner Länder, was die Leser anzog, so herrschte jetzt Vorliebe für Wundergeschichten und Zaubereien. Den Schluß des Buches bilden einige Bemerkungen über die gewöhnlich so genannten griechischen Romane der spätern Zeit, die in Zusammenhang gebracht werden mit der ältern Geschichtschreibung. Dagegen hat der Verfasser darauf verzichtet, den Einfluß des Romanhaften auf die jüdisch-griechische und auf die christliche Literatur auseinanderzusetzen.

Auf diese nebelhaften Zeiten wirft ein helles Streiflicht das Schriftchen von Albrecht Dieterich: „Die Grabschrift des Aberkios" (Nr. 2). Es ist ein neuer glücklicher Wurf dieses scharfsinnigen Gelehrten und erregt auch durch seine Darstellung im Leser förmliche Spannung. Geben wir zunächst von dem zu Grunde liegenden Gegenstande nach dem Bericht des Verfassers eine Vorstellung! Was die Legende von einem Bischof Aberkios von Hierapolis berichtet und von der Inschrift seines Grabmals, das ein Dämon von Rom nach der phrygischen Stadt getragen habe, das gewann für die Wissenschaft erst Interesse, als sich herausstellte, daß die Inschrift wirklich von einem zum Theil noch vorhandenen Steine herrühre. Zuerst fand Ramsay 1881 den Grabstein eines Alexandros mit denselben Anfangs- und Schlußformeln und mit der Zeitbestimmung 216 n. Chr. „Der Stein stand bei Hierapolis, einer andern viel weiter im Innern Phrygiens gelegenen Stadt. Zwei Jahre nachher fand Ramsay zwei Bruchstücke der Aberkios-Grabschrift selbst, nahe bei demselben Hieropolis, in der Nähe der heißen Quellen in einem Gange, der zu dem Männerbade eines Thermenbaues führte. Das größere der beiden Bruchstücke schenkte der Sultan dem Papste, und nun sandte Ramsay das kleinere, das er mit in seine Heimat genommen hatte, ebenfalls nach Rom. Beide Stücke stehen vereint im Museum des Lateran."

Sehr lehrreich für ähnliche Fälle ist nun zu sehen, wie offenbar aus der Inschrift heraus die Legende von jenem Bischof sich entwickelt hat. Dabei haben auch andere Factoren mitgewirkt, auf die Dieterich im Vorübergehen hinweist. Er selbst hat es hauptsächlich mit der Inschrift zu thun, die er zunächst unter Benutzung aller Hülfsmittel in möglichst gesicherter Form vorlegt und durch eine Prosaübersetzung erläutert. Ein Vergleich mit der Inschrift des Alexandros ergibt dann mit Sicherheit, daß die des Aberkios nach und zwar bald nach 216 n. Chr. verfaßt worden sein muß. Sie ist auch in der wortgetreuen Uebersetzung zunächst ein Räthsel, wenn es da unter anderm heißt: „Aberkios bin ich mit Namen, der welcher Jünger ist eines reinen Hirten, der da weidet der Schafe Heerden auf Bergen und Fluren, der Augen hat gewaltig, die überall herniederschauen; denn er hat mich gelehrt . . . untrügliche Zeichen." Wer war dieser reine Hirte? Etwa Christus? Aber was sollen dann die folgenden Worte: „Der nach Rom mich sandte, einen König zu schauen und eine Königin zu sehen mit goldenem Gewand und goldenen Sandalen; einen Stein aber sah ich dort mit einem leuchtenden Gepräge"? Wofür wollen wir uns nun entscheiden? Steht die Inschrift mit Recht im Lateranischen Museum als Zeugniß der alten Einheit der christlichen Kirche oder gibt sie uns Auskunft über einen über die Welt verbreiteten heidnischen Cult? Der langwierige Streit, der über diese Frage sich entsponnen hat, ist meines Erachtens entschieden durch die methodische und scharfe Interpretirungskunst und durch die Sachkenntniß des Verfassers unserer Schrift. Er weist den heidnischen Cult nach, auf den die mystischen Angaben der Inschrift vortrefflich passen. Auch die schon gefundene Entstehungszeit dieser stimmt gut dazu. Heliogabal regierte von 218 bis 222 und feierte in diesen Jahren in Rom die große Hochzeit des Himmelskönigs und der Himmelskönigin. Zu diesem Götterfest war auch Aberkios aus dem fernen Phrygien gesandt.

Auch das, was Dieterich weiter zur Erklärung der

Inschrift beibringt, ist scharfsinnig und verdient alle Beachtung, wenn auch gewisse Fragen dabei noch offen bleiben. Die Inschrift hat eine weit höhere Bedeutung, als es auf den ersten Blick erscheinen kann. Der Leser mag das bei Dieterich selbst nachlesen, aus dessen Schlußbetrachtungen ich nur folgende Sätze noch hervorhebe: „Zu den merkwürdigsten religionsgeschichtlichen Erscheinungen in der Geschichte jenes religiösen Gärungsprocesses gehört die Weltherrschaft des orientalischen Sonnengottes und der Himmelsgöttin in Rom ... Hier sucht die Formlosigkeit des Synkretismus eine Form zu gewinnen und sich zu einem Universalcult zu gestalten, der von Rom zum ersten mal die ganze Welt beherrschen will ... Und die Zeilen dieses Steins von Hieropolis stellen weiter eine Reihe großer Probleme, stellen sie anders, als sie ehemals gestellt werden konnten, und werden früher oder später sie lösen helfen. Das Verhältniß des entstehenden christlichen Cults zu andern Culten ist die große Frage, die in bestimmten Punkten der Stein an uns stellt."

Unter den wissenschaftlich thätigen Frauen nimmt die Gräfin Ersilia Lovatelli eine hervorragende Stellung ein. Aufgewachsen in anregender Umgebung, hat sie die Muße ihrer Witwenschaft ganz den Alterthumsstudien geweiht und zwar mit solchem Erfolg, daß sie die Anerkennung und Freundschaft der ausgezeichnetsten deutschen Gelehrten sich erworben hat. Von dem letzten ihrer Werke, die in der Regel eine Anzahl einzeln erschienener Aufsätze zusammenfassen, von den „Nuova Miscellanea Archeologica", hat Dr. R. Schoener im Verein mit Clara Schoener eine deutsche Ausgabe veranstaltet unter dem Titel „Antike Denkmäler und Gebräuche" (Nr. 3). Einleitungsweise entwirft er von dem Leben und den Schriften der Verfasserin eine Schilderung, aus der ich folgende treffende Stelle heraushebe: „Es ist niemals trockene Schulgelehrsamkeit, blos philologische oder antiquarische Routine, Belesenheit und geschickte Combination, wodurch sie uns zu fesseln sucht. Philosophische Betrachtungsweise, Schönheitsgefühl und anmuthige Darstellung vereinigen sich mit dem seltenen Wissen der ebenso bescheidenen wie bedeutenden Frau, um die Beschäftigung mit ihren Geisteskindern zu einem anziehenden Genusse zu gestalten, mag man ihren Ausführungen über die Leuchten, die Visionen, den Tod, die Spiele im Alterthum lauschen, sich von ihr vor eine Aschenurne mit Darstellungen aus den Eleusinischen Mysterien, vor Circusbilder, Kindergestalten, die «Bocca della Verità» führen lassen oder die Feinheit der Beobachtung und die reizende Schilderung in den Aufsätzen «Porta Magica», «Amor und Psyche», «Römischer Sonnenuntergang» bewundern."

Die Darstellungsweise der Verfasserin hat in der That einen eigenen Reiz. In den ersten Aufsätzen des vorliegenden Buches handelt sie von einigen antiken Gegenständen, von einem Bronzetäfelchen mit einer Widmung an den Genius Arausio, von einem altrömischen Messergriff mit der Darstellung eines Circuswagenlenkers (nicht Circuslenkers, wie die Uebersetzerin einmal sagt) und von zwei Figürchen von Mithraspriestern. Rasch hat die Verfasserin den Leser orientirt über die Gattung der betreffenden Monumente und weiß sie auf Grund achtunggebietender Kenntniß der Denkmäler und der Literatur zu erläutern, aber auch Abweichungen von der Regel verständig zu erklären. Die übrigen Aufsätze sind allgemeinerer Natur. Sie handeln von Visionen und Erscheinungen, von dem Zeitungswesen bei den Römern, von dem Schaukelspiel bei den Griechen und Römern, von den Adonisgärten, von dem Cottabosspiel, von der Zauberpforte des Esquilin und von dem Cultus des Wassers und seinen abergläubischen Gebräuchen. Ueberall zeigt sich die Verfasserin heimisch, in der antiken Literatur so gut wie in der modernen. Ein kleines Versehen liegt vor, wenn sie Seite 104 das Horazische mulier formosa superne dem Ovid zuschreibt. Nicht recht klar ist, warum sie Seite 86 leugnet, daß von einem Meergotte ein Orakel sich nachweisen ließe, da doch auch Nereus bei Horaz dem Paris die Zukunft prophezeit. Anmuth und Vornehmheit sind Vorzüge dieser Schilderungen. Nicht erwarte man in jedem Falle eine erschöpfende Darstellung. Im Gegentheil hat die Verfasserin eine große Scheu vor Mikrologie. Charakteristisch ist in dieser Beziehung der Schluß des Ganzen: „Noch lange könnte ich von andern Brunnen und Wunderwässern plaudern, wenn mich die Einförmigkeit des Gegenstandes und die Furcht, meine Leser zu ermüden, nicht daran hinderte. So will ich schließen, nicht ohne noch den fabelhaften Fluß Ameles erwähnt zu haben, den Plato im Jenseits strömen läßt, und dessen Name «sorgenlos» bedeutet, weil sein Wasser die wunderbare Gabe besaß, den Seelen, welche reichlich daraus tranken, Ruhe und Vergessenheit alles Leides zu bringen. O, wenn ein solcher Strom auch hienieden flösse!"

Wir Deutschen dagegen glauben in allen Dingen gründlich sein zu müssen. Was hat uns allein die Frage nach der Schuld des Oedipus schon für Kopfzerbrechen gemacht! Dr. M. Wetzel deutet die Tendenz seiner neuen Schrift darüber schon in ihrem Titel an: „Antiker und moderner Standpunkt bei der Beurtheilung des Sophokleischen Dramas König Oedipus" (Nr. 4). Er warnt — was schon mancher vor ihm gethan hat — davor, sich bei der Beurtheilung des antiken Dramas, insbesondere des vielumstrittenen „König Oedipus", von modernen Anschauungen und Empfindungen leiten zu lassen. Gleichwol verstößt er selbst unmittelbar darauf gegen diesen Grundsatz. Denn wenn er tadelnd bemerkt, man sträube sich hartnäckig dagegen, jenes Stück als eine Schicksalstragödie aufzufassen, so wendet er hier einen Ausdruck an, der durch die Müllner und Consorten eine ganz speecielle literarische Bedeutung erhalten hat. Seine Schrift selbst ist klar und verständlich und, was besonders angenehm berührt, immerhin kurz gehalten. Haben andere scharfsinnig ein möglichst langes Register von Unterlassungs- und andern Sünden des armen Oedipus zusammen-

gestellt, so will Wetzel von irgendwelcher sittlichen Schuld nichts wissen. Er legt besonderes Gewicht darauf, daß der Dichter an den Stellen, wo er den Inhalt des Orakels angibt, die beiden Frevel des Oedipus in anderer Reihenfolge nennt, als sie sich thatsächlich erfüllen, und daß im Orakel — wie auch von anderer Seite schon hervorgehoben worden ist — nicht von einer Ehe mit der Mutter, sondern von einem einzelnen Acte der Blutschande die Rede ist. „Oedipus mußte — und sollte nach der Absicht des Gottes — glauben, daß die Mutterschändung dem Vatermorde vorangehen werde." Das mag man gelten lassen. Aber der Verfasser behauptet ferner, der in Oedipus bei jenem Gastmahle erregte Zweifel habe sich auf den Vater beschränkt, niemals auch auf die Mutter bezogen. Oedipus habe aus den Worten des Spötters lediglich geschlossen, er möge wol ein Kind aus einer ersten Ehe seiner Mutter sein. Das ist nun freilich sehr künstlich, und man möchte meinen, Sophokles hätte solchen Voraussetzungen deutlich Ausdruck geben müssen. Auch macht die Durchführung dieser Annahme Schwierigkeiten. Wenigstens darf Vers 1037 zur Stütze dieser Annahme nicht herbeigezogen werden. An der Gesammtauffassung des Stückes können die Ausführungen Wetzel's nicht viel ändern. Das harte Los, das die in ihrem Walten nicht immer begreifliche Gottheit dem unglücklichen König bestimmt hat, ist nicht verdient. Aber er hat doch auch seinerseits neben andern mitgewirkt, daß das Verhängniß sich erfüllte. Wetzel gibt selbst zu, daß sich die Götter der Charakterschwächen des Oedipus zu seinem Sturze bedient haben. Was hat es nun noch für Werth, sich immer und immer wieder darüber zu streiten, ob man diese seine Mitwirkung eine sittliche oder auch nur tragische Schuld nennen soll?

Als einen Versuch, das Kriegswesen der Alten mehr, als es bisher geschehen ist, vom militärischen Standpunkte aus darzustellen, bezeichnet sich selbst das Buch von Dr. Hugo Liers: „Das Kriegswesen der Alten, mit besonderer Berücksichtigung der Strategie" (Nr. 5). Das Ganze zerfällt in vier Kapitel. Im ersten, das die Streitmittel behandelt, ist von der Aufstellung der Streitkräfte, den Waffengattungen, der Disciplin und den Geldmitteln die Rede. Schon hier hebt der Verfasser besonders die Punkte hervor, die sonst nebenbei behandelt zu werden pflegen. Das zweite Kapitel behandelt die angewandte Taktik — in den Abschnitten „Der Marsch", „Das Lager", „Die Schlacht" — und „Die Verpflegung". Am meisten kommt des Verfassers Bestreben zur Geltung im dritten Kapitel. Es behandelt die eigentliche Kriegführung in elf Abschnitten. Hier wird unter anderm „Der Kriegsplan", „Die Offensive", „Die Defensive", „Die Basis", „Der kleine Krieg", „Operationen mehrerer Heere" und „Die Leitung des Krieges" besprochen. Das vierte Kapitel endlich erörtert den kriegerischen Charakter der einzelnen Völker. Leugnen läßt sich nicht, daß bei dieser Eintheilung Zusammengehöriges mitunter getrennt wird. So wird z. B. zuerst der Verlauf einer Schlacht geschildert. An einer spätern Stelle wird dann die Frage aufgeworfen: wann und zu welchem Zwecke soll der Feldherr eine Schlacht liefern? Auch kann man fragen, ob es nicht natürlicher gewesen wäre, mit der Feststellung der kriegerischen Eigenschaften der einzelnen Völker die ganze Betrachtung zu beginnen. Doch läßt sich darüber streiten, und jedenfalls verschwinden solche Bedenken vor den großen Vorzügen des Buches. Es gibt vor allem reiches Material. Fast jeder Satz verzeichnet eine kriegswissenschaftliche Thatsache, für die auch der Beleg in den Anmerkungen gegeben wird. Allerdings wechseln in diesen Anführungen die Zeiten und Völker sehr rasch. Dafür wird aber dem Leser auch die Vergleichung der verschiedenen Völker sehr erleichtert. Besonderes Geschick nun zeigt der Verfasser in der umsichtigen Art, mit der er alle möglichen Fragen anregt und unter Berücksichtigung der antiken Verhältnisse beantwortet. Ungesucht ergeben sich so die Vergleiche mit der Neuzeit, die aber meist einen grundsätzlichen Unterschied erkennen lassen. Denn wenn auch die Kriegführung des 17. und 18. Jahrhunderts manche Analogien aufweist, so rechnet doch die des 19. Jahrhunderts mit ganz andern Factoren als das Alterthum. Auf Polemik gegen andere Forscher läßt sich Liers nur selten ein; wo er es aber thut, verräth er einen praktischen Blick und Sachkenntniß, die sich auch auf die moderne kriegswissenschaftliche Literatur erstreckt. Das Buch dürfte sich namentlich auch solchen, die sich mit den antiken Historikern beschäftigen, brauchbar erweisen. Denn auf den annähernd vierhundert Seiten und in den Anmerkungen ist ein überaus reiches Material verarbeitet.

Richard Opitz.

Neue Erzählungen und Romane.

1. Das neue Gewissen. Erzählung. Von Adolf Voegtlin. Leipzig, H. Hässel. 1897. 8. 6 M.
2. Das Vorspiel des Lebens. Eine Erzählung in Kindergeschichten. Von Fritz Marti. Berlin, Otto Janke. 1897. 8. 4 M.
3. Ahn und Enkel. Roman von Joachim von Dürow. Dresden, Carl Reißner. 1896. 8. 4 M.
4. Virginie. Eine Erzählung. Von Hildegard Thildner. Berlin, S. Fischer, Verlag. 1897. 8. 2 M.
5. Adam und Eva. Eine Wiener Künstlergeschichte. Von Hans Grasberger. Leipzig, G. H. Meyer. 1896. 8. 1 M. 50 Pf.
6. Mutter und Tochter. Dreizehn Briefe und eine Postkarte, gesammelt von Alfred Stößel. Berlin, Kritik-Verlag. 1897. 8. 1 M.
7. Eine dritte Person. Roman. Von B. M. Crocker. Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen von Theod. Behrens. (Engelhorn's Allgemeine Romanbibliothek. 13. Jahrgang. Band 5 und 6.) Stuttgart, J. Engelhorn. 1896. 8. 1 M.

8. Hochflut der Liebe. Novellen. Von M. Immisch. Chemnitz, Feller'sche Buchhandlung. 1896. 8. 3 M.
9. Auf den Wegen der Seele. Von Stanislaw Przybyszewski. Berlin, Kritik-Verlag. 1897. 8. 2 M.

Ein Autor, der etwas auf seinen „berühmten Namen" hält, darf nicht versäumen, die Leser jedes Jahr mit einem neuen Werke zu beschäftigen und durch prompte Ausnutzung eines Erfolges das Eisen zu schmieden, solange es heiß ist. Er darf nicht in Vergessenheit gerathen. Adolf Voegtlin, ein baseler Dichter, zählt nicht zu jenen Schnellfertigen, deren Feder nicht rostet und nicht rastet. Seit wir an dieser Stelle über sein Erstlingswerk berichtet haben, über den „Meister Hansjakob", im Laufe einer Reihe von Jahren, hat er nur einen Novellenband, die „Heiligen Menschen", erscheinen lassen, in dem sich der Dichter in einer Novelle energisch der Gegenwart zuwendet. Auf diesem Boden bewegt er sich auch in seinen kürzlich erschienenen Werken, in der kurzen pädagogischen Erzählung „Das Vaterwort" und in der uns hier zur Besprechung vorliegenden Erzählung „Das neue Gewissen" (Nr. 1). Behandelt Voegtlin dort ein Kapitel für Erzieher der Jugend, so behandelt er hier ein Kapitel der Volkspädagogik. „Das neue Gewissen" ist unmittelbar aus dem Empfinden für das, was dem schweizer Volk nach Ansicht des Verfassers noththut, heraus geschrieben, aber die Auffassung ist nicht so eng im landschaftlichen Sinne, daß man daraus nicht auch manches, ja im Grunde wohl alles auch auf das deutsche Volk beziehen könnte. Unter dem Drucke des Gewissens leben wir ja alle. Was aber ist nun das neue Gewissen? Ist es eine von einer höhern Macht inspirirte Stimme in unserm Innern, oder ist es nicht wie alle Kriterien über Gut und Böse abhängig von Ueberlieferungen, Meinungen und Vorurtheilen? Kann nicht auch das Gewissen vor eine Frage gestellt werden, die es nicht schlankweg mit Ja oder Nein beantworten kann, und was dann, wenn das Gewissen zweifelt? Entweder ist dann das Gewissen getrübt oder es ist nicht die Stimme von oben, die unfehlbare. Es bleibt also, wenn wir in uns den Ausweg nicht finden, nur Menschenrath, und was ist doppelzüngiger als er, was verdient weniger Gottes Stimme genannt zu werden, als Volksstimme! Jörg, der Held der Voegtlin'schen Novelle, hat einem Mädchen, das er liebt, das Wort der Treue gegeben, Auf ihrem Sterbebette aber fleht ihn die Mutter an, im Interesse seiner kleinen Geschwister die vermögende Tochter des Sonnenwirthes zu heirathen, die ihn begehrt. Sie ringt ihm das Versprechen ab, ihren letzten Wunsch zu erfüllen. Das Versprechen ist erpreßt, aber es ist in einem ernsten Moment gegeben, der Mutter, dem Theuersten, was er außer seiner Geliebten besitzt. Niemand kann zweien Herren dienen, so sehr Herz und Gewissen für beide sprechen. Jörg sagt sich von dem Versprechen los, das er der Sterbenden gegeben, und folgt dem, das der Lebenden gilt. Was er zu thun hat, weiß er; er weiß, daß er nur mit Elsbeth glücklich werden kann, daß er für sie und seine hülflosen Geschwister leben und schaffen muß. Aber die Gemeinde, in der er lebt, ist gegen ihn, ihr Gewissen möchte ihn mit eisernen Ketten an dem Schwur, den er der Mutter gethan, festschmieden. Zu dem Kampfe zwischen Pflichten im Herzen gesellt sich der Kampf mit der Menge, die Partei ergreift. Die Sache seiner Gegner wächst, als die Sonnenwirthstochter aus Verzweiflung über die verschmähte Liebe den Tod in den Wellen sucht und findet. Jörg aber harrt auf seinem Entschluß aus, auch dieser Tod soll ihm den Weg zu seinem Glücke nicht versperren. Nur ein Mann stellt sich auf seine Seite, trotz mancher Gegner eine Macht in der Gemeinde, ein freidenkender protestantischer Pfarrer. Er unterstützt seinen Schützling in der Meinung, daß die beglückende That selbst befreie und die Achtung Anderer erzwinge, und er gibt denn auch die beiden — ohne den Segen der Mutter — zusammen. Aber ist auch der Widerstand von außen im Kerne gebrochen, der Kampf im Innern ist nicht ausgefochten; es mahnt das alte Gewissen, das dem Lebenden verbieten will, sein Glück nach eigenem Rath zu bauen, und der Schatten der Mutter drängt sich zwischen die Liebenden. Da entdeckt ein Brief aus dem Nachlaß der Mutter, daß auch sie einst in ihrer Jugend dem Wunsche ihres Herzens entsagt und doch in einer erzwungenen Ehe kein Glück gefunden hat. Die Reue kam, aber sie mußte unfruchtbar bleiben. Nun hat statt der sterbenden Mutter die junge, lebensfreudige gesprochen und alles das bejaht, was Jörg und sein Weib sich in bittern Erfahrungen erkämpft haben. Der Schatten der Todten nimmt mildere Züge an und führt die Liebenden zusammen, bis der nicht ausbleibende Segen der Ehe auch die abergläubische Menge darüber belehrt, daß über der Ehe dieser redlichen Kämpfer kein Fluch ruht. Das neue Gewissen, das neue Lebensbahnen eröffnete, hat das alte besiegt. Das ist die Seele der Erzählung, davon aber, wie sie Fleisch geworden, dürfen wir nicht schweigen. Ein tiefes Problem erschöpfen, macht noch keinen Dichter aus, das vermag der Ethiker ebenso gut, ja vielleicht noch überzeugender. Der Dichter läßt das Problem ungezwungen aus den Personen und den Geschehnissen emporwachsen, er läßt es Gewalt über sie gewinnen, läßt es sie endlich überwinden. Er führt uns von dem Fall in das Allgemeine, und das um so lebhafter, um so wärmer berührend, je mehr er dem Fall als einem besondern unsere innigste Theilnahme zuwendet. Voegtlin construirt sich keine Menschen zu einem Beweisversuch aus dem Gebiete der Ethik, er lebt mit ihnen und empfindet mit ihnen. Auf einem farbensatten Hintergrunde führt er uns seine Gestalten vor, nicht vor beliebigen Coulissen und Versatzstücken, sondern auf dem Erdreich, in dem sie wurzeln. Auf diesem Boden aber wachsen aufrechte, eigenfeste und knorrige Menschen. Selbst Jörg, so sehr er Grübler ist durch die Macht der Umstände, ist ein Mensch der That, sein Denken, ja seine Liebe gedeiht nur, wenn es gilt, Werthe zu schaffen, die ihm und dem All-

gemeinen dienen. Jörg ist Individuum und Staatsbürger, sein Gemeinschaftsgefühl verschweigt ihm nicht, daß er mit der Ueberwindung des alten Gewissens auch für andere wirke, obschon er diese Wirkung nicht sucht. Seine Liebe zu Elsbeth beweist er, indem er ihr das Beste gibt, was er besitzt, sein Wissen, sein Erkennen; der Gemeinde dient er trotz aller Anfechtung seiner Person mit seiner Ueberzeugung, ohne Scheu und Furcht. So sorgt der Dichter dafür, daß uns die Personen, deren Herzenserfahrungen wir durchleben, ans Herz wachsen. Durch das ganze Buch weht ein Hauch von erfrischender Gesundheit und Geradheit. Selbst, wo es das Sexuelle streift, ist es von herber, lebenstrotzender Keuschheit. Es ist eben im Kerne ein echt deutsches Buch. Um das zu beweisen, hätte es des warmen Fürwortes, das Voegtlin für das Deutschthum in der Schweiz einlegt, nicht bedurft. Aber was er hierüber sagt, spricht von so warmer Liebe zu dem schweizer Volke und von einer so begeisterten Würdigung des deutschen Charakters und der deutschen Geschichte, daß es, ein Uebriges thuend, die lebhaften Sympathien für das mannhafte und befreiende Buch Adolf Voegtlin's im Reiche nur erhöhen wird. Wir wüßten in der That mit dem „Neuen Gewissen" nur wenige moderne Dichtungen an Gediegenheit und Echtheit zu vergleichen.

Ein erfreulicher Zufall will es, daß wir dem Voegtlin'schen Buche sogleich ein anderes anschließen dürfen, das auch aus dem Lande zu uns kommt, dem wir einen Gottfried Keller, einen C. F. Meyer verdanken. Es ist Fritz Marti's Buch „Das Vorspiel des Lebens" (Nr. 2), eine Erzählung in Kindergeschichten, offenbar ein Erstlingswerk, aber ein vielversprechendes. Es erweckt schon ein günstiges Vorurtheil, wenn ein Dichter mit dem beginnt, was seiner eigenen Erfahrung am nächsten steht, mit der Jugend. Freilich haben wir in dieser Richtung viele Ergebnisse der Ueberschätzung erdulden müssen, ich meine die Kellnerinnenpoesie unserer Modernen, mit der sie ihrer eigensten Gegenwart einen allzu willigen Tribut entgegenbrachten, und das, was sie ohne Zweifel fast alle Besseres erlebt haben, schnöde verleugneten: ihre eigene Jugend im Schutze der Aeltern. Zu den ergreifendsten Volksbüchern, die wir besitzen, zählen ja Jugenderinnerungen; wie schön und wahr haben uns ein Goethe, ein Keller, ein Ludwig Richter, ein Kügelgen die Geschichte ihrer Kinderjahre erzählt! Wir sitzen und träumen an den Quellen unserer Heimat. Auch Marti ist dieser Lockung gefolgt, vermuthlich, um seine eigene Geschichte zu schreiben, gewiß aber eine, deren er Zeuge war und in die er Erinnerungen aus dem Eigenen verwebt hat. An einer Stelle tritt dies Eigene gar zu deutlich und unmittelbar zu Tage. Da plaudert der Literat aus der Schule, aber nicht aus der des Lebens. Sonst aber ist Marti in seinem Stoffe wohl zu Hause. Seine Helden sind die Dorfjugend, darunter einer, der schon im Vorspiel des Lebens allerhand schwere Prüfungen durchzumachen hat. Die Hand der Noth, der kleinlichen Sorge, verkörpert in einer engfühlenden, in Arbeit und Kummer hart gewordenen Mutter, ruht schwer auf ihm und will den jugendlichen Phantasten, der in dem Knaben aufbegehrt, nicht zur Entfaltung kommen lassen. Wie Kinder die Dinge und Personen ansehen, das ist mit großer Wahrheit geschildert. Marti geht dem Herben, ja dem Verletzenden nicht aus dem Wege, denn es greift nur zu oft schon rauh in das Leben der Kinder hinein. Wie aber aus Noth und Kampf, bewehrt durch einen angeborenen Stolz und angefeuert durch einen unbegrenzbaren Trieb, zu lernen, eine starke, auf sich selbst gestellte Natur emporwächst, die langsam, aber unbeirrt vorwärts dringt, wie sich dem Ringenden die stärkern Mächte entgegenstellen, wie er im Uebereifer fehlt, wie die Verlockungen der Sinnlichkeit an ihn herantreten, wie der Mann erwacht, ohne sich preiszugeben, das alles spricht in lebhaften und kräftigen Bildern zu uns. In ihrer Aneinanderreihung verräth sich noch kaum ein Talent zur Komposition, Marti reiht lose Skizzenblätter aneinander, aber sie werden durch den Charakter, den sie in verschiedenen Stadien des Werdens zeigen, doch zusammengehalten. Hier und dort blitzt auch der Humor auf, aber es hat im allgemeinen den Anschein, als habe der Verfasser noch nicht ganz die richtige Entfernung von dem, was er schildert, gewonnen, um über ihm zu stehen. Das Buch ist aus einer Stimmung des Kampfes heraus geschrieben, dessen Bitterkeiten noch nicht von der Zunge geschwunden sind. Besonders hat man diesen Eindruck angesichts der Schilderung der Mutter, bis zu einem gewissen Grade auch bei denen der sonstigen Erwachsenen, von deren lastendem Drucke der Erzähler noch nicht ganz befreit scheint. Trotzdem darf man in Fritz Marti ein wirkliches Talent begrüßen und dessen fernern Aeußerungen mit Interesse entgegensehen.

Der Titel des dritten Romans: „Ahn und Enkel", von Joachim von Dürow (Nr. 3), belehrt uns, daß wir es auch hier mit einer Schilderung des Verhältnisses der Jugend zum Alter zu thun haben. Die Scenerie ist diesmal Ostpreußen, ein Landgut und eine kleine benachbarte Garnisonsstadt, Gegenden, die seit der Invasion der Ostpreußen in die Literatur uns nicht mehr fremd sind. Vom alten stammesfässigen Landadel und weltlustigem Künstlerblut in einem jungen Reis der Familie ist die Rede. Die von Rönnebergs werden auf ihrem Gute geboren, dienen dem Könige, bauen den Acker und sterben auf ihrem Grund und Boden. Das war von Generation zu Generation so; der alte Rönneberg, der die Städte haßt, die Eisenbahnen verwünscht und vom Bauer die Neigung zum Processiren im Blute hat, kennt es nicht anders und will es nicht anders. Sein Enkel aber hat den Musikteufel im Leibe, er spielt und spielt und vergißt, daß er Cadett ist und daß bei seinem Großvater ein fetter Boden und eine reichliche Schafschur höher im Preise stehen als Künste und Wissenschaften, die sich, wie es in Sudermann's Heimat heißt, die Drückeberger erfunden haben, um auch etwas in der Welt vorzustellen. Sein Enkel wird nun

wirklich ein solcher Drückeberger, er flieht aus dem Cadettenhause und wird Klaviervirtuos, Komponist. Aber es muß doch zu viel von dem schweren Blute der Rönnebergs in ihm gesteckt haben, jedenfalls ist es mit den Künsten nichts Rechtes, und er erlebt bittere Enttäuschungen. Im Feldzuge leistet er, was den rechten Mann ausmacht: er, der den Marschallstab schon im Cadettentornister trug, tritt als gemeiner Mann ein und ficht als wie ein Held. Dem so Bekehrten öffnen sich natürlich die Großvaterarme, und dem Bunde, dem Wunsche der Aeltern, zwischen der jungen Gutsnachbarin und dem jungen Rönneberg steht nichts mehr im Wege. Wie vor alten Zeiten, so fährt auch diesmal die vierspännige Kalesche derer von Rönneberg den glücklichen Brautwerber. In diese Handlung greifen noch allerhand Personen, eine alte Tante, welche die künstlerischen Neigungen des Jungen begünstigt, die künftige Braut des Jungen, Eva von Vollanden, ein enfant terrible mit dem Herzen und dem Munde auf dem rechten Flecke, ein schuldenbeladener Lieutenant, der sich in Eva versieht, eine alte Geheimräthin mit einer mehr als ehereifen Tochter und wie alles das unentbehrliche Rüstzeug eines echten Aristokraten- und Offizierromans heißen mag. Verräth der Roman auch wenig Eigenart und verfällt er auch vielfach in alterprobte, nachgerade ermüdende romantische Alluren, so ist er doch im allgemeinen frisch und flott, in einem männlichen, energischen Tone geschrieben und wird daher nicht nur bei denen, denen die Tendenz angenehm dünkt, eine freundliche Würdigung finden.

Wir kommen aus dem Pädagogischen heute nicht heraus. In Hildegard Thildner's Erzählung „Virginie" (Nr. 4) hören wir ein Kapitel über Mädchenerziehung. Die Ueberschrift lautet: „Laßt eure Töchter keine schlechten Romane lesen! Ihre Phantasie wird vergiftet, ihr Bedürfniß nach Sensationen gesteigert, und dem Schurken stehen nach solcher Vorbereitung die Thüren offen, und eure Töchter werden nicht mehr Virginia heißen." So geschehen in einer altpreußischen Familie, deren Mutter die „Moralmanie" hatte. Einsame Lektüre hatte ihre Sinne erregt, und sie war reif, jedem Abenteurer, der sich geschickt heranzuschleichen wußte, in die Arme zu fallen. Der Abenteurer kommt, er gebraucht die abgenutztesten Mittel, die hunderte von Romanen herzählen, und das Unvermeidliche geschieht. Die Berechtigung der Lehre ist nicht zu verkennen; Ueberreizung der Phantasie wird, zumal wenn ihr in der Verständigkeit der Aeltern keine Correctur entgegengesetzt wird, für große und kleine Kinder gefährlich; aber um das zu sagen, braucht es des von Hildegard Thildner aufgestellten Beispiels um so weniger, als es selbst in den Fehler verfällt, durch pikante Reize anziehen zu wollen, sodaß die beabsichtigte gute Wirkung durch die böse Methode wieder aufgehoben wird. Die Schilderung der Personen aber der ganzen Handlung vermag durch keinerlei ausgeprägte Eigenart, durch keinerlei künstlerisches Geschick über die billige Belehrsamkeit der Erzählung zu trösten.

Eine reizende Künstlergeschichte bietet uns Hans Grasberger in „Adam und Eva" (Nr. 5). Daß sie nach dem Leben erzählt ist, möchte man nicht blos daraus schließen, daß ihr Held gelebt hat — es ist der 1868 in Pest verstorbene, aus Kärnten gebürtige Bildhauer Hans Gasser —, sondern auch aus dem Aufbau der Erzählung, der nur in der Anlehnung an ein wirkliches Ergebniß eine Begründung finden kann. Adam und Eva sind nun fast noch mehr die Helden der Erzählung als der sympathische Künstler, es sind zwei kleine Buchsbaumfigürchen, die leider getrennt voneinander leben, Eva in dem Besitze des Bildhauers und der sich nach ihr sehnende Adam in dem eines Kunstliebhabers, beide wahre Juwele der Kleinkunst alter Zeit. Eva lebt fast vor uns, wie sie Grasberger schildert:

> So wie so gewendet, zarte, schwellende Formen; von der rundlichen Büste herab, Hals und Rücken entlang, welch berückender Schwung der Linien! Welche Anmuth in den Armen! Ein geschlossenes Paar Säulchen trägt das Gebäude, fein und drall zugleich. Ist es nicht, als rege, ringele und schüttele sich die Fülle der Haare? In den Augen ein sanfter, feuchter Glanz, und die Lippen scheinen sich zu öffnen, zu einem komischen Wort, zu einem glücklichen Lächeln. Die ganze Gestalt ein ursprüngliches, heiteres, unbefangenes Leben — leb' und beglücke, möchte man ihr zuflüstern.

Wer so das Todte zu beleben weiß, hat Künstleraugen und Künstlerhände, und das ist es, was an der an sich so anspruchslosen Geschichte fesselt. Sie ist so knapp — die beiden Statuetten finden sich nach dem Tode des Künstlers endlich in einer Hand zusammen — daß sie der Erweiterung durch die Episode eines Liebeshandels zwischen einem lebenden Adam, dem treuen Diener des Bildhauers, und einer Eva, einer jungen Verwandten des Meisters, dringend bedarf, um ein schwaches Bändchen zu füllen. Der Stoff ist fast nichts, der Geist der Ausführung, der feine, schalkhafte Humor, der durchgebildete Stil, die ebenmäßige Sprache sind alles und machen aus der Künstlergeschichte eine der reizendsten Nippsachen der Erzählungsliteratur.

Weit hiervon entfernten Idealen jagt Alfred Stößel nach. Auch er erstrebt eine Kunst der Darstellung, die getreue Nachahmung des Stiles zweier ungebildeten Frauen: „Mutter und Tochter" (Nr. 6), die sich in dreizehn Briefen und einer Postkarte ihr Herzeleid klagen. Stößel will nicht erzählen, er will Documente so getreu fälschen, daß man sie für echt halten muß. Oder ist das eine oder das andere wirklich echt? Dieses Verfahren ist kaum künstlerisch zu nennen, der Künstler formt den Stoff nach Gesetzen, die über dem Stoff stehen, hier ist Stoff und Gesetz aus einer Quelle geleitet. Das Thema ist das Elend eines verlassenen Mädchens, das sein Brot kümmerlich verdient, um sein nicht minder verlassenes Kind, das es nicht einmal bei sich behalten darf, zu ernähren. Was es sonst noch erübrigen kann, fließt in die Tasche der Mutter, der jungen Geschwister, die etwas Besseres werden sollen als die Schwester. Vermiether-Elend, Theater-

Elend, billige und rohe Vergnügungen bilden den Inhalt der Briefe. Sie enden mit dem Tode der Tochter, die sich ertränkt, nachdem auch ihr Kind gestorben ist. Ein trübes, trübseliges Gemälde, grau und hoffnungslos, im besten Fall ein Appell an die Gesellschaft, aber keine Dichtung!

In B. M. Crocker's Roman „Eine dritte Person" (Nr. 7), den Theodor Behrens gewandt übersetzt hat, begegnet uns einer jener gewandt und spannend geschriebenen Romane, deren in dem schreiblustigen England wol jedes Jahr einige Dutzend geschrieben werden. Ein ausreichender Grund, sie zu übersetzen, liegt nicht vor, da es an entsprechender deutscher Unterhaltungsliteratur wahrlich nicht fehlt. Im Mittelpunkt des Romans, der uns in eine kleine englische Villenstadt führt, steht eine Waise, die von ihrem Onkel, einem bei allerhand Altersliebhabereien erstarrten General, arg gepeinigt wird. Das Dornröschen wird von einem muntern indischen Offizier aus dem Schlafe geküßt; alle Ränke einer dritten Person, einer eigennützigen misgünstigen Witwe, halten den verliebten Prinzen nicht auf, der schließlich auch den General in ein frommes Lamm umwandelt. In dieser Lammesunschuld freit schließlich der General die Witwe, und so werden die Guten belohnt und die Bösen gestraft. Vorzüglich gelungen ist dem Verfasser die Schilderung einer alten Dame, die den Ehrgeiz besitzt, jung zu scheinen und es im Herzen auch ist. Fast alle Charaktere sind anschaulich und wahr gezeichnet, die Lösung des Conflicts ist sehr geschickt herbeigeführt und ein guter Humor macht das Ganze sympathisch.

Fesselt bei Crocker ein gewisser weltmännischer Zug, der Erfahrung und Bildung verräth, so zeichnet die beiden Novellen, die M. Immisch unter dem bedrohlichen Titel „Hochflut der Liebe" (Nr. 8) veröffentlicht, ein Zug schwärmerischer Sentimentalität unvortheilhaft aus, der das Kennzeichen so vieler schriftstellernden deutschen Damen ist. Die Hochflut der Liebe steigt einem wahrhaft bis an den Hals, sodaß man das Buch mit Ueberdruß aus der Hand legt. Das wirkliche Geschehen ist an und für sich so übel nicht erzählt, aber man sehnt sich aus dieser weiblichen Gefühlsduselei nach etwas Nüchternem und Kühlem, wie in den Hundstagen nach einem Trunke kalten Quellwassers.

Hat man sich in „Immisch's Hochflut" der Liebe matt gebadet, dann wird man gern geneigt sein, Stanislaw Przybyszewski nicht unrecht zu geben, wenn er in seinem Büchlein „Auf den Wegen der Seele" (Nr. 9) mit dem Behagen der Rache den satanistischen Lockungen und Verführungen des Weibes nachgeht. Sein Buch gehört mehr unter die Feder des Philosophen und des Kunstschriftstellers. Es ist eine allerdings weit über den Gegenstand, den norwegischen Bildhauer Vigeland, hinausführende Studie zur Sexualmoral, die viel Tiefes, aber auch viel Einseitiges enthält, weil sie den Werth des Sexuellen im Leben arg überschätzt und in das Phantastische verzerrt. Daß es dem Naturalismus, soweit er platte Photographie des Seins als Ideal hinstellt und einem öden Stoffcultus huldigt, ein kräftiges Sprüchlein zu hören gibt, ist keins der geringsten Verdienste des Przybyszewski'schen Buches, auf dessen Besprechung wir im übrigen verzichten.

Leonhard Lier.

Aesthetische Erziehung.

Das ästhetische Erziehungssystem. Ein Grundriß. Von Dr. A. Wittstock, Schuldirector a. D. Leipzig, Hermann Haacke. 1896. 8. 3 M. 60 Pf.

Mit etwas starkem Selbstbewußtsein nennt der Verfasser sein Buch nicht „ein", sondern „das" ästhetische Erziehungssystem. Er geht von einer Betrachtung unserer Zeit aus und findet, daß den erstaunlichen Fortschritten, die sie besonders in den praktischen Wissenschaften, in Handel, Industrie, Weltverkehr gemacht hat, verhängnißvolle Zeichen einer drohenden sittlichen Ausartung gegenüberstehen. Auf der einen Seite stehen brutaler Materialismus, Luxus, Zerstreuungssucht, Verkehrtheit, Charakterlosigkeit, sittliche Lauheit und Schlaffheit als Grundgebrechen der Zeit; andererseits streben rohe, gesetzlose Triebe nach Auflösung der bürgerlichen Ordnung: „Das Jahrhundert sollte nicht zu Ende gehen ohne vulkanische Zuckungen, drohende Gefahren, trübe Gärungen und Umsturzideen, Früchte der wilden Wurzel der Zeit, die überall auf tiefes, moralisches Verderben zurückweist." Hiergegen muß jetzt, wie in allen Zeiten ernster Katastrophen und schwerwiegender Störungen, eine gute Erziehung helfen. Unser Erziehungs- und Unterrichtswesen steht auf hoher Entwickelungsstufe, aber es trägt den Fehler einer einseitigen Entwickelung des Verstandes an sich, der Gemüthlosigkeit zur Folge hat. Einseitige Verstandesbildung führt daher zu einer Disharmonie, zu dem Widerspruch zwischen Wissen und Wollen, zwischen Denken und Empfinden. Es thut darum eine neue Erziehung noth, die die Gefühlsbildung nicht mehr vernachlässigt, die vielmehr das Gefühl zur Basis hat: die neue Erziehung ist die ästhetische.

Man wird mit Recht gespannt sein, wie der Verfasser eine solche These durchführen will: er ist nicht der erste, der die Aesthetik zu Hülfe ruft oder sie als die für die Erziehung entscheidende Richtung in Anspruch nimmt. Aber er spricht ja von einer „neuen" Erziehung, die er als die ästhetische bezeichnet. Der grundlegende Abschnitt gipfelt nun in dem Satze: „Die Erziehungswissenschaft hat zur Grundlage das Gefühl." Statt aber zu zeigen, wie die ästhetische Erziehung ihrerseits wieder die Grund-

lage für die Gefühlsbildung wird, faßt Wittstock den Begriff „ästhetisch" anders, als es jetzt üblich ist, und zwar angeblich in der ursprünglichen Bedeutung: αἴσθησις sei soviel wie „Gefühlsvermögen". Wenn man Gefühl in der Bedeutung von sinnlicher Empfindung nimmt, so ist diese Auffassung richtig: nimmt man aber das Gefühlsvermögen, wie es Wittstock thut, als „ein ursprüngliches, selbstthätiges, das Allerinnerlichste des menschlichen Wesens, den energischen Lebenstrieb, der den ganzen Menschen in der Mannichfaltigkeit seiner Kräfte als ein einziges, fühlendes Wesen erfaßt, in beständiger Verbindung der gesammten Empfindungs- und Gefühlsthätigkeit", so deckt sich dies durchaus nicht mit der Bedeutung des griechischen Wortes, ist vielmehr eine ganz außerordentliche Erweiterung, der gegenüber der heutige Begriff ästhetisch, der bereits eine große Ausdehnung der Begriffsweite darstellt, nun allerdings nur als ein beschränkter Begriff erscheint. Wittstock sagt demgemäß: „Heute pflegt man unter ästhetischer Erziehung blos die übertragene Bedeutung von Geschmacksbildung zu verstehen, also nur ästhetische Bildung im engern Sinne. Die ästhetische Pädagogik geht aber auf die ursprüngliche Bedeutung zurück und umfaßt die gesammte Entwickelung des Gefühlsvermögens überhaupt; nimmt das ganze Leben des Gefühls zur Grundlage, davon ausgehend, daß nur auf diesem Grund und Boden eine wissenschaftliche Erziehungslehre ihre Aufgabe wahrhaft lösen kann." Damit verschiebt sich nun freilich das ganze Verhältniß, und der Verfasser hätte sicher besser gethan, seine Darlegungen als „das Gefühls-Erziehungs-System" zu bezeichnen, statt daß er einen Namen wählt, der nothwendig irreführen muß, und dem er erst eine ungewöhnliche Bedeutung aufprägen muß. Was nach dem Titel als Hauptsache erscheinen muß, nimmt nur eine sehr bescheidene Nebenstelle ein, und es zeigt sich zudem bald, daß auf dem Gebiete, das sonst als Aesthetik bezeichnet wird, die Hauptstärke des Verfassers keineswegs liegt. Wer also das Buch liest, muß sich klar halten, daß die „ästhetische" Pädagogik recht wenig mit der Aesthetik zu thun hat, daß ihr Zweck auf „Klarheit und Bestimmtheit, Frische und Festigkeit der Gefühle" geht, und daß eins der Bildungsmittel das ästhetische Gebiet umfaßt. Wittstock schließt sich der Eintheilung der Gefühle „von der sinnlichen Empfindung bis zum höchsten geistigen Gefühl" in vier Hauptgruppen an: „Die sinnlichen oder körperlichen Gefühle", „Das intellectuelle Gefühl", „Das Schönheitsgefühl" und „Das ethische Gefühl", und dieses höchste Gefühl, das ethische, nicht etwa das ästhetische, ist das Erziehungsziel. Seine „ästhetische" Erziehungslehre gliedert sich nun in fünf Theile: „Die ästhetische Körperbildung", „Bildung des intellectuellen Gefühls", „Bildung des Schönheitsgefühls", „Bildung des sittlichen Gefühls", „Das religiöse Gefühl". In dem Kapitel über die „Bildung des Schönheitsgefühls" tritt besonders deutlich hervor, daß die Einsicht des Verfassers in das Wesen der Aesthetik nicht tief geht. Daß die Natur die Veranlasserin der Schönheitsempfindung ist, steht mit der geschichtlichen Entwickelung dieser Empfindung im Widerspruch, nicht minder der Satz: „Aus dem Naturschönen entwickelt sich Kunstschöne", der das thatsächliche Verhältniß auf den Kopf stellt. Auch der Satz „Darstellung des Schönen ist das Wesen der Kunst" klingt ja sehr schön, deckt sich aber keineswegs mit den Thatsachen, die uns die Geschichte der Kunst an die Hand gibt, während es sehr richtig ist, daß „durch das Schöne der Kunst vorzugsweise das Gefühl ausgebildet" wird, freilich auch durch das Schöne der Natur — es wäre aber zu zeigen gewesen, wie das geschieht. Hier, wie in dem ganzen Buche, begnügt sich der Verfasser allzu sehr mit allgemeinen Sätzen, die ihre Bedeutung für die Erziehung erst dann erhalten können, wenn sie mit besonderm Inhalt erfüllt werden, wenn im einzelnen der Nachweis erfolgt, wie der allgemeine Inhalt sich bewahrheitet. Für manchen dieser allgemeinen Sätze möchte freilich eine solche Anfüllung mit concretem Inhalt etwas schwierig sein: der Satz „Die Natur bleibt immer der höchste Kunsttempel" streift bedenklich an die Phrase. Wenn Wittstock auf die Bedeutung der classischen Schriftsteller für die Ausbildung des Schönheitssinnes hinweist, so erscheint es vom pädagogischen Standpunkt doch recht bedenklich, wenn sich diese allgemeine Vorschrift dahin specialisirt: „Die Jugend soll daher mit den schönsten Stellen alter und neuer Schriftsteller bekannt gemacht" werden: ästhetisch ist das Herausreißen einzelner Stellen sehr arg. Soll aber das Aesthetische auf die Bildung wirken, so muß es als solches zum Bewußtsein kommen. Das geschieht nicht durch die „schönsten Stellen", das geschieht nur, wenn ein Kunstwerk als solches zur Empfindung gebracht wird, und das ist nur möglich, wenn es nicht zerrissen wird, sondern als künstlerisches Ganzes wirkt. Daß „das weibliche Geschlecht Repräsentant des Schönen sein soll", ist eine recht fragwürdige Behauptung.

Die zweite Hälfte gibt eine „Aesthetische Unterrichtslehre". Außer einem Abschnitt „Allgemein Didaktisch-Methodisches" wird „Das Gefühlsbildende der einzelnen Unterrichtsfächer" behandelt. Hieran schließt sich ein „Geschichts-pädagogischer Rückblick" und „Die Pädagogik der Zukunft". Auch hier erscheinen in erster Linie allgemeine Vorschriften, aber sie sind aus der Fülle der Erfahrung gegeben. Dennoch berührt es auch hier sehr angenehm, wenn einmal etwas bestimmtes Einzelnes hervorgehoben wird. Einen ganz vortrefflichen allgemeinen Satz, dessen Inhalt gerade des Verfassers Verständniß für die Erreichung seines pädagogischen Zieles zeigt, ist die Bemerkung: „Am erfolgreichsten ist der Unterricht, wenn der Schüler dahin gebracht wird, selbst zu fragen, selbst Aufschluß über manches zu wünschen und sich in seiner Neigung, selbstthätig zu sein, des Errungenen freut." Freilich gehört dazu auch ein Lehrer, der nicht nur die Selbstthätigkeit anzuregen versteht, sondern im Stande ist,

auf Fragen, die aus solcher Thätigkeit hervorgehen, zu antworten: oft genug wird das Fragen verboten, weil der Lehrer sich darauf beschränkt zu sagen „was im Buche steht"! So hat Wittstock auch darin durchaus recht, wenn er sagt: „Es kommt alles auf den Geist an, aus dem heraus unterrichtet und erzogen wird: darin liegt die gesammte Unterrichtsmethode." Das Ziel, das er der neuen Erziehung steckt, ist daher auch sehr hoch: der Weg zur Humanität geht durch die Geschichte; Gefühlsentwickelung ist darum das Höchste und Wichtigste, was zu bewirken ist, und diese Aufgabe zu lösen ist Sache der richtig geleiteten Pädagogik. Nach Wittstock liegt nun aber das Heil der Zukunft in der „ästhetischen" Pädagogik, d. h. in der wissenschaftlichen Erziehung und Bildung des Gefühlsvermögens.

Veit Valentin.

Neue Dramen.

1. Frieden. Schauspiel in drei Acten. Von Carla Sermes. Paderborn, F. Schöningh. 1896. 12. 60 Pf.
2. Dorothea. Schauspiel in vier Acten. Von Carla Sermes. Paderborn, F. Schöningh. 1896. 12. 1 M.
3. Sommermärchen. Ein lyrisches Schauspiel. Von Heinz Julius Tomaseth. Wien, Carl Konegen. 1896. 8. 1 M. 20 Pf.
4. Die Eidgenossen. Schauspiel in fünf Aufzügen. Von Adolf Wilbrandt. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. 1896. 8. 2 M.

Die hildesheimer Schulvorsteherin Carla Sermes betrachtet die Poesie gewiß unter dem Gesichtspunkt der Pädagogik. Wer die Schaubühne als moralische Anstalt betrachtet, hat zwar nicht ein sehr hohes künstlerisches Ideal, aber doch immerhin ein Ideal. Dieses Ideal kann unter Umständen einen „Nathan den Weisen" und „Wilhelm Tell" hervorbringen, indeß die Schaubühne als unterhaltende Anstalt sehr gut bei Chansonetten und dressirten Hunden aufhören kann. Deshalb vermag ich so abstracte Schauspiele wie „Frieden" (Nr. 1) nicht unbedingt zu verwerfen. Zwar reden nur Schatten („Armuth", „Neid", „Selbstsucht" u. s. w.) ihre blutlose und unpersönlich-glatte Sprache, zwar kommt man vor lauter Worthüllen selten zu einem Kern, den man mit der Hand packen kann, aber eine hübsche menschliche Milde vermischt mit gouvernantenhaftem Idealismus macht das „Schauspiel" für Schulaufführungen empfindsamer höherer Töchter trefflich geeignet und ersetzt einen Cursus Moral in der ersten Mädchenklasse, in der schon heimlich freilich oft sehr weltliche Romane gelesen werden.

Dieselbe brave und treue Gesinnung zeigt auch das Schauspiel „Dorothea" (Nr. 2) der gleichen Verfasserin. Nur liegt über der Gesinnung der feine Weihrauchduft katholischer Frömmigkeit und verleiht manchen Stellen Ernst und Weihe. Die junge Christin Dorothea geht für ihren Glauben freudig in den Tod, und die Erhabenheit ihres Martyriums zwingt eine stolze Römerin, dem „Gott der Christen" auch ihre Seele zu weihen. Römer-Weltlust und Christen-Weltflucht werden wirkungsvoll gegenübergestellt, und am Schluß überreicht ein Engel der Römerin ein Körbchen mit Blumen und Früchten vom Paradiesesgarten, das Dorothea gesandt. Es steckt viel Kindlichkeit in diesem Stück, aber sie ist zu rein und keusch, als daß man darüber spotten könnte.

Zum Spott fordert dagegen H. J. Tomaseth's lyrisches Schauspiel (Nr. 3) heraus. Willibald, ein Jüngling von zwanzig Jahren, halb Poet, halb Junge, läuft im Sommer 1891 in die Urwüchsigkeit des Dorfes, um „sie" zu vergessen und die „menschentolle Ferne". Er sieht Max Halbe's „Annchen" (Anna) und küßt das „unschuldige" Landmädchen. Sie sagt „Du böser Mann" und die Katastrophe ist fertig. Da erfährt er, daß „sie" ihn wiederliebt. Er läuft ins Gras, spricht einen sechsten Act solo, ißt Tollkirschen und „sinkt leblos zusammen". Das Ganze ist eine Parodie auf Goethe's Gretchenepisode und Halbe's „Jugendidyll", und je ernster Herr Willibald seine freien Rhythmen heruntermonologisirt, desto spaßhafter wird die Geschichte. Anna behauptet, sie müsse sich stündlich ihrer Tugend erwehren; als Willibald ihre Tugend erobert, räth sie ihm ehrbar, „still auf sich beruhen zu lassen, was nicht zu ändern ist". Sie wolle ihn „als Schutzgeist still begleiten, um seinen Wünschen alles anzupassen". Nachdem er Tollkirschen gegessen, schreit er: „Anna, wo bist du?" Aber sie kommt nicht. Und das ist gut so, denn sonst gäbe es einen siebenten Act!

Nach dem Dilettanten oder Halbpoeten ein ganzer Poet und ein echter Künstler: Adolf Wilbrandt (Nr. 4). Er führt uns heute in das Land Wilhelm Tell's. Er hat aus dem Quell der Historie geschöpft.

Wie ist Geschichte für das Drama zu verwerthen? Besser als eine theoretische Auseinandersetzung ist eine Analyse hervorragender Geschichtsdramen. Shakespeare's „Julius Cäsar", Schiller's „Wilhelm Tell" und Hauptmann's „Florian Geyer" bedeuten drei mächtige Versuche, diese Frage praktisch zu lösen. Der letzte auf realistischem Wege, indem er Gewand, Sprache und Denkweise des 16. Jahrhunderts minutiös studirt und das Resultat seiner Ausgrabungen auf jeden Satz seines Stückes verwendet. Auch Schiller hat eifrige Studien gemacht, er hat eine Reihe schweizerischer Redensarten klug eingeflochten; seine Helden haben zwar historisches Gewand, aber sie sprechen Schiller'sche Rhetorik, und in ihrer Denkweise zeigen sie eine Mischung von Schiller'schem Idealismus und zeitgenössischem Colorit. Shakespeare ist der ungelehrteste von

Dreien. Seine Helden tragen englisches Costüm, sie sprechen glänzende Verse, aber ihre Denkweise ist vollkommen echt und überzeugend. So und nur so konnte ein Cäsar denken, urtheilen und handeln.

Man weiß, wem sich die Palme zugeneigt hat. Das Ergebniß ist, daß der Kleinrealismus mit der Fülle seiner intimen Züge unfähig ist, eine Zeit und einen Charakter großgeistigen Gepräges darzustellen.

Adolf Wilbrandt's neues Schauspiel streift links Schiller und rechts — allerdings mit Vorsicht — Gerhart Hauptmann. Er hat innerhalb des fünffüßigen Jambus eine Menge gut realistischer Wendungen angebracht, und dialektische Feinheiten erfreuen in ihrer Ungesuchtheit und Frische. Er hat von neuem den Beweis geliefert, daß der Vers nicht „unmodern" geworden ist — wer hat nur diese Thorheit zuerst ausgesprochen? —, sondern in der Hand eines so echten und sprachgewaltigen Künstlers, wie es Wilbrandt ist, auf wundervolle Weise realistisch wirken kann. Die historische Anschauungsform Wilbrandt's ist die Schiller's. Sein Karl der Kühne, der in drei Schlachten von den schweizer Eidgenossen geschlagen wird und schließlich — bei Wilbrandt auf der Bühne — fällt, hat nur eine Linie, nur einen Charakterzug: er ist ehrgeizig. Das entspricht gewiß den Thatsachen der Geschichte, aber zum rein menschlichen Erfassen dieser Gestalt reicht dieser eine Zug nicht aus. Sie bekommt dadurch jene grelle Beleuchtung, in der ein Wilhelm Tell erscheint. Immer nur Ehrgeiz, immer nur Herrschsucht, immer nur Größenwahn ... das ist eine poetische Figur, aber warmes Leben klopft nicht unter der Rüstung. Wie langweilig, meinte Hebbel einmal, niemand zu lieben als sich selbst. Den Geist der Zeit faßt Wilbrandt in seiner Weise auf. Er hat wol die Ereignisse der Geschichte auf sich wirken lassen, aber er gibt sie wieder, übermalt mit dem Schimmer seines Temperaments. So kommt es, daß der junge Ritter Ulrich von Falkenstein von der Einheit des Deutschen Reichs spricht — das will ich noch gelten lassen! — aber „von der Menschheit Leid und Kampf und Seelennoth und Gottes ewige Räthsel". . . — das ist Wilbrandt'sche Höhenluft, die ich freilich gern athme, da sie Schauer echter Poesie mit sich führt, aber vom Colorit der Zeit ist hier keine Spur. Was er den Geist der Zeiten nennt, das ist sein eigener Geist. Gewiß ein reiner, edler und vornehmer. Etwas Keusches liegt über der Poesie Adolf Wilbrandt's, selbst in ihren unheiligsten Augenblicken. Besser als mächtige Scenen voll dramatischer Wucht gelingen ihm die idyllisch-beschaulichen Züge. Dann kommt klare Poesie zu Tage, funkelnd und in Goldfarben gesättigt. „Wir wollen große, gute Becher trinken; das stillt die Sorgen und gibt Sonn' ins Blut" mahnt der junge lothringer Herzog; „Lieblich hebt ein Läuten an, wie mich zu grüßen" spricht Ritter Ulrich u. a. m.

Weniger bedeutend als der dichterische Werth des Schauspiels ist sein dramatischer. Es fehlt an Tempo und fortreißendem Ungestüm. Meist wogt der Fluß episch-ruhig dahin, namentlich in den ersten Acten, und nur selten flutet er über überraschte Ufer hinweg. In der Massenscene fehlt die sichere führende Hand; ein gemächliches Nebeneinander, statt eines stürmischen Nacheinanders. Dennoch würde jede Bühne Ehre mit der Aufführung dieses Stückes einlegen. Es ist ein Kunstwerk eines mächtigen Poeten.

Ludwig Jacobowski.

Zur Philosophie.

Kant. Sein Leben und seine Lehre. Von Dr. M. Kronenberg. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck). 1897. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Der Verfasser dieses Buches, der bereits eine von der Kritik günstig aufgenommene Schrift über Herder veröffentlicht hat, beginnt sein Vorwort mit der Forderung, es sei unerläßlich, daß der Maßstab der Beurtheilung seines Buches aus ihm selbst entnommen, nicht von außen hineingetragen werde. Dieser Forderung können wir in diesem Falle um so leichter nachkommen, als Kronenberg selbst in seiner Kritik der Kant'schen Lehren diesen Standpunkt der Beurtheilung möglichst zu wahren gesucht hat und bemüht gewesen ist, die kritischen Auffassungen, welche ihm sein eigenes System an die Hand gab, nicht zum absoluten Maßstab der Kritik werden zu lassen. Seite V im Vorworte sagt er: „Im Einzelnen das eingeschlagene Verfahren zu rechtfertigen, dazu ist hier nicht der Ort. Ich hoffe, bald Gelegenheit zu haben, an anderer Stelle diese Rechtfertigung geben zu können, ebenso wol für die Anordnung und Gruppirung des Stoffes als für die da und dort oder im Ganzen hervortretende Interpretation, welche von der herkömmlichen abweicht." Ob der Verfasser dies bereits gethan, ist uns nicht bekannt geworden; wir können diese Rechtfertigung hier nicht zu Rathe ziehen.

Der Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt, „einerseits überhaupt zum geschichtlichen Verständniß der Kant'schen Epoche und Lehre beizutragen, andererseits namentlich dem weitern Kreise der Gebildeten Theilnahme und Verständniß für die Persönlichkeit und Ideenwelt Kant's zu vermitteln in einheitlich abgeschlossener Darstellung" (S. V). Die Ausführung dieser Aufgabe ist wohl gelungen und die Leistung eine seines Lehrers und Vorbildes Kuno Fischer würdige. Auch dem, was er am Ende des Vorworts sagt, daß unter den pädagogischen Hülfsmitteln, mit welchen Theilnahme und Verständniß für ein großes System innerhalb der weitern Kreise der Gebildeten geweckt werden könne, eins der wesentlichsten zu sein scheine, die

Darstellung mit Stimmung und in maßvoller Weise mit Affect zu erfüllen, ist er in seiner Schrift recht angemessen nachgekommen. Er versteht es, die Leser für seinen Helden zu begeistern.

Trotz der Flut von Kant-Literatur wird Kronenberg's Schrift eine ehrenvolle Stellung sich erringen. Für den Anfänger im Studium der Geschichte der Philosophie wie für jeden Gebildeten, der eine nicht zu umfangreiche Orientirung über den großen Philosophen wünscht, den Kronenberg Seite V des Vorworts als den „wahren praeceptor Germaniae" preist, kann dieses Buch als eins der besten Einführungsmittel bezeichnet werden. Wie ein klarer Bach, dem man auf den Grund sieht, fließt die Darstellung dahin; der Verfasser erklärt dabei faßlich die fremdsprachlichen Kunstausdrücke der Kant'schen Philosophie; auch vermeidet er den Ballast ins Einzelnste gehender Citate und Anmerkungen. Die letztern, nicht sehr zahlreich, sind in den Anhang verwiesen.

Doch außer den formellen Vorzügen empfiehlt sich das Werk auch inhaltlich. Sachgemäß zerfällt es nach seinem Titel in zwei Theile: 1) Kant's Leben, Charakter und geistige Entwickelung, 2) Kant's philosophisches System. In dem ersten Theil bietet das einleitende erste Kapitel über Kant's geschichtliche Stellung eine ausgezeichnete Orientirung, die in Grundstrichen den zu Kant hinführenden Entwickelungsgang der Philosophie zeichnet in einer Art, die in uns den Wunsch erregte, der Verfasser möchte, wozu er entschieden Begabung hat, eine Geschichte der gesammten Philosophie vom Alterthum bis zur Gegenwart für Gebildete schreiben. Die folgenden Kapitel des ersten Theils behandeln Kant's Jugendentwickelung und äußern Lebensgang quellengemäß; bei der Lektüre dieses Kapitels drängte sich uns die Parallele auf zwischen Kant's Unterwerfung unter die Cabinetsordre des Königs Friedrich Wilhelm II., welche durch die Schrift über die „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" veranlaßt war, und der Unterwerfung einzelner römisch-katholischer Denker dieses Jahrhunderts unter die päpstliche Verurtheilung ihrer Lehren; ferner Kant's Charakter und Geistesart, zuletzt seine Entwickelung bis zur „Kritik der reinen Vernunft". Der zweite Theil legt das philosophische System Kant's in fünf Kapiteln dar: Erkenntnißlehre, Ethik, Religionsphilosophie, Aesthetik, Fortwirkung Kant's bis zur Gegenwart. Ein Anhang enthält Anmerkungen und die Chronologie für Kant's Leben und Schriften. Der Verfasser hat die Lehre Kant's gründlich und übersichtlich dargestellt; besonders gelungen sind die Kapitel über die Entwickelung Kant's bis zur „Kritik der reinen Vernunft" und über seine „Erkenntnißlehre".

Wir sprechen unsere aufrichtige Freude aus über diese Leistung des vielversprechenden jungen Gelehrten. Was wir gegen sein Buch einzuwenden hätten, betrifft nicht sowol die Wiedergabe des Kant'schen Systems als gewisse eigene Ansichten des Autors, zumal die religiösen, in denen das Christenthum als ein bloßer Mythus erscheint.

Ernst Melzer.

Feuilleton.

Quousque tandem? möchte man angesichts der furchtbaren Christenverfolgungen in der Türkei die europäischen Großmächte fragen, wie lange noch wollt ihr es zulassen, daß zu Tausenden und Abertausenden die Christen dem Fanatismus der Muselmanen zum Opfer fallen, daß die türkische Regierung selbst ihre Baschibozuks gegen ihre christlichen Unterthanen bewaffnet und die ausplündern und ermorden läßt, die sie zu schützen berufen wäre? Wie lange noch wollt ihr euch von dem Sultan nasführen lassen, der mit frecher Stirn in Abrede stellt, was durch einwandfreie Zeugen, was durch eure eigenen Vertreter selbst klar und bündig erwiesen worden ist: daß die Befehle zu den Massacres in Armenien und Macedonien, in Kreta und Konstantinopel von den türkischen Behörden, ja vom Sultan Abd-ul-Hamid selbst ausgegangen sind? Wahrlich, die orientalische Frage ist spruchreif geworden, und nur die Sorge vor einer europäischen Conflagration, die dem Proceß der Liquidation der Türkei folgen könnte, fristet dem „kranken Manne" noch das Leben. In dem Augenblicke, wo die europäischen Großmächte über die Vertheilung des türkischen Erbes sich einigen, ist es um den europäischen Besitz der Pforte geschehen; aber der Tag der Einigung scheint noch nicht nahe zu sein. England allein hat bisher den Muth gehabt, die Liquidation der Türkei zu fordern, die Continentalmächte wünschen im Interesse des europäischen Friedens die Erhaltung des Statusquo. Wer möchte es ihnen verdenken angesichts der furchtbaren Verheerungen, die ein europäischer Krieg in seinem Gefolge haben würde, während England dank seiner insularen Lage und seiner stattlichen Flotte sich die Aufstellung eines solchen Actionsprogramms wol gestatten kann, zumal die Continentalmächte ja doch die Kastanien für England aus dem Feuer holen müßten. Und so fürchten wir, wird alles beim alten bleiben trotz der Hülferufe der armenischen Christen, trotz aller beweglichen Reden armenischer Sendlinge, die die Christen Europas für die Sache ihrer Glaubensgenossen zu interessiren suchen, und — trotz der Schrift, die jüngst aus der Feder Bresnitz von Sydacoff's im Verlag von Fr. Luckhardt in Leipzig unter dem Titel „Abdul Hamid und die Christenverfolgungen in der Türkei" erschienen ist. Gewiß, das Bild, das er nach amtlichen Quellen von den Zuständen der Türkei und den wahnwitzigen Verfolgungen der Christen in den Ländern der Pforte entwirft, wird seines Eindrucks auf den Beschauer nicht verfehlen; aber in der Politik entscheiden nicht Gefühle, sondern die großen Interessen der Völker und die harten und zwingenden Nothwendigkeiten. Möglich, daß die von Sydacoff angekündigte im Frühjahr bevorstehende Erhebung der Verfolgten, die Ausführung ihres Programms der Vernichtung der Stadt am Goldenen Horn durch Dynamit und Nitroglycerin für die Mächte zu einer solchen zwingenden Nothwendigkeit wird, wahrscheinlich aber ist es, daß auch eine solche Katastrophe Europa unfähig finden wird, einen großen Entschluß zu fassen.

— Aus den Seminarien der Professoren Dr. Brentano, Lotz und Sering ist eine tüchtige volkswirthschaftliche Arbeit hervor-

gegangen, die, den Umfang einer Doctordissertation weit überschreitend, als Buch im Verlag von Duncker u. Humblot in Leipzig erschienen ist und den Referendar Dr. Alexander von Brandt zum Verfasser hat. Seine „Beiträge zur Geschichte der französischen Handelspolitik von Colbert bis zur Gegenwart" sind das Ergebniß ernster historischer und volkswirthschaftlicher Studien. Der Verfasser begnügt sich nicht damit, die Thatsachen zu registriren und die allgemeinen wirthschaftlichen und politischen Verhältnisse jeder einzelnen Epoche der französischen Handelspolitik darzustellen: er geht in die Tiefe und sucht die ökonomischen Gründe der Zollmaßnahmen und ihre Folgen für die einzelnen Wirthschaftszweige klar zu stellen. Es liegt nicht an dem guten Willen des Verfassers, sondern an dem Mangel statistischer Hülfsquellen oder ihrer Beschaffenheit, wenn er hierbei nicht immer zu zweifelsfreien Ergebnissen kommt. Den Schluß des Buches bildet die Darstellung der Tarifreform von 1892, durch die sich Frankreich einem excessiven Schutzzollsystem zugewendet hat. Der Verfasser betrachtet sie als einen schweren Fehler, ja als verhängnißvoll für Frankreich selbst, wenn die Abschließung vom Auslande durch hohe Zollmauern länger dauern sollte. Hier steht Meinung gegen Meinung. Die Handelspolitik eines Volkes bestimmt sich im wesentlichen nach seinen Bedürfnissen, der Klasse der Consumenten nicht minder als der der Interessenten. Es gibt Zeiten, in denen der Schutzzoll, und solche, in denen der Freihandel geboten ist: mit doctrinellen Formeln ist auf dem Gebiete des praktischen Lebens nichts zu machen. Und darum glauben wir, daß man auch in Frankreich zur Politik der Handelsverträge zurückkehren wird, wenn die französische Industrie auf dem innern Markt, den sie sich durch die Schutzzollpolitik zu sichern beflissen war, nicht mehr den zu ihrem Gedeihen nöthigen Absatz findet. Das selbstbewußte Wort Chaptal's: „Frankreich gehört zu den wenig bevorzugten Ländern, welche sich gewissermaßen selbst genügen können", ist eine echt französische Phrase und dürfte sich der Macht der Thatsachen gegenüber als das beweisen, was die Phrase ist, als eine wohtklingende Lüge.

— Den zahlreichen Werken über den Deutschen Ritterorden hat sich neuerdings eine kleine Schrift zugesellt, die — auf eigene Forschung verzichtend — nur den geschichteliebenden Laien in guter lesbarer Form die Ergebnisse fremder Arbeit zugänglich machen will: „Die Pioniere des Deutschthums", von A. Geyer (Leipzig, B. Franke, 1896). Schon der Titel zeigt die Tendenz: von „Pionieren des Deutschthums" im alten Preußenlande würde der ernste Historiker kaum sprechen, er würde einen so wenig sagenden und dabei schiefen Ausdruck nicht wählen. Aber die große Masse des Volkes wittert hinter der Thätigkeit der „Pioniere" etwas, was seine Phantasie reizen könnte, und wird das Büchlein unter diesem Titel vielleicht eher kaufen als unter dem hinzugefügten zweiten: „Die Hochmeister des Deutschen Ritterordens", der ihm zu nüchtern klingt. Die Geschichtswissenschaft hat keinen Grund, sich mit dem Büchlein näher zu befassen; aber in Schüler- und Volksbibliotheken dürfte es seinen Platz finden. In einem Anhang schildert Geyer des Ordens hehres Haus — die stolze Marienburg. Eine Karte belehrt über die Eroberungen und Besitzungen des Deutschen Ordens im Preußenlande.

— Als viertes Heft des zweiten Bandes der „Leipziger Studien aus dem Gebiete der Geschichte", die die besten aus dem historischen Seminar der Universität Leipzig hervorgegangenen Arbeiten vor dem Schicksal aller Doctorarbeiten — dem Vergessenwerden — retten sollen, ist eine Dissertation von R. Schulz ausgegeben worden, die sich „Beiträge zur Geschichte der Hoheitsrechte des Deutschen Königs zur Zeit der ersten Staufer (1138—97)" betitelt (Leipzig, Duncker u. Humblot, 1896). Der Verfasser untersucht, gestützt auf ein reiches Quellenmaterial, in drei Abschnitten die gerichtlichen, militärischen und finanziellen Hoheitsrechte der Deutschen Könige und liefert damit einen recht hervorragenden Beitrag zur innern Geschichte des Deutschen Königthums in dieser Zeit des Ueberganges zu neuen Formen. Allen Respect vor einer historischen Schule, die solche Früchte zeitigt! Der Gegenstand selbst liegt den Lesern d. Bl. zu fern, als daß ein Eingehen auf Einzelnes sich rechtfertigen ließe; wer sich dafür interessirt, wird am besten thun, die Schrift zu kaufen: einer kurzen Zusammenfassung widerstrebt der an sich spröde Stoff.

— Es ist ein immerhin bedeutender Name, den der Bund junger Dichter für das Sammelwerk „Göttinger Musen-Almanach für 1896. Herausgegeben von Göttinger Studenten" (Göttingen, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, 1896) gewählt und entlehnt hat. Besorgniß vor einem Vergleich hat also offenbar nicht bestanden. So wollen auch wir keinen ziehen, sondern kurz über den Inhalt des neuesten Almanachs berichten. Es ist darin Lyrik, Dramatik, Spruchdichtung und Novellistik in Prosa vereinigt. Aus diesen Erzählungen hebe ich H. von Engel's „Mariano" hervor, sowie die recht stimmungsvollen Beiträge von B. Wiemann: „Jessie" und „?" Unter den Lyrikern ragen unverkennbar C. Möncke-berg und der sehr schaffenslustige C. von Arnswaldt über alle Liedgenossen empor. Wenn das Motto, ein Vers von Heyse, die Leser zunächst fragen heißt: „Ist das auch Einer"?, so mag für die beiden Genannten ruhig mit Ja geantwortet werden, vielleicht aber dem Dichter des „Warum?" der Rath zu geben sein: mehr Tiefe, weniger Masse! Er läuft ersichtlich Gefahr, sich durch seine Gabe schnellen und leichten Schaffens verführen zu lassen. Zum Schluß einen guten Einfall H. von Engel's: „Alte Leute rufen oft entrüstet aus: Jugend hat keine Tugend! — Blasser Neid!"

Bibliographie.

Briefwechsel des Ministers und Burggrafen von Marienburg Theodor von Schön mit G. H. Pertz und J. G. Droysen. Herausgegeben von F. Rühl. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 5 M. 60 Pf.

Crowe, Joseph, Sir, Lebenserinnerungen eines Journalisten, Staatsmannes und Kunstforschers 1825—1860. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Drosihn, F., Deutsche Kinderreime und Verwandtes. Leipzig, B. G. Teubner. 8.

Eschelbach, H., Antiochus. Drama. Kempten, Jos. Kösel'sche Buchhandlung. 8.

Goldschmied, L., Die Kaufleute. Sociales Drama. Berlin, August Deubner. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

— — Im Morgengrauen. Sociale Novellen. Berlin, August Deubner. 8. 2 M.

Hanstein, A. v., Die sociale Frage in der Poesie. Leipzig, Akademischer Zeitschriften-Verlag, Freund u. Möschke. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Heilner, R., System der Logik. Leipzig, Veit u. Comp. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Kresse, O., Der Marquis von Pombal. Roman. Berlin, John Schwerin's Verlag-Actiengesellschaft. 12. 1 M.

Lepler, G., Dichtungen. Leipzig, Oswald Mutze. 12. 1 M. 50 Pf.

Meisterwerke der zeitgenössischen Novellistik. Herausgegeben von Lothar Schmidt. Erster Band. Breslau, L. Frankenstein. 8. 50 Pf.

Norden, A. (A. Hinnius), Schloß Geisberg. Roman. Berlin, Otto Janke. 8. 5 M.

Schneidewin, M., Die antike Humanität. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. Gr. 8. 12 M.

Spamer's Illustrirte Weltgeschichte. Vierter Band, Mittelalter. II. Leipzig, Otto Spamer. Gr. 8. 8 M. 50 Pf.

Tiele, C. P., Geschichte der Religion im Alterthum bis auf Alexander den Großen. Erster Band, zweite Hälfte. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 4 M.

Tolstoi, L., Anna Karenina. Roman. Drei Bände. Berlin, August Deubner. 8. 10 M.

Wald-Zedtwitz, E. von, Ohne Liebe. Roman. Berlin, Otto Janke. 8. 7 M.

Ziegler, Regina, Gedichte. Kronstadt (Siebenbürgen), Buchdruckerei Schlandt. 8. 1 Fl.

Zimmer, F., Der evangelische Diakonieverein. Vierte Auflage. Herborn, Verlag des evangel. Diakonievereins. 8. 1 M.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte des deutschen Volkes

seit dem dreizehnten Jahrhundert bis zum Ausgang des Mittelalters.

Von **Emil Michael** S. J.

Doctor der Theologie und der Philosophie, ordentlichem Professor der Kirchengeschichte an der Universität Innsbruck.

Erster Band: Deutschlands wirtschaftliche, gesellschaftliche und rechtliche Zustände während des dreizehnten Jahrhunderts.

gr. 8°. (XLVI u. 344 S.) *M.* 5; geb. in Leinwand mit Lederrücken und Goldpressung *M.* 6.80.

Das Werk soll in 6—7 Bänden von 300—500 Seiten im Format und mit der Ausstattung von Janssens Geschichte des deutschen Volkes erscheinen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Das Recht der Kommunalverbände in Preußen.

Historisch und dogmatisch dargestellt von

Dr. Paul Schoen,

a. o. Professor der Rechte in Jena.

Ergänzungsband zu:

von Rönne, Das Staatsrecht der Preußischen Monarchie.

8. Geh. 10 M. Geb. 11 M. 50 Pf.

Den von Dr. von Rönne geplanten, infolge seines frühzeitigen Todes unterbliebenen Abschluß des „Staatsrechts der Preußischen Monarchie" bietet der Verfasser in dem vorliegenden Werke. Er hat darin zum ersten mal eine systematische Darstellung des durch die Gesetzgebung der letzten Jahre zu einem nahezu einheitlichen Abschluß gelangten Verfassungs- und Verwaltungsrechts der preußischen Provinzen, Kreise und Gemeinden gegeben. Der Verfasser trägt dabei überall auch der Praxis Rechnung, indem er neben Erörterung der zahlreich sich darbietenden Streitfragen zugleich alle wichtigeren Entscheidungen der höchsten Behörden mittheilt.

Ein ausführlicher Prospect ist durch jede Buchhandlung und von der Verlagshandlung gratis zu erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Briefe an eine Freundin

von

Wilhelm von Humboldt.

Zwölfte Auflage.

Mit einem Facsimile, einem Vorwort und Sach- und Namenregister.

8. Geh. 4 M. 50 Pf. Geb. 6 M.

Das berühmte Buch, welches durch die geistvolle Aussprache über die tiefsten, den denkenden Menschen bewegenden Fragen des Lebens und durch die edle ungekünstelte Sprache zu einer bleibenden Zierde der deutschen Nationalliteratur geworden ist, liegt bereits in zwölfter Auflage vor.

Verlag von Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Soeben erschien:

Victor Hugo — Strahlen und Schatten.

Autorisirte deutsche Übersetzung von **Hildegard Stradal.**

Geheftet 3 M., gebunden 4 M.

Anna Grashey — Für uns! Gedichte.

X, 189 S. In Originalband gebunden 3.50 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Heinrich Schliemann's Selbstbiographie.

Bis zu seinem Tode vervollständigt.

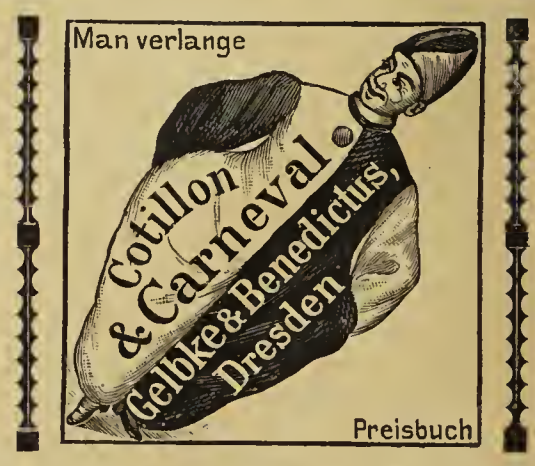
Herausgegeben von Sophie Schliemann.

Mit einem Porträt in Heliogravüre und 10 Abbildungen.

8. Geh. 3 M. Geb. 4 M.

Eine Einzelausgabe der sehr interessanten und charakteristischen Selbstbiographie des berühmten Entdeckers von Troja, welche allen, die über seinen merkwürdigen Lebensgang und seine erfolgreiche Thätigkeit Näheres zu wissen wünschen, zu empfehlen ist.

Ein neues Bildniss Schliemann's in Heliogravüre und Abbildungen der Hauptstätten seiner Wirksamkeit (Troja, Mykenae, Tiryns) schmücken das Werk.



Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig (Querstr. 16).

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer.
Preis vierteljährlich 7 M. 50 Pf.,
jährlich 30 M.

Nr. 9.

Leipzig,
25. Februar 1897.

Inhalt: Ferdinand Lotheißen's französische Literaturgeschichte. Von J. Wychgram. — Die Zeitschrift „Pan". Von Ernst Lehmann. — Historische Romane und Erzählungen. Von Edmund Lange. — Aufgeführte und unaufführbare Dramen. Von Friedrich Kummer. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Ferdinand Lotheißen's französische Literaturgeschichte.

Das Studium der französischen Literaturgeschichte ist bei uns lange nicht so alt und so verbreitet wie die Kenntniß der classischen Schriftwerke unsers Nachbarvolkes selbst. Im 17. und 18. Jahrhundert übten diese Werke auf unsere Literatur einen äußerst starken unmittelbaren Einfluß, und selbst Gottsched betrachtete die französische Schaubühne noch als ein ausgezeichnetes Reinigungsmittel des Geschmacks. War diese Werthschätzung des französischen Schriftthums, zumal des Theaters, vielleicht etwas übertrieben, so wird man heute mehr und mehr doch auch der Ansicht Raum geben, daß durch Lessing eine weitverbreitete Geringschätzung des Gedankeninhaltes und des formellen Werthes jener Werke begründet worden ist, und daß diese Geringschätzung ein sachlich nicht ganz begründeter Rückschlag gegen die frühere Ueberschätzung war. Insbesondere ist Lessing's Beurtheilung Corneille's und Voltaire's nicht ganz gerecht und jedenfalls unvollständig gewesen. Man darf diese Schwankungen des Urtheils, die sich an einer großen Zahl von Einzelfällen weiter nachweisen lassen würden, getrost auf den Umstand zurückführen, daß der Maßstab, den man anlegte, lediglich kritisch-ästhetisch war, und noch niemand hat mit solchem Maßstab allein richtig gemessen. Es fehlte die Einsicht in den pragmatischen Zusammenhang der Literatur; diese Einsicht ist erst in unserm Jahrhundert angestrebt und wirklich eröffnet worden: wir nennen aus der ansehnlichen Zahl von Arbeiten, denen es zu verdanken ist, Rosenkranzens ausgezeichnete Darstellung Diderot's, Straußens berühmte Vorträge über Voltaire, und den ersten Versuch einer umfassenden Beurtheilung größerer Zeiträume: Julian Schmidt's „Französische Literaturgeschichte". Aber selbst dieses gewiß bedeutende Buch tritt, was die Tiefe der Auffassung, den wissenschaftlichen Zusammenhang und die Methode angeht, weit zurück hinter Ferdinand Lotheißen's glänzender Leistung.

Der erste Halbband dieses Werkes erschien 1877, der letzte Band 1884; es bezeichnet eine höchst bedeutende Epoche in unserer Kenntniß des Gegenstandes, und man darf sagen, daß die moderne Auffassung der französischen Literatur des 17. Jahrhunderts in Deutschland durch Lotheißen begründet und in der Hauptsache endgültig festgestellt worden ist. Der Verfasser arbeitete mit allen Mitteln einer an dem Studium der antiken Literatur geschulten Methode, einer durch das Leben und ein außerordentlich vielseitiges Studium anderer Wissenschaften gebildeten Weltanschauung und einer bis in das Kleinste gehenden Kenntniß des Stoffes selber. Dazu kam sein feiner Sinn für die Form der Darstellung; ich wüßte nur wenige Werke deutscher Gelehrten zu nennen, in denen wissenschaftlicher Ernst und die Schönheit der Form so eng verschmolzen wären. Daß ihm das letztere von manchen Seiten verdacht worden ist, wird den nicht wundernehmen, der da weiß, wie sehr bei uns noch immer das Vorurtheil verbreitet ist, daß Gediegenheit und Schönheit sich ausschließen. Es ist, als ob Schiller's großes Kunstideal: „in der schönen Form die schöne Seele", von den Gelehrten für eine Thorheit gehalten werde. Glücklicherweise wandeln sich auch diese Meinungen allmählich, und Lotheißen's Buch wird, indem es selbst dazu beiträgt, gerade darum mehr und mehr die Werthschätzung aller Gebildeten erringen. Es ist bezeichnend, daß das Lob, das wir ihm aus voller Ueberzeugung spenden, damals, als es erschien, zuerst von zwei Stellen ausgesprochen wurde, die sozusagen ausländisch waren. Karl Hillebrand hatte lange Jahre in Frankreich gelebt, und sein Geschmack war an den Formen französischer wissenschaftlicher Darstellung geschult; er hob darum, im Gegensatz zu den nur von deutschen Gewohnheiten beeinflußten Kritikern, gerade den schriftstellerischen Werth des Buches besonders hervor; und die „Westminster

Review" sagte: „Mr. Lotheissen adds to the careful labour of the best German critics a vigorous and lively style." Dieser künstlerische Sinn Lotheißen's prägt sich auch in dem Bau des Buches, in der Zerlegung und Gruppirung des Stoffes aus, vor allen Dingen in der Bereitung des Hintergrundes. Ueberall hebt sich die Darstellung des rein literarischen Lebens heraus aus einer lebendigen Zusammenfassung der allgemeinen geistigen Strömungen. Ich erinnere, indem ich nur einige Beispiele aus vielen herausgreife, an die meisterhafte Schilderung Pascal's und der Jansenisten (II, 6—31) und an den gedankenreichen selbständigen und doch für das ganze Buch so nothwendigen Abschnitt über den Naturssinn (II, 247 fg.).

Die neue Auflage*), die soeben erschienen ist, ist von Dr. Moritz Necker, dem bekannten wiener Schriftsteller, herausgegeben. Es versteht sich von selbst, daß einem solchen Werke gegenüber dem Herausgeber die größte Zurückhaltung auferlegt ist; und die hat Dr. Necker walten lassen. Die Veränderungen und Ergänzungen, die, an Zahl und Bedeutung, wie es mir scheint, nicht sonderlich groß, vollzogen worden sind, stammen noch von Lotheißen selbst. Er pflegte in sein Handexemplar einzutragen, was ihm der Aenderung bedürftig und der Aufnahme werth erschien; dieses Handexemplar hat der neuen Auflage zu Grunde gelegen. Daß das Register erneuert werden mußte, hat schon der Umstand mit sich gebracht, daß man das Werk in zwei starke Bände zusammengedrängt hat; aber es ist auch in sich verbessert worden und bildet jetzt einen für den Fachgelehrten unentbehrlichen und vortrefflichen Schlüssel.

Die werthvollste Veränderung gegenüber der ersten Auflage bedeutet aber die dem ersten Bande vorausgeschickte Biographie Lotheißen's. Sie stammt auch aus Necker's Feder, die dazu berufen war wie keine andere. Bei einem Buche, das wie jedes wirklich bedeutende Buch den Stempel der Persönlichkeit seines Verfassers trägt, fragt man unwillkürlich nach diesem; je mehr man bei der Erörterung wichtiger Epochen den Geist einer reichen, starken, in sich zusammenhängenden Weltanschauung spürt, desto lieber möchte ein Leser, der mehr als stoffliche Belehrung sucht, wissen, wie sich diese Weltanschauung gebildet hat, durch welche Studien und welche Lebenserfahrungen der Mann hindurchgegangen ist, der zu uns spricht. Rechnen wir dazu, daß Lotheißen ein beliebter und verehrter Lehrer war, der zu seinen zahlreichen Schülern in persönlichem Verhältniß stand und zu bleiben liebte, so wird man die Beifügung der Biographie äußerst dankenswerth finden. Wir lernen aus ihr, auch wenn sie nicht mehr als eine Skizze von zwei Bogen ist, den ganzen Mann kennen.

Es sind merkwürdige und nicht sanfte Lebensschicksale, die an Lotheißen's Entwickelung gearbeitet haben. Schon seine schwache Gesundheit ließ ihn mühevoll erarbeiten, was andern leicht wird, und in der Jugend eine Kunst des Verzichtens lernen, deren andere überhoben sind. So wandte er sich als Student, dem der heitere Genuß schäumender Jahre versagt war, ganz der geliebten Wissenschaft zu; in Göttingen, Berlin und — weil es dem geborenen Hessen unerläßlich war — in Gießen studierte er classische Philologie; sie entsprach gleichermaßen seiner Neigung und dem äußern Bedürfniß, das dem Sohn des nicht bemittelten darmstädter Rechtsanwaltes auferlegt war. Aber die Brotwissenschaft, so sehr er ihr zugethan war, genügte doch dem in die Weite der Bildung strebenden Jüngling nicht ganz; besonders in Berlin übte das gesellschaftliche und künstlerische Leben einen nachhaltigen Einfluß auf seine Entwickelung aus. Daneben zogen ihn die Naturwissenschaften an: bei Grisebach in Göttingen hörte er allgemeine Naturgeschichte und sogar Physiologie und Anatomie der Pflanzen. Dieser Vielseitigkeit des wissenschaftlichen Interesses entsprang bei Lotheißen vielleicht das Schwanken hinsichtlich des zu erwählenden Lebensberufes. Zunächst Hauslehrer in einer reichen und angeregten frankfurter Kaufmannsfamilie, hatte er doch wol anfangs nicht die Absicht, sein Leben dem durch sein Studium nahe gelegten Lehrberuf zu widmen; es schwebte ihm vielmehr eine freie schriftstellerische Thätigkeit als das Wünschenswertheste vor. Aber als die Versuche dazu nicht gelangen, übernahm er eine Lehrstelle in dem kleinen hessischen Büdingen. Hier war damals Thudichum, der feinsinnige Philolog und freisinnige Vorkämpfer der Volksrechte gegen das hessische Autokratenthum, Director am Gymnasium. Zwischen beiden Männern entstand bald ein Verhältniß gegenseitigen Vertrauens und gemeinsamer Interessen; aus dem ältern Freunde wurde nach nicht gar langer Zeit der Schwiegervater. Diese Ehe Lotheißen's mit Luise Thudichum wurde für ihn die Quelle reichen Lebensglückes, und in allen Wirren und Widerwärtigkeiten, die ihm bevorstanden, hat er an dieser Frau eine starke Stütze, eine hochsinnige Genossin gefunden. Man muß bei Necker nachlesen, was ihn endlich — nachdem Thudichum sich hatte pensioniren lassen — von Büdingen wegtrieb: der kleinliche Sinn des Ministeriums und die eigene opfermuthige Treue gegen seine politischen Gesinnungen. Es ist ein Stückchen traurigster Engherzigkeit, was hier eine Regierung an dem wehrlosen Gymnasiallehrer verübte. Lotheißen, in seiner wirthschaftlichen Existenz schwer bedroht, verläßt das Vaterland und siedelt nach Genf über, um die Leitung einer angesehenen Privatlehranstalt mit seinem Schwager zu theilen. Aber sowol die mit finanziellen und andern Verwaltungsgeschäften verbundene Stellung, als auch die gesellschaftlichen Verhältnisse sagten ihm auf die Dauer nicht zu. Gleichwol hat der Aufenthalt in Genf doch den Grund zu seinen wissenschaftlichen Erfolgen

*) Geschichte der französischen Literatur im XVII. Jahrhundert. Von Ferdinand Lotheißen. Zwei Bände. Zweite Auflage. Wien, C. Gerold's Sohn. 1897. Gr. 8. 30 M.

gelegt: hier lernte er die französische Sprache bis zur vollständigen Beherrschung, hier wandte sich sein bis dahin eigentlich mehr der englischen Literatur zugeneigtes Interesse endgültig der französischen zu, hier entschloß er sich, die „Geschichte der französischen Literatur und Gesellschaft während der Revolutionszeit" zu schreiben, von hier aus machte er Reisen nach Frankreich, durch eigene Anschauungen die neue Neigung belebend. So ist die genfer Zeit eine nothwendige und segensreiche Vorbereitung für die Aufgaben gewesen, die ihm seine 1870 erfolgte Berufung nach Wien brachte. Zunächst als Lehrer an der Oberrealschule, dann als Privatdocent und Professor an der Hochschule hat er eine segensreiche Thätigkeit entfaltet; er trat mit Wort und Schrift für das Studium der französischen Sprache und Literatur ein, und seinem bedeutenden Einfluß ist es mit zu danken, wenn heute allenthalben der Unterricht in den modernen Sprachen an den höhern Schulen und an den Universitäten mehr und mehr dem in den classischen Sprachen gleichwerthig an die Seite tritt. Aber die größte Bedeutung der wiener Zeit, die bis an seinen Tod gedauert hat, liegt doch in seiner literarischen Thätigkeit; hier schrieb er seine „Literaturgeschichte", hier seinen „Molière", ein Meisterwerk biographischer Kunst, das Schönbach mit unter die classischen Bücher dieser Art zählt; hier eine Reihe schöner Essays, die 1885 unter dem Titel „Bilder und Historien zur Sittengeschichte Frankreichs" gesammelt erschienen; hier das umfassende Culturbild der französischen Reformationskämpfe im 16. Jahrhundert, das den bescheidenen Titel „Königin Margarethe von Navarra" führt. Zu früh für die Wissenschaft, zu früh für sein Amt, zu früh für seine Familie wurde Ferdinand Lotheißen im Jahre 1887 durch den Tod abberufen.

Das Bild seines Lebens, seiner wissenschaftlichen Thätigkeit und seines liebenswürdigen Wesens in seinen Zügen entworfen zu haben, ist ein großes Verdienst Moritz Necker's; und dieses Bild dem Hauptwerke des Verewigten vorzufügen, war ein sinniger Gedanke, der allen Verehrern dieses wahrhaft vornehmen und bedeutenden Geistes Freude bereiten wird. J. Wychgram.

Die Zeitschrift „Pan".

„Pan"*) hat uns im neuen Jahrgange bereits dreimal zu Tisch geladen und zu diesem Zwecke stets ein reiches Menu zusammengestellt. Sieht man von dem ab, was noch nicht „gar" erscheint, ist für alle, vom verfeinerten Gaumen bis herab zum Freunde ungemischter Speise, trefflich gesorgt, sowol was die „Tafeln" als was die „Aufsätze" anlangt. Die neue Anordnung — gestern berliner, heute dresdener, morgen münchener und nächstens hamburger Küche — schließt ja den bunten Wechsel der Genüsse nicht aus. Die hierin sich kundgebende Absicht, die mannichfaltige Verschiedenheit, die unterscheidenden Merkmale und Geschmacksrichtungen der einzelnen Kreise zum Ausdruck zu bringen, kann indeß wegen des Zuzugs fremder Elemente, die ihre Art bewahren — wir erinnern an Karl Mediz, der von Wien nach Dresden übersiedelte — nur theilweise erreicht werden, ganz abgesehen von der Unmöglichkeit, Protensnaturen zu classificiren, wie Franz Stuck, der, nach seinen „Künsten" zu urtheilen, auch italienischer Anwandlungen fähig ist. Was „Pan" in den neuen Heften darbietet, bezeugt, daß er gewillt ist, nur vom Besten zu nehmen: unter den Gebern befinden sich fast nur illustre Köpfe und künstlerische Hände, die ihre Stoffe zu behandeln wissen.

Mit Recht beginnt das berliner Heft mit Theodor Fontane's Bildniß. Trotz seiner Achtundsiebzig gehört er zu den Förderern der neuen Bestrebungen: kein Geringerer als er war es, durch den das sociale Drama Gerhart Hauptmann's „Vor Sonnenaufgang" ans Bühnenlicht gezogen worden war. Sein Brustbild, von der Hand Max Liebermann's, zeigt ein prächtiges Veteranenantlitz, aus dessen Augen klarer Verstand und märkisches Wesen blitzen. In seiner „Semnonenvision auf der Kuppe der Müggelberge" zieht er mit echtem berliner Humor Vergleiche zwischen einst und jetzt:

> — Ein Bardentrupp folgt von Friedrichshagen,
> Wo jetzt noch Nachkommen Pauken schlagen — — —
> Auf Flößen kommen Andre geschwommen,
> Haben den Weg bis Schmöckwitz genommen,
> Bis Schmöckwitz, wo, Wandel der Epochen!
> Jetzt Familien Kaffee kochen.

Sein Blick verfolgt sie:

> Wie sie südwärts ziehen mit Kiepen und Kobern,
> Von der Müggel aus die Welt zu erobern.

Eine schalkhafte Antwort auf die Frage, ob reich oder arm? läßt uns auch ein gut Theil von dem innern Menschen erkennen, und, wer es nicht schon that, den Altmeister noch lieber gewinnen.

Neben ihm Johannes Schlaf, der Verfasser des naturalistischen Schauspiels „Meister Oelze", als Lyriker: ein Gegensatz wie zwischen Wachen und Traum! Lyrik in Prosa, die alle Zeichen des Ueberganges an sich trägt: liebevolle Naturbeobachtung und bizarre Schwärmerei in Eins verschmolzen. Arno Holz, „der Künstler der Außenform", der mit Schlaf zusammen „Die Familie Selicke" schrieb, träumt Frühlingsträume „Auf dem Rücken", die ihn mehr von der sentimentalen als von der

*) Pan. Herausgegeben von der Genossenschaft Pan. Zweiter Jahrgang. Vier Hefte. Heft 1—3. Berlin, F. Fontane u. Comp. 1896. Imp. 4. Jahrespreis 75 M. Einzelne Hefte 25 M.

gewohnten verständigen und witzigen Seite zeigen. Aus Christian Morgenstern's reimlosen Rhythmen „Abendstimmungen" spricht bereits wieder der Geist der Romantik. Dagegen braust durch Richard Dehmel's „Harfe" wieder der alte Sturmwind und entringt ihr machtvoll grollende Laute. In der Schilderung „Eines Tags" kommt die düstere Pracht seiner Poesie, aber auch seine schlimmen Seiten, die genugsam bekannt sind, zur Geltung. Die Dichtung ist an mancher Stelle dunkel wie Mystik und mehrdeutig wie Musik; aber der Grundton fesselt, und die Abstufung der Wechselgesänge wirkt ungemein anziehend und läßt das Menschliche, Allzumenschliche hier berechtigt erscheinen. Cäsar Flaischlen gibt zu Goethe's „Greift nur hinein ins volle Menschenleben" eine ergänzende Glosse. Fontane und Flaischlen, und mitteninne die Feuergeister: das wirkt beschwichtigend auf die Gemüther, denen Archäismus und Symbolismus, Naturalismus und Immoralismus bange machen.

Die letzte Spur von Unbehagen, das ungeklärte, grelle Accorde der Dichterstimmen etwa noch hinterließen, schwindet, sobald wir uns dem Erzähler Heinrich Harte zuwenden. „Ein Ringkampf" ist es, den er hier schildert, ein Ringkampf von Seele gegen Seele, einer kerngesunden gegen eine schwerkranke. Fast hat es den Anschein, als wollte der Verfasser eine Lanze brechen gegen unheilvolle Regungen unserer Zeit. Und doch empfinden wir es als von ihm selbst Erlebtes: „Erdscholle, Luft und Sonne, das sind ja die Mächte, aus denen immer wieder menschliche und menschheitliche Neugeburt die Lebenskraft zieht. Aus ihnen heraus wird auch ein neues Geschlecht wieder den Muth und die Stärke gewinnen zu einem helleren, heißeren, jauchzenderen Leben, als unser Jahrhundert es zeugte. Wir Fin de siècle-Menschen schleppen ja alle etwas von der Wirre, von der Glaubens- und Willensduselei des Schulmeisters Tücking mit uns."

In der geschäftlichen Ecke berichtet Paul Schlenther über die Schicksale der berliner Freien Bühne, die einst das vielseitige Kraftgenie Gerhart Hauptmann ans Licht zog. Nach siebenjährigem Wirken wurde die Polizeiaufsicht über sie verhängt. Der Schlag mußte tödlich wirken, aber man tröstete sich damit, daß es in der Natur des Experiments liegt, daß sein größter Sieg zugleich sein Ende ist. Die Entwickelung der neuen Lyrik in Deutschland ging mit der des Dramas Hand in Hand. Aus der stammelnden Unbändigkeit sprach eine urwüchsige Kraft, die man nicht ohne weiteres zu ersticken vermochte. Dies gilt vom Drama wie von der Lyrik, nur weist diese, ihrem Wesen entsprechend, bei allem objectiven Naturalismus mehr subjective Züge auf als jene. Julius Hart, der Muther auf literarischem Gebiete, verfolgt die Entwickelung der Großstadtlyrik bis in die achtziger Jahre zurück, wo die Dichtung modern, national, realistisch (später naturalistisch) und individuell zu werden anfängt, wo „die Lyrik der Fluren und Wälder, der Heide und der idyllischen Natureinsamkeiten" Abschied nimmt, und die Dichtung „lange, staubige, von Menschen wimmelnde Straßen, Schenken und Kaffeehäuser" besingt. Wie mächtig die Fülle neuer Anschauungswerthe auf Dichter und Künstler wirkte, davon zeugt die Masse und die Wirkung ihrer Werke. Zur Orientirung kennzeichnet Hart die einzelnen Dichter von dem schwärmerischen Karl Henckell bis zu dem launigen, excentrisch-barocken Paul Scheerbart — ein literarischer Erguß, aus dem viele lernen können, die noch abseits stehen. Freilich wird man gut thun, nachzuprüfen, und damit das etwas dithyrambische Lob des Sprechers für die Wildlinge der neuen Zeit ein wenig herabzustimmen.

Die Reihe der bilderreichen Aufsätze über berliner Kunst und deren Geschichte beginnt mit H. von Tschudi's Versuch einer Kritik Adolf Menzel's. Er trifft den Nagel auf den Kopf, wenn er sagt: „In Menzel ist der geistreiche Beobachter stärker als der schauende Künstler." Aehnlich nennt ihn der „Dichter" Böcklin den Gelehrten unter den Künstlern. Die berliner Akademie erhält durch „Gedanken bei der Feier ihres zweihundertjährigen Bestehens" aus der Feder Wilhelm Bode's die verdiente Würdigung. Richard Graul berichtet über die Wirksamkeit der „XI", der erfolgreichsten Vertreter der Modernen. Zeichnungen von Ludwig von Hoffmann, Leistikow, Hans Herrmann, Schnars-Alquist und Skarbina geben Zeugniß von der mannichfaltigen Verschiedenheit ihrer Richtungen. Zu der herrlichen Gruppe „Amazone zu Pferd" von Louis Tuaillon, die unterdeß für die Nationalgalerie erworben worden ist, gibt G. Gronau die Geleitworte. Wir fügen hinzu, daß in der Werkstatt des Künstlers, in Rom, vor der Porta del Popolo, ein ähnliches Werk von gleich lebendiger Wirkung der Vollendung entgegenreift. Die beiden Lichtbilder, das der Amazone und des von uns in Rom angefertigten, bilden zwei köstliche Gegenstücke. Die Bewegungen des im Schritt gehenden Pferdes sind durch die Haltung von Kopf und Hals besonders glücklich wiedergegeben. Der jugendlich schöne Reiter sitzt bereits wie angegossen auf seinem Thiere; seine Linke greift in den Zügel, in der Rechten hält er einen leichten Kranz. Zu dem Studienkopf von Cornelia Paczka-Wagner aus ihrem „Orakelcyklus" fügt Max Lehrs einen kurzen Abriß ihres Lebens und Wirkens. Das Lob, das ihr hier gespendet wird, wurde seinerzeit sehr mit Unrecht von anderer Seite angegriffen. Man hatte wieder einmal vergessen, daß Studienblätter oft — vielleicht meistens — mehr für die künstlerische Beurtheilung ins Gewicht fallen als vollendete Kunstwerke. Beispielsweise gilt dies von Adolf Menzel ebenso wie von Hermann Prell. Man wagt noch immer Stimmungsurtheile, die gefällt werden, ohne daß der Kritiker das Kunstwerk in Augenschein genommen hat. So erging es auch Klinger mit seiner Kassandra. Uns ist es wenigstens sehr fraglich, ob jenem Kritiker noch andere Werke der Künstlerin zu Gesicht gekommen sind, z. B. die vollendet schönen Bleistiftzeich-

nungen, wie sie die Gruppe der Italiener in der dritten internationalen Aquarellausstellung in Dresden aufwies. Ihre phantastischen Dichtungen zu „einer Frauenseele“ erinnern in ihrer Kühnheit an die besten Klinger'schen Schöpfungen.

Alfred Lichtwark, von dem die nicht ohne Widerspruch gebliebene Idee ausging, jedem Hefte des „Pan“ ein bestimmtes Localcolorit zu geben, äußert sich über Palastfenster und Flügelthüren und kommt zu dem Schlusse: das Ideal für ein behagliches Zimmer ist ein Fenster so groß als möglich und eine Thür so klein als möglich. In einem Schlußaufsatz „Aus Berlin“ stellt er die Stadtanlage von Berlin und Paris in interessante Parallele. In „Vergessener Kunst“ sucht Albrecht Haupt die schlummernde alte Gartenarchitektur wieder neu zu erwecken, und schließt mit der verlockenden Schlußperspective: „Lebt sie einst wieder, so werden auch wieder Capitole und Foren entstehen.“

Das Ausland ist durch Magnus von Wedderkop's geistvolle Charakteristik des „satanisch-mystischen, romantisch-ästheticistischen“ Dichters Paul Verlaine's und der Lyrik der Décadence in Frankreich vertreten; voran steht Anders Zorn's mehr genähtes als gestochenes, aber außerordentlich plastisch wirkendes Bildniß des bekehrten Bohémien. Den Schluß macht Charles Maurin's Radirung auf Zink: „Mutter und Kind“, die wie eine flotte Röthelzeichnung wirkt.

Endlich darf Hönemann's Holzschnitt nach einem Gemälde von Dora Hitz nicht unerwähnt bleiben. Trotz des streng durchgeführten Parallelschnitts bringt er nicht nur Formen und Beleuchtung, sondern auch das Sfumato des Originals zu getreuem Ausdruck.

Ein stolzes Lied Friedrich Nietzsche's

Krumm gehen große Menschen und Ströme,
Krumm, aber zu ihrem Ziele — —

begleitet von einer farbigen Studie Klinger's zu seinem „Prometheus“, gibt dem sächsischen Kreise die Weihe. Aus den folgenden Gedichten von Ferdinand Avenarius klingt es noch wie Frühlingsahnen einer neuen Zeit; Fritz Kögel, der Freund Nietzsche's, dagegen erfüllt „Seine Tage“ mit weltschmerzlichen Rückblicken, und Victor Feldegg's Lied „An das Leid“ ist eine wehmüthige Feier der Erinnerung und der Entsagung:

Jetzt spinnst du bunte Truggebilde vor
Und flüstert mir von Macht und Ruhm ins Ohr,
Und flehst mit Stimmen der Kinderzeit,
Und bist wie Liebe — und bist das Leid.

Anton Lindner's „Todter Tag“ deutet die leisesten Regungen der Natur; Friedrich Nietzsche's schmerz- und sehnsuchtsvolles Lied „Die junge Fischerin“ wird durch die bewegte Composition des Dichters zur Ballade. Damit sind wir indeß keineswegs zu Ende mit der Aufzählung der poetischen Beiträge in gebundener Form. Aber sie genügt zur Charakteristik. Nur des in seiner Schlichtheit ergreifenden „Hinüber“ von Hans Bethge dürfen wir nicht vergessen.

In seiner „Ballade“ in Prosa: „In hac lacrymarum valle“, malt der schwärmerisch-idealistische Stanislaw Przybyszewski die glutvolle Liebe einer empfindsamen Künstlerseele. In G. von Ompteda's „Aufschwung“ spiegelt sich die alte Sehnsucht nach Befreiung aus den Schranken des Alltagslebens; mit dem Aufstieg in die große Alpenwelt wird auch sein Inneres emporgetragen bis zur Gottesahnung: Naturalismus und Idealismus reichen sich wieder in altgewohnter Weise die Hände.

Eine Dorfgeschichte „Die Glocken von Krummseifenbach“, von Wilhelm von Polenz, die in dem Helden vom Schlage der „Pomuchels“ eine tüchtige Charakterstudie aufweist, ist nicht ohne Absicht von zwei Lithographien Haus Unger's umrahmt. Von nachhaltiger Wirkung ist die kleine sinnig und zart empfundene und ebenso sicher und klar geschriebene Episode „Der Schmetterling“, von Ter Hallström, aus dem Schwedischen von Francis Maro. Hier etwas vom Inhalte zu verrathen hieße den Schmetterlingsstaub von den Flügeln streifen. Nur das eine sei gesagt: die Erzählung Ter Hallström's zeigt ähnlich wie Sigbjörn Obstfelder's „Liv“, was Menschen einander sein können. Kurt Martens endlich läßt uns eine „Nachtwandlerin“ belauschen, deren Selbstgespräch die einzelnen Phasen ihres traumwachen Zustandes wie ein geistvolles Melodrama begleitet und voneinander abhebt.

Am Eingange des Heftes steht Klinger's Radirung „Erinnerung“, eins der Blätter, die weniger gedeutet als betrachtet sein wollen. Was nützt es auch, von dem wehmüthigen, verzichtandeutenden Lächeln des jugendlichen Antlitzes zu reden, von der Hand auf der klopfenden Brust, von den dunkeln Schatten im Vordergrunde, durch die der Blick vergebens zu dringen versucht, während draußen der Morgen tagt und das Sonnenlicht auf jungen Birken spielt? Ist es das schmerzliche Dante'sche Wort „Nessun maggior dolore“ . . . oder ein tröstliches „Durch Nacht zum Licht“, was hier der Griffel ausdrücken soll? Oder am Ende keins von beiden? Vielleicht haben wie schon oft nur unbestimmte Regungen dem Künstler die Hand geführt, und erst nach der Vollendung floß Alles in dem Worte „Erinnerung“ zusammen. Außer einigen kleinern Blättern Klinger's sind es noch zwei größere Zeichnungen, die uns fesseln: Christus vor dem Hohenpriester und Eva mit der Schlange; jenes durch den Gegensatz zwischen dem sanftmüthigen, philosophisch ergebenen Dulder und den ausdrucksvollen Gestalten der jüdischen Schriftgelehrten, vor allem des polternden Priesters, dem die Rede förmlich aus dem Munde quillt, dieses durch die nur in Umrissen gezeichnete Gestalt, die das Weib dennoch in seiner ganzen Pracht vom Scheitel bis zur Sohle schildern. Wer möchte an diesen

Contouren mäkeln? Außer Gustav Fritsch wol niemand. Was schadete es auch? Was hat nicht Böcklin alles hören müssen? Und doch steht bei ihm alles so zweifellos und nothwendig da wie bei Michelangelo, der sich seine Gestalten nach eigenen Ideen formte, oder wie in der Natur höchstselbst. Klinger's geistiger Schüler, der jetzt in Rom weilende Otto Greiner, hat eine Originalradirung, eine Kreuzigung, gesandt, die im Verein mit seinem letzten Dante-Bilde die Schnelligkeit bekundet, mit der er sich der Technik bemeisterte. Wenn wir nicht irren, so sind noch nicht zwei Jahre verstrichen, seitdem er hier in Leipzig die ersten Radirversuche anstellte. Der Stoff ist durchaus selbständig behandelt. Malerisch wirkt die vom Mittagslichte umleuchtete Hauptgruppe des Mittelgrundes, wenn auch ihre linke Seite gegen die Beweglichkeit der rechten nicht aufkommen kann. Im Vordergrunde links fallen zwei vortreffliche Actfiguren etwas zu sehr ins Gewicht, während rechts vor der offenen Grube unheimliche Gestalten hocken: der Tod mit der Sense und ein höllisches Ungethüm. Von Max Pietschmann finden wir neben einer Radirung — ein etwas ungeschlachtes Centaurenliebespaar — mehrere gedankenvolle kleinere Zeichnungen. Ernst Walther's Blumen erinnern an Otto Eckmann'sche Zierstücke. Paul Baum's leuchtende Dorflandschaft — vielleicht aus dem Goppeler Grunde, dort, wo am 4. Mai 1893 die dresdener Secession ins Leben gerufen wurde — zeugt von dem beharrlichen Naturstudium des Künstlers. Seine „Trauer" wirkt mächtiger als die sinnreichste Allegorie. Dagegen fällt uns in Georg Lührig's „Freya und die Riesen" nur der Fortschritt des Buntdrucks und eine anmuthige Gewandstudie auf: seine Waldbilder sind uns lieber. Besonderes Interesse zwingen uns drei Kopfstudien ab: ein weibliches Antlitz mit geheimnißvollen Augen, schwarz auf grünem Grunde, von Hans Unger; der Kopf des dresdener Bildhauers Robert Diez von Karl Mediz, dessen Domäne bisher der Wald war, dem er immer neue Reize abgewann, und die in absichtlicher Unfertigkeit gehaltenen Züge des norwegischen Schriftstellers Knut Hamsun zu dem Artikel „Ein Streifblick auf die jüngere norwegische Literatur". Die interessante Kaltnadelarbeit stammt von der Hand seines ebenso sehr über- wie unterschätzten Landsmannes Edvard Munch.

Die alte sächsische Kunst ist durch „Lucas Cranach", den Max Friedländer bespricht, und durch einen Aufsatz über die altsächsische Bildnerschule im 13. Jahrhundert aus der Feder August Schmarsow's vertreten. An jenen schließen sich Bilder des Meisters: eine Madonna mit Engeln im Walde (Heliogravure nach einem Gemälde), die Buße des heiligen Chrysostomus mit Cranach's Lieblingen, dem struppigen Wald und seinem Gethier (Heliogravure nach einer Radirung) und mehrere Holzschnitte. Zu Schmarsow's Arbeit lieferten Lichtbilder aus dem meißener Dom sowie eine Zeichnung Zwintscher's die bildliche Ergänzung. Ueber Dresden und seine malerischen Winkel schreibt Cornelius Gurlitt, während sich W. von Seidlitz über Dresdens junge Künstlerschaft äußert. Richard Müller's dresdener Ansichten lassen zu wünschen übrig: auch die Gebäude — wie die Katholische Kirche und die Frauenkirche — haben ihre Physiognomie; solche Zeichnungen können flott, sie dürfen sogar liederlich erscheinen — aber die Verhältnisse müssen stimmen. Die dresdener Bildhauerkunst ist durch Erich Hösel's Zeichnung seines charakteristischen Hunnen vertreten. W. Bode schreibt über die Aufgaben der Kunstgewerbemuseen. Wir erfahren dabei, daß wir zwar die Engländer in der Zahl der Schulen und Sammlungen für das Kunstgewerbe bereits überflügelt haben, daß aber die eingeschlagenen Wege — es wurde zu viel und planlos gesammelt — vielfach Irrwege waren und eine Einschränkung der genannten Anstalten nach mehrern Seiten nothwendig ist. Ihm secundirt ein Artikel von E. von Bodenhausen, der „Heimstätten für die Kunst" nach dem Muster des Herrn Bing in Paris eingerichtet wissen will, Orte, wo sich Gebende und Nehmende begegnen und kennen lernen. Hauptzweck: die Künstler sollen wieder selbständig zu denken anfangen, nicht mehr gedankenlos nachbilden, sondern auf Grund des Princips der schlichten Sachlichkeit und constructiven Schönheit von vorn beginnen. Neuerdings hat auch Leipzig im Grassi-Museum ein neues Kunstgewerbemuseum erhalten, das unter der Direction von Richard Graul der Füllung seiner Räume harrt. Darum ist uns nicht bange; ob der Stadt aber auch, wie Walter Harlan in seinem „Winterfeldzug in Leipzig" erhofft, eine neue Schauspielbühne für die „Moderne" beschieden sein wird, das liegt noch im Schoße der Götter. Eine lehrreiche Studie Karl Heine's: „Die deutsche Wanderbühne und ihr Bruch mit dem Dilettantismus", führt uns ins 17. Jahrhundert zu Johannes Velten, dem Begründer der deutschen Schauspielkunst, und schildert den Niedergang unter „der schönen Juliane" (Julie Elenson) und die Reformen der Neuberin.

Das zuckende Auf und Nieder der neuen Bewegung zeigt sich besonders kräftig in den dichterischen Beiträgen des münchener Heftes, ja es spiegelt sich selbst in den Ueberschriften wider: „Zum Licht!" „Zum Ziele!" „Müder Abend", „Neue Ziele", „Glück, Verwesung und Flamme!" in denen Wilhelm Holzamer, Otto Julius Bierbaum, Alfred Herrmann, Max Halbe, Ludwig Derleth, H. Elgo und Ludwig Scharf ihre naturalistischen und romantisch-symbolistischen Ideen vortragen, oft von grellem äußern Gegensatze, wenn auch nicht in dem Maße wie zwischen Gerhart Hauptmann's „Vor Sonnenaufgang" und seiner „Versunkenen Glocke". Unter jenen Dichtern befinden sich feine lyrische Stimmungskünstler und Dichter von reiner Naivetät und jugendlicher Schwärmerei: nachdem das erste kindisch-hilflose Stammeln überwunden, zeigt sich das neue Wesen als eine erstarkende männliche Poesie, deren knor-

riges Reimwerk manches Gewächs früherer Jahrzehnte als schwächlich und weichlich erscheinen lassen.

Durch die Dichtung, in Poesie wie in Prosa, geht ein gewisser visionärer Zug, der sich in diesem Hefte besonders geltend macht. Freilich ist das mystische Beiwerk zugleich auch die Quelle zarter seelischer Regungen, die dem Stoffe Tiefe und Innerlichkeit verleiht. So erscheint dem Reisenden auf dem Meere in dem sonst durchaus realistisch klaren Stimmungsbilde Oskar Panizza's das Gespenst eines riesigen gelben Dampfers, „der gelben Kröte“, auf dessen Deck das alte Mütterlein sitzt: es ist das Elend seiner Jugend „mit der ganzen Drehorgelei der ewigen pietistischen Selbstprüfungen und Katechismusängsteleien, das ihm plötzlich wie eine gelbe, schmuzige Flut ins Gemüth stürzt“. In der Novelle „Das Wunderbare“ von Heinrich Mann ist es eigentlich nur der blumengestickte Schleier der künstlichen Darstellung, der einen mystischen Hauch über das Ganze breitet. Das Wunderbare ist hier das Ideale, oder vielmehr die Ideale, nach denen der junge Metaphysiker hascht, ohne sie zu erreichen. Nur Eins bleibt dem nüchternen Leser unverständlich: wie deckt sich das seltsame Erlebniß mit dem ersehnten Ideale? Aber der Eindruck, den die Novelle hinterläßt, ist trotzdem kein ganz ungesunder. Wie in Storm's „Immensee“ sind es Erinnerungen, hier italienische, von Romantik durchsetzt; aber der Erzähler hat sich des Idealen ein wenig entwöhnt, und die Tendenz: „Man muß das Wunderbare nicht zum Alltäglichen machen“, könnte auch in Feuchtersleben's „Diätetik der Seele“ stehen. Anna Croissant-Rust spinnt „An einem Kindergrabe“ den Lebensfaden des Lieblings weiter und weiter. . . . Auch Elgo's „Glück“ zeigt sich in Visionen, die sich aus duftigen Blüten am Bette des Genesenden in seiner Phantasie emporranken. Dagegen kennen Max Halbe's „Neue Ziele“ (aus Hans Hartwig's „Höllenfahrt“) nur die Lehren einer consequenten rationellen Psychologie: er schildert den Ruhelosen, den der Drang nach einem reichern, vollern Leben aus den Bergen von Weib und Kind hinweg in die Großstadt führt. Den Schluß der dichterischen Beiträge bildet ein Komödienfragment „Diogenes“ von einem Ungenannten. Geistvoll erfunden und in schwungvolle Verse gegossen weissagt es uns verborgenen Sinn: Ist Aspasia die Kunst, die zum Volke geht? Sind Alkamenes, Klinias, Alcibiades, Hyperbolos, Kakos und Kynegyros die verschiedenen Vertreter der andern Stände oder leicht zu errathende Typen verschiedener Kunstrichtungen?

Das Ausland spendet in Björnstjerne Björnson's Universitätscantate „Licht“ einen Hymnus auf die Forschungen aller Zeiten und Facultäten: Männer- und Frauenchöre besingen die Geistesriesen, die Licht in das Dunkel gebracht haben, von den ersten Wissern, die keiner kennt, bis herauf zu Julius Robert Mayer und Darwin, — wenn sie auch nicht alle genannt werden.

Das Eingangsbild des Heftes ist eine Heliogravure nach einem Böcklin'schen Landschaftsbilde von ungetrübter Schönheit. Mächtige Baumgruppen umlagern die Hügel, die ein reißender Gebirgsbach durchschneidet und ein weißer Brückenbogen verbindet. Oben auf dem Berge hebt sich die dunkle Silhouette eines italienischen Bergnestes von den leuchtenden Abendwolken kräftig ab; ein Bauer auf seinem Thiere und zwei anmuthige Frauengestalten streben der Stadt zu. Ueber dem Ganzen ist ein Schmelz und Duft gebreitet, der das Auge nicht leicht aus seinem Banne losgibt. Von Wilhelm Volz rühren zwei märchenhafte Wesen her, eine Nereide und eine Nixe; gleich Ludwig von Hoffmann liebt er breite Contouren; aber seine Gestalten sind weniger anmuthig, am wenigsten seine Salome, ein dämonisches Weib, in dessen Zügen sich Grausamkeit mit Wollust paart. Engelhart und Erler theilen sich in die Zierleisten und Schlußstücke; jener zeichnet in „Liebespaar“ und „Schmetterling“ prächtige Acte, dieser strebt nach Wiedergabe rhythmischer Bewegungen, die im „Tanz“ an eine Folge von Augenblicksbildern erinnern. Besonders zahlreich sind die Landschaftler vertreten: Otto Reim mit einer Radirung nach Stäbli, in der sich zerrissene Wolkenmassen, bewaldeter Felsengrund und dunkle, ruhige Wasser zu düsterer Wirkung vereinigen. Kampmann zeichnet steigende Nebel, Wilhelm Trübner ein Kloster am Flusse, und Otto Gampert führt uns in das lauschige Dunkel eines Buchenwaldes. Bernhard Pankok, der sonst im „Pan“ und in der „Jugend“ mit Otto Eckmann um die Wette Zierstücke zeichnet, bringt diesmal ein Schabkunstblatt: eine Kirche und zwei Kindergestalten in abendlichem Dunkel. Ludwig Dill versetzt uns in sonnigen Frühling, während aus Heinrich Stützel's keck hingeworfener Baumlandschaft die feuchte Herbstluft dringt. Aus Hans Thoma's Landschaft aber leuchtet kindliche Farbenfreude und Formenschlichtheit. Beides erinnert uns an jene Kupferstiche des vorigen Jahrhunderts, deren einfach umrissene Flächen mit ungebrochenen Localfarben, wenn auch von weniger Kraft, angelegt waren. Wie der Künstler mittheilt, ist sein Vierfarbendruck mit Aluminiumplatten gedruckt, die, leicht wie Carton, sich besser handhaben lassen und Kreide und Lithographentusche ebenso annehmen wie der Stein. Peter Hahn bringt ein Gewittermotiv aus der Reichenau, auf dem der Wind das Wasser an den Strand peitscht und die Bäume schüttelt, ein Blatt mit geringen Mitteln meisterhaft gezeichnet. Von der Hand desselben Künstlers rührt eine Radirung nach Uhde's Bilde „Meine Töchter“ her, bei der man die Sehweite nicht zu klein wählen darf, damit der nach vorn schauende Mädchenkopf den natürlichen Ausdruck gewinnt. Außer einem Genrebildchen von äußerst intimer Wirkung als Zierleiste zu Croissant-Rust's „Kindergrab“ finden wir von ihm noch eine zierliche Vignette zu den orientirenden Aufsätzen über München und münchener Kunst von Richard Streiter und Alfred Lichtwark: einen Fensterdurchblick auf die Thürme der münchener Frauenkirche, die auch in einem Schlußstück von T. T. Heine auftreten. Heine, ein geborener Leipziger, jetzt in München, machte seinerzeit durch das „teuflische“

Plakat für den „Simplicissimus" von sich reden. Die Blätter dieser Zeitschrift enthalten in einer Reihe ganzseitiger Bilder Heine's einen ganzen „Struwwelpeter" für Erwachsene. Im „Pan" debutirt er mit drei Kleinigkeiten, unter denen sich ein Paar stilisirter Dachshunde befindet, die für ungeübte Augen des Commentars bedürfen.

In der Rundschau des Heftes beleuchtet Max Lehrs die neue Aera in der lithographischen Kunst und kennzeichnet die bahnbrechenden Meister und wichtigsten Vertreter auf diesem Gebiete, während W. von Seidlitz Konrad Fiedler's Verdienste um die Kunst und ihre Jünger feiert; den zweiten Aufsatz begleiten vier Netzätzungen nach Hildebrand'schen Reliefs. Endlich dürfen wir Björnstjerne Björnson's Bildniß von der Hand Erik Werenskiold's nicht unerwähnt lassen; trotz oder vielleicht wegen seiner Skizzenhaftigkeit, die die verschwimmenden Gesichtszüge des Dichters mehr ahnen als sehen läßt, wirkt es außerordentlich lebensvoll und bei weitem malerischer als sein photographisch genaues Bildniß Henrik Ibsen's im zweiten Hefte des „Pan".

Es lag uns daran, den reichen Inhalt des neuen „Pan" so gut wie möglich vor den Augen des Lesers auszubreiten, um zu zeigen, daß sich darin Wort und Bild vereinigen im Kampfe für eine neue jugendstarke deutsche Kunst. Allenthalben wächst die Zahl der Mitkämpfer unter den Künstlern:

Alles will empor sich ringen
Zur Arbeit an den sonnigen Gefilden —

und viele andere — vor allen die, die die Fortschritte des Auslandes zu verfolgen im Stande sind — freuen sich dieser Bestrebungen, ihrer Früchte und ihrer Erfolge, wenn auch noch manches Wort und Zeichen dunkel und runenhaft anmuthet. Ziel und Ausgang der modernen Bewegung liegen durchaus nicht so klar vor unsern Blicken, wie einige meinen; um so erfreulicher ist es zu bemerken, daß das Geschrei der Gegner schon erheblich schwächer geworden ist; mancher frühere Eiferer blickt schon resignirt, wenn auch vielleicht noch stumm-schmerzlich auf die Kinder einer neuen Zeit. Das Verständniß für eine neue Kunstbewegung kann nur allmählich reifen.

Ernst Lehmann.

Historische Romane und Erzählungen.

1. Unter den Borgia. Eine Erzählung aus dem römischen Mittelalter. Von Richard Voß. Berlin, O. Janke. 1897. 8. 6 M.
2. Reginald von Reinhardsbrunn. Eine Thüringer Waldgeschichte. Von A. Jüngst. Paderborn, Ferd. Schöningh. 1897. 8. 3 M.
3. Barbara Blomberg. Historischer Roman. Von Georg Ebers. Zwei Bände. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1897. 8. 10 M.
4. Die weiße Rose. Historischer Roman aus der Jugendzeit Kaiser Wilhelm I. Von Alexander Olinda. Köln, Albert Ahn. 1897. Gr. 8. 4 M.

An den höchsten Mustern des historischen Romans gemessen wird keins der vier eben aufgezählten Werke als ganz vollwerthig erscheinen, andererseits ist aber auch keins ganz talentlos. Dabei liegen ihre Vorzüge und ihre Schwächen in so verschiedenen Dingen, daß sie recht geeignet sind zu zeigen, wie sehr unsere Zeit literarisch genommen eine suchende und tastende ist.

Der Stoff, den sich Richard Voß in dem Roman „Unter den Borgia" (Nr. 1) gewählt hat, mußte eine literarische Persönlichkeit seiner Art unwiderstehlich anziehen. Dazu ist Italien das Land seiner Neigung; die zugleich schönheitstrunkene und wilde Sinnlichkeit der Renaissancezeit versteht gerade er nachzuempfinden, und die Borgia sind — besonders nach der schlimmen Seite — geradezu typisch für jene Periode. Trotz alledem hat sein Buch als Ganzes genommen auf mich nicht den Eindruck eines wahren Kunstwerkes gemacht; hinter K. F. Meyer's „Angela Borgia" vor allem bleibt es weit zurück. Ein erzählender Dichter muß eben mehr Ruhe und Objectivität haben, als Richard Voß besitzt, und um einem kranken Geschlecht nicht nur nachzuempfinden, sondern es auch richtig darzustellen, bedarf es einer gesündern Persönlichkeit. Bezeichnend für Voß ist es, daß er mit den geschichtlichen Thatsachen sehr willkürlich schaltet. So existirt der Herzog Ercole, dessen angeblich vom Dichter gefundene Aufzeichnungen den Hauptinhalt des Romans bilden, gar nicht; die geschichtliche Persönlichkeit dieses Namens ist nie für sich selbst als Bewerber um die Hand der Angela Borgia in Betracht gekommen. Bezeichnender noch erscheint es, daß er es, wenn mich nicht alles täuscht, für nöthig gefunden hat, die an sich schon entsetzliche Wirklichkeit durch dichterische Erfindungen noch fürchterlicher erscheinen zu lassen. Manche Partien des Buches gemahnen an die Fieberphantasien eines Wahnsinnigen, ohne daß dies durch die Persönlichkeit Ercole's voll gerechtfertigt erschiene; künstlerisch noch bedenklicher ist es, daß in dessen Aufzeichnungen sich eine offenbare Zwiespältigkeit des Tons zeigt — er schreibt theilweise als Büßender, theilweise im Gefühl dämonischer Freude an der Welt, der er früher mit allen Fasern seines Wesens angehört hat; auch recht zahlreiche sprachliche Wendungen von äußerster Bedenklichkeit wirken störend. Andererseits konnte aber nur ein großes Talent dieses Buch schreiben, und manche Abschnitte haben etwas unwiderstehlich Fesselndes. Zum Schluß setze ich statt aller weitern Auseinandersetzungen als Probe eine Stelle her, in der Herzog Ercole berichtet, wie er seine durch schlimmen Frevel gewonnene und dann um der trügerischen Aussicht auf Angela Borgia's Hand und auf die durch diese Verbindung erhoffte Befriedigung

seiner Herrschsucht willen wieder verstoßene Gemahlin Isotta als Wahnsinnige wiederfindet:

Jetzt ging die Sonne auf, gerade vor mir! . . . Ich ritt der Sonne entgegen.

— — — — — — — — — — — — —

Da schwebte Gesang über das Gräberfeld. . . . Ich hielt mein Pferd an, lauschte und — mir grauste plötzlich.

Ich ritt weiter dem gespenstischen Gesange entgegen. . . . Jetzt verstand ich auch, was die geisterhafte Stimme sang:

Ich bin Isotta, Isotta, Isotta! Die Braut des erlauchten Herzogs Ercole, Ercole, Ercole. . . .

Und jetzt sah ich sie!

Sie kauerte am Wege, auf einem antiken, umgestürzten Grabstein, inmitten der hohen, verbrannten Blumen der Wildniß. Ihr bräutliches Prachtgewand hatte sie an. Es war zerschlitzt und hing in Fetzen um ihren armen, hagern Leib. Und da es über der Brust aufgerissen war, so hatte sie ihr gelöstes Haar schamhaft darüber gelegt. . . .

. . . . Ich stieg ab, ging zu der verlassenen Braut auf dem Stein am Wege und sagte sehr sanft: „Komm, du zertrümmertes Schönheitsbild! Jetzt gehören wir beide zusammen."

Ich schlang meinen Arm um sie und trug sie fort. Sie ließ sich ruhig von mir nehmen, war ganz still; und nur als die Disteln zur Erde fielen, that sie einen Laut wie ein Kind, welches über ein zerbrochenes Spielzeug zu weinen anheben will, aber von seiner Mutter gleich ruhig gemacht wird. Ich hob sie auf das Pferd, schwang mich zu ihr und ritt mit ihr davon: mit dem einzigen, was ich aus Rom von den Borgia zurückbrachte.

Mit A. Jüngst's „Reginald von Reinhardsbrunn" (Nr. 2) kommen wir auf deutschen Boden, auf dem auch die andern noch zu besprechenden Werke in der Hauptsache spielen. Die Verfasserin ist gewiß ein kleineres Talent als Richard Voß; aber mir ist ihre „Thüringer Waldgeschichte" doch lieber, als „Unter den Borgia".

Neue Töne schlägt sie nicht an, aber was sie gibt, wirkt im besten Sinne wohlthuend, und man kann es dabei wohl mit in den Kauf nehmen, daß dies Zeitbild aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts mindestens in Bezug auf die kirchlichen, insbesondere die klösterlichen Verhältnisse zu licht gehalten ist. Die Verfasserin konnte dazu sehr leicht kommen, da sie augenscheinlich eine überzeugte, wenn auch von jedem Fanatismus freie Katholikin ist, und man muß ihr dabei zugestehen, daß es gewiß auch im 14. Jahrhundert noch Klöster gegeben hat, deren Bewohner von so vortrefflichem Geiste erfüllt waren wie diese Mönche von Reinhardsbrunn, daß sie also das Recht beanspruchen darf, ihre Erzählung so zu gestalten, wie sie es gethan hat, mag sie uns damit auch nur die eine Seite der Medaille zeigen. Entschieden bedenklicher ist es, daß eine Reihe von Einzelheiten, namentlich die Häufung in den Gefahren und Rettungen des Helden unangenehm an die Art der Familienblatterzählungen gemahnt; auch die Gefahr, in Sprache und Gedanken allzu modern zu werden, ist weniger, als wünschenswerth wäre, vermieden. Aber diese Schwächen vermögen doch den wohlthuenden Gesammteindruck der Erzählung nicht allzu sehr zu beeinträchtigen. Die Schicksale des Junkers Reginald, der aus dem Kloster, in dem er als Schüler so viel Gutes erfahren hat, in leidenschaftlicher Verblendung entweicht, um nach furchtbaren Kämpfen mit großer Schuld beladen als Mönch dahin zurückzukehren, sind mit bemerkenswerthem Geschick erzählt. Und höher noch steht der edle und feine Sinn, der sich überall verräth, die wohlthuende Wärme, die uns daraus entgegenweht, und ein zartes und tiefes Naturgefühl. In diesen Zügen wie nach mancher andern Richtung hin erinnert die Erzählung unwillkürlich an Spitta's stimmungsvolle Glockengießergeschichte „Meister Harmen", ohne daß deshalb eine Nachahmung davon vorzuliegen braucht. Aehnlich wie durch diese das Tönen der Glocken als immer wiederkehrendes Motiv hindurchzieht, verwendet A. Jüngst mehrfach in sehr feiner Weise den Gesang der Drossel. Auch eine Reihe von eingelegten Liedern, in denen sich theilweise ein sehr anmuthiges Talent zeigt, vermehrt die Aehnlichkeit mit dem ebenerwähnten Buche.

Bewegten wir uns bei A. Jüngst in verhältnißmäßig engem Kreise, so ist der Rahmen in dem neuesten Werke von Georg Ebers viel weiter gespannt. Ich gestehe gern, daß ich seine „Barbara Blomberg" (Nr. 3) sehr angenehm enttäuscht aus der Hand gelegt habe. Seine sonstigen neuern Romane kenne ich nur aus Besprechungen, und meine Erwartungen konnten danach keine besonders hohen sein. Nun wünschte man ja gewiß auch in diesem Lebens- und Charakterbild der bekannten Geliebten Karl's V. manches anders. Nicht nur stören ziemlich zahlreiche sprachliche Fehler und Flüchtigkeiten, ohne die es auch bedeutende Romanschriftsteller jetzt nicht mehr zu thun scheinen, sondern auch inhaltlich fehlen zunächst Sentimentalitäten nicht, ferner sind manche Erfindungen zwar sehr geeignet, das Interesse künstlerisch anspruchsloser Leser zu erwecken, aber doch allzu unwahrscheinlich — ich erinnere nur an die mild gesagt sehr romanhafte Art, wie die schon durch die Aussicht, Barbara nächstens zu sehen, in der Haltung und dem Aussehen Karl's vorgehende Veränderung geschildert wird — und eine Reihe anderer Einwendungen lägen nicht fern. Aber in der Heldin hat Ebers auf jeden Fall eine fesselnde und — was hier nicht leicht war — eine glaubwürdige Gestalt geschaffen. Sie erweckt von vornherein unser lebhaftes Interesse, und der Dichter hat es sehr gut verstanden, die guten und die bedenklichen Seiten ihres Wesens zu einer Einheit zu verschmelzen. Wir verstehen, wie ein solches Mädchen ohne Zaudern dem jungen Wolf Hackschwert, zu dem sie überdies nie leidenschaftliche Neigung empfunden hat, entsagt, sobald sich ihr die Aussicht zeigt, Karl's Liebe zu gewinnen. Dazu wird ihr Verhältniß zu dem Kaiser dadurch geadelt, daß diesen noch mehr ihre herrliche Stimme als der Reiz ihrer Schönheit fesselt, und die weitere Entwickelung, bei der sie übrigens nie in die Art einer gewöhnlichen Maitresse herabsinkt — zuerst die sich immer steigernde Leidenschaft, mit nur vorübergehenden

durch Barbara's unvorsichtige Heftigkeit herbeigeführten Abschwächungen, dann der Bruch zwischen den beiden —, ist sehr gut durchgeführt. Vor allem aber hat es Ebers verstanden, das Interesse an Barbara auch nach dieser entscheidenden Wendung lebendig zu erhalten. Wir verfolgen mit Antheil ihre weitern Herzenskämpfe, die Schwankungen ihres Empfindens zwischen Liebe und Haß dem Kaiser gegenüber; wir verstehen die bittern und doch auch wieder so süßen Gefühle, die ihr die Geburt und die spätern Schicksale ihres auf kaiserlichen Befehl von ihr getrennten Sohnes Don Juan d'Austria erregen; wir empfinden es als innerlich berechtigt, daß sie allem Drängen des Kaisers zum Trotz sich weigert, ins Kloster zu gehen; selbst durch ihre Verheirathung mit dem Werbecommissar Pyramus Kögel, der ihr schon längst eine heiße Leidenschaft entgegengebracht hat, verliert sie kaum in unsern Augen, und wir freuen uns herzlich, daß sie noch die große Zeit ihres Sohnes erlebt und von diesem in ihrem Werthe erkannt wird. Wir sehen allmählich ihre Leidenschaftlichkeit sich etwas abklären; aber im Grunde ihres Wesens bleibt sie sich gleich: eine stolze, leidenschaftliche, im Gefühl erfahrener Kränkung auch zu recht schlimmen Dingen fähige, aber doch im Kern edle Natur. — Fällt auch auf ihren Charakter das hellste Licht, so sind doch die wichtigsten sonstigen Persönlichkeiten durchaus nicht nur skizzenhaft behandelt; vor allem ist Kaiser Karl selbst eine Gestalt von hohem Interesse. Auffällig erscheint es, daß Ebers — vielleicht weil Barbara eine überzeugte Katholikin ist — seine Unbefangenheit in religiösen Dingen fast bis zur Parteilichkeit für die katholische Sache treibt. Der grundsätzliche Einwand, den man gegen sein Werk erhoben hat, es sei mehr Lebensbild als in sich geschlossener Roman, bedeutet praktisch bei einer Literaturgattung, die sich so außerordentlich frei entwickelt hat, nicht allzu viel.

Alexander Olinda behandelt in seinem Roman „Die weiße Rose" (Nr. 4) denselben Stoff, den sich F. von Köppen in der vor etwa Jahresfrist von mir besprochenen Erzählung „Ein Opfer für das Vaterland" gewählt hatte; denn unter dem Namen „Die weiße Rose" war seinerzeit die Prinzessin Elisa Radziwill, die Jugendliebe Kaiser Wilhelm's, bekannt. Das neuere Werk steht rein als Roman betrachtet weit über dem frühern. Die Entwickelung der Handlung vollzieht sich in so spannender Weise, wir werden so geschickt mehrfach von Hoffnung zur Enttäuschung geführt, daß unser Interesse stets lebhaft bleibt. Aber das ist freilich theilweise offenbar auf Kosten der historischen Wahrheit geschehen, die ein Schriftsteller, der im heutigen Deutschland einen solchen Stoff behandeln will, unbedingt mehr hätte respectiren sollen. Schon was wir von dem unerhörten, noch dazu in seiner schließlichen höchsten Steigerung völlig nutzlosen Edelmuth der jungen Prinzessin Isabella Czartoryski, der Elisa Radziwill einst das Leben gerettet hat, und von ihren geschickten Contreminen gegen den Hausminister Wittgenstein und die andern Gegner einer Verbindung zwischen dem Prinzen Wilhelm und Elisa lesen, kann getrost zu einem großen Theil als auf Erfindung beruhend betrachtet werden; noch viel sicherer aber ist, wenn auch nicht das ganze Eingreifen Goethe's zu Gunsten einer Ehe zwischen dem Prinzen Wilhelm und der Prinzessin Augusta von Weimar, doch jedenfalls die Art erfunden, wie Elisa Zeugin von der entscheidenden Aussprache zwischen diesen beiden wird und — ihren Bund segnet. Und diese Erfindung mag vielleicht vom Standpunkte des Romanschriftstellers sehr geschickt genannt werden, dem Wesen dieses Stoffes entspricht sie keinesfalls. Damit aber komme ich auf den entscheidenden Vorwurf, den man gegen Olinda erheben muß: bei ihm rücken die Hauptcharaktere, namentlich aber der des Prinzen Wilhelm in ein falsches, sozusagen theatralisches Licht. Und das ist gerade einer solchen Persönlichkeit gegenüber ein schweres Unrecht. Einen Mann wie den spätern Kaiser Wilhelm ehrt man nicht durch übertreibende Lobsprüche, die er selbst am entschiedensten zurückgewiesen hätte, sondern durch einfache Schilderung seiner schlichten Größe, deren Hauptbedeutung gerade in der Fähigkeit der richtigen Selbsterkenntniß und Selbstbescheidung lag; eine Abweichung von diesem Standpunkt ist nicht nur ein historischer, sondern auch ein ästhetischer Verstoß.

Edmund Lange.

Aufgeführte und unaufführbare Dramen.

1. Die sittliche Forderung. Komödie in einem Act. Von Otto Erich Hartleben. Berlin, S. Fischer, Verlag. 1897. 8. 1 M. 50 Pf.

Schon äußerlich betrachtet ist das Stück ein allerliebster Scherz. Ein Büchlein liegt vor uns, mit einem grauen alterthümlichen Umschlag; roth und schwarz mit viel verschnörkelten Buchstaben ist der Titel darauf gedruckt, mit uraltem buntem Papier ist der Rücken beklebt, kurz, ein ehrbares Büchlein aus guter alter Philisterzeit liegt vor uns. Der Einband könnte zweihundert Jahre alt sein. Und dann der Inhalt! Modernes Leben, moderne Menschen von der ersten Zeile an. Auch der Titel „Die sittliche Forderung" ist ein hübscher Scherz. Für literarische Feinschmecker sind Hartleben'sche Werke fast stets ein Genuß. Allerdings satt werden kann man nicht; Hauptgerichten gleichen sie nicht, aber jenen kleinen, zierlichen, appetitlichen Zwischenspeisen, die man umherreicht, den Gaumen zu reizen, und die oft am besten schmecken. Hartleben's Welt- und Menschenanschauungen sind frei, aber ohne herausfordernde Keckheit und vor allen Dingen ohne

lockende Lüsternheit. Man kann sie ablehnen, aber nicht völlig verurtheilen. Man muß an den Hartleben'schen Arbeiten mindestens das eine gelten lassen, daß sie gut gemacht sind, und das ist bei Kunstwerken schließlich doch immer etwas. In einem großen deutschen Modebade singt die berühmte Concertsängerin Rita Revera, einst ein gutes rudolstädter Hauskind mit bravem, bürgerlichem Namen, bis sie eines Tages davongegangen ist, als der funfzigjährige Chef des Hauses Stierwald um ihre Hand angehalten hat und sie ihn nach dem Willen der Aeltern heirathen sollte, während sie dem Sohne Friedrich ihre Neigung geschenkt hatte. Nach einem harten, bunten Leben ist sie die bekannte Sängerin auf den feinsten Specialitätenbühnen geworden, für ihre Aeltern verschollen, für Friedrich unauffindbar, bis dieser sie zufällig entdeckt. Das Wiedersehen der beiden ist mit unvergleichlicher Feinheit und drolliger Lebhaftigkeit geschildert. Er erzählt ihr, daß sein Vater gestorben sei, dann stellt er die sittliche Forderung an Rita, das Leben einer Concertsängerin aufzugeben, andere Lebensgewohnheiten anzunehmen und nach Rudolstadt in die Familie und Gesellschaft zurückzukehren. Friedrich selbst will dann um sie anhalten und sie zu seiner lieben Frau machen. Als Rita in sehr richtiger Selbsterkenntniß erklärt, sie heirathe keinen Kaufmann aus Rudolstadt, will Friedrich davonstürzen. Aber er verläuft sich — ins Schlafzimmer, und als sie mit entzückender Koketterie ein Lied mit nicht misszuverstehenden Worten trällert, da ist es um ihn geschehen, und der Kaufmann aus Rudolstadt, der Träger der sittlichen Forderung, kehrt um, küßt Rita und bleibt bei ihr. — Aber die sittliche Forderung? Nun, die hat diesmal das Nachsehen; aber Hartleben ist selbst zu klug, um zu glauben, daß sie mit diesem Stück etwa aus der Welt geschafft werden könnte. Er hat einen künstlerischen, sehr anmuthig zugespitzten Scherz gemacht, und es wäre plumpe Barbarei, sich an dem kleinen Kunstwerke nicht zu ergötzen. Das Eine steht ja gerade bei so zierlichen Werkchen außer Frage: daß die sittliche Forderung auf diese Weise nicht aus der Welt geschafft werden soll und geschafft werden wird.

2. Die Athenerin. Drama in drei Aufzügen. Von Leo Ebermann. Zweite Auflage. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1897. 8. 2 M.

Auch dieses Stück ist aufgeführt, und sogar mit Erfolg aufgeführt worden, aber es ist eine matte, gefällige Durchschnittsleistung; dieses Gesammturtheil sei der Deutlichkeit halber an die Spitze gestellt. Der es schrieb, war ganz gewiß kein Dichter, mindestens hat er kein Fünkchen dichterischen Schwunges gezeigt, aber er war ein geschmeidiger Stilist, mit erprobtem Geschmack, allgemein gebildet, aber ohne tiefe Weltanschauung, maßvoll, verständig, liebenswürdig, kurz, einer von den guten Leuten, die schlechte Musikanten sind. Gefällig zu wirken, war ihm für sein Drama das höchste Ziel. Wer unter allen Umständen gefällig wirken will, der ist von vornherein kein Künstler, den eine ernste, heilige Noth antreibt, sein Inneres zu gestalten. Wer zuerst und zuletzt gefallen will, der muß auch darein willigen, banal zu sein. Und das hat Ebermann reichlich gethan. Sein Werk hat keine Tiefe; es ist klar, aber farblos wie Wasser. Die Verse plätschern dahin, ihr Fall ist gleichmäßig, aber einschläfernd, es sind Verse der Form, nicht dem Geiste nach. Da ist kein Bild, kein Wort, das uns festhielte, keine tiefer quellende Empfindung, die uns dahinreißt und uns zwingt, ihren Ausdruck zwei- dreimal zu lesen. Alles ist hübsch zahm, mild und besonders recht behaglich breit. Ebermann hat immer die denkträgsten Zuschauer vor Augen, denen er alles so klar wie möglich machen möchte. Nichts ist für den Verfasser bezeichnender als das Publikum, an das er bei seinem Werke denkt. Klug sind die Bestandtheile gewählt, um ihre Mischung recht anmuthend zu machen. Ein gewisses Kunstverständniß läßt sich dabei erkennen, und auch der strenger Urtheilende erfreut sich mindestens an der Harmlosigkeit, mit der das Stück zu gefallen sucht. Die Heldin des Dramas, die Athenerin, ist die Hetäre Phryne. Von ihrer Kunst zu lieben oder vielmehr sich lieben zu lassen werden schwärmerische Loblieder gesungen. Jetzt gehört sie einem reichen Kaufmann Thrasyllos, der so reich ist, daß er die athenische Flotte ausrüstet, die Söldner bezahlt und die Staatsausgaben aus eigener Tasche bestreitet. Dafür ist er billigerweise erster Archon von Athen. Mit der Geschichte nimmt es Ebermann nicht so genau. Die schöne Phryne wird von Phidias als Göttin Aphrodite dargestellt, aber die verweichlichten, wenngleich geistreichen Athener ermüden und langweilen sie. Da kommen spartanische Gesandte, darunter der junge Agis, eine herbe, keusche Jünglingsnatur von rauher, kriegerischer Kraft. Phryne, der goldenen Jugend Athens überdrüssig, sehnt sich mit ihrer ganzen Hetärennatur nach der eisengepanzerten, spröden und brutalen Kraft des Spartaners. Ihre kleinen Buhlkünste verfangen nicht; erst als sie sich in geschraubten Liebesbetheuerungen ergangen hat, gelingt es ihr, den Abscheu, den Agis vor ihr empfindet, zu überwinden. Vor den Augen von Agis aber umarmt Thrasyllos, der rechtmäßige Besitzer, die von ihm unterhaltene Phryne, und dieser Anblick ist für Agis der Grund — eifersüchtig zu werden und deshalb in Athen zu bleiben. Welch schlechtes Motiv! Der Anblick, daß Phryne sich so ohne weiteres von einem Mann öffentlich ans Herz drücken läßt, hätte einen bisher keuschen, strengen, stolzen Jüngling doch so anwidern müssen, daß er auf der Stelle gegangen wäre. Im zweiten Acte weilt Agis im Hause Phryne's, zum Verdruß des abgesetzten Liebhabers Thrasyllos, der endlich sein Recht geltend macht, worauf Phryne mit einer großherzigen Anwandlung auf Reichthum und Luxus verzichtet und mit Agis in eine Fischerhütte zieht. Agis selbst ist in seinen Augen und denen der eigenen Landsleute durch sein Verhalten entehrt, aber er genießt auf einige Zeit das schwüle Glück. Es kommt, was kommen muß. Phryne kann auf die Dauer den Glanz, die An-

muth, den geistvollen Umgang nicht entbehren. Ihre Hetärenliebe ist gesättigt, sie hat der rauhen Kraft nun genug, sie sehnt sich nach Athen zurück. Agis erspäht einstweilen in wenig ehrenhafter Weise die Schwäche der athenischen Festungswerke und meldet darüber nach Sparta. Er kommt sich als Spion indessen ganz gewaltig patriotisch vor. Leider wird diese heimliche Thätigkeit verrathen und zwar von Phryne selbst, halb gegen ihren Willen, halb von dem Glanz eines edlen Geschmeides bestochen, das ihr der alte Liebhaber Thrasyllos anbietet. Agis entgeht der Verhaftung als Verräther durch Selbstmord; Phryne aber, aus zäherm, weil gemeinerm Stoffe gemacht, geht nach Sicilien, dem schönen Eiland, wo man so süß zu schwelgen weiß. Dort wird sie ihr sauberes Handwerk weiter treiben, aber sich sorgfältiger vor Gemüthsbewegungen hüten; denn darunter leidet nur der Beruf. Man sieht, der Stoff ist völlig werthlos. Wenn nicht ein bischen griechischer Himmel, eine verschwommene Vorstellung von der Schönheit der hellenischen Cultur und classische Gewänder die Mattheit der Dichtung verschönten, so würde ein Interesse an diesem Drama nicht vorhanden sein. Ja, ein Drama ist „Die Athenerin" wol überhaupt nicht, sondern höchstens ein Theaterstück, oder noch geeigneter scheint sie für Redeakademien und Conservatorien zu sein, um daran kunstmäßig sprechen zu lernen, ohne eine Gemüthsbewegung nothwendig zu machen. Die Schwunglosigkeit wird um so deutlicher empfunden, als der Besitz einer Hetäre so gewaltig ernst genommen wird. Das ist, wie es Ebermann darstellt, weder hellenisch noch römisch noch deutsch gedacht, und von den Oesterreichern denken auch vielleicht nur einige Wiener so.

3. Yrsa. Eine Tragödie in drei Acten. Von Eduard Stucken. Berlin, S. Fischer, Verlag. 1897. 8. 2 M.

Wir werden nach dem hohen Norden geführt in windkalte Meeresbuchten, auf deren Wellen sich Ragnar Lodbrok's Drachenschiffe schaukeln. Blutige Schatten der Vorzeit tauchen auf. Finsteres Verhängniß lastet auf den Personen. Schwer und grausig sind ihre Thaten. Dann werden wir in die Königsburg zu Hleidra geführt. Unheimliche Thaten vollziehen sich hier. Die Vergangenheit thut sich auf und sendet ihre Gespenster ans Tageslicht. Ein schwerer zähflüssiger Stoff war von dem Dichter zu bewältigen, den bloßer Verstand nun und nimmer in künstlerische Gebilde formen konnte. Das vermochte blos eine Phantasie, der das Schwerste gelang, Größe, Einfachheit und Leidenschaft zu vereinigen. Entweder mußte der Leser sofort, in den ersten Scenen, in die Welt des Dichters versetzt werden, oder es konnte niemals gelingen, die Empfindung zu erwecken, man lebe und leide mit jenen Recken der Vorzeit. Das letztere ist bei Stucken's Trauerspiel „Yrsa" der Fall; alles darin bleibt uns fremd: Land, Sitte, Haß, Liebe, Schuld. Wir empfinden, daß uns zugemuthet wird, die Handlung schlicht und groß zu finden, aber der Eindruck, den wir davontragen, ist der eines kühlen, plumpen, trockenen Puppenspiels. Es ist das Muster eines nach modernem Recepte schlecht gemachten unaufführbaren Dramas. Sichtlich bemüht sich der Verfasser, für den wilden und finstern Stoff einen Stil festzuhalten, der der Zeit entspricht und künstlerischen Anforderungen genügt; er sucht mit ernstem Bemühen eine gediegene, dabei eigenartige Arbeit zu geben; aber leugnen läßt sich nicht, daß dieses Bemühen gescheitert ist. Zunächst ist der Stoff nicht klar genug organisirt, es drängen sich Nebensächlichkeiten hinein, die störend wirken, auch wird nach Anfängerweise das Gräßliche gehäuft. Man muß, um mit Ragnar Lodbrok zu sprechen, schon fest in seinen Schuhen stehen, will man all das ertragen, was einem der Verfasser zumuthet. Da ist, um mit Kleinigkeiten zu beginnen, eine Jungfrau, nur mit einem maschigen Fischernetz und ihren Haaren bekleidet, im Meere watend und das Meer mit ihrem Blute färbend; wir sehen ferner eine hochschwangere Frau, die lichterloh brennt; es fehlt nicht an einem Geisterschiff mit Leichen beladen; Doppelehe, Blutschande zwischen Vater und Tochter, Blutschande zwischen Bruder und Schwester; die Königin von Dänemark wird für todt gehalten, sie wird von Seeräubern als Sklavin verkauft, wird aus einer Sklavin abermals Königin und zwar von Saxland; als sie verwitwet, heirathet sie einen andern König und wird Königin von England, ohne daß der Gatte weiß, daß sie einst Königin von Dänemark gewesen ist. Sie hat aus dieser dritten Ehe eine Tochter; selbstverständlich wirbt um deren Hand der Sohn aus erster Ehe, ohne eine Ahnung von der Verwandtschaft zu haben. Noch mehr des Greuels: der Vater, Ragnar Lodbrok, hat seinen Sohn in eine Schlangengrube geworfen, und der Unglückliche kommt auf die Bühne, wahnsinnig vor Angst. Um solche Ereignisse glaubhaft und erschütternd zu machen, dazu besitzt die moderne Poesie gar keine Mittel. Dazu gehört eine Urwüchsigkeit, eine Kraft des Charakters, eine Einfalt des Gemüthes, die nur die Volkspoesie in gewissen Zeiträumen besitzen kann. Der Kunstdichter vermag freilich für vieles zu entschädigen, wenn er Stimmung zu erwecken weiß, und wenn seine Kunstmittel eine glänzende Charakteristik schaffen. Aber davon ist bei Stucken auch nicht im entferntesten die Rede, ohne Stimmung rollen sich die Ereignisse ab, und zu dem offenbaren Mislingen gesellt sich noch die unangenehme Wahrnehmung, daß sich der Verfasser künstlerisch vergeblich nach Stimmung bemüht. Die Charakteristik z. B. von Yrsa und Ragnar ist völlig mislungen, sie zeigt die Fehler der Unruhe, der Unsicherheit und des Mangels an Leben. Ein einziges mal wird eine Stimmung im modernen Sinne dieses Wortes zu erreichen gesucht, im dritten Acte, Scene 1—5, nämlich am Wassergraben der alten Burg, die im Mondschein fahl und grausig daliegt; aber leider sind diese Scenen nur Nachahmungen von Maeterlink. — Die Grenel, die ich oben andeutete, werden allmählich entdeckt, indem sich die Personen gegenseitig erkennen. Man weiß aus „König Oedipus", wie kunstvoll solche

Entdeckungsscenen gebildet sein müssen, um zu wirken. Nichts davon in diesem Stück; schlecht und recht, ohne viel Kunst, erfolgt die Erkennung. Das Schicksal ragt mit blinder Gewalt in die Handlung: die Sterne handeln, heißt es, nicht die Menschen. An eine Bühnenaufführung dieses quälenden und wirren Stückes ist nicht zu denken; sollte sie aber versucht werden, so würde sich das Entsetzen und der künstlerische Aerger an gewissen kleinen, aber gefährlichen Stellen mit Bestimmtheit durch Gelächter erleichtern, so bei der tiefsinnigen Sentenz mitten im furchtbarsten Grenel: „Es hilft keine Krone gegen Kopfweh"; oder bei der Rede der Heldin: „O wäre ich bei meinen Gänsen geblieben und hätte euch nie gesehen!" Worauf die Mutter erwidert: „O wärest du bei uns geblieben und hättest deine Gänse nie gesehen!!" — Das Gelächter, das bei diesen und ähnlichen Stellen entstehen würde, stammte keineswegs blos aus diesen Stellen, die sich ja leicht tilgen ließen, sondern aus der innern Mangelhaftigkeit und der daher stammenden Unaufführbarkeit des Dramas selbst.

Friedrich Kummer.

Feuilleton.

Der Ueberfall des Lützow'schen Corps bei Kitzen am 17. Juni 1813 ist zwar schon wiederholt auf süddeutscher wie auf preußischer Seite Gegenstand geschichtlicher Darstellung gewesen; aber es fehlte bislang an einer kritisch gesicherten Bearbeitung. Diese Lücke hat Professor Adolf Brecher in seiner Schrift „Napoleon I. und der Ueberfall des Lützow'schen Freicorps bei Kitzen" (Berlin, R. Gaertner's Verlagsbuchhandlung [H. Heyfelder], 1897) ausgefüllt. Was bisher wol ab und zu vermuthet worden ist, hat Brecher's kritische Arbeit zur Gewißheit erhoben: Napoleon hat den Ueberfall dieses und der andern Freicorps, die bei Abschluß des Waffenstillstandes noch in seinem Rücken standen und, nachdem die Kunde vom Waffenstillstand sie erreicht, der Elbe zuzogen, um in das durch die Demarcationslinie den Verbündeten zugewiesene Gebiet zu gelangen, direct anbefohlen, um seinem Haß gegen die partisans zu genügen; er hat, um die Schuld von den Franzosen abzulenken und die Deutschen noch mehr unter sich zu verfeinden, die Würtemberger unter falschen Vorspiegelungen für die feige Verrätherei verwenden lassen und dann mit schamlosen Lügen die That vor der Welt zu rechtfertigen gesucht. Mit unantastbarer Sicherheit — und das darf als ihr besonderes Verdienst betrachtet werden — erbringt die Brecher'sche Schrift den Beweis, daß der würtembergische General Normann, dessen die Franzosen sich zur Ausführung ihrer Büberei bedienten, beflissen war, die Lützower durch rechtzeitige Warnung zu retten, auf Seite Lützow's aber einer Schwerfälligkeit, einem Nichtverstehen seiner wohlgemeinten Winke begegnete, das sich nur aus der Lauterkeit Lützow's erklärt, der für Misverständniß hielt, was abgefeimte Schurkerei Napoleon's war. Wir wünschen der gut geschriebenen Schrift recht viele aufmerksame Leser; sie ergänzt das jüngst erschienene Buch von Pfister: „Aus der Rheinbundszeit", in erwünschter Weise und wird in der gleichen Weise wie dieses versöhnend wirken.

— Die von Heeren und Ukert begründete „Geschichte der europäischen Staaten", deren Redaction seit 1894 Wilhelm von Giesebrecht leitete, soll unter Oberleitung des leipziger Historikers Lamprecht weiter geführt werden. Als erster Band der neuen Serie ist vor kurzem der erste Theil von A. Brückner's „Geschichte Rußlands bis zum Ende des 18. Jahrhunderts" (Gotha, F. A. Perthes, 1896) ausgegeben worden. Sein Verfasser ist leider bald nachher gestorben und die Fortsetzung seines Werkes uns schuldig geblieben. Es dürfte schwer halten, einen geeigneten Historiker zu finden, der die begonnene Arbeit vollenden könnte. Das hängt mit der Eigenartigkeit des Werkes zusammen, dem die von Lamprecht vertretene „socialpsychologische" Auffassung der Geschichte ihren Stempel aufgedrückt hat. Die Geschichte der Herrscher und die Geschichte des Staates als des — nach der Auffassung der Idealphilosophen und ihrer historischen Vertreter — wichtigsten geschichtlichen Erzeugnisses tritt zurück vor der Entwickelungsgeschichte der Nation: Brückner's Werk ist mehr eine Geschichte der russischen Cultur als eine solche des russischen Staates. Von der letztern erfahren wir sogar blutwenig, und die auf vier Seiten in Form einer magern Geschichtstabelle zusammengedrängte chronologische Uebersicht der wichtigsten Ereignisse und der Regierungsperioden ist auch nur todter Stoff. Diese Mißachtung der Staatsgeschichte erklärt sich wol aus dem Bedürfniß der Einseitigkeit, das neuen Strömungen, die sich erst Terrain erobern wollen, eigenthümlich zu sein pflegt, auf dem Gebiete der historischen Wissenschaft als eine natürliche Reaction gegen die allzu scharfe Betonung des politischen Princips, die die Werke Ranke's und seiner Schüler charakterisirt: sie kann nicht auf die Dauer zum Gesetz der Geschichtschreibung erhoben werden. Aus dem Kampf der beiden Richtungen wird weder die eine noch die andere als Siegerin hervorgehen; jede hat von der andern zu lernen und auf dem Wege des Compromisses wird der Streit sein Ende finden. Die beiden Richtungen schließen sich ja doch nicht aus: neben den Massen behaupten auch die Individuen ihr Recht, und gerade in der Entwickelungsgeschichte der Staaten tritt — manchmal im Kampfe mit den Massen, die die Nation bilden, nicht selten lebhaft von ihnen unterstützt — die staatsbildende Kraft machtvoller Individuen unleugbar hervor. Nation und Staat bilden keinen Gegensatz; der Staat ist die äußere Form, die das Volk umschließt, das Band, das die Individuen zusammenhält. Seine Entstehung ist selbst ein Theil der Culturgeschichte des Volkes, und darum mindestens ebenso bedeutsam wie jede andere Aeußerung menschlicher Bethätigung. Hier wird die rechte Mitte gefunden werden, wenn erst die Leidenschaften auf beiden Seiten sich abgekühlt haben. Als Culturgeschichte Rußlands ist Brückner's Buch überaus werthvoll und interessant zu lesen. Es ist als solches die Frucht tiefgehender Studien, wie sie eben nur ein so gelehrter Kenner der russischen Geschichte und des russischen Volksthums hervorbringen konnte, und das läßt es uns doppelt bedauern, daß ihm nicht beschieden war, in einem zweiten Bande das Werk zum Abschluß zu bringen. Allerdings liegen für denselben in Brückner's größern Werken über Peter den Großen, Katharina II. und die Europäisirung Rußlands treffliche Vorarbeiten vor; aber einen Ersatz für das, was — nach dem ersten zu schließen — der zweite Band voraussichtlich geworden wäre, können sie freilich nicht bieten.

— Jedem wackern Weidgenossen empfehlen wir das begeisterte Loblied der edeln Jagd von Fritz Bley: „Horridoh! Weidmannsbilder und Lieder" (Berlin, F. Fontane u. Comp., 1896). Sein Verfasser ist Romantiker durch und durch — wie könnte auch ein echter

Jäger etwas anderes sein! Daher seine wehmüthige Klage um das nachgerade vergessene Jagdhorn, seine männliche Sehnsucht nach der alten deutschen Jagd, die in Form und Sprache vielfach hinter welschem Tand zurückgetreten ist, daher auch sein heißes Bemühen um Wiedererweckung des weidmännischen Sinnes. Das Buch bietet Prosa, Poesie und die verschiedenen Hornrufe in Noten. Dieser letzte Theil mag als besonders werthvolle Zugabe dem Herausgeber besonders gedankt sein. Von den Aufsätzen sind des „Jägers Horn" und „Weidmanns Lenz" mit wolthuender Wärme und recht schwungvoll geschrieben. Daß es an Ausfällen gegen Fexenthum und Stümperei, selbst gegen jagende Excellenzen nicht fehlt, erklärt sich vollkommen aus Bley's hoher Auffassung der Jägerei. Mit liebevollem Auge ist ferner der Winter des Weidmanns angeschaut, während in „Pompejus" die Geschichte eines Förstergauls mit classischem Humor erzählt wird. Das Kapitel „Muth" mag überleiten zur Dichtung dieses Bändchens, deren Stoffe die bunteste Mannichfaltigkeit aufweisen. In gefälligen Bildern wird das ganze Leben des Jägers, werden seine Freuden und Leiden in Tönen herzlicher Empfindung oder lächelnder Ironie besungen; Naturschilderungen wechseln ab mit Darstellungen der Jagd auf allerlei Gethier, selbst auf Büffel und Löwen. Denn überall ist unser Weidmann umhergestreift, die Steppe kennt er so gut wie die Tropen, die Anden so gut wie den Nil, Meere wie Länder. Doch sein Herz blieb gut deutsch überall, und so fand er auch vaterländische Weisen, um mahnend und warnend zu seinem Volk zu sprechen und es hinzuweisen auf das, was uns jetzt noth ist.

— Wer Hermann Abich war, werden viele unter den Lesern d. Bl. kaum wissen. Er war ein hervorragender Naturforscher und Reisender. Leopold von Buch bezeichnet ihn als seinen talentvollen, kenntnißreichen Landsmann, Alexander von Humboldt zollte den Ergebnissen seiner Forschungen wiederholt die höchste Anerkennung, und Karl Ritter spricht in einem Briefe an die Mutter Abich's mit wahrer Begeisterung von dem edlen Freund, dem strebsamen, unermüdlichen Erforscher der Wahrheit und der großen Gesetze in der natürlich offenbarten Welt des Herrn, der in seiner Thätigkeit durch das Resultat freudiger Hingebung und mühsamster Anstrengung so vollauf sich befriedigt fühle. Ein solches Urtheil der hervorragendsten Männer der Wissenschaft wird dem Leser die Bedeutung Hermann Abich's klarer vor Augen führen, als es selbst die ausführlichste Darstellung seiner Reisen und Arbeiten durch die Feder des Referenten erreichen könnte. Abich war Deutscher. Er wurde 1806 in Berlin geboren. Dort studierte er auch. Auf Grund zweier wissenschaftlicher Reisen nach Italien und Sicilien veröffentlichte er eine heute noch mustergültige Arbeit über Vulkanismus. Sie bewirkte seine Berufung nach Dorpat 1842 als Professor der Mineralogie. Im Jahre 1853 wurde er Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Petersburg. Den größten Theil seines Aufenthaltes in Rußland brachte er aber in Kaukasien, Armenien und Persien zu. Im Jahre 1844 sah er zum ersten mal jene Länder. Die Schönheit des kaukasischen Hochgebirges fesselte ihn so, daß er immer wieder zu neuen Studien dorthin zurückkehrte und im ganzen achtundzwanzig Jahre sich dort aufhielt. Auf diesen Reisen hat er bedeutsame geologische und paläontologische, sowie auch meterologische und orometrische Beobachtungen ausgeführt. Die wissenschaftlichen Ergebnisse seiner Forschungen hat er in zahlreichen Werken und Abhandlungen niedergelegt. Seine letzte Arbeit, in welcher er alle Resultate seiner Studien zusammenfassen wollte, war das große Werk „Geologische Forschungen in den kaukasischen Ländern". Es ist unvollendet geblieben. Im Jahre 1886 ereilte den großen Gelehrten in Wien, wohin er sich seit 1877 zurückgezogen hatte, der Tod. Bis in die letzten Wochen seines Lebens hatte er an der Verwerthung seines wissenschaftlichen Materials gearbeitet. Sein Plan, auch seine zahlreichen Reisebriefe zu veröffentlichen, konnte er nicht mehr ausführen. Diese Aufgabe übernahm seine Witwe, und sie hat sich damit ein hohes Verdienst erworben. Sie sind erschienen unter dem Titel „Aus kaukasischen Ländern. Reisebriefe von Hermann Abich. Herausgegeben von dessen Witwe. Erster Band: Briefe aus den Jahren 1842—53 an seine Aeltern und Geschwister. Zweiter Band: Briefe aus den Jahren 1859—74 an seine Frau" (Wien, Alfred Hölder, 1896. Erster Band 9 M.; zweiter Band 4 M. 50 Pf.). Diese Briefe enthalten noch eine Fülle wissenschaftlich werthvoller Bemerkungen und Anregungen, sodann ermöglichen sie uns einen Einblick in das Seelenleben des unermüdlichen Forschers. Sie geben uns ferner ein Bild von der Art und Weise, wie Hermann Abich, so heißt es in dem Vorwort, seine geologischen Forschungen betrieb und ausführte, und dadurch können die Briefe bei künftiger Bereisung der kaukasischen Länder als Wegweiser dienen. Ein sehr richtiger Gedanke war es, die Briefe möglichst unverstümmelt herauszugeben. Die bloßen Reiseschilderungen hätten vielleicht dem Fachmann die Benutzung des Buches erleichtert; aber sie hätten nie ein volles Bild von dem Forscher geben können. Briefe soll man nicht kürzen, sie können nur ganz verstanden werden, wenn sie in ihrer vollen Fassung vorliegen. Bei dem Lesen derselben fesselt uns oft mehr die ganze Lebensauffassung des Schreibers als die wissenschaftlichen Thatsachen, die wir lieber besondern dafür bestimmten Abhandlungen entnehmen. Hermann Abich war aber zweifellos nicht blos ein bedeutender Gelehrter, sondern auch ein edler, feinsinniger Mensch, der unsere Liebe und Achtung auch um seiner seelischen Vorzüge willen verdient.

— „Königssühne", von L. Jiriczek (Leipzig, Breitkopf u. Härtel). Eine Geschichte aus der Zeit der Völkerwanderung im Geiste und auch ein bischen im Stile Dahn's, aber doch bei weitem nicht so manierirt. Der Held ist König Radagais. Daß in der Geschichte an Waffengeklirre, Heldenthum, edeln Recken und züchtigen Jungfrauen Erkleckliches geleistet wird, versteht sich bei einer Dahn-Imitation von selbst. Und etwas anderes ist dieses Buch nicht, denn von Eigenart zeigt es keine Spur, desto mehr aber von Dahn. Verehrern von diesem wird es daher vermuthlich auch recht zusagen.

— „Ein Wahnsinniger und anderes. Von Guy de Maupassant. Einzig autorisirte Uebersetzung von Ludwig Wechsler" (Leipzig, A. Dieckmann, 1896); „Erkaufte Liebe und andere Novellen. Von Guy de Maupassant. Einzig autorisirte Uebersetzung von Ludwig Wechsler" (Leipzig, A. Dieckmann, 1896). An deutschen Uebersetzungen Maupassant's ist wahrlich kein Mangel, in den letzten Jahren sind deren eine ganze Menge erschienen und zwar bei den verschiedensten Verlegern, von diesen nach Gutdünken zusammengestellt. Es gelten fast alle als autorisirte Uebersetzungen, und darum fällt es auf, daß eine und dieselbe Novelle nicht selten bei mehrern Verlegern erscheint. So sind auch die Erzählungen „Ein Wahnsinniger" und „Verrathen" schon in anderm Verlage erschienen. Die Auswahl ist wie bei den meisten dieser nach dem Belieben des betreffenden Verlegers zusammengestellten Novellensammlungen nicht besonders glücklich. Neben wenigem Guten findet sich viel Unbedeutendes und Seichtes. Wozu gerade solche Sachen zur Uebersetzung auswählen! Es wäre jedenfalls sehr an der Zeit, wenn endlich eine vollständige deutsche Gesammtausgabe der Werke Maupassant's erschiene, damit dieser willkürlichen, wenn auch autorisirten Ausbeutung seiner Arbeiten ein Ende bereitet würde. Zum Schlusse sei mit Bezug auf die vorliegenden zwei Bände noch bemerkt, daß die Uebersetzung recht gut ist.

— Gelehrte Forschung in gemeinverständlicher Darstellung den wißbegierigen Leuten, die nicht selbst zu den Quellen hinabsteigen können oder wollen, zugänglich zu machen, ist eine schöne und verdienstvolle, aber auch nicht immer leichte Aufgabe. Wenn

O. F. Gensichen in seinem Buche „Das Haideröslein von Sesenheim“ (Berlin, Gebrüder Paetel, 1896) diese Aufgabe für die Forschung über Friederike Brion hat lösen wollen (und nur unter dieser Voraussetzung könnte man dem Buche einige Existenzberechtigung zusprechen), so hat er sie höhern Ansprüchen gegenüber nur sehr mangelhaft gelöst, denn seine Arbeit besteht außer im Wiederholen des Bekannten und Abdrucken des schon oft Gedruckten zum guten Theil in reichlichem Zuguß und in der Hinzufügung einigen Familiengewürzes, das die ganze Darstellung besonders der schönen Hälfte des menschlichen Geschlechts schmackhaft machen soll. Der Pessimist wird ihm da vielleicht mit Mephistopheles in der Hexenküche „ein groß Publikum“ voraussagen; und auf solches scheint Gensichen auch zu zählen, wenn er die volle Hälfte seines Buches mit einer Paraphrase und einem Abdruck aus Goethe's „Dichtung und Wahrheit“ anfüllt, und dies damit begründet, daß „die große Mehrzahl des deutschen Publikums heute leider die umfangreiche Autobiographie des Dichters kaum mehr durchliest“. Aber auch bei denen, die dies noch thun, setzt Gensichen den Wunsch voraus, von Friederikens fernern Schicksalen etwas zu erfahren, und den Bedürfnissen dieser beiden Arten von Lesern will er mit seinem Buche entgegenkommen. Den erstern schreibt er vielleicht, den letztern aber sicher nicht zu Danke. Denn das, was er, gestützt auf die vorliegenden Forschungen, besonders auf Lucins, vorbringt, enthält zwar das Thatsächliche richtig; aber die ganze Darstellung ist einestheils so sentimental und anderntheils so philiströs angehaucht, daß man den Dichter sowol wie die Gestalten der Frauen, die auf sein Seelen- und Herzensleben tiefern Einfluß gehabt haben, nur mit Bedauern in den ganzen Kreis solcher Betrachtungsweise gerückt sieht. Goethe's Verhältniß zu den Frauen überhaupt, insbesondere seine Verbindung mit Frau von Stein, seine Gewissensehe mit Christiane Vulpius so aufzufassen und zu beurtheilen, daß nicht nur dem großen Manne und dichterischen Genius, sondern auch dem Gemüthsleben des deutschen Volkes sein Recht wird, ist sicherlich eine der schwierigsten Aufgaben, die sich einem Literarhistoriker bieten. Wenn aber diejenigen, die hierin als Führer und Lehrer des großen Publikums auftreten wollen, die Dinge hauptsächlich unter dem Gesichtswinkel der Familienblätter darstellen, so wird sicherlich damit ebenso gut Unheil angerichtet, wie etwa mit dem Versuch, für große Genies eine Herrenmoral in Anspruch zu nehmen und auf das Recht der Beurtheilung ihres Thuns ganz zu verzichten. O. F. Gensichen spricht mit Liebe eigentlich nur von den Verhältnissen zu Friederike und zu Lilli, offenbar weil aus diesen, wie man zu sagen pflegt, allenfalls „etwas hätte werden können“; Christiane Vulpius erscheint in einer Beleuchtung, die Goethe's Liebe zu ihr geradezu unbegreiflich erscheinen läßt. Für die Enge der Auffassung, die dem Verfasser eigen ist, spricht auch die Auslegung der Stelle aus Goethe's Brief an Käthchen Schönkopf, nach der die Schulden, von denen der Dichter spricht, Zechschulden sein sollen, eine Auffassung, deren Unrichtigkeit schon die „Grenzboten“ nachgewiesen haben. Man erhält dadurch ein ebenso schiefes Bild, wie durch die Einreihung des „Haideröslein“ unter die an Friederike gerichteten Gedichte, woraus auch die Benennung des Buches herzuleiten ist. Ebenso gesucht und irreführend wie der Buchtitel wirkt die Kapitelüberschrift „Verlassen, verlassen!“, wobei wol jedem das Koschat'sche Lied einfallen muß, sodaß man sich gegen die Versuchung zu wehren hat, daß man im Geiste Friederike als Kärthnerdierndl ihren Schmerz ausweinen hört. Und diese Schiefheit wird auch durch die zahlreichen bewundernden und lobenden Stellen und durch das Bemühen, Friederikens Bild in den verschiedensten dichterischen Gestalten aus Goethe's Schöpfungen, nicht nur in den beiden Marien im „Götz“ und im „Clavigo“, sondern auch im Gretchen und in der Dorothea wiederzufinden, nicht wieder gut gemacht, eher wol sogar gesteigert. Denn diese letztere Deutung ist ebenso gezwungen und widerspruchsvoll, wie die andere, daß wir im Hermann den jungen Goethe zu sehen hätten, und zwar „bis aufs Kleinste hinunter“, nur „ohne dessen dichterisches Genie“. Goethe, der als frühreifer Knabe Gretchen geliebt, und als Student für Käthchen Schönkopf geschwärmt hat, und der unbeholfene Hermann, der bis dahin dem andern Geschlecht nur scheue Schüchternheit entgegengebracht hat! Aber freilich: „Ein charakteristischer Zug erhöht noch die Aehnlichkeit: wie Goethe als sechzehnjähriger Student in Leipzig wegen seiner im Schnitt unmodernen Kleider, die der väterliche Bediente, ein ehemaliger Schneider, angefertigt hatte, stark verhöhnt wurde, so wird Hermann von den Nachbarstöchtern wegen seines Anzuges verspottet.“ Da sind wir nun freilich „bis aufs Kleinste hinunter“ überführt, und können gegen das Uebrige nicht mehr viel einwenden.

— Den Freunden der anmuthig gelegenen Musenstadt an der Saale bietet der Verlag der Frommann'schen Hofbuchhandlung (Armin Bräunlich) in Jena ein allerliebstes Erinnerungsbüchlein: „Jena in Wort und Bild. Ein Sammlung von Ansichten, Liedern und Aussprüchen ernsten und heitern Inhalts“. Ueber vierzig nach Photographien sehr hübsch ausgeführte Ansichten aus Jena und Umgebung bis zur Rudelsburg hin, alte, liebe Studentenlieder mit und ohne Beziehung auf Jena, einige schöne Gedichte von Geibel und andern, die eigentlich mit Jena gar nichts zu thun haben, Proben jenaer Localpoesie, und ein paar Liederperlen von Goethe (Dornburg 1828), dann Stammbuchsprüche aus Jena und mehrere Briefstellen bedeutender Männer über Jena bilden zusammen eine höchst anziehende Gabe, die jedem ehemaligen jenenser Studenten hochwillkommen sein wird, und vielen nicht minder, die nur vorübergehend im lustigen „Saalathen“ geweilt haben.

Bibliographie.

Bernhardi, T. von, Aus den letzten Tagen des Deutschen Bundes. Tagebuchblätter aus den Jahren 1864—66. Leipzig, S. Hirzel. Gr. 8. 7 M.

Decken, E. von der, Die gebildete Frau und die neue Zeit. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 1 M.

Duboc, J., Anti-Nietzsche. Dresden, Hellmuth Henkler's Verlag. Gr. 8. 1 M.

— — Zwei Zeitgedichte. Zur Frauenfrage. Zur Judenfrage. Dresden, Hellmuth Henkler's Verlag. Gr. 8. 50 Pf.

Halm, Margarethe, Vom Baum des Lebens. Phantasien. Leipzig, Literarische Anstalt Augnst Schulze. 8. 1 M.

Hango, H., Nausikaa. Trauerspiel. Wien, A. Hartleben's Verlag. 12. 1 M. 80 Pf.

Hesse, O., Ueber Natur- und Kunstbutter. Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter). 8. 80 Pf.

Hoensbroech, P. Graf von, Religion oder Aberglaube? Berlin, Hermann Walther. Gr. 8. 2 M.

Lassar-Cohn, Die Chemie im täglichen Leben. Zweite Auflage. Hamburg, Leopold Voß. 8. Geb. 4 M.

Leobner, H., Ueber das Mannesmann'sche Röhrenwalzverfahren. Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 8. 1 M. 20 Pf.

Michael, E., Geschichte des deutschen Volkes seit dem 13. Jahrhundert bis zum Ausgange des Mittelalters. Erster Band. Freiburg i. Br., Herder'sche Verlagshandlung. Gr. 8. 5 M.

Ohnesorge, F., Wilhelm der Große. Berlin, Otto Salle. Gr. 8. 1 M.

Ohnet, G., Unnützer Reichthum. Roman. Zweite Auflage. Berlin, Richard Taendler. 8. 4 M.

Saar, F. von, Die Pincelliade. Heidelberg, Georg Weiß. 8. 1 M. 25 Pf.

Seidel, A., Neugriechische Chrestomathie. Wien, A. Hartleben's Verlag. 8. Geb. 2 M.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von **F. A. Brockhaus** in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von Ferdinand Schöningh in Paderborn.

Geschichte des griechischen u. römischen Theaters.

Von **Gustav Körting.** 390 S. Gr. 8°. br. M. 9,00.

Das Werk bildet den ersten Band einer Geschichte des Theaters von den Zeiten des Alterthums bis auf die Gegenwart, in stetem Hinblicke auf die Beziehungen des Theaters zu der Entwickelung der dramatischen Dichtkunst bearbeitet.

7. Lieferung soeben erschienen.

Nansen's Originalwerk

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erscheint:

In Nacht und Eis.

Die Norwegische Polarexpedition 1893—1896.

Von **Fridtjof Nansen.** Deutsche Originalausgabe. 2 Bde Reich illustriert. Geh. **18 M.**, geb. **20 M.** Auch in 36 Liefgn. à **50 Pf.**

Nansen's Reise ist die **kühnste Polarfahrt**, die je unternommen worden ist. **Nansen's** Reise ist die **erfolgreichste Polarfahrt.** „**In Nacht und Eis**“ ist das **einzige Werk**, in welchem der berühmte Reisende selbst über seine Expedition berichtet.

Prospect und die erste Lieferung sind in jeder Buchhandlung zu erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Einleitung in das Studium der Sociologie.

Von

Herbert Spencer.

Herausgegeben von Dr. **Heinrich von Marquardsen.**

Zweite durch einen Nachtrag vermehrte Auflage.

Zwei Theile. 8. Geh. 6 M. Geb. in 1 Band 7 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 14. und 15. Band.)

Herbert Spencer, der angesehenste englische Philosoph der Neuzeit, behandelt in vorstehendem Werk die verschiedenen Probleme der Gesellschaftswissenschaft. In der Gegenwart wendet sich das allgemeine Interesse den socialen Fragen immer mehr zu, sodass dieses ausserordentlich reichhaltige und anregende Buch in seiner zweiten, durch einen Nachtrag vermehrten Auflage allseitige Theilnahme finden wird.

Das Werk bildet den 14. und 15. Band der „Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek“. Verzeichnisse der erschienenen 68 Bände dieser Sammlung werden von jeder Buchhandlung gratis geliefert.

Soeben erschien **Katalog Nr. 5:**

Litteratur

Sprachwissenschaft, Sagen- u. Märchenkunde, Volkslieder, Sprüchwörter, Kulturgeschichte, Mythologie, deutsche klass. Litteratur, Almanache, Taschenbücher, fremde Litteraturen.

Interessenten bitte zu verlangen!

E. von Masars, Bremen.

Wissenschaftl. Antiquariat.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Balthazar Gracian's

Hand-Orakel und Kunst der Weltklugheit.

Aus dessen Werken gezogen von Don Vincencio Juan de Lastanosa, und aus dem spanischen Original treu und sorgfältig übersetzt von

Arthur Schopenhauer.

Vierte Auflage.

8. Geh. 2 M. Geb. 3 M.

Die vorliegende vierte Auflage des von Schopenhauer hochgeschätzten und darum von ihm aus dem Spanischen übersetzten Werks ist, um dasselbe allgemeiner zugänglich zu machen, im Preise wesentlich ermäßigt worden.

Schopenhauer sagt von dem Werke:

„Dasselbe lehrt die Kunst, deren alle sich befleißigen, und ist daher für jedermann. Besonders aber ist es geeignet, das Handbuch aller derer zu werden, die in der großen Welt leben, ganz vorzüglich junger Leute, die ihr Glück darin zu machen bemüht sind, und denen es mit einem mal und zum voraus die Belehrung gibt, die sie sonst erst durch lange Erfahrung erhalten. Das einmalige Durchlesen ist offenbar durchaus unzulänglich, vielmehr ist das Buch zu anhaltendem, gelegentlichem Gebrauche gemacht und recht eigentlich ein Gefährte für das Leben: daher wird, wer es gelesen, oder auch nur darin geblättert hat, es besitzen wollen.“

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Urvaśi.

Indisches Schauspiel von **Kalidasa.**

Deutsch metrisch bearbeitet von **Edmund Lobedanz.**

Dritte Auflage. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M.

Kalidasa's Schauspiel „Urvaśi“ wird von manchen Beurtheilern die schönere Zwillingsschwester seiner „Sakuntala“ genannt. Jedenfalls verdient es nicht minder als diese, in den Bücherschatz jedes Literaturfreundes aufgenommen zu werden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig (Querstr. 16).

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer.
Preis vierteljährlich 7 M. 50 Pf.,
jährlich 30 M.

Nr. 10.

Leipzig,
4. März 1897.

Inhalt: Otto Gierke. Von A. Wieruszowski. — Militärschriften. Von Hugo Buttmann. — Erzählungsliteratur. Von Theodor von Sosnosky. — Alte und moderne Lyriker. Von Richard Weitbrecht. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Otto Gierke.

Weit über die Grenzen der juristischen Fachwissenschaft hinaus ist der Name Otto Gierke's bekannt und gefeiert. Gierke gehört unzweifelhaft zu den führenden Geistern der neuern deutschen Rechtswissenschaft. Zu solcher führenden Rolle berechtigen nicht schon die schriftstellerischen Leistungen eines Mannes, wie gewaltig auch die Förderung der Erkenntniß sein mag, die wir ihnen verdanken. Eine Führerschaft im Reiche des Geistes erfordert außer dieser objectiven Wirksamkeit das Hervortreten einer starken, vorbildlichen Persönlichkeit, die uns in den Bann ihrer Eigenart zwingt und noch da zur Nachfolge anspornt, wo uns die eingeschlagenen Wege ungangbar erscheinen. Die Persönlichkeit eines Schriftstellers aber, von der eine solche Anziehungskraft ausgeht, offenbart sich in seinem Stil. Das ist nicht blos die Eigenthümlichkeit der äußern sprachlichen Form, sondern, wie W. Scherer es einmal ausgesprochen hat, die „innere Form", die Auffassung des Gegenstandes, die aller Darstellung vorausliegt und alle Darstellung bestimmt.

Diese Auffassung ist es nun auch, die den Werken Gierke's die wuchtige Geschlossenheit in der Führung, den hinreißenden Schwung in der Formung der Gedanken verleiht. Ob er uns in die Tiefen philosophischer Speculation, in die Fernen mittelalterlicher Staats- und Rechtsanschauung führt oder Probleme der modernen Gesetzgebung und Rechtswissenschaft anfaßt, ob er sich in bändereichen Werken mit dem Rüstzeuge umfassendster Gelehrsamkeit und eindringender kritischer Schärfe an den Kreis der Fachgenossen wendet oder seinen Ideen in formvollendeten Reden einen gemeinverständlichen Ausdruck gibt, immer verspürt man die Einwirkung einer eigenartigen, in sich vollendeten, von einem fast trotzigen Glauben an ihre Ideale durchdrungenen Persönlichkeit.

Und es sind wirklich noch Ideale, die Otto Gierke's Grundanschauungen vom Wesen alles Rechtes tragen. Er steht im schroffsten Gegensatze zu den modernen deutschen Theorien, denen das Recht nur ein Mittel für gesellschaftliche Interessen, ein „Hebel socialer Mechanik", ein „Inbegriff von Mauern und Zäunen" ist. Für Gierke gibt es noch eine Idee des Gerechten, die gleich der Idee des Wahren, Guten und Schönen nur mit sich selbst vergleichbar ist und in sich selbst ihren Werth trägt. Für ihn ist das Recht kein bloßer Macht- und Nützlichkeitsbegriff und deckt sich nicht mit dem nackten Herrschaftswillen des Staates, der „durch eine wohlverstandene Politik der Gewalt" den Willen des Einzelnen im Interesse der Gesammtheit beugt, sondern ist als verwirklichte Gerechtigkeit zunächst sich selbst Zweck, enthält in seinem wesentlichen Kerne Vernunftaussagen über die zu einer gerechten Lebensordnung erforderlichen Willensabgrenzungen und erfüllt seine Culturmission nicht durch den Zwang seiner Imperative, sondern in der Freiheit und durch die Freiheit vernünftigen Wollens.

Mit diesen Anschauungen wurzelt Gierke im Boden der alten naturrechtlichen Lehre, soweit diese das Recht aus seinem Verhältnisse zu gewissen unbedingten Vernunftforderungen der menschlichen Natur und Coexistenz erklärte, und es als Niederschlag der Gerechtigkeitsidee in die Sphäre der an sich selbst werthvollen Güter erhob. Nur weist Gierke mit Entschiedenheit die einseitigen Consequenzen zurück, mittels deren die Naturrechtler aus der bloßen Gerechtigkeitsidee ein von allen historischen und nationalen Bedingungen losgelöstes und allein von seiner innern Logik getragenes Idealrecht mit dem Anspruche auf allgemeine und ewige Gültigkeit construirt und bis in alle Einzelheiten ausgebildet hatten. Nichts ist unrichtiger als die Annahme, daß die Historische Schule, welche im Lichte geschichtlicher Erkenntniß die Begriffsgespinste jenes Vernunftrechts in ihrer Hohlheit und Unwirklichkeit aufwies, die Idee der Gerechtigkeit als solche aus dem Entwickelungsgange der Menschheit

gestrichen und die ethische Grundlage des Rechts preisgegeben hätte. Dies war erst der Rechtsphilosophie des Utilitarismus vorbehalten, der die Rechtsnormen sammt allen ethischen Ideen auf selbstische Zwecke des Individuums oder der Gesellschaft zurückführt. Die Historische Schule hat die ethische und ethnisch-geschichtliche Auffassung des Rechts miteinander versöhnt, indem sie die Rechtsidee aus dem Dunstkreise der Abstraction auf die Erde herunterholte, als wirksames Element in den Dienst des fortschreitenden Culturprocesses stellte, zu ewig reger Wechselwirkung mit allen übrigen Functionen des Gemeinlebens, Sprache, Religion, Sitte, Wirthschaft, verwob und sie damit auch dem geschichtlichen Entwickelungsgesetze, diesem centralen Gedanken der modernen Wissenschaft, unterwarf.

Und dies ist auch der Standpunkt Gierke's. Er hat ihn insbesondere in seinem bekannten Vortrage „Ueber Naturrecht und deutsches Recht" vertreten und auch in seinem neuesten großen Werke, dem „Deutschen Privatrechte", festgehalten, dessen erster Band, den „Allgemeinen Theil" und das „Personenrecht" enthaltend, den Anlaß zur vorliegenden Arbeit gegeben hat.*)

Wie man sich auch nun zu der Idee des Gerechten als dem Ur- und Nährquell alles Rechts stellen möge, das Eine wird zuzugestehen sein, daß eine wirklich große, einheitliche und geschlossene Auffassung des Rechts nur von der überragenden Höhe dieses Standpunktes aus zu gewinnen ist. Der Zweck, als Schöpfer des Rechts gedacht, muß nothwendig atomisiren, die Betrachtung den einzelnen Rechtsinstituten mit Rücksicht auf den bezweckten und erreichten Nutzen zuwenden und die Fortbildung des Rechts der handgreiflichen Opportunität, ihren Augenblicksreizen und Augenblicksgefahren überlassen. Daß ein solcher Positivismus im Zuge unserer Zeit liegt, wer wollte es leugnen? Es gehört wirklich schon ein um das mitleidige Kopfschütteln der Modernen unbekümmerter Muth der Ueberzeugung dazu, sociale Phänomene aus immanenten Ideen zu erklären, statt mit den naturwissenschaftlichen Denkformen der Physik und Psychologie und dem mechanischen Maßstabe der Statistik zu operiren. Friedrich Nietzsche hat in seiner Jugend einmal den allgemeinen Grundsatz aufgestellt, daß alles, was dem Menschen entgegentritt, nur unter dem Gesichtspunkte seiner geistigen Begabung aufgefaßt werden könne. Und darin liegt es auch begründet, daß wir dem todten Stoffe den lebendigen Odem der Idee einzuhauchen und geistige Centren zu schaffen bestrebt sind, deren Anziehungskraft die Fülle der Einzelerscheinungen ergreift, sie in wechselseitige Beziehungen zueinander und zum Ganzen setzt und so organische Zusammenhänge erzeugt. Diese aber erst erschließen dem Verständnisse das innere Wesen der Dinge und weisen zugleich bei socialen Phänomenen auf die Bahn organischer Weiterbildung hin.

*) Deutsches Privatrecht. Von Otto Gierke. Erster Band: Allgemeiner Theil und Personenrecht. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1895. Gr. 8. 20 M.

Gerade Gierke bewährt in seinen Werken die Kraft und Fruchtbarkeit solcher idealen Auffassung. Durch sie gewinnt er den großen, beherrschenden Gesichtspunkt der die Gegensätze des Privat- und öffentlichen Rechts überwindenden Einheit alles Rechts in seinen letzten auf die Verwirklichung einer gerechten Lebensordnung gerichteten Zielen. An sich ist die Sonderung der großen Rechtsgebiete des Privat- und öffentlichen Rechts der natürliche Ausdruck der Doppelbestimmung des Menschendaseins. Der Mensch lebt zugleich sich selbst und der Gattung, ist als Individuum eine Welt für sich und als Gesellschaftswesen Theil eines höhern, vielgliederigen Ganzen. Indem das Recht diesen zwiefachen Gehalt des Menschenlebens vorfindet und seinen Normen gemäß gestaltet, gliedert es sich von selbst in zwei verschiedene Reiche, regelt auf der einen Seite die Begrenzung und den Schutz der individuellen Lebenssphären und setzt sich auf der andern Seite den Aufbau und die Sicherung der Gesellschaft als solcher zum Ziele. Mit Recht betont Gierke, daß eine Rechtsordnung, die ihre Normen ausschließlich auf das Individuum als Selbstzweck abstelle und von dessen Gliedstellung in der Gesellschaft absehe, derselben verödenden Einseitigkeit verfalle, wie eine Rechtsordnung, die den Menschen ausschließlich als Glied der Gesellschaft werthe und seine Individualität dem Gesellschaftszwecke opfere. Dort schrankenloser Individualismus, der zur Auflösung, hier knebelnder Socialismus, der zur Erstarrung aller gesellschaftlichen Ordnung führt. Zwischen diesen Gegensätzen gilt es zu vermitteln und über ihnen die höhere Einheit zu finden, die vorhanden sein muß, weil Einzelleben und Gemeinleben zuletzt sich in der unzerreißbaren Einheit desselben Menschendaseins abspielen. Aus diesem Gedankengange entwickelt Gierke die Folgerung:

> Wir brauchen ein öffentliches Recht, das durch und durch Recht ist; das ein Verhältniß der Gegenseitigkeit zwischen dem Ganzen selbst und seinem Gliede, zwischen der höchsten Allgemeinheit und allen engern Verbänden, zwischen der Gemeinschaft und dem Einzelnen setzt; das den Staat vom Scheitel bis zur Sohle durchdringt und bindet, und auch da, wo der Zwang versagt, noch des Schutzes durch Richterspruch genießt; das zwar die Pflichten gegen das Ganze voranstellt, aber zugleich den Gliedern Rechte am Ganzen, dem Geringsten Antheil am Staate gewährt und verbürgt; das von der Nothwendigkeit und Stetigkeit des Gemeinlebens ausgeht und doch die Freiheit in sich aufnimmt. Wir brauchen aber auch ein Privatrecht, in welchem trotz aller Heilighaltung der unantastbaren Sphäre des Individuums der Gedanke der Gemeinschaft lebt und webt. Schroff ausgedrückt: In unserm öffentlichen Rechte muß ein Hauch des naturrechtlichen Freiheitstraumes wehen, und unser Privatrecht muß ein Tropfen socialistischen Oeles durchsickern!

Und damit stehen wir vor der großen socialen Aufgabe des Privatrechts, wie sie Gierke in seinem vielbesprochenen Vortrage über dieses Thema weitsichtig und gedankentief vor uns aufgerollt hat. Sie gipfelt in der Forderung, daß die Gestaltungsmacht, die dem Einzelwillen in Vertrags- und Verfügungsfreiheit eingeräumt ist, durch die Lebensinteressen der Gemeinschaft in festen Schranken

gehalten werde, daß selbst das stärkste Recht des Einzelnen, das Eigenthum, wenn das Wohl des Ganzen es erheische, dem höhern Rechte der Gesammtheit weichen müsse, daß keine rechtliche Herrschaft weiter reiche, als das in ihr geschützte vernünftige Lebensinteresse es erfordere, daß mit einem Worte keine rechtliche Befugniß bestehe, die nicht in dem Correlat einer socialen Pflicht das Maß und die Grenze ihrer Ausübung finde.

Dies Privatrechtsideal aber wiederum ist der Quell, dem Gierke's warme und überzeugte Begeisterung für das germanische Recht entströmt. Er wird nicht müde auszuführen, wie im Gegensatze zur romanistischen Auffassung, welche die Souveränetät des Einzelwillens auf die Spitze schranken- und pflichtenloser Verfügungsfreiheit getrieben, das deutsche Volk seine Rechtsordnung in besonders hohem Maße mit socialem Pflichtbewußtsein durchdrungen und die individuellen Bereiche dem Bedürfnisse der Gemeinschafft angepaßt habe. Diese germanische Rechtsidee verfolgt er in ihren Abwandlungen durch den Lauf und die Schicksale der Jahrhunderte: er zeigt, wie sie in ihrem mittelalterlichen Ueberschwange jede begriffliche Sonderung von Privat- und öffentlichem Rechte ablehnte, den Einzelnen und seine Rechtsbefugnisse in die beherrschenden Einflüsse vielverschlungener socialer Gliederungen verstrickte und seine Entfaltung zur freien Rechtspersönlichkeit hemmte; wie dann die Wiedergeburt der Antike, die Selbstherrlichkeit des Individuums gleichsam neu entdeckend, die Gebundenheit der mittelalterlichen Gedankenwelt durchbrach, und die gleichzeitig sich vollziehende Reception des römischen Rechts, den beengenden Zwang der ständischen Fesseln lösend, das Privatrecht dem freien Rechtsverkehre überlieferte, bis dieser Umwandlungsproceß, beschleunigt durch die Tendenzen des Naturrechts, mit der völligen Unterdrückung der germanischen Rechtsidee endete und bei der Freiheit und Gleichheit des jeder socialen Rücksicht entledigten Einzelnen anlangte. Nach Gierke ist es das unvergängliche Verdienst der Historischen Schule, durch die Rückkehr zur geschichtlichen Wirklichkeit, zu den Quellen und treibenden Kräften der deutschen Culturentwickelung die Fühlung mit der germanischen Rechtsidee wiedergewonnen und ihren unvergleichlichen Werth für die Weiterbildung unsers Rechtes im Geiste einer heilsamen socialen Ordnung entschleiert zu haben. Das Walten der germanischen Rechtsidee im heutigen Rechte erschließt uns, wie Gierke einmal sagt, den Blick für die Nothwendigkeit, „in den Zweck des öffentlichen Rechts die Freiheit und in den Zweck des Privatrechts die Gemeinschaft aufzunehmen".

Die Formulirung dieser socialen Aufgabe des Privatrechts hatte jedoch zur Voraussetzung, daß dem Gemeinschaftsbewußtsein eine greifbare Grundlage in der Erfassung der socialen Verbände als wirklich realer Wesenheiten gegeben wurde. Gierke mußte zunächst der Anschauung Bahn brechen, daß die Erscheinungsformen des socialen Gemeinlebens, welche die Rechtsordnung vorfindet, mehr seien als todte Krystallisationsproducte Einzelner, die nur die zufällige Interessengemeinschaft willkürlich verbundener Individuen geschaffen, die Gesetzgebung ebenso willkürlich im Wege lediglich einer Fiction mit der Rechtsfähigkeit der „juristischen Person" bekleidet habe. Blieb eine solche Auffassung bestehen, so lösten sich die Gemeinschaftsinteressen wieder in Einzelinteressen auf, und nur die hohle Phrase oder ein logischer Cirkelschluß konnten dem Privatrechte die Aufgabe stellen, das Truggebilde eines Gemeinschaftsgeistes in sich aufzunehmen. Es galt daher, die menschlichen Verbände in ihrer mannichfach abgestuften Daseinsordnung als „wesenhafte Existenzen der geschichtlichen Wirklichkeit", als lebendige Organismen mit Haupt und Gliedern zu erkennen, die „als beständige und dauernde Träger einer socialen Willenseinheit" sich der Erfüllung eigener Lebenszwecke widmen und vermöge ihrer die Beschränktheit und Endlichkeit des Einzeldaseins überdauernden socialen Aufgaben den Individuen als Wesen höherer Ordnung gegenüberstehen. Und zugleich galt es die Erkenntniß, daß die coordinirenden Rechtsbeziehungen des Privatrechts nicht ausreichten, die innern Lebensbedingungen der Verbandseinheiten und die Eingliederung der Einzelnen in sie zu normiren. Das zwischen dem Ganzen und dem Einzelnen bestehende Verhältniß der Ueber- und Unterordnung erforderte die rechtliche Ausgestaltung dieser Lebensgebiete durch ein eigengeartetes Socialrecht, welches die Einzelpersonen als Glieder des Ganzen setzt und ihnen in diesem Zusammenhange specifische Rechte und Pflichten zuweist. Und hier nun setzt Gierke's monumentalstes Werk, „Das deutsche Genossenschaftsrecht", ein. In großartigster Anlage und mit staunenswerther Gelehrsamkeit, den ganzen Reichthum des germanischen Verbandslebens erschöpfend, sucht dies Werk dem Gedanken Anerkennung zu erringen, daß die socialen Verbände, aufsteigend aus der Enge der Familiengenossenschaft durch die bunte Fülle collectiver Zwischenformen hindurch bis zur allumfassenden Gemeinschaft des Staates, organische Lebenscentren mit Willens- und Handlungsfähigkeit sind, sich nach eigenen Daseinsbedingungen, wie sie in ihrer Verfassung gegeben sind, ausleben und darin sowol wie im Verhältnisse zu den in sie eingegliederten Individuen von eigenartigen, dem Lebensgebiete der Einzelpersonen fremden, socialen Rechtsbegriffen beherrscht werden.

Diese Ideengänge und Ideenverknüpfungen sind es nun auch, die den mächtigen Bau des deutschen Privatrechts tragen, den Gierke in dem obenerwähnten Werke, einem Theile des von Binding herausgegebenen „Systematischen Handbuchs der deutschen Rechtswissenschaft", zu errichten begonnen hat. Unter den großen Darstellungen des deutschen Privatrechts nimmt das Werk Gierke's eine ganz eigenartige Stellung ein. Während der Werth des Stobbe'schen „Deutschen Privatrechts" in der geschichtlichen Begründung der einzelnen Rechtsinstitute zu finden ist, das Roth'sche System in der „Ausschöpfung" der

deutschen Particularrechte wurzelt, das Lehrbuch Gerber's den deutschen Rechtsstoff in romanistischen Denkformen wiedergibt, stellt Gierke, nach Beseler's Vorgange, das deutsche Privatrecht dem Pandektenrechte als ein „ebenbürtiges Gedankensystem" gegenüber, setzt sich aber, darin über Beseler hinausgehend, zum Ziele, „das aus der Tiefe geförderte Gold immer klarer und schärfer in juristische Begriffsmünze auszuprägen, den ungebrochenen deutschen Rechtsgedanken in der Kraft und Fülle seiner schöpferischen Wirksamkeit zu enthüllen" und in den Dienst der von einem stetig anschwellenden socialen Hauche getriebenen modernen Rechtsentwickelung zu stellen. Und so schließt sich das Gierke'sche Werk zu einer abgerundeten Dogmatik des gesammten deutschen Privatrechtsstoffes zusammen; zu einer Dogmatik aber, die nicht der erstarrte Niederschlag todter Begriffsabstractionen ist, vielmehr dadurch zur lebendigen Macht wird, daß sie an das geschichtliche Werden und Wachsen der einzelnen Rechtsinstitute anknüpft, die deutschen Particularrechte als Zeugnisse für die eigenthümliche Verkörperung des germanischen Rechtsgedankens heranzieht, und so in Vergangenheit und Gegenwart die treibenden Entwickelungskräfte für die Zukunft des Rechts aufdeckt. Rechtswissenschaft, Culturgeschichte und Gesetzgebungspolitik sind an diesem Werke und seiner Vollendung mit dem gleichen Interesse betheiligt, und diese allgemeinere Bedeutung des Buches rechtfertigt den Versuch, den Lesern d. Bl. einen wenn auch nur mangelhaften Begriff von seinem reichen, die machtvolle Persönlichkeit seines Autors widerspiegelnden Ideengehalte zu geben.

Der weitern Oeffentlichkeit ist Gierke in der letzten Zeit vornehmlich durch den Widerstand bekannt geworden, den er dem Zustandekommen des neuen Bürgerlichen Gesetzbuchs bis zur letzten Stunde vor dessen Sanction durch die gesetzgebenden Factoren des Reichs entgegengesetzt hat. Er hatte bereits den ersten Entwurf des Gesetzbuchs durch eine zusammenfassende Betrachtung des Gesammtinhalts seiner fünf Bücher einer herben Beurtheilung unterzogen, ihn als ein mehr römisch als deutsch gedachtes, nach Form und Inhalt unvolksthümliches und doctrinäres Werk, als ein fast nur in Paragraphen gegossenes Pandektencompendium bezeichnet, durch dessen Annahme man die errungene Rechtseinheit mit einer nationalen Niederlage erkaufen würde. Daß seine schneidend scharfe Kritik zum Theil den Kern der Sache traf, zeigen die durchgreifenden Veränderungen, die das Gesetz in seiner endgültigen Fassung, insbesondere in der Klarheit und Einfachheit seiner Sprache erfahren hat. Für Gierke war aber auch diese Umgestaltung noch nicht durchgreifend genug. Ihm bleibt das Gesetzbuch seinem wesentlichsten Inhalte nach undeutsch und damit auch unsocial. Kraftvoll in sich geschlossene Persönlichkeiten haben das Recht, ihre Ideen mit einiger Einseitigkeit zu vertreten. Die Irrthümer bedeutender Männer sind immer noch fruchtbarer als die Wahrheiten der kleinen. Mit Recht aber hat der in erster Reihe um unser neues bürgerliche Recht hochverdiente Professor Planck den Beschuldigungen Otto Gierke's gegenüber das große nationale Werk als ein deutsches vertheidigt. Zwar nicht in dem Sinne, daß man an die mittelalterlichen Rechtssätze und Rechtsgewohnheiten angeknüpft hätte, wohl aber in dem Sinne, daß das Gesetzbuch alle noch lebendigen deutschen Rechtsgedanken aufgenommen und zu festen Rechtssätzen verkörpert hat. Und so wird sich hoffentlich auch unter der Herrschaft des neuen deutschen Rechts der Wunsch und die Mahnung Gierke's erfüllen, daß wir uns dessen, was wir am deutschen Rechte wirklich besitzen, voll bewußt werden.

A. Wieruszowski.

Militärschriften.

1. Moltke's Militärische Werke. I. Militärische Correspondenz. Dritter Theil. Aus den Dienstschriften des Krieges 1870—71. Herausgegeben vom Großen Generalstabe, Abtheilung für Kriegsgeschichte. Zweite Abtheilung. Vom 3. September 1870 bis zum 27. Januar 1871. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. 1896. Gr. 8. 5 M.
2. Geschichte des Krieges von 1866 in Deutschland. Von Oskar von Lettow-Vorbeck, Oberst a. D. Drei Bände. Erster Band. Gastein — Langensalza. Mit 1 Uebersichts- und Operationskarte, 8 Skizzen und 1 Gefechtsplan. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. 1896. Gr. 8. 8 M. 50 Pf.

Der vorliegende Band (Nr. 1) bildet die Fortsetzung der in Nr. 38 d. Bl. f. 1896 besprochenen Ersten Abtheilung der „Militärischen Werke" Moltke's und umfaßt in der gleichen Form von „Correspondenzen", wie in dieser Abtheilung die Kriegshandlungen von ihrem Beginne bis zur Schlacht von Sedan behandelt sind, den Zeitraum von da bis zum Beginne der Capitulationsverhandlungen vor Paris mit Jules Favre.

Die gewählte Form der Darstellung der Thätigkeit des Chefs des Generalstabes der Armee muß als außerordentlich zweckmäßig bezeichnet werden. Die in ihrer zeitlichen Aufeinanderfolge und in ihrem Wortlaute gegebenen wichtigsten Befehle und Berichte u. s. w. geben einerseits einen klaren Ueberblick über die gesammte jederzeitige Kriegslage, wie über die einzelnen Hauptkriegshandlungen, soweit sie den Gang des ganzen Feldzuges beeinflußt haben. Andererseits beleuchten sie die umfassende Thätigkeit des Generalstabschefs schärfer und klarer, als irgend eine beschreibende Darstellung vermöchte.

Die den Ueberblick über den Zusammenhang der einzelnen Kriegshandlungen wesentlich erleichternde Kürze der Darstellung ist dadurch erreicht, daß alles für den vorliegen-

den Zweck Unwichtige fortgelassen ist. Wo der Zusammenhang der einzelnen Correspondenzen nicht direct aus ihnen selbst hervorgeht, ist er durch kurze Zwischen- und Fußnoten erläutert.

Von der umfassenden Thätigkeit des Chefs des Generalstabes der Armee und von den Mitteln, die er verwendet zur Erreichung des Zwecks, die obere Leitung aller Kriegshandlungen in der Hand des Oberfeldherrn und seines Hauptquartieres zu behalten, seien kurz die für den behandelten Zeitraum wichtigsten hervorgehoben.

Dieser Zeitraum ist unstreitig der für die obere Heeresleitung schwierigste des ganzen Feldzuges: Die Reste der in dem ersten Zeitraume des Krieges bis zur Schlacht von Sedan vorhanden gewesenen feindlichen Heerestheile sind, soweit sie nicht in den belagerten Festungen festgehalten werden, nach dem Innern Frankreichs ausgewichen. Ueber die Zahl, Zusammensetzung und den zeitlichen Aufenthalt dieser Heerestheile sind zum großen Theile nur Vermuthungen im deutschen Großen Hauptquartier vorhanden. Auf deutscher Seite ist eine weiter gehende Theilung der bisherigen drei Armeen und eine große räumliche Trennung der einzelnen Armeeabtheilungen erforderlich geworden. Die Einschließung von Paris bindet zwei deutsche Armeen vollständig an einen Platz.

Im Norden, Westen und Süden von Frankreich macht der Feind, durch die Energie eines Gambetta und durch die Sorge um seine Hauptstadt aufs äußerste entflammt, zur Bewunderung zwingende Anstrengungen, neue Truppenmassen zu formiren. In den von den Deutschen besetzten Landestheilen erheben sich die Bewohner zu eigenmächtigem bewaffnetem Widerstande.

Die durch die weiten Entfernungen der einzelnen Heerestheile untereinander und von dem Großen Hauptquartier hervorgerufene, durch die feindliche Thätigkeit der Civilbevölkerung und Francstireurs vermehrte Unsicherheit der Uebermittelung von Befehlen und Meldungen macht in erhöhtem Maße das selbständige Handeln der einzelnen Armeetheile und Gouvernements erforderlich; denn häufig treffen Befehle und Weisungen aus dem Großen Hauptquartier entweder gar nicht oder erst dann bei den betreffenden Commandobehörden ein, wenn sich die ganze Situation, wie sie zur Zeit der Befehls- u. s. w. Absendung war, bereits geändert hat.

Moltke wirkt diesen für die obere Heeresleitung erwachsenden außerordentlichen Schwierigkeiten dadurch entgegen, daß er fortlaufend bald die sämmtlichen Heeresabtheilungen und Gouvernements, bald nur die bei speciellen Unternehmungen eventuell in Mitleidenschaft gerathenden benachbarten Abtheilungen über die allgemeine Kriegslage und über gemuthmaßte feindliche oder geplante eigene Unternehmungen orientirt oder die nach der allgemeinen Kriegslage für erforderlich erachteten Aufgaben den einzelnen Armeeabtheilungen zugehen läßt.

Am interessantesten in dieser Beziehung, weil sie am eingehendsten die jeweilige Kriegslage und die Absichten der obern Heeresleitung beleuchten, sind die Correspondenzen zwischen Moltke und dem Generalmajor von Stiehle, dem Generalstabschef der II. Armee (Prinz Friedrich Karl). Ferner sind von besonderm Interesse das an den General der Infanterie von Goeben gerichtete Schreiben vom 20. October 1870 (S. 333), aus welchem hervorgeht, wie auch Moltke anfänglich sich einen größern Erfolg lediglich von der Einschließung von Paris ohne Bombardement oder förmliche Belagerung versprochen hat, sowie die Correspondenz mit dem Kriegsminister von Roon (S. 445 fg.), welche die Frictionen beleuchtet, die auch im Großen Hauptquartier herbeigeführt wurden durch die verschiedenen Auffassungen über den militärisch richtigen Zeitpunkt des Beginnes des Bombardements von Paris. Die Stellungnahme Moltke's selbst zu dieser Frage ist in seinem Promemoria über den Beginn des artilleristischen Angriffs auf Paris (S. 417) ersichtlich, das er auf ein persönliches Schreiben Sr. Maj. des Königs (S. 415) an Allerhöchster Stelle einreichte.

Einerseits wird in den Verfügungen des Generalstabschefs der Armee immer wieder betont, daß die Selbstständigkeit des Handelns der einzelnen Commandobehörden gewahrt bleiben soll, da sie allein an Ort und Stelle die augenblickliche specielle Sachlage richtig beurtheilen könnten. Andererseits geht aus einzelnen Verfügungen hervor, daß zur Erreichung des Hauptzweckes der Kriegshandlungen dieser Periode — Sicherung der Einschließungsarmee vor Paris gegen Entsatz der Festung — den einzelnen Heeresabtheilungen die Grenzen des Gebietes, innerhalb deren sie ihre Aufgaben zu erfüllen haben, ganz bestimmt vorgeschrieben werden. In Nr. 515 z. B., Seite 462, wird der Befehl zur Beschränkung auf das Festhalten einer bestimmten Stellung gegeben in Abänderung des Befehls einer rücksichtslosen Verfolgung des geschlagenen Feindes in Nr. 464, Seite 424.

Ja, Moltke hält es zuweilen sogar für erforderlich, in die Befugnisse der Obercommandos durch directe Anweisung von Truppenbewegungen im Einzelnen einzugreifen, um einer die Einschließung von Paris bedrohenden Gefahr vorzubeugen (siehe S. 389 fg.). Neben dieser Hauptsorge Moltke's, das Zusammenwirken sämmtlicher räumlich weit voneinander getrennten Heeresabtheilungen jederzeit sicher zu stellen, tritt uns aus den Correspondenzen seine unabläßige Fürsorge entgegen für alles, was die Operationen im Großen wie im Kleinen fördernd oder hindernd beeinflussen könnte. Vor allem müssen wir bewundern, wie er bei jedem bevorstehenden Ereigniß die etwaigen Folgen ins Auge faßt, um den betreffenden Commandobehörden die Auffassung der Situation durch die obere Heeresleitung und die für erforderlich erachteten Maßnahmen so rechtzeitig zur Kenntniß bringen zu können, daß jeder Zeitverlust und jede unnütze Truppenbewegung nach Möglichkeit vermieden werden, um so die Sicherung der gemeinsamen Operationen zur Erreichung des Hauptzieles herbeizuführen. So beispielsweise bei den bevorstehenden

Kapitulationen der einzelnen Festungen, bei vermutheten größern Ausfällen oder Durchbruchsversuchen der Besatzung von Paris, bei gemuthmaßten oder gemeldeten feindlichen größern Concentrirungen, neuen Formationen u. s. w.

Zeigt uns die erste Abtheilung des vorliegenden Buches Moltke hauptsächlich als den weit vorausschauenden und alle Chancen vorsichtig abwägenden und darauf hin seine kühnen Pläne bauenden Schlachtendenker, so sehen wir ihn in der zweiten Abtheilung als den umsichtigen und entschlossenen Feldherrn, dessen Blicke nichts entgeht, was dem Fortgange der geplanten Operationen fördernd oder hindernd in den Weg tritt oder treten kann, und dessen Geist für alle eintretenden unvorhergesehenen Ereignisse schnell die Mittel zu finden weiß, eventuellen Echecs siegreich entgegenzutreten.

Wahrlich es ist ein Genuß, in die geistige Werkstatt eines solchen Mannes hineinzuschauen!

Gewinnt der Leser dieses Buches aus den Correspondenzen der obern Kriegsleitung gleichsam aus der Vogelschau unmittelbar einen Gesammtüberblick über die jederzeitige Kriegslage und durch Reflexion einen Einblick in die mannichfachen Schwierigkeiten, die sich einer einheitlichen Leitung der Kriegshandlungen räumlich getrennter Heerestheile entgegenstellen, so führt uns das (unter Nr. 2 genannte) Buch von Oskar von Lettow-Vorbeck, „Geschichte des Krieges von 1866", unmittelbar in die einzelnen Kriegshandlungen und in die schwierigen Lagen und Frictionen hinein, die das Handeln der obern Truppenführer einerseits und die Entschlüsse der obern Heeresleitung andererseits beeinflussen. Der Verfasser des Buches, Oberst a. D. Oskar von Lettow-Vorbeck, dessen „Krieg von 1806—7" (in Nr. 8 f. 1894 und Nr. 2 f. 1897 d. Bl. besprochen) ihn als gewissenhaften Forscher und vorurtheilsfreien Kritiker kennzeichnet, behandelt in dem vorliegenden ersten Bande den Zeitraum bis zur Kapitulation der hannoverischen Armee nach dem Treffen von Langensalza. In seiner Vorrede rechtfertigt der Verfasser sein Unternehmen, eine Geschichte des Krieges von 1866 zu schreiben, trotzdem dieser Feldzug bereits von der Kriegsgeschichtlichen Abtheilung des Großen Generalstabes zum Gegenstand der Darstellung gemacht sei, damit, daß jetzt nach mehr als einem Menschenalter nach dem Kriege die politischen und persönlichen Rücksichten nicht mehr die Rückhaltung erheischten, welche bei der Abfassung des Generalstabswerkes, das nur ein Jahr nach dem Kriege erschienen ist, naturgemäß geboten war. Die unumwundene Klarlegung aller Verhältnisse, die auf Veranlassung und Gang des Krieges sowie auf das Handeln der zur Führung berufenen Personen von Einfluß gewesen sind, sei dadurch wesentlich erleichtert, daß ihm die uneingeschränkte Benutzung der Kriegsarchive gestattet gewesen oder in Aussicht gestellt sei, und daß eine nähere Behandlung aller damaligen Zwistigkeiten und Fehler keine wunde Stelle mehr berühre, nachdem der Krieg von 1870—71 und der geschlossene Dreibund auf politischem Gebiete gründlichen Wandel geschaffen habe und wir jetzt mit den Süddeutschen und Oesterreich in Freundschaft leben.

Als den Hauptzweck seines Werkes stellt der Verfasser den Wunsch hin, dazu beizutragen, daß wir aus dem Geschehenen lernen sollen, und als Hauptaufgabe zur Förderung dieses Zweckes hat er sich gestellt, durch Feststellung der Thatsachen und ihrer Beziehungen zu den handelnden Personen ein Verständniß zu gewinnen, wie sie bei folgerichtigem Denken unter den obwaltenden Umständen zu ihren Entschließungen haben kommen können.

Daß der Verfasser mit dem, was er in dem vorliegenden Bande gegeben hat, seinen Zweck erreicht und seine Aufgabe mit der an ihm wol allseitig geschätzten Vorurtheilslosigkeit gelöst hat, scheint mir unzweifelhaft. Ueberall tritt uns in der Art der Darstellung der Thatsachen und Verhältnisse, in der Zusammen- und Gegenüberstellung der Beurtheilung derselben durch die verschiedenen maßgebenden und handelnden Persönlichkeiten das Streben des Verfassers entgegen, ein richtiges Verständniß und Urtheil zu gewinnen; er zwingt uns unwillkürlich, selbst Stellung zu den verschiedenen Anschauungen und Entschlüssen der betreffenden Persönlichkeiten zu nehmen.

Um einen Ueberblick über das Gebotene zu gewinnen, sei mir ein kurzes Eingehen auf die einzelnen Hauptabschnitte gestattet.

„Kapitel I. Die diplomatischen Verhandungen, die Rüstungen und die Feldzugspläne." Nachdem der Verfasser in knappen Zügen die politischen Vorgänge geschildert hat, die zu dem Kriege 1864 geführt haben, geht er auf die verschiedenen Verhandlungen über, die nach dem Wiener Frieden vom 30. October 1864 zwischen Oesterreich und Preußen über das Schicksal der Herzogthümer Schleswig-Holstein stattgefunden haben und, soweit sie zur Klarstellung der Thatsachen beitragen, beweisen, daß trotz des scheinbaren Einvernehmens zwischen beiden Staaten die verschiedenen Zwecke, die jeder von ihnen betreffs der Herzogthümer im Geheimen verfolgte, schon von Anfang an den Keim zu dem endlichen Austrage der Angelegenheit mit den Waffen in sich trugen. Beide Theile wollten vermeiden, als der provocirende Theil zu erscheinen, obwol ein jeder von der Unvermeidlichkeit des Krieges überzeugt war.

Des Längern verweilt der Verfasser bei der Darlegung aller Umstände, die auf den König Wilhelm einwirkten, den endgültigen Entschluß zum entscheidenden Mobilmachungsbefehl immer wieder hinauszuschieben trotz allen Drängens seitens der militärischen Autoritäten, namentlich Moltke's, der in vielfachen Berichten überzeugend nachwies, wie jeder Tag Verzögerung die Nachtheile einer langsamern Mobilmachung bei den Oesterreichern für diese verringere und für Preußen ein rechtzeitiges Auftreten mit überlegenen Kräften dem Feinde gegenüber in Frage stellen müsse.

Der Verfasser weist bei den hierauf beschriebenen gegenseitigen Rüstungen auf den schädlichen Einfluß einer Presse hin, die sich nicht die nöthige Reserve bei der Mittheilung militärischer Anordnungen in solchen Zeiten auferlegt. Durch das unvorsichtige und rücksichtslose Veröffentlichen von Rüstungen preußischerseits namentlich der berliner Presse seien die Oesterreicher fortlaufend unterrichtet gewesen, während die Preußen erst spät sichere Kenntniß der thatsächlichen Vorgänge in Oesterreich erhielten, da dort nichts gedruckt werden durfte, was auf Rüstungen Bezug hatte.

Es folgen die beiderseitigen Feldzugspläne. Charakteristisch für diese ist, daß auf beiden Seiten auf die Offensive des Gegners gerechnet ist, und daß beide Theile als Grundlage ihrer Entwürfe Operationen des Gegners voraussetzen, die dieser gerade nicht beabsichtigt.

Auf beiden Seiten sind die ersten Aufmärsche auf ein defensives Verhalten berechnet, und zwar auf Seite der Preußen unter der Annahme, daß die Hauptversammlung des Feindes in Böhmen, auf Seite der Oesterreicher, daß die des Feindes in Oberschlesien stattfinde. Während indeß die Oesterreicher überhaupt an eine Offensive zunächst gar nicht dachten — ihre erste Versammlung galt lediglich der Abwehr eines aus Oberschlesien auf Olmütz erwarteten Angriffs —, sehen wir Moltke fortlaufend für jede jeweilige Situation, wie sie sich ihm aus den eingegangenen Nachrichten und aus dem Verhalten der Mittelstaaten darstellt, immer wieder neue Pläne für den Aufmarsch entwerfen, bei denen allen er immer die Absicht des Feindes voraussetzt, einen Vorstoß gegen Breslau oder Berlin zu machen; demgemäß hält er einen räumlich weit ausgedehnten ersten Aufmarsch für erforderlich, richtet aber immer sein Augenmerk darauf, die Offensive nach Böhmen zu ergreifen. Er hält daher an einem Aufmarsch längs der Grenze fest mit der Absicht, die zum Angriff erforderliche Concentration nach vorwärts zu verlegen.*) Welchen weiten Blick und kühnen Entschluß künden alle diese Entwürfe! Interessant ist das in Anlage IV gegebene Schriftstück aus dem Tagebuche des bekannten Militärschriftstellers Theodor von Bernhardi, welches eine Kritik über den Feldzugsplan Moltke's enthält, und das von Lettow-Vorbeck im Texte auf Seite 70 und 71 hierzu Gesagte.

Der Abschnitt I schließt mit einem kurzen Blick auf die Kriegsrüstungen und die Stellungnahme der Mittelstaaten zu dem bevorstehenden Kampfe, der trotz der verschiedentlich noch auftretenden Einigungsversuche unvermeidlich geworden war, nachdem die Bundesabstimmung vom 14. Juni auf den Antrag Oesterreichs die Mobilmachung des ganzen Bundesheeres mit Ausnahme der dazu zählenden drei preußischen Corps angenommen hatte.

*) In den in den Text gedruckten Skizzen 2 und 3 sind nicht alle Namen enthalten, welche der Text enthält, was bei einer Neuauflage nachzuholen sich empfehlen würde.

„Kapitel II. Der Aufmarsch des österreichischen und preußischen Heeres."

Gemäß den obenerwähnten beiderseitigen Anschauungen über die Absichten des Gegners waren Anfang Juni die ersten Aufmärsche der Armeen erfolgt; die Nordarmee der Oesterreicher stand concentrirt um Brünn und Olmütz herum im nördlichen Mähren, die preußische Armee längs der sächsischen und österreichischen Grenze auf den sechzig Meilen langen Raum von Halle bis Neisse vertheilt.

Ueber das Eintreffen der verschiedenen preußischen Corps an der Grenze war man im österreichischen Hauptquartier fortdauernd gut unterrichtet, sodaß man dort am 8. Juni wußte, daß der größte Theil der feindlichen Armee in dem Raume Torgau-Waldenburg versammelt war. Zu diesem Zeitpunkte wurden die Vereinbarungen zwischen Oesterreichern und Baiern getroffen, denen die Absicht des österreichischen Hauptquartiers zu Grunde lag, mit der versammelten Armee nach Böhmen zu rücken, wenn der Feind in seiner Aufstellung verbliebe, und die sächsischen und bairischen Truppen an die Nordarmee heranzuziehen. Der Verfasser weist hierbei darauf hin, wie von vornherein jedoch die bairische Regierung — in dem Streben, ihre bisherige einflußreiche Stellung neben den beiden sich neutralisirenden Großmächten nicht dadurch zu gefährden, daß sie Oesterreich zu einem entscheidenden Siege verhalf, vielmehr die beiden Kräfte sich gegenseitig aufreiben zu lassen — eine Ueberführung ihrer Truppen nach Böhmen nicht beabsichtigt hat.

Auf preußischer Seite hatten sich einem endgültigen Festsetzen des Aufmarsches der Armee bei der Unsicherheit der militärischen und politischen Lage — man wußte kaum, wer Freund oder Feind sein würde — und bei den unsichern oft falschen Nachrichten über die Vorgänge beim Feinde die allergrößten Schwierigkeiten entgegengestellt. Hierzu kam, daß lähmend auf einheitliche Leitung und schnelle Ausführung von Truppenbewegungen wirkte, daß damals noch keine scharfe Scheidung zwischen der Thätigkeit des Generalstabs und des Kriegsministeriums stattfand, was zu unliebsamen und zeitraubenden Differenzen führte.

Der König konnte es nicht über sich gewinnen, die Gehässigkeit, die Feindseligkeiten begonnen zu haben, auf sich zu nehmen, und gestattete daher nicht das Ueberschreiten der Grenze, welche erforderlich wurde, wenn die von Moltke beabsichtigte Concentration der Truppen, die er nach der Erkenntniß, daß die österreichische Nordarmee in Mähren stand und ein Hauptunternehmen gegen Schlesien wahrscheinlich sei, für nothwendig hielt, seinem Plane gemäß nach vorwärts stattfinden sollte. Um die Verstärkung der schlesischen Armee herbeizuführen, wurde daher der Linksabmarsch der Armee längs der Grenze befohlen und ausgeführt.

Es folgen am Schlusse des Abschnitts die Stärkeverhältnisse der beiderseitigen Armeen. Von dem Ausfall der Bundesbeschlüsse am 14. Juni hing das entscheidende

Wort der Eröffnung der Feindseligkeiten ab. Für den Einmarsch in Böhmen waren besondere Befehle abzuwarten, für den Einmarsch nach Sachsen, Hannover und Kurhessen war der 16. Juni früh 6 Uhr befohlen, wenn nicht das Gegentheil von Berlin befohlen wurde. Während die Action gegen Oesterreich noch einige Verzögerungen erlitt, erfolgten die Einmärsche in die andern Staaten zur festgestellten Zeit, und so wendet sich der Verfasser zunächst in den Kapiteln III bis V zu den „Operationen gegen Hannover und Kurhessen".

Der Verfasser gibt als Einleitung zu diesen Kapiteln eine kurze Darstellung der politischen Vorgänge, die zu der endgültigen Entscheidung der Souveräne von Hannover und Kurhessen geführt haben. Hierbei schildert er die Einflüsse, die auf die Herrscher eingewirkt haben, daß sie trotz der dringendsten Warnungen des Königs von Preußen zu dem für den Bestand ihrer Dynastien verderblichsten Entschluß gelangten, sich Oesterreich anzuschließen. Er zeigt, wie der blinde König Georg trotz seines scharfen Verstandes und großen Gedächtnisses einerseits von seiner Umgebung, andererseits von seinem nahe an Unzurechnungsfähigkeit grenzenden Hochmuthe auf die weltgeschichtliche Größe seines Hauses, die ihm auch die geringste Einschränkung seiner Selbstherrlichkeit als undenkbar erscheinen ließ, beeinflußt, den Ernst der ganzen politischen Lage und die Unhaltbarkeit des Festhaltens an dem bisherigen Bundesstandpunkt nicht erkannte. Wenn trotzdem die Mit- und Nachwelt dem Könige Georg eine gewisse Theilnahme nicht versagen werde, die ihm gebühre als einer tragischen Figur im Hinblick auf seine frühzeitige Erblindung, die einen großen Theil der Schuld an der Entwickelung des Königs trägt, verdiene der Kurfürst Wilhelm von Hessen eine ähnliche Theilnahme nicht, da ihm keine Entschuldigung zur Seite stehe, aus der Weltgeschichte nichts gelernt zu haben. Es gäbe daher wol auch keine nennenswerthe Partei im alten Kattenlande, welche die frühern Zustände zurückwünsche, während es noch immer eine Welfenpartei gäbe, die in dem Glauben befangen sei, dem Könige Georg sei von Preußen unrecht geschehen. In einer Fußnote (S. 116 fg.) gibt der Verfasser einen Ueberblick über den Stand dieser Partei.

Die darauffolgende Schilderung der kriegerischen Vorgänge spielt sich vor unserm Auge wie ein an Scenenwechsel und Ueberraschungen reiches Drama ab. Von diesem Theil des Buches gilt namentlich, was ich oben über die Art der Darstellung des Verfassers gesagt habe, sie zwingt uns gleichsam, selbst Stellung zu den Entschlüssen der Hauptpersonen zu nehmen.

Als hauptsächlichste Ursachen, welche die vielfach dramatisch wirkenden Conflicte herbeiführen, treten uns folgende entgegen: Auf der einen Seite für den Krieg vollkommen unausgerüstete, im Lande zerstreut stehende Truppen, die im letzten Augenblicke vollkommen neue obere Befehlshaber erhalten, welche für ihre Stellung nicht vorbereitet sind — General Arentsschild als Oberstcommandirender, Oberst Dammers als Chef des Generalstabes —; gänzlicher Mangel an Verpflegungsnachschub, der lähmend auf alle Truppenbewegungen einwirkt; Unentschlossenheit des Oberstcommandirenden, die stets die Ergreifung des richtigen Zeitpunktes eines energischen Vormarsches verpassen läßt, und an der Spitze der eigensinnige blinde König. Auf der andern Seite die bis zum letzten Augenblicke dauernde Ungewißheit, wer Freund, wer Feind ist, die eine Concentration der Truppen nicht zuläßt; der Mangel jeglicher zuverlässiger Nachrichten über den Feind bei den einzelnen räumlich getrennten Armeetheilen infolge der nicht sachgemäßen Ausnutzung der Cavalerie; die Eigenwilligkeit der Charaktere der beiden obern Befehlshaber Manteuffel und Falckenstein, von denen der erstere sich dem Einflusse Falckenstein's, dieser dem Einflusse von Berlin her entziehen will, und die sich als rother Faden durch den ganzen Verlauf der Begebnisse hinzieht und auch bei der den Schluß dieses Bandes bildenden Capitulation der hannoverischen Armee zum Ausdruck gelangt.

Näher auf die Einzelheiten selbst einzugehen würde außerhalb des Rahmens dieser Besprechung liegen; es muß auf das interessante Buch selbst verwiesen werden.

Hugo Buttmann.

Erzählungsliteratur.

1. Maximum. Roman aus Monte-Carlo. Von Ossip Schubin. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1896. 8. 6 M.

Ein neuer Roman von Ossip Schubin, d. h. mit andern Worten: eine alte Geschichte von ihr mit anderm Namen, anders heißenden Figuren und in anderer Form. Diesmal ist der Held wieder der im Grunde gute, aber durch Leichtsinn und Schwäche ganz herabgekommene Cavalier, der als Tschanji in „Bravo rechts!", als Malzin in „Unter uns", als Lanzgber in „Ehre" und als Treurenberg in „O du mein Oesterreich!" vorgekommen ist. Auch diesmal ist es ein österreichischer Aristokrat, nur heißt er Graf Ullenberg. Ossip Schubin hat eine eigenthümliche Vorliebe für diese Sorte herabgekommener Existenzen; das kann ihr natürlich niemand verwehren, aber man hat das Recht, sich darüber aufzuhalten, daß sie sie einem immer wieder vorsetzt. Oder glaubt sie, ihre Leser wären alle gedächtnißschwach und erinnerten sich nicht mehr, die Bekanntschaft dieser Herren schon längst gemacht zu haben? Das ist aber bei weitem noch nicht das Aergste, was Schubin diesmal ihren Lesern zumuthet, das liegt in der Mache des ganzen Romans, die so erbärmlich plump ist, daß man sie nur einem An-

fänger zur Noth nachsehen könnte. Im Folgenden soll dies bewiesen werden:

In einem Café in Monte-Carlo setzt sich ein verkommen aussehender alter Mann an den Tisch, an dem der junge Graf Ullenberg sitzt, und fühlt sich zu diesem gleich so hingezogen, daß er ihm seine ganze Lebensgeschichte erzählt. Das ist zwar etwas sonderbar, aber es kann vorkommen, namentlich ungebildete Leute pflegen bei Gelegenheit selbst ganz Fremden ihren Lebenslauf zu erzählen. Daß es dieser herabgekommene Abenteurer thut, und zwar so gewaltsam, ohne jeden Anlaß, ist jedoch recht unwahrscheinlich. Aber selbst wenn man hierfür eine Begründung finden sollte und es gelten läßt, so würde diese Erzählung doch ganz anders lauten als die, welche ihm die Verfasserin in den Mund legt. So, wie er sie gibt, ist sie nicht nur unwahrscheinlich, sondern vollkommen unmöglich. Er erzählt nämlich genau so, als ob er aus einem Buche vorläse: mit langen Dialogen, eingeflochtenen Schilderungen und Stimmungsbildern, wohlgeordnet und durchdacht, kurz: wie man eine Erzählung zwar zu schreiben pflegt, aber nicht, wie man sie mündlich gibt. Das Gehirn des Erzählers müßte einer Phonographenwalze gleichen, die jedes Wort genau aufbewahrt, sonst wäre er nicht im Stande, Gespräche, die vor dreiundzwanzig Jahren stattgefunden haben, wörtlich wiederzugeben; und damit nicht genug: er hat sich auch jede Bewegung, jedes Geräusch, jede Beleuchtung gemerkt, die mit den Ereignissen, die er berichtet, in Zusammenhang gewesen ist. Das ist einfach unmöglich. Man wird dagegen vielleicht einwenden, es sei sehr wohl möglich, sich gewisser Situationen genau zu entsinnen und auch aller Umstände, die sie begleiteten; das soll auch durchaus nicht bestritten werden, aber das sind eben nur ganz vereinzelte bedeutsame Momente und Worte: mehr kann selbst das treueste Gedächtniß nicht aufbewahren, dreiundzwanzig Jahre hindurch schon gar nicht. Wenn eine ganze Geschichte in der Ichform gegegeben wird, der Autor also scheinbar von sich selbst erzählt, so ist das gewiß auch unnatürlich, denn er kann sich all das, was er erzählt, ebenso wenig gemerkt haben als eine seiner Personen, aber bei ihm tritt die Unnatur nicht so kraß hervor: er hat Muße gehabt, seine Erinnerungen zu sammeln, zu sichten und zu formen, er ist Dichter, und seine Phantasie hat eben alle die verblaßten Eindrücke und verhallten Worte aufgefrischt und ergänzt. Diese Entschuldigungen fallen alle weg, sobald er die Geschichte einer seiner Personen in den Mund legt; mit diesem erzählt man eben ganz anders als mit der Feder. Und wenn es noch eine kurze Geschichte wäre, aber es ist eine sehr lange: im Buche nimmt sie über einhundertfunfzig Seiten ein, würde also, derart erzählt, mindestens drei Stunden dauern. Man denke nur: ein junger Aristokrat soll sich von einem stockfremden Menschen eine drei Stunden lange Geschichte erzählen lassen, vorausgesetzt, daß dieser so zudringlich und schwatzhaft wäre, ihn damit zu belästigen.

Nicht geringer als die Zumuthung, an diese Unmöglichkeiten zu glauben, ist die, daß der junge Graf nicht wissen soll, wann und wo sein Vater gestorben ist, ja nicht einmal, wie er mit dem Vornamen geheißen hat! Ist derlei denkbar? Gibt es einen erwachsenen Menschen, der nicht weiß, wie sein Vater geheißen hat? Und dieser so wenig neugierige Herr ist obendrein Graf und Diplomat! Grafen pflegen aber über die Namen ihrer Vorfahren sehr gut unterrichtet zu sein, und Diplomaten, die sich um derlei nicht kümmern, sind bisher noch nicht dagewesen. Aber selbst angenommen, es wäre so, es bliebe doch noch immer der Taufschein. Hat der Graf ihn denn nie gesehen? Und er muß ihn doch wiederholt vorgezeigt haben, bei seinem Eintritt als Einjähriger und später in den diplomatischen Dienst! Schnbin hat offenbar ganz vergessen, daß es derlei unbequeme Dinge wie Taufscheine gibt! Sie hat es eben gebraucht, daß der junge Graf von seinem Vater nichts wisse, und so hat er von ihm auch nichts wissen dürfen; daß sie der Wahrheit damit ins Gesicht schlägt, daran liegt ihr nichts.

Neben diesen der Gläubigkeit des Lesers gemachten crassen Zumuthungen erscheinen die andern Fehler des Buches verhältnißmäßig gering. Der schlimmste sonst ist wol der, daß nicht gesagt wird, wie es der Gräfin Ullenberg gelingt, die Zustimmung des Grafen Siehrsburg zur Verlobung seiner Tochter mit ihrem Sohne zu erlangen. Er hat sie diesem nicht geben wollen, bevor er etwas über dessen Vater erfahren habe. Da der junge Graf merkwürdigerweise die gewünschte Auskunft nicht hat geben können, hat es dessen Mutter gethan. Wie aber? Was hat sie dem Grafen gesagt? Offenbar, daß ihr Mann todt sei. Das ist aber eine Lüge, zum mindesten weiß sie nicht, ob er es wirklich ist, denn sie steht seit zweiundzwanzig Jahren außer allem Verkehr mit ihm. Wird aber diese Frau, die ein so überspannt hohes Sittlichkeitsgefühl besitzt, in einer so ernsten Angelegenheit lügen? Das ist nicht eben wahrscheinlich, um so weniger, als die Wahrheit die Verbindung ihres Sohnes mit Comtesse Siehrsburg nicht nothwendig zu gefährden braucht. Sie weiß ja nicht, daß ihr Mann ein verkommenes Subject geworden ist; und daß er seit ihrer Trennung verschollen ist, braucht doch kein Grund zu sein, seinen Sohn als Freier zurückzuweisen! Daß sich der alte Graf Ullenberg zu seinem ihm unbekannten Sohne so mächtig hingezogen fühlt, soll vermuthlich die berühmte Stimme der Natur sein, die sich merkwürdigerweise nur im Roman und nie im Leben vernehmen läßt. Daß er gerade ihn trifft, daß seine Geschichte durch die ihr folgenden Ereignisse ihre Fortsetzung und ihren effectvollen Schluß findet, daß er vor seinem Tode noch das Maximum in der Spielbank gewinnt: das sind lauter Dinge, in denen die Absichtlichkeit des Zufalles zu sehr hervortritt, als daß sie wahrscheinlich erscheinen.

Hier sei auch noch eines Fehlers gedacht, der, an sich

zwar ganz unbedeutend, doch bezeichnend ist für die flüchtige Art der Verfasserin: sie läßt die Soubrette Lotti die bekannte Burgschauspielerin Hohenfels copiren, und zwar im Jahre 1869, also zu einer Zeit, da von dieser noch niemand etwas wußte, da sie überhaupt nicht in der „Burg" auftrat. Ebenso dürfte der Waldteufel'sche Walzer, von dem wiederholt die Rede ist, kaum schon zu jener Zeit gespielt worden sein, da Waldteufel ein ganz moderner Componist ist. Aber solche Rücksichten auf die Wahrheit zu nehmen, an das denkt Schubin nicht, unbekümmert schreibt sie darauf los, ohne sich mit Nachdenken lange aufzuhalten. Dafür spricht auch folgendes von ihr gebrauchte Bild: „Aber wie er sich auch bemühte, wegzuschreiten vermochte er über den schwarzen Schatten nicht, der quer über seinen sonnigen Lebensweg gefallen war und alle Blumen, die darauf sproßten, vergiftete."

Ein Schatten kann die Blumen zwar tödten, aber nicht vergiften, dieser Ausdruck stört die Wahrheit des sonst trefflichen Bildes. Hätte Schubin sich nur ein bischen Zeit genommen, nachzudenken, so würde sie ohne Zweifel einen andern Ausdruck gefunden haben.

Es ist jammerschade um ihr schönes, wenn auch erfindungsarmes Talent, sie hat es im verflachenden Dienste der Familienblätter maßlos ausgenutzt und, wie es scheint, völlig verbraucht. So bietet sie, ohne zu wollen, selbst ein Beispiel des traurigen Verfalls, den an ihren Helden zu schildern sie so sehr liebt.

2. Marcus Heller. Eine Malergeschichte. Von Eugen Aukelen. München, Seitz u. Schauer. 1896. 8. 1 M. 50 Pf.

Der Autor dieser Geschichte ist, wie er eigens hinter seinem Namen anführt, „Kunstmaler". Hoffentlich malt er besser, als er schreibt! Das von seinem Pinsel herrührende Bild auf dem Umschlage läßt allerdings nicht gerade viel Kunst erkennen. Was die Geschichte selbst betrifft, so gehört sie wol zu jenen, die zu schreiben dem Autor ein Bedürfniß ist, die ihm gewissermaßen eine Last vom Herzen oder aus dem Kopfe schaffen. Künstlerischen Werth besitzt sie nicht, sie ist durchaus Dilettantenarbeit.

3. Eine Familienähnlichkeit. Roman in zwei Bänden. Von B. M. Croker. Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen von Auguste Scheibe. (Engelhorn's Allgemeine Romanbibliothek. 12. Jahrgang. Band 21 und 22.) Stuttgart, J. Engelhorn. 1896. 8. 1 M.

B. M. Croker hat schon in mehrern bei Engelhorn übersetzt erschienenen Romanen einen feinen Humor und treffliches Charakterisirungsvermögen gezeigt. Der vorliegende Roman bestätigt dies aufs neue. Leider steht ihre Erfindungsgabe nicht auf derselben Höhe, sodaß die Handlung ihrer Romane oft recht unwahrscheinlich wird. Auch diesmal spielt der Zufall keine geringe Rolle, und der Faden der Erzählung ist äußerst grob gesponnen, was durch die weit auseinander liegenden Schauplätze: England und Indien, einigermaßen erklärlich ist; auf solche Entfernung könnte er sonst leicht reißen. Die Einblicke, die man in die Lebensweise der Angloindier bekommt, erhöhen das Interesse des Lesers.

4. Auf der Ganerbenburg. Eine tragikomische Historie. Von Wilhelm Jensen. Weimar, E. Felber. 1896. 8. 5 M.

Wilhelm Jensen, dieser große Lyriker und schwache Erzähler, hat unter den zahllosen Werken, die seine kaninchenhafte Fruchtbarkeit zu Tage gefördert, schon so manches recht langweilige geschrieben, aber doch wol kaum eins, das langweiliger ist als sein neues Buch. Diese „tragikomische Historie", wie er die Geschichte bezeichnet, ist nämlich von einer geradezu einschläfernden Langeweile, die überdies abstoßend wirkt durch die gesuchte Unnatur des Stils. Diese tritt bei Jensen immer stärker hervor und macht die Lektüre seiner dem Inhalte nach ohnehin nicht eben anregenden Geschichten unerquicklich, ja kaum genießbar. Er ist in seiner Sucht nach eigenartiger Ausdrucksweise so weit gekommen, daß er statt der gebräuchlichen Ausdrücke solche herbeiholt, die nicht nur fremdartig klingen, sondern dem Sprachgeiste geradezu widerstreben. So schreibt er: „Es befand sich niemand anwesend" (S. 214), wo doch das einfache „war" am Platze wäre; ferner auf derselben Seite: „Das ließ Hambel . . . doch ein halbes Lachen vom Munde gerathen"; das Verbum „gerathen" paßt hier ebenso wenig wie das Wort „fallen" in dem Satze: „Und recht begreiflich fiel gleichfalls nicht." Um nicht, wie gebräuchlich, „ohne Unterlaß" zu sagen, schreibt er „unterlaßlos", und statt des einfachen „steigern" „ansteigern" (S. 271). Dabei liebt er es, den Wörtern Zusatzsilben aufzunöthigen, die sie pleonastisch machen; daß sie dadurch fehlerhaft werden, macht ihm nichts, wenn sie nur anders aussehen und klingen als die allgemein üblichen Wörter! So schreibt er: Rufschrei, Spaßbelustigung, Nahrungsleckerbissen, Beihülfeleistung, Sicherungsbürgschaft, lauter Ausdrücke, deren Sinn durch den vorangestellten Zusatz gar nicht geändert, wol aber pleonastisch wird. Um nicht sagen zu müssen: er verstummte, schreibt Jensen: „Er schloß seine Sprachthätigkeit", und statt: er brach sich das Genick, hält er es für angezeigt zu schreiben: „Sein Halswirbelzusammenhang brach zu lauter Einzelstücken auseinander." Durch diese wahre Wuth, sich absonderlich auszudrücken, bekommt Jensen's Stil ein ganz eigenthümlich schwulstiges, abstoßendes Gepräge, wofür folgende Probe sprechen möge (S. 119):

Es mußte die Wahrscheinlichkeit für sich haben, daß diese Kenntniß den Ohren Regele's nicht auf ganz rechtmäßigem Wege zugegangen, oder daß sie von ihrer heiligen Namenspatronin mit einer ganz außerordentlichen, von der Kemnate durch die Mauer in den Palast herüberreichenden Gehörschärfe begabt worden sei. Ursula Bach schien jedoch weder eine überirdisch vermittelte Fähigkeit dabei anzunehmen, noch einen Beruf zur Untersuchung der Kenntniß Regele's in sich zu fühlen, sondern sie antwortete . . .

Es ist unfaßlich, daß ein so begabter Mann, wie Jensen es unleugbar ist, sich so weit verirren kann! Anstatt von seiner tief poetischen Sprachkunst Gebrauch zu machen, die sich in seinen Gedichten und ältern Prosasachen oft so entzückend schön bethätigt, zwängt er die Sprache in die bizarren Formen seiner originalitätswüthigen Phantasie und macht sie dadurch unnatürlich und widerwärtig. Ob Jensen denn nicht selbst bemerkt, welch unendlicher Unterschied zwischen seinen ältern Erzählungen, z. B. „Magister Timotheus", oder den Geschichten „Aus stiller Zeit" einerseits besteht und seinen neuen, z. B. der „Gauerbenburg", andererseits?

5. Aus stiller Zeit. Novellen von Wilhelm Jensen. Erster Band: Unter den Schatten — Lycaena Silene. Zweite, durchgesehene Auflage. Weimar, E. Felber. 1896. 8. 3 M.

In geschmackvoll ausgestatteter Neuauflage beginnt die Sammlung „Aus stiller Zeit" in einem andern Verlage zu erscheinen, als die erste Ausgabe erschienen ist. Vorläufig liegt nur der erste Band vor. Er enthält zwei Novellen, die für Jensen's Eigenart, seine großen Vorzüge und großen Fehler, charakteristisch sind; doch wiegen die Vorzüge noch über. Als Jensen diese Novellen schrieb, war er noch nicht so gräßlich manierirt und uferlos redselig, wie er es jetzt ist. Wol zeigen sich seine gesuchten Absonderlichkeiten im Ausdruck schon störend deutlich, aber sie werden wett gemacht durch die zauberhafte Poesie, die sie wie ein starkes köstliches Parfum umgibt, und die dem empfänglichen Leser ans Herz greift wie eine schöne Melodie, ihn einlullt und die Fehler vergessen läßt, die sie begleiten. Namentlich von der ersten Novelle „Unter den Schatten" gilt das. Aber auch die zweite, „Lycaena Silene", ist mit Poesie durchtränkt, wenngleich sie in dem forcirten, caricaturenhaften Tone gehalten ist, den Jensen für Humor hält und der in diesem Falle ausnahmsweise wirklich etwas Komik enthält. In beiden Novellen offenbart sich der eigenthümliche poetische Cult, den Jensen der Sonne, namentlich der Mittagssonne weiht und in dem seine Poesie ihre höchste Schönheit zu entfalten pflegt. Hier ein Beispiel dafür:

> Es ist, als sei die ganze Wiese in unablässiger Bewegung, ein Meer von kleinen, wellenschlagenden Flügeln, und das Gesumme darüber tönt auch wie ein fernes Ufergemurmel der See. Malachitgrüne Sesien, rothgetüpfelte Zygänen und gelbe Bockkäfer . . . umschwärmen zu Dutzenden den Blütenkopf einer einzigen schlankschaftigen Staude. Es gaukelt, schillert, glüht und flammt, wohin der Blick fällt; doch über allem flimmert ein farbloser Schleier der zitternden Luft. Ab und zu tönt als einziger Laut aus der Höhe der Schrei eines kreisenden Bussards und läuft verhallend an den schweigsamen Waldrändern um. Tiefblauer Himmel liegt drüber und so schneeblitzendes Gewölk, daß das Auge geblendet davor zurückweicht.

Solche Stellen gibt es noch mehr in diesem Bande, so sei auf die Seite 30 in der ersten Novelle besonders aufmerksam gemacht. Kein deutscher Dichter weiß die eigenthümliche Poesie des Mittags so bezaubernd wiederzugeben wie Jensen. Und weil dieses Buch so viel Schönes enthält, verdient es trotz seiner vielen Schwächen die wärmste Empfehlung an alle Leser, die für intime Naturpoesie eine Resonanz in sich fühlen.

Theodor von Sosnosky.

Alte und moderne Lyriker.

1. X-Strahlen. (Des „Tagebuchs" bedeutend vermehrte dritte Auflage.) Gedichte. Von Ottilie Bibus. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1897. 8. 2 M.
2. In stillen Stunden. Gedichte. Von Auguste Brockmann. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 1896. 12. Geb. 1 M. 60 Pf.
3. Blumen und Sterne. Gedichte. Von W. Tangermann. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1896. 12. 4 M.
4. Buch der Erinnerungen. Gedichte. Von B. J. Grosse. Straßburg i. E., Bouillon u. Bussenius. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.
5. Erde. Ein Gedichtbuch. Von Emanuel Freiherr von Bodman. München, Albert Langen. 1896. 8. 2 M.
6. Höhen und Tiefen. Erzählende Dichtungen. Von Stephan Milow. Stuttgart, Adolf Bonz u. Comp. 1897. 12. 1 M. 50 Pf.
7. Der Birkenheimer. Ein sehr modernes Epos. Von Max Viola. Budapest, Karl Grill's Hofbuchhandlung. 1897. 12. 2 M.
8. Album oldenburgischer Dichter. Eine Festgabe. Herausgegeben von Franz Poppe. Zweite neubearbeitete und ergänzte Auflage. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung. 1896. Gr. 8. 2 M.

Deutsche Lyrik zu kritisiren ist eigentlich ein sehr einförmiges Geschäft; denn so oft ein halbes Dutzend lyrischer Bände vor uns liegt, ist es fast jedesmal dasselbe: ein paar Dichter alten Stils mit hübscher Begabung fürs Versemachen; ein Moderner, der mehr als blos hübsche Begabung hat, aber keine Gedichte machen kann, und immer Leute, deren dichterisches Können hart an der Grenze des Dilettantismus liegt — oder ein Stück über der Grenze drüben. Man könnte so eigentlich seine Einleitung stereotypiren lassen und jeder Kritik vorsetzen. Das hätte den Vortheil, daß man nicht immer dasselbe in neuen Wendungen sagen müßte, und dann den andern: wenn jedesmal die gleiche Einleitung dastünde über die Alten und Modernen, namentlich aber auch über die Grenzen des Dilettantismus, so wäre man vor Misverständniß der Kritisirten und ihren beleidigenden oder groben Briefen sicher. Ich will z. B. wetten, daß die Nummern 1—4 sich sehr schmerzlich berührt fühlen oder beleidigt sind, wenn ich sie als an der Grenze des Dilettantismus stehend bezeichne, zumal da eine dieser Gedichtsammlungen bereits in dritter Auflage erscheint. Würde ich aber eine Spalte daran rücken, um, wie ich

schon oft gethan, mich über diese Grenzen des weitern auszulassen, wer weiß, ob sie nicht milder dächten! Ich gestehe, daß in meiner Beurtheilung solcher Dichtungen sich bei mir eine Wandlung vollzogen hat. Früher habe ich schonungslos alles, was nicht dichterisch ist, bloßgestellt, in dem Wahne, das Publikum lerne zwischen Talmi und Gold unterscheiden, und die Amphibien selber, die Dichter dieser Gattung, erschienen seltener auf dem Büchermarkt, wodurch das Feld freier werde für die wirklichen Dichter. Eine langjährige Erfahrung aber hat mich gelehrt, daß das große Publikum am Ende des erleuchteten 19. Jahrhunderts schlechterdings keinen Sinn hat für Unterscheidung des Echten und Unechten in der Poesie, und daß mangels dieses Sinns jeder Versuch der Kritik von vornherein aussichtslos ist. Fürs andere aber lehrt die Erfahrung, daß der Dilettant und die hüben und drüben an der Grenze des Dilettantismus stehenden, meistentheils sehr braven Leute durch keine Kritik ihrer und anderer gleichwerthigen Leistungen abgehalten werden, weiter zu dichten und drucken zu lassen, daß also jede scharfe Kritik umsonst ist. Glaubte ich früher, im Interesse des Publikums und der Dichtenden unter Umständen den „Dichtern" wehe thun zu müssen, so bin ich heute milder geworden, und bringe es sogar fertig, sobald sich nicht der reinste Dilettantismus offenbart, ein paar freundliche Worte der Anerkennung zu sagen, selbst auf die Gefahr hin, daß Verfasser und Verleger damit krebsen gehen. Daß das geschieht, habe ich schon mehr als einmal erfahren.

Nach dieser Einleitung, die ich mir also wenigstens für die Leser d. Bl. künftig ersparen kann, zu den mir vorliegenden Büchern!

„X-Strahlen", von Ottilie Bibus (Nr. 1), ist der neue, ausgesucht geschmacklose Titel der frühern Auflagen, welche „Mein Tagebuch" benannt waren, was freilich kein geschickter Titel war und einer, der nicht „zieht". In der Sammlung ist nichts eigentlich dichterisch Schlechtes, aber auch nichts, was irgendwie auf besonderer dichterischer Höhe steht — ich bitte das Wort „dichterisch" im wirklichen Sinne zu verstehen, ohne daß ich eine längere Ausführung über das, was dichterisch ist, zu geben brauche. Ich habe nach zweimaligem Lesen kein Gedicht gefunden, das ich als charakteristisch für die Verfasserin hier mittheilen könnte, und meinem oben ausgesprochenen Grundsatz der Milde gemäß, lasse ich auch die Proben nichtdichterischer Leistung auf sich beruhen. Sie sind mir übrigens ebenso wenig im Gedächtniß haften geblieben — und ich habe ein sehr gutes Gedächtniß für solche Unterwerthigkeiten — wie die bessern Gedichte dieser Sammlung. Eins der originellern möge dennoch hier stehen:

So geht's!

Vor Abend war's; vom Himmel fiel der Regen,
Da kamen ihre Schritte sich entgegen.

Er aufwärts, sie hinab in tiefer Eile,
So strebten sie entlang die Häuserzeile.

Sie sahn sich kaum; versenkt in ihre Leiden,
Vorüber gingen achtlos sich die beiden.

Doch wo hier tief, dort hoch die Straße endet,
Da haben sie urplötzlich sich gewendet.

Hinauf, hinab ein Sehnsuchtsblick ein langer,,
Hinab, hinauf ein Athemzug, ein banger.

Dann weiter, jeder hin nach seinem Ziele,
Bedrückt von eines Räthsels dunkelm Spiele.

Doch wie sie auch nachforschten seinem Grunde,
Sie lösten nicht die Zeichen dieser Stunde.

Sie ahnten nicht, daß ihre Herzen bangen,
Weil ihrem Glücke sie vorbei gegangen.

Ich zweifle keinen Augenblick, daß die Verfasserin mir ein Dutzend begeisterter wiener Kritiken vorlegen kann; die wiener Kritik ist aber noch unzuverlässiger und meistens noch parteiischer und particularistischer als die berliner. Schaden wird es der Dichterin in ihrem Ansehen also nichts, wenn die unparteiische Kritik sie unter die bessere lyrische Mittelwaare einreiht, und vielleicht nützt es ihr, wenn ich gern bekunde, daß sie die Grenzen des Dilettantismus hinter sich gelassen hat.

Von Auguste Brockmann (Nr. 2) kann ich das kaum sagen. Ich will mit der Poesie der die Sammlung eröffnenden Stanzen über die Frauenfrage nicht streng ins Gericht gehen; denn wir sind gewohnt, daß auch bedeutendere Dichter in Programmstanzen statt Poesie achtfach verschlungene Prosa geben. Daß aber die Verfasserin keine Dichterin ist, das zeigen schon die Anfänge ihrer Gedichte, welche unwiderleglich beweisen, wie bei ihr das Gedichtemachen aus dem Wunsch, irgendeinen, meist religiösen Gedanken in Verse zu kleiden, entsprungen ist. Man höre Anfänge wie:

Ich bin allein! — Welch tiefes, tiefes Weh,
Enthüllen uns oft diese wen'gen Züge!

Oder:

Wir denken gern an unsre lieben Todten,
Und machen die Gedanken uns auch Schmerz u. s. w.

Oder:

Wer kennt sie nicht, die schweren Trauerzeiten,
Die sich durch jedes Menschen Leben ziehn?

Da übrigens die Menschen, welche für Religiöses empfänglich sind, nicht zugleich auch Leute sein müssen, die ein feines Ohr für echte Poesie haben, so wird diese sehr hübsch ausgestattete Sammlung manchem Freude machen.

Auch W. Tangermann's (Nr. 3) Poesie liegt hart an der Grenze des Dilettantismus. Beweis: eine Reihe Gedichte beginnt, wie die eben besprochenen, mit Prosa und endigt mit Poesie, bei andern ist es umgekehrt; wieder andere haben böse prosaische Brocken inmitten von poetisch Gefühltem oder sind ganz Prosa, die in Verse gebracht ist; kaum eins ist vollgültige Poesie. Ich will

hier nicht wörtlich anführen, sondern nur ein paar Seiten citiren: Seite 27, Vers 3; Seite 30, Vers 1 und der letzte; Seite 52 der letzte; Seite 99, Vers 1 („Der egoistische Begriff Des Kapitals regiert, Gleich einem unheilvollen Riff, Das zum Verderben führt"); Seite 120, Vers 3; Seite 183, Vers 1; Seite 191, Vers 2 u. s. w.

Aber auch hier wieder: für die deutsche Lyrik bedeuten diese Gedichte nichts, dem Verfasser sind sie wol ein lieber Schatz, der sich ihm im Verlauf seines Lebens angesammelt hat und den er jetzt in der Oeffentlichkeit gern glänzen sehen würde. An ein paar freundlichen Worten in der Oeffentlichkeit wird es ihm deshalb nicht fehlen, und auch diese Gedichte werden eine kleine Gemeinde finden, die sich daran erfreut.

Gegen die öffentliche Kritik hat sich B. J. Grosse (Nr. 4) mit zweifachem Zaune verwahrt. Auf dem Titel steht „Als Manuscript gedruckt", und gewidmet ist der starke Band „Denen, die mich kennen". Mit beidem schließt Grosse die öffentliche Kritik aus, und ich muß auf eine eigentliche Kritik verzichten, selbst nachdem ich in Erfahrung gebracht habe, daß der Verfasser seine Dichtungen zur Kritik an d. Bl. gesandt hat. Denn als Manuscript gedruckte Gedichtsammlungen sind eben nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt, jedenfalls nur für eine beschränkte; und wenn ein Buch nur denen, die den Verfasser kennen, gewidmet ist, so ist damit gesagt, daß nur sie seinen ganzen Werth zu schätzen wissen, daß sie in ihm etwas finden, was der Fremde nicht findet.

Und den Eindruck hat der Fremde, daß viele dieser Gedichte eigentlich nur von denen gewürdigt und recht verstanden werden, die den Verfasser kennen, die also ein Interesse in sie hineintragen, das ein anderer nicht hat. Da ein echter Dichter aber, wenn irgendeinen Anspruch, den erheben muß, daß auch der Fremdeste, wenn er nur Sinn für Poesie hat, ohne alles Weitere von seinen Gedichten gefesselt, und durch diese dann weiter für seine Person interessirt wird — leider ist es freilich bei manchen unserer berühmten dichterischen Größen umgekehrt! — so hat B. J. Grosse durch seinen Beisatz auf das Prädicat eines Dichters sozusagen verzichtet. Dichterische Begabung aber hat er, das ist zweifellos, und zwar liegt diese auf dem Gebiet der sogenannten Gedankendichtung, wie unter anderm der Cyklus „Nachfolge Christi —?" zeigt. Ich weiß nicht, ist der Dichter jung oder alt, hat er sonst noch Gedichte gemacht, oder enthält, wie ich vermuthe, der vorliegende Band alles, was er gedichtet hat; vielleicht veranlaßt eine spätere Auswahl mit neuen Gedichten auch die, sich mit ihm zu beschäftigen, die ihn nicht kennen.

Die paar modernen Anklänge, welche Grosse's Dichtungen enthalten, führen uns ungesucht zu dem modernen Freiherrn von Bodman (Nr. 5). Wenn ich nicht irre, habe ich hier schon eine Gedichtsammlung von ihm besprochen, die scharfe kritische Lichter auf allerlei Modernes warf, und mir ist, als hätte ich Angriffe auf ihn eben wegen seiner Opposition gegen die „Moderne" seitens der Modernen gelesen. Mit dieser Sammlung ist er nun in ihr Lager abgerückt, wir werden ihn also bald preisen hören. Indessen erhebt sich seine Poesie kaum über den Durchschnitt der modernen Poesie, zeigt auch bei aller dichterischen Anlage schon so ziemlich die Fehler derselben, die hier wieder einmal des nähern zu charakterisiren ich mir wol schenken darf. Aber eins hat er mitgebracht, was die „Moderne", das sündige Kind der Großstadt, nicht besitzt: einen gewissen volksliederartigen Zug, und wo der ist, da sprossen immer noch dichterische Blüten. Ja es kann sich so eine ganz eigenartige Volksliederpoesie der modernen Kunstdichter herausbilden. Ich führe an Seite 19, 40, 77, 95, 103 u. a. Eins der Gedichte dieser Art mag hier stehen: „Herr Lenz", das, wie eine Anmerkung sagt, von Richard Strauß in Musik gesetzt ist, eine Composition, auf die ich bei der dem Volksliede gänzlich fern stehenden Begabung dieses Componisten wirklich begierig wäre. Sollte die „Moderne" ihren Componisten gefunden haben?

Herr Lenz springt heute durch die Stadt
In einer blauen Hose.
Und wer zwei junge Beine hat,
Springt säftefroh, springt sonnensatt
Und kauft sich bei ihm Lose.

Dort biegt er um das Giebelhaus
Die Taschen voller Gaben.
Da strecken sich die Hände aus,
Ein jeder möchte einen Strauß
Hei! für sein Mädel haben.

Ich hole mir auch meinen Schatz
Hinweg von Glas und Schüssel.
Hut auf. Wir rennen übern Platz:
Herr Lenz, für ihren Busenlatz
Ein'n gelben Himmelsschlüssel!

Auf das Gebiet der erzählenden Dichtung hinüber führt uns Stephan Milow mit seiner Sammlung „Höhen und Tiefen" (Nr. 6). Es sind kleine Skizzen und Novelletten in Versen, theils mit socialem Hintergrunde, wie das rührende Thema aus dem Familienleben: „Die Frau des Arbeiters", und das leidenschaftliche, von den großen Gegensätzen getragene, aus dem Fabrikleben entnommene „Valesca" zeigt; theils sind sie auf psychologischen Voraussetzungen und Verwickelungen aufgebaut, wie „Eine Bergpartie", wo eine glückliche Frau zum erstenmal etwas erlebt, das sie verwirrt und unsicher in sich selbst macht, und „Die Grafentochter", ein Lied weiblicher Selbstverleugnung und Aufopferungsfähigkeit. Darunter noch andere harmlosere Skizzen, alle gefällig in Verse gebracht und alle anziehend zu lesen und wol noch anziehender zu hören. Hierbei werden die zahlreichen, oft arg prosaischen Verse, welche mit unterlaufen, wol weniger auffallen, wie man denn überhaupt der Kunstgattung „erzählende Dichtung", weil sie nothgedrungen auch Prosaisches erzählen und berichten muß, manches nachsieht was man in der Lyrik nicht hingehen lassen kann.

Ein ganz eigenartiges Talent tritt uns in Max Viola (Nr. 7) entgegen. Dieses „sehr moderne Epos" ist in so flotten und eleganten Versen hingeschrieben und ist so lustig ironisch, theilweise auch so echt humoristisch, daß man seine helle Freude daran haben muß. Ich bin durch die ganze Art von Viola's Begabung vielfach an Eduard Paulus erinnert worden; einzelne Verse könnten geradezu von Eduard Paulus sein. An dessen humoristische Geschichte „Krach und Liebe" erinnert Max Viola's „Birkenheimer" direct. Ich glaube aber kaum, daß der Verfasser auch nur eine Zeile von Eduard Paulus gelesen hat, und freue mich sehr, daß an der Donau drunten eine Paulus'sche Species gedeiht, die dem Protzenthum in so prächtiger Weise zu Leibe geht, wie Max Viola thut. Das Epos ist nämlich ein lustiger Schwank, in welchem ein armer Dichter schließlich mit Hülfe seines journalistischen Freundes die Tochter des reichen Birkenheimer bekommt. Ohne ein paar Unwahrscheinlichkeiten geht es hierbei natürlich nicht ab; aber man kommt gar nicht dazu, sich dabei weiter aufzuhalten, denn man ist vom ersten Verse an in einer so vergnüglichen Stimmung, daß man noch viel Unwahrscheinlicheres in den Kauf nähme. Wie der Birkenheimer von der Presse zum Dichtermäcen emporgeschwindelt wird, sodaß der Mensch zuletzt sich einbildet, selbst Dichter zu sein, und Verse macht, wie er dadurch das höchste Ziel seines Lebens erreicht, den Baronstitel, und wie er schließlich, um der gründlichen öffentlichen Blamage zu entgehen, mit der ihm der gute Genius der Liebenden, der Journalist, droht, seine Tochter dem armen Schlucker gibt, das alles ist, ich wiederhole, so flott und mit so köstlichem Spotte, dabei mit einer so wohlthuenden Sicherheit im Versmachen und Reimen hingeschrieben, daß man den lebhaften Wunsch hegen muß, der Dichter möge diese Saiten noch öfter erklingen lassen. Wenigstens ein paar Verse mögen hier stehen, und zwar aus dem lyrischen Theil; denn wie jedem Epos seit Scheffel's „Trompeter" fehlt es auch diesem nicht an lyrischen Intermezzi. Also singt der mit seiner Werbung abgewiesene Dichter im Grimme:

Wär' ich Banquier geworden,
Hätt' ich längst schon einen Orden,
Leider wurde ich blos Dichter,
Darum zähl' ich zum Gelichter.

Auf ihr hohen Unternehmer
Und ihr hehren Wechselkrämer,
Mögt mich nicht zu sehr verachten,
Weil ich nicht kann Menschen schlachten.

Lasset gütigst Mitleid walten,
Will auch sehn, mir's zu erhalten,
Auf daß ihr mir Dichterlümpchen
Gnädiglich gewährt ein Pümpchen.

Eine schöne, reichhaltige Gabe ist das „Album oldenburgischer Dichter", herausgegeben von Franz Poppe (Nr. 8). Der Gedanke, die Heimat im Sange der heimatlichen Dichter zu verklären, ist sehr hübsch und verdient in andern deutschen Ländern Nachahmung. Dabei erreicht aber das Buch auch noch einen zweiten Zweck, den nämlich, dem Heimatlande seine eigenen Dichter bekannt und lieb und werth zu machen, was im Norden und Süden des deutschen Vaterlandes durchaus nicht überflüssig ist; und noch einen dritten: auch über die Grenzen des Stammlandes hinaus die Aufmerksamkeit auf deutsche Dichter zu lenken. Aus allen diesen Gründen können wir dem Buche nur unsere Glückwünsche mit auf den Weg geben bei seiner zweiten Ausfahrt ins deutsche Vaterland. Die Anordnung ist eigenthümlich: 1) „Das oldenburger Land und seine Bewohner"; 2) „Leben und Lieben"; 3) „Sprüche, Epigramme, Distichen". Ich kann mich mit ihr wie mit den Unterabtheilungen nicht recht befreunden; ich hätte wenigstens in der zweiten Abtheilung, die doch Proben von der dichterischen Bedeutung oldenburgischer Dichter geben soll, die zeitliche Anordnung der sachlichen vorgezogen. Die Dichter sind nicht alle oldenburgische Landeskinder; in die Sammlung sind auch solche aufgenommen, welche sich länger in Oldenburg aufgehalten haben, oder mit dem Lande durch ihre Poesie in bleibende Verbindung getreten sind. Ungefähr vierzig Namen sind vertreten, von Fr. Leopold Stolberg und Heinrich Voß über Julius Rosen und Hermann Allmers bis zu Arthur Fitger, Emil Roland, Karl August Mayer, dem Verfasser des berühmt gewordenen Liedes von „Spatz und Spätzin", und andern mehr oder weniger bekannten Dichtern. Auch der Herausgeber ist mit zahlreichen Proben eines glücklichen Talents vertreten. Wie die zwei Gedichte über Heidelberg, die keineswegs hervorragend sind, sich unter die Abtheilung „Marsch und Meer" verirrt haben, ist uns nicht recht verständlich. Besonders anerkennen wollen wir, daß der Herausgeber auch den Dialektdichtungen einen Platz in dem Buche eingeräumt hat. Der Literarhistoriker mag noch anmerken, daß aus dem Buche ein besonderer Charakter der oldenburgischen Dichtung nicht hervorgeht. Doch das wird mit ganz wenigen Ausnahmen auch bei der Dichtung anderer deutscher Länder nicht der Fall sein.

Richard Weitbrecht.

Feuilleton.

Wir haben vor einiger Zeit in d. Bl. das Buch von Robert Pöhlmann: „Aus Altertum und Gegenwart", besprochen, in dem für die humanistischen Schulen die möglichste Hervorhebung der nationalökonomischen Seite der antiken Cultur befürwortet wird. Die Broschüre von Gustav Friedrich: „Die höhern Schulen und die Gegenwart" (Leipzig, E. Wartig's Verlag, E. Hoppe, 1896), scheint an dieses Buch anzuknüpfen, wenn sie es auch nur gelegentlich neben andern Schriften ein paar mal citirt. Auch Friedrich nimmt an,

daß das Gymnasium der Zukunft nationalökonomischen Charakter tragen müsse. Die socialen Probleme seien das die Gegenwart Bewegende; zugleich sei die Nationalökonomie eine wirklich nationale Wissenschaft und ganz geeignet, an Stelle der Philosophie eine neue Grundlage für einen alle Geister einigenden Gedankenkreis abzugeben. Und „wir müssen uns" — meint der Verfasser — „ökonomisch noch mehr als politisch neben und vor den übrigen Völkern behaupten, und gegenüber der unleugbar zunehmenden Reife der untern Schichten in der Behandlung wirthschaftlicher Fragen wäre politische Unfähigkeit bei der Oberschicht geradezu verhängnißvoll". Wenn aber das Gymnasium eine Wendung zur Nationalökonomie hin nehmen soll, so entsteht die Frage, welcher Wissenschaft die Führung hierbei zufallen muß. Daß es die naturwissenschaftlichen Disciplinen nicht sein können, hält Friedrich wie auch andere vor ihm für ausgemacht. Bei dem Beweise, daß die Methode und die Betrachtungsweise der Naturwissenschaft der Betrachtungsweise gerade entgegengesetzt ist, die sich in Leben, Politik, Geschichte als einzig zulässig erweist, ist er vielleicht nicht immer glücklich in den Beispielen, aber in der Sache hat er recht. Danach bleiben als Concurrenten blos die Geschichte und die bisherige Inhaberin des Principats, die Alterthumswissenschaft. Pöhlmann hatte mit Eifer die Ansprüche der Geschichte verfochten, Friedrich will auch unter den neuen Verhältnissen der classischen Philologie das Vorrecht gewahrt wissen, als der bei ihrer Beschränkung umfassendern Wissenschaft. „Man übersieht" — meint er —, „die classische Philologie ist auch Geschichte, sie steht mit dieser auf dem gleichen Boden der historischen Erscheinungen, aber — und das ist der Vorzug — unter diesen sucht sie nicht eine bestimmte gleichartige Reihe heraus, um einseitig deren Entwickelung zu verfolgen, sie ist also nicht Literatur-, Wirthschafts-, politische Geschichte, sondern sie bemüht sich, alle Lebensäußerungen der antiken Welt zusammenzufassen." Sodann hebt Friedrich die Schwierigkeiten hervor, die sich einer einheitlichen Culturgeschichte neuerer Zeiten entgegenstellen, und kommt, indem er die Herrschaft des Bürgerstandes als die Vorbedingung einer wahren Culturgeschichte hinstellt, zu dem Schlusse, daß Culturgeschichte nur möglich bleibe für die antike Welt. Das wird ihm nicht jeder zuzugeben geneigt sein, aber bestehen bleibt die Thatsache, daß keine Culturgeschichte so faßlich für die Jugend ist als die antike, zumal was die volkswirthschaftliche Seite der Sache anlangt. Richtig ist auch der weitere Hinweis Friedrich's, daß der Jüngling in der Alterthumswissenschaft die einzelnen Anschauungen nicht aus dritter Hand fertig und schattenhaft überliefert erhält und nicht nur durch Zufall einmal eine Quellenschrift in die Hände bekommt, sondern daß ein jeder Schriftsteller zugleich Geschichtsquelle ist. Wir haben uns schon früher gegen einseitige nationalökonomische Behandlung der Schriftsteller ausgesprochen. Auch Friedrich will alles vom Gymnasium fern gehalten wissen, was ihm den Charakter einer Fachschule geben könnte. „Der Mensch muß an eine Zeit denken können, wo er ein ganzer Mensch war." Hauptsache wird unsers Erachtens auch weiterhin bleiben, die antiken Schriftsteller gründlich verstehen zu lehren; wie weit man daraus Lehren für den Staatsbürger schon auf dem Gymnasium ziehen, und wie weit man dies der Universität überlassen soll, bedarf noch gründlicher Ueberlegung. Das ist jedenfalls gewiß, daß nie das Gymnasium einer der vielen Forderungen unserer reformbegierigen Zeit besser gerüstet entgegengesehen hat als diesem neuen Verlangen nach nationalökonomischer Vertiefung.

— „Ueber den Begriff der allgemeinen Bildung" handelt in seiner an der Universität Leipzig gehaltenen Antrittsvorlesung Professor R. von Schubert-Soldern (Leipzig, Hermann Haacke, früher Fr. Mauke's Verlag, 1896). Sein Zweck ist weniger, diese allgemeine Bildung im einzelnen zu bestimmen, als ihre Bedeutung für die Völker und für die Menschheit überhaupt festzustellen. Genauer unterscheidet der Verfasser noch zwischen individuell-allgemeiner und zwischen social-allgemeiner Bildung, ohne im einzelnen diesen Unterschied überall scharf durchzuführen. „Der gesellige Verkehr der Menschen, den die allgemeine Bildung theils zu ermöglichen, theils zu fördern hat, schließt" — heißt es da — „einen doppelten Zweck in sich: erstens den der Erholung und des ästhetischen Genusses und zweitens den des gegenseitigen Kennenlernens von Bedürfnissen und Zielen. Dieser zweite Zweck bewirkt wieder zweierlei: die Hebung der moralischen Bildung und allgemeiner Menschenliebe und gegenseitige Vereinigung zur Erreichung gemeinsamer Ziele". Diese Sätze werden dann im einzelnen bewiesen. Dabei wird besonders auch der Werth der allgemeinen Bildung für die Erziehung des Charakters betont. Die allgemeine Bildung soll uns befähigen, uns mit den Gegenständen um ihrer selbst willen zu beschäftigen. „Schon aus diesem Grunde ist das Studium der alten Sprachen für die Jugend so charakterbildend, weil es kein bloßes Brotstudium ist, weil es die Beschäftigung mit einem Gegenstande bildet, der keinen sogenannten «praktischen Nutzen» hat. Dieser «praktische Nutzen», der heute so oft in den Vordergrund pädagogischer Erörterungen gestellt wird, erzeugt nur zu häufig jenen gemeinen, banausischen Sinn, der den Erwerb, den möglichst raschen und großen, als einziges Ideal der Zukunft festhält und alles verachtet, was nicht diesem Ideal oder sinnlichem Genusse dient." Das ist ein wahres Wort. In den Anforderungen, die der Verfasser an die allgemeine Bildung stellt, geht er sehr weit, doch läßt er selbst gewisse Abstufungen bis zur Erreichung des Ideals zu. Eine Voraussetzung der von ihm statuirten allgemeinen Bildung ist auch eine einheitliche und allgemeine Weltanschauung, an der es der Gegenwart zu ihrem größten Schaden gebricht. Welcher Art diese einheitliche Weltanschauung sein soll, läßt der Verfasser unentschieden, doch zeigt er, daß es nicht die mechanische Weltanschauung sein kann.

Bibliographie.

Bethusy-Huc, Valeska Gräfin, Sühnopfer. Eine Land- und Waldgeschichte. Dresden, Carl Reißner. 8. 3 M.

Brandes, G., Die Emigrantenliteratur. Fünfte Auflage. Leipzig, H. Barsdorf. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Büttner, R., Der jüngere Scipio. Gütersloh, C. Bertelsmann. Gr. 8. 1 M.

Danckelman, E. Freiherr von, Kant als Mystiker? Eine Studie. Leipzig, Hermann Haacke. Gr. 8. 50 Pf.

— — Shakespeare in seinen Sonetten. Leipzig, Hermann Haacke. Gr. 8. 50 Pf.

Diner-Dénes, J., Vergangenheit und Zukunft. Studien und Eindrücke. Berlin, S. Fischer, Verlag. Gr. 8. 3 M.

Fässler, O., Drei Essays. Gottfried Keller. Nikolaus Lenau. Der Stil. St.-Gallen, Fehr'sche Buchhandlung. Gr. 8. 1 M.

Gayer, O., Das Antlitz der Medusa. Novellen. Berlin, S. Fischer, Verlag. 8. 4 M.

Grashey, Anna, Für uns! Gedichte. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. Geb. 3 M. 50 Pf.

Haase, M., Der Spiritismus. Eine Studie. Gütersloh, C. Bertelsmann. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Hauptmann, C., Sonnenwanderer. Berlin, S. Fischer, Verlag. 8. 3 M.

Hecker, M. F., Schopenhauer und die indische Philosophie. Köln, Hübscher u. Tensel. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Hoechstetter, S., Max Mühlen. Die Geschichte einer Liebe. Roman. Berlin, S. Fischer, Verlag. 8. 2 M.

Hugo, V., Strahlen und Schatten. Gedichte. Deutsch von Hildegard Stradal. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 3 M.

Kahlenberg, H. von, Misere. Roman. Dresden, Carl Reißner. 8. 3 M.

Meister, F., Klar zum Wenden! Seegeschichten. Dresden, Carl Reißner. 8. 2 M.

Michelitsch, A., Atomismus, Hylemorphismus und Naturwissenschaft. Graz, Selbstverlag von Dr. Anton Michelitsch. Gr. 8. 1 M. 40 Pf.

Rilke, M. R., Traumgekrönt. Neue Gedichte. Leipzig, B. Friesenhahn. 8. 1 M.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von **F. A. Brockhaus** in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Zur Confirmation.

Predigten und Andachtsbücher.

Predigten aus der Gegenwart
von
Carl Schwarz,
weil. Oberhofprediger und Generalsuperintendent in Gotha.
Acht Sammlungen (Bände).
Jede Sammlung geh. 5 M. 40 Pf., geb. 6 M.

Religiöse Reden und Betrachtungen
von
Adolf Hausrath,
Professor der Theologie in Heidelberg.
Zweite Auflage. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

Akademische Predigten
von
Heinrich Holtzmann,
Professor an der Universität Straßburg.
Geh. 5 M. Geb. 6 M.

Ausgewählte Predigten
von
Clemens F. Brockhaus.
Geh. 3 M. 50 Pf. Geb. 4 M. 50 Pf.

Die Religion im gemeinen Leben.
Predigt von
John Caird.
Fünfte Auflage. Geh. 60 Pf.

Aus den Papieren einer Verborgenen.
Von
Cäcilie Zeller.
Zweite Auflage.
Geh. 6 M. Geb. 7 M. 60 Pf.

Für stille Morgenstunden.
Von
Cäcilie Zeller.
Geh. 3 M. Geb. 4 M.

Gedichte und Lieder.

Schau um dich und Schau in dich.
Dichtungen von
Julius Hammer.
33. Auflage. Min.-Ausg. Geb. 2 M.
Jubelausgabe.
8. Geh. 4 M. 50 Pf. Geb. 6 M.

Fromme Lieder
von
Julius Sturm.
Drei Theile.
Erster Theil. Zwölfte Auflage.
Zweiter Theil. Vierte Auflage.
Jeder Theil geb. mit Goldschn. 3 M.

Gott grüße dich!
Religiöse Gedichte
von
Julius Sturm.
Vierte Auflage. Geb. m. Goldschn. 4 M.

In Freud und Leid.
Letzte Lieder
von
Julius Sturm.
Geb. m. Goldschn. 4 M.

Aufwärts!
Neue religiöse Gedichte
von
Julius Sturm.
Geb. m. Goldschn. 4 M.

Gedichte
von
Paulus Gerhardt.
Herausgegeben von Karl Goedeke.
Geb. m. Goldschn. 5 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Religiöse Reden und Betrachtungen
für das deutsche Volk von einem deutschen Philosophen.
Von
Moriz Carriere.
Dritte mit kritischen Beigaben vermehrte Auflage.
8. Geh. 7 M. Geb. 8 M. 50 Pf.

Das vorliegende Werk ist bei seinem ersten Erscheinen auf eine Stufe mit Schleiermacher's „Reden über die Religion" und Fichte's „Reden an die deutsche Nation" gestellt worden, und wie diese seine Vorgänger hat es einen heilsamen, tiefgehenden Einfluß auf die Gebildeten Deutschlands geäußert. Auch die neue, dritte Auflage wird jenen, die das Werk noch nicht kennen, eine Erhebung sein, ist aber infolge der Anfügung einer Reihe von Zusätzen auch für Besitzer früherer Auflagen von Werth.

Die dritte Auflage der „Religiösen Reden und Betrachtungen" bildet zugleich den 14. Band von Carriere's „Gesammelten Werken".

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsche Kolonialgeschichten
für die Jugend.
Reich illustrirt.
8. Jeder Band geb. 2 M. 50 Pf.

Falkenhorst. Am Victoria-Njansa. Eine ostafrikanische Kolonialgeschichte. Der reifern Jugend erzählt. 3. Aufl. Mit 41 Abb.

Falkenhorst. In Kamerun. Zugvogels Reise- und Jagdabenteuer. Der reifern Jugend erzählt. 6. Aufl. Mit 43 Abb.

Falkenhorst. Der Zauberer vom Kilima-Ndjaro. Adlers Kriegs- und Jagdabenteuer in Ostafrika. Der reifern Jugend erzählt. 5. Aufl. Mit 54 Abb.

Falkenhorst. Sturmhaken. Franz Sturms Abenteuer im Bismarck-Archipel. Der reifern Jugend erzählt. 4. Auflage. Mit 83 Abbildungen.

Falkenhorst. Eldoradofahrer. Eine deutsche Kolonialgeschichte aus vergangener Zeit. Der reifern Jugend erzählt. 4. Aufl. Mit 4 Abbildungen in Farbendruck.

Elster, O. Die Goldgräber von Angra Pequena. Der reifern Jugend erzählt. 4. Aufl. Mit 30 Abb. und 1 Karte.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig (Querstr. 16).

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer.
Preis vierteljährlich 7 M. 50 Pf.,
jährlich 30 M.

Nr. 11.

Leipzig,
11. März 1897.

Inhalt: Volkelt's „Aesthetik des Tragischen". I. Von Moritz Necker. — Schriften zur Volkskunde. Von Anton Schlossar. — Theosophie oder psychologische Religion. Von Ernst Melzer. — Novellen und Romane. Von Heinrich Kraeger und Ludwig Jacobowski. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Volkelt's „Aesthetik des Tragischen".

I.

„Kaum auf einem andern Gebiete begegnet man so viel übertriebenen, unbestimmten Redensarten als auf dem der Aesthetik und ästhetischen Kritik" — so klagt Volkelt einmal, und dieser Unbestimmtheit und Phraseologie abzuhelfen ist eins der Ziele, das sich Johannes Volkelt mit seinem Werke „Aesthetik des Tragischen"*) vorgesetzt hat. Es ist eins der lehrreichsten, das uns auf diesem Gebiete in neuerer Zeit geboten wurde. Eine Heerschau über das weite Reich des Tragischen in der Weltliteratur alter und neuer Zeit. Eine Naturgeschichte des Tragischen, wenn wir das Wort Naturgeschichte im Sinne der möglichst erschöpfenden Beschreibung, Gruppirung und Classification der Thatsachen der Natur verstehen: eine Pathologie menschlicher Schicksale.

Naturdinge als thatsächlich vorhanden anzuerkennen, bietet keine Schwierigkeit; sie fordern nur gesunde Sinne; ihre Existenz läßt sich (wenn auch zuweilen nur auf großen Umwegen) jedermann beweisen. Aesthetische Thatsachen hingegen sind ungleich schwerer, manchmal auch gar nicht zu beweisen, weil sie so sehr von dem Verständniß, von der Empfänglichkeit und Unbefangenheit des einzelnen Menschen abhängen. Aller Streit in der Literatur, alle Kämpfe des künstlerischen Lebens haben ihren Grund darin, daß hier alles so sehr vom genießenden und urtheilenden Subject abhängt. Einem für Poesie unempfänglichen Menschen kann man nicht begreiflich machen, daß eine Phantasiegestalt ein positives Gut ist, daß sich Dichtungen auch schon oft genug als wirkende Mächte im Leben der Völker bekundet haben. Und dann wieder gibt es so viele Menschen, die nur für eine bestimmte Gattung von Poesie empfänglich sind und die andern Gattungen gar nicht sehen; unrichtiges Urtheil über das, was eigentlich poetisch ist oder nicht, verhindert oft ebenso sehr die Empfänglichkeit, wie Farbenblindheit das Sehen einzelner Farben verhindert. Diese Vorurtheile sind die schlimmsten Gegner der Künstler. Sie sind oft alt wie die Jahrhunderte, unausrottbar wie chronische Krankheiten, und leidenschaftlich eigensinnig wie alte Frauen. Manche Aesthetiken waren gar nichts anderes als die Systemisirung von Vorurtheilen, das will sagen: ihre Verhärtung zu einem undurchreißbaren Damm. Mit Ideen, die man von einigen classischen Dichtungen abstrahirt hatte, errichtete man das Ideal dessen, was die Dichtkunst überhaupt leisten sollte; was da nicht hineinpassen wollte, wurde aus dem Bereich der Kunst verwiesen. Gegen diese doctrinär gewordene Aesthetik hat die Literatur- und Kunstgeschichte mit siegreichem Erfolg gekämpft. Sie hat allen ästhetischen Doctrinarismus über den Haufen geworfen und die philosophirende Aesthetik recht bescheiden gemacht. Ohne Zweifel hat sie auch die künstlerische Bildung in einer von den Philosophen vorher kaum geahnten Weise gefördert. Die Kunstgeschichte hat uns zu individualisiren gelehrt, sie hat uns eine Menge neuer ästhetischer Werthe geschaffen; sie lehrte uns auch gerecht sein gegen die kleinern Künstler, gegen die Vorläufer und Nachzügler der Genies; sie erzog uns zur liebevollen Betrachtung des Einzelnen, zum Studium der Formen, der concreten Kunstideen, des wirklichen Lebens der Kunst und nicht der leeren Begriffe von ihr. Aber die Kunstgeschichte hat doch auch ihre Grenzen und macht darum eine Aesthetik noch immer nicht überflüssig. So wenig wie der politische Historiker die Ethik, so wenig kann der Kunstgeschichtschreiber die Aesthetik entbehren. Freilich braucht der politische Geschichtschreiber nicht selbst

*) Aesthetik des Tragischen. Von Johannes Volkelt, Professor der Philosophie an der Universität Leipzig. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. 1897. Gr. 8. 8 M.

ein Ethiker im engern Sinne zu sein, um seine Sache gut zu machen; es ist jedenfalls besser, wenn er seine Ethik mehr im Herzen, im ganzen Temperament, als nur im Kopfe hat; er schreibt dann gewiß frischer, unmittelbarer, persönlicher als der Schulmann, und urtheilt unthiger. Aber eine bestimmte Ethik besitzt er darum doch, wenn er sie auch nicht in Lehrsätzen und Paragraphen formulirt. Ebenso ist es mit dem Kunsthistoriker und der Aesthetik. Mag er die Aesthetik als Wissenschaft leugnen: je temperamentvoller sein Verhältniß zur Kunst, je entschiedener seine Persönlichkeit urtheilt, indem er hier preist, dort tadelt, je treuer er gegen sich selbst ist, um so bestimmter äußert sich ein ästhetisches System in allen seinen Urtheilen, ohne daß er es im besondern darstellt. Interessanter ist jedenfalls diese Thätigkeit des künstlerischen Forschers, als die des Philosophen, der nach den letzten Gründen des Kunstgenusses forscht, die Psychologie des künstlerischen Organs studirt, die Kunst unabhängig von der einzelnen begrenzten Persönlichkeit, die sie übt, erkennen will; aber solange es eine Philosophie geben wird, wird auch die Forderung einer Aesthetik bestehen. In diesem Sinne faßt Johannes Volkelt Stellung und Beruf der Aesthetik auf.

Sie ist ihm zunächst Erfahrungswissenschaft; er nimmt die speculativen Aesthetiker zwar in Schutz gegen ihre Verächter und betont, daß auch sie, die mehr von der Intuition genialer Denker als von der Beobachtung der überreichen Kunstwelt ausging, viel zur Vertiefung der Aesthetik beigetragen hat. Aber Volkelt verläßt doch die Kreise der Speculation, um auf breitester Grundlage thatsächlichen Wissens von der Kunst seine Aesthetik aufzubauen. Darin besteht das Eigenartige in seinem Vorgang. Er schreibt eine „Aesthetik des Tragischen" und geht dabei nicht von einigen wenigen Dichtern aus, etwa von Sophokles, Shakespeare, Schiller, Goethe, Lessing, sondern zieht auch die erzählende Literatur aller Nationen heran, denn Tragödien sind nicht blos in dramatischer Form geschrieben worden, ja noch mehr: auch die nicht gedichteten, tragischen Erscheinungen des Lebens und der Geschichte, beispielsweise die Gestalt eines Kleist, fallen in den Rahmen seiner Betrachtung. Volkelt geht überhaupt nicht von einem fertigen Begriff des Tragischen, sondern vom unmittelbaren Gefühl desselben aus, wie es sich jedem Verständigen und Empfänglichen aufdrängt. Erst aus der Analyse dieses Gefühls entsteht ihm der Begriff, und die Schwierigkeit wie auch das Verdienst seiner Methode besteht eben darin, daß er dieses Gefühl vom Tragischen in seiner kaum übersehbaren Mannichfaltigkeit, in seiner oft kaum sagbaren Dunkelheit und Zartheit in der That feststellen kann und im Stande ist, die zahllosen Schattirungen zu unterscheiden und zu ordnen. Wenn man es recht überlegt, wieviel dazu gehört, um ein solches Wissen von der Poesie aufzuspeichern, wie viel Schmiegsamkeit und Objectivität, wie viel Empfänglichkeit und Virtuosität im Lesen dies voraussetzt, was für ein eigenartiges ästhetisches Gedächtniß: dann erst wird man sich der Bedeutung dieser Leistung bewußt. Johannes Volkelt vereinigt auch die extremsten Geschmacksrichtungen in seiner Kritik. Er schwärmt z. B. gleichzeitig für die „Nibelungen" von Richard Wagner*) und für die Dramen Ibsen's; er spricht mit ebenso viel Feinheit von Grillparzer wie von Gerhart Hauptmann. Er weiß überall den individuellen Kern der Dichter zu treffen, das specifisch Eigenthümliche der dichterischen Schöpfung hervorzuheben, und zumeist sind seine Urtheile auch von unbestreitbarer Richtigkeit. Wenn man auch nicht überall mitgehen kann, beispielsweise nicht in der Beurtheilung von Wagner's Dichtung der „Nibelungen", so ist doch des Geistvollen und Zutreffenden in seinem Buche so viel gesagt, daß man reichlich zu thun hat, um es in sich aufzunehmen. Ein Beispiel möge hier Volkelt's Art veranschaulichen. Er spricht über Ibsen im vierzehnten Abschnitt, der vom „individuell- und typisch-menschlichen Tragischen" handelt:

> Zu einer besondern Gruppe fasse ich solche Fälle zusammen, deren Tragik bestimmten Stufen der Entwickelung der Menschheit eigenthümlich ist. Die Tragik des unersättlich strebenden Forschers, des überempfindlichen Künstlers, des herrschgewaltigen Helden, des dämonisch Liebenden, des phantastischen Melancholikers nach der Weise Hamlet's kann in den verschiedensten Abschnitten der menschlichen Entwickelung stattfinden. Andere Arten der Tragik dagegen sind mehr an bestimmte Entwickelungsperioden gebunden. . . . Sodann ist hier Ibsen mit Nachdruck zu nennen. Seit den „Stützen der Gesellschaft" handeln fast alle seine Dramen von den Zusammenstößen zweier Formen der Sittlichkeit: einer schwächlichen, zahmen, engen, unwahrhaften, conventionellen Sittlichkeitsstufe, die alt und überlebt ist und unterzugehen verdient, und einer Sittlichkeitsform, die das tapfere, freudige Sichausleben der vornehmen, freien, selbstherrlichen Individualität zum Mittelpunkte hat und auf die Zukunft hinweist. Dieser Kampf findet in doppelter Weise statt: theils als äußerer Kampf, indem die Vertreter der alten und der neuen Sittlichkeit einander gegenübertreten. So ist es in allen Dramen: Nora, Ellida, Hedda beispielsweise haben an ihren Gatten, Pastor Rosmer hat an seinem Schwager, Doctor Stockmann an der ganzen Stadt Vertreter der alten Sittlichkeit zu Gegnern. Theils als innerer Kampf: es ist dieselbe Person, deren Inneres zwischen beiden Sittlichkeitsformen getheilt ist. Und dies geschieht wiederum in mehrern Formen: entweder arbeitet sich der getheilte Charakter, wie Nora, Doctor Stockmann und die Gatten in „Klein Eyolf", wenn auch unter tragischen Schmerzen, so doch tapfer und mit Gelingen zu der höhern Stufe empor, oder er wird, wie Pastor Rosmer, Rebekka und der Baumeister, indem er sich zu dem adeligen, freien Menschenthum emporzuheben sucht, innerlich gelähmt und leidet Schiffbruch, oder er ist, wie Frau Alvine und Hedda Gabler, überhaupt ein trüber, unreiner Vertreter der höhern Menschheitsstufe (wenn es sich nicht gar, wie bei dem jungen Ekdal und bei Gregor Weile in der „Wildente", um Caricaturen der idealen

*) Es verdient angemerkt zu werden, daß auch Gottfried Keller in den Jahren, da er mit Richard Wagner persönlich verkehrte, für dessen Dichtung sehr eingenommen war. So schrieb er am 21. Februar 1856 an Hettner: „Ich gehe jetzt oft mit Richard Wagner um, welcher jedenfalls ein hochbegabter Mensch ist und sehr liebenswürdig. Auch ist er sicher ein Poet, denn seine Nibelungen-Trilogie enthält einen Schatz nationaler Poesie im Text. Wenn Sie Gelegenheit haben, so lesen Sie doch dieselbe; Sie werden es gewiß auch finden." (Vgl. J. Bächtold, „Keller's Leben", II, 339.)

Stufe handelt). Ibsen hat hiermit tragische Probleme für die Dichtung verwerthet, die für unsere Zeit mit ihrem Ringen nach freiern und würdigen Sittlichkeitsformen typisch sind. Welch gewaltigen Anstoß Ibsen hiermit gegeben, geht aus der Fülle von Dramen hervor, die seither das tragische Sichhinaufentwickeln einer Person zu freierer modernerer Auffassung von Sittlichkeit und menschlicher Aufgabe in ihren Mittelpunkt gestellt haben. Gewöhnlich ist es so, daß eine Person, die klar und entschieden den freien Geist vertritt, mit einer andern zusammentrifft, die noch in unklarem Streben oder in dumpfer Enge lebt, und dieser nun die Augen über ihre wahre Aufgabe und ihr bisheriges unwürdiges Dasein öffnet. So ist es bei Marianne in Karl Hauptmann's gleichnamigem Stück, bei Trude in Dreyer's „Winterschlaf", ähnlich wenigstens bei Gerhart Hauptmann's Johannes Vockerat und Anna in Halbe's „Jugend". . . .

Diese Probe, welche übrigens eine der längsten Charakteristiken enthält, die Volkelt einem einzelnen Dichter widmet, veranschaulicht seine Methode. Auf den eigentlich künstlerischen Werth der Werke und Dichter läßt er sich selten ein; er verhält sich, wie er ausdrücklich betont, meist psychologisch; aber man erkennt doch mit genügender Deutlichkeit, welche Dichter er mehr, welche er weniger schätzt. Den Enthusiasmus Litzmann's für Wildenbruch theilt Volkelt beispielsweise nicht; andererseits hat er aber auch seine Lieblinge, z. B. den rhetorischen „Robespierre" von der Delle Grazie, dem er reiches Lob mit wiederholtem Nachdruck angedeihen läßt, ohne daß man ihm zustimmen könnte. Doch sind das Einzelheiten, in denen man dem Geschmack des Kritikers freien Spielraum lassen muß. Im ganzen ist Volkelt's Urtheil wohlwollend, den Dichtern, zumal den jungen, entgegenkommend, wohl erwogen, klar und fein. Ja, ich nehme keinen Anstand zu erklären, daß Volkelt's Art, die Dichter zu beurtheilen, als vorbildlich, als eine werthvolle Schule der Kritik angesehen werden darf. Und was er von den Pflichten der Kritik gelegentlich der Betrachtung der tragischen Schuld sagt, sind goldene und nicht genug beherzigenswerthe Worte. (S. 161 fg.) Einige Sätze mögen hier Raum finden:

> Jedes Kunstwerk darf verlangen, daß es nach den Absichten gewürdigt werde, die der Künstler darin zum Ausdruck bringt. Was der Künstler an Auffassungen, Gedanken, Werthurtheilen in sein Kunstwerk hineingearbeitet hat, gehört eben zu dem Kunstwerk selbst und muß bei Feststellung seiner Bedeutung und seines Werthes wesentlich mit in Betracht gezogen werden. So gehört denn auch zur Würdigung jeder tragischen Dichtung dies, daß der Leser sich in Betreff der Schuldfrage auf den Boden stelle, den der Dichter in seinem Werk zum Ausdruck gebracht hat. . . . Indessen kann nicht stark genug hervorgehoben werden, daß der Leser seine moralischen Maßstäbe in möglichst weitem, beweglichem und menschlich umfassendem Sinne und möglichst starkem und unerschrockenem Geiste gestalten müsse. Wer an die tragischen Dichtungen mit den Maßstäben eines moralischen Philisters, mit den Vorurtheilen der tugendstolzen Anstandsmoral, mit dem Glauben an einen unbezweifelbaren Allerweltscodex herantritt, wird gerade den kühnern tragischen Dichtungen nicht gerecht werden können.

Moritz Necker.

Schriften zur Volkskunde.

1. Braunschweiger Volkskunde. Von Richard Andree. Braunschweig, Fr. Vieweg u. Sohn. 1896. Gr. 8. 7 M.

In immer erfreulicherer Weise steigt die Zahl der Schriften auf volkskundlichem Gebiete, und es scheint, daß die zwei vor einigen Jahren begründeten Zeitschriften, Weinhold's vortreffliche „Zeitschrift des Vereins für Volkskunde" in Berlin und Haberlandt's „Zeitschrift für österreichische Volkskunde" in Wien-Prag, die allerdings erst ihren zweiten Jahrgang vollendet hat, aber auch den nichtdeutschen Elementen Oesterreichs sich zuwendet — es scheint, daß diese Zeitschriften von besonders erweckendem Einflusse insbesondere auf deutschem Boden geworden sind. Beide Organe bieten eine reiche Anzahl von Beiträgen, welche unmittelbar aus dem Volke geschöpftes Material enthalten, aber auch Untersuchungen und Arbeiten, die uns mit werthvollen Ergebnissen der Forschung bekannt machen. Man wird kaum fehl gehen, wenn man der Anregung solcher gut geleiteter periodischer Schriften nicht nur das Interesse zuschreibt, welches die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf vieles lenkt, das bisher kaum beachtet wurde und doch von Werth ist, sondern auch die Ermuthigung schon bewährter Kräfte, auf der eingeschlagenen Bahn muthig fortzuschreiten und mit umfassendern Arbeiten, welche nicht wenig Arbeit und Mühe erfordern, hervorzutreten.

Zu den vorzüglichsten solcher Arbeiten gehört das vor kurzem erschienene Werk des längst überall als hervorragend anerkannten Ethnographen und Geographen Richard Andree, welches die Volkskunde des Landes Braunschweig oder, wie sich der Verfasser im Vorworte ausdrückt, „der Kreise Braunschweig, Wolfenbüttel und Helmstedt" unter Berücksichtigung der „tief in das Land einschneidenden Theile des hannoverischen Kreises Gifhorn, wo die ländliche Bevölkerung vielfach noch ursprünglicher geblieben ist", zum Gegenstande hat. Der Verfasser ist nicht nur ein ganz ausgezeichneter Kenner des Volkes seiner Heimat und aller Aeußerungen desselben in Mundart und Sprechweise, Volksdichtung, Sage, Märchen, Räthsel, Volkssitte u. s. w., sondern er verfügt auch über ein ausgezeichnetes statistisches Material, das ihm für bestimmte Kapitel seines Werkes vortrefflich zu statten kommt. Nicht der geringste Vorzug des Buches ist seine Eintheilung und die Systematik, welche eine Uebersicht des Ganzen gestattet und schon dem raschen Blicke zeigt, daß nichts Wesentliches aus-

gelassen, vielmehr reichliche Angaben über Zustände und Verhältnisse geboten erscheinen, die vielen ähnlichen Werken abgehen. Man kann die ganze Arbeit als ein wahres Muster für ähnliche Veröffentlichungen aufstellen; möge der Leser nach einer kurzen Darstellung des Wichtigsten, was Andree behandelt, sein Urtheil hierüber selbst fällen, obgleich freilich keine Textprobe aus dem Buche geboten werden kann, welche auch die fesselnde Darstellungsweise illustriren könnte.

Nach einer zunächst als nothwendig erscheinenden topographischen Skizze des Gebietes, welche auch der historischen Entwickelung sich zuwendet, behandelt der Verfasser die anthropologischen Hauptpunkte und die Entwickelung der niederdeutschen Sprache auf dem ins Ange gefaßten Boden, worauf er die wichtigen Ortsnamen in ausführlicher Weise zur Besprechung bringt. Es ist ein förmliches Wörterbuch der Ortsnamen und, daran sich schließend, der Flurnamen, welches uns hier geboten wird und in dem die oft ungemein schwierige Erklärung dieser Namen mit großem Scharfsinne durchgeführt erscheint. Ueber die Besiedelung und Bevölkerungsdichtigkeit handelt ein von Dr. F. Zimmermann verfaßter mit statistischen Ziffernbaten belegter Abschnitt. Diesem folgt ein reichlich illustrirter Aufsatz über die Dorf- und Hausanlagen, der uns neben eingehendster Beschreibung des Einzelnen auch mit einer Zahl von Hausssprüchen bekannt macht. Das Leben des Bauern, des Hirten und des Gesindes schildert ein weiterer Theil des Buches, daran sich schließend folgt die Beschreibung der eigenartigen Vorgänge und Zustände in der „Spinnstube". Nach den Ausführungen über das Geräth in Hof und Haus, über Kleidung und Schmuck — wieder durch zahlreiche Bilder erläutert — werden die Ansichten des Volkes und seine Sitten und Gebräuche bei den Hauptereignissen im Lebenslauf erörtert, ferner eine Art Festkalender angereiht, welcher uns auch sonstige Volkssitten, die nicht an bestimmte Zeiten im Jahre gebunden sind, kennen lernen läßt. Der Sagenwelt des braunschweiger Gebietes wendet sich der Abschnitt über die „Geister- und mythischen Erscheinungen" zu, dem Aberglauben (Wetterregeln) und der Volksmedicin ein weiteres Kapitel. Was die eigentliche Volksdichtung betrifft, so sind zahlreiche Kinderlieder, Volksreime und Räthsel, Sprichwörter und Lieder in hoch- und niederdeutscher Sprache dem Leser vorgeführt, wodurch auch wesentliche Beiträge zur Kenntniß der niederdeutschen Mundart in den bezüglichen Landstrichen geboten werden. Den Abschluß des Ganzen bildet ein überaus wichtiges Kapitel über die Spuren der Wenden, welche der Verfasser nach den verschiedensten Richtungen hin verfolgt und namentlich auch geschichtlich untersucht. Es bleibt nur übrig noch anzuführen, daß ein gutes Register dieser höchst werthvollen Arbeit beigegeben ist, welche, wie schon erwähnt, mustergültig genannt werden darf. Man kann aus diesem mit so großem Ernst und Forscherfleiß abgefaßten Buche ersehen, wie bedeutende Resultate der Forscher auf dem Gebiete der Volkskunde zu Stande zu bringen vermag. Die nicht minder musterhafte Ausstattung und der reiche Illustrationsschmuck (mehrere Trachtenbilder in Farben) sind noch ganz besonders hervorzuheben, die Verlagshandlung ist freilich in dieser Beziehung schon lange rühmlichst bekannt.

2. Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde. Geleitet von Adolf Hauffen. Band I, 1. Heft: Einführung in die deutsch-böhmische Volkskunde nebst einer Bibliographie von Adolf Hauffen. 1896. Gr. 8. 2 M. 80 Pf. — 2. Heft: Volksthümliche Ueberlieferungen aus Teplitz und Umgebung von Gustav Laube. 1896. Gr. 8. 1 M. Prag, J. G. Calve.

Das mit den vorliegenden Heften eröffnete Unternehmen, welches die Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen herausgibt, ist auf das beste zu begrüßen. Es wird von einem bewährten Fachmann, Adolf Hauffen, in umsichtiger Weise geleitet und bietet zunächst das Material zu einer deutsch-böhmischen Volkskunde, welche durch die Beantwortung versendeter, ebenfalls von dem genannten Volkskundeforscher ausgearbeiteter Fragebogen die größtmögliche Vollständigkeit erreichen soll. Wie wichtig für die Kenntniß des Volksthums auch der angrenzenden Gebiete diese Beiträge erscheinen, braucht dem Kenner wol nicht erst nahe gelegt zu werden. Das erste von Professor Hauffen selbst verfaßte Heft dient zur Einführung des Ganzen, es entwirft uns aber eine gute Uebersicht des Zustandes und der Literatur der deutschen Volkskunde nicht nur Böhmens, sondern aller deutschen Gebiete, ja der gegenwärtige Betrieb der volkskundlichen Arbeiten überhaupt wird dabei gestreift. Von großem Werthe erscheinen die Ausführungen des Verfassers über das Deutschthum in Böhmen und die historische Darstellung seiner Entwickelung im allgemeinen, sowie auch die Darstellung der vier in Böhmen vertheilten deutschen Volksstämme (Baiern, Franken, Sachsen und Schlesier) und des Gebietes, welches sie bevölkern; dadurch wird auch ein schätzenswerther Beitrag zur Besiedelungsgeschichte geboten. Nachdem Hauffen noch über die einzelnen Arten volksthümlicher Ueberlieferung und ihrer Bedeutung für die Zwecke der Forschung gehandelt, läßt er eine fleißig gearbeitete Bibliographie aller deutsch-böhmischen Gebiete in Rücksicht auf Sprache, Mundart, Haus- und Hofanlage, Tracht, Nahrung, Gebräuche, Aberglauben, Sagen, Lieder und Spiele, Volksrecht u. s. w. folgen. Diese Uebersicht dürfte wol die eingehendste Arbeit sein, welche auf diesem Felde bisher veröffentlicht worden ist, und zeichnet sich auch durch Herbeiziehung von Aufsätzen in sonst wenig beachteten Schriften (Kalendern, Tageszeitungen) aus, die oft wichtige Aufsätze enthalten, ihres ephemeren Charakters wegen aber ohne derartige Verzeichnung spurlos verloren gehen würden. Die Bibliographie enthält gegen 1200 Nummern an Einzelwerken und Aufsätzen.

Gleich das zweite Heft der „Beiträge" macht uns mit einer werthvollen Bearbeitung im Sinne der aufgestellten

Fragen bekannt, nämlich mit den volksthümlichen Ueberlieferungen aus Teplitz und Umgebung, welche ein genauer Kenner und Landsmann, Professor Gustav Laube, schildert. Seine Schilderung hat um so mehr Bedeutung, als Laube, in jenem Gebiete aufgewachsen, noch zahlreiche Erinnerungen aus seiner Jugend bewahrt hat, welche sich auf volkskundliche Gegenstände beziehen, und daher vieles mitzutheilen weiß, was heutzutage nicht mehr in Uebung steht, wie ja leider das überall eindringende moderne Leben in dieser Beziehung immer mehr verwischend und nivellirend wirkt. Wenn man bedenkt, daß es ein verhältnißmäßig kleines räumliches Gebiet ist, das der Verfasser behandelt, so muß die Ausbeute Professor Laube's eine sehr reiche genannt werden. Wir erhalten hier Mittheilungen über die Nahrung, Tracht und Hausindustrie, über Sitten und Gebräuche, namentlich auch auf volksrechtlichem Gebiete, über Volksmeinungen und Volksmedicin, eine hübsche Zahl Lieder, Sprüche und Kinderreime — sowie Kinderspiele, Sprichwörter, Redensarten und Räthsel. Als Anhang sind verschiedene Sagen, sowie insbesondere auch Sagen, Märchen und Schwänke in der Mundart erzählt, welche somit auch den in Teplitz üblichen Volksdialekt illustriren. Wenn es dem Herausgeber gelingt, aus verschiedenen der deutsch-böhmischen Gebietsgruppen so eingehende und sachlich tüchtige Angaben zu erhalten, und es scheint daran kein Zweifel zu sein, so wird in diesen „Beiträgen" ein vortreffliches und so reiches Material aus dem deutschen Theile Böhmens aufgestapelt sein, wie sich dessen nicht leicht ein deutsches Land rühmen dürfte. Man kann diesem trefflichen Unternehmen nur den besten Fortgang und recht viele solche Mitarbeiter, wie der Herausgeber selbst und Professor Laube, wünschen.

3. Volkslieder von der Mosel und Saar. Mit ihren Melodien aus dem Volksmunde gesammelt von Karl Köhler. Mit vergleichenden Anmerkungen und einer Abhandlung herausgegeben von John Meier. Erster Band. Halle a. S., M. Niemeyer. 1896. 8. 10 M.

Die Sammlungen deutscher Volkslieder erhalten durch den vorliegenden Band eine werthvolle Bereicherung, er ist um so freudiger zu begrüßen, als von den Gebieten an der Mosel und Saar bisher wenig solcher Lieder aus directer Quelle bekannt wurden, gerade dort aber in der Nähe der Sprachgrenze unsere deutsche Volkslyrik ganz besondere Beachtung verdient. Die in reicher Zahl — es sind 368 Nummern — gebotenen, fast alle mit beigegebener Melodie in klarem einfachem Notensatze versehenen Lieder wurden von Karl Köhler mit großem Fleiße und Geschick an Ort und Stelle, d. h. in dem Kreise Bernkastel an der Mosel und in den Kreisen Saarbrücken, Saarlouis und Ottweiler unmittelbar aus dem Munde des Volks gesammelt und zwar ohne Rücksichtnahme darauf, ob die Forschung auch das eine oder andere Stück als Kunstlied nachweisen kann. In dieser Hinsicht ging also Köhler über die von Böhme in dem großen Erk-Böhme'schen „Liederhort" aufgestellte Grenze hinaus, und die Aufnahme solcher Lieder, welche der Kunstpoesie angehören und sich im Volke eingebürgert haben, ist gewiß auch von culturhistorischem Interesse, zumal da Aenderungen, welche der Volksmund an solchen Texten vornimmt, auf die Denkweise und den Charakter der Bevölkerung oft ein bezeichnendes Licht werfen. Was die Auswahl der von Köhler gesammelten Lieder, deren Anordnung, Ueberschrift u. s. w. betrifft, so hat diese Bearbeitung John Meier getroffen, dem auch die schätzenswerthen Anmerkungen zu verdanken sind, die allein gegen 100 Seiten des Bandes füllen und zumeist die Vergleichung der Lieder mit den Texten solcher aus andern deutschen Gebieten enthalten, aber auch die etwa bekannten Verfasser nennen, Worterläuterungen, auch wol Varianten und andere Erläuterungen geben. — Im großen Ganzen finden sich in den Texten wenig mundartliche Anklänge; sie weisen daher auch auf die Reinheit der Sprache, welche in jenen Gebieten der Bevölkerung eigen ist. Es braucht wol nicht betont zu werden, daß die Lieder den verschiedensten Gattungen volksthümlicher Lyrik angehören, die balladenartigen und erzählenden Gesänge fehlen ebenso wenig als die Soldaten- und Bergmanns-, Liebes- und Scherzlieder. Von den Soldatenliedern möchten wir besonders auf jene aufmerksam machen, welche aus der Zeit der großen Kriege unsers Jahrhunderts stammen, unter denen sich überaus originelle Stücke finden. John Meier verspricht dieser schönen, reichen Sammlung einen zweiten Band folgen zu lassen, in welchem auch eine Untersuchung über das Wesen der Volkslieder und der in den Volksmund übergegangenen Kunstlieder geboten werden soll. Man kann auch diesem zweiten Theile der schätzbaren Ausgabe mit Spannung entgegensehen.

4. Lied und Märe. Studien zur Charakteristik der deutschen Volkspoesie. Von Dr. Adolf Thimme. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1896. 8. 2 M.

Der Verfasser des vorliegenden Buchs tritt mit warmen Worten für die Pflege der Volkspoesie ein und entwickelt in einer Reihe von hübschen Aufsätzen, die wir namentlich den weitern Kreisen zur Lektüre empfehlen möchten, das Wesen des Volksliedes und Volksmärchens. Ganz richtig bemerkt er in der Einleitung, daß, so alt die Volkspoesie auch ist, doch die Erkenntniß ihres Wesens und Werthes erst seit etwa hundert Jahren datirt, daß selbst Goethe noch nicht die richtige Schätzung des eigentlichen Volksmärchens in sich trug, wie sie heutzutage allgemein erklärt ist. In einem Aufsatze „Zur Geschichte der Volkspoesie" schildert Thimme die verschiedenen Phasen, welche das Volkslied seit den ältesten Zeiten auf deutschem Boden durchgemacht hat, und weist schließlich nach, daß Herder durch seine „Stimmen der Völker" das ganz in den Hintergrund gedrängte Lied des Volks ge-

wissermaßen neu entdeckt hat, wie dies in ähnlicher Weise mit den Märchen der Fall war, als deren „Entdecker" wir die Brüder Grimm ansehen können, denn früher hielt man solche Märchen der Aufzeichnung gar nicht für werth. Ein zweiter hübscher Aufsatz beschäftigt sich mit der „Charakteristik des Volksliedes" im allgemeinen, während auf einzelnes übergehend weitere Abschnitte „Blumen und Bäume im Volksliede", „Land und Leute", „Geburt, Hochzeit, Tod und Ewigkeit" im Märchen, die „Fabel und Wunderwesen" und schließlich die antiken Spuren in den deutschen Märchen behandeln. Die gewandte und fesselnde Darstellung aller dieser Aufsätze ist vortrefflich dazu geeignet, den Sinn und die Aufmerksamkeit für die vielen Goldkörner der Poesie des Volks zu wecken und das Interesse hierfür zu beleben.

5. Deutsche Sagen in ihrer Entstehung, Fortbildung und poetischen Gestaltung. Von Professor Dr. Jakob Nover. Band 1 und 2. Gießen, E. Roth. 1895—96. Gr. 8. Jeder Band 2 M. 50 Pf.

Zur Einführung in die Kenntniß der bemerkenswerthesten Stücke unserer deutschen Sagenwelt erscheint durch die vorliegende Bearbeitung ein sehr zweckmäßiges, auch in literarhistorischer Beziehung Aufmerksamkeit verdienendes Hilfsmittel geboten. Sind doch in so vielen Kreisen die hauptsächlichsten dieser Sagen kaum in Umrissen bekannt, und wenn auch einzelne Forscher sich etwa die Mühe genommen, Näheres über Ursprung, Bedeutung, Alter und Geschichte der Sagenstoffe zu ergründen, so erscheinen die Resultate ihrer Untersuchung doch vielfach an verschiedenen Orten zerstreut niedergelegt oder auch wol in der Form nicht für jeden Leser berechnet. In den von Dr. Nover herausgegebenen und auch verfaßten Bänden werden vorläufig — andere Bände sollen sich anschließen — behandelt: „Doctor Faust", „Till Eulenspiegel", „Der ewige Jude" und „Wilhelm Tell" im ersten, „Die Nibelungen", „Gralsage", „Parcival" und „Lohengrin" im zweiten Theile. Der Verfasser will nach seinen eigenen Worten „ein größeres gebildetes Publikum mit den Resultaten gelehrter Forschung in gemeinverständlicher Darstellungsweise bekannt machen, es über Entstehung, Weiterentwickelung und poetische Verwerthung orientiren und ihm den Sinn und das tiefere Verständniß dieser Mythen erschließen". Die Behandlung der Stoffe ist sehr eingehend, und selbst genauere Kenner werden hier so manches finden, was ihnen unbekannt geblieben. Schon in der Bearbeitung der Faustsage ersieht man, daß der Autor es sich nicht wenig Mühe hat kosten lassen, gewissenhafte Quellenstudien zu betreiben. Nach der Besprechung des Themas „Hat es einen Dr. Faust gegeben?" wendet sich die Darstellung den Volksbüchern von Dr. Faust zu und dem Wesen der mittelalterlichen Geheimkünste; darauf folgt der literarhistorische Theil, zunächst mit der Erörterung über Marlowe's Faustdrama beginnend, auf Lessing's Fragment hinweisend, sodann die Faustdichtungen von Maler Müller, Klinger, Chamisso, Lenau, Grabbe behandelnd. Es schließt sich daran eine ausführlichere Darlegung über Goethe's „Faust", dessen Fortsetzungen und Ergänzungen. Der wohlbelesene und mit der Literatur genau vertraute Verfasser zeichnet darin Inhalt und Anlage jeder einzelnen dieser Dichtungen, macht mit ihrem eigenartigen Geiste, wol auch mit dem Wortlaute besonders hervorragender Stellen bekannt und liefert somit überaus schätzenswerthe Uebersichten, die auch den Kennern unserer Literaturwerke willkommen sein dürften. In ähnlicher belehrender Weise findet die Erörterung über „Till Eulenspiegel" und dessen sagenhafte Gestalt statt, wobei natürlich Julius Wolff's prächtiges Gedicht seine verdiente ausführliche Besprechung findet. Ist doch der ganze Band „dem genialen Neugestalter deutscher Sagen Herrn Julius Wolff" gewidmet. Die Zusammenfassung der Forschungsergebnisse über Wilhelm Tell wird gar vielen zwar den Glauben an die Existenz der idealen Persönlichkeit des berühmten schweizer Freiheitsmannes rauben, entspricht aber ganz den Nachweisen, welche in der neuern Zeit von den berufenen Untersuchern der Tellsage geliefert wurden. Daß Schiller's herrliches Drama ausführlich behandelt ist, liegt nahe, diese Besprechung gestaltet sich zu einem förmlichen Commentar des poetischen Meisterwerks. Ob die Sage vom Ewigen Juden den eigentlichen deutschen Sagen beizuzählen ist, dürfte freilich nicht ganz festzustellen sein, immerhin bleibt die nicht minder fleißige Behandlung derselben, ihres Ueberganges auf deutsches Gebiet, ihrer Bearbeitung in Werken der Dichtung, als deren bedeutendstes wol Hamerling's „Ahasverus in Rom" erscheint, eine sehr schätzenswerthe Arbeit. Die wichtigsten Sagenstoffe des Mittelalters finden im zweiten Bande dieses Werkes ihre Behandlung, am ausführlichsten natürlich die Nibelungensage, welche der Verfasser auch durch eingehende Inhaltsangaben dem Leser in ihren Hauptzügen vorführt und den zahlreichen poetischen Bearbeitungen des durch seine Großartigkeit für den Dichter so verlockenden poetischen Stoffes gerecht wird. Die „Gralsage" und „Parcival" sowie „Lohengrin" schließen den Band ab. Was letztern betrifft, so ist natürlich Richard Wagner's großer poesievoller Tonschöpfung ebenfalls gedacht. Nover's Arbeiten sind in der That allen Gebildeten, jenen, welche volkskundliche Studien in weiterm Umfange betreiben, als brauchbarer Literaturbehelf und insbesondere auch der verständnißvollern Jugend als belehrende Bücher anzuempfehlen.

6. Urd. Deutsche Volksmärchen aus dem Munde des Volkes gesammelt und zum ersten male nacherzählt von K. O. Beetz. Leipzig, O. Drewitz. 1896. 8. Geb. 3 M.

Obgleich die vorliegende Sammlung eigentlich für die Jugend berechnet ist, verdient sie doch die Beachtung aller Freunde der Volkskunde, da jede Mittheilung unmittelbar aus dem Volksmunde für diese von Wichtigkeit

erscheint. Ueberdies versiegen gerade unsere volksthümlichen Märchenquellen immer mehr, und es muß dankbar anerkannt werden, wenn sich Aufzeichner und Sammler solcher Märchen finden, die wenn auch nicht in ihren Grundelementen, so doch in der eigenartigen Fassung jenes Gebietes, dem sie entstammen, bisher unbekannt geblieben sind. Selbstverständlich erinnert vieles an Grimm und Bechstein, wie der Herausgeber selbst bemerkt, aber es finden sich in den Stücken doch viele feine charakteristische Züge, welche in jenen allerdings grundlegenden Kindermärchensammlungen fehlen, sodaß man auch diese Zusammenstellung bestens begrüßen muß. Obgleich der Herausgeber den Landstrich nicht angegeben, welchem seine Märchen entstammen, so ist doch beiläufig zu entnehmen, daß die meisten von ihnen aus dem Harz herrühren und auf thüringischem Boden geformt wurden. Seinem Zwecke entsprechend hat Beetz die Erzählung meist in ausführlicher Breite gegeben, ja sogar das Märchen „Vom Glanzgrafen ohnegleichen" in die Stabreimform gebracht, die recht geschickt durchgeführt erscheint. An und für sich wird durch derartige Ausführlichkeit allerdings manches von der Ursprünglichkeit verwischt. Es sind in dem mit Illustrationen gezierten Bande einundzwanzig Märchen enthalten.

7. Rheinisches Sagenbuch. Von Wilhelm Ruland. Köln, F. Heyn. 1896. 8. Cart. 3 M.

Auch dieser Band enthält nicht die Sagenstoffe des Rheinlandes in ihrer trockenen Ursprünglichkeit und in der dürren Form der Ueberlieferung, sondern Bearbeitungen in Prosa, man könnte fast sagen in novellistischer Form. Der Verfasser bietet jedoch eine reichhaltige Lese und weiß manche weniger bekannte Mär zu berichten. Es ist zwischen dem Boden- und Zuydersee, was das Geltungsgebiet der Sagen anbelangt, nicht nur das eigentliche Rheinthal ins Auge gefaßt, sondern auch verschiedene Nebenthäler sind in Betracht gezogen, so z. B. die Thäler der Nahe, Mosel, Ahr, Eifel u. s. w., es finden sich Sagen von Frankfurt, Karlsruhe, Heidelberg, Baden, Straßburg und andern Orten, aus Landstrichen, welche dem Rhein zunächstgelegen sind. W. Ruland ist als feinsinniger Dichter bekannt und erweist sich auch in diesen Bearbeitungen von Volkssagen als solcher. Es war ihm natürlich der Anlage des Buches nach durchaus nicht darum zu thun, ausschließlich Neues zu bieten, und die Stücke: „Der Schwanenritter", „Siegfried", „Der Mönch von Heisterbach", „Bischof Willergis", „Der Mäusethurm", „Das Riesenspielzeug" und ähnliches sind zum Theil sogar schon in poetischer Form von Verschiedenen bearbeitet worden. Aber in einem „Rheinischen Sagenbuche" würde man sie ungern missen. Eine unsers Wissens bisher nicht bekannte Sage wird von der „Lorelei" geboten. Wir möchten diese Sammlung hübsch bearbeiteter Stücke namentlich jenen Freunden sinniger Sagen empfehlen, welche in das Gebiet des Rheins ziehen und sich mit den bemerkenswerthesten Ueberlieferungen daselbst bekannt machen, auch ein anmuthiges Erinnerungsbuch heimbringen wollen. Die hübsche Ausstattung des Buches läßt es zu solchem Zwecke besonders passend erscheinen.

8. Sagen, Gebräuche, Sprichwörter des Allgäus. Aus dem Munde des Volkes gesammelt von Dr. Karl Reiser. Heft 6 und 7. Kempten, J. Kösel. 1896. 8. Jedes Heft 1 M.

Ueber Werth und Bedeutung dieses außerordentlich reichhaltigen Werkes wurde schon mehrfach an dieser Stelle gesprochen. Es sei also nur angeführt, daß die genau nach der Ueberlieferung oder nach angeführten Quellenwerken knapp und klar aufgezeichneten Sagen in diesen Heften durch den Abschluß der Geistersagen fortgeführt werden, woran sich Legenden, Sagen von Kirchen, Kapellen u. s. w. schließen, hierauf folgen vermischte Sagen und Nachträge, und die wichtige Gruppe „Historische Sagen" wird eröffnet. Die fortlaufenden Nummern der Stücke umfassen Nr. 417—544, es dürfte die eigentliche Abtheilung der Sagen bald zum Abschlusse gebracht sein. Man kann bei der Genauigkeit der Arbeit des Verfassers den Mittheilungen über die andern volksthümlichen Ueberlieferungen mit Vergnügen entgegensehen. Es ist hier eine wichtige Bereicherung des Materials zur Volkskunde des deutschen Gebietes geschaffen. Anton Schlossar.

Theosophie oder psychologische Religion.

Theosophie oder psychologische Religion. Gifford-Vorlesungen, gehalten vor der Universität Glasgow im Jahre 1892 von F. Max Müller. Aus dem Englischen übersetzt von Dr. Moritz Winternitz. Autorisirte, vom Verfasser durchgesehene Ausgabe. Leipzig, Wilhelm Engelmann. 8. 15 M.

Laut Vorrede dieses Buches hat Max Müller in seinen Gifford-Vorlesungen in Glasgow Gott, die Seele und die Einheit beider historisch-vergleichend behandelt, „nicht wie jede dieser drei Entdeckungen vor sich gegangen sein kann oder sein muß, sondern so, wie sie in der Geschichte der Welt, soweit wir sie gegenwärtig kennen, vorgegangen ist". (S. VI fg.)

Der vorliegende Band mit funfzehn Vorlesungen ist in der gesammten Reihe der dritte und letzte. In ihm will der Verfasser (S. VII fg.) „auf Grund der historischen Zeugnisse den Nachweis liefern, daß das, was er in seinem ersten Bande als eine vorläufige Definition der Religion im weitesten Sinne des Wortes aufstellte, nämlich die Wahrnehmung des Unendlichen, das Eine Element gewesen ist, welches alle Religionen der Welt mit-

einander gemein hatten. . . . Die historische Entwickelung des Begriffs des objectiven Unendlichen suchte ich in meinen Vorlesungen über physische Religion zu verfolgen, die des Begriffs des subjectiven Unendlichen in meinen Vorlesungen über anthropologische Religion, während dieser letzte Band dem Studium der Entdeckung der Einheit des objectiven Gottes und der subjectiven Seele, welche den endgültigen Abschluß aller Religion und aller Philosophie bildet, vorbehalten blieb". Als besonders wichtig wird dafür die 12. und 15. Vorlesung des vorliegenden Bandes mit den Ueberschriften „Logos und christliche Theosophie" bezeichnet: „Sie sollen (S. VIII fg.) zeigen, daß vom rein historischen Standpunkt das Christenthum nicht eine bloße Fortsetzung, ja nicht einmal eine Reform des Judenthums ist, sondern daß es namentlich in seiner Theologie oder Theosophie eine Zusammensetzung semitischen und arischen Denkens darstellt."

Näher erklärt sich der Verfasser darüber Seite IX fg.: „Nirgends war der unsichtbare Gott weiter von der sichtbaren Welt entfernt gewesen als in der altjüdischen Religion, und nirgends sind die beiden wieder so nahe aneinander gerückt und Eins gemacht worden als durch die Grundlehre des Christenthums, die göttliche Sohnschaft des Menschen. Es ist mein Hauptzweck gewesen, zu zeigen, daß diese Reaction (gegen das Judenthum) durch diese historische Berührung zwischen semitischem und arischem Denken hauptsächlich zu Alexandria hervorgerufen oder doch beschleunigt wurde." Max Müller legt dabei a. a. O. das größte Gewicht „auf die Thatsachen der Sprache, die philosophische Terminologie, welche sowol Juden, wie Philo, als auch Christen, wie Sanct-Clemens, anwenden, und welche offenbar aus der griechischen Philosophie herübergenommen ist. Wer immer Ausdrücke wie Logos, «das Wort», Monogenês, «der Eingeborene», Prototokos, «der Erstgeborene», Hyios tou Theou, «der Sohn Gottes», gebraucht, hat die eigentlichen Keime seiner religiösen Gedanken von der griechischen Philosophie entlehnt".

„Die Griechen behaupteten, daß dieser Gedanke des höchsten Wesens, dieser Logos, wie sie ihn nannten, der Ausfluß, die Nachkommenschaft, der Sohn Gottes sei, und daß er aus den Logoi, oder den Ideen, oder, wie wir jetzt sagen, den Typen aller Dinge bestehe. Da der höchste von diesen Typen der Typus der Menschheit war, so legten die alexandrinischen Kirchenväter, indem sie Christum als den Logos, oder das Wort, oder den Sohn Gottes bezeichneten, das höchste Prädicat, das sie in ihrem Wortschatze besaßen, Christus bei, in dem, wie sie glaubten, die göttliche Idee der Menschheit in ihrer ganzen Vollständigkeit verwirklicht worden war." (S. XI.)

Nach diesen Erklärungen scheint es, als ob, was Max Müller als die Grundlehre des Christenthums ansieht, „die göttliche Sohnschaft des Menschen", die er eine der einfachsten und richtigsten Schlußfolgerungen des menschlichen Geistes nennt, sich zu den frühern Religionen nur verhalte wie die Blüte und Frucht zu dem, was keimartig bereits vorhanden war.

Indessen hat das Christenthum nach ihm einen großen Vorzug vor den frühern Religionen. Was vorher gesagt ist, bezieht sich unserm Autor zufolge (S. XIII) nur auf die christliche Theologie oder Theosophie. Die christliche Religion dagegen „schöpfte ihre Lebenskraft aus einer andern Quelle, aus der historischen Persönlichkeit von Jesus, und nicht aus dem alexandrinischen Logos. Diese Unterscheidung ist für die älteste Geschichte des Christenthums sehr wichtig, und wir dürfen nie vergessen, daß die griechischen Philosophen, nachdem sie einmal ihr philosophisches Gewissen beruhigt hatten, wahre Schüler Christi wurden und das göttliche Gesetz, welches er gepredigt hatte, das Gesetz der Liebe, an dem alle seine Gebote hangen, von ganzem Herzen annahmen". Max Müller will nun in seiner Theosophie rein historisch zu Werke gehen; er will (S. XIV) „die Thatsachen und nur die Thatsachen prüfen, ohne jede Voreingenommenheit sei es zu Gunsten der Orthodoxie, des Rationalismus oder des Agnosticismus. Für den Geschichtsforscher existirt die Orthodoxie nicht".

Wird der Verfasser dieser Absicht gerecht? Sicher hat er den besten Willen dazu, und er hat in seinem Werke besonders infolge seines Verständnisses der heiligen Bücher der Indier in der Ursprache eine Reihe werthvoller Untersuchungen niedergelegt. Indessen zweierlei haben wir daran auszustellen: 1) Bei allem Streben nach historischer Objectivität verkennt Max Müller, die Sache rein geschichtlich betrachtet, die orthodoxe christliche Grundlehre über das Verhältniß zwischen Gott und Welt, insbesondere zwischen Gott und der Seele des Menschen, das Schöpferverhältniß. Er setzt zwischen Gott und Welt zugestandenermaßen ein Verhältniß an, welches dem System des Pantheismus entspricht, wovon er indessen behauptet (S. 292), daß es sich mit der christlichen Auffassung decke, ja von keinem Concil und Papst verworfen sei, während es doch von solchen verworfen worden ist. 2) In seiner eigenen Gottes- und Weltauffassung ist Max Müller nicht zu genügender Klarheit durchgedrungen; diese Auffassung leidet an einem innern Widerspruche.

1) Wir schicken voraus, daß der Verfasser von vornherein die große Schwierigkeit der Untersuchungen der vergleichenden Religionswissenschaft zugibt, die „heiligen Bücher" des Ostens sind nach ihm (S. 27 fg.) sehr unvollkommen, sie sind „armselige Fragmente". Es gibt nach Max Müller „nur Einen Weg, auf dem wir hinter jene Phase einer Religion, welche uns in ihren heiligen oder kanonischen Büchern vorliegt, zurückgehen können.*) In der Sprache der Religionen, in den Namen der verschiedenen Gottheiten und in dem Namen, welcher am

*) Wir sind ganz damit einverstanden, sobald mit dem „Einen" Wege der historische gemeint ist, ohne einen zweiten, der hinter diesem liegt, auszuschließen, der im Zurückgehen auf die psychologischen Grundlagen der Religion besteht.

Ende als der des Einen wahren Gottes übrigbleibt, liegen thatsächlich mehrere der werthvollsten Documente für die Geschichte der Religion eingebettet. Auch gewisse Ausdrücke für Opfer, für Sünde, für Athem und Seele u. s. w. erschließen uns gelegentlich manche von den religiösen Ideen der Menschen, unter denen diese heiligen Bücher entstanden. Ich habe auch zu zeigen gesucht, wie viel sich aus einer Vergleichung dieser alten religiösen Terminologien entnehmen läßt, und wie insbesondere die religiöse Terminologie des alten Indien auf viele der religiösen Ausdrücke, welche selbst im Griechischen und Lateinischen dunkel und ganz und gar bedeutungslos geworden sind, ein höchst erwünschtes Licht wirft".

Das Wichtigste, worauf wir nach dem Verfasser fußen können, sind die literarischen Documente des Ostens der Alten Welt, die heiligen Bücher Indiens und Persiens, die Vedas, der Zend-Avesta. Aber immerhin ist das Resultat der auf diese gegründeten Forschungen nach ihm „sehr unvollkommen". „Wir müssen zugeben", heißt es Seite 55 fg., „daß trotz aller heiligen Bücher des Ostens unsere Kenntniß aller Religionen des Ostens stets sehr unvollkommen bleiben wird, und daß wir gezwungen sind, uns auf Schriften zu verlassen, deren Datum als Schriften im Vergleich zu der Zeit, die sie zu schildern vorgeben, sehr spät ist".

So viel jedoch sehen wir, daß die Grundansicht jener Bücher über das Verhältniß zwischen Gott und Welt pantheistisch ist, daß Max Müller sie im wesentlichen theilt und mit der des Christenthums identificirt. Einige Hauptstellen darüber führen wir den Lesern vor. Seite 92 fg. legt der Verfasser dar: die Brahmanen nennen die Kenntniß von der nothwendigen Einheit dessen, was im Menschen göttlich ist, mit dem, was in Gott göttlich ist, Selbstkenntniß, d. h. die Kenntniß, daß unser wahres Selbst, wenn es irgendetwas ist, nur dasjenige Selbst sein kann, welches alles in allem ist und neben dem es nichts anderes gibt. Diese Auffassung bricht zuweilen plötzlich herein als das Ergebniß einer unerklärten geistigen Anschauung oder Selbsterinnerung. Zuweilen jedoch scheint es, als ob die Gewalt der Logik den menschlichen Geist zu demselben Ergebniß gebracht hätte, z. B. bei den Eleaten. In Indien „hätte man erkannt, daß Brahman oder das Unendliche in der Natur von allen Prädicaten frei sei, außer den drei Prädikaten: sat, Sein, kit, Wahrnehmen und ânanda, Seligkeit. Als man späterhin entdeckte, daß auch von dem Unendlichen im Menschen, der Seele oder vielmehr dem Selbst, dem âtman, nichts ausgesagt werden könne als dieselben drei Eigenschaften, Sein, Wahrnehmen und Sichfreuen, war die Schlußfolgerung fast unabweisbar, daß diese beiden, Brahman und Âtman, ihrer Natur nach Eins seien. Auch die ersten Christen, wenigstens diejenigen, welche in den Schulen der neuplatonischen Philosophie aufgewachsen waren, hatten eine kleine Vorstellung davon, daß die Seele, wenn sie ihrer Natur nach unendlich und unsterblich ist, nichts neben Gott oder an der Seite Gottes sein kann, sondern daß sie von Gott und in Gott sein muß. Paulus gab demselben Glauben oder derselben Erkenntniß nur in seiner eigenen kühnen Weise Ausdruck, wenn er die Worte sprach: „In ihm leben, weben und sind wir." Hätte jemand anderes diese Worte gesprochen, so würde man sie als pantheistisch verdammt haben. Pantheistisch sind sie ohne Zweifel, und doch drücken sie den eigentlichen Grundton des Christenthums aus. Die göttliche Sohnschaft des Menschen ist nur ein metaphorischer Ausdruck; aber sie sollte ursprünglich dieselbe Idee versinnlichen. Auch war die Sohnschaft von Anfang an nicht blos auf eine Offenbarung des Göttlichen beschränkt. Zum mindesten die Macht, Söhne Gottes zu werden, wurde für alle Menschen beansprucht. Und wenn die Frage aufgeworfen wurde, wie das Bewußtsein von dieser göttlichen Sohnschaft verloren gehen konnte, so lautete die vom Christenthum gegebene Antwort: durch die Sünde, durch die von den Upanishaden (einem Theil der Veda) gegebene Antwort: durch avidyâ, das „Nichtwissen".

Wesentlich dasselbe finden wir Seite 266. Danach sind die eleatischen Philosophen und die alten Vedântisten der Ueberzeugung, daß „Gott, das höchste Wesen oder Brahman, wie es in Indien genannt wird, eins und alles ist, und daß es außer ihm nichts geben kann. Dies ist der vollkommenste Monismus. Wenn man es Pantheismus nennen will, so läßt sich dagegen nichts einwenden, und wir werden denselben Pantheismus in einigen der vollkommensten Religionen der Welt wiederfinden, in allen, welche glauben, daß Gott alles in allem ist oder sein wird".

Gegen diesen Pantheismus hat sich nach unserm Verfasser kein Concil ausgesprochen, und bedeutende Kirchenlehrer weiß er dafür anzuführen. Die Vedântaphilosophie faßt die Schöpfung als eine Emanation aus Gott auf, und Max Müller findet dieselbe Emanationslehre im Christenthum Seite 292: „Was wir (in der Vedântaphilosophie) durch Schöpfung übersetzen, bedeutet in Wirklichkeit nicht mehr als ein Entsenden und entspricht genau der Theorie der Emanation, wie sie von einigen der hervorragendsten christlichen Philosophen vertreten wird. Wenige Ansichten gibt es, die nicht von einem Concil oder Papst als ketzerisch verdammt worden sind; aber ich weiß von keinem Concil, das die Theorie der Emanation statt einer Schöpfung oder Fabrikation verdammt hätte. Was sollen wir von Thomas von Aquino sagen, dem wahren Bollwerk katholischer Rechtgläubigkeit? Und doch erklärt auch er geradezu («Summa», p. 1, 9—19 a. 4), daß creatio emanatio totius entis ab uno ist. Eckhart und die deutschen Mystiker sind alle derselben Meinung."

Max Müller geht so weit, daß er Seite 318 behauptet: Religionen, welche auf den Glauben an einen transscendenten oder doch persönlichen Gott gegründet sind, schrecken vor der Schlußfolgerung, daß, wenn es nur einen Gott gibt, auch die Seele ihrem wahren Wesen nach nichts als

Gott sein könne, als unehrerbietig und geradezu gottlos zurück. Doch das ist ihre eigene Schuld. Sie haben zuerst eine unnahbare Gottheit geschaffen und fürchten dann, sich derselben zu nähern; sie haben sich einen Abgrund zwischen dem Menschlichen und Göttlichen gegraben, und sie dürfen denselben nicht überschreiten. Das war in den ersten Jahrhunderten des Christenthums anders. Eingedenk der Worte Christi: „Ich in ihnen und Du in mir, damit sie in Eins vervollkommnet seien", erklärte Athanasius „De Incarn. Verbi Dei": „Er, der Logos oder das Wort Gottes, wurde Mensch, damit wir Gott würden." Und Seite 437 sagt der Verfasser: „Clemens war es, der schon vor Sanct-Augustin uns kühn erklärte, Gott sei in Christus Mensch geworden, damit der Mensch Gott würde."

Diese pantheistische Deutung des Christenthums ist historisch unrichtig. Der Verfasser behauptet allerdings, wie oben mitgetheilt, kein Concil oder Papst habe die Theorie der Emanation statt einer Schöpfung oder Fabrikation verurtheilt; aber schon das erste allgemeine Concil zu Nicäa 325 unterscheidet scharf den Proceß der Zeugung des Sohnes durch den Vater von einem Fabrikationsproceß; der Sohn ist nach dem Nicänischen Symbolum als Sohn Gottes „gezeugt", nicht gemacht, und Gott ist danach der „Macher" alles Sichtbaren und Unsichtbaren. Ebenso sind nach dem sogenannten Athanasianischen Symbolum die drei Personen der Gottheit nicht geschaffen oder gemacht. In dem Glaubensbekenntniß des ersten Concils von Toledo heißt es: „Wer da sagt oder glaubt, die menschliche Seele sei ein Theil oder die Substanz Gottes, der sei im Banne."

Mit Uebergehung anderer Aussprüche führen wir nur noch das Vaticanische Concil an. Dieses verurtheilte ausdrücklich den Pantheismus, wie folgt: „Wer da sagt, daß die Substanz oder Wesenheit Gottes und aller Dinge eine und dieselbe sei, der sei im Banne. Wer da sagt, daß die endlichen Dinge, sowol die körperlichen wie die geistigen oder wenigstens die geistigen, ein Ausfluß der göttlichen Substanz seien (e divina substantia emanasse), oder daß die göttliche Wesenheit durch Selbstoffenbarung oder Selbstentwickelung alles werde, oder endlich, Gott sei das allgemeine und unbestimmte Sein, welches durch Selbstbestimmung das in Geschlechter, Arten und Individuen unterschiedene All constituire, der sei im Banne. Wer nicht bekennt, daß die Welt und alle in ihr enthaltenen Dinge, die geistigen wie die materiellen, ihrer ganzen Substanz nach von Gott aus Nichts hervorgebracht seien, oder wer behauptet, Gott habe die Welt nicht durch einen von aller Nothwendigkeit freien Willen, sondern mit derselben Nothwendigkeit geschaffen, mit der er sich selber liebt, der sei im Banne." In diesen Kanones hat das Concil die Emanationslehre des modernen Pantheismus verurtheilt und das Wort emanare dabei gebraucht. Es wäre ganz verkehrt, wenn man meinen wollte, das Concil habe sich dadurch in Gegensatz zu Thomas von Aquino gestellt, der die Schöpfung eine Emanation nennt. Emanation ist bei Thomas ein bildlicher Ausdruck, der lediglich besagt, die Geschöpfe seien auf irgend eine Weise von Gott begründet.

2) In seiner eigenen Welt- und Gottesauffassung ist Max Müller nicht zur genügenden Klarheit durchgedrungen. Sie leidet an innern Widersprüchen.

Unser Verfasser formulirt die Frage nach dem Verhältniß zwischen Gott und Welt (S. 265 fg.) in nachstehender Weise: „Wie wurde das Reale phänomenal, und wie kann das Phänomenale wieder real werden? Oder mit andern Worten: Wie wurde das Unendliche in das Endliche, wie das Ewige in das Zeitliche umgewandelt, und wie kann das Zeitliche seine ewige Natur wiedergewinnen, oder um es in geläufigerer Sprache auszudrücken, wie wurde diese Welt geschaffen, und wie kann sie wieder ungeschaffen gemacht werden?" Hierin liegt ein innerer Widerspruch. Das Reale bleibt real; es kann Phänomenales, es kann Erscheinungen setzen, aber nicht selbst Erscheinung werden und aus der Erscheinung wieder ein Reales. Ebenso wenig kann sich das Unendliche in Endliches verwandeln, das Ewige in Zeitliches und umgekehrt. Das Unendliche ist und bleibt seiner Natur und seinem Begriff nach unendlich; in seinem Lebensproceß setzt es nur wieder sich selbst, das Unendliche, von Ewigkeit her; es würde durch eine Verwandlung, wenn diese möglich wäre, Verlust erleiden. Darum ist auch die Frage: Wie wurde diese Welt geschaffen, und wie kann sie wieder ungeschaffen gemacht werden? in dem Sinne unsers Verfassers genommen, eine unrichtige. Das Ewige kann in seiner ewigen Selbstentfaltung nur Ewiges, nur sich selbst wieder in ungebrochener Einheit produciren, sonst wäre es nicht mehr es selbst; vielmehr ginge es sich zerspaltend in eine Art Naturproceß ein. Unser Philosoph sagt allerdings im Verfolg des oben gegebenen Citats: „Es ist für den menschlichen Verstand leicht genug, eine nounenale oder nicht-phänomenale Welt zu schaffen; wir thun damit eigentlich nicht mehr, als daß wir das Gesetz der Causalität auf unsere Erfahrung anwenden und sagen: Es muß für alles eine Ursache geben, und diese Ursache oder dieser Schöpfer ist das Eine absolute Wesen. Wenn wir aber dies gethan haben, dann kommt das eigentliche Problem, nämlich: Wie ward die Ursache je zu einer Wirkung, wie wurde das Absolute relativ, wie wurde das Nounenale phänomenal? Es brauchte lange, ehe der menschliche Geist es über sich bringen konnte, seine gänzliche Unfähigkeit und Unwissenheit in Beziehung auf diesen Punkt, seinen Agnosticismus einzugestehen." Sehr richtig hebt hier Max Müller die Bedeutung des Grundgesetzes der Causalität hervor; hätte er diese Kategorie allseitig aus dem Lebensproceß des menschlichen Geistes erhoben, dann wäre sein Resultat ein ganz anderes gewesen. Nun ist jedoch schon die Problemstellung falsch. Das Absolute kann nie relativ werden, seine Absolutheit schließt dies aus; das Nounenale wird nie phänomenal, sondern bleibt eben Nounenon, welches freilich Phänomena

hat. Vielmehr ist die Sache so zu denken: Der Absolute ist in seiner Absolutheit, in seinem absoluten Lebensprocesse von Ewigkeit her vollendet, und er schafft das Relative nach dem ihm davon ewig innewohnenden Gedanken. In dem Gebiete des Relativen, der Welt, existiren sodann Nonmena und Phänomena, Wesenheiten und Erscheinungen, aber eben relativ; der Mensch gewinnt aus seiner Selbstbeobachtung die Ideen des relativen und absoluten Seins; sein Geist erkennt sich selbst als beschränkt und bedingt, außer und über sich aber den Unbeschränkten und Unbedingten als Schöpfer. Wenn dieser schafft, so setzt er die Welt; setzt er sich jedoch selbst von Ewigkeit her in seinem Lebensproceß, so schafft er nicht. Doch dies hier nur andeutend; die Durchführung würde in ein philosophisches Fachjournal gehören.

Abgesehen von dieser Ausstellung, die wir hier nur mehr andeuten können, haben die historisch-religionsphilosophischen Untersuchungen des Verfassers einen höhern bleibenden Werth, besonders da, wo sie sich auf die heiligen Bücher des Ostens erstrecken, deren vortrefflicher Kenner er ist.

Durch die Uebersetzung des Buches aus dem Englischen ins Deutsche hat sich Dr. Winternitz ein namhaftes Verdienst erworben. Die Uebersetzung liest sich wie ein deutsches Original und ist um so mehr zu schätzen, als der Verfasser sie selbst durchgesehen hat. Ernst Melzer.

Novellen und Romane.

1. Das Räthsel des Lebens und andere Charakterbilder. Von Paul Heyse. Berlin, W. Hertz. 1897. 8. 5 M.

Im „Merlin“ und „Ueber allen Wipfeln“ hat Heyse das schwere Problem des Uebermenschen behandelt, der schließlich an der eigenen Schwäche zu Grunde geht und seine über alle gegenseitigen Verbindlichkeiten weglaufenden Bahnen doch wieder aufgeben muß. In diesem neuen Buch streut er reichlich von dem Abfall der Werkstatt aus: goldene Späne oder zierliche Fetzen, lange verlegt und halb vergessen, auf die einst in müßigen Stunden irgendein Antlitz gekritzelt ward, Bilder von seltsamen Leuten, die auf der schnellen Fahrt der Novellen und Romane den Anschluß verpaßt hatten. Anspruchslos erfundene Erzählungen sind überlegen künstlerisch um die Charaktere herumgeschlungen, sodaß die Züge auf den Medaillons doch nirgends vom Beiwerk erdrückt werden.

Paul Heyse widmet sich in diesen Skizzen den Dilettanten der Kunst, von denen sich im Lauf der Jahre viele bei ihm an- und ausgeklagt haben mögen: Menschen, mit deren Glauben und Willen ein hülfloses Können in rührendem Contrast steht und die alle Wonnen der künstlerischen Empfängniß fühlen, ohne je lebende Frucht zu tragen. Der Dichter und der Musiker der ersten und letzten Erzählung gehören zu solchen Kindern des Himmels, die, mit aufwärts gerichteten Augen und der Hand auf den Saiten, eine Eingebung erwarten, die aber unfähig sind, was ihnen die Seele füllt, in Lied und Ton zu setzen. Eine eigenartige Poesie des Wahnes! — In den „Ehrlichen Leuten“ mahnt Heyse zur Schlauheit, und im „Siebengescheiten“, der es allzu klug anfing und nun gerade recht dumm machte, wieder zur Einfalt: so schäkern die Erzählungen einher, lugen denselben Gegenstand von den verschiedensten Seiten an und bringen statt Regeln für das Leben nur eine lustig-traurige Schau über seine Wirren zu Stande. „Das Steinchen im Schuh“ ist symbolisch gemeint: ein Künstler wird von der kleinsten Unvollkommenheit in seinen Werken so gepeinigt, daß er seine Arbeiten und schließlich sich selber zerstört. Er paßt in die Kategorie der „Bluter“, wie Heyse jene Kaste von Menschen taufte, die an einem überempfindlichen Gewissen verbluten, und über die er so großartig und ernsthaft nach der moralischen Seite hin im „Merlin“, bescheiden und leicht humoristisch nach der künstlerischen hier in dieser Novelle gehandelt hat. Vielleicht wollte Heyse mit einem solchen Typus einmal dem „robusten Gewissen“ Ibsen's und Nietzsche's die Wage halten; genug, daß er mit aller Entschiedenheit den seelischen Albinismus zuerst in die deutsche Literatur eingeführt hat. — Das „Mädchenschicksal“ spielt um das ergreifende Thema verscherzter Jugend; jene erhitzten Verse am Schluß:

> Ich stünde nicht dafür, daß ich den Stein
> Auf meinem Grab nicht doch noch einmal sprengte, u. s. w.

sind bei aller Schönheit darum noch besonders interessant, weil hier die Quellen der merkwürdigen Vampyrsage, denen die Gelehrten bis in die entlegensten örtlichen oder geschichtlichen Materien nachgegangen sind, einmal unmittelbar aus einer leidenschaftlich erregten Seele hervorsprudeln. So weiß ein Dichter die Wissenschaft zu belehren.

Behaglich und in liebenswerther Offenheit plaudert Heyse von der eigenen Person, und ist am Ende selber bei den vielen Erinnerungen froh, die er einem beneidenswerth reichen und ausgefüllten Dasein und seinem warmen Herzen verdankt, das ihn an den Conflicten der Menschen ohne That und Theilnahme nicht vorbeiziehen ließ. Er begegnet Leidenden und Bedrückten mit der gütigen Ruhe eines Seelenarztes, an dessen Gesundheit Kranke wieder genesen möchten. — Und seine Sprache hat vollends ihren alten Zauber bewahrt: sie ist nach wie vor jener blühende gepflegte Garten, im Licht einer Sonne, die friedvoll ob allen Wünschen und aller Sehnsucht strahlt, mit denen unter ihr sich in den Laubgängen die Menschen so ruhelos abquälen.

2. Joost Avelingh's Schuld. Eine holländische Geschichte. Von Maarten Martens. Roman in zwei Theilen. Deutsche Originalausgabe. Köln, Albert Ahn. 1896. 8. 5 M.

Man kann es nur zu gut begreifen, daß dieses gewaltige Werk in den holländischen Ebenen geboren wurde, die oft vom Nebel heimgesucht werden: denn wild und verworren, in riesigen, wolkigen Umrissen reckt sich in diesem Buch das Gespenst der Schuld vor einem schreckhaften Menschen empor und droht mit den leeren Augen, aber weicht, wenn man ihm näher kommt, wieder zurück, um sich in der Ferne nur noch fürchterlicher aufzuthürmen: ein ewiges Haschen und Fliehen! Von solchen vergeblichen Kämpfen erzählt Martens in seinem Roman, von der stummen, blutigen Schlacht eines einsamen Herzens gegen seinen Dämon, von Wolken, deren müdes Grau die Lebenslust erstickt, bis endlich ganz am Schluß die Sonne doch milde wieder durchblickt und vor der Liebe die bösen Geister weichen müssen.

Joost Avelingh wird — zehn Jahre nach dem Tode seines Oheims — angeklagt, diesen ermordet zu haben, aber wegen mangelnder Beweise freigesprochen. Er hatte den Mann gehaßt, der ihn, die Waise, einst aufgenommen und dann so hart behandelt hatte. Als daher der Oheim nach einer heftigen Auseinandersetzung mit dem Neffen einem Erstickungsanfall zu erliegen drohte, kam ihm Joost nicht zu Hülfe und überließ bewußt Leben oder Tod dem Zufall, der das letztere verhängte. Aber trotz der gerichtlichen Freisprechung fühlt er sich schuldig, und droht sich an diesen quälenden Gedanken zu verzehren, bis er zu Hause seinem Weib, und öffentlich dem ganzen Volk, gestanden hat, daß er im Herzen doch der Mörder seines Mutterbruders war. Mit diesem Bekenntniß scheidet er vom Schauplatz ab, um im Verborgenen bei den Seinen ein arbeitsames, der stillen Liebe geweihtes Leben zu führen; irdisch und himmlisch entsühnt, wenn auch noch in eine wehmüthig erhabene Trauer über sich versenkt, dem Gott vergab, der aber sich selbst nicht ganz vergeben kann.

Bis zur Gerichtsverhandlung steigt der Roman grandios an. Joostens sonderbares, scheues Benehmen hatte die bösen Gerüchte aufgejagt, falsch Zeugniß ward geredet, bis erlösend für ihn und uns im letzten Moment die Wahrheit noch an den Tag kommt. Die Spannung und Angst vor dem Urtheilsspruch läuft hart neben den Grenzen des Künstlerischen hin: noch ein wenig mehr, und Mittel und Darstellung würden raffinirt erscheinen; denn es zuckt einem förmlich in den Fingern, sich von dem lähmenden Druck der Geschichte durch einen raschen Blick auf das Ende zu befreien. Martens zergliedert mit unerhörter Kühnheit und hält die Seele mit allen Fasern in den Händen fest; aber vor der Gefahr, ein bloßer Vivisector zu werden, wird ihn auch in Zukunft sein poetischer Genius treulich bewahren.

Als hätte der Dichter stolz geahnt, daß man dies Buch auch extra muros lesen wird, hat er Eigenthümlichkeiten seines Landes und Volkes nicht unerklärt gelassen. Aber das läuft alles bescheiden mit unter, ohne das immerhin verzeihliche Bestreben, der Sache des Vaterlandes einmal pathetisch vor aller Welt zu dienen. Und doch ist es holländischer Geist, der ihm die Feder geführt hat, denn wie die Malerei dort von je sich in die Stuben der Häuser zurückgezogen hat, so dringt auch Martens in alle Kammern und Winkel der Seele und fegt und putzt den Staub der Jahre weg, bis dem Besitzer zur Freude die Räume wieder heller blinken.

Heinrich Kraeger.

1. Glücksspiel am Hofe. Roman. Von Karl Eduard Klopfer. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong u. Comp. 1896. 8. 6 M.
2. Das stille Schloß. Erzählung in zwei Theilen. Von M. Ludolff. Bonn, P. Hauptmann. 1896. 8. 2 M.
3. Alte und neue Erzählungen aus dem böhmischen Ghetto. Von S. Kohn. Zürich, Cäsar Schmidt. 1896. 8. 3 M.
4. Ein deutscher Handelsherr. Roman. Von S. Kohn. Zürich, Cäsar Schmidt. 1896. 8. 6 M.
5. Trafalgar. Roman. Von Perez Galdós. Deutsch von Hans Parlow. Dresden, Carl Reißner. 1896. 8. 3 M.

Man hat hin und wieder untersucht, welche Romanstoffe das gewöhnliche Volk liebt. Immer hat man gefunden, daß es sich für das Leben und Treiben der ihm fern stehenden Hof- und Adelskreise zumeist interessirt und die realistischen „Arme-Leut"-Geschichten ablehnt. Colportageschriftsteller kennen diese Eigenheit des naiven Geschmacks, und neben Mord und Todtschlag bevorzugen sie die arme, aber tugendhafte Näherin, die Gräfin wird, und den edelschönen Grafen mit dem bleichen Gesicht, der „zum Volke herabsteigt", Prinzessinnen verschmäht, um die arme Liese zu ehelichen. Karl Eduard Klopfer's neuer Roman „Glücksspiel am Hofe" (Nr. 1) gehört seinem größten Theil nach zur Colportageliteratur ersten Ranges. Ich zweifle nicht, daß ihn Ladenmädchen „fabelhaft interessant" finden, aber ich mistraue erfahrungsgemäß den Ladenmädchen, wenn sie literarische Urtheile fällen. Man denke sich eine Handlung, in der ein deutscher König und eine deutsche Königin die Hauptrolle spielen, ein Attentat auf den Herrscher, einen Ministerpräsidenten, der Mörder, Testamentschleicher, greulicher Intrigant ist unter „entsetzlich kalter" Miene, ehemals Ceremonienmeister (ei, ei!), gräfliche Schurken, süße blonde Hofdämchen u. s. f., um den Sudelbrei und seinen Geschmack beurtheilen zu können. Wenn die Königin zürnt, steht sie da „hochaufgerichtet, wie die Gottheit am Tage des letzten Gerichts" (S. 241), und der König steht vor dem gerichteten Ministerpräsidenten „ruhig und erhaben wie das gewaltige Schicksal".

Als Kunstwerk ebenso werthlos ist die Erzählung „Das stille Schloß" (Nr. 2), die Luise Huyn soeben veröffentlicht hat. Unter dem Pseudonym „M. Ludolff" hat sie wol schon ein Dutzend Bände herausgegeben, und

Zeitungen von ausgesprochen christlichem Charakter haben ihr viel Lob gespendet. Auch dieser Roman wird ihren Beifall finden, denn sein religiöser und ethischer Charakter wiegt schwer. Durch drei Generationen hindurch wird bewiesen, daß sich die Schuld der Väter an den Kindeskindern rächt, daß unrecht Gut nicht gedeiht, daß Hochmuth vor dem Fall kommt u. a. m. Gottes Liebe und Christi Barmherzigkeit führen die Missethäter auf den Pfad der Rechtlichkeit; der verschwenderische alte Baron geht als „reuiger Christ in ein besseres Leben ein", „christliche Barmherzigkeit" pflegt einen schlimmen Freiherrn bis ans Ende; ein dritter Adeliger endet als „frommer Klosterbruder, der in Reue, Selbstentäußerung und Demuth seinen Frieden fand" u. s. f. Wenn ich von der ungerechten Behandlung der Junker absehe, so kann der Roman als das Muster einer christlichen Erzählung gelten, bei der Frömmigkeit alles, Poesie nichts gilt. Gewiß sehe ich lieber dieses Buch in der Hand eines einfachen Mannes als den Klopfer'schen Roman, der nur durch gröbste Wirkungsberechnung packen will; aber unser Schriftthum hat mit dieser Art von Literatur nichts zu thun. Charakteristik einfach lächerlich, Technik geschwätzig, Stil süßlich, und wo man eine Beobachtung erwartet, mit Citaten frommen Sinns gespickt, das sind nur ein paar Mängel dieses Buches. Man könnte fast meinen, daß diese Art christlicher Literatur die Poesie ausschlösse. Aber das ist nicht wahr. Echte Poesie lebt in Spitta's, Gerok's, Julius Sturm's christlichen Gedichten. Warum sollte nicht ein christlicher Roman denkbar sein, der neben christlichem Geiste auch echte Poesie und realistische Beobachtungsgabe zeigte? Ich meine, hier winkt noch eine schöne Aufgabe.

Nach dem christlichen Roman jüdische Geschichte aus dem Ghetto! Neben M. Ludolff — S. Kohn (Nr. 3). Sie haben sich beide nichts vorzuwerfen; in beiden lebt das gleiche starke Gottvertrauen, die heiße Liebe zur angestammten Religion. Aus M. Ludolff hat dieses Gefühl keine Dichterin gemacht, und auch S. Kohn's fünf Ghettobilder wissen nichts von Poesie. Die Stoffe sind anziehend und interessant gewählt, aber ihre technische Behandlung ist ungeschickt und veraltet. Wie oft erzählt nicht irgendeiner eine seitenlange Geschichte, wie oft gibt ein anderer die Erzählung eines Dritten wieder, und rechtfertigt dann seine seitenlange Wiederholung mit den Worten: „Ich bin im Stande, sie wörtlich wiederzugeben" (S. 210). Wo der Verfasser historische Figuren auftreten läßt, ist sein Material nicht verarbeitet; so z. B. stellt sich ihm wie in einer Abhandlung der Satz ein: „Der bekannte Historiker Hurter schreibt. . . ." Gleich auf der ersten Seite bekommt ein Schurke seinen Steckbrief: „Lang war einer der niederträchtigsten Menschen, die je gelebt." Moderne Phrasen, wie „civilisirter Staat" und „Schmach für unsere Zeit", erweisen sich schon im 17. Jahrhundert laut Kohn's Darstellung als — Phrasen. „Denke dir, lieber Leser . . .", beginnt eine Beschreibung eines Jünglings, und sie hört mit den Worten auf: „. . . und du hast ein so treues Bild von Gerschom Fürth . . ." Aber ich ließe diese altmodische Technik gelten, wenn der Geist des Buches mich entschädigen würde. Und hier versagt die Begabung S. Kohn's völlig. Von der wunderbaren Poesie des Judenghettos und seiner seltsam-heimlichen Cultur spüre ich nichts; ein paar lyrische Verse Heine's über den Sabbat wiegen ungleich schwerer als dieses dicke Buch. Wilhelm Raabe hat in seinen „Gesammelten Erzählungen" (III, 1—81: „Höxter und Corvey") auch eine Judengeschichte geschrieben; seine Technik ist noch altfränkischer und schrullenhafter, aber der Geist der Zeit greift einen da ans Herz. Das alte Judenweib, die Kröppel-Leah, die nur in verwüsteten Hütten geschlafen, ihre vierzehnjährige tapfere Enkelin, die allein das Haus ihrer Väter bewohnt, indeß der Sturm durch die offenen Luken pfeift, das sind greifbare Gestalten, wirkliche Menschen, richtige Juden ihrer Zeit, auch wenn sie nicht ein Kauderwelsch von Hebräisch und Deutsch sprechen.

Was bleibt von der „Begabung" S. Kohn's übrig, wenn sie nicht Ghettomotive bearbeitet? Die Antwort, die der zweibändige Roman „Ein deutscher Handelsherr" (Nr. 4) darauf gibt, lautet so kläglich, daß man den berühmten Autor des „Gabriel" nach dieser Leistung für einen Dilettanten halten muß. Das Urtheil ist nicht zu scharf. Mord und Todtschlag, Zuchthaus und entsprungene Flüchtlinge haben sich hier von neuem zusammengethan, und eine Technik schlimmster Art hat sich daran gemacht, sie in ein Buch zu sperren. Schon die komisch abgefaßte Bemerkung: „Jeden unbefugten Nachdruck und jede Uebersetzung behalten sich Verfasser und Verleger vor", verspricht wenig Gutes, und gleich die Seiten 3 und folgende lassen die ganze Hülflosigkeit des Verfassers erkennen. Um dem Leser zu zeigen, wie Adele ihren Ulrich vor einundzwanzig Jahren bekommen, erzählt Adele ihrem Ulrich die lange Geschichte, und um diese brutale Ungeschicklichkeit gut zu machen, läßt S. Kohn die Dame funfzehn Sätze mit den Worten anfangen: „Ich seh' es noch, wie . . .", „Ich glaube noch zu fühlen, wie . . ." Hin und wieder stellt sich auch eine Person hin und hält ein „Alleingespräch", worauf denn ein Vater auf hundert Seiten seinem Sohne erzählt, daß er ein Mörder sei. Der Sohn erwidert (I, 185) furchtbar gebildet: „Ich nehme den lebhaftesten Antheil an deiner Vergangenheit." Eine Seele von Mensch, dieser Sohn. Es lohnt sich nicht, von diesem Machwerk mehr zu sagen.

Den Lorber, den ich hier „von Redactions wegen" zu vertheilen habe, muß ich diesmal über die Pyrenäen schicken. Perez Galdós, der fünfte und letzte dieser Uebersicht, ist der einzige Dichter. Ein Bengel von vierzehn Jahren erlebt diese Geschichte, und als Würdegreis von siebzig erzählt er sie. Aber wie! Und was für ein Ereigniß! Die ungeheuere Seeschlacht bei Trafalgar, widergespiegelt im Kopf eines spanischen Knaben, durch-

lebt von seinem mürbe geschossenen greisen Herrn, rollt sich in ihrer Furchtbarkeit vor dem Ange des Lesers ab. Das Werk stellt sich dar als eine eigenartige Mischung von Geschichtsdarstellnng und Novelle, beschrieben mit einer unvergleichlichen Kunst der Charakteristik. Diese alte Dame, die ihren Mann nicht mehr auf das Schiff lassen will, der zum Krüppel geschossene alte Matrose Marcial, der mit blutigen Händen sein Geschütz richtet, nnd mitten in der brausenden See auf dem Wrack seines zerschossenen Schiffes seinem Gott in der Seemannssprache beichtet, ehe seine Seele ihren letzten Anker wirft, das sind Beweise für eine Kunst und Kraft, die bewunderungswürdig ist. Dazu kommt, daß die prächtiggrausige Schlachtschilderung nicht durch die lahmen Phrasen der Friedensgesellschaft nnd ihre Naivetäten ihren blutigen Glanz verliert. Einmal kommt dem Knaben angesichts der Greuelthaten die Frage: „Wozu, wozu?", aber unmittelbar vor Beginn des Kampfes ersteht in ihm jenes unfaßbare und unwägbare Nationalgefühl, das mit dem Boden, der Luft, den Schicksalen seines Landes geheimnißvoll wächst. „Wenn ich auf unsere Flagge schaute, ihr Roth und Gelb, so fühlte ich, wie meine Brust weiter wurde. Ich konnte meine Thränen nicht zurückhalten, ich dachte an Cadiz, an Vejer, ich sah in meinem Geist, wie dort die Spanier auf die Dächer gestiegen waren, nm mit klopfendem Herzen zu uns, die wir diese Schlacht schlugen, hinüberzuschauen; und all diese Gedanken und Empfindungen führten meinen Geist endlich zu Gott empor; ich richtete ein Gebet an ihn, welches kein Paternoster war, auch kein Ave-Maria, sondern ein nenes, wie ich es noch niemals gebetet hatte. —"

Solche Gebete soll man nicht stören; deshalb schließe ich.

Ludwig Jacobowski.

Feuilleton.

Durch die Preisfrage des Centralausschusses des Vereins für Volks- und Jugendspiele aus dem Jahre 1894: „Wie sind die öffentlichen Feste des deutschen Volkes zeitgemäß zu reformiren und zu wahren Volksfesten zu gestalten?" ist auch Wilhelm Rolfs zur Behandlung des Gegenstandes angeregt worden, und da seine Arbeit mit einem der beiden zweiten Preise ausgezeichnet worden ist, hat er sich entschlossen, sie einem weitern Kreise vorzulegen unter dem Titel „Unsre Volksfeste" (Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, 1896). Man kann wol sagen, daß er seine Aufgabe mit Geschick und Energie angefaßt hat. Mit bloßen äußerlichen Einrichtungen — das erkennt er klar — ist die Sache nicht abgethan. Die Wurzel des Uebels sitzt tiefer, nämlich in der Verödung des geselligen Lebens, die durch den übermäßigen Kneipenbesuch erzeugt wird, und in der tiefgehenden Zerspaltung der modernen Gesellschaft. Was den ersten Punkt anlangt, so wird jeder Verständige des Verfassers ernsten Mahnungen zustimmen, ohne vielleicht den Glauben zu theilen, daß es so leicht besser werden könne. Das beste Heilmittel sieht Rolfs in der stärkern Betonung körperlicher Ausbildung. Diese soll dann auch dazu führen, die socialen Gegensätze abzuschwächen und zu mildern. Auch wir sind der Meinung, daß zur Erhaltung der Gesundheit des jugendlichen Körpers geschehen muß, was geschehen kann, namentlich auch durch Pflege der Bewegungsspiele, finden aber doch einzelne Aeußerungen des Verfassers sehr problematisch. Uns erscheint „der Gedanke, ein Lehrerzeugniß ersten Grades auch, und zwar wesentlich, auf Grund körperlicher Leistungen auszustellen", allerdings nicht ganz verständlich. Ueberhaupt ist zu viel Sport unsers Erachtens von Uebel. Wir brauchen den Engländern ja auch in dieser Beziehung nicht völlig zu gleichen, da wir mit ihrer Denk- und Handlungsweise auch sonst nicht völlig übereinstimmen. Das Ergebniß seiner Betrachtungen faßt Rolfs selbst in folgende Worte zusammen: „Um unsere Volksfeste zeitgemäß zu reformiren, bedarf es einer Stärkung des Gemeinsinns, die von oben und von unten kommen muß. Ein mächtiger Hebel hierzu wäre die Ausbildung und planmäßige Pflege körperlicher Wettspiele auf unsern Schulen und Hochschulen, von wo aus sie den Volksfesten als wesentliche Bestandtheile zugeführt werden könnten. Eine gleichmäßige geistige und körperliche Erziehung würde ebenso sehr zur Hebung des Gemeinsinns wie zur Eindämmung der Trunksucht beitragen. Als praktischen Grundsatz empfiehlt es sich: den Festplatz und den zur Uebung von Wettspielen bestimmten Platz als «Volksplatz» zu vereinigen und die Volksfeste selber auf denkwürdige Tage zu verlegen. Endlich: es sind nicht einseitig körperliche oder ästhetische Festspiele zu veranstalten, sondern möglichst eine Vereinigung beider."

— In zweiter Auflage ist erschienen „Des Thürmers Töchterlein von Rothenburg", eine Erzählung aus dem Jahre 1631 von Friedrich Lampert; mit Bildern von Julius Widnmann (München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, 1896). Vor nun vierundzwanzig Jahren in einer Sammlung „Deutscher Volks- und Jugendschriften" veröffentlicht, erscheint das Büchlein der Erneuerung wohl werth. Auf dem Hintergrunde der alten Reichsstadt Rothenburg ob der Tauber spielt sich eine Herzensgeschichte ab, die mit den Kriegsläufen und den Geschicken der Stadt eng verwebt ist. Der „Meistertrunk" bildet dabei den Schlußeffeet. Culturhistorische Thatsachen sind verständig hineingearbeitet. Im übrigen sind die Farben in gewohnter Weise gemischt. Neben den edlen Gestalten fehlen die Bösewichter nicht, und zum Ernst gesellt sich harmloser Scherz.

— „Deutsches Land und Volk im Volksmund" nennt sich eine „Sammlung von Sprichwörtern, Sprüchen und Redensarten", die als Beitrag zur Kunde des deutschen Landes und Volkes dienen will (Breslau, Ferdinand Hirt, 1897). Der Verfasser, M. Plaut, hat seine Sammlung ursprünglich für ein geographisches Schulbuch bestimmt, sie aber nun ohne Rücksicht darauf herausgegeben. Sie hat insofern keinen wissenschaftlichen Zuschnitt, als der Verfasser sich grundsätzlich nicht bemüht, die vermuthlich erste Erwähnung eines Spruches herzustellen, sondern sich im allgemeinen begnügt, irgendeinen Beleg zu der betreffenden Stelle hinzuzufügen. Aber man sieht, daß er von langer Hand und mit Lust und Liebe an diesen 1115 Nummern gesammelt hat. Er macht keinen Unterschied zwischen eigentlichen Sprichwörtern und solchen Aussprüchen, deren Urheber sich nachweisen lassen. Wo er kann, gibt er eine Erklärung. Manchmal freilich überläßt er

auch dem Leser die Lösung der Schwierigkeit, mit oder ohne Andeutung, daß er selbst sie nicht gefunden hat. Ich will nicht behaupten, daß er überall das Richtige getroffen habe, aber seine Bemühungen verdienen jedenfalls Anerkennung. Ich muß mich darauf beschränken, seinem Büchlein einige Randbemerkungen hinzuzufügen; Nr. 82 lautet: „Diutsche Zuht gat vor in aller Welt. — Volksmund. — Hochdeutsch bei Wander, V, 610." Hier hätte doch wol Walther von der Vogelweide als Quelle angeführt werden sollen. Nr. 162 heißt es: „Preußen ist das Asyl unglücklicher Völker (Frankreich das unglücklicher Könige) — Gesellschafter, III, 203. Magdeburg 1783." Der Sinn, nach dem der Verfasser fragt, liegt hier doch auf der Hand. — Den Spruch Nr. 641: „Wenn Leipzig mein wäre, wollt' ich's in Freiberg verzehren", bezieht Plaut auf die gesunde Lage Freibergs. Er bezieht sich aber vielmehr auf die Blüte dieser Bergstadt in der Zeit der Reformation. Freilich wird auch auf verschiedene andere Städtepaare die Redensart angewendet, und zu solchen nicht uninteressanten Vergleichen gibt Plaut's Sammlung öfter Veranlassung. Zu dem Spruche Nr. 635: „Leipzig ist die beste, Chemnitz die feste, Freiberg die größte, Annaberg die liebste", gibt es eine andere Fassung: „Dresden die feste, Leipzig die beste, Freiberg die größte." Nr. 651: „Döbeln und Leisnig sind die Meißner Schmalzgruben", gilt mit mehr Recht von Lommatzsch, das schon Melanchthon „Sachsens Schmalzgrube" genannt haben soll. Zu dem Worte „Bruch", das als Kleidungsstück bekannt ist, hätte der Verfasser in Nr. 904 kein Fragezeichen setzen sollen. Seine Ausdrucksweise ist anfechtbar in Nr. 330: „Giebichenstein war Staatsgefängniß und meist auf Lebenszeit". Nachträge zu Plaut's Sammlung werden sich ohne Schwierigkeit noch manche geben lassen. So erwähnt Immermann in seiner „Fränkischen Reise", daß Franken die „Fruchtkammer des Reiches" genannt wird. Derselbe erzählt die Geschichte von den „Miftelgauer Hummeln" etwas anders als Plaut. Aus den „Bildern aus Westphalen" der Droste würde hierher gehören die Stelle: „Der Sauerländer rühmt sich eines glorreichen Ursprungs seiner Benennung — «dieses ist mir ein saures Land geworden», soll Karl der Große gesagt haben."

— Unter den periodisch erscheinenden Jugendschriften mag die „Jugend-Gartenlaube" genannt werden — eine „farbig illustrirte Zeitschrift zur Unterhaltung und Belehrung der Jugend" — von der uns der 9. Band zugegangen ist (Nürnberg, Verlag der „Jugend-Gartenlaube"). Ist auch einiges daran, wie die Vermittelung des Briefwechsels zwischen Schulkindern, nicht nach unserm Geschmack, so wollen wir doch nicht verschweigen, daß der mannichfaltige Inhalt für Kinder manches Interesse und manche Anregung bietet.

— Die bekannte Thatsache, daß die Alten auf rationelle Körperpflege sehr großen Wert gelegt haben, hat Dr. med. Konrad Sehrwald dazu benutzt, für ähnliche Bestrebungen der Gegenwart Propaganda zu machen. Artikel, die er meist schon im „Naturarzt" 1894 und 1895 veröffentlicht hat, hat er jetzt zusammen herausgegeben in einer Schrift „Das Naturheilverfahren im griechisch-römischen Alterthum. Systematische Uebersicht der von den alten Griechen und Römern erprobten physikalisch-diätetischen Heilmethoden" (Eisenach, Verlag der Hofbuchdruckerei [H. Kahle], 1896), der er das Motto aus Goethe vorangesetzt hat: „Das Wahre war schon längst gefunden, Hat edle Geisterschaft verbunden, Das alte Wahre faß' es an!" Die alten Autoren verstehen es ja meisterhaft, auch den sprödesten Stoff durch anmuthige Form und durch eingelegte Geschichtchen zu beleben. Das hat sich der Verfasser zu Nutze gemacht. Meist verwerthet er die Aeußerungen von Aerzten, doch hat ihm auch die Naturgeschichte des Plinius viel Ausbeute geliefert. Wir haben den Eindruck empfangen, daß er im allgemeinen seine Quellen richtig wiedergibt. An einigen Stellen findet sich nicht das oder nicht alles das, was dort stehen soll. So ist z. B. unrichtig die Angabe, daß „die Tänzerin Lucceja nach Plinius, VII, 41, noch in ihrem 104. Jahre im Ballet mitgewirkt habe". Vielmehr steht an einer andern Stelle, nämlich VII, 49: „Die mima Lucceia trat noch mit hundert Jahren auf, Galeria Copiola, die in Zwischenspielen spielte, wurde, 104 Jahre alt, wieder auf die Bühne gebracht", nämlich bei besonderer Veranlassung. Was wir in den einzelnen Abschnitten lesen — über Ernährung (Essen, Trinken, Athmen), Passive Bewegung in frischer Luft, Spazierengehen, Athemübungen, Gymnastik, Massage, Bäder, Güsse, Umschläge und Ausspülungen, Kleidung, Schröpfen und Gliederbinden, Elektricität, Ruhe und Schlaf, Geistige Pflege — das ist ja zum großen Theil derart, daß auch der Nichtarzt seine Berechtigung einsieht. Doch möchten wir unsererseits für die Richtigkeit der verschiedenen Rathschläge keine Garantie übernehmen, wie ja auch der Verfasser sich mit der bloßen Wiedergabe der Ueberlieferung begnügt hat.

Bibliographie.

Cornelius, H., Maria Stuart. Trilogie. II. James Stuart, Graf von Murray. Geschichtliches Drama. Paderborn, Ferdinand Schöningh. 12. 1 M. 60 Pf.

Eberhardt, E., Seele, Bewußtsein, Geist auf Grund des Polaritätsgesetzes. Leipzig, J. G. Findel. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Golm, R., Ein falsches Liebeslied. Novelle. Dresden, E. Pierson's Verlag. 8.

Helmer, H., Das Symbolische in Gerhart Hauptmann's Märchendrama „Die versunkene Glocke". Breslau, L. Frankenstein. 8. 50 Pf.

Kahlbaum, G. A. W., Monographien aus der Geschichte der Chemie. Erstes Heft. Leipzig, J. A. Barth. Gr. 8. 4 M.

Katsch, F., Die Entstehung und der wahre Endzweck der Freimaurerei. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. Gr. 8. 12 M.

Krüger, H. A., Ritter Hans. Schauspiel. Leipzig, Alfred Janssen. 8. 2 M.

Lorenz, F., Jugend und Tod. Gedichte. Berlin, Ernst Baum. 8. 1 M. 25 Pf.

R., R., Kaiser Paul's I. Ende. 1801. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. Gr. 8. 4 M.

Rafael, L., Ebbe und Flut. Gedichte. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 12. Geb. 4 M.

Rasche, E., Land und Volk der Japaner. Leipzig, Walther Fiedler. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Riffert, J., Hutten's erste Tage. Schauspiel. Leipzig, Walther Fiedler. Gr. 8. 1 M.

Scheerbart, P., Tarub, Bagdads berühmte Köchin. Arabischer Culturroman. Berlin, Hugo Storm (Verein für deutsches Schriftthum). 8.

Schulz, A., Vorträge. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Schumann, H., Die Cultur Pommerns in vorgeschichtlicher Zeit. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. 8. 2 M. 20 Pf.

Servaes, F., Goethe am Ausgang des Jahrhunderts. Berlin, S. Fischer, Verlag. 8. 75 Pf.

Snell, O., Zur Geschichte der Irrenpflege. Vortrag. Hildesheim, Gebr. Gerstenberg. 8. 20 Pf.

Spanuth-Pöhlde, Philipp Melanchthon und seine Wirksamkeit in der Reformation. Stuttgart, Chr. Belser'sche Verlagshandlung. Gr. 8. 1 M.

Stradal, H., Gedichte. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 3 M.

Strantz, V. von, Die deutschen Einigungskriege. Zweite Auflage. Leipzig, J. J. Weber. Folio. 7 M. 50 Pf.

Toland, J., Das Pantheistikon. Uebersetzt und mit Einleitung versehen von L. Fensch. Leipzig, J. G. Findel. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Trog, H., Conrad Ferdinand Meyer. Sechs Vorträge. Basel, R. Reich. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Wichert, E., Im Dienst der Pflicht. Schauspiel. Dresden, Carl Reißner. 8. 1 M. 50 Pf.

Willenbücher, H., Tiberius und die Verschwörung des Sejan. Gütersloh, C. Bertelsmann. Gr. 8. 80 Pf.

Wrede, F. Fürst, Pflicht. Dramatische Studie. Salzburg, Herm. Kerber. 8. 1 M. 20 Pf.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von **F. A. Brockhaus** in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Nansen's Originalwerk

9. Lieferung soeben erschienen.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erscheint:

In Nacht und Eis.

Die Norwegische Polarexpedition 1893—1896.

Von **Fridtjof Nansen.**

Mit einem Beitrag von Kapitän **Sverdrup.**

Autorisirte Ausgabe. 2 Bände.

Reich illustrirt. Geh. **18 M.**, geb. **20 M.** Auch in 36 Liefgn. à **50 Pf.**

☞ **Nansen's** Reise ist die **kühnste Polarfahrt**, die je unternommen worden ist. **Nansen's** Reise ist die **erfolgreichste Polarfahrt.** „**In Nacht und Eis**“ ist das **einzige Werk**, in welchem der berühmte Reisende selbst über seine Expedition berichtet. ☜

Prospect und die erste Lieferung sind in jeder Buchhandlung zu erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Einleitung in das Studium der Sociologie.

Von

Herbert Spencer.

Herausgegeben von Dr. **Heinrich von Marquardsen.**

Zweite durch einen Nachtrag vermehrte Auflage.

Zwei Theile. 8. Geh. 6 M. Geb. in 1 Band 7 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 14. und 15. Band.)

Herbert Spencer, der angesehenste englische Philosoph der Neuzeit, behandelt in vorstehendem Werk die verschiedenen Probleme der Gesellschaftswissenschaft. In der Gegenwart wendet sich das allgemeine Interesse den socialen Fragen immer mehr zu, sodass dieses ausserordentlich reichhaltige und anregende Buch in seiner zweiten, durch einen Nachtrag vermehrten Auflage allseitige Theilnahme finden wird.

Das Werk bildet den 14. und 15. Band der „Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek“. Verzeichnisse der erschienenen 68 Bände dieser Sammlung werden von jeder Buchhandlung gratis geliefert.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Volz. **Unsere Kolonien:** Land und Leute. Mit 71 Abbildungen und 2 Karten. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M. 50 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Balthazar Gracian's

Hand-Orakel und Kunst der Weltklugheit.

Aus dessen Werken gezogen von

Don Vincencio Juan de Lastanosa,

und aus dem spanischen Original treu und sorgfältig übersetzt von

Arthur Schopenhauer.

Vierte Auflage.

8. Geh. 2 M. Geb. 3 M.

Die vorliegende vierte Auflage des von Schopenhauer hochgeschätzten und darum von ihm aus dem Spanischen übersetzten Werks ist, um dasselbe allgemeiner zugänglich zu machen, im Preise wesentlich ermäßigt worden.

Schopenhauer sagt von dem Werke:

„Dasselbe lehrt die Kunst, deren alle sich befleißigen, und ist daher für jedermann. Besonders aber ist es geeignet, das Handbuch aller derer zu werden, die in der großen Welt leben, ganz vorzüglich junger Leute, die ihr Glück darin zu machen bemüht sind, und denen es mit einem mal und zum voraus die Belehrung gibt, die sie sonst erst durch lange Erfahrung erhalten. Das einmalige Durchlesen ist offenbar durchaus unzulänglich, vielmehr ist das Buch zu anhaltendem, gelegentlichem Gebrauche gemacht und recht eigentlich ein Gefährte für das Leben: daher wird, wer es gelesen, oder auch nur darin geblättert hat, es besitzen wollen.“

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Durch das Britische Reich.

Südafrika — Neuseeland — Australien — Indien — Oceanien — Canada.

Mit einem Anhang:

Der Brand des Packetschiffes „France“.

Von

Alexander Grafen von Hübner.

Zweite Auflage. Mit einer Karte.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M. 50 Pf.

Eine um die Hälfte des frühern Preises ermäßigte zweite Auflage des Werks, in welchem der Verfasser des vielgelesenen Werks „Ein Spaziergang um die Welt“ die neue Weltreise schildert, die er in den Jahren 1883 und 1884 ausgeführt hat. Scharfe Beobachtung, weiter Blick, vielseitigste Kenntniß und vollendete Kunst der Darstellung verleihen seinen Aufzeichnungen ein ungewöhnliches Interesse und hervorragenden, dauernden Werth.

Mit einer Beilage von **R. Oldenbourg**, Verlag, in **München.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig (Querstr. 16).

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer.
Preis vierteljährlich 7 M. 50 Pf.,
jährlich 30 M.

Nr. 12.

Leipzig,
18. März 1897.

Inhalt: Volkelt's „Aesthetik des Tragischen". II. Von Moritz Necker. — Aus dem Lager des Rheinbundes. Von Horst Kohl. — Entwurf einer Aesthetik. Von Veit Valentin. — Shakespeare-Schriften. Von Ernst von Wallwürk. — Erzählungsliteratur. Von Theodor von Sosnosky. — Broschürenliteratur. Von L. O. Brandt. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Volkelt's „Aesthetik des Tragischen".

II.

Es wäre nun Sache eines gewissenhaften Referenten, den ganzen Gedankengang der Volkelt'schen „Aesthetik des Tragischen" in den Hauptzügen darzustellen; doch würde das den Rahmen dieser Besprechung weit überschreiten. Wir begnügen uns daher, auf zwei wichtige Punkte hinzuweisen, welche für Volkelt's Lehre vom Tragischen bezeichnend sind.

Die meisten Aesthetiker des Tragischen haben seinen Begriff mit dem der Schuld verknüpft. Otto Ludwig ging sogar so weit, zu behaupten: „Durch das Leiden eines unschuldigen Helden werde jede poetische Wirkung vereitelt." Man könnte sagen, Volkelt habe zu keinem andern Zweck sein Buch geschrieben, als um dieses alte, von Aristoteles schon eingepflanzte Vorurtheil zu widerlegen. Andererseits geht er auch nicht so weit wie Eduard von Hartmann oder Baumgart, die ins entgegengesetzte Extrem verfallen und einfach erklären: „Nur ein unverdientes Schicksal ist tragisch." Es gibt eben, nach Volkelt, verschiedene Arten des Tragischen. „Es gibt hohe, edle Naturen, die trotz Bedrängniß und Verfolgung, trotz Hohn und Schmach, sich die klare Reinheit ihrer Seele bewahren, und die auch dann, wenn sie ein feindliches Schicksal in den Untergang reißt, sich treu bleiben, und den werthvollen Gehalt, dem ihr Leben gegolten hat, auch noch angesichts des Todes festhalten. . . . Unter den tragischen Gestalten, die ungetheilt in der Gediegenheit des Guten leben, strahlt keine so wie Antigone hervor. . . . Iphigenie in Aulis bei Euripides und Racine, Hippolytos bei denselben beiden Dichtern, der erhabene sittliche Tscharuddata bei Vasantasena; der Kaufmann von Venedig, Graf Gloster, Kent im «Lear», der Herzog Gloster im zweiten Theil von «Heinrich VI.», bei Schiller Tell und Max Piccolomini, der bei allem Widerstreit zwischen Pflicht, Liebe, Freundschaft, auch nicht vorübergehend von dem Wege der Pflicht abweicht, Valentin in Goethe's «Faust», Genoveva bei Hebbel, Brand bei Ibsen, Anzengruber's Pfarrer von Kirchfeld, Thusnelda in Halm's «Fechter von Ravenna», Arria in Wilbrandt's Tragödie, Risler in dem Roman Alphonse Daudet's — sie sind alle Beispiele der Tragödie des ungetheilten sittlichen Gemüths": schuldlos tragische Menschen. In andern Tragödien: „Götz", „Egmont", „Romeo und Julia", steht die Schuld in einem so ungleichen Verhältniß zum tragischen Geschick, daß man die Dichter pedantisch und philiströs interpretirt, wenn man nach der Schuld als der gerechten Ursache des Unterganges der Helden sucht, wie es etwa Gervinus zu thun pflegte, der in der Tragödie grundsätzlich das Walten der göttlichen Weltordnung widergespiegelt sehen wollte. Es gibt eben verschiedene Arten des Tragischen, dessen Grundgestalt überall dort erkennbar ist, „wo ein großer Mensch durch seine Größe in leidvolles Schicksal und Untergang geräth, und auf diese Weise uns den Weltzusammenhang in furchtbarem Lichte zeigt". Ein leidvolles Schicksal kann ein großer Mensch aus zahllosen Gründen und in ungemein verschiedenen Formen erfahren. Er kann in tragische Situationen ganz ohne sein Zuthun kommen, er kann aber auch seiner ganzen Anlage nach zu tragischen Conflicten förmlich im voraus bestimmt sein; er kann tragisch erscheinen durch Fehler, die er mit, und solche, die er ohne Bewußtsein beging; er kann schuldig und auch unschuldig mit tragischer Wirkung auf uns Zuschauer untergehen. Das Tragische ist eine Gemüthsstimmung, die eben in der verschiedensten Art erzeugt werden kann: ein Christus wirkt tragisch, und ein Scheusal wie Richard III. wirkt tragisch, jeder in anderer Weise. Aber allerdings wird durch die Verwickelung des Helden in die Schuld das Tragische vertieft. „Erst durch die Fähigkeit des

Schuldigwerdens ist die Stellung, die der Mensch im Gegensatze zur Natur einnimmt, in voller Schärfe bezeichnet. Und zugleich tritt erst hierdurch hervor, wie gefährlich und verantwortungsvoll es sei, Mensch zu sein. Erst durch die Möglichkeit des Bösen ist der Mensch wahrhaft auf sich gestellt. Der Lebensgang der Menschheit wäre von flacherer, unkräftigerer, bequemerer Art, wenn der Keim der Verkehrung des menschlichen Wesens zum Bösen nicht in ihr läge. So wird im Tragischen der Schuld das menschliche Wesen tiefer ausgeschöpft als im Tragischen des einfachen Unglücks. . . . Ohne das Schuldigwerden des tragischen Helden wäre das Gebiet des tragischen Wehegefühls um eine eigenartige Gestalt ärmer. Der moralische Selbstverlust des großen Menschen macht sich uns in besonders empfindlicher Weise als ein schmerzlicher Riß fühlbar. Wir fühlen uns bei seinem Anblick in heftigem Grade zu dem Ausrufe aufgefordert, was das doch für eine unheimliche, gefahrvolle Welt sein müsse, in der gerade die außergewöhnliche Größe eines Menschen, statt sich gut und rein auszuleben, so leicht in frevelnde Leidenschaft verwickelt werde." Durch die Schuld ferner, die zur Sühne kommt, tritt in das pessimistische Gefühl des Tragischen wieder ein neues Gefühl: das der sittlichen Befriedigung. Das Furchtbare der tragischen Wirkung wird gemildert: „Diese Synthese des Furchtbaren mit dem sittlich Befriedigenden bildet den gedrängtesten Ausdruck für den eigenthümlichen ästhetischen Werth des Tragischen der schuldvollen Art." Volkelt führt hierauf in sehr lehrreicher Weise aus, daß der Begriff der Schuld immer und überall zunächst so gefaßt werden muß, wie ihn die Dichtung selbst meint (nicht der Dichter, sondern die Dichtung, denn oft haben die Dichter ihre eigene Dichtung falsch interpretirt, wie z. B. Hebbel seine „Maria Magdalena"), und daß es allerdings, zumal bei Dichtungen aus der Gegenwart, schwer ist, objectiv zu urtheilen.

Der zweite wichtige Punkt, den wir aus der Volkelt'schen Aesthetik herausheben wollen, betrifft seine Stellungnahme zur Aristotelischen Lehre von Furcht und Mitleid, welche die Tragödie erzeugen soll, um durch sie eine „Katharsis" der Zuschauer herbeizuführen. Schon aus dem Bisherigen wird klar geworden sein, daß Volkelt diese zwei Gefühle der Furcht und des Mitleids nicht als die einzigen erkennt, die von der Tragödie erzeugt werden. Die tragische Gemüthsstimmung setzt sich aus mehr Gefühlen zusammen, ist viel complicirter, als Aristoteles annahm, und vielleicht auch bei der geringern Anzahl von tragischen Werken, die er kannte, annehmen konnte. Volkelt unterscheidet im tragischen Gefühlscomplex die persönlichen Gefühle, die Weltgefühle und die Ichgefühle. Die persönlichen beziehen sich auf das Einzelschicksal, und erscheinen als Mit-Leiden und Voraus-Leiden; Mitleid ist nur ein Unterfall des Mit-Leidens mit dem liebgewonnenen Helden. „Durch Mitleid und Furcht sind die tragischen Gefühle auch nicht entfernt in erschöpfender Weise bezeichnet. Sodann aber leidet die Zusammenstellung von Mitleid und Furcht bei Aristoteles an dem schweren Mangel der Unbestimmtheit. Aus seiner Darstellung geht weder hervor, auf welche genauern Gegenstände sich Mitleid und Furcht beziehen, noch auch in welchem Verhältniß sie zueinander stehen. Wie wäre denn auch sonst in Dingen, die, wenn sie überhaupt zum Ausdruck gebracht wären, sich nur schwer misverstehen ließen, die schreiende Uneinigkeit der Erklärer des Aristoteles zu verstehen?" Und die Polemik gegen die Parteigänger des Stagiriten schließt Volkelt: „Mir will umgekehrt scheinen — und dieses ganze Buch soll es darthun —, daß die Theorie des Tragischen, gemessen mit Maßstäben, wie sie an die moderne Aesthetik angelegt werden dürfen, eine kümmerliche bliebe, wenn sie auf dem Boden von Aristoteles und Lessing verharren wollte. Hiermit verträgt sich vollkommen die freudige Anerkennung, daß diese Denker für ihre Zeit in der Aesthetik Großes, ja Staunenswerthes geleistet haben." Und zusammenfassend erklärt Volkelt, daß in der Aristotelischen Lehre von Furcht und Mitleid als den Grundgefühlen der Tragödie „vor allem die aufrichtenden, befreienden, lösenden Gefühle gänzlich übersehen wären. Nicht einmal aber das am meisten Charakteristische der tragischen Gefühlsbewegung ist mit jener Bezeichnung treffend angegeben. Dies besteht nämlich vielmehr in dem scharfen Zusammensein unlustvoller Bedrängung und Niederdrückung (als der bleibenden Gefühlsgrundlage) mit lustvoller Befreiung und Kräftigung (als der mehr oder minder starken Gefühlszumischung)".

Wie aber läßt sich die Lust am Tragischen erklären? Einmal aus den erhebenden Momenten; sodann aus den Lustbestandtheilen des Mit-Leidens; ferner aus der starken Erregung, Erschütterung, Durchschüttelung, Aufwühlung als solcher, die unser Gemüth erfährt; und endlich aus der allgemein ästhetischen Wirkung des Kunstwerkes. Alle andern Lustgefühle, die während oder nach Verlauf des tragischen Eindruckes entspringen, bezeichnet Volkelt als außerästhetisch. Die Tragödie will weder moralisch noch religiös belehren oder erbauen, sie will auch nicht als wahrheitsgetreue Naturnachahmung tragisch wirken, oder durch das Erregen schmerzlicher Empfindungen unsere Seele von einem Druck befreien. Und darum lehnt Volkelt auch die Katharsistheorie von Jakob Bernays als außerästhetisch ab. „Hiernach hätte die Tragödie die Aufgabe, uns von den Affecten des Mitleids und der Furcht, die uns gemäß der menschlichen Organisation beklemmen, durch starkes Aufregen und Hervortreten dieser Affecte zu befreien. Die Tragödie wäre sonach lediglich ein Mittel für die geistige Gesundung, für die Herstellung eines Gemüthszustandes. Es würde ihr jeder immanente Zweck fehlen."

Mit der Abweisung der Katharsislehre, ihrer Entfernung aus dem Bereich der ästhetischen Betrachtung steht Volkelt nicht mehr allein. Gleichzeitig mit seinem

umfassenden Werke ist eine Abhandlung „Wahrheit und Irrthum in der Katharsistheorie des Aristoteles" von Alfred Freiherrn von Berger*), erschienen, welche in geradezu überraschender Weise den gleichen Gedanken ausspricht, zu dem sie auf einem andern Wege gelangte. Berger sagt: „Die kathartische Wirkung ist nur eine Nebenerscheinung der Gesammtwirkung. . . . Wegen des kathartischen Elements blieben die dichterischen Spiele dem Volke Bedürfniß, doch irrig ist es, in der kathartischen Wirkung das Wesen derselben zu sehen. Man entschließe sich doch endlich, die moderne pathologische Auffassungs- und Genußweise der Kunst auf ihr Gebiet einzuschränken: mittels des Pathologischen hat die Kunst noch Beziehung zur unkünstlerischen Masse, nicht zu den höhern Menschen. . . . Die ästhetische Schwäche der Katharsistheorie liegt darin, daß sie die Gemüthsbewegung, welche in Mitleid und Furcht besteht, nur als Mittel ansieht, durch welche der Hang zu solcher Aufregung für einige Zeit beschwichtigt, oder der belästigende Ueberschuß an seelischer Energie zum Abströmen gebracht wird. Der Gedanke, daß in einer leidenschaftlichen Erhöhung des Bewußtseins an und für sich eine Seligkeit liegen könne, welche es völlig überflüssig macht, erst noch nach einem Zwecke zu suchen, der die Herbeiführung dieses erhöhten Zustandes rechtfertigen soll, ist bei Aristoteles nirgends zu finden, wenn man nicht in der gelegentlichen Betonung des hedonischen Elementes in der tragischen Wirkung seinen Keim erblicken will. . . . Ohne Zweifel führt die übertreibende Betonung des Kathartischen zur Begünstigung der Rühr- und Schauertragödie."

Man sieht: beide Aesthetiker kommen beinahe wörtlich zu denselben Schlüssen, und man darf wol sagen, daß die Aristotelische Furcht- und Mitleidtheorie sammt der Katharsislehre nun wol endlich zu den erledigten Streitfragen der Aesthetik gelegt werden wird. Von zwei Seiten aus ist man zu der richtigen Einsicht in das Wesen der Tragödie gekommen: von seiten der bessern Beobachtung der tragischen Werke und von seiten der klarern Analyse des ästhetischen Zustandes überhaupt. Wenn sie es auch verschieden formuliren, so stimmen Berger und Volkelt in beiden Grundbestimmungen überein, und auch ihre Methode ist insofern gleich, als sie von der künstlerischen Erfahrung und psychologischen Analyse ausgehen. Berger sogar von Arbeiten der Aerzte über Hysterie. Seine psychologische Darstellung der Katharsis als der wohlthuenden Entladung überschüssiger Affecte ist ungemein anziehend und lehrreich.

So weit wären wir also gekommen, daß die Aesthetiker in Frieden leben. Jetzt bleibt nur noch zu wünschen, daß uns die deutschen Dichter auch recht viele große und schöne Tragödien schenken, die wir mit geklärtem Sinn genießen können. Moritz Necker.

*) Aristoteles' Poetik. Uebersetzt und eingeleitet von Theodor Gomperz. Mit einer Abhandlung: „Wahrheit und Irrthum in der Katharsistheorie des Aristoteles." Von Alfred Freiherrn von Berger. Leipzig, Veit u. Comp. 1897. 8. 3 M.

Aus dem Lager des Rheinbundes.

Wie klein erscheint im Leben der Völker die Spanne eines Jahrhunderts, und doch, welche Fülle der Entwickelung kann sie enthalten. Wer vom Ende des 19. Jahrhunderts zurückschaut auf den Anfang, der möchte es kaum für möglich halten, daß die Großväter der gegenwärtigen Generation noch die Zeiten der tiefsten Erniedrigung Deutschlands gesehen haben, desselben Deutschland, das damals ein wirres Conglomerat von Staaten und Stätchen bildete, die der allmächtige Wille eines Plebejers aus ihrem alten Verbande gerissen und nach der Laune seines Willens durcheinandergeworfen hatte, desselben Deutschland, das jetzt nun schon seit mehr denn fünfundzwanzig Jahren die Hut des Weltfriedens auf sich genommen hat und trotz seiner von Waffen starrenden Rüstung die Ruhe des Erdtheils verbürgt. Vor neunzig Jahren stand die Mehrzahl der kleinen und mittlern Fürsten des zu Grabe getragenen Deutschen Reichs in der Gefolgschaft des brutalen Welteroberers, knechtisch schielend nach der Gunst des Kaisers der Franzosen, demüthig sich beugend vor dem Throne des Corsen, und als seine gelehrigen Schüler mit brutaler Grandezza die Rechte ihrer eigenen Unterthanen mit Füßen tretend; Oesterreich und Preußen waren gedemüthigt und auf Jahre hinaus an den Siegeswagen des Unbezwinglichen gefesselt; der Friede von Preßburg hatte den alten Kaiserstaat, der Friede von Tilsit die stolze Schöpfung der Hohenzollern zu Mächten dritten Ranges herabgewürdigt: das neue französische Weltreich war zum unmittelbaren Nachbar des großen Ostreiches geworden. Hier an den trüben Fluten der Weichsel schien der Eroberer Halt machen zu wollen; Schmeichelreden und das in zarischen Ohren süß klingende Wort von der Theilung der Weltherrschaft zwischen Frankreich und Rußland mußten die Welt des Ostens in Sicherheit wiegen, um dem Unersättlichen zur Bändigung des Aufstandes auf der Iberischen Halbinsel Zeit zu verschaffen, und erst, als ihm auch hier der Sieg gewiß schien, rüstete er zum Kampf gegen den bisherigen Freund und führte ein Heer über den Niemen, dessengleichen die Welt noch nicht gesehen hatte. Alle Vasallen der „großen" Nation waren zur „Großen Armee" aufgeboten worden, und größer als die Zahl der Nationalfranzosen war die Masse der Hülfsvölker, die der eiserne Zwang einer harten Nothwendigkeit oder der Trieb der Selbsterhaltung zu Vorkämpfern Frankreichs

machte. Dieser Zug nach dem Osten bis zum heiligen Moskau, das furchtbare Gottesgericht, das nach den glänzenden Siegen von Smolensk und Borodino über den Vermessenen hereinbrach, sein trotziger Kampf gegen die Völker, die das Joch abgeworfen, die Bändigung des Riesen durch die vereinten Anstrengungen der europäischen Mächte — alles dies ist schon oft in der Literatur dargestellt worden, und wegen des dramatischen Inhalts, der durch kunstvolle Erzählung kaum gesteigert werden kann, haben die Werke von Häusser, Bernhardi, Droysen u. a. auch immer bereitwillig Leser gefunden. Und aus demselben Grunde dürfte auch dem jüngst erschienenen Buche des Generalmajors Dr. A. Pfister*) eine freundliche Aufnahme sicher sein. Und ich füge hinzu: es verdient die beste Aufnahme in den Kreisen der Historiker wie der Laien. Verfasser hat nur die eine Tendenz gehabt, der Wahrheit zu dienen; er kennt kein Beschönigen, kein Leugnen, kein Vertuschen, aber auch kein Uebertreiben und zorniges Eifern. Wo der warmblütige Treitschke nur Schatten und Nacht sieht und mit harten Worten über die Verdorbenheit des süddeutschen Staatslebens und die Verworfenheit selbstsüchtiger Fürsten den Stab bricht, erschließt sich dem Auge Pfister's auf Grund eines gewissenhaften Studiums der besten Quellen ein Bild, das trotz tiefer Schatten doch auch des Lichtes nicht entbehrt. Mag die würtembergische Regierung, mag der König von Würtemberg selbst in einem berechtigten Particularismus die Arbeit Pfister's gefördert haben, indem man ihm die Materialien des königlichen Hausarchivs und selbst die Privatregistratur des Königs Friedrich von Würtemberg zugänglich machte, so ist Pfister's Buch doch nicht im Dienste des Particularismus geschrieben. Ueberall weht nationaler Geist; und will man eine unbewußte Tendenz in dem Buche finden, so könnte es nur die sein, nachzuweisen, daß die trübe Zeit des Rheinbundes eine von Gott gewollte Nothwendigkeit war, um das deutsche Volk zu erziehen zur Lösung der doppelten großen Aufgabe, die ihm gestellt war: der Einigung der deutschen Staatenwelt in der Form des Bundesstaates und der Ueberwindung der schwer lastenden Vorherrschaft Frankreichs in Europa. Pfister hat seinen Stoff in zwei große Abschnitte, diese in einzelne Kapitel gegliedert. Der erste Abschnitt schildert den Zug Napoleon's nach Rußland und den Rückzug von Moskau bis an die Weichsel. Entsprechend dem Quellenmaterial, das ihm zur Verfügung stand, werden neben den allgemeinen Ereignissen des Feldzugs im besondern die Schicksale des würtembergischen Contingents erzählt, und nicht ohne das Gefühl des Stolzes liest man, wie trefflich sich diese deutschen Truppen auch unter den fremden Fahnen schlugen, wie selbst die Franzosen — bis hinauf zu dem Kaiser — den deutschen Hülfstruppen ihre Anerkennung nicht versagen konnten, und wie diese in kritischen Augenblicken mehr kriegerische Haltung, und in dem Elend des Rückzugs mehr sittlichen Halt bewährten als die verwöhnten Kinder des Glücks. Daß sie ihr Blut für fremde Interessen vergossen, kam diesen Tapfern kaum zum Bewußtsein. Was galten damals die Völker in Deutschland? Die Politik der Fürsten war die des Volkes, und Gehorsam gegen das Gebot des Landesherrn lag unsern Großvätern mehr im Blute als uns, den freien Bürgern einer demokratischen Monarchie. Der zweite Abschnitt ist dem Kriege von 1813 gewidmet, in dem noch einmal die Rheinbundsfürsten — die einen unter dem Zwange der Noth, die andern als begeisterte Trabanten — dem gallischen Imperator in den Kampf folgten, die meisten jedoch unter dem stillen Vorbehalt, ihre Haltung von dem Verlaufe des großen Ringens abhängig zu machen, das eben anhob. Und das war ihr Glück. Der Uebergang zu den Verbündeten sicherte den Fürsten ihren Besitz, und die Metternich'sche Staatskunst sorgte dafür, daß die Bäume des norddeutschen Patriotismus nicht in den Himmel wuchsen. Am Herzen Oesterreichs fanden alle die Gebilde Napoleonischer Willkür Schutz gegen die Mediatisirungspläne eines Stein, Schön und Hardenberg, und die Neuordnung Deutschlands, die so gar nicht dem entsprach, was die treuesten Patrioten als Frucht des Sieges erhofft hatten, enthielt nur den Keim zu neuen Zerwürfnissen zwischen den durch ein lockeres Band aneinandergeknüpften Staaten des Deutschen Bundes. „Ohne in ihrem Wesen, in ihren Anschauungen, in ihrem Verhältniß zueinander irgendetwas geändert zu haben, traten die Rheinbundsstaaten in die neuen Verhältnisse hinüber. Mit starr ausgebildetem Particularismus, dazu jedes einzelne noch so kleine Land eingehegt durch Zollschranken, getrennt voneinander durch Vorurtheile und Mistrauen, so standen diese Länderstücke in wirthschaftlichem und politischem Bruderkriege sich gegenüber. Eine Riesenarbeit mußte es für die Zukunft sein, die Getrennten nur einigermaßen einander zu nähern, eine Unmöglichkeit aber, sie zur Einheit zu verschmelzen ohne Gewaltact." Dieses Zugeständniß des Süddeutschen ist von größtem Werth. Daß die Ereignisse von 1866 eine politische Nothwendigkeit gewesen, daß die alten Formen zerschlagen werden mußten, um den neuen Guß vornehmen zu können, daß der Verzicht der klein- und mittelstaatlichen Fürsten auf die volle Souveränetät zu Gunsten des zur Führung allein berechtigten preußischen Staates die Vorbedingung der nationalen Einheit und nationaler Größe war — das alles erkennt Pfister rückhaltslos an, und je mehr sich diese Ueberzeugung Bahn bricht im Süden Deutschlands und überall da, wo Rheinbundsneigungen noch bis über das Jahr 1866 zu finden waren, um so fester wird der Kitt sein, der das Reich zusammenhält. Mag der hundertjährige Geburtstag des Reichseinigers, den das deutsche Volk festlich zu begehen sich anschickt, überall im Geiste der Versöhnung gefeiert werden, der aus dem Pfister'schen

*) Aus dem Lager des Rheinbundes 1812 und 1813. Von Generalmajor z. D. Dr. A. Pfister. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1897. Gr. 8. 7 M.

Buche spricht. Das Vergangene ist vergangen, und nur borniirter Particularismus kann wünschen, daß es wiederkehre: dem deutschgesinnten Mann werden die Sünden der Vergangenheit zu einer heilsamen Lehre für Gegenwart und Zukunft. Möge Pfister's Buch in diesem Geiste wirken!

Ausstattung und Druck sind vorzüglich: in dem ganzen 413 Seiten starken Buche ist mir, kleinere Versehen abgerechnet, nicht ein einziger Druckfehler begegnet, der notirt zu werden verdiente — gewiß ein glänzendes Zeugniß von gewissenhafter Correctur für Verfasser und Druckerei.

Horst Kohl.

Entwurf einer Aesthetik.

Entwurf einer Aesthetik der Natur und der Kunst. Von Dr. Anton Kirstein, Professor der Philosophie am bischöflichen Priesterseminar zu Mainz. (Auch unter dem Titel „Wissenschaftliche Handbibliothek. Dritte Reihe: Lehr- und Handbücher verschiedener Wissenschaften. IV. Entwurf u. s. w.") Paderborn, Ferdinand Schöningh. 1896. Gr. 8. 4 M. 80 Pf.

Das Buch ist ein Band aus einer „Wissenschaftlichen Handbibliothek", die die Aufgabe hat, die katholisch-kirchliche Weltanschauung zu verbreiten. Demgemäß geht auch dieser „Entwurf einer Aesthetik der Natur und der Kunst" von Gott aus und mündet in der Kirche, natürlich der römisch-katholischen, für deren philosophische Erfassung die Welt des heiligen Thomas von Aquino bekanntlich wieder das A und das O geworden ist. Inwieweit hierbei von Wissenschaft in dem wissenschaftlichen Sinne des Wortes die Rede sein kann, d. h. inwieweit der Gegenstand mit vorurtheilsfreier Erkenntniß auf Grund der gegebenen Thatsachen unter der Führung logisch-kritischer Entwickelung behandelt werden kann, das ergibt sich von selbst. Ein solcher kirchlich beschränkter Standpunkt hat sicherlich seine relative Berechtigung: die Erkenntniß erstrebt aber nicht eine relative, sondern eine von solchen Beschränkungen losgelöste und insofern absolute Berechtigung. Innerhalb seiner Grenzen versteht es der Verfasser mit großem Geschick, sich auch einzelner Behauptungen und Begründungen von Forschern, die auf anderm Standpunkte stehen, zu bedienen, so daß es leicht den Anschein gewinnt, als ob sein Vortrag den Zusammenklang darstelle, der allein den Anspruch auf Wahrheit habe. Und doch zeigt ein schärferes Zusehen, daß aus seinen beschränkenden Voraussetzungen seltsame Widersprüche sich ergeben müssen, die keine Dialektik wird beseitigen können. Mit Entschiedenheit tritt Kirstein für den objectiven Charakter des Schönen ein. Er gesteht zwar zu, daß „unser Urtheil, daß etwas schön sei, sich auf eine ganz bestimmte Empfindung gründet, die in uns bei der Wahrnehmung eines schönen Objects unwillkürlich entsteht und das Gefallen des Gegenstandes bewirkt; allein das Gefallen ist nicht das Schöne selbst, sondern die Wirkung, die dieses letztere in uns hervorbringt": so bringt der Verfasser das, was zu beweisen ist, ob das Object an sich schön ist, bereits in der Voraussetzung „bei der Wahrnehmung eines schönen Objects" oder in der Begründung: „die Wirkung, die dieses letztere [das Schöne] in uns hervorbringt", d. h. er begeht Fehler gegen die elementarsten Gesetze des logischen Denkens. Es war ja gerade zu untersuchen, ob der Eindruck, den wir durch die sinnliche Wahrnehmung gewinnen, der vorausgesetzten Realität congruent ist, oder worin die Veränderungen des Objects durch die Beschaffenheit des empfindenden Subjects bestehen und ob nicht eben dazu das Urtheil „schön" gehört. Hier aber wird einfach behauptet: „Die Schönheit kann nicht ausschließlich subjectiver Natur sein. Subjectiv ist nur der Eindruck der Schönheit auf ein empfängliches Subject: das andere Moment liegt in dem schönen Gegenstand selbst" — eine erneute Behauptung ist ebenso wenig Beweis, wie die erste, die sich für erwiesen hält, weil ihr Inhalt bereits in die Voraussetzung und die Begründung gelegt worden ist, statt daß sie erst als Ergebniß der Begründung sich darstellte. Objectiv muß aber nach Kirstein das Schöne sein, weil die Natur nicht den Grund ihres Seins in sich haben kann, sondern von einem allweisen Wesen geschaffen worden ist, das nicht zwecklos handeln kann. Der Zweck der Weltschöpfung ist aber die Absicht Gottes, „seine Vollkommenheit in gewisser Weise widerspiegeln zu lassen" — wir lassen dahingestellt, ob eine solche Absicht eines vollkommenen Weltschöpfers würdig ist, der doch einen Mangel fühlen muß, der ihn zu dieser Absicht bringt: der Mangel steht mit der Vollkommenheit im Widerspruch. Der Dichter gesteht einen solchen Mangel zu: „Einsam fühlte sich der Weltenmeister" und schließt daraus, daß er sich Geister schuf — der theologische Philosoph dürfte jedoch wol keinen Mangel zulassen. Die Weltschöpfung mit dieser Absicht schließt nun aber in sich, daß es „ein ganz und gar häßliches Wesen in der Natur nicht gibt und nicht geben kann, da, wie schon Sanct-Thomas hervorhebt, ein jedes Geschöpf je nach seiner besondern Beschaffenheit eine bestimmte Aehnlichkeit mit Gott hat und in einer bestimmten Weise seine Güte offenbaren soll": misfällt daher der Affe wegen seines unproportionirten Körperbaues, so ist dies in dem Zwecke begründet, daß unser Wohlgefallen an der edeln Form des Menschen um so größer wird. So erklärt der heilige Augustin das Dasein der Sünde, damit die Tugend als solche zur Empfindung und zur Geltung komme. Wenn es nun aber kein ganz und gar häßliches Wesen geben kann, wie kann denn der arme Wurm dazu kommen, ganz und gar häßlich zu sein? das muß er aber sein, wenn sein naturgetreues Abbild häßlich ist — „oder wird viel-

leicht jemand von schönem Gewürm reden, wenn uns der Maler diese Thierart auch noch so naturgetreu wiedergibt? Nein, nie und nimmer". Oder gilt diese kräftige Verneinung, die keine Vermittelung zuläßt, nur für das Bild und nicht für das Original? Doch wol kaum, denn der Verfasser erklärt weiter: „Soll etwas schön sein, so muß es einen idealen Gehalt besitzen, d. h. sein ganzes Wesen muß einen gewissen Werth einschließen. Bei dem oben angeführten Beispiel ist dies nicht der Fall; in dem Wurme erblicken wir nichts von Werth." Armer Wurm! bist du von Meisterhand gemalt, so hast du nichts von Werth, denn auch die höchste irdische Meisterschaft der naturgetreuen Wiedergabe besitzt nichts von idealem Gehalt; und bist du Natur, so bist du erst recht häßlich, denn dir geht ja dann auch das bischen Werth ab, das durch Künstlerhand dein Nachbild hätte bekommen können! Aber nein! bist du Natur, so bist du ja eine Schöpfung Gottes, in der er sich widerspiegeln will: du hast nach Sanct-Thomas eine bestimmte Aehnlichkeit mit Gott, und Gottes Güte offenbarst du dann in bestimmter Weise — und du solltest ohne Werth sein? Und hättest du selbst nicht den Werth als Contrast würdig zu dienen? Aber wenn du als Natur Werth hast, warum hat dann dein Abbild so ganz und gar keinen Werth? Oder hättest du am Ende doch irgendwelchen Werth und somit auch idealen Gehalt und wärest folglich auch in der Nachbildung schön? Dieser Wurmgedanke brauchte noch nicht aufzuhören — aber daß er zu etwas anderm als zu vollkommenem Widerspruch führte, wird sich nicht erweisen lassen.

Statt noch weiter auf Einzelheiten einzugehen, bei denen sich die Streitfrage doch immer wieder um denselben Kardinalpunkt drehen müßte: freie Wissenschaft oder kirchlich bevormundete Wissenschaft, Wissenschaft, die hingeht, wohin die Folgerichtigkeit des Forschens und Denkens führt, und Wissenschaft, die ein im voraus bestehendes Dogma soll begründen helfen, sei hier vielmehr eine auf anderm Gebiete liegende Einzelheit hervorgehoben. Es gibt Gelehrte, denen die Nachwelt noch nicht gerecht geworden ist: dahin gehört Georg Friedrich Daumer aus Nürnberg. Er wird citirt und oft genug geschmäht, wenn von Kaspar Hauser die Rede ist, und wird zu Hülfe gerufen, wenn er der römischen Kirche Günstiges sagt: im übrigen begnügt man sich über den Freigeist, der schließlich römisch-katholischer Convertit wurde, die Achseln zu zucken, ohne sich die Mühe zu nehmen, das Große und Bedeutende seines Schaffens, die Einheit seines Denkens, die auch seiner Conversion zu Grunde gelegen hat, sich klar zu machen und zu prüfen.*) In seinem Buche „Meine Conversion" (Mainz, Kirchheim, 1859) hat Daumer eine bedeutungsvolle Untersuchung über das Tragische gegeben. Der Grundgedanke seiner Auffassung steht im engsten Zusammenhang mit dem Grundgedanken seiner Conversion, so daß, ebenso wie ich selbst, gar mancher andere der Schlußfolgerung nicht wird zustimmen können. In der Ausführung aber finden sich treffliche Gedanken, die auch von neuern Bearbeitern des Problems des Tragischen wol beachtet werden dürften. Kirstein führt von Daumer den Grundsatz seiner Auffassung an: „Die Tragödie stellt die traurige, schreckliche, tiefverletzende Wahrheit des realen Weltzustandes und Weltlaufs vor Augen, thut es ohne Schonung und Milderung und leitet dadurch auf höhere Standpunkte hin, die über die Sphäre der gemeinen bürgerlichen Moralitätszwecke, die man ihr unterschiebt, unendlich erhaben sind." Wenn nun aber Kirstein selbst aus seinen Ansichten die letzten Consequenzen zieht, warum muß er auf einmal „mit Meschler als tragisch im eminenten Sinne, als absolute Tragödie den Tod des Gottessohnes auf Golgatha bezeichnen"? Er führt dazu Meschler's Worte an, die nichts als eine Verwässerung und Nachbildung der von Daumer in jenem Aufsatz Seite 226 gegebenen Darstellung sind. Man vergleiche die von Kirstein Seite 260 fg. angeführten Worte Meschler's mit der Darstellung Daumer's, die hier folgen möge — handelt es sich doch um eine der heutigen Wissenschaft unbekannte Auffassung eines ihrer Beachtung entrückten Schriftstellers! „Die Passionsgeschichte ist die ungeheuerste aller Tragödien; sie drückt den furchtbarsten, vernichtendsten aller Gedanken aus, der, wenn er so für sich allein stände und nicht in dem weiter Folgenden sein Gegengewicht und seine Aufhebung fände, nicht zu ertragen wäre. Denn Gott selbst erfährt hier das Schicksal arm, elend, hilflos, ohnmächtig gegen die menschliche Bosheit und Gemeinheit zu sein: Spott, Hohn, Marter, Tod zu erdulden, mit dem Verbrechen, der Verworfenheit zusammengeworfen zu werden und in so tragischer, ja übertragischer Weise unterzugehen. «O große Noth, Gott selbst ist todt!» wie es, höchst ungereimt und anstößig für den gemeinen Theismus, aber mit treffender Kürze, ein altes Kirchenlied ausdrückt" [bei Meschler ist aus dem „alten Kirchenlied" ein „altes Passionsspiel" geworden: ist das eine Berichtigung oder eine zarte, unmerkliche Eliminirung des „protestantischen" Kirchenliedes?].*) „Immer und überall, in allen Gestalten und unter allen Verhältnissen leidet in dieser Welt das Höhere und Bessere; es hat in unzähligen Fällen nur das Schicksal, in Gestalt der Thorheit oder des Verbrechens oder in beiden zugleich zu erscheinen. Hier in der Geschichte Christi, die insofern als die absolute Tragödie bezeichnet werden kann, tritt dies in concentrirtester Weise vor Augen, erhält es den höchsten, vollkommensten Ausdruck, dessen es fähig ist; hier aber, wo sich der Widerspruch auf diese Spitze treibt, vollbringt sich auch die

*) Den nähern Nachweis der Einheitlichkeit von Daumer's Denken s. in meiner Abhandlung über Daumer in der „Allgemeinen Deutschen Biographie".

*) Das „protestantische Kirchenlied" ist von Joh. Rist (gestorben 1667). Es beginnt: „O Traurigkeit, o Herzeleid, Ist das nicht zu beklagen?" In der zweiten Strophe heißt der Anfang: „O große Noth, Gott selbst ist todt", was späterer Zeit anstößig erschien und jetzt geändert ist in „O große Noth, der Herr ist todt". Vgl. „Evangelisches Brevier in Lied und Gebet", herausgegeben von Fr. Schwabe. Zweite Auflage. Friedberg, C. Scriba's Buchhandlung. 1873. 16. 2 M.

Umkehr ins Positive. An jener göttlichsten aller Erscheinungen wurde der größte aller Frevel verübt, auch sie wurde zum Hohn; aber auch dieser Hohn wurde zum Hohn: der Gemordete stand wieder auf und «Der dem Pöbel war ein Spott, Fuhr zur Höh' als Herr und Gott». Damit ist zugleich auch der Welt überhaupt, wo das Leiden, die Schmach und der Untergang des Guten und Göttlichen Gesetz ist, ihr Ende, wenn auch nicht sofort wirklich bereitet, doch angekündigt und als nothwendige Consequenz in prophetische Aussicht gestellt. Der hingeopferte, ins Grab gelegte, aber wiedererstandene und zum Himmel erhobene Gottmensch kommt wieder; er kommt in furchtbarer Herrlichkeit und Machtvollkommenheit und vernichtet diese Welt, die unverbesserliche Tyrannin und Mörderin des Guten und Göttlichen, die dann auf ewig untergeht."

So ordnet Daumer die Tragödie in den Zusammenhang mit der kirchlich-christlichen Anschauungsweise: stützen sich Nachfolger auf ihn, so mögen sie ihn auch anerkennen, wie es sich gebührt, selbst wenn seine Worte nicht ganz das rein römische, sondern mehr das allgemein christliche Gepräge haben. Die Zeilen: „Der dem Pöbel war ein Spott, Fuhr zur Höh' als Herr und Gott" stammen aus Daumer's nichtkatholischer Zeit, aus der Zeit, in der er seine bedeutendsten dichterischen Werke geschaffen hat, seine „Bettina", „Hafis", erster und zweiter Theil, „Mahomet", „Polydora" — Werke, in denen sich Dichtungen von unvergänglicher Schönheit finden, die darum nicht weniger schön sind, weil sie für den Augenblick aus dem Gedächtniß des raschlebigen Publikums verschwunden sind. Da darf zum Lebenden wol einmal der Todte die Worte Walther's in Anspruch nehmen: „Hie bî sî er an mich gemant."

Veit Valentin.

Shakespeare-Schriften.

1. Was sagt Shake-speare? Die Selbstbekenntnisse des Dichters in seinen Sonetten. Ein Beitrag zur Shakspere-Bacon-Frage. Von H. Häfker. Berlin, Schuster u. Loeffler. 1896. 8. 2 M.
2. Shakespeare, der Verfasser seiner Dramen. Von Robert Boyle. Zittau, Pahl'sche Buchhandlung (A. Haase). 1896. Gr. 8. 1 M.
3. Hamlet als Neurastheniker. Von Dr. Fr. Rubinstein, Leipzig, H. Haacke. 1896. 8. 1 M.
4. Shakespeare's Hamlet. Von Kuno Fischer. (Kleine Schriften 5.) Heidelberg, C. Winter'sche Universitätsbuchhandlung. 1896. 8. 5 M.

E. Bormann hat aus Shakespeare's Dramen und aus Bacon's Anekdotenschatz den Beweis zu ziehen gesucht, daß Bacon der Verfasser der unter Shakespeare's Namen gehenden Bühnenwerke sei. H. Häfker (Nr. 1) geht in gleicher Absicht an die Sonette. Was wir nach der gewöhnlichsten Deutung dieser allerdings noch nicht vollständig aufgehellten Gedichte für eine Aufforderung des Dichters an seinen jungen Freund angesehen haben, daß er daran denke, einen Erben seiner Schönheit zu hinterlassen, ist nach Häfker nur eine allegorische Darstellung des eigenthümlichen Verhältnisses Bacon's zu seinem Genius. Der Verfasser des „Novum Organum" hatte sich zur Aufgabe gemacht, „Welt und Geist in ständiger Ehe zu einigen", wie er auf dem Marshall'schen Bildniß diese Worte in ein vor ihm liegendes Buch einzeichnet. So äußert sich nun auch sein Leben und sein Schaffen beständig nach zwei Seiten: er ist Welt- und Geschäftsmann, aber auch Gelehrter und Dichter. Eine Schilderung dieser Doppelbeziehung hat er in den Sonetten hinterlassen. „Der erste Anlaß war vielleicht nur eine harmlose Reflexion über die Genealogie des Schaffens, aus der heraus die Procreationssonette entstanden sind; dann mehr und mehr inspirirte ihn sein eigenes seltsam verschleiertes Verhältniß zu seinem Genius; und er schrieb die wunderbarste und feinste Psychologie des dichterischen Schaffens im Platonischen Sinne." Der Verfasser gibt seinen Gedanken als eine Hypothese, die man eben glauben müsse; denn von genauern Nachweisungen findet sich nichts bei ihm. Wir können ihm nur zwei Dinge entgegenhalten. Um 1600 schon kannte und schätzte man Shakespeare's Sonette. Shakespeare schwang sich in den folgenden Jahren zum bedeutendsten Dichter seiner Zeit auf. Sollten seine Zeitgenossen nun nicht einmal dahintergekommen sein, daß in diesen Gedichten eine Allegorie oder ein Selbstbekenntniß versteckt liege? Dann ist es ferner sehr auffällig, daß Häfker die Gelehrten, die sich bisher mit der Deutung der Shakespeare'schen Sonette beschäftigt haben, als „wohlerbeingesessene Paßschreiber der Literatur" kurzweg beseitigen zu können glaubt. Woher will er denn selbst seine Argumente schöpfen als aus der strengen Gelehrsamkeit, wenn sein Gedanke nicht ein leeres Hirngespinst bleiben soll? Der Ton, in dem Häfker seine Ansichten vorträgt, läßt allerdings vermuthen, daß ihm am Lobe ruhiger und besonnener Beweisführung wenig gelegen sei! Die „Paßschreiber der Literatur" sprechen nicht von „verkaterten" Philosophen (S. 24), auch nicht von einem uns „umstinkenden" alltäglichen Leben (S. 24); auch würden sie kaum verstehen, inwiefern Shakespeare, als er den „Hamlet" schrieb, „in seinem tiefsten Innern aufkehrte".

Gegen den Bacon-Schwärmer erhebt ein kräftiges Wort Robert Boyle in Petersburg. Seine Schrift „Shakespeare, der Verfasser seiner Dramen" (Nr. 2) darf zu dem Besten gerechnet werden, was zum Schutze Shakespeare's bisher geschrieben worden ist; doch wirft sich der Verfasser etwas zu sehr in die Brust. Er ist nicht der

Erste, der Bormann vorwirft, daß er seine englischen Vorlagen manchmal nicht verstanden habe. Auch geben wir nicht zu, daß eine systematische Beweisführung, daß Shakespeare der Verfasser seiner Dramen gewesen, noch von niemand versucht worden sei. Jeder, der die Baconisten bekämpft, beweist Shakespeare's Autorschaft, und dieser Streit ist fast systematischer geführt worden, als es nöthig war. Endlich hat man auch vor Boyle Donnelly's bekannten „Schlüssel" für eine frivole Spielerei gehalten. Boyle nennt ihn eine Fälschung; damit wird er nicht richtig charakterisirt. Trotz alledem rathen wir denjenigen, welche an Shakespeare noch zweifeln können, Boyle's flott geschriebene Broschüre zu lesen.

Neben dem Problem, das die Baconisten uns immer wieder von neuem aufdrängen, beschäftigt den Shakespeare-Forscher fast unablässig des Dichters gedankentiefstes Werk, der „Hamlet". Die Ansicht, daß der Dänenprinz eine besondere Art des Wahnsinns verkörpere, ist uns in diesen Berichterstattungen auch schon entgegengetreten (vgl. Jahrgang 1895, S. 613). Karl Rosner hat im Jahre 1895 eine Schrift erscheinen lassen unter dem Titel „Shakespeare's Hamlet im Lichte der Neuropathologie". Gegen diese wendet sich Dr. Fr. Rubinstein in seiner Schrift „Hamlet als Neurastheniker" (Nr. 3), indem er nachweist, daß die Erscheinungen, welche dort als Merkmale des neurasthenischen Gehirns bezeichnet werden, durchaus „der genialen Anlage als solcher zukommen". Die geniale Geistesanlage ist aber für unsern Verfasser „alles eher als krankhaft", und so wird auch Rosner's weitere Hypothese, daß Shakespeare selbst psychisch belastet gewesen und im neurasthenischen Hamlet sich selbst gezeichnet habe, zurückgewiesen. Hamlet zeigt lebhafte Affecte und läßt sich ebenso rasch bis zur Thatlosigkeit niederdrücken; aber das sind keine Symptome geistiger Krankheit, sondern die Erscheinungen der genialen Nervosität, die wir auch bei Goethe und Napoleon wahrnehmen. Bei Hamlet sind sie veranlaßt durch die Meinung, daß er das Werkzeug höherer Mächte sei. Wie tief dieser Glaube Hamlet's in sein ganzes Empfinden, Denken und Handeln eingreift, haben wir in d. Bl. an anderer Stelle ausgeführt (vgl. Jahrgang 1893, S. 308). Menschen solcher Art können selbst von Hallucinationen befallen werden, ohne daß man sie deshalb für geistig gestört ansehen darf; Hallucinationen „entstehen aus einem besonders angespannten abstracten Denken, das auf die niedern Centren der Sinneswahrnehmung wie ein aus der Außenwelt kommender Reiz wirkt". Obwol Rubinstein's Schrift sich eigentlich mit Rosner's neuropathischer Studie beschäftigt, ist sie doch für das Shakespeare-Studium selbst sehr bedeutsam.

Wir schließen unsern Bericht mit dem bedeutendsten Buche, das dem Shakespeare-Studium im Jahre 1896 geboten worden ist, mit Kuno Fischer's „Hamlet" (Nr. 4). Wir haben das Werk lange erwartet. Es ist veranlaßt durch das Buch von Loening (vgl. Nr. 19, S. 289 d. Bl. f. 1893) und behandelt auf verhältnismäßig beschränktem Raume die ganze Hamlet-Frage mit ihrer Fülle von ästhetischen, literarhistorischen und philosophischen Problemen, die Fischer in knappen und scharfen Umrissen vor uns stellt, um sie mit vollendeter Klarheit zur Lösung zu bringen. So ist das Buch eine Geschichte der Hamlet-Kritik geworden von Voltaire und Lessing an bis auf Paulsen und Löning. Hermann Türck, der in einer gewissen Beziehung zu Kuno Fischer steht (vgl. Nr. 26, S. 413 d. Bl. f. 1894), ist übergangen. Die andern, die den Dänenprinzen als einen Feigling oder als einen Grübler betrachtet haben, die den Hamlet-Gedanken aus Montaigne oder Giordano Bruno glaubten ziehen zu müssen, von denen zu schweigen, die in Hamlet ein Frauenzimmer und in Claudius einen Musterkönig gesehen haben, sie haben die Hamlet-Frage überhaupt auf Irrwege geführt bis in die „Wildbahn des Unsinns" (S. 41). Auf Abwege sind Rümelin, Werder, Baumgart, Grimm, Geßner, Paulsen und Loening gerathen. Fischer's eigene Ansicht über Shakespeare's größte dramatische Dichtung ist uns bekannt. Wir besitzen den Ariadnefaden der sieben Hamlet-Monologe, welche nach Fischer's Meinung die ganze Führung des Stückes erklären. Wir wissen auch, daß Goethe's Deutung ihn nicht befriedigt. Das alles wird aber nun in seinem Hamlet-Buch mit so musterhafter Klarheit und so freiem ästhetischen Sinne erörtert, daß die Lektüre desselben auch für diejenigen ein Genuß sein muß, die in Fischer's classischen Analysen das letzte Wort der Frage noch immer nicht für gesprochen erachten können. Hamlet's Aufgabe ist nach Fischer keine andere als die, den Vater zu rächen; aber die schrecklichen Erfahrungen, die er nach seiner Rückkehr in die Heimat machen muß, bringen ihm eine so niederdrückende Ansicht von Welt und Menschen bei, daß in ihm ein Widerstreit der Gefühle entsteht, der sich der Ausführung des Rachewerkes immer wieder in den Weg stellt. Wäre der „Hamlet" nur eine Rachetragödie, so müßte sie mit dem Tode des Kronräubers schließen. Aber er ist eine Charaktertragödie, und aus dem Charakter des Helden, wie ihn der Dichter mit scharfer Logik und unübertroffener Menschenkenntniß vor uns entwickelt, aus dem Edelsinn desselben, dem jedes Mistrauen, wie der König wol weiß, fremd ist, folgt sein Untergang mit zwingender Nothwendigkeit. Man wird an diesen Auseinandersetzungen wenig zu tadeln finden; würde unser Publikum, das sich nicht mehr die Ruhe geben mag, beim Anhören eines dramatischen Werkes Handlungen aus Charakteren zu deduciren, den Hamlet mit Fischer's Augen sehen, so würde es einen größern Genuß und Gewinn nach Hause nehmen, als es jetzt aus den Virtuosenstückchen unserer Hamlet-Darsteller ziehen kann. Wir beschränken uns daher auf die eine Frage, ob es sich nachweisen lasse, daß Shakespeare Charakterdramen in dem Sinne habe schreiben wollen oder können, daß ihm die Handlung nicht auch an sich von Interesse gewesen wäre. Hamlet's Charakter mußte zu dem Ende führen, das wir kennen; der Hamlet der Sage ist vom Dichter gerade so veredelt worden wie

der des Mädchens, das ihm sein Geheimniß entlocken soll: beide können in dieser Welt nicht mehr leben wollen. Aber um das zu beweisen, waren die fünf langen Acte des „Hamlet" nicht erforderlich. Das Minenspiel zwischen dem Prinzen und den Spionen des Königs hat der Dichter aus der alten Sage aufgenommen; er hätte, da sein Publikum den Stoff kannte, darauf auch kaum verzichten können. Aber er hat auch diesen Bestandtheil des überlieferten Stoffes vertieft. In seinem heimlichen Kampfe mit dem König glaubt Hamlet als der handeln zu müssen, der die Welt, die aus den Fugen gegangen ist, wieder einzurenken hat (Hamlet I, 5 am Schluß). Fischer warnt nun freilich mit Recht davor, daß man eine aus der augenblicklichen Lage der Umstände hervorgehende Aeußerung gleich „festnagele" und dem Helden als ein „Bekenntniß, ein Stück seiner Schulweisheit und Philosophie anrechne" (S. 182). Aber diese Aeußerung eben ist nicht von der Art, daß sie nur als ein Product vorübergehender Verhältnisse betrachtet werden könnte. Hamlet läßt auch an andern Stellen deutlich erkennen, daß er sein Rachewerk im Dienste eines Höhern vollführe, dessen Wink er im einzelnen Fall, wo die äußere Gelegenheit vorhanden wäre, abwarten muß, so daß er plötzlich auch dem Geiste mistraut, der ja eine Ausgeburt der Hölle sein könnte (III, 2). Daher der Zweifel, das Zaudern und die ängstliche Ahnung, die ihn noch vor seinem Todesgange (V, 2) beschleicht. Wir haben in d. Bl. (Jahrgang 1893, S. 307 fg.) auf dieses Moment im Hamlet-Charakter hingewiesen. Wenn wir die Berücksichtigung desselben in Kuno Fischer's Buche vermissen, so erkennen wir in diesem doch die bedeutendste und erfreulichste Förderung, welche das Hamlet-Problem seit vielen Jahren erfahren hat.

5. Kritischer Jahresbericht über die Fortschritte der romanischen Philologie. Von Karl Vollmöller. Mitredigirt von G. Baist, Otto E. A. Dickmann, R. Mahrenholtz, C. Salvioni. Zweiter Band (1891—94). Erste Hälfte. (Erstes Heft.) Leipzig, Renger'sche Buchhandlung. 1896. Gr. 8. 18 M.

Dieses großartige Unternehmen versucht nun, nachdem es bedeutende äußere Schwierigkeiten tapfer aus dem Felde geschlagen, die durch dieselben veranlaßte Störung durch angestrengteste Arbeit baldigst wieder gutzumachen. Zwar ist sein Inhalt nur für den Fachmann bestimmt; aber es ist für jeden, der den Gang und die Richtung unserer wissenschaftlichen Arbeit verfolgen will, vom höchsten Interesse, zu beobachten, wie nunmehr die romanische Philologie mehr als jede andere philologische Disciplin nach allen Seiten hin den Anschluß an die verwandten Gebiete vollzogen hat, und daß in ihr nun alle der Sprachforschung im weitesten Sinne dienenden Wissensgebiete aufs gründlichste bearbeitet werden. So hat sich auch der Zeitraum, den sie übersehen muß, so erstreckt, daß sie die ersten Perioden der Sprachschöpfung ihrer Forschung ebenso unterwerfen muß, wie die Erzeugnisse der neuesten Literatur. So ungeheuere wissenschaftliche Gebiete können nur von einer großen Anzahl von Gelehrten, die bei genauesten Kenntnissen in einem einzelnen Fach die großen allgemeinen Fragen doch nicht aus dem Auge lassen wollen, bearbeitet werden; dies ist aber der Fall bei Vollmöller's Jahresberichten, welche eine außerordentlich große Anzahl von Arbeitern besten Namens zu vereinigen gewußt haben. Daß neben deutschen Gelehrten hervorragende Ausländer sich zur Mitarbeit eingefunden haben, ist um so erfreulicher, weil wir den auch bei uns bestehenden Chauvinismus vorerst am besten und am fruchtbarsten in der Wissenschaft bekämpfen können. In dem uns vorliegenden Hefte treten neben Meyer-Lübke, Koschwitz u. a. zwei italienische Philologen auf, die in ihrer eigenen Sprache berichtet haben.

Ernst von Sallwürk.

Erzählungsliteratur.

1. Das Amulet. Roman. Von Robert Waldmüller. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1897. 8. 3 M.
2. Ein moralisches Stück. Roman. Von Eugen Salinger. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1897. 8. 3 M.
3. Weltkinder. Roman. Von A. von Klinckowström. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1897. 8. 3 M.
4. Unter Zigeunern. Roman. Von J. R. zur Megede. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1897. 8. 3 M.
5. Kismet. Von J. R. zur Megede. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1897. 8. 3 M.

Von den jüngsten Veröffentlichungen der Deutschen Verlags-Anstalt sind Robert Waldmüller's Roman „Das Amulet" (Nr. 1) und Eugen Salinger's Roman „Ein moralisches Stück" (Nr. 2) durchaus nicht danach angethan, den Ruf der Autoren zu heben. „Das Amulet" ist eine höchst langweilige, unwahrscheinliche, ganz kunstlose Geschichte, an der nur die Schilderungen serbischer Bräuche von einigem Werthe sind; doch passen sie in dieser trockenen Form und in dem Umfange nicht in eine Erzählung hinein, sondern in eine ethnographische Arbeit.

Eugen Salinger hat in seiner Novellensammlung „Bühne des Lebens" in hohlem Pathos und Unwahrscheinlichkeit so Bedeutendes geleistet, daß im Vergleich damit sein neues Buch an diesen beliebten Literaturartikeln nur Bescheidenes bietet, wenigstens in der Unwahrscheinlichkeit; im Pathos dagegen stellt er auch hier seinen Mann, sowol im Dialog als ganz besonders im Monolog. Sie leiden nämlich an der Monologmanie. Nun sind Selbstgespräche an sich schon ziemlich selten, außer bei einsamen oder alten

Leuten, wenn sie aber gehalten werden, so geschieht da in unklaren, abgerissenen Sätzen, ohne jede Rücksicht auf rhetorischen Schmuck. Salinger aber läßt seine Leute dabei reden, als ständen sie auf der Bühne, und er begnügt sich nicht damit, sie „murmeln" zu lassen, nein, er läßt sie laut declamiren! Was den Inhalt seines Romans betrifft, so will er beweisen, daß das Pflichtgefühl der Leidenschaft nicht zu erliegen brauche, wo ein Ehebruch droht. Damit rennt er aber nur offene Thüren ein, denn kein vernünftiger Mensch wird das bestreiten wollen, so oft auch das Gegentheil davon geschieht.

Bedeutend angenehmer zu lesen ist der Roman „Weltkinder" von A. von Klinckowström (Nr. 3). Es ist die Geschichte einer auf ganz ungleicher Grundlage erbauten Ehe. Er ist ein weltfremder Gelehrter spießbürgerlicher Herkunft und Bildung, sie eine Weltdame von aristokratischem Stamm und Wesen. Die Verstimmungen, die sich in diesem anfangs so harmonischen Eheduett allmählich einstellen und mehren, die schrille Dissonanz, mit der es endlich schließt: das hat die Verfasserin recht gewandt dargestellt und ist dabei auch tiefer unter die Oberfläche der Dinge gedrungen, als es sonst ihre Art ist. Die Figur des alten Barons erhebt sich in ihrer gelungenen Plastik sogar entschieden über das Niveau der Schablone. Im übrigen vermag die unleugbare Gewandtheit der Darstellung und Glätte des Stils den schärfern Blick nicht darüber hinwegzutäuschen, daß er doch nur einen Schablonenroman vor sich hat, dessen Figuren schon äußerst verbraucht sind und es allein dem eleganten Flitter, mit dem die Verfasserin sie umhüllt hat, danken, daß sie nicht abstoßen und langweilen. A. von Klinckowström ist der Typus jener Familienblattlieferantinnen, die dank einer gewissen Weltkenntniß und literarischer Routine Romane schreiben, welche einen realistischen Firnis von bestechendem Schimmer zeigen und damit beim großem Publikum Anerkennung und Gefallen erzielen. Was im vorliegenden Romane recht unglaubwürdig ist, das ist die Schwerfälligkeit des Helden, der sich durchaus nicht darein finden kann, ein steinreicher Mann zu sein: daß er dritter Klasse fahren und sein Gepäck selbst zur Bahn tragen will, das ist eine starke Zumuthung an die Leichtgläubigkeit des Lesers. Wer aus bescheidenen Verhältnissen zu Reichthum und Luxus gekommen ist, wird, wenn er ein junger und gescheiter Mensch wie dieser Doctor ist, dieses Glück auch besser zu würdigen verstehen, mag ihm auch die angemessene Verwendung seines Geldes lange, ja immer ein Buch mit sieben Siegeln bleiben. Zur Abwechselung kommt in diesem Roman wieder einmal das famose „Nervenfieber" infolge von Gemüthserschütterungen vor.

Von den eben besprochenen Romanen unterscheiden sich sehr zu ihrem Vortheil die zwei folgenden Werke (Nr. 4 und 5), nämlich J. R. zur Megede's Roman „Unter Zigeunern" und desselben Novellensammlung „Kismet". In beiden Büchern ist ein sichtliches Streben zu erkennen, die breitgetretenen Gleise der Schablonenniederungen zu verlassen. In der Novelle „Kismet", die nach dem üblichen Misbrauche der ganzen Sammlung den Titel gegeben hat, gelingt es dem Autor auch, eine sehr anständige Höhe zu erreichen, wenngleich die Einkleidung der Novelle recht ungeschickt ist. Die Rennbahnscenen sind glänzend geschrieben, und was ihnen einen ganz besondern Reiz verleiht, ist die durch die subjective Darstellung bedingte Auffassung, die den Leser das Leben und die Menschen mit dem Erzähler aus der Perspective eines preußischen Cavalerieoffiziers betrachten läßt. Die zwei andern Novellen sind im Vergleich mit der ersten recht unbedeutend, was bei der letzten übrigens dadurch entschuldigt wird, daß sie vor acht Jahren geschrieben worden ist, also zu einer Zeit, wo der Autor noch sehr jung gewesen sein dürfte, wenigstens als Schriftsteller. Dieselbe Entschuldigung läßt sich auch für die Fehler seines Romans anführen, der ebenfalls vor längerer Zeit entstanden ist. Er leidet an einer gewissen Unklarheit, und der Leser weiß sehr oft nicht, welche Person gerade spricht und ob sie das unter Anführungszeichen Gebrachte nicht etwa nur denkt. Trotz dieser die Lektüre merklich störenden Fehler zeigt aber auch dieser Roman aus der berliner Bohème Spuren, die auf Talent hinzuweisen scheinen. Es wäre sehr erfreulich, wenn sich diese Fährte in Zukunft als richtig erweisen sollte!

6. Feuerfest. Humoristischer Roman. Von Curt Eckberg. Jena, Hermann Costenoble 1896. 8. 4 M.

Ein allerliebstes Buch voll echten, erfrischenden Humors, ohne possenhafte Farcen und ohne jene widerwärtige Schwatzhaftigkeit, die für ein Wort zehn macht und das für Humor hält. Einfach und ungezwungen erzählt der Autor seine lustige Geschichte von dem „feuerfesten" Herrn von Deigel, genannt Klümpchen, dem eingefleischten Junggesellen, der sich gegen das Feuer der Liebe gefeit glaubt, nach allerlei höchst ergötzlichen Vorfällen aber doch Feuer fängt infolge der elektrischen Funken, die aus dem Herzen seiner Jugendgeliebten in das seine überspringen. Die zwanglose Ausdrucksweise, der äußerst lebendige Dialog des Buches erinnern manchmal an Baron Torresani's köstliche Art. Der Roman sei als Unterhaltungslektüre im vollen und guten Sinne des Wortes allen Freunden heiterer Lektüre und allen Kopfhängern wärmstens empfohlen.

7. Wie Maler Vincenz Romanisch lernte und andere Novellen. Von Robert Kohlrausch. Stuttgart, R. Lutz. 1896. 8. 2 M. 50 Pf.

Die Novelle, deren Titel nach der modernen Unsitte auch zu dem der ganzen Sammlung gemacht worden ist, hat seinerzeit dem Autor den ersten Preis einer Feuilletonconcurrenz eingetragen. Bei solchen Preisausschreibungen kommt selten etwas Gutes heraus. Die vor einigen Jahren vom „Deutschen Volkstheater" in Wien veranstaltete Preisconcurrenz hat das wieder so recht deutlich gezeigt, denn das mit dem ersten Preise gekrönte Stück erlebte einen classischen Durchfall, und das zweitbeste Stück konnte vom

Autor nur durch Androhung eines Processes zur Aufführung gebracht werden, weil die Direction des Theaters eine neue Blamage fürchtete. Und unter den Preisrichtern waren der bekannte Aesthetiker Baron Berger, der Philosoph Dr. Zimmermann, der dichtende Hofrath Dóczi! Auch im vorliegenden Falle sind die Preisrichter berühmte Leute gewesen, wie Wilbrandt, Bauernfeld, Laube, Professor Erich Schmidt. Wie erbärmlich schlecht müssen die Concurrenzarbeiten gewesen sein, wenn diese Geschichte den ersten Preis erringen konnte! Als Geschichte an sich ist sie schon alltäglich und unbedeutend: in der Aureole eines ersten Preises aber wird sie es noch viel mehr. Was sonst noch in dem Buche enthalten ist, steht mit Ausnahme von „Mütterchen" auf derselben „Höhe". Damit soll nicht etwa gesagt werden, daß es tiefer stände als der Durchschnitt, nein, es sind eben Geschichten, wie sie leider Gottes zu Hunderten geschrieben werden.

8. Des Lebens ewiger Dreiklang. Von A. von Falstein. Berlin, Schuster u. Loeffler. 1896. 8. 1 M. 50 Pf.

Eine recht unbedeutende Liebesgeschichte in ungeschickter Form. Warum die Autoren ihre Geschichten mit Vorliebe ihren Personen in den Mund oder in die Feder legen anstatt sie direct zu erzählen! Es wäre dies doch einfacher und natürlicher. Die Ichgeschichte birgt ja immer Klippen und führt zu ganz unnatürlichen Einschachtelungen, sobald, wie es oft geschieht, der erzählende Ich außer seiner eigenen Geschichte noch die ihm erzählte eines andern berichtet. Das ist auch hier wieder der Fall. Beneidenswerthes Gedächtniß, das diesen Leuten ermöglicht, alles wortgetreu wiederzugeben, was sie erlebt, ja was ihnen andere erzählt haben! Warum der Held so herabgekommen ist, wird nicht genügend aufgeklärt; infolge dieser Liebesgeschichte doch kaum?

9. Im Reiche der Musen. Zwölf Künstlerskizzen. Von J. Haydn. Mannheim, J. Bensheimer's Verlag. 1896. 8. 1 M. 50 Pf.

Zwölf Anekdoten aus dem Leben hervorragender Musik- und Bühnenkünstler werden da in recht verbrauchter Manier erzählt. Der stoffliche Werth ist sehr gering, von einem literarischen kann überhaupt nicht die Rede sein.

10. Ohne Gott. Roman. Von E. Karl. Berlin, Otto Janke. 1896. 8. 5 M.

Die Verfasserin — denn alles deutet auf einen weiblichen Autor — will viel und kann wenig. Sie will in ihrem Buche zeigen, wo es in unsern religiösen und socialen Verhältnissen faul ist, und wie dem abgeholfen werden soll, aber sie kommt thatsächlich über Gemeinplätze und Phrasen nicht hinaus. Dabei bekundet sie eine classische Unkenntniß mancher Lebensverhältnisse. So läßt sie eine Coupletsängerin sich in Arbeiterkreisen bewegen, wohlgemerkt, eine hübsche Person, der es ihre „Verhältnisse" erlauben, ein angenehmes Leben zu führen! Solche Damen pflegen aber nicht mit Arbeitern zu verkehren. Doch das ginge noch eher hin: ganz undenkbar ist es aber, daß sich großstädtische Lebemänner aus der guten Gesellschaft in einem öffentlichen Garten ohne weiteres an einen Tisch setzen, wo die ihnen bekannte Sängerin mit einem ihnen fremden Manne sitzt. Und damit nicht genug: einer dieser Herren, ein Referendar, macht der andern Begleiterin des Mannes, die er als Schneiderin seiner Mutter kennt, sofort in zudringlichster Weise den Hof, ohne auf den Mann zu achten, der sich als ihr Gatte vorgestellt hat; ja er fordert diesen durch seinen spöttischen Ton noch mehr heraus, setzt sich damit also der Gefahr eines öffentlichen Skandals aus. Welcher Referendar und Lebemann wird so etwas thun?! Recht unwahrscheinlich ist auch, daß alle Bekannten Alma's sich von ihr abwenden, sogar ihren Gruß übersehen, seit sie in wilder Ehe mit ihrem Liebsten lebt. In den niedern Volkskreisen sind derartige Verhältnisse ja etwas ganz Gewöhnliches, geschweige denn etwas Verächtliches. Für die Auffassung der Verfasserin ist es überhaupt bezeichnend, daß sie eine verlassene Frau bemitleidenswerth, eine verlassene Geliebte aber verächtlich findet.

Theodor von Sosnosky.

Broschürenliteratur.

1. Die socialen Pflichten der Gebildeten. Vortrag, gehalten in der Socialwissenschaftlichen Vereinigung zu Leipzig von Professor Dr. Rudolf Sohm. Dritte Auflage. Leipzig, Reinhold Werther. 1896. Gr. 8. 20 Pf.
2. Fabrikantensorgen. Von Heinrich Freese. Eisenach, M. Wilckens. 1896. Gr. 8. 1 M.
3. Ein Wort für Jedermann. Von J. George. Zittau, Pahl'sche Buchhandlung. 1896. Gr. 8. 1 M.
4. Wie war's und was wird werden? Von Dr. K. M. Ehrmann. Zweite Auflage. Regensburg, W. Wunderling. 1896. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.
5. Volksschulerziehung und ethischer Socialismus. (Aus „Sammlung pädagogischer Vorträge", IX, Heft 6.) Von Dr. Ernst Temming. Bielefeld, A. Helmrich. 1896. Gr. 8. 60 Pf.
6. Der Culturkampf im 11. Jahrhundert. („Kleine Studien, Wissenswertes aus allen Lebensgebieten", Heft 25.) Von Dr. Wilhelm Ulrich. Leipzig, August Schupp. 1896. 8. 30 Pf.
7. Brennende Tagesfragen. I. Für oder wider das Duell? II. Christlich-social als Zeitproblem. Von Arnold Fischer. Rostock, C. J. E. Volckmann. 1896. Gr. 8. I. 75 Pf., II. 60 Pf.
8. Essays. Von Thomas Henry Buckle. Aus dem Englischen übersetzt von Eugenie Jacobi. Leipzig, August Schupp. 1896. 8. 1 M. 20 Pf.
9. Die Socialdemokratie in Theorie und Praxis. Von Th. Lorentzen. Kiel, Lipsius u. Tischer. 1896. Gr. 8. 50 Pf.

Die Spannung in der geistigen Atmosphäre einer Zeit gibt sich nicht nur an dem Umfang der literarischen Production, sondern auch an der Form der Publicationen kund. Wenn das Leben in ruhiger Beschaulichkeit sich abwickelt, beherrscht das voluminöse Buch den Markt, das in stiller Beschaulichkeit entstanden ist und bei der Behaglichkeit des Daseins trotz seines Umfangs auch auf Leser rechnen kann. Wenn aber große Ereignisse eine Zeit im Innersten aufwühlen, wo das Getöse der Maschinen in das Lesezimmer schallt, wo jeder Mensch mehr oder weniger mit Sorge dem Tage das Brot für morgen abringen muß, da fehlt es zunächst an Zeit und Lust und vielleicht auch an Geld, um dickleibige Bücher zu kaufen und zu lesen, und die Hast des Lebens, die Hast, mit der die Ereignisse sich überstürzen, macht auch eine schnelle literarische Production nothwendig. Ein Ereigniß, das heute alle Welt beschäftigt, ist morgen schon von andern verdrängt, und das zwingt den Schriftsteller und Buchhändler, das, was über ein solches Geschehniß zu sagen ist, in die Form der eilig geschriebenen Broschüre zu drängen, die man in der Eisenbahn, auf dem Omnibus schnell durchfliegen kann, um ihren Inhalt freilich ebenso schnell zu vergessen. Daß bei dieser Art der Production für einen solchen Leserkreis die Güte der literarischen Erzeugnisse gewonnen hätte, kann man nicht behaupten, und der pomphafte Titel, das marktschreierisch ausgestattete Titelblatt müssen häufig den gediegenen Inhalt ersetzen. Kann man das Ueberhandnehmen der Broschürenliteratur, die aus diesen Motiven hervorgegangen ist, nur bedauern, so darf man andererseits nicht vergessen, daß sie auch andern Ursachen ihr Dasein verdanken kann. Dem Schlagworte der Rede entspricht in gewissem Grade die Broschüre in der Literatur. Sie ist zum Kampfmittel, zum Agitationswerkzeuge geworden; sie dient der Popularisirung gewisser wissenschaftlicher Errungenschaften. Aus diesem Bedürfnisse — wenn dies wirklich ein Bedürfniß genannt werden darf — gehen die Broschürensammlungen hervor: „Brennende Zeitfragen", „Sammlung populärwissenschaflicher Vorträge" u. s. f. Die Broschüre als Streitschrift hat eine gewisse Berechtigung, und es wäre vielleicht kein übler Gedanke, einmal darzustellen, welche Dienste sie in der Culturgeschichte geleistet hat — ich erinnere nur an die Zeit des Humanismus. — Sei dem, wie ihm wolle, jedenfalls gehört es nicht gerade zu den angenehmsten Aufgaben des Kritikers, Broschüren zu lesen, denn der schlechten sind unendlich viele, der guten wenige; die schlechten zeichnen sich dadurch aus, daß sie es in der Gedankenverdünnung zu anerkennenswerthen Erfolgen bringen, und Shakespeare würde heute jedenfalls seinen „Ehrn Oliver Textwässerer" etwas umgestalten, nicht als Nebenfigur verkümmern lassen, sondern eine gepfefferte Satire über ihn schreiben.

„Die socialen Pflichten der Gebildeten" behandelt Professor Rudolf Sohm (Nr. 1) in seinem Vortrage, und wenn er uns auch nichts Neues sagt, so kann man doch auch alte Wahrheiten ohne Schaden von ihm hören. Die Broschüre gehört zu den kleinen, aber guten Agitationsschriften, wenn ich auch von den „Socialwissenschaftlichen Vereinigungen" nicht viel halte, die bei Bier und Butterbrot alle vierzehn Tage „die sociale Frage lösen". Sohm geht von dem Satze aus: Bildung verpflichtet! Sie erfreut, bereichert den Menschen, verschafft ihm ein gesellschaftliches persönliches Leben, aber sie legt ihm auch ein gesellschaftliches Amt auf. Bildung ist Sein, Persönlichkeit sein, und es kommt nicht nur auf die Bildung des Urtheils an, die uns auf uns selbst stellt und frei macht, sondern auf die Bildung des Willens. Die Gebildeten sind die Freien, die Herrscher der Nation, und darum verpflichtet die Bildung. Die Herrschaft legt uns Pflichten auf, nämlich der Erziehung, des Weitertragens der Bildung. Die Geschichte lehrt uns, wie stets die Herrschenden die unter ihnen Stehenden erziehen, geistig und sittlich zu sich emporheben und so durch Erfüllung ihrer Pflicht sich selbst der Herrscherstellung allmählich berauben. „Der Dank des Erzogenen war darum nothwendig zu allen Zeiten, daß er den Erzieher von der Alleinherrschaft entsetzte, daß er mit und neben dem Erzieher eintrat in die Herrschaft über die Nation." So muß auch der dritte Stand der Erzieher des vierten werden und damit an der Selbstaufhebung seiner Herrschaft arbeiten. Die Erfüllung dieser Aufgabe hat zur Voraussetzung, daß wir zunächst an uns selbst arbeiten, damit wir wahrhaft gebildet werden, und die wahrhafte Bildung ist christliche und sociale Bildung. „Es genügt nicht, daß du den Nächsten kennst, der dir unmittelbar gegenübertritt. Du mußt nach Kenntniß der wirthschaftlichen Ordnungen streben. . . . Die wirthschaftlichen Fragen sind ein Teil der Rechtsordnung, und die Lösung der socialen Frage fordert Lösung an erster Stelle nicht von Fragen der Liebesthätigkeit, sondern von Fragen der Rechtsordnung, d. h. von Fragen der Freiheitsordnung. Das ist die Art und Aufgabe des Rechts, aus Ordnung Freiheit hervorzubringen." Daher rechtliche Freiheit des vierten Standes, damit er im Stande sei, die eigenen Kräfte zum Emporkommen zu gebrauchen.

Ebenso ehrlich und offen wie Sohm die allgemeinen, prüft Heinrich Freese (Nr. 2) die praktischen Verhältnisse im Arbeiterstande und in dessen Beziehungen zu den Unternehmern. Die abgeklärte Ruhe, mit der hier ein Unternehmer von gerader, aufrichtiger Gesinnung die Fragen des Arbeiterschutzes, des Achtstundenarbeitstages, der Arbeiterwohnungen, Wohlfahrtseinrichtungen, Gewinnbetheiligungen bespricht, würde uns von vornherein für ihn einnehmen, auch wenn wir von der wackern Gesinnung Freese's bisher noch keine Kunde gehabt hätten. Der Radicalismus hat taktisch seine Berechtigung und ist vielleicht eine Nothwendigkeit, praktisch, das fühlen wir bei der Lektüre dieser Broschüre, kommt die kühl abwägende Besonnenheit weiter, die durch die praktische Erfahrung gewitzigt das Mögliche zunächst ohne viel zu reden thut.

Den Artikel über die „Arbeiterschutzgesetze" schließt Freese mit den Worten: „Als Ziel der Arbeiterschutzgesetzgebung muß dauernd angesehen werden, zu verhindern, daß im Gewerbebetriebe die Personen überanstrengt werden, die nicht arbeiten sollten und dadurch die arbeitlos gemacht werden, die arbeiten sollten und arbeiten wollen. Die deutsche Industrie kann diesen Ansprüchen gerecht werden, ohne unterzugehen, und sie wird ihnen nachkommen, ohne Schaden zu leiden, dessen bin ich sicher." Das ist ein werthvolles Zugeständniß gegenüber der vielfach in der Industrie noch hervortretenden Unwilligkeit, sich der Arbeiterschutzgesetzgebung nicht nur dem Buchstaben, sondern dem Geiste nach zu fügen. — Ebenso bereitwillig erkennt Freese die Berechtigung des Achtstundenarbeitstages an, auf den ich in anderm Zusammenhange zurückkomme. Ich kann die Lektüre des Freese'schen Büchleins nur dringend empfehlen. Es spricht ein hoher sittlicher Ernst aus diesen Zeilen, eine Gerechtigkeitsliebe, von der man wünschen muß, daß sie vorbildlich und erzieherisch wirken möge.

„Ein Wort für Jedermann" (Nr. 3) könnte recht gut auch den Titel tragen „Viele Worte über All und Jedes". Der Verfasser will „zeitgemäße und allgemeine Betrachtungen aus dem socialen, socialpolitischen, staatswirthschaftlichen und religiösen Leben mit seinen Mängeln und Schäden" anstellen und schreibt auf 141 Seiten über Socialpolitik, Socialdemokratie, Parteiwesen, Diäten, Presse, Witzblätter, Literatur, Kunst, Theater, Haus, Schule, Religion, Judenfrage, Militärvorlage, Lotterie, Zölle, Gefängnißarbeit, Todesstrafe, Wuchergesetz und tausend andere Dinge. Vieles ist ja ganz richtig, aber alles ziemlich triviale Wahrheit, und von einer wirklichen Durchdringung des Stoffes ist nirgends die Rede. Man hat den Eindruck, daß der Verfasser jahrelang Zeitungsausschnitte gesammelt und dann zusammengestellt hat. Was er z. B. über die Gefängnißarbeit sagt, kann man jedes Jahr auf irgendeinem Handwerkertage zu hören bekommen. Ueber die Beschäftigungslosigkeit der Gefangenen als Strafverschärfungsmittel läßt sich reden, aber man muß natürlich von vornherein zwischen Gefängnißinsassen und Zuchthausgefangenen unterscheiden. Zudem, wenn man die Arbeit in den Gefängnissen abschaffen wollte, um die Concurrenz gegen das Handwerk zu beseitigen, so würden die Unterhaltungskosten für unsere Strafsysteme sofort ganz gewaltig steigen.

Mehr System liegt in dem Buche von Dr. Ehrmann (Nr. 4), das vielleicht nicht ganz mit Recht unter der Broschürenliteratur besprochen wird. Er führt uns aus der Urzeit des Chaos durch alle Phasen der Menschheitsgeschichte bis auf unsere Zeit, und was er von ihr sagt, zeugt von ebenso großer Belesenheit wie guter politischer Uebersicht. Die Ausführungen über den Dreibund und Weltstaatenpolitik nähern sich in einzelnen Punkten, z. B. in der Auffassung der Lage im Ostwinkel des Mittelländischen Meeres, dem, was ich in einer Reihe von Aufsätzen an anderer Stelle ausgeführt habe. Ueber den Zukunftsgedanken der Constituirung von freien Erwerbsgenossenschaften mit Befähigungsnachweis und staatlicher Aufsicht kann man streiten. Wenn der erste Theil des Buches zu skizzenhafte Ausführungen zeigt, so kann der zweite, der sich mit modernen Verhältnissen und Politik von großen Gesichtspunkten aus beschäftigt, der Beachtung empfohlen werden.

Angesichts der Vielseitigkeit unsers öffentlichen Lebens und der extremen Anschauungen, die sich vielfach unvermittelt gegenüberstehen, ist man an die Schule mit mancherlei Forderungen herangetreten, die sich um die Frage drehen, was kann und darf die Schule thun, um ihre Zöglinge gerüstet in das Leben zu entlassen. Auch die Volksschule hat man in den Kreis dieser Betrachtungen hereingezogen, und von ihr oft zu viel verlangt. Dem gegenüber betont Dr. Temming (Nr. 5) sehr richtig die Grenze der Volksschulziele und erinnert, was die Thätigkeit des Lehrers und die Behandlung der Schüler anlangt, daran, daß die maßlose Ueberschätzung der Erfolge, die die Methode haben kann, falsch ist, daß kein Geringerer als Herbart selbst schon den Sektenstreit verdammt hat, der in den Kreisen der Volksschullehrer oft mit einer ans Komische grenzenden Begeisterung geführt wird. Auch die Volksschule kann, sagt Dr. Temming sehr richtig, den Lehrer in seiner individuellen Wirksamkeit nicht entbehren. Hier liegt in der That das Geheimniß von Erfolg oder Miserfolg des Unterrichts, nicht vollständig, aber zum Teil; der Schüler schließt sich lieber an eine Persönlichkeit als an eine Methode an. Leider ist die Absicht der Schrift, darzulegen, wie der ethische Socialismus, von dem der Verfasser überdies, nach dieser Publication zu urtheilen, eine sehr unklare Anschauung hat, im Unterricht zu verwerthen sei, sehr wenig klar herausgearbeitet. Die Lesefrüchte, die er über Thomas Morus' „Utopia" und Goethe's pädagogischen (?) Socialismus zum besten gibt, haben mit der Sache wenig oder nichts zu thun.

Die Schrift von Dr. Ulrich (Nr. 6) will uns über den Kampf des Kaiserthums unter Heinrich III. gegen die päpstliche Macht orientiren, ohne daß der Verfasser auf 26 Seiten Klein-Octav mehr als eine Compilation gibt. Ich muß dieser Art von Publicationen jede Existenzberechtigung absprechen.

Nicht viel besser steht es um die Broschüren (Nr. 7) unter dem Titel „Brennende Tagesfragen". Es ist ja alles ganz richtig, was da gesagt ist, aber wozu das zum 101. male wiederholen?

Verdienstvoller ist die Herausgabe der „Essays" von Buckle (Nr. 8). Es sind deren in dem Bändchen nur zwei enthalten, die handeln von dem Einflusse der Frauen auf die Wissenschaft und den Anschauungen Mill's über die Freiheit. Die biographische Skizze, die Eugenie Jacobi den beiden Essays vorausschickt, ist freilich wenig geeignet, den Einfluß der Frauen auf die Wissenschaft plausibel zu machen; die Skizze wird Buckle nicht völlig ge-

recht. Der erste Essay Buckle's ist ein sehr geistvoller Beitrag zur Frauenfrage, wenn auch nicht im Sinne der landläufigen Emancipationsstreber. Buckle macht zunächst auf die ganz veränderte Stellung der Frau in den modernen Culturstaaten aufmerksam. Im Römischen Rechte mit seinen vielumfassenden, wohlgeordneten, mit vollendeter Geschicklichkeit ausgearbeiteten Satzungen, auf deren Boden Deutschland und Frankreich in ihrer Rechtsentwickelung stehen, werden die Frauen nicht als Personen, sondern als Sachen betrachtet. An der ganzen griechischen Kunstentwickelung in der Zeit von Homer bis Plato haben die Frauen keinen Antheil. Und diese Thatsache „ist einer der vielen Beweise, die darthun, daß die vielgerühmten Errungenschaften des Altertums in hohem Grade einseitig waren, und daß sie fallen mußten, weil die Gesellschaft nicht in ihrer Gesammtheit fortschritt, sondern einen Theil ihrer Mitglieder opferte, um dem andern das Vorrücken zu sichern". In der Neuzeit ist das anders geworden, und der Einfluß der Frauen auf die Gesittung ist ohne weiteres einleuchtend; nicht so der auf die Wissenschaft, der sogar sehr bestimmt geleugnet wird mit dem Hinweise auf die allerdings unbestreitbare Thatsache, daß alle großen Werke, die dem Kopfe wie dem Herzen der Menschen Lebenskeime zuführten, Männern entstammen. Trotzdem uns dies ad oculos demonstrirt wird, erklärt es Buckle für falsch. Er sagt, Wissenschaft zerfällt in die Art und Weise des Verfahrens, in das Wissen und das Können. Das Wissen sieht die Ereignisse voraus, das Können setzt sie in klingende Münze um. Ursprünglich gab's nur das Können, erst etwas später beginnt das Wissen sich Bahn zu brechen, und nun ist die Gesellschaft bei jedem weitern Vorwärtsschreiten eifriger von dem Wunsche beseelt, ihr Können unter die Herrschaft des Wissens zu stellen. Unsere Entwickelung wie die thatsächlichen Vorgänge berechtigen uns also zu der Behauptung, daß die Wissenschaft ihren Gipfelpunkt in dem Vorausberechnen der Folgen hat, und Buckle will den Beweis erbringen, daß die Frauen infolge einer natürlichen und vermuthlich unzerstörbaren geistigen Veranlagung in den Stand gesetzt sind, allerdings nicht selbst wissenschaftliche Entdeckungen zu machen, wol aber den wichtigsten und heilsamsten Einfluß auf die Art und Weise, wie diese Entdeckungen gemacht werden, auszuüben. Der Wahrheitsforscher verfährt entweder inductiv oder deductiv. Die Männer haben die Neigung, ausschließlich inductiv zu arbeiten, zu denken. Die Frauen ziehen ihrer Natur nach den deductiven Weg vor und spornen so auch die Männer zu dieser Behandlungsart an, und darin liegt ihr großes Verdienst:

Gegenüber dem Umstande, daß die Natur die Frauen mehr deductiv, die Männer aber mehr inductiv veranlagt hat, ist daran zu erinnern, daß diese Weise den einzelnen Thatsachen, jene dagegen allgemeinen Begriffen und Vorstellungen den ersten Platz einräumt. Aus verschiedenen Gründen geben nun die Frauen der deductiven und, möchte ich sagen, höher gehenden Forschungsart den Vorzug. Sie sind weicher und begeisterungsfähiger als die Männer und verfügen über eine reichere Einbildungskraft als diese. Demgemäß leben sie mehr in einer Welt, die auch über das Rein-Handgreifliche hinausreicht, während die kühler, herber und schroffer denkenden Männer in ausgedehnterm Maße unter dem Einflusse der Berechnungen stehen, unter der Herrschaft des Thatsächlichen, dem sie folglich eine erhöhte Wichtigkeit beilegen.

Dazu kommt, daß die Frauen in größerm Umfange das besitzen, was man das unmittelbare Erkenntnißvermögen nennt. Ihr Blick reicht nicht so weit wie der der Männer. Was sie aber sehen, erfassen sie schneller. Deshalb sind sie, im Gegensatze zu den auf einem langsamern und beschwerlichern Hinaussteigen begriffenen inductiven Forschern, stets geneigt, sich mit einem Schlage eines Gedankens zu bemächtigen und eine plötzliche Lösung zu erstreben.

Daß ihr schnelleres Denken sie deductiver macht, wollen viele Leute nicht zugeben, und doch ist's mannichfach zu beweisen. Verdunkelt und zurückgedrängt wird jene größere geistige Gelenkigkeit nur durch die unglückselige, beklagenswerthe und widersinnige sogenannte Erziehung, die auf dem weiblichen Geschlecht lastet. Werthvolle Dinge hält man den Mädchen sorgfältig fern, und ebenso sorgfältig umgibt man sie mit nichtigem Tand. Dadurch werden die Saiten ihres geistigen Lebens, die zu so schönem und so behendem Erklingen gestimmt sind, nur zu oft unwiederbringlich geschädigt. In den von einer solchen Vergewaltigung minder belasteten untern Klassen tritt jene geistige Behendigkeit deshalb auch offenkundiger an den Tag.

Ich müßte den ganzen Essay abschreiben, um die geistvolle Beweisführung Buckle's zu illustriren. Es mag mit dem Angeführten genug sein, um die Leser und Leserinnen auf das Büchlein aufmerksam zu machen, das uns Eugenie Jacobi in guter Uebersetzung dankenswert zugängig gemacht hat.

Schließlich sei noch auf die Schrift Lorentzen's (Nr. 9) hingewiesen, die ein gewisses Aufsehen deshalb gemacht hat, weil die Veröffentlichung dem Verfasser viele Angriffe seiner Arbeitsgenossen an der Kaiserlichen Werft in Kiel eingetragen hat. Ihre Lektüre kann empfohlen werden, da sie uns zeigt, wie ein einfacher Arbeiter sich innerlich von den Fesseln des socialistischen Denkens befreit.

L. O. Brandt.

Feuilleton.

Unter den Vereinen, die sich die geschichtliche Erforschung eines engern Bezirks zur Aufgabe gemacht haben, zeichnet sich besonders der „Alterthumsverein" der alten Bergstadt Freiberg in Sachsen aus, was nicht zum mindesten Verdienst seines vieljährigen Vorstandes, des Buchhändlers Heinrich Gerlach, ist. Schon sind einunddreißig Hefte der „Mittheilungen" dieses Vereins erschienen. Es war ein guter Gedanke, als 32. Heft ein „Sachregister" über den Inhalt der bisher erschienenen Hefte heraus-

zugeben, das ein willkommenes Nachschlagebuch und in seiner Ausführlichkeit gleichzeitig eine Art „Chronik" der Stadt und ihres Alterthumsvereins bilden soll (Freiberg i. S., Gerlach'sche Buchhandlung, 1896). Manche historische Persönlichkeit hat diesen Boden betreten, manches wichtige Ereigniß hat sich auf ihm abgespielt. Die Behandlung speeieller Verhältnisse wirft auch für die allgemeine Culturgeschichte manchen Ertrag ab. Folgende Stichworte mögen einen Begriff des reichen Inhalts dieser Hefte geben: Dom zu Freiberg, Goldene Pforte, Fürstengruft; Otto der Reiche, Heinrich der Erlauchte, Friedrich der Freidige, Adolf von Nassau, Heinrich der Fromme, Kurfürst Moritz; Hussiten, Kunz von Kaufungen, Schwedische Belagerung, Holck, Octavio Piccolomini, Siebenjähriger Krieg, Schlacht bei Freiberg; Handwerksgebräuche, Kleiderordnungen, Wirthshausleben, Schauspiel; Humanisten, Heinrich von Freiberg und Johannes von Freiberg, zwei Dichter des Mittelalters, Gellert, Theodor Körner; die Bergakademie, Gottfried Silbermann. Wir wünschen dem rührigen Vereine die regste Unterstützung bei seinen vaterländischen Bestrebungen.

— Eine ziemlich unerquickliche Auseinandersetzung enthält die Broschüre von Hans Lutsch: „Techniker und Philologen", ein Beitrag zur Geschichte der Verzeichnung der Kunstdenkmäler (Sonderdruck aus dem „Centralblatt der Bauverwaltung", Berlin, Wilhelm Ernst u. Sohn, 1896) — eine Auseinandersetzung nämlich darüber, wem mit größerm Rechte die Verzeichnung der Kunstdenkmäler zufalle, den aus den Hörsälen der Universitäten hervorgehenden Gelehrten oder den auf der Bauakademie vorgebildeten Architekten. Lutsch, der selbst Provinzial-Conservator der Kunstdenkmäler Schlesiens ist, verficht sehr energisch die Ansicht, daß im allgemeinen die letztere Gattung besser geeignet sei zu dem genannten Berufe, und gibt für die Provinz Schlesien ein Register der von Vertretern der andern Gattung begangenen Fehler. Lutsch selbst umschreibt die Grenzen, die beiden Kategorien gezogen sind. Es liegt nahe, daraus die Folge zu ziehen, daß die Arbeit in erster Linie Männern von gründlicher kunsthistorischer Bildung zukommt, die zugleich über technische Fähigkeiten verfügen, oder daß sich, wo die Verhältnisse es zulassen, Männer beider Richtungen zu gemeinsamem Wirken vereinigen müssen.

— Einen Rückblick auf die „Culturperioden des 19. Jahrhunderts" gibt Dr. Georg Gropp in einem Hefte der „Frankfurter zeitgemäßen Broschüren" (herausgegeben von Dr. Joh. Mich. Raich. Neue Folge. Band XVII, Heft 6—7. Frankfurt a. M., A. Foesser Nachfolger [P. Kreuer], 1896). Der Verfasser, dem es nicht an Sachkenntniß fehlt und der auch den gegenseitigen Einfluß der verschiedenen Culturäußerungen aufeinander wol beachtet, erledigt sich seiner Aufgabe in vier Abschnitten, indem er 1) „Die Zeit der Verfassungs- und Ständekämpfe", 2) „Die Zeit des Liberalismus", 3) „Die Zeit der volksthümlichen Gewaltherrschaft" und 4) „Die Zeit des Materialismus und Socialismus" behandelt. Den Standpunkt, den er zu den Dingen einnimmt, mögen die letzten Worte seiner Schrift bezeichnen: „Aber wenn einmal alle Völker ihre eigene Industrie haben — eben arbeiten die Russen daran und beziehen massenhaft Maschinen aus Deutschland, — wenn einmal Chinesen und Japanesen in den Weltkampf eintreten — was dann? Wohin dann mit den überschüssigen Arbeitskräften? Ich weiß nur eine Antwort: aufs Land und in die Colonien! Die Industrie arbeitet viel zu billig, sie gewährt nicht den vollen Ersatz der aufgewendeten Arbeit, das thut nur die Natur. Bei uns müssen die Arbeiter ein elendes Leben führen, damit wilde und uncivilisirte Völkerschaften billige Waare und alle Bequemlichkeiten haben. Die Industrie dient am liebsten dem Luxus, an dem sie das Meiste verdient, und entzieht den nothwendigsten Productionen die besten Arbeitskräfte. Das Land kann immer noch besser bebaut werden und viel mehr Menschen ernähren, als es gegenwärtig ernährt. Es kann nie zu viel Fleisch und Getreide hervorgebracht werden. Darum nochmal, zurück aufs Land, zu natürlicher Arbeit und Lebensweise! Auf dem Lande kann auch der religiöse Sinn wieder gesunden, den das Stadtleben trübt."

— Ueber das „Bibliothekwesen in den Vereinigten Staaten" handelt H. Bonfort (Hamburg, H. Seippel, 1896) in einem lesenswerthen Aufsatze. Es ist kein Zweifel, daß die Amerikaner unter kluger Benutzung des bei uns Bestehenden das Bibliothekwesen nach der Seite der äußern Einrichtung und Verwaltung großartig ausgestaltet haben. Der Verfasser ist mit seinem Gegenstande offenbar durch eigene Anschauung wohl vertraut und weiß von den Verhältnissen und besonders auch von den auf diesem Gebiete hervorragenden Persönlichkeiten ein anschauliches Bild zu geben. Ueber alles ertheilt er Auskunft, über die Volksbibliotheken nicht minder als über die wissenschaftlichen Bibliotheken, über die Vorbildung und die soeiale Stellung der Beamten und über die auf einheitliche und mustergültige Beschaffung des äußern Apparates gerichteten Bestrebungen. Ein Umstand tritt bei alledem besonders hervor: die starke Betheiligung der Frauen an den Verwaltungsgeschäften. Der Verfasser schließt seine Betrachtungen mit der begeisterten Anerkennung Amerikas: „Seine Leistungen auf diesem für die gesammte Bildung und Gesittung der Nationen hochwichtigen Gebiete lassen sich nicht durch den Hinweis auf den Reichthum des Landes allein erklären. Auch in seinen politischen Gesetzen, welche Bildung für den Wähler zur Nothwendigkeit machen, liegt die erschöpfende Erklärung nicht; wir haben es hier mit einer mächtigen Offenbarung idealen Lebens und Strebens in dem Lande des Dollars zu thun." Wir wollen diese Auffassung nicht bemäkeln. Eine der vom Verfasser citirten Autoritäten hat gesagt, daß Bücher an und für sich keine Bibliothek sind, sondern nur das Rohmaterial zu einer solchen. Es genügt nun nicht, daß Einrichtung und Verwaltung gut seien, sondern es kommt vor allem auch darauf an, mit dem Geiste echter Wissenschaft die Bücher zu benutzen. Darin sind wir zur Zeit den Amerikanern noch überlegen. Das soll uns aber nicht hindern, das Gute, was sie in ihrem praktischen Sinne gefunden haben, von ihnen zu lernen.

Bibliographie.

Berner, E., Wilhelm der Große. Erste Lieferung. Berlin, Alexander Duncker. Gr. 8. Vollständig in fünf Lieferungen zu je 1 M.

Beyer, M., Ewige Messe. Dichtungen. Leipzig, P. Friesenhahn. 8.

Bolm, R., Lustige Capperjaulen. Salzdahlum bei Braunschweig, Selbstverlag von Robert Bolm. 8.

Busse, C., Höhenfrost. Roman. Drei Bände. Berlin, Otto Janke. 8. 10 M.

Chrysander, F., Händel's biblische Oratorien in geschichtlicher Betrachtung. Hamburg, Otto Meißner. Gr. 8. 1 M.

Frankl, S., Lotti und Compagnie. Drama. Berlin, Schweitzer u. Mohr. Gr. 8. 1 M. 20 M.

Freeman, E. A., Geschichte Siciliens. Zweiter Band. Leipzig, B. G. Teubner. Gr. 8. 20 Pf.

Gersdorff, A. von, Hochgeboren. Roman. Drei Bände. Berlin, Otto Janke. 8. 10 M.

Günther, R., Sclaven der Feder. Roman. Berlin, Karl Duncker. 8. 4 M.

Harder, Agnes, Doctor Eisenbart. Familienroman. Berlin, Otto Janke. 8. 2 M.

Holzamer, W., Zum Licht. Gedichte. Berlin, Schuster u. Loeffler. 12. 2 M.

Oncken, W., Unser Heldenkaiser. Berlin, Schall u. Grund. Folio. Geb. 5 M.

Politische Correspondenz Friedrich's des Großen. Dreiundzwanzigster Band. Berlin, Alexander Duncker. Gr. 8. 14 M.

Reuter, K. A. H., König Otto II. Deutsches Schauspiel. Frankfurt a. M., Reinhold Mahlau. 8. 1 M. 50 Pf.

Richter, A., Ein deutsches Vorspiel, verfertiget von Friederica Carolina Neuberin (1734). Zur Feier ihres zweihundertjährigen Geburtstags, 9. März 1897. Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. 8. 60 Pf.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von **F. A. Brockhaus** in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Das Recht der Kommunalverbände in Preußen.

Historisch und dogmatisch dargestellt von

Dr. Paul Schoen,

a. o. Professor der Rechte in Jena.

Ergänzungsband zu:

von Rönne, Das Staatsrecht der Preußischen Monarchie.

8. Geh. 10 M. Geb. 11 M. 50 Pf.

Den von Dr. von Rönne geplanten, infolge seines frühzeitigen Todes unterbliebenen Abschluß des „Staatsrechts der Preußischen Monarchie" bietet der Verfasser in dem vorliegenden Werke. Er hat darin zum ersten mal eine systematische Darstellung des durch die Gesetzgebung der letzten Jahre zu einem nahezu einheitlichen Abschluß gelangten Verfassungs- und Verwaltungsrechts der preußischen Provinzen, Kreise und Gemeinden gegeben. Der Verfasser trägt dabei überall auch der Praxis Rechnung, indem er neben Erörterung der zahlreich sich darbietenden Streitfragen zugleich alle wichtigeren Entscheidungen der höchsten Behörden mittheilt.

Ein ausführlicher Prospect ist durch jede Buchhandlung und von der Verlagshandlung gratis zu erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Kunstkritische Studien über italienische Malerei.

Von

Ivan Lermolieff.

I. **Die Galerien Borghese und Doria Panfili in Rom.** Mit 62 Abbildungen.

II. **Die Galerien zu München und Dresden.** Mit 41 Abbildungen.

III. **Die Galerie zu Berlin.** Nebst einem Lebensbilde Giovanni Morelli's herausgegeben von Dr. Gustav Frizzoni. Mit Porträt und 66 Abbildungen.

8. Jeder Band einzeln geh. 10 M., geb. 11 M. 50 Pf.

Der als Kunstkritiker unter dem Pseudonym Ivan Lermolieff bekannte italienische Senator Giovanni Morelli entwickelt in seinen „Kunstkritischen Studien über italienische Malerei" in lebendiger Weise seine kunstkritische Methode an der Hand der in den obengenannten berühmten Galerien enthaltenen Bilderschätze, wobei er durch zahlreiche vorzügliche Reproductionen wichtiger Gemälde u. s. w. unterstützt wird. Die in den drei Bänden niedergelegten Resultate haben schon sehr vielfach veranlasst, dass Gemälde im Gegensatz zu der bisher herrschenden Ansicht den von Morelli angegebenen Meistern zugeschrieben worden sind.

Dem dritten Bande hat der Freund und Schüler Morelli's, Dr. Frizzoni, als Kunsthistoriker ebenfalls wohlbekannt, ein warm geschriebenes Lebensbild des in jeder Hinsicht bedeutenden edeln Mannes beigegeben, welches von einem treuen Porträt nach Lenbach begleitet ist.

Die „Kunstkritischen Studien über italienische Malerei" sind nicht allein für jeden Kunsthistoriker unentbehrlich, sondern auch für jeden Kunstfreund und Besucher der Galerien in Rom, Dresden, München und Berlin von fesselndem Reize. Jeder Band ist auch einzeln zu beziehen.

„Die Lösung des Weltenrätsels"

„Sein und Schein", „Der Urgrund des Daseins", diese drei Bücher zus. 1300 Seiten Umf. Preis 10 M., für der. krit. Abh. ein **Preis v. Tausend Mark** ausgef. i. worden, sind erschienen im Verlage von **Greßner u. Schramm** in **Leipzig.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Heinrich Schliemann's Selbstbiographie.

Bis zu seinem Tode vervollständigt.

Herausgegeben von Sophie Schliemann.

Mit einem Porträt in Heliogravüre und 10 Abbildungen.

8. Geh. 3 M. Geb. 4 M.

Eine Einzelausgabe der sehr interessanten und charakteristischen Selbstbiographie des berühmten Entdeckers von Troja, welche allen, die über seinen merkwürdigen Lebensgang und seine erfolgreiche Thätigkeit Näheres zu wissen wünschen, zu empfehlen ist.

Ein neues Bildniss Schliemann's in Heliogravüre und Abbildungen der Hauptstätten seiner Wirksamkeit (Troja, Mykenae, Tiryns) schmücken das Werk.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Religiöse Reden und Betrachtungen

für das deutsche Volk von einem deutschen Philosophen.

Von

Moriz Carriere.

Dritte mit kritischen Beigaben vermehrte Auflage.

8. Geh. 7 M. Geb. 8 M. 50 Pf.

Das vorliegende Werk ist bei seinem ersten Erscheinen auf eine Stufe mit Schleiermacher's „Reden über die Religion" und Fichte's „Reden an die deutsche Nation" gestellt worden, und wie diese seine Vorgänger hat es einen heilsamen, tiefgehenden Einfluß auf die Gebildeten Deutschlands geäußert. Auch die neue, dritte Auflage wird jenen, die das Werk noch nicht kennen, eine Erhebung sein, ist aber infolge der Anfügung einer Reihe von Zusätzen auch für Besitzer früherer Auflagen von Werth.

Die dritte Auflage der „Religiösen Reden und Betrachtungen" bildet zugleich den 14. Band von Carriere's „Gesammelten Werken".

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig (Querstr. 16).

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer.
Preis vierteljährlich 7 M. 50 Pf.,
jährlich 30 M.

Nr. 13.

Leipzig,
25. März 1897.

Inhalt: Zum 22. März 1897. Von Horst Kohl. — Aus drei Erdtheilen. Von Alfred Kirchhoff. — Homer, Sophokles und die Poetik des Aristoteles in neuer Uebersetzung. Von Richard Opitz. — Romane und Erzählungen. Von Karl Busse und Robert Lange. — Dramatisches. Von Friedrich Kummer. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Zum 22. März 1897.

Säcularfeste zu begehen, ist eine uralte Sitte. Bei den Römern kam sie zuerst auf; der Ueberlieferung zufolge ordnete im Jahre 249 v. Chr. das Collegium der mit der Bewahrung und Befragung der Sibyllinischen Bücher betrauten Priester, unter dem Eindruck des Schreckens, den das Einschlagen des Blitzes in die Servianische Mauer in den Gemüthern der durch mannichfaltige Unglücksfälle erschütterten Römer verursachte, die Feier eines Sühn- und Bittopfers an, das nach Verlauf jedes Jahrhunderts wiederholt werden müsse, um mit dunkelfarbigen Opferthieren und nächtlichen Spielen auf dem Marsfelde die unterirdischen Götter zu versöhnen und für des römischen Staates Wohlfahrt die Gnade der Himmlischen zu erflehen. Solch Fest war trotz der Spiele doch eine ernste Feier, und sollte es sein. Prüfenden Blicks schauten die Enkel in die Vergangenheit, ob sie der Väter werth gelebt, das Reich erweitert und gekräftigt, oder ob sie das reiche Erbe gemindert oder vergeudet hätten. Die Kaiserzeit nahm den Brauch der römischen Republik auf, aber nach und nach änderte sich der Charakter des Festes. Die Jahrhundertfeste wurden zu rauschenden Orgien, in denen man den Jammer der Gegenwart zu vergessen suchte für kurze Zeit, jeder innern Erhebung bar, und darum ohne sittliche Berechtigung. Ernsterer Art sind die Jahrhundertfeiern, welche das deutsche Volk zu begehen pflegt. Es weht in ihnen etwas vom Hauche des alten strengen Römerthums. Unsere Luther- und Melanchthon-Feier, die Erinnerungsfeste zu Ehren Goethe's und Schiller's — sie galten den Geisteshelden unserer Nation, die uns die Freiheit vom römischen Joche, die Freiheit des Geistes und der Wissenschaft erkämpft, und als schöpferische Genius weit über den Rahmen deutschen Volksthums hinaus befruchtend gewirkt haben. Sie waren ein Zoll der Dankbarkeit, den wir ihren Manen entrichteten, und ein Antrieb für die Nachgeborenen, die Güter, die sie uns erworben haben, unserm Volk und der Welt zu bewahren.

Und wieder schicken wir uns an ein Säcularfest zu begehen, diesmal zu Ehren eines politischen Helden, des ersten Deutschen Kaisers aus dem Blute der Hohenzollern, des guten Kaisers Wilhelm. Am 22. März erfüllen sich hundert Jahre seit dem Tage seiner Geburt, und frommem Brauche folgend werden an diesem Tage Millionen guter deutscher Männer und Frauen des ehrwürdigen Greises gedenken, dessen Bild noch vor unser aller Augen steht, den nur die Jüngsten unter uns nicht mehr mit eigenen Augen geschaut haben. Sind es ja erst neun Jahre her, seitdem die Nation an der Bahre des Vielgeliebten stand und mit der Klage des alten Jeremias sprach: „Wir sind Waisen und haben keinen Vater; die Krone unsers Haupts ist abgefallen", mit derselben Klage, mit der einst die Deutschen den Heimgang Barbarossa's beweinten. Das französische Wort: „Le roi est mort, vive le roi!" entspricht nicht deutscher Art; es ist ein leichtfertiges Wort, ganz im Einklang mit dem leichtlebigen Charakter dieses wandelbaren Volkes. Dem Deutschen eingeboren ist das Gefühl der Pietät, der Ehrfurcht für den Abgeschiedenen, und gern und freudig ist unser Volk dem Rufe des Kaisers gefolgt, das Andenken des ersten Kaisers festlich zu begehen. Um seiner Herrschertugenden willen liebte ihn das Volk, und als ihm Gott ein Alter schenkte, weit über die Grenzen menschlicher Lebensdauer hinaus, da wallfahrtete es zu ihm, wie zu einem Patriarchen, um für seine Liebe sich mit einem treuen Blick aus milden blauen Augen belohnt zu fühlen. Mit der Erinnerung an seine Person verknüpfen sich heilige Erinnerungen aus dem Leben unsers Volks: Erinnerungen an eine Zeit schmachvoller Niederlagen und brutaler Franzosenherrschaft, an Zeiten der Erhebung und sittlichen Wiedergeburt, an Zeiten neuer Erschlaffung und revolutionären Ungestüms,

an die Zeit des wunderbaren Aufstiegs zur Höhe, den Preußen unter der Leitung eines Bismarck in der kurzen Frist von 1863 bis 1870 zu machen beschieden war, an die Zeit der Vorherrschaft Deutschlands im Rathe der Mächte und des Ausbaues unserer nationalen Institutionen, an die Zeit schließlich der Socialreform, mit der das Deutsche Reich im Bewußtsein seiner innern Stärke und seiner Christenpflicht Bahnen beschritt, auf denen ihm zu folgen noch kaum ein anderer Staat der Welt den Muth gefunden hat. Möge es bei der Erinnerung nicht bleiben, möge die tiefe Bewegung, die durch unser Volk in diesen Tagen der Feier geht, sich nicht genügen lassen an den Hoch- und Hurrahrufen, die nationale Festlichkeiten zu begleiten pflegen, sondern den Entschluß bewirken, den Geist treuer Pflichterfüllung, hingebender Arbeit im Dienste des Vaterlandes und selbstloser Bescheidenheit unserm Volke zu erhalten als bestes Vermächtniß Kaiser Wilhelm's I.! Dann werden wir das Fest in seinem Sinne und zu seiner Ehre feiern. —

---

1. Kaiser Wilhelm der Große. Zum Gedächtniß seines hundertjährigen Geburtstages. Von L. Hoffmeyer. Mit 18 Abbildungen. Breslau, Ferdinand Hirt. 1897. 8. 25 Pf.
2. Kaiser Wilhelm der Große als Christ, Mensch, Soldat und Herrscher. Ein Charakterbild. Herausgegeben von H. Ruete. Mit 1 Stahlstich. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 1897. 8. 50 Pf.
3. Wilhelm der Große. Bilder aus dem Leben des Helden in Liedern und Versen. Von Fr. Ohnesorge. Berlin, Otto Salle. 1897. 8. 1 M.
4. Kaiser Wilhelm der Große. Ein Lebensbild für das deutsche Volk und Heer. Von H. von Below. Berlin, K. Siegismund. 1897. 16. 50 Pf.
5. Wilhelm der Große. Ein Bild seines Lebens. Historisch erforscht von Professor Dr. Ernst Berner. Erste Lieferung. Berlin, Alexander Duncker. 1897. Gr. 8. 1 M.
6. Unser Heldenkaiser. Festschrift zum hundertjährigen Geburtstage Kaiser Wilhelm's des Großen. Von Dr. Wilhelm Oncken. Berlin, Schall u. Grund. 1897. 4. Geb. 5 M.
7. Die deutschen Einigungskriege. Illustrirte Kriegschronik der Jahre 1864, 1866 und 1870—71. Von Victor von Strantz. Zweite vermehrte Auflage. Eine Festgabe zur Feier des hundertsten Geburtstages Kaiser Wilhelm's I. Mit authentischen Illustrationen, Karten, Plänen und einem Anhang: Thaten und Phrasen im Deutsch-Französischen Kriege 1870—71. Leipzig, J. J. Weber. 1897. Folio. 7 M. 50 Pf.

Was das Leben eines Volkes bewegt, findet auch in der Literatur seinen Ausdruck, freilich nicht immer in monumentalen Werken von bleibendem Werthe. Im Gegentheil, die große Masse der Jubiläumsliteratur, mit der seit Monaten der deutsche Büchermarkt überschwemmt wird, trägt den Charakter der Vergänglichkeit an sich, und wird vergessen sein, sowie die letzten Festklänge verrauscht sind. Zahllose Federn sind seit Monaten bei der Arbeit, billige Massenliteratur zu erzeugen, durch die das Bild des alten Kaisers hineingetragen werden soll in die Hütten und Herzen des deutschen Volkes. Von diesen billigen Schriften würden die von L. Hoffmeyer (Nr. 1) und H. Ruete (Nr. 2) wohl geeignet sein zur Vertheilung in Schulen, die von H. von Below (Nr. 4) dürfte namentlich in militärischen Kreisen Anklang finden. Fr. Ohnesorge's Dichtung (Nr. 3) ist besser gemeint als gelungen. Der sebnitzer Bürgerschuldirector ist offenbar nicht mit genügendem Erfolge von der Muse geküßt worden, denn was er uns bietet ist Prosa, der durch die Eintheilung nach Verszeilen äußerlich das Gewand der Poesie gegeben ist. Wären in die Dichtung nicht einige Perlen wahrer Dichtung eingestreut, wie E. M. Arndt's deutsches Sturmlied und Becker's Rheinlied in der Umdichtung, die ihm der Prinz von Preußen gegeben hat, so wäre die Wirkung auf den Leser noch geringer.

Ganz andere Bedeutung haben die unter Nr. 5 und 6 genannten Werke von Professor Dr. Ernst Berner und Dr. Wilhelm Oncken. Ueber das erste abschließend zu urtheilen, ist freilich noch nicht die Zeit, da eben erst die erste Lieferung erschienen ist; aber man gewinnt doch schon aus der Lektüre dieser achtzig Seiten den Eindruck, daß man es hier nicht mit einer literarischen Eintagsfliege zu thun hat, sondern mit einem lange vorbereiteten, auf ernsten archivalischen Studien beruhenden Werke. Zu solchen war der Archivar Berner freilich am besten geschickt: ihm standen Quellen zur Verfügung, die andern sich nur selten erschließen, und darum bietet schon die erste Lieferung vielerlei Neues. Ich behalte mir vor, nach Erscheinen des ganzen Werkes es eingehend zu besprechen, möchte aber schon heute die Freunde historischer Forschung darauf aufmerksam machen. Hoffentlich entschließt sich Berner auch dazu, durch Beigabe von Documenten aus dem Schatze des Hausarchivs die Forschung zu fördern; solch unmittelbare Zeugnisse wirken ganz anders als das bloße Wort des aus ihnen referirenden Erzählers. Das hat Oncken wohl erkannt, daher unterbricht er oft in seinen historischen Werken den Fluß der Erzählung, indem er seinen Quellen selbst das Wort gibt, daher hat er auch seinem neuesten Werke über Kaiser Wilhelm I. wichtige Zeugnisse in Gestalt von Originalbriefen Wilhelm's I. eingefügt, die allein genügen würden, seinem Buche eine über alle andern Publicationen dieser Tage hinausgehende Bedeutung zu geben. Das Oncken'sche Buch ist auf Befehl des Kaisers geschrieben und von ihm auf Schritt und Tritt durch mündliche und schriftliche Mittheilungen gefördert worden; es sollte dem Lindner'schen Buche über den Krieg von 1870—71 zur Seite treten und gleich diesem ein Denkmal des Interesses sein, das der Kaiser persönlich der großen Zeit seines erhabenen Großvaters entgegenbringt. Wie das Lindner'sche Buch infolge seiner staunenswerthen Billigkeit bei einer in Deutschland sonst nicht gewöhnlichen Vornehmheit der Ausstattung in vielen Zehntausenden von Exemplaren verbreitet worden ist, so wird auch Oncken's Buch seinen Weg in die Häuser der deutschen Bürger finden, und wir können es nur wünschen. Oncken versteht

die Kunst, mit seinem Griffel die Herzen zu rühren; seiner lebhaften, temperamentvollen Weise zu reden verdankt er es, daß er der Liebling aller kaufmännischen und Bildungsvereine in Deutschland ist, und diese Beliebtheit des Redners Oncken wird der Verbreitung seines hervorragenden Werkes trefflich zu statten kommen. Der Verfasser hat den Stoff in zehn Abschnitte zerlegt; jeder derselben zeugt von ernster Arbeit, wie sie dem Geschichtschreiber des Zeitalters Wilhelm's I. geziemt, der geschichtlich bedeutendste aber ist der neunte, der eine reiche Sammlung von Briefen Wilhelm's I. an seine Gemahlin aus den Julitagen von 1870 wie aus dem Felde enthält; diese Briefe, von denen viele im Facsimile mitgetheilt sind, haben für die Emser Tage den Werth geschichtlicher Documente, gegen die auch die gewandteste Ableugnung französischen Verschuldens nicht aufkommen wird. Zu bedauern ist es im Interesse der historischen Wahrheit, daß Oncken gegen den Beinamen des Großen nicht vom Standpunkte des Historikers aus protestirt hat. Das Prädicat des Großen verleiht das allgemeine Empfinden des Volkes und der Völker; es gleicht dem Imperatortitel, mit dem die römischen Soldaten den siegreichen Feldherrn begrüßen. Bei Lebzeiten hat niemand Kaiser Wilhelm I. den „Großen" genannt, weil jeder die Empfindung hatte, daß dieser Name auf ihn nicht zutreffe. Der Beiname des „Siegreichen", den bei der Feier des Jahrestages der Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserthums am 18. Januar 1872 der Königl. Bairische Gesandte, Freiherr von Perglas, im Namen des Königs von Baiern und der andern Bundesfürsten dem Kaiser Wilhelm beilegte, fand nirgends Anstoß, weil er den hervorragenden militärischen Erfolgen entsprach, an denen der alte Kaiser mit seiner jahrzehntelangen stillen Arbeit für die Wehrhaftmachung des preußischen Volkes den größten persönlichen Antheil hatte. Seine Größe lag weniger in der Initiative, in der schöpferischen That, die vor der Geschichte den Beinamen des Großen rechtfertigen würde, sie lag auf dem sittlichen Gebiete in der schlichten Ehrlichkeit, in der vornehmen Bescheidenheit und in der unwandelbaren Treue. Diese Tugenden aber trifft das Prädicat des Großen nicht in dem Sinne, wie es die Geschichte den Männern der That zu gewähren pflegt.

Ein prächtiges Bilderbuch zur Kriegsgeschichte der Jahre 1864—71 ist das Buch von Victor von Strantz (Nr. 7). Es enthält die Abbildungen, welche die „Illustrirte Zeitung" in den Jahrgängen 1864, 1866, 1870—71 gebracht hat. Sie versetzen uns lebhaft in die bewegten Zeiten zurück, da unter dem Donner der Geschütze die großen Fragen des Jahrhunderts entschieden wurden. Eine chronologische Uebersicht in Form einer Geschichtstabelle gibt die Thatsachen aus den drei Kriegen, Auszüge aus Zeitungen des Jahres 1870—71 spiegeln „Thaten und Phrasen" wider, und mahnend und warnend steigt vor dem Auge das Bild des alten Kaisers auf, der uns ein Führer war auf der Bahn zur nationalen Einheit und Größe.

Horst Kohl.

Aus drei Erdtheilen.

1. Westlich! oder durch den fernen Westen Nordamerikas. Von Tit.-Erzbischof Dr. Otto Zardetti. Mit 12 Lichtdruckbildern. Mainz, Franz Kirchheim. 1896. Gr. 8. 10 M.

Ein hochgebildeter Katholik, der als Professor der Theologie jahrelang an der Universität zu Milwaukee gewirkt, dann als Generalvikar in Dakota, als Bischof in Minnesota amtirt hat, schildert uns in diesem schön ausgestatteten Reisewerk Eindrücke einer längern Ferienreise, die er während des Jahres 1885 in den „far West" der Vereinigten Staaten von Nordamerika unternommen hat.

Er entwirft uns zwanzig abgerundete Einzelbilder von Natur und Volk, kirchlichem und weltlichem Leben der Menschen, die so zauberschnell jenen Westen, das Land der Prairien, der öden Trockenräume zwischen Felsengebirge und Schneekette sammt dem vorlagernden pacifischen Gestade der Cultur gewonnen haben.

Als geborener Schweizer entfaltet der Verfasser frischen Natursinn, ehrliche andachtsvolle Begeisterung für die stille Größe der einsamen Hochgebirge und der unendlichen Ebenen, der steppenhaften sowie der „großen amerikanischen Wüste". Anschaulich malt er uns die reizvolle Landschaftsscenerie des Columbiastroms, der sein Schluchtenthal so tief in den harten Fels eingesägt hat und so zackig, daß Windung auf Windung folgt und bei jeder neuen Biegung des Thalwegs gleichsam neue Prachtcoulissen sich vorschieben. Doch auch im Chinesenviertel von San-Francisco, in der Mormonenhauptstadt am Großen Salzsee von Utah oder in der Handelsmetropole des Innern, dem so unvergleichlich rasch zur Millionenstadt emporgewachsenen Chicago, überlassen wir uns gern diesem kundigen Führer. Naturgemäß hängt sein hauptsächliches Interesse an der in der That großartigen Entwickelung der katholischen Kirche in den Vereinigten Staaten (mit Stolz zählt er unter den dreihundert Kirchen Chicagos achtzig katholische), er bringt auch gelegentlich sehr unbewiesene Dogmen in seine sonst sachliche Darstellung, so z. B. wenn er den Indianer einen „Menschen im tiefsten Zustande der gefallenen Menschennatur" nennt und in gewissen Zügen seiner Religion „verzerrte Anklänge an eine Uroffenbarung" erkennt. Indessen sobald er sich wieder der objectiven Schilderung zuwendet, wird er auch dem Indianer voll gerecht:

Des Indianers äußeres Erscheinen hat etwas Majestätisches in sich. Er hat scharfe Züge, knochigen Bau, langes schwarzes

Haar, schneeweiße Zähne, keinen Bart. Die Farbe wechselt von Schmutziggelb zu Rothbraun. Der Ausdruck zeigt Kühnheit, Erschlaffung, Trotz in buntem Gemisch. Des Indianers Leben und Dasein ist das des reinen Naturvolkes. Seine Wohnung ist das Birkenzelt, „Wigwam" genannt, dessen Sammlung eine Indianerstadt bilden kann. Seine Kleidung sind bei den nun meistens der Civilisation nahe gebrachten Indianern gewöhnliche Kleider, wie sie der Weiße trägt, oder bunte Teppiche, Shawls, „Blankets", in die Männer und Frauen sich hüllen. Bunte Farben, Perlenornamente, Behängung mit wahrem und falschem Schmuck bis zum Uebermaß liebt der Indianer.

Und was er aus einem Bericht des Senators Vest zum Lobe des guten Erfolgs der Jesuitenmission unter den Indianern Montanas einflicht, gereicht wie den Erziehern so auch den Zöglingen zum Ruhm. Besonders von den Flachkopfindianern, den „Flatheads", Montanas rühmte Vest ihren erzielten Culturstand als glänzendes Beispiel der Culturfähigkeit ihrer Rasse überhaupt:

Man hat Viehheerden, und Indianerknaben hüten dieselben; man hat Mühlen, und Indianerknaben sind die Müller; man hat Schmieden, und Indianerknaben arbeiten in denselben. Als ich dort war, baute man gerade zwei Schulhäuser, und alle Arbeit wurde von den Schülern der Mission ausgeführt. Wir wohnten einer Schulprüfung bei, die zwei Tage dauerte, und ich wage die Behauptung, daß dieselbe in den Vereinigten Staaten niemals durch eine Prüfung von Kindern gleichen Alters übertroffen wurde. Die Mädchen werden in Handarbeiten unterrichtet, man bildet sie zu Hilfslehrerinnen heran, man gibt ihnen Unterricht in der Musik und unterweist sie in der Haushaltung. Die jungen Leute männlichen Geschlechts werden in der Oekonomie und im Handwerk unterrichtet.

2. Vom Kaukasus zum Persischen Meerbusen. Durch Armenien, Kurdistan und Mesopotamien. Von Dr. P. Müller-Simonis. Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen. Mit 1 Heliogravure als Titelbild, 6 Vollbildern in Lichtdruck, 104 Textbildern und 1 farbigen Karte. Mainz, Franz Kirchheim. 1896. 4. Geb. 15 M.

Auch der Verfasser dieses anziehenden Reisewerkes gehört der katholischen Geistlichkeit an. Es ist der elsässische Abbé Dr. Müller-Simonis, der zu wissenschaftlichen Forschungen in Begleitung des Assyriologen Professor Hyvernat den ganzen Isthmus Vorderasiens zwischem dem Schwarzen Meere und dem Persischen Golf durchreist hat.

Am zusammenhängenden Faden seiner Reiseerzählung führt uns der unterhaltsame Abbé recht anmuthig und gemächlich ein in die so verschiedenartige Natur des alpin gekrönten Kaukasiens, der Hochflächen Armeniens mit den großen Seespiegeln von Urmia und Wan, des westlichen Persiens mit dem kurdischen Gebirgslande, endlich Mesopotamiens, das wir mit ausführlicherm Verweilen auf den Trümmerstätten von Ninive und Babel seiner ganzen Länge nach kennen lernen. Schon die mitgetheilten Reiseerlebnisse selbst machen uns dabei vertraut mit den vielsprachigen Völkern, die diesen weiten Raum bewohnen, und mit den gar verschiedenartigen Zügen, welche die russische, die persische, die türkische Regierung dem dortigen Volksleben zur Zeit aufgeprägt hat. Doch auch eingestreute Exkurse mit ethnographischen und politischen Betrachtungen erweitern, vervollständigen und vertiefen diese Wahrnehmungen.

Legt sich der Verfasser auch durchaus nicht den Zwang der Knappheit in seiner Darstellung auf, so versteht er gleichwol mitunter in wenigen Worten ein anschauliches Bild zu entwerfen. So malt er uns hübsch das heutige, gegen früher tief gesunkene Bagdad am mesopotamischen Wüstenrande:

Die Stadt nimmt nur die Hälfte des Raumes innerhalb der Umwallung ein. Von der Höhe der Thürme bietet Bagdad ein Gemälde mit den köstlichsten Farbentönen, wenn die untergehende Sonne über diesen Wald von Palmen hinwegstrahlt, aus dem sich die Kuppeln und Minarets der Moscheen mit ihren blauen oder grünen Farben abheben, und wenn sich der sehr feine Wüstensand zu goldglänzenden Wolken formt. Obgleich die Stadt im Grunde ganz orientalisch und besonders arabisch ist, hat sie doch in mannichfacher Hinsicht ein kosmopolitisches Gepräge; Dampfschiffe verbinden die Stadt mit Basra, Indien und Europa; ein englischer Resident, der im Solde der indischen Regierung steht macht großen Aufwand; Frankreich ist dort durch einen Consul vertreten, die Mission der Karmeliter nimmt eine wichtige Stellung ein; die Handelsleute endlich sind besonders stark europäisch angehaucht.

Nur ab und zu stößt man auf eine aus dem französischen Original stehen gebliebene Namensform (z. B. wird das türkische Nationalgericht Reis mit Hammelfleisch immer Pilau statt Pilaw oder Pillaw genannt) oder auf einen vereinzelten Fehlgriff in der Uebersetzung. Letzteres wirkt komisch bei der Erörterung über den gewöhnlich nach Aleppo genannten, besonders aber in Bagdad häufigen Knoten, der sich an einer zuerst nur durch weißliche Färbung und schmerzhafte Empfindung auffälligen Stelle meistens des Gesichts bei den dortigen Eingeborenen bildet, dann ohne beträchtliche Schmerzen zu verursachen in Eiterung übergeht und nach zwölf Monaten mit Hinterlassen einer Narbe zu verschwinden pflegt. (Die unbekannte Ursache des geographisch eng umgrenzten räthselhaften Leidens muß übrigens in der Luft, dem Wasser oder dem Boden des Landes gesucht werden, da auch Fremde, die dorthin kommen, den Aleppoknoten daselbst erwerben, ja bisweilen merkwürdigerweise erst an ihm erkranken, nachdem sie mehrere Jahre bereits das Land verlassen haben.) Der Uebersetzer sagt nun stets statt Knoten (bouton) Knopf, berichtet daher über die interessante Thatsache, daß der Aleppoknoten, wenn man ihn zu vertreiben oder irgendwie chirurgisch zu behandeln sucht, alsbald an einer andern Stelle sich vervielfältigt, wie folgt: „Einer der Missionare hatte bei unserer Ankunft drei Knöpfe; einer von diesen, der ein Ohr gänzlich verunstaltete, war beinahe schon ein Jahr alt. Aus Rücksicht auf uns glaubte der Pater, den häßlichen Anblick durch ein Pflaster verbergen zu können. Am andern Morgen hatte er einen neuen Knopf am Knie."

3. Von Javas Feuerbergen. Das Tengger-Gebirge und der Vulkan Bromo. Von Dr. Franz Kronecker. Mit 10

Vollbildern, 2 kleinen und 1 großen Karte. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung. 1896. 8. 2 M.

Ein junger Arzt beschreibt hier seinen Ausflug nach dem Tengger-Gebirge und dem Bromo-Vulkan, der sich in Ostjava gerade nördlich von dem Riesenvulkan Smern (von 3671 Meter Höhe) erhebt, diesem aber um rund 1000 Meter an Höhe nachsteht. Die Anwohner des Tengger-Gebirges, erzählt zum Schluß der Verfasser, huldigten noch der alten Inderreligion Brahmas, Vischnus und Schiwas, obwol sie mancherlei Mischung mit dem Islam verrathe, der im spätern Mittelalter sich über Java ausbreitete. Er berichtet noch von einem Fest, das diese zäh an den alten Bräuchen hängenden Bergbewohner alljährlich im Juli der Gottheit des Bromo-Vulkans, dem Dewo Bromo, zu Ehren feiern. In großen Processionen wallen sie den feuerspeienden Berg hinan mit allerhand Opfergaben an Früchten, Gebäck, Hühnern, Ziegen, aber auch aus Kokosbast und Kokosblättern gefertigten Puppen. Der Hohepriester erklimmt dann mit einigen Begleitern den Rand des Bromo-Kraters und wirft die Menschenfiguren sammt den übrigen Opfergaben in den dampfenden Kraterkessel hinab. Der Verfasser meint, die Puppen stellten die „Ahnen" dar, die Geister der abgeschiedenen Vorfahren; ihnen gelte der sich anreihende Leichenschmaus des Volks, ihnen sein Jammern unter reichlichem Verbrennen von Weihrauch. Sollten aber in dem Versenken der Puppen in den Feuerschlund nicht vielmehr symbolische Menschenopfer zu erkennen sein, welche den Menschenhunger des Dewo Bromo zu stillen, d. h. mörderische Ausbrüche des Vulkans zu bannen bestimmt sind? In diesem Sinne versenkt man noch hier und da auch bei uns Puppen in den Fluß, damit die Flußgottheit das Jahr über kein Menschenleben zum Tribut fordere.

4. Im Pharaonenlande. Ein Lesebuch für Aegyptenreisende und Aegyptenfreunde. Von Conrad Beyer. Mit 25 Abbildungen und 1 Karte. Leipzig, J. J. Weber. 1896. Gr. 8. 5 M.

Diese Reisebilder sind das Ergebniß einer Studienreise durch Aegypten bis nach Nubien, wo zur Zeit die unsichere Grenze gegen das wüste Treiben der Mahdisten zieht. In die von Nord nach Süd sich aufrollende Bilderreihe ägyptischen Landes und Volkes finden wir wechselvolle Einschaltungen: Listen arabischer Worte und Redewendungen, wie sie der Reisende am Nil Aegyptens heutzutage zu hören bekommt, Geschichtliches und Archäologisches vom Pharaonenvolk und von den Israeliten im Joch desselben, Religionsgeschichtliches über den esoterischen Monotheismus ägyptischer Priester und den Jehovacultus Mose's.

All das soll andere zur Bereisung Aegyptens anregen und ihnen auch auf der Reise selbst nützen. Leider ist nur gar zu viel Oberflächliches und Halbwahres, ja geradezu Falsches dabei mit untergelaufen. Von den Nubiern heißt es unter anderm: sie gehörten zu den Negerstämmen, „was schon ihre schwarze Hautfarbe documentirt" (als wären alle dunkelbraunen Menschen Neger!); ferner sollen sie, soweit sie nicht die arabische Sprache angenommen haben, „die afrikanische Negersprache" reden (es gibt aber eine Menge von Negersprachen, und die Sprache der Nubier ist keine derselben, sondern eine hamitische). Der Untergang des den Israeliten nachsetzenden Aegypterheeres soll nicht durch Meeresfluten, sondern in den Bitterseen (im Norden des heutigen Suez) dadurch erfolgt sein, daß die Aegypter die gerade durch den Chamsin mit Sand überschüttete Wasserfläche der Seen für festes Land hielten, u. s. w.

Alfred Kirchhoff.

Homer, Sophokles und die Poetik des Aristoteles in neuer Uebersetzung.

1. Aristoteles' Poetik. Uebersetzt und eingeleitet von Theodor Gomperz. Mit einer Abhandlung: Wahrheit und Irrthum in der Katharsis-Theorie des Aristoteles. Von Alfred Freiherr von Berger. Leipzig, Veit u. Comp. 1896. Gr. 8. 3 M.
2. Sechs Tragödien von Sophokles in deutscher Nachbildung. Von Franz Bader. Leipzig, S. Hirzel. 1896. Gr. 8. 4 M. 80 Pf.
3. Homer's Odyssee. Uebersetzt von Professor Dr. Johannes Ehlers. Hannover, Carl Meyer (Gustav Prior). 1896. 8. 1 M. 25 Pf.
4. Die Odyssee. Nachgebildet in achtzeiligen Strophen. Von Herm. von Schelling. München, R. Oldenburg. 1896. 8. 6 M.

Erfreulicherweise ist der Brauch im Zunehmen begriffen, daß die berufenen Vertreter der Alterthumswissenschaft die antiken Werke, denen sie ihre gelehrten Studien widmen, dem gebildeten Publikum in Uebersetzungen vorlegen. Besonders erwünscht wird vielen als Leitstern bei der gegenwärtig herrschenden Unsicherheit in Fragen der Poesie die neue Uebertragung der „Poetik" des Aristoteles sein, die wir Theodor Gomperz (Nr. 1) verdanken. Sie ist verbunden mit einer Würdigung des Aristoteles, aus der ich einige Stellen hervorheben möchte, die mir dazu angethan zu sein scheinen, einer unbilligen Beurtheilung des geistvollen Denkers die Wege zu bahnen. Gomperz führt zunächst aus, daß Aristoteles für die lyrische Poesie einfach kein Auge gehabt und von allem Anfange an den Blick mit einseitiger Ausschließlichkeit auf Epos und Drama nebst ihren Abarten und Mischgattungen geheftet habe. Er will darin nur zum geringern Theil ein Kennzeichen allgemein-hellenischer Sinnesart, zum größern ein Merkmal der geistigen Eigenart des Aristoteles selbst erkennen. Und doch scheint er selbst dann wieder auf den ersten Punkt, die allgemein antik-griechische Anschauung, den Nachdruck zu legen, wenn er sagt: „Von demjenigen,

worin wir Neuern den Kern und Quellpunkt aller Poesie erblicken, von der Tiefe des Empfindens und von dem Reichthum der Einbildungskraft, von Phantasie und Gemüth ist in der «Poetik» überhaupt nicht die Rede." Es liegt nahe, diesen Mangel, soweit er nicht in der antiken Betrachtungsweise seine Erklärung findet, durch den Hinweis darauf zu erklären, daß es in der „Poetik" dem Aristoteles darum zu thun sei, Normen und Regeln der Dichtkunst aufzustellen, daß aber Gemüth und Phantasie solchen Normen sich nicht fügten. Gomperz will diesen Einwand nicht gelten lassen. Und doch läßt er sich nicht völlig abweisen, zumal wenn man die knappe Fassung der meisten Regeln in der „Poetik" bedenkt. Aristoteles hätte nach Gomperz unter anderm auch darauf Rücksicht nehmen müssen, daß die dramatischen Dichter wie die Lyriker vielfach Abbilder der eigenen Person und eigener Seelenkämpfe darstellen. Und doch tritt auch Shakespeare, dieses Muster dramatischer Kunst, hinter seinen Helden fast völlig zurück. Wie will man es da Aristoteles verargen, wenn er diese Seite der Sache unerörtert gelassen hat? Als Einseitigkeit erscheint Gomperz auch, daß bei Aristoteles der Fabel die Palme gereicht werde, also eben jenem Element, das ganz und gar eine Leistung des Kunstverstandes sei. Nun hat ja Schiller allerdings den Aristoteles einen „Verstandesmenschen" genannt, aber er hat auch erklärt, Aristoteles habe mit der Lehre, daß die Verknüpfung der Begebenheiten die Hauptsache sei, „den Nagel auf den Kopf getroffen". Daß die Betrachtungsweise des Aristoteles etwas Verstandsmäßiges hat, kann ja nicht geleugnet werden, aber er gleicht darin völlig unserm Lessing, der trotzdem poetischer Empfindung fähig war. Wenn ich aber auch den Folgerungen des gelehrten Verfassers nicht allenthalben zustimmen kann, so erkenne ich doch das Thatsächliche seiner Feststellungen gern an.

Er ist übrigens weit entfernt, den Philosophen geringzuachten. Er erkennt seine Bedeutung vor allem in dem, „wo die Stärke dieses großen Kopfes überhaupt zu finden ist: in der Meisterschaft des Beobachtens und Eintheilens, in der Freiheit, Schärfe und Treffsicherheit des Blickes. Das Gleichartige zu verbinden, das Ungleichartige zu scheiden, auch dort, wo der äußere Anschein, wo Herkommen und Gewöhnung jene Verbindung und diese Scheidung aufs äußerste erschweren — das versteht Aristoteles wie kaum ein anderer, und darin erreicht der im übrigen vor allem durch die reichste Wissensfülle und durch die gelenkigste Biegsamkeit des Denkens hervorragende Geist die Höhe der echten Genies". Dies wird an einzelnen Beispielen verdeutlicht. Besonders treffend ist der Hinweis, daß Aristoteles an die Entwickelungsfähigkeit der Tragödie geglaubt habe. Gomperz nimmt sogar an, daß er das bürgerliche Trauerspiel schon im Auge gehabt habe. Auch ich bin der Meinung, daß man nicht grundsätzlich dem Alterthum die Fähigkeit zu einer poetischen Gattung absprechen soll, doch möchte ich den Hinweis auf eine bürgerliche Tragödie nicht schon in der Betonung der Entbehrlichkeit traditioneller Stoffe und bekannter Namen der Bühnenfiguren finden, da ja darin nur die Zulassung mythologischer Neuschöpfungen zu liegen braucht. Aristoteles hat nach Gomperz viel von dem, was man „Atelierweisheit" nennen kann. Gomperz schließt daraus, daß er sich wol des Beiraths eines praktischen Bühnenkünstlers erfreut habe und zwar des Theodektes aus Phaselis, dessen wiederholte Erwähnung in der „Poetik" darum auch als Dankesbezeigung zu verstehen sei.

Besonnen handhabt Gomperz auch die höhere Kritik. Als unecht hat er Kapitel 12 und den Schluß des Kapitels 21 schon durch den Druck bezeichnet. Im übrigen beseitigt er Bedenken durch Annahme nachträglicher Hinzusetzung oder besonderer Absichten des Schriftstellers. Der Erklärung dienen die Bemerkungen zu einem Register besonders der Namen von Personen und Schriften. Nicht immer nöthig erscheinen die erklärenden Zusätze, die Gomperz in der Uebersetzung selbst den Worten des Aristoteles hinzugefügt hat. Diese Uebersetzung ist correct und klar. Befremdlich klingen Ausdrücke wie „Guitarrespiel" und „routinegemäß". Die vielbesprochene Definition der Tragödie lautet folgendermaßen: „Das Trauerspiel ist nämlich die Darstellung einer würdigen und in sich abgeschlossenen, eine gewisse Größe besitzenden Handlung in verschönter Rede, unter partienweise gesonderter Verwendung der Verschönerungsarten, nicht in erzählender Form, sondern durch handelnde Personen — eine Darstellung, welche durch Erregung von Mitleid und Furcht die Entladung dieser Affecte herbeiführt." Bis auf den Ausdruck an den markirten Stellen stimme ich ihr zu. An die letzten Worte knüpft die Abhandlung des Freiherrn von Berger an, die der Uebersetzung beigegeben ist. Der Verfasser nimmt die bekannte Bernays'sche Erklärung der Katharsis für erwiesen an und will nur untersuchen, wie weit eine solche Wirkung der Tragödie thatsächlich sich nachweisen läßt. Ueberzeugend legt er nun dar, wie der Mensch danach strebt, den Ueberschuß seelischer Energie abströmen zu lassen in Handlungen und Affecten, wie aber andererseits fix gewordene Affecte — namentlich die Sorgen, die Befürchtungen von Lebensübeln — in der Aeußerung durch Wort, That, Thränen, Geberde u. s. w. die ihnen gemäße Entladung finden. „Wenn ein solcher Mensch einer Tragödie zusieht, deren Held ihm ähnlich ist, deren Fabel den Schicksalen verwandt ist, welche seinem Herzen jene empfindlichen Stellen eingedrückt haben, so erlebt er eine Entladung jener alten ungelösten Affectspannungen, die ihm habituell und unbewußt geworden sind." Die Lust im tragischen Mitleid liegt nun nach A. von Berger darin, daß eine persönliche concrete Affectspannung sich entladet ohne Erinnerung an ihre reale Ursache und im Wahne, die Entladung sei nicht Entladung eines Leides, sondern eines Mitleidens. Darin soll nun eben der „große Irrthum" des Aristoteles bestehen, daß auch er meinte, was sich entlade sei Mitleid, nicht Leid. Der Mensch „hat kein Bedürfniß zu bemit-

leiden", behauptet A. von Berger. Ich behaupte im Gegentheil, es gibt genug Menschen, die dieses Bedürfniß in hohem Maße haben, eben weil sie — wie das ja A. von Berger trefflich auseinandersetzt — wissen, daß ihnen selbst viel wohler ums Herz wird, wenn sie sich über fremde Leiden einmal recht ausgeweint haben. Dieses Mitleid ist selbst etwas Krankhaftes, es wird entladen zugleich mit dem unbewußten Leid, das in der Seele des Betreffenden ruhte. So unrecht hat also Aristoteles auf keinen Fall, wenn er auch eine Entladung des Mitleids für möglich hält. Uebrigens spricht er nicht geradezu von „diesen", sondern von „solchen" Affecten.

Im weitern richten sich A. von Berger's Ausführungen hauptsächlich dagegen, daß Aristoteles überhaupt die kathartische Wirkung so hervorhebt. Sie ist nach seiner Meinung blos für die rohern Elemente des Volkes da. In ihrer gröbsten Form gewiß. Aber ich glaube, daß sie viel weiter reicht, als A. von Berger annimmt. „Wenn ich eine prächtige Eiche betrachte und den Anblick dieses herrlichen Stückes Leben genieße, so ist darin nichts Pathologisches", meint er. Ja, es ist aber auch keine Tragödie. Denken wir uns die Eiche im Sturm, um den Vergleich mit dem Drama zu erleichtern, oder König Lear, den A. von Berger gleichfalls herbeizieht, in seiner Raserei, so liegt in deren Anblick für uns gewiß etwas Kathartisches. Es wird uns selbst freier ums Herz, wenn wir Natur- und Menschenkraft so mächtig sich bethätigen sehen. Ich möchte also auch hier die Ansicht des Aristoteles, bei dem übrigens, wie A. von Berger selbst zeigt, die Katharsis keineswegs Eins und Alles an der Tragödie ist — nicht so leicht für abgethan erachten. Gleichwol bin ich dem Verfasser dankbar für seine aufklärenden Ausführungen, die mich in meiner eigenen Auffassung der Sache nur bestärkt haben.

Unter den griechischen Tragikern hat Sophokles am meisten zur Uebersetzung gereizt. Vor kurzem erst habe ich die Uebersetzung der Tragödien des Sophokles von Hubatsch in d. Bl. besprochen und dabei verschiedene principielle Fragen erörtert. Darum darf ich mich kürzer fassen bei der Besprechung der neuen Uebertragung von „Sechs Tragödien von Sophokles", die Franz Bader (Nr. 2) geliefert hat. Bader führt sich in einer poetischen Zueignung an einen ungenannten Freund sehr günstig selbst als Dichter ein. Er schildert, wie der Jugendgenosse, mit dem er einst sich für Sophokles begeistert hat, trotz seines Aufenthalts an classischen Stätten, sich entfremdet habe der antiken Kunst und ganz der neuen Kunst sich zugewandt, aus der, wie der Verfasser meint, eine neue Kunst erblüht — vielleicht

> Wenn unsere Dichter endlich sich besinnen
> Und wieder in der Griechen Schule wandern,
> Die Seele läuternd in der Schönheit Born.

Diese Erfahrung hat ihm auch den Gedanken einer Uebersetzung des Sophokles (nur die „Trachinierinnen" fehlen) eingegeben, die er mit folgenden Worten selbst einführt:

> Der große Dichter öffnet sein Portal
> Der Menge nicht, daß sie die goldnen Säle
> In seinem Zauberschlosse nicht befinde;
> Nur wer mit heißer Sehnsucht dringend pocht
> Und ohne Unterlaß am Thürring rüttelt,
> Nur dem will sich das Heiligthum erschließen.
> Ich habe auch gerüttelt und geklopft:
> Die Thore flogen freilich nicht mir auf,
> Doch eine Spalte ward mir still geöffnet.
> Ich stand und schaute andachtsvoll hinein,
> Und was ich sah, davon erzähl' ich dir.

Wie Hubatsch hat Bader für die Dialogpartien den Blankvers gewählt. Sein Streben ist sichtlich vor allem darauf gerichtet, dem Gedanken wirklich deutschen Ausdruck zu verleihen, und darin verdient seine Leistung alle Anerkennung. Gomperz meint: „Eine Uebersetzung gleicht einem Fensterglas. Ist ein solches staubbedeckt oder rauchgeschwärzt, so zieht es die Aufmerksamkeit auf sich; erfüllt es hingegen seine Aufgabe in annähernd vollkommener Weise, so gleitet der Blick hindurch, ohne seiner zu achten." Letzteres gilt auch von Bader's Uebersetzung in der Hauptsache. Um sein Ziel zu erreichen, schent er sich nicht vor freierer Uebertragung oder vor Veränderung der Verszahl. Die lyrischen Stellen hat er, wie wiederum Hubatsch, etwas freier behandelt. Als Probe diene der Anfang des bekannten Chorliedes in der „Antigone":

> O Strahl der Sonne,
> Nie hast in den vergangenen Tagen
> Ueber den sieben Thoren von Theben
> Je du geleuchtet in gleicher Pracht.
> Endlich gingst du uns auf,
> Auge des goldnen Tags,
> Ueber der Dirke Quell
> Stiegst du strahlend empor.
> Und den Krieger mit leuchtendem Schild,
> Der gerüstet von Argos kam,
> Hast du in eilige Flucht gejagt,
> Daß er in Hast die Zügel schüttelt.
> Ihn führte heran
> Ins heimische Land,
> Zur Wut gereizt
> Durch den Bruderzwist, Polyneikes.
> Nun schwebt er daher
> Mit gellem Gekreisch
> Wie ein Aar in das Land,
> Den weiß wie Schnee
> Der Fittich bedeckt,
> Führt sonder Zahl
> Waffen herbei
> Und Helme mit wallenden Schweifen.

Nicht recht stilgemäß scheint mir der Gebrauch gewisser Fremdwörter zu sein, z. B. wenn Oedipus im „König Oedipus" spricht (Vers 387; die Versangabe fehlt leider bei Bader): „Wenn Kreon jetzt, der altbewährte Freund, der treue Mann, heranschleicht leisen Schrittes, Mich zu entthronen, und den Bonzen vorschiebt", oder später (Vers 1447): „Sie war ja deine Schwester, Drum läßt du's nicht an würd'gem Pompe fehlen!" oder wenn Kreon in der „Antigone" spricht: „Solche Normen sind's,

Durch die ich unser Land zu fördern denke." Doch treten solche Einzelheiten dem günstigen Gesammteindruck der Uebersetzung gegenüber zurück. Ich werde mich freuen, den Verfasser auch auf anderm Boden als Uebersetzer wiederzufinden.

Die alte Frage, ob Homer überhaupt übersetzbar sei und wie er übersetzt werden müsse, will ich hier auch nicht wieder aufrühren. Warten wir ab, ob jemand durch eine geniale Leistung die Frage einmal praktisch löst! Ich nehme es daher auch Professor Dr. Johannes Ehlers nicht übel, daß er uns seine Uebersetzung von Homer's Odyssee (Nr. 3) ohne jede Einleitung vorlegt. Was sollte er auch sagen? Ein dringendes Bedürfniß liegt jedenfalls nicht vor. Auch nach Voß sind Uebersetzungen des Homer in Hexametern erschienen. Ueber eine Modernisirung älterer Versuche kommt der Neuere schwer hinaus. Schwerer als einen leidlichen Vers zu drechseln, mag es sein, das schon Gesagte zu vermeiden. Manchmal dürfte dies sogar unmöglich sein. So hat denn auch Ehlers bisweilen Vossens Uebersetzung benutzt, wie VIII, 444 fg., wo man sich nur wundern kann, daß er zweimal von seinem Vorbilde abgewichen ist. Voß schreibt:

> Daß dich keiner beraub' auf der Heimfahrt, während du etwa
> In dem schwärzlichen Schiffe des süßen Schlummers genießest.

Ehlers:

> Daß dich keiner beraub' auf der Heimkehr, während du etwa
> In dem beflügelten Schiffe des süßen Schlummers genießest.

Thatsächlich liest sich im allgemeinen seine Uebersetzung glatter als die Vossische. Aber es fehlt doch auch nicht an Anstößen mancher Art. Leider hat auch Ehlers die Verszahlen des Originals seiner Uebersetzung nicht hinzugefügt. Ich gebe aus dem, was mir aufgefallen ist, nur einige Proben: nicht zutreffend übersetzt ist Seite 55, 12 das „Mänlergefährt, das mit hurtigen Rädern versehn war". Eine sprachliche Härte und eine sachliche Unrichtigkeit finden sich in den gleich folgenden Versen: „Rastlos trabten die Mäuler, Hörbar stampfenden Tritts; sie zogen die Wäsch' und die Jungfrau Nebst dem Geleite hinaus, da Dienerinnen ihr folgten." Eigenthümlich verschroben klingen die Worte Seite 56, 27: „Also kam, zwar nackend, doch spornte die Noth ihn, Odysseus." Eine etwas andere Färbung erhält die Homerische Stelle durch die Uebersetzung Seite 62, 18: „Eben schon wollte der Held zu dem freundlichen Städtchen hineinziehn." Athene, die ihm „an Gestalt wie ein Mägdlein" erschienen war, „zieht" ihm dann voran. Auch sonst gebraucht der Uebersetzer „ziehen" in ungewöhnlicher Weise. Sonderbar nimmt sich in der sonstigen Sprechweise das alterthümliche „jetzo" aus. Den Rexenor (lies: Rhexenor) erreicht der Tod „aus" Apollos silbernem Bogen! Eine Dienerin „weist zum Mahl dem geglätteten Tische den Platz an" (S. 66, 12). Wenig geschmackvoll ist auch die Bezeichnung: „ihr Pfleger und Hort im Reich der Phäaken"! Kaum verständlich ist der Ausdruck Seite 72, 27: „Als sie die Höhe gefaßt", wo Voß übersetzt: „Und sie stellten das Schiff im hohen Wasser des Hafens." „Bootfahrtkundig" für „ruderliebend" scheint mir auch keine glückliche Neuerung zu sein. Seite 78, 12 umgürtet sich Odysseus mit dem „Schwert voll silberner Buckeln (!)". Von dem, was Alkinoos dem Odysseus schenken will, heißt es: „ein Leibrock sei es und Mantel!", dazu kommen die andern Geschenke, „die hohe Phäaken ihm reichen". Alles dies stört den künstlerischen Eindruck. Es beweist nur, wie schwer es für den einzelnen ist, die Aufgabe einer vollendeten Homer-Uebersetzung zu lösen. Ehlers hat einzelne Stellen unübersetzt gelassen, meist wol solche, gegen deren Echtheit einmal Bedenken erhoben worden sind.

Will es beim Uebersetzen mit dem Hexameter im Deutschen nicht recht gehen, so sehen manche die Ursache in der Versform und versuchen es mit andern Metren. Aber hier gilt das Wort: „Incidis in Scyllam cupiens vitare Charybdim." Erst kürzlich habe ich den mislungenen Versuch, die Odyssee in Stanzen zu übersetzen, in d. Bl. zu behandeln gehabt. Vivat sequens! rief der Verfasser, Pfarrer Dann, am Schlusse seines Vorworts. Dieser Nachfolger ist jetzt erschienen in Herm. von Schelling, der über die Entstehung seiner Uebersetzung der „Odyssee" (Nr. 5) in achtzeiligen Strophen Folgendes angibt: „Ich kann nicht die Erwartung hegen, diesen Besitzstand (Vossens) in Betreff der Odyssee durch meine Arbeit zu erschüttern. Diese ist überhaupt nicht in der Absicht der Veröffentlichung, zunächst vielmehr aus dem persönlichen Bedürfniß entstanden, eine Form zu finden, welche einigermaßen ein Abbild der Klangfülle des griechischen Textes gewährt, wozu der deutsche Hexameter meines Erachtens nicht geeignet ist." Unter Beiseitelassung principieller Erwägungen will ich nur hinweisen auf die großen Schwierigkeiten, die eine solche Aufgabe mit sich bringt. Wenn ein Dichter frei diese Kunstform wählt, so hat er die Möglichkeit, für jede Strophe so viel Gedankeninhalt anzusetzen, als nöthig ist. Der Uebersetzer aber, der durch den ihm vorliegenden Stoff gebunden ist, wird nicht immer das rechte Maß finden. Er wird z. B. manchmal die Gedanken ausweiten, um die Strophe zu füllen. Noch weit höhere Schwierigkeiten müssen die Reime dieser Kunstform verursachen. Sie setzen eine wahre Meisterschaft voraus, wenn der Eindruck des Künstlichen und Gesuchten vermieden werden soll. Die Reimnoth führt leicht zu Verdrehungen und zur Anwendung von Füllworten. Das ist denn auch in der vorliegenden Uebersetzung häufig genug geschehen. So erzeugt der Reim auf „sende" Seite 109 die schiefen Ausdrücke „die Axt scharf an jedem Ende" und den Stiel „recht schwunghaft für die Hände". Nausikaa schwingt sich „im Flug" auf den Wagen, weil ihr die Mutter das „milde Oel" in „goldnem Krug" gereicht hat. Weil Odysseus sich den „Nacken" wäscht, klebt ihm der Schaum in „Packen" an, bis er des Meeres „Schlacken" entfernt hat. An diesen und ähnlichen Stellen drängt sich dem Leser die Ueberzeugung auf, daß die gewählte

Fassung ein Erzeugniß der Versnoth ist. Aber auch sonst ist der Ausdruck recht oft gezwungen oder schief oder anderswie verfehlt. Einen komischen Anstrich hat Seite 101 der Vers: „An jenen Frevlern werde das Gericht vom kehrenden Odysseus einst vollzogen.“ „Komm folge mir und trete näher her!“ lesen wir Seite 103. Artemis erlegt (S. 104) mit „schleichenden“ Geschossen den Orion. „Als sie genug an Speis' und Trank gethan“, heißt es von Odysseus und Kalypso Seite 108. Poseidon spricht Seite 112 „zu seinem innern Geist“. „Zwei Tage mußt' er (Odysseus) und zwei Nächte ringen Mit feisten Wellen unter Todesqual“ (S. 116). „Geschwollnen Leibes sinkt er sprachlos nieder“ Seite 119. „Er klagt sodann im edlen Herzensgrund.“ Von der Ordnungsliebe der Arete und ihrer Tochter bekommen wir eine zu ungünstige Vorstellung, wenn wir Seite 122 lesen: „Gewänder hast du, schöne zu besorgen, (mit dieser Interpunktion), Doch wüst verkommen liegen sie im Spind!“ Odysseus bittet die Jungfrau dann Seite 128: „Zeig' mir die Stadt und hülle mich, den Bloßen, In einen Lappen deines Zeuges ein“, und wieder kündigt er ihr dann an:

Ich will sodann den Salbkrug auch gebrauchen;
In meine Sehnen hat sich ja geflößt
Seit lang kein Oel; nun werd' ich sie durchhauchen
Mit milder Salbe, die das Spröde löst.

Richard Opitz.

Romane und Erzählungen.

1. Rothkäppchen. Erzählung. Von Heinrich Freiherr Prinz von Buchau. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1896. 8. 2 M.
2. Die Tochter des Abgeordneten. Von Georges Ohnet. Autorisirte Uebersetzung von Emmy Becher. (Engelhorn's Allgemeine Romanbibliothek. 13. Jahrgang. Band 3.) Stuttgart, J. Engelhorn. 1896. 8. 50 Pf.
3. Die Siegerin. Roman. Von Clara Sudermann. Wien, Verlag der „Wiener Mode“. 1896. 8. 2 M.
4. Fesseln. Roman. Von Alfred Gilly. Zwei Bände. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1896. 8. 6 M.
5. Die Jungen. Ein Roman aus dem Jubiläumsjahr. Von Hans von Kahlenberg. Dresden, Carl Reißner. 1896. 8. 3 M.

Unrettbar talentlos ist von den fünf vorgenannten Werken nur das erste, „Rothkäppchen“, zu dem sich der Freiherr von Buchau (Nr. 1) als Verfasser bekennt. Eine ernstliche Discussion ist hier überflüssig. Ich brauche nur einige Stellen zu citiren. Buchau schreibt in diesem Tone:

Die von Rothkapp'schen Damen und Herr von Jäger sind im Salon der Gräfin de la Roche.

Vor drei Jahren starb Herr von Rothkapp infolge höchst unglücklichen Sturzes mit seinem Jagdpferde. — O, weh! Aus der muntern, bisher ausgelassenen Spielgefährtin war — seit dem letzten Zusammensein — eine ernste zurückhaltende Dame geworden! — Aber, sie war entzückend! Oh! Man konnte den Verstand verlieren! — Nein, das durfte man nicht! — Aber — das Herz war verloren! —

Eine andere Stelle (S. 85): „Bist du hier, Marie? fragte Eugen — ich schwieg; da, als er vor dem Bilde stand, sprang ich hervor — Eugen prallte heftig zurück, fiel um — und war — todt! — Ja — todt! —.“ Dieses erste „todt“ hat ein Sternchen bei sich, und sieht man hinunter, so steht dort wörtlich: „Authentisch! Der Verfasser.“

Das kennzeichnet den Dilettanten, der nebenbei mit Ausrufungszeichen, Gedankenstrichen und Gebrauch der Präsensform eine sträfliche Verschwendung treibt. Charakterisirungsgabe und Psychologie sind gleich Null, die Art der Darstellung widerlich rosenölig. Zum Schluß — ich habe die letzten Seiten nur überflogen — kommt auch ein Mordversuch vor, und der in die Brust getroffene Lieutenant lispelt noch einmal „Ida“, ehe er umsinkt.

Georges Ohnet könnte man danach wirklich für einen bedeutenden Schriftsteller halten. Er ist dabei aber doch nur ein geschickter Fabrikant. Diese „Tochter des Abgeordneten“ (Nr. 2) ist so unwahr, so sentimental, so geleckt, daß man erstaunt, wie Ohnet noch immer ernste Leute zu seinen Lesern zählen kann. Daß stoffliches Interesse da ist, braucht nicht gesagt zu werden. Der Romeo und Juliastoff in neuer Umkleidung; die feindlichen Parteien sind diesmal ein socialistischer Abgeordneter und ein royalistischer Baron nebst Anhang, und der Sohn des Barons liebt die Tochter des Socialisten. Die Russenfeste spielen auch hinein; aber dieser moderne Aufputz macht die Sache nicht besser. Natürlich geht auch alles in heller Freude aus nach den bekannten Kämpfen. Der Dialog ist, wie stets bei Ohnet, recht flüssig, geistige Anstrengung wird bei der Lektüre nicht verlangt. Ich weiß im übrigen nicht mehr, was ich über dieses Buch noch sagen könnte. Höchstens ließe sich die Frage aufwerfen, wozu der Roman eigentlich übersetzt ist. Marlittiaden haben wir doch eigentlich selber genug. Und jeder Familienblattroman von Bernhardine Schulze-Smidt u. s. w. ist dreimal so gut wie das Ohnet'sche Werk.

„Die Siegerin“, von Clara Sudermann (Nr. 3), wird auch einen schweren Stand haben. Der schreibende Sohn oder die schreibende Gattin eines berühmten Dichters zu sein, ist immer sehr böse. Unwillkürlich stellen sich Vergleiche ein und man wird ungerecht. Das Buch von Clara Sudermann ist recht nett; das Stoffliche daran ist nicht übel. Es wird erzählt, wie zwei ungleiche Schwestern um denselben Mann ringen. Er liebt die eine, sie aber wird von ihrem Vater gezwungen, einen außerordentlich reichen Gutsbesitzer zu heirathen. Der behandelt sie

schlecht; halb gebrochen kehrt sie mit ihren Kindern nach Jahren ins Aelternhaus zurück; ihrem Manne ist sie davongelaufen. Der einst Geliebte und nie Vergessene hängt auch an ihr noch mit alter Liebe. Und da nimmt die jüngere resolutere Schwester die verfahrene Sache in die Hand, um den zwei Leutchen noch ein spätes Glück zu schaffen. Aber sie ist eine nüchterne praktische Natur, und es dauert nicht lange, so sagt sie sich, daß es vernünftiger sei, sich selbst die gute Partie zu erobern. Und da ist nun der Conflict. Die beiden Schwestern kämpfen nun um den Mann. Die jüngere bleibt die Siegerin, und doch wird sie besiegt durch die Seelengröße der ältern Schwester.

Das ist interessant vorgetragen, wenn auch ohne Vertiefung. Große seelische Wandlungen sind viel zu kurz angedeutet, und das Bedenklichste: man kommt zu keiner Ruhe vor dem Buche, weil niemand wissen kann, was die nächste Seite bringt. Man muß stets auf Ueberraschungen gefaßt sein, man ist und bleibt unsicher. Als Stilschnitzer merke ich an: „Saisonneuerungen, die in Berlin nothwendig erklärt worden waren" (S. 51). Als Feuilletonstil: „Sie redete sich in eine Art Polykrates-Gefühl hinein: «Das alles ist mir unterthänig»" (S. 35). Und als echt weiblich den sentimentalen Ausruf: „Arme Nute, aber auch arme Maggie!" (S. 105.)

„Fesseln" (Nr. 4), von Alfred Gilly, ist eine nicht unbedeutende Talentprobe. Ein berliner Roman ohne aufdringliche moderne Anhängsel, wenn auch der Ehebruch nicht fehlt. Bei strenger künstlerischer Selbstzucht könnte der Autor, dessen Name mir zum ersten mal begegnet, wol noch ein hervorragendes Werk schaffen. Daß er nicht ganz „modern" ist, sieht man an der Technik. Apostrophirungen, wie sie vornehmlich im zweiten Bande auffallen, z. B.: „An diesem Sonntag wollen wir einen Blick auf unsere guten Freunde werfen, ehe wir bei der Familie Henseler einen kleinen Besuch abstatten" (S. 301), oder: „Wir müssen mit dem jungen Manne rückwärts blicken, um die Wandlung in seinem Leben zu verstehen" (S. 272), sind doch heute etwas antiquirt, und wenn man daraus auch keine Hauptsache machen soll, so darf man gewiß bei einem Schriftsteller, der eine ganz persönliche Schreibweise noch nicht ausgebildet hat, darauf dringen, daß er derartige, den epischen Fluß der Erzählung störende Einschiebsel beseitigt und für die Folge vermeidet. Auch sonst fällt Gilly oft aus dem Erzählen ins Moralisiren oder Aesthetisiren. Und daß er hier und da noch mehr aus der Erinnerung nachschafft, als nach dem Leben schafft, beweisen ein paar seiner Gestalten.

Sein Stil hat noch keine Eigenart. Hier und da ist er stark berlinisch angehaucht. „Das Mädchen konnte manchmal einen richtigen Tollen machen" — das versteht man nur in der Reichshauptstadt, und ins Schriftdeutsche gehört das nicht. Aber, wie gesagt, es würde mich freuen, einmal einen neuen Roman Gilly's zu lesen, um zu sehen, ob der Autor etwas zugelernt hat.

Das stärkste Talent von allen heute Besprochenen hat sicher Hans von Kahlenberg. Nicht als ob sein Buch „Die Jungen" (Nr. 5) ein ganz reifes Buch wäre, aber es hat Züge von Größe, es blitzt manchmal auf daraus wie ein Funke von Genie. „Ein Roman aus dem Jubiläumsjahre" ist dieses Buch mit einer gewissen Ironie genannt. Es zeichnet die jungen Schwärmer, das moderne Geschlecht, oder besser: einen Ausschnitt daraus. Ein modernes Spielhagen'sches Pathos zeigt sich manchmal; es werden zu viel Reden gehalten. Aber dem Rauche entspricht auch ein Feuer. Die künstlerische Bewältigung ist nicht völlig gelungen, doch einen Tendenzroman wird man diese „Jungen" nicht nennen können. Ein conservativer Rechtsanwalt, der den Angeklagten vertheidigt, zieht das Facit, das vielleicht der Gesinnung des Autors entspricht. Hier muß ich sagen: „vielleicht", von Spielhagen'schen Leichenpredigten darf ich sagen: „gewiß". Und der Rechtsanwalt spricht unter anderm: „Eine Jugend ohne Zusammenhang mit dem Alter, eine pietätlose Jugend, ist wie ein Baum ohne Wurzel. Der Wind schleudert ihn in den Abgrund. Ein Alter ohne Anschluß an die Jugend, ohne Verjüngungskraft ist todt in sich selbst, seine Existenz nur noch die Frage physischer Zersetzungsprozesse. Nur aus dem nährenden Boden der Vergangenheit in die freie blaue Luft der Zukunft kann sich der königliche Prachtbaum eines gesunden und starken Volkslebens entwickeln. Die Ehrfurcht allein, die dem Werdenden gezollt wird, weckt die Ehrfurcht vor dem Gewordenen. . . ."

Wenn ich dem Roman die vollständige Reife absprechе, so geschah das mehr im Hinblick auf die äußere und innere Form als auf die Ideen und Anschauungen. Ich habe mich über manches gute Wort, manchen richtigen Satz gefreut; es ist mehr Modernes in dem Buche, als man es sonst in „modernen" Romanen findet. Und vor allem, der Autor sucht eigene Wege, sieht nicht in einer harmlosen Confectioneuse den Gipfel moderner Weiblichkeit und glaubt nicht, den Parnaß erklommen zu haben, wenn berliner Straßennamen vorkommen. Sein Roman ist sittlich, trotzdem auch hier zwei junge Menschen im Kampf mit der Leidenschaft unterliegen. Aber da gerade erkennt man, daß alles auf das Wie ankommt in der Kunst. Hier wirkt erschütternd, was bei Hartleben, Bierbaum, Tovote u. a. nur frivol wirkt. Sätze stehen gerade in dieser Schilderung der Leidenschaft, die von Zola'scher Darstellungskraft zeugen. Und überhaupt muß man eins dem Buche nachrühmen: es ist etwas Zwingendes, Unerbittliches darin, und deshalb auch etwas Fortreißendes. Wenn diesem Autor einst ein reiner Guß gelingt — und das Talent ist vorhanden —, dann tritt er in die erste Reihe der zeitgenössischen Schriftsteller. Er muß noch mehr Form gewinnen. Sein Stil ist oft nichts weniger als schön; manchmal geradezu schülerhaft. Da liest man auf Seite 17: „Der Sohn war im herzoglichen Regiment rasch avancirt, zarte Hände schieben helfend." Es soll

natürlich heißen: „Weil zarte Hände schieben halfen." Aber wie es dasteht, ist es eine Perle für den Briefkasten des „Kladderadatsch". Auf Seite 40 ist ein ganz ähnlicher Schnitzer, wieder durch das unglückselige Participium veranlaßt. Auf Seite 59 liest man: „Der ordinäre Hetzton der Presse war ihm widerwärtig, unbewußter Aristokrat darin, der er war." Ich habe noch verschiedene andere, nicht bessere Stellen notirt, aber es mag genug sein. Ich will ja nicht damit den Roman herabsetzen, aber zeigen, wie mancherlei der Autor noch zu lernen hat.

Ernsten Leuten sei dieses Buch empfohlen. Es ist keine leichte Chaiselonguelektüre; es ist ein schweres, düsteres Buch, das sich mit all seinen Flecken aus den freundlichen Mittelmäßigkeiten unserer Romanliteratur heraushebt. Es schafft keine reine Gemüthserhebung, aber es stört auf, regt an. Und auch das kann man nur von wenigen Büchern behaupten. Karl Busse.

6. Duell und Ehre. Roman. Von Anna Freiin von Lilien. Köln, P. Bachem. 1896. 8. 4 M. 50 Pf.
7. Vergeltung. Roman. Von Hans Richter. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong u. Comp. 1896. 8. 3 M.
8. Roderich Löhr. Roman. Von Ernst Eckstein. Berlin, G. Grote. 1896. 8. 7 M.
9. Schwester Ilse. Roman. Von Clarissa Lohde. Zwei Bände. Mannheim, J. Bensheimer's Verlag. 1896. 8. 5 M.

Die Romane „aus den höhern Gesellschaftskreisen" sind eigentlich aus der Mode gekommen, und fast nur noch in unsern Familienblättern haust diese Gattung, von vielschreibenden Damen der Gesellschaft sorglich gepflegt, weiter und entzückt romantische Backfische nach wie vor. Heute liegen uns gleich mehrere Romane aus den höhern Kreisen vor, und wir können in Vornehmheit und Reichthum schwelgen. — Der Freiin von Lilien (Nr. 6) muß man jedenfalls zugestehen, daß ihr Thema „actuelles" Interesse hat. Der Held wird von einem Nebenbuhler auf das knabenhafteste herausgefordert, verzichtet aber aus Gründen der Religion auf ein Duell. Er muß infolge dessen seinen Abschied nehmen, wird von seinen Standesgenossen geächtet und verliert die Geliebte, die seine Handlungsweise als Feigheit auslegt. Allmählich aber überwindet er die Vorurtheile und gewinnt auch die Geliebte wieder, die inzwischen einen schweren Leidensweg hat gehen müssen. Die Verfasserin ist keine Schönfärberin; sie zeichnet Gestalten aus den höhern Kreisen, die lebhaft an den Spielerproceß von Hannover erinnern. Dafür kommen dann die edeln Figuren um so besser weg. So wohlthuend der sittliche Ernst der Verfasserin wirkt, so unfruchtbar erscheint uns freilich ihr Kampf. Sie wird kaum einen Anhänger des Zweikampfes zu ihrer Anschauung bekehren. Immerhin werden ernst angelegte Naturen der Verfasserin gern folgen, auch wenn sie einmal den Faden verliert und in behäbige Breite geräth.

Noch mehr Romanluft als in diesem streitbaren Werke athmen wir in Hans Richter's „Vergeltung" (Nr. 7). Die Helden dieses Romans versichern zwar mehrfach, sie seien keine Romanhelden, aber sie sind es doch „voll und ganz", und ihr Schöpfer zieht an den Drähten dieser Marionetten, wie es ihm beliebt. Die Charaktere sind schablonenhaft und voll innerer Widersprüche — bis auf den traurigen Herrn von Mehring, der sich eine Kugel durch den Kopf jagt, als er keine Rettung mehr sieht —, die Handlung bietet das unendlich oft Dagewesene: Geldheirathen verschuldeter Aristokraten mit ihren traurigen Folgen, Bankrott, Schlaganfall, verkannte und verschmähte Liebe, und nach erfolgter Läuterung zum Schluß zwei glückliche Paare. Alles das ist bieder, ehrlich, gutgemeint erzählt, besteht aber kaum vor ernsthafter Kritik.

Auch Ernst Eckstein läßt uns in seinem „Roderich Löhr" (Nr. 8) Romanluft athmen. Dieser zehnfache Millionär, der nach zwölfjähriger glücklicher Ehe seine Gemahlin von sich stößt, um eine sinnberückende Schönheit zu heirathen, ist eine echte Romanfigur, so große Mühe Eckstein sich auch gibt, die Sache wahrscheinlich zu machen. Ebenso romanhaft ist diese bezaubernde Schönheit, die den Millionär nur aus Geldgier und der Sucht zu glänzen genommen hat. Sie hintergeht ihn, und macht sogar, als er ihren Liebhaber vor die Pistole fordert, einen ziemlich ungeschickten Mordversuch auf ihn. Im Duell schwer verwundet, stirbt Roderich in den Armen seiner schwergekränkten ersten Gattin, die ihm verzeiht, während die Giftmischerin im Untersuchungsgefängniß durch Selbstmord endet.

Die Charakterentwickelung der beiden Hauptgestalten gibt zu mehrfachen Bedenken Anlaß, und es bedarf der blendenden Darstellungskunst Eckstein's mit ihren wirksamen dramatischen Steigerungen, um den Leser über manches Fragezeichen hinwegzutäuschen. Mit um so größerer Lebenswahrheit sind die übrigen Figuren des Romans gezeichnet.

Auch in Clarissa Lohde's Roman „Schwester Ilse" (Nr. 9) geht es hübsch romantisch zu, es sind aber doch nicht allzu ausgetretene Pfade, die die Verfasserin wandelt. Die Heldin zumal nimmt unsere Theilnahme bis zum Schluß in Anspruch. Ilse von Bellin will Diakonissin werden, pflegt einen im Duell tödlich verwundeten Grafen Wolf von Wenzelen und heirathet ihn schließlich aus Liebe und weil sie hofft, sein Leben zu retten. Er heirathet sie, um sich von ihr zu Tode pflegen zu lassen, ohne Liebe. Er wird gesund und fällt auf der Insel Korfu in die Netze einer abenteuerlichen Amerikanerin, um derentwillen er sich duellirt hat. Ilse verläßt ihren Mann, und er erkennt nun erst, welchen Juwel er von sich geworfen. Da er auch die Amerikanerin bald im richtigen Lichte sieht, vollzieht sich die übliche Wandlung: Reue, Sehnsucht und wachsende Liebe zu Ilse. Zum Schluß Versöhnung. Neben dieser Handlung geht eine zweite mehr satirisch realistisch gezeichnete her: das Leben und Lieben des ehrgeizigen Strebers Axel. Robert Lange.

Dramatisches.

1. Die siebente Großmacht oder der Schatten. Lustspiel in fünf Acten. Von Friedrich Dukmeyer. Leipzig, Ernst Wiest Nachfolger. 1896. 8. 1 M. 50 Pf.

Am merkwürdigsten an dem Stück ist der Ort — wo es geschrieben worden ist. Wol noch kein deutscher Dramatiker hat in Taschkent in Turkestan ein Lustspiel über die verrottete deutsche Presse geschrieben. Zu seinem größten innern Schmerze mußte der Verfasser aber selbst im taschkenter Theater den russisch redenden Grafen Trast in Sudermann's „Ehre" sehen, ein Schmerz, den wir ihm wol nachfühlen können; aber Dukmeyer geht doch wol etwas zu weit, wenn er meint, Sudermann verdanke der Erzählung der bekannten tibetanischen Zote in seinem Stück seine schwindelerregenden Erfolge, oder wenn er der Ansicht ist, Ibsen, Zola, Tolstoi und Sudermann stammten aus einer und derselben „bösartigen" Familie. Solche unausgegorene Behauptungen lassen einen stutzen, wenn man hört, daß in dem folgenden Drama den bestens bekannten Schriftstellern und Journalisten der Spiegel der Wahrheit vorgehalten werden soll, daß in diesem Stück mit der Lüge und dem Schlechten gerungen werden und das Treiben des Gewürms erbärmlicher Pfaffen des Mammons nun endlich einmal enthüllt werden soll. Man kann mit der Nothwendigkeit, unsere Preßverhältnisse in eine satirische Beleuchtung zu rücken, innig einverstanden sein, aber kann darum noch nicht sagen, daß der Verfasser ein geistreiches, satirisch wirklich treffendes Lustspiel, ja daß er überhaupt ein künstlerisch vollwerthiges Stück geschrieben habe. Vielmehr hat Dukmeyer, immer jenen leitenden Gedanken als richtig und nothwendig zugegeben, ein possenhaftes, dürftiges, hülflos umhertappendes Stück verfaßt, dessen Unwerth auf den Dichter um so mehr zurückfällt, als er sich zum Richter und Rächer an andern berufen glaubt. Von einer Handlung, die man wiederzugeben vermag, kann keine Rede sein. Nur so viel ist klar, daß ein dunkler Ehrenmann, Dr. Paul Ommersdorf, im Interesse der mittelamerikanischen Republiken eine neue Zeitung: „Die siebente Großmacht", herausgeben will, daß ein operettenhaft alberner Baron von Cocchino, der berliner Generalconsul der Republik von Mittelamerika, das Geld verschaffen soll, und daß schließlich Paul Ommersdorf eine ältere reiche Witwe heirathet. Von der Alberuheit der Erfindungen nur eine kleine Probe: Die verständigste weibliche Person des Stückes, ein armes, ganz auf sich angewiesenes Mädchen, will zu zwei Herren gehen, von denen sie den einen flüchtig, und den andern gar nicht kennt, um von dem einen oder dem andern mir nichts, dir nichts hunderttausend Mark geschenkt zu bekommen. Wie gesagt, das ist die verständigste Person unter den Frauengestalten; aber man muß es ihr ferner zugute halten, wenn sie sich binnen kürzester Zeit verlobt, entlobt, verlobt und entlobt, und abermals verlobt, alles in zwangslosester Weise. Eine andere Dame, und zwar vornehmen Standes, hört, daß Paul Ommersdorf eigentlich Schmuleffsky heiße, Wechsel gefälscht habe, uneheliche Kinder habe u. s. w. Sie erklärt denn auch mit gerechter Empörung, daß von der eingeleiteten Verbindung zwischen ihr und Ommersdorf natürlich keine Rede mehr sein könne. Kaum aber sind fünfzehn Minuten verstrichen, da kommt diese vornehme Dame herein mit den Worten:

Doctor! ist es denn wahr, was mir die Praquasti erzählte? Bin ich denn wirklich um so viel schlechter als Fräulein von Süders, weil ich um ein paar Jahre älter und um einige hunderttausend Mark vermögender bin als sie? Sind Sie mir von vorhin noch immer böse? Was thut nicht die Eifersucht, und der Aerger? Doctor, ich bete Ihren Geist an. Erklären Sie mir, daß Sie mir nicht mehr grollen. —

Ah! es ist wirklich manchmal unglaublich, was talentlose Dramatiker einem zumuthen. Die Charakteristik ist ohne den mindesten künstlerischen Adel, ja oft höchst schülerhaft. Gerade wenn man die Kreise, die Dukmeyer brandmarken will, genauer kennt, findet man sie in dieser Satire undeutlich und schief gezeichnet. Einige Scenen haben ein satirisches Gepräge, doch liegt auch dieses weit mehr im Stofflichen als im Künstlerischen und Charakteristischen. Für die literarische Atmosphäre, in der sich Dukmeyer entwickelt zu haben scheint, ist ein Brief von Karl Schultes in Hannover charakteristisch. Darin schreibt der alte Herr seinem jungen Freunde, der übrigens Gymnasialoberlehrer ist, daß er ihn für einen echten, im Sinne Shakespeare's schaffenden Dramatiker halte, daß Dukmeyer berufen sei, sich höher als alle andern dramatischen Talente Deutschlands aufzuschwingen, und ähnliche Dinge mehr. Nur jemand, dem solche Lobsprüche im Ohre klingen, kann mit so unreifer Kunst ein so großes Wollen verbinden, wie dies hier Dukmeyer in seinem satirisch sein sollenden Drama thut. Hart mag da ein Urtheil klingen, das von einem höhern Standpunkt aus wol die Absicht des Verfassers als richtig anerkennt, aber das Talent mittelmäßig und die Ausführung sehr schwach findet.

2. Die sieben magern Kühe. Komödie in drei Acten. Von Juliane Déry. Berlin, S. Fischer, Verlag. 1897. 8. 2 M.

„Die sieben magern Kühe" sind ein hysterisches Stück. Ich bin davon entfernt, in der weitverbreiteten Hysterie etwas zu finden, das lächerlich zu machen sei, im Gegentheil erscheint sie mir als ein höchst beklagenswerthes Zeichen unserer Frauen- wie unserer Männerwelt. Aber in der Kunst verdient sie solches Mitleiden nicht, sondern entschlossene Zurückweisung. Schon früher ist Déry's Schaffen hier kurz beleuchtet worden. Diesmal erscheint die Verfasserin freilich mit einem beträchtlichern Werke

als der alberne Einacter war: „Es fiel ein Reif.“ Aber im Grunde genommen hat sie auch diesmal nur einen Einacter zu Stande gebracht, der durch allerlei Mittel zu einem dreiactigen Stück gezerrt und gequält worden ist. Schon der Titel ist gesucht. Die sieben magern Kühe sollen darauf hindeuten, daß Stephanie, die ältere Tochter des Oberfinanzrathes von Hoff, sieben lange Jahre mit einem verbummelten Mediciner verlobt gewesen ist. Richard Grobinger ist von Hoff auf die Universität geschickt und unterhalten worden. Als er mit dem Studium fertig ist, findet er keine Anstellung. So zieht sich die Verlobung sieben Jahre hin. Zwei wackere Bewerber werden abgewiesen, der Delicateßwaarenhändler Mayer, der sich um Stephanie beworben hat, und der Wein- und Essighändler Prix, der die jüngere Tochter des Hauses, die flinke Gusti, liebt. Dies sind im allgemeinen die sachlichen Voraussetzungen des Stückes. Nun zeigt es sich im Stück, daß Richard Grobinger, der Bräutigam der ältern Tochter, ein Tagedieb, ein Mitgiftjäger, ein unwürdiges, gemeines Subject ist, das Stephanie weder liebt noch von ihr geliebt wird; es zeigt sich ferner, daß Richard's Vater, gelinde gesagt, ein frecher Patron ist, der die Hoff'sche Familie auf jede Weise beleidigt; aber obgleich das alle wissen und schmerzlich an sich erfahren, wollen doch alle, insbesondere der alte Hoff, daß Richard seine Braut heirathet. Der alte Hoff läuft herum und leiht am Tage vor der Hochzeit Geld, damit nur ja die Heirath nicht an der Mitgift scheitere. Das alles könnte schon möglich sein, aber man muß wissen, daß dieser Hoff als überaus bureaukratisch correct, eingebildet, adelstolz und hochmüthig geschildert wird. Dieser Mann, der Oberfinanzrath von Hoff, sollte seine Familie verarmen lassen, um einen dummen Studenten, noch dazu den Sohn ungebildeter, ärmlicher Leute, studiren zu lassen, blos damit er das überaus schöne Fräulein von Hoff heirathe? Dieser Hoff, Oberfinanzrath, sollte sich in beispielloser Weise von Richard und dem alten Grobinger beleidigen, moralisch mit Füßen treten lassen und sie flehentlich um die Hochzeit bitten? Es lohnt nicht, im einzelnen die Beleidigungen, die Hoff einsteckt, hier anzuführen, nur ein Beispiel genüge: Der alte Grobinger sitzt mit seiner Frau und seinem Sohn — als Gast! — am Tisch der Hoff'schen Familie, die noch nicht gegessen hat, und diese drei essen und trinken gewaltig, aber der Oberfinanzrath und seine drei Damen müssen hungerig zusehen! Als die Gemeinheit der Grobingers endlich alle Grenzen übersteigt, gehen diese Schmarotzer ab, und der Delicateß- und der Essighändler heirathen die beiden Töchter. Diese angebliche Komödie ist so geschraubt und unsinnig wie möglich. Sie enthält, wie bereits erwähnt, nur den Stoff zu einem Einacter, der, wenn ihn eine feste, klare Hand geschrieben hätte, satirisch genug gewesen wäre. Bei Déry aber zuckt und flackert es unruhig, die Charaktere werden verzerrt, um neu, geistreich und scharf satirisch zu wirken; niemals wird den Charakteren Zeit vergönnt, sich vernünftig auszuleben, das Gespräch springt von einem Punkt zum andern, aber die Handlung dehnt sich breit dahin. Der alte Hoff ist derartig aufgeregt, daß er — wenn man ihn nämlich einigermaßen ernst nehmen will — jedem Mediciner sofort reif für eine Kaltwasserheilanstalt erscheint. Die Familie, ihre Lebensverhältnisse, das Auftreten der Grobingers und viele einzelne Umstände sind völlig unmöglich. Déry hat Talent, Caricaturen zu zeichnen, auch sei es ferne, ihren Fleiß zu verkennen; jeder, der in künstlerischen Dingen etwas Bescheid weiß, wird den Unterschied zwischen diesem Stück, so verzerrt und mislungen es im ganzen ist, und dem nichtigen Drama „Es fiel ein Reif“ bemerken und dies anerkennend hervorheben. Dennoch wirkt auch dieses neueste Werk Déry's gesucht, unwahrscheinlich, trivial und unruhig. Der Grund dafür liegt wol im Wesen der Verfasserin, denn der Künstler muß nach Goethe's Worten von innen heraus wirken, indem er, mag er sich geberden wie er will, immer nur sein Individuum zu Tage fördern wird.

3. Lucie. Dramatisches Sittenbild in einem Aufzuge in straßburger Mundart. Von Julius Greber. Straßburg i. E., Schlesier u. Schweikhardt. 1896. 8. 1 M.

Eine treffliche Dialektdichtung in straßburger Mundart liegt von dem auch sonst vortheilhaft bekannten elsässer Dichter Julius Greber vor. Wenn man ein kleines Zögern überwunden hat, ehe man sich entschließt, die unbekannte Mundart in sich aufzunehmen, merkt man bald das Wehen eines wahren, gestaltenschaffenden Dichtergeistes. Mit ruhiger und sicherer Hand zeichnet Greber das Heim einer armen Familie: der Vater, ein oft bestrafter Trunkenbold, die Mutter, eine brustkranke, gequälte Frau, die jüngste Tochter, die sechsjährige Bertha, ein liebes, munteres Ding, die ältere Tochter, Lucie, ein gutherziges, leichtsinniges, schönes Mädchen, von deren Herrenbekanntschaft die Familie lebt. Die Verhältnisse sind nichts weniger als erfreulich, aber sie werden dargestellt ohne Freude am Gemeinen, ohne ein verletzendes Wichtigthun oder Kokettiren mit den Nachtbildern des Lebens. Ein reiner, ich möchte sagen ein sauberer und tiefernster Dichter gibt hier ohne Falsch ein Stück Welt, wie er es geschaut hat, und zwar mit warmem Gemüth geschaut hat: das ist das Eigenthümliche und der schönste Schmuck dieser kleinen Dichtung. Der dargestellte Vorgang ist höchst einfach. Lucie ist einem weißen Sklavenhändler ins Garn gegangen, der hübsche Mädchen für Buenos-Ayres anzuwerben sucht. Sie weist ihn dem kleinen Schwesterchen zu Liebe ab. Ihr Seelsorger, ein junger Abbé, bringt endlich ihr eitles, stolzes Herz zum Schmelzen. Da trifft eine Vorladung der Staatsanwaltschaft ein, daß Lucie sich über ihr liederliches Leben auszuweisen habe. Die Scham und die Verzweiflung treiben das Mädchen ins Elend. Diese einfache Handlung gemüthvoll, fein gestimmt, bis ins Kleinste landschaftlich

und psychologisch echt dargestellt zu haben, ist der Vorzug dieses Dichterwerks. Unsere sogenannten „führenden" literarischen Magazine und Rundschauen werden dies bescheidene Juwel vielleicht nicht beachten; um Gottes willen aber mag der Dichter sein zartes Werk nicht selbst zerstören und es ins Hochdeutsche übertragen; das hieße an der eigenen Kunst freveln.

4. Sprechstunde. Einacter. Von Lothar Schmidt. Breslau, L. Frankenstein. 1896. 8. 80 Pf.

Dieser Einacter ist flott geschrieben. Ich käme in Verlegenheit, wollte ich mehr darüber sagen. Es ist ein Stückchen, wie man es wol in Paris den großen Stücken vorherzuschicken pflegt, ehe sich der Vorhang zu dem eigentlichen, den Abend füllenden Drama erhebt, damit die vornehmen Logenbesucher noch Zeit genug haben, um vom Diner bequem aufzustehen und etwas später ins Theater fahren zu können. Diese Sitte hat sich, abgesehen von sehr wenigen Theatern, z. B. in Berlin, in Deutschland nicht eingebürgert, und wird hier wol auch niemals heimisch werden. So lange aber haben wir auch nicht recht Verwendung für derartige Einacter, wie Lothar Schmidt's „Sprechstunde" einer ist. Ein junger berliner Arzt ist ohne Patienten. Er hat mit der Tochter seiner Hauswirthin ein Verhältniß. Gleichzeitig läßt er von einem Agenten eine Partie vermitteln, die Erkorene ist zwar ältlich, hat aber 150000 Mark. Mit etwas kaltem Humor wird nun gezeigt, wie der junge Doctor zwar ein ausgemachter Lump ist, der die reiche Partie vorzieht, aber wenigstens kein hungeriger Lump mehr. Der Einacter ist wirklich recht flott geschrieben.

5. Thomas Münzer. Ein Drama aus dem Bauernkriege in fünf Acten. Von W. Kuno. Bonn, P. Hanstein's Verlag. 1896. 8. 1 M.

Fünf Acte zählt das vorliegende Drama; einer davon, der zweite, ist ganz prächtig und voll dramatischen Lebens. Zunächst setzt das Stück nicht sehr vielversprechend ein. Die ersten Scenen sind mit unbeholfener Hand geführt, wortkarg und dürftig, rasch mit den Personen wechselnd. Auch das Gespräch Münzer's mit seinem Vertrauten zeigt ganz die nachgeahmten wohlbekannten Züge solcher Ergüsse; im höchsten Grade mangelhaft sogar ist ein Selbstgespräch eines untergeordneten Trägers der Handlung, der gewissermaßen sein Nationale und sein Dienstbuch gibt. Aber man bemerkt dennoch, daß der Verfasser Anlage zu dramatischen und theatralischen Wirkungen besitzt; der Bau der Scenen wird allmählich besser und voller, die Wirkung kräftiger, das dramatische Leben steigt, Gegensätze prallen heftig aufeinander. Das alles geschieht freilich nur mit den von alters her üblichen Mitteln. Bedeutender ist der zweite Aufzug. Die Bauern haben sich in Süddeutschland erhoben. Ihre Haufen lagern beim Kloster Schönthal, Münzer reißt sie aus ihrer Sorglosigkeit auf und begeistert sie zu dem Schwure, bei der Bundschuhfahne zu bleiben, bis der Krieg zu Ende ist. Götz von Berlichingen erscheint, der Allerweltsfreund, da er gemäßigt, gemüthlich und schwächlich ist. Er will der Bauern Feldhauptmann werden. Münzer ist dagegen; mit Kraft empfängt er die Grafen von Hohenlohe und Sulz, die er zwingt, die zwölf Artikel der Bauern zu beschwören. Dann bricht er gegen Weinsberg auf. Dieser Act ist voll Leben, Kraft und Fülle. Gliche diesem Act das ganze Stück, so würde ein bedeutendes Drama vor uns liegen. Freuen wir uns einstweilen an dem, was dieser Act verspricht. Der dritte Aufzug enttäuscht zunächst nicht; dann aber bleibt die Wirkung stehen; die Scenen werden zu lang, sie bringen keinen Fortschritt, das Gezänk und das Ueberschreien Münzer's und Jäcklein's bleiben ohne dramatische Wirkung. Verhältnißmäßig zu rasch eilt das Stück dann dem Schlusse zu. Die Uneinigkeit der Bauern, Götzens Verrath, die Eifersucht der Führer gegen Münzer lähmen das Unternehmen. Die Bauernheere arten immer mehr aus, bei Frankenhausen erliegen sie den Fürsten und Herren. Münzer erkennt am Schlusse, daß die Bauern, die er zur Freiheit hatte führen wollen, der Freiheit noch unwürdig waren, und daß er darum einem höhern Willen habe erliegen müssen. — Nichts ist verlockender, als im Lobe der ersten Leistungen unbekannter oder wenig bekannter Dichter zu weit zu gehen, und nichts enttäuscht mehr, als den Propheten zu spielen, der unerprobten Dichtern eine Zukunft verspricht. Die Dramatiker empfinden erst bei der Veröffentlichung des zweiten und der folgenden Dramen die ganze Schwierigkeit ihrer Kunst. Kuno zeigt an manchen Stellen eine ziemliche Sicherheit in Erzielung dramatischer Wirkungen, seine scenischen Anweisungen nehmen sich nicht blos auf dem Papier geschrieben sorgfältig aus, sondern sie besitzen auch die Möglichkeit, daß nach ihnen das Kommen und Gehen, die Bewegung der Massen auf der Bühne eingerichtet werden kann. Ich vermuthe, daß der Verfasser dieses Stück selbst noch nicht als etwas ansieht, mit dem er ans Ziel gekommen zu sein glaubt. Friedrich Kummer.

Feuilleton.

Die mit so außerordentlichem Fleiße und hoher Gewissenhaftigkeit durchgeführte Sammlung „Schiller's Briefe. Kritische Gesammtausgabe, herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Fritz Jonas", Band VII (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt, 1896), ist in diesem Bande zu Ende geführt. Derselbe umfaßt die Briefe von 1803 an bis zum Tode des Dichters, das letzte an Gottfried Körner

gerichtete Schreiben ist vom 25. April 1805 datirt. Wir finden aus dieser letzten Periode außer den zahlreichen Briefen an Goethe solche an die Buchhändler Cotta, Göschen und Crusius, an die Professoren Paulus und Niethammer, an das Ehepaar Reinwald, Iffland, Amalie von Imhoff, Bertuch, Hoven, Friedrich Zelter, Luise Brachmann, Gottfried Körner u. a. Zur Vervollständigung hat der Herausgeber noch einen Nachtrag beigefügt, welcher ihm erst später bekannt gewordene Schreiben von 1786 bis 1804 enthält, von denen die meisten an Georg Göschen gerichtet sind. Die Erläuterungen, Anmerkungen, Nachweise der Quellen, denen die Briefe entnommen, oder der Orte, wo die Originale zu finden, erscheinen auch zu diesem Bande mit der gleichen Correctheit wie früher durchgeführt. Ein ausführliches Schlußwort von Fritz Jonas macht uns mit den Principien bekannt, welche der Herausgeber befolgt hat, und weist darauf hin, wie wichtig eine derartige Zusammenstellung aller auffindbaren Schreiben unsers berühmten Dichters für die Kenntniß seines Lebens und Denkens ist. Aber auch manchen Beitrag zur Lebensgeschichte Schiller's bietet dieses Schlußwort, und es weist seine verschiedenen Beziehungen zu den Correspondenten nach, an welche Briefe in der Sammlung aufgenommen sind; von diesen Correspondenten selbst wurden manche interessante Briefstellen hier wiedergegeben. Damit liegt denn nun in sieben Bänden der gesammte Briefschatz vor, welcher die ganze Individualität unsers unvergeßlichen Poeten schildert, sein Sinnen und Denken in allen Lagen des für ihn nicht immer freudenreichen Lebens zeigt, einen Ueberblick über fast jeden wichtigen Moment in diesem Leben gestattet, und uns sein volles Herz aufschließt. Möge diese für die Familie ebenso bedeutsame wie für wissenschaftliche Zwecke wichtige Ausgabe recht große Theilnahme im deutschen Volke finden. Eigens muß bemerkt werden, daß für den Nachschlagezweck von Albert Leitzmann vorzüglich gearbeitete Register angefügt, treffliche Beihülfe leisten. Dem siebenten Bande sind das Bildniß Schiller's nach einer Zeichnung Jagemann's, desselben Künstlers Bild Schiller's auf dem Todtenbette, dann die Porträts von Karoline von Wolzogen und von Charlotte von Schiller beigegeben. In Verbindung mit den Abbildungen der frühern Bände bietet das Werk nunmehr auch eine Porträtgalerie aller Persönlichkeiten, mit denen der Dichter in engerm Verkehr gestanden hat.

— Mit pünktlicher Raschheit sind von der vollständig umgearbeiteten dritten Neuauflage des schon nach Erscheinen der ersten Lieferungen hier gewürdigten geographisch-statistischen Werkes: „Die österreichisch-ungarische Monarchie", von Professor Dr. Friedrich Umlauft, nunmehr die neuen Lieferungen 5—16 (Wien, A. Hartleben, 1896—97) herausgegeben worden, welche die Gesammtdarstellung weit über die Hälfte hinaus fortführen, so daß der ganze umfangreiche Band jedenfalls in Kürze vollständig vorliegen und ein vortreffliches Hand- und Nachschlagebuch bilden wird. Um den Inhalt der sorgfältig ausgestatteten, reich illustrirten neuen Hefte beiläufig bekannt zu geben, sei angedeutet, daß zunächst die Darstellung der Bodengestaltung des Doppelreiches zu Ende geführt erscheint, ein eigener Abschnitt namentlich die Grotten und Höhlen eingehend behandelt, und ein sehr ausführliches Verzeichniß über diese merkwürdige Höhlenwelt vorliegt. In das geologische Gebiet gehört das Kapitel über Vulkanismus und Erdbeben, an die Darstellung der übrigen geologischen Verhältnisse schließt sich die Betrachtung des Wassers: der Mineralquellen, des Donaustroms und der übrigen Ströme und Flüsse der Monarchie, wobei auch die adriatischen Küstenflüsse, die Elbe, Oder und Weichsel mehr oder weniger eingehende Behandlung erfahren; solche wird auch den Kanälen, den Teichen und Mooren, und hauptsächlich den zahlreichen schönen Seen zutheil, an denen ja das Reich, z. B. im Traunsee und Gardasee, wahre landschaftliche Juwele besitzt. Die weitere Darstellung behandelt die Klimatologie, Meteorologie und die Pflanzenwelt, Thierwelt, und auf den Menschen übergehend hierauf die Volksstämme und ihre Vertheilung, die Cultur der Bevölkerung auf den verschiedensten Gebieten, in welch letzterer Beziehung hauptsächlich die Eisenbahnen besonderes Interesse in Anspruch nehmen. Es ist schon bei der Besprechung der Anfangslieferungen erwähnt worden, daß hübsche literarische Charakterbilder den Abschnitten beigefügt sind, welche aus bewährten anerkannten Federn tüchtiger Fachleute weitere Ausführungen des Einzelnen in fesselnder Weise bieten. So finden wir eine Reihe Charakterbilder aus den Karpaten nach A. Amlacher, Pußtaseenen von Hunfalvy und Jókai, Schilderungen des Donaugebietes von Kohl, Grassauer u. a., der Seen von H. Noe und W. Urbas, Ausführungen über Wind und Wetter auf der Adria, Waldlandschaftsbilder von Lehmann, Franzisci, A. von Kerner, hübsche Skizzen aus dem Volksleben und ähnliche belehrende überaus lesenswerthe Schilderungen. Ueberaus zahlreich sind die Illustrationen sowol im Texte als auch die beigegebenen Vollbilder, welche hauptsächlich Städteansichten oder besondere Naturmerkwürdigkeiten dem Beschauer vor Augen führen. Besonders bemerkenswerth in dieser Beziehung erscheinen die mit photographischer Treue gegebenen Bilder: Karrenfeld im Dachsteingebirge, Klagenfurt, Die Marmolada, Das Flußbett der Elbe, Pragser Wildsee, Gosausee, Visegrad an der Donau, Der Strudel der Donau, Salzburg, Lawinensturz in Bleiberg, Agram und Pisino. Große Beachtung endlich verdienen die einzelnen in Farbendruck ausgeführten Karten, welche dieser Neuauflage des Werkes als wichtiger Behelf beigegeben sind, und zwar finden sich sowol physikalische, oro- und hydrographische Karten, als auch rein geographische in reicher Anzahl; hier sei ganz besonders auch auf die ethnographische Uebersichtskarte der ganzen Monarchie aufmerksam gemacht. Aus allen diesen Angaben ist ersichtlich, daß sowol in Bezug auf den Text als auch in Bezug auf die illustrativen und kartographischen Beigaben die neu erschienenen Lieferungen des groß angelegten Werkes den erwähnten ersten Heften gegenüber nicht zurückstehen. Dies gilt auch in Rücksicht des reichlich gebotenen statistischen Materials, welches die allerneuesten Daten nach den besten Quellen bietet.

Bibliographie.

Achleitner, A., Der Stier von Salzburg. Culturbild aus dem Beginne des 16. Jahrhunderts. Berlin, Gebrüder Paetel. 8. 4 M.

Buhl, F., Geographie des alten Palästina. Freiburg i. Br., Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). Gr. 8. 6 M. 60 Pf.

Coloma, L., Verrechnet. Novelle. Deutsch von J. Caspari. Köln, J. P. Bachem. 8. 1 M. 50 Pf.

Cranz, P., Hans. Eine sociale Dichtung. Leipzig, Friedrich Jansa. 12. Geb. 1 M. 50 Pf.

Fulda, L., Der Sohn des Kalifen. Dramatisches Märchen. Zweite Auflage. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 8. 2 M.

Presber, R., Der Vicomte. Komödie. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 8. 2 M.

Schwalb, C. F., Ethische und philosophische Betrachtungen auf empirischer Grundlage. Zürich, Verlag von „Stern's literar. Bulletin der Schweiz". Gr. 8. 1 M. 10 Pf.

Siebenlist, Ottilie, Gespenster der Erinnerung. Zürich, Verlag von „Stern's literar. Bulletin der Schweiz". Schmal 8.

Stern, M. R. von, Walter Wendrich's neue Lieder. Zürich, Verlag von „Stern's literar. Bulletin der Schweiz". 12. 2 M.

Tabelle, statistische, über alle Staaten der Erde. Wien, A. Hartleben 1897. 50 Pf.

Tagebuch der Maria Baschkirtseff. Zwei Bände. Deutsch von L. Schmidt. Breslau, L. Frankenstein. 8. 5 M.

Taschenbuch, kleines statistisches, über alle Länder der Erde. Wien, A. Hartleben. 1897. 16. Geb. 1 M. 50 Pf.

Telmann, K., Aus Mitleid. Roman. Berlin, Otto Janke. 8. 2 M.

Turgenjew, J., Ein Frühstück beim Adelsmarschall. Lustspiel. Berlin, August Deubner. 8. 1 M.

Wendriner, R., Föhn. Novellen. Breslau, L. Frankenstein. 8. 1 M. 20 Pf.

Zielinski, T., Cicero im Wandel der Jahrhunderte. Vortrag. Leipzig, B. G. Teubner. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von **F. A. Brockhaus** in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Nansen's **Originalwerk**

11. Lieferung soeben erschienen.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erscheint:

In Nacht und Eis.

Die Norwegische Polarexpedition 1893—1896.

Von **Fridtjof Nansen.**

Mit einem Beitrag von Kapitän **Sverdrup.**

Autorisirte Ausgabe. 2 Bände.

Reich illustrirt. Geh. **18 M.**, geb. **20 M.** Auch in 36 Liefgn. à **50 Pf.**

☞ **Nansen's** Reise ist die **kühnste Polarfahrt**, die je unternommen worden ist. **Nansen's** Reise ist die **erfolgreichste Polarfahrt.** „**In Nacht und Eis**" ist das **einzige Werk**, in welchem der berühmte Reisende selbst über seine Expedition berichtet. ☜

Prospect und die erste Lieferung sind in jeder Buchhandlung zu erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Sprichwörtlichen Redensarten

im deutschen Volksmunde

nach Sinn und Ursprung erläutert

von

Wilhelm Borchardt.

In gänzlicher Neubearbeitung herausgegeben von

Gustav Wustmann.

Fünfte Auflage. 8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Als Seitenstück zu Büchmann's „Geflügelten Worten" bringt dieses Werk den reichen Schatz an sprichwörtlichen Redensarten zur Geltung, der, aus Büchmann's Sammlung ausgeschlossen, gerade jene Elemente enthält, welche unserer Sprache ihren eigenartigen Charakter geben und, oft unverstanden oder misdeutet, von Mund zu Mund gehen. Mit der Erklärung der Redensarten sind überraschende Einblicke in die Geschichte deutscher Sprache und Sitte verbunden.

In der von Dr. G. Wustmann, dem berühmten Verfasser von „Allerhand Sprachdummheiten", besorgten vollständigen Umarbeitung, mit der eine wesentliche Erweiterung verbunden war, ist das Werk so freundlich aufgenommen worden, daß in weniger als einem Jahre vier Auflagen veranstaltet werden mußten.

Dr. G. Wustmann, der bekannte Verfasser von „Allerhand Sprachdummheiten", besorgte die vollständige Umarbeitung des als Seitenstück zu Büchmann's „Geflügelten Worten" vortheilhaft bekannten obigen Werks, das mit der Erklärung des reichen Schatzes sprichwörtlicher Redensarten eine Reihe anziehender Einblicke in das deutsche Volksleben früherer Zeiten verbindet; es werden gegen 2000 Redensarten erklärt.

„Die Lösung des Welträtsels"

„Sein und Schein", „Der Urgrund des Daseins", diese drei Bücher zus. 1300 Seiten Umf. Preis 10 M., für der. krit. Abh. ein **Preis v. Tausend Mark** ausgef. i. worden, sind erschienen im Verlage von **Greßner u. Schramm** in **Leipzig.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Kampfmittel zur See.

Schiffe, Fahrzeuge, Waffen, Hafensperren.

Von

B. von Werner,

Contreadmiral a. D.

Mit 93 Abbildungen. 8. Geh. 3 M.

In klarer, durch zahlreiche Abbildungen unterstützter Schilderung gibt der bekannte Verfasser Aufschluß über die bei einem Seekriege zur Verwendung gelangenden Kampfmittel und die Art ihres Gebrauchs. Das Buch enthält eine Reihe werthvoller Vorschläge zur Erhöhung der maritimen Wehrkraft. Für jeden, welcher über den Werth der deutschen Kriegsmarine und über beste Verwendung der vom Reichstag für Marinezwecke bewilligten Gelder sich unterrichten will, ist das Werk unentbehrlich.

Von demselben Verfasser erschienen:

Deutsches Kriegsschiffsleben und Seefahrkunst. Mit 60 Abbildungen und 4 Karten. 8. Geh. 9 M. Geb. 10 M. Auch in 18 Lieferungen à 50 Pf.

Ein deutsches Kriegsschiff in der Südsee. Mit über 100 Abbildungen und 5 Karten. Dritte Auflage. 8. Geb. 15 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ein Jahr meines Lebens.

1848—1849.

Von

Alexander Grafen von Hübner.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M. 50 Pf.

Dieses Werk des berühmten österreichischen Diplomaten und geistreichen Schriftstellers, sein Tagebuch aus ereignißvoller Zeit, hat durch die eingehende Schilderung des Aufstandes in Oberitalien, sowie der wiener Revolution von 1848 und der Thronbesteigung Kaiser Franz Joseph's allgemeine Aufmerksamkeit erregt.

Deutsche Sprache u. Litteratur

bis ins 18. Jahrhundert.

(Bibliothek eines bekannt. Gelehrten.)

Catalog versendet gratis

Stuttgart, R. Kaufmann's Antiquariat.

Mit einer Beilage von **H. Bechhold Verlag** in **Frankfurt a. M.** und **Ed. Wartig's Verlag Ernst Hoppe** in **Leipzig.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig (Querstr. 16).

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer.
Preis vierteljährlich 7 M. 50 Pf.,
jährlich 30 M.

Nr. 14.

Leipzig,
1. April 1897.

Inhalt: Jakob von Falke. Von Ludwig Jacobowski. — Militärschriften. Von Hugo Buttmann. — Frauenschriften. Von Karl Schrattenthal. — Der Kritiker der Moderne. Von Moritz Necker. — Lyrik. Von Adolf Brieger. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Jakob von Falke.

Das interessanteste Studium des Menschen bleibt, einem classischen Ausspruch zufolge, doch immer der Mensch. Aber nicht an den großen Stationen einer Lebensreise bleibt der Blick des Zuschauers gern haften, ihn erfreut mehr das stille intime Detail, die Linien der Entwickelung mehr als ihr Ergebniß. Und je mehr eine Selbstbiographie ausgefüllt ist mit den feinen und aparten Zügen des Alltags, des Privatlebens, desto klarer tritt das Bild des eigentlichen Menschen hervor. Napoleon inmitten eines Parterre von Königen ist ein vollkommener Schauspieler; der Kaiser, der aber vorher bei Talma große Posen und Kaiserwürde lernt, ist der interessante kleine ungeschliffene Corse, der Furcht hat, sich vor der mächtigsten Geburtsaristokratie Europas zu blamiren.

Zwischen Menschlichkeit und Heroencultus pendelt der Ton der Autobiographie hin und her. Selten findet ein Mann die gelassene Würde eines Goethe, der beides taktvoll und harmonisch vereinigte. Die letzten Jahre haben manche Selbstbiographie hervorgebracht, deren Eigencultus dem geistigen Werth des Autors nicht entsprach. Um so günstiger und reiner tritt uns Jakob von Falke in seinen „Lebenserinnerungen"*) entgegen. Ein starker Band in vornehmem Gewande erzählt uns das Leben eines Mannes, das seiner Arbeit und Mühe nach köstlich gewesen sein muß.

Wenig äußeres Erleben, ein paar Reisen nach Irland, Italien, Frankreich, Rumänien, Schweden, aber viel inneres Gelehrtenleben und viel Arbeit in Stube und Oeffentlichkeit, das hat die zweiundsiebzig Jahre ausgefüllt, die Jakob von Falke jetzt auf müden Schultern trägt. Er ist Norddeutscher — geboren am 21. Juni 1825 in Ratzeburg — ein Lauenburger, und sein Leben hat ihn zu einem Oesterreicher gezimmert, der sich aber durch Ernst und Zähigkeit von dem weichen und weichlichen Typus seiner zweiten Heimat unterscheidet. Mit feiner Kunst zaubert er das Idyll seiner Jugend herauf. An der Hand einer schönen Dame wandert der Knirps durch Wald und Feld, als kleiner Bube ließ er sich von seinem Vater, einem Landwirth, und seiner Mutter, einer Hamburgerin, „Franzosengeschichten" erzählen; als er das Gymnasium besucht, mußte er täglich einigemal die Grenze seines Landes passiren. Morgens wie nachmittags ging er nach Mecklenburg, um nach Schluß der Schulstunden wieder ins Heimatland Lauenburg zurückzukehren; hatte er in der Pause in Mecklenburg Hunger, holte er sich fix sein Butterbrot aus Lauenburg und traf rechtzeitig wieder in Mecklenburg ein. Der frische Geist des Patriotismus, der aus den Befreiungskriegen seine Glut gezogen, wehte auch in dieses versteckte Schulgebäude; Turnübungen im Sinne Jahn's wurden mit Begeisterung ausgeführt; tiefer Franzosenhaß strömte durch die jungen Herzen, der 18. October, der Tag der Leipziger Schlacht, war der größte Festtag der Schule, und auch der alte Propst variirte sein Lieblingswort: „Mit weltüberwindendem Heldenmuthe" in „Mit heldenkühnem Weltüberwindermuthe". Unterhaltsame Gestalten tauchen auf, wie der Pfarrer, der als Deputat an einem Tage alljährlich 1500 Eier erhielt und Würste, deren Länge bedenklich schwankte. Die dicke Blutwurst wurde nämlich um den Hals gemessen, die mehr aristokratisch dünne Leberwurst um den Leib. Armer Pastor, wenn gerade an einem sehr magern Pfarrkinde gemessen wurde! Spaziergänge und Ausflüge bildeten das Naturgefühl des Schülers. Für Humor in der Stadt sorgten unter anderm die amtlichen Bekanntmachungen, wie: „Wer an diesem hier hergestellten Brunnen irgend eine Beschädigung unternimmt, verfällt in eine beliebige Strafe."

*) Lebenserinnerungen. Von Jakob von Falke. Leipzig, Georg Heinrich Meyer. 1897. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

In den nächsten Jahren faßte ihn eine unbezwingliche Sehnsucht, Menschen und Länder zu sehen. Ihm hatte Gott die rechte Gunst erwiesen und schickte ihn in die weite Welt. Erlangen und Göttingen sind die beiden nächsten Stationen. Er wollte Gymnasiallehrer werden und studirte Philologie; anfangs nicht gerade mit heißem Bemühen. Auch die Philosophie sagte ihm nicht recht zu, denn wenn Professor Philipp Fischer mit schwäbelnder Stimme von der Unsterblichkeit der Seele sprach und diesem Prolog einige Thränen vorauszuschicken pflegte, konnte ihn das unmöglich ernst und andächtig stimmen. In Göttingen erst versenkte er sich tiefer in sein Brotstudium, beschäftigte sich auch eifrig mit Geschichte. Im Sommer 1848 lag das Examen hinter ihm.

Jakob von Falke ist kein Gymnasiallehrer geworden. Das Geschick war stärker als sein Wille.

Ein Antrag des fürstlichen Hauses Solms-Braunfels rief ihn als Erzieher nach Düsseldorf (Mai 1851). Das Schloßleben eröffnete sich ihm mit seiner ehrwürdigen Monotonie, und Düsseldorfs Künstlerkreise mit der Ueberfülle ihrer Anregungen führten ihn auf sein eigentliches Gebiet, auf die Geschichte der Kunst und Cultur. Einige Jahre später war er Conservator der Kunstsammlungen am Germanischen Museum in Nürnberg.

Jakob von Falke hat seinem Biographen die Beantwortung der Frage: „Wie kam ich zur Kunstgeschichte?“ abgenommen. Mit langen prüfenden Blicken ging er seine Kindheit durch; wo das Kind, der Knabe, der Jüngling künstlerische Eindrücke genossen, registrirte er sie sorgfältig. Seine Phantasie war nicht productiv; sie nahm lieber auf, sie registrirte, sie behielt, sie conservirte. Sein ausgezeichnetes Gedächtniß vermag blitzschnell ein Gemälde im innern Gesicht entstehen zu lassen; und hat er sich eine ganze Reihe hervorgezaubert, stellen sich die Methoden des Vergleichens und Sonderns von selbst ein: kurz, seine Phantasie ist die des geborenen Historikers. Zuerst weckt die Domkirche seiner Heimatsstadt sein Interesse, die Pfeiler, die Rundbogen, das Mittelschiff, die bizarren Capitäle; dann beguckt sein Kinderauge die alten Chorsitze romanischen Stils, den messingenen Kronleuchter aus dem 16. Jahrhundert u. s. w. Dann kam die Bildergalerie in Lübeck heran, und Memling's und Overbeck's Schöpfungen prägten sich ihm unauslöschlich ein. In Erlangen und Göttingen las er die Romantiker Tieck und Wackenroder, und ihre enthusiastische Kunstauffassung ist nicht ohne Einfluß auf ihn geblieben. Düsseldorf öffnete dem jungen Philologen die Augen, und er erkannte seinen Beruf.

Hier wirkten Wilhelm von Schadow's Schüler: Lessing, Mügge, Sohn — man verwechsele nicht Sohn den Vater mit Sohn dem Sohn und Sohn dem Neffen —, Hildebrand und Schirmer. Fast alle Künstler lernte er kennen, besuchte ihre Ateliers und Ausstellungen und schloß sich besonders an Otto Knille, Georg Bleibtreu, Heinrich Petri und Kaspar Scheuren an. Die Aquarelle Scheuren's waren so fein und zart in Ton und Malerei, daß die Prinzessin von Preußen — später Kaiserin Augusta —, als sie ein Aquarell besah, ihr Taschentuch vor den Mund nahm, um die Malerei nicht durch den Athem zu stören. Schalkhaft rühmt Falke auch die ordentlichen Butterbrote der Frau Scheuren, indeß die Malerin Jerichau-Baumann der Sage nach zu ihren Gesellschaften die Butter im Topf schmelzen ließ und sie dann mit einem großen Borstenpinsel auf das Brot strich.

Jakob von Falke hatte in Düsseldorf durch den Verkehr mit Künstlern, durch Zeichenunterricht und das Studium der Naturerscheinungen andere Augen bekommen. Er sah jetzt mit Künstlerinteresse und Kritikerblicken. Nun war er Conservator der Kunstsammlungen am Germanischen Museum zu Nürnberg. Dieser Stadt hat er eine glänzende Schilderung gewidmet. Von dieser Stellung an beginnt ein neues Leben für ihn. Er hat seinen Beruf gefunden und damit den Mittelpunkt seines äußern Lebens, den Brennpunkt seiner geistigen Interessen. Nun geht sein Leben friedlich dahin. Von Stufe zu Stufe voll äußerer Ehren und Erfolge, reich an innerm Genügen, auch an häuslichem Glück, das ihm eine junge bildhübsche Irländerin beschert hat. Auf Nürnberg folgt Wien; seine schöpferische Thätigkeit am Oesterreichischen Museum wird segensreich für die Reform des Kunstgewerbes, er besucht zahlreiche Ausstellungen, um die Früchte seiner Studien dem österreichischen Kunstgewerbe zuzuführen, und seine Werke über „Deutsche Trachten und Modenwelt“, „Kunst im Hause“, „Costümgeschichte“, „Aesthetik des Kunstgewerbes“ finden durch die Energie der Gedanken und Frische des Tons weiten und dankbaren Leserkreis.

Drei Reisen heben sich empor aus der Stille seines Gelehrtenlebens. Die eine nach Irland in die Heimat seines Weibes. Hier offenbart sich eine Eigenheit seines schriftstellerischen Talents. Sein Auge ist für die Objecte der Natur und Kunst fein geschärft, deshalb gelingen ihm prächtige Schilderungen von Bauwerken, Landschaften, Gemälden u. s. w. Aber die Darstellung lebendiger Menschen ist ihm ziemlich versagt. Er hat nicht die Gabe, mit ein paar Strichen die Silhouette einer Figur hinzuzeichnen. Wie schön ist seine Schilderung Irlands, ein Land, das er innig geliebt hat, weil er sich sein Weib dort geholt, und das ihm den einzigen lyrischen Sehnsuchtsschrei entlockt hat, den sein sonst so ruhig gehaltenes Werk enthält; wie matt und leblos ist leider die Gestalt seiner Frau geblieben! Mit Recht widmet er der geliebten Todten ein ganzes Kapitel; feinster Takt und Liebe, endlos und unerschöpflich, haben hier die Feder geführt, und doch ist kein vollendetes Porträt entstanden. Aber die paar Striche, die man wahrnimmt, wirken auch auf den Leser mit jener geheimen Sympathie, die vornehme und sonnige Naturen auszustrahlen pflegen. Einmal, als sie auf ihre drei kleinen, aber höchst temperamentvollen Söhne wies, stellte sie sich lächelnd mit Beziehung auf die Mutter der Gracchen als die „Mutter der Drachen“ vor!

Zwei andere Reisen nach Schweden und Rumänien führten ihn direct in das Königshaus. Wieder erhalte ich lebhaftere Eindrücke von dem Milieu des schwedischen und rumänischen Königshofes als von den Personen selbst. Aber eine Fülle reizvoller Einzelheiten werden jeden Historiker unserer Tage interessiren.

In seinen „Lebenserinnerungen" erscheint Jakob von Falke als eine gelassene norddeutsche Gelehrtennatur, in der ein Stück Künstlerthum steckt, welches das Leben in Wien zur vollen Reife und Entfaltung gebracht hat. Zeitlebens blieb er ein halber Künstler, ein halber Gelehrter, aber beides umschlossen von den weichen Linien einer harmonischen und unendlich sympathischen Natur. Er lebte so in seinen Idealen und Plänen, daß ihn die großen politischen Ereignisse der vierziger Jahre völlig kalt ließen. Draußen tobte der Lärm des Lebens, er aber las im Stübchen bei einer Unschlittkerze seine Lieblinge Plato, Faust, Don Quixote. Er hörte wol einmal eine Revolutionsrede mit an — Miquel hielt sie —, aber ihn ging die Sache herzlich wenig an, und er wunderte sich nur über den Frack und die gelben Glacéhandschuhe, mit denen ein Docent eine Volksversammlung leitete. Ein Lesewütherich, rutschte er lieber an rollender Leiter vor Bücherregalen auf und ab, um zu „schmökern", als an dem politischen Leben der Zeit theilzunehmen. Deshalb eiferte er auch gegen die sogenannte deutsche Renaissance nach 1870, weil sie die Kunst in Politik verkehrte.

Jakob von Falke's Erdentage haben im Kreise des Kunstgewerbes tiefe Spuren zurückgelassen. Er hat ein Recht, am Abend seines Lebens uns von seines Daseins Fahrt und Würde zu erzählen. Die folgenden Generationen aber haben die Pflicht, sich am Lebensgange trefflicher Männer ein Beispiel zu nehmen, wie man seine Persönlichkeit ausbaut, jenes höchste Glück der Erdenkinder!

Ludwig Jacobowski.

Militärschriften.

1. Kriegslehren in kriegsgeschichtlichen Beispielen der Neuzeit. Von W. von Scherff, General der Infanterie z. D. Fünftes Heft: Der Feldzug von Sedan. Darstellung und Betrachtungen. Mit 1 Uebersichtskarte und 3 Skizzen in Steindruck. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. 1897. Gr. 8. 7 M.
2. Der Kampf bei Mars-la-Tour. Von Karl Bleibtreu. Berlin, Schall u. Grund. 1896. 12. 75 Pf.

Das unter Nr. 1 genannte Buch ist die Fortsetzung der ersten vier Hefte der „Kriegslehren", die in Nr. 47 d. Bl. f. 1895 und in Nr. 38 f. 1896 besprochen sind, und behandelt den Abschnitt des Krieges 1870—71 nach den Schlachten bei Metz bis zur Capitulation der Armee von Châlons bei Sedan.

In den Schlußbetrachtungen seines vierten Heftes hat W. von Scherff Gelegenheit genommen, unter Hinweis auf die Einleitung zum ersten Hefte seiner „Kriegslehren" Vorwürfe zurückzuweisen, die ihm von verschiedenen Seiten in der militärischen Presse gemacht seien, daß er das Quellenstudium zu sehr vernachlässigt habe oder in demselben nicht kritisch genug zu Werke gegangen sei. Er habe nur eine „Anleitung zum Studium der Kriegsgeschichte", nicht „eine Kriegsgeschichte selbst" geben wollen. In den mit der Ueberschrift „Geschichtliches" versehenen Abschnitten habe er nur das dem großen Publikum zugängliche fertige Material, wie es die officielle Bearbeitung des Krieges durch die Kriegsgeschichtliche Abtheilung des Großen Generalstabes darbiete, als die zur Zeit vollkommenste Unterlage für seine daran anknüpfenden Betrachtungen gegeben; diese letztern bezögen sich lediglich auf folgende Lehrfragen: „Ist im Einzelfalle zweckentsprechend oder nicht verfahren worden?" „Wie hätte man gegebenenfalls etwa anders verfahren können?" „Was läßt sich daraus als allgemeine Lehre schlußfolgern?" Diesen von ihm selbst charakterisirten Standpunkt hat der Verfasser in der That überall festgehalten. Die geschichtlichen Darstellungen bieten in übersichtlicher Weise dem Leser alle Unterlagen zur Selbstbeurtheilung der Zulässigkeit oder Richtigkeit der Folgerungen und Lehren, die der Verfasser aus ihnen gezogen hat. Er vermeidet dabei sehr zum Vortheil der Uebersichtlichkeit alles Eingehen auf taktische Einzelheiten, die er nur dann, und dann allerdings auch sehr ausführlich gibt, wenn sie für die folgenden Betrachtungen von Bedeutung sind.

Ueberall gründet der Verfasser seine Schlußfolgerungen aus dem Verlauf der Kriegshandlungen, und seine Ansichten über dieselben sowie seine eigenen Vorschläge über eine sachgemäßere Vorbereitung und Ausführung derselben immer nur auf die als thatsächlich feststehend angenommenen in den geschichtlichen Abschnitten nach dem Generalstabswerke gegebenen Verhältnisse. Der Leser gewinnt die Ueberzeugung, daß die in den „Betrachtungen" gegebenen eigenen Vorschläge des Verfassers sich auf wirkliche Thatsachen und Verhältnisse oder auf Annahmen gründen, die nach den gegebenen Verhältnissen in der That möglich und ausführbar sind, und nicht etwa nur der Phantasie des Verfassers entspringen.

Die Lektüre und das Studium dieses Werkes wirkt dadurch besonders anregend und lehrreich, daß der Verfasser nicht nur seine, von andern Beurtheilern abweichende Meinung äußert, oder die Beurtheilung der Kriegslage seitens der obern Heeresleitung oder die Vorbereitungen und Ausführungen der einzelnen Kriegshandlungen durch die betreffenden Führer bemängelt, sondern auch, und zwar unter eingehendster Begründung, angibt, wie seiner Auffassung nach eine sachgemäßere Beurtheilung der Ver-

hältnisse oder richtigere Einleitung und Ausführung der Unternehmungen zu bessern Resultaten geführt hätten.

Ferner muß das Bestreben des Verfassers hervorgehoben werden, überall eine ganz unparteiische Kritik zu geben, und besonders wohlthuend wirkt seine Gerechtigkeitsliebe, die sich in dem Bemühen ausspricht, alle Thatsachen und Einflüsse klar zu legen, die auf die Entschlüsse und das Handeln der maßgebenden Persönlichkeiten eingewirkt haben oder eingewirkt haben können, um dieselben gegen ungerechtfertigte oder falsche Beurtheilung zu schützen.

So bemüht er sich z. B., indem er sich selbst in die Lage des Marschalls Mac-Mahon versetzt denkt, klarzulegen, inwieweit derselbe für die Miserfolge seiner Unternehmungen verantwortlich zu machen sei. Mac-Mahon's ganzes Verhalten lasse sich erklären einmal aus der Unklarheit seiner unselbständigen Stellung zwischen dem Kaiser Napoleon, der sich jeder Einwirkung auf die Kriegsoperationen begeben hatte, dem seiner Stellung als Oberfeldherr nicht enthobenen Marschall Bazaine und dem unter dem Drucke der Volksstimmung stehenden Kriegsminister in Paris; sodann aus dem Fehlen jeder obern Heeresleitung, sowie aus dem der Intendantur zur Last fallenden Mangel an Verpflegungsnachschub, der auf die Maßnahmen Mac-Mahon's wesentlich bestimmenden Einfluß ausüben mußte.

Es erscheine sehr fraglich, ob Mac-Mahon aus eigener Ueberlegung und Ueberzeugung von seiner Ausführbarkeit zu dem Entschlusse gekommen wäre, die Vereinigung mit Bazaine zu erstreben, wenn er nicht durch das Drängen des Kriegsministers dazu getrieben wäre. Sein anfängliches Schwanken, bevor er den definitiven Entschluß zur Ausführung dieses Unternehmens faßte, lasse eher das Gegentheil vermuthen. Wenn er allerdings trotz besserer Einsicht und der Erkenntniß der Unausführbarkeit oder wenigstens der Nutzlosigkeit des Unternehmens diesen Entschluß dennoch gefaßt habe, so habe er damit auch ebenso die große Verantwortung hierfür auf sich genommen, wie Bazaine dafür, daß er auf einen gewaltsamen Durchbruch aus Metz am 16. und 18. August verzichtet habe.

Wie ferner der Verfasser in dem vierten Hefte seiner „Kriegslehren" den Oberstcommandirenden der Einschließungsarmee von Metz, Prinzen Friedrich Karl von Preußen, in seinen Cernirungsmaßnahmen in Schutz nimmt gegen den in dem Buche „Ursachen der Siege und Niederlagen im Kriege 1870" des russischen Generallieutenants Woide erhobenen Vorwurf, daß er den Directiven Moltke's nicht genügend Rechnung getragen hätte, so vertheidigt er in dem vorliegenden Hefte den Kronprinzen von Sachsen in seinen Maßnahmen vor der Schlacht von Beaumont, die zu dem Gefechte von Nouart führten.

Nach Auffassung des Verfassers hat im Gegensatz zu der Ansicht Woide's der Prinz Friedrich Karl sich zu sehr an die Directiven Moltke's gebunden, sonst würde er seiner eigenen Auffassung der ganzen Sachlage vor Metz nach solche Maßregeln getroffen haben, die die gefährliche Lage, in der sich die Einschließungstruppen des rechten Moselufers in den Kämpfen bei Noisseville thatsächlich befunden haben, verhindert hätten. Moltke selbst würde voraussichtlich andere Directiven gegeben haben, wenn er aus der Entfernung die Sachlage so hätte beurtheilen können, wie sie der Prinz thatsächlich vorfand. Ebenso hätte der Kronprinz von Sachsen richtig gehandelt, wenn er aus dem Verhalten des Feindes auf dessen Absicht, sich einem taktischen Zusammenstoß mit der Maasarmee entziehen zu wollen, schließen zu müssen glaubte, daß er, der allgemeinen Aufgabe der Maas- und III. Armee entsprechend, diesen taktischen Zusammenstoß im Gegentheil suchte, um den Feind festzuhalten, und deshalb den Vorstoß gegen ihn unternahm, der zu dem Gefecht von Nouart am 29. August führte, trotzdem die Directiven Moltke's ihm eine Defensivstellung für diesen Tag anheimgestellt hatten, um erst das Eintreffen der III. Armee abzuwarten.

Bemerkenswerth sind ferner die eingehenden Erörterungen auf Seite 75 fg. über die von dem Verfasser selbst aufgeworfene Frage, ob sich die Gesammtlage der Verhältnisse auf französischer Seite nach den Schlachten von Metz nicht wesentlich besser gestaltet hätte, wenn die Armee von Châlons vor den verfolgenden deutschen Heeren statt nach Norden auszuweichen und die Verbindung mit Bazaine zu suchen, nach Süden ausgewichen wäre, wo die Armee an der Aube, Seine, Yonne, Loire immer wieder neue zur nachhaltigen Vertheidigung geeignete Abschnitte vorgefunden und sich den großen Centren von Armeematerial in Bourges und Lyon genähert hätte. In den südlichen Provinzen hätte sich auch die einzige Möglichkeit geboten, das Misverhältniß zwischen den eigenen und den feindlichen Streitkräften durch Anlehnung an Neuformationen auszugleichen.

Ein näheres Eingehen auf die Begründung der Ansichten des Verfassers sowol in diesen speciell von mir hervorgehobenen Fällen als auch bei seinen übrigen Untersuchungen über die Zweckmäßigkeit der Anordnungen und Ausführungen der einzelnen Kriegshandlungen sowol auf Seite der Deutschen als der Franzosen würde außerhalb des Rahmens dieser Besprechung liegen. Es sei mir nur gestattet, noch mit einigen Worten auf seine Betrachtungen einzugehen, soweit sie die Lehren betreffen, welche der Verfasser aus dem Studium des behandelten Kriegsabschnittes „des Feldzuges von Sedan" gezogen wissen will.

Mit besonderm Nachdruck bemüht sich der Verfasser, der unrichtigen Auffassung Moltke'scher Ansichten über Strategie, wie sie in einer Besprechung der „Kriegführung von K. von der Goltz" im 4. Beiheft des „Militärischen Wochenblattes" für 1896 enthalten seien, entgegenzutreten, wonach Moltke das „Verharren in operativer Trennung bis in das Schlachtfeld hinein und ein taktisches Zusammenwirken erst im Kampfe selbst" angestrebt und die „Operation mit getheilten Heeren in ein System gebracht" habe,

dessen Vorzüge darin zu finden seien, daß „bei solcher Durchführung der Operationen sich eine eigene Schlachtdisposition im Napoleonischen Sinne ganz von selbst verbiete, jedenfalls überflüssig werde", weil der Operationsgedanke sie unmittelbar liefere. Moltke hat vielmehr nach Ansicht des Verfassers die operative Strategie als ein „System der Aushülfen in der spontanen Ausnutzung aller sich beim Gegner bietenden taktischen Blößen" uns hinterlassen, und gerade im „Feldzuge von Sedan" gebe uns Moltke das typische Vorbild dieser seiner „Strategie", die uns nicht als grundsätzliche „Theilung der Armee zum Zweck rechtzeitiger Versammlung", wie oben behauptet, sondern „trotz der Kriegführung in getrennten Heertheilen in der Form einer grundsätzlichen Versammlung der Streitkräfte zum Zweck rechtzeitiger Verwendung entgegentritt".

Diese Auffassung der Lehren der heutigen Strategie bildet gleichsam den Ausgangspunkt oder Grundgedanken für alle einzelnen Lehren und Schlußfolgerungen, die der Verfasser aus den Kriegshandlungen zieht.

Seine „Betrachtungen" leitet der Verfasser meist mit theoretischen, strategischen oder taktischen Erörterungen ein, wobei er hauptsächlich auf Clausewitz und Moltke zurückweist, und untersucht dann, ob in dem vorliegenden Specialfalle diese theoretischen Lehren Beachtung gefunden haben oder nicht, und bestrebt sich, aus den thatsächlichen Erfolgen der betreffenden Unternehmungen den Beweis für die Richtigkeit oder das Fehlerhafte der theoretisch bisher gültigen Lehren zu erbringen.

Von besonderm Interesse sind die Auseinandersetzungen des Verfassers über die theils übereinstimmenden, theils weit auseinandergehenden Auffassungen in der Beurtheilung sowol der ganzen Kriegslage als der einzelnen Kriegshandlungen zwischen ihm und dem obenerwähnten russischen Militärschriftsteller Woide. Er bietet auch hierbei dem Leser alle Unterlagen zur Schaffung eines eigenen Urtheils über die abweichenden Ansichten beider.

Ueberall tritt uns in seinen „Betrachtungen" neben dem Streben nach unparteiischer Beurtheilung der Thatsachen die Schärfe seines Urtheils und der klare logische Gedankengang seiner Untersuchungen, die von allen Seiten die Sachlage beleuchten sollen, entgegen, gerade so wie in seinen eigenen Vorschlägen für eine seiner Ansicht nach sachgemäßere Durchführung einzelner Unternehmungen auf deutscher oder französischer Seite die Klarheit seiner Dispositionen, welche den gewiegten Generalstabsoffizier erkennen lassen.

Das unter Nr. 2 genannte kleine Schriftchen ist eine jener polemischen Schriften, die aufzutauchen pflegen, wenn Gefechtsdarstellungen zum großen Theil auf Mittheilungen eines an der Action selbst betheiligt gewesenen Augenzeugen beruhen. Abgesehen davon, daß eine völlig parteilose Beurtheilung seitens eines solchen Augenzeugen unnatürlich wäre und daher auch unwahrscheinlich ist, kann auch die Selbstbeobachtung und das Selbsterlebniß doch immer nur sehr einseitig sein. Daß daraus Darstellungen entstehen, die an Irrthümern mannichfacher Art leiden, ist daher nicht zu verwundern.

Im vorliegenden Falle wendet sich der Verfasser hauptsächlich gegen die Darstellung des Gefechtsantheiles der 38. Brigade an der Schlacht von Mars-la-Tour in dem Buche „Zwei Brigaden" von Hoenig. Zum Theil gründet der Verfasser der vorliegenden Schrift zwar auch sein Urtheil auf das Zeugniß eines an der Action betheiligt gewesenen Augenzeugen, des Oberstlieutenants Schaumann, Abtheilungscommandeurs im Feldartillerieregiment Nr. 10, der Hauptsache nach aber sucht er die Richtigkeit seiner Auffassung der Gefechtsthätigkeit der Brigade und namentlich des Infanterieregiments Nr. 16 aus den stattgefundenen Verlusten der am Kampfe betheiligt gewesenen deutschen und französischen Truppen unter Berücksichtigung der Zeit und des Ortes der einzelnen Phasen des Kampfes und aus dem Munitionsverbrauche herzuleiten, der diese Verluste herbeigeführt hat.

Da jetzt selbstverständlich das zur Verfügung stehende Ziffermaterial (Truppenstärke, Verluste, Munitionsverbrauch bei den fechtenden Truppen) ein weit reichhaltigeres und namentlich, weil vielfach gesichtet und nach deutschen und französischen amtlichen Quellen zusammengestellt, zuverlässigeres sein muß, als dasjenige war, welches dem Verfasser der „Zwei Brigaden" im Jahre 1882 *) zur Verfügung gestanden hat, so ist ja auch natürlich, daß Schlüsse, die aus derartigen Angaben gemacht werden, zu wesentlich verschiedenen Resultaten führen müssen. Der Verfasser will mit seinen Untersuchungen klar stellen, daß einmal bisher bei der Beurtheilung des ganzen Gefechtsactes die Gefechtsleitung der französischen Generale Ladmirault und Cissey nicht gebührend berücksichtigt sei, und daß ferner im Gegensatz zu den die Thätigkeit der 38. Brigade verurtheilenden Ansichten und namentlich zu den Auffassungen Hoenig's sowol der Angriff der Brigade gut vorbereitet und zur richtigen Zeit angesetzt, als auch nach jeder Richtung hin sowol was Geländebenutzung als richtiges Abwarten der einzelnen zum Vorgehen geeigneten Zeitmomente betrifft, gut durchgeführt sei.

Die Brigade sei nicht zwecklos geopfert, sondern ihr Kampf habe trotz des feindlichen numerischen Uebergewichts des Feindes Gefechtskraft gebrochen, der infolge dessen statt den Sieg auszunutzen sich mit eigener Defensive begnügt habe. Dieser moralische Sieg sei so hoch anzuschlagen, daß die Vernichtung der Brigade kein zu großes Opfer sei; jedenfalls sei diese Aufopferung für die Brigade ein unverwelkliches Ruhmesblatt in seiner Geschichte.

Wenn einerseits es dankbar anerkannt werden muß, wenn gegen ungerechtfertigte Anklagen sich Vertheidiger

*) Jahr des Erscheinens der ersten Auflage, auf welche der Verfasser der vorliegenden Schrift bei allen Einzelangaben sich ausschließlich bezieht, obgleich noch drei wesentlich veränderte Neuauflagen, die letzte 1894, erschienen sind.

finden, die in offenem und ungeschminktem Tone die Wahrheit klar zu stellen suchen, so erweckt es doch andererseits Unbehagen und ist zu tadeln, wenn der Ton der Polemik nicht rein sachlich bleibt, sondern sich zu persönlichen Angriffen zuspitzt, wovon leider der Verfasser nicht freizusprechen ist.

Hugo Buttmann.

Frauenschriften.

Wenn man in der Fülle dessen Umschau hält, was als Roman oder Novelle auf den Büchermarkt kommt, so muß man jene Schriftsteller bewundern, denen die Kunst noch „eine hehre, himmlische Göttin" ist; denn es gibt besonders unter den Frauen gar manche, die ihr Auskommen recht gut damit zu finden scheinen, daß sie die Kunst als Kuh betrachten, „die sie mit Butter versorgt". Zu dieser Aeußerung veranlaßt mich der größere Theil der Bücher, die ich zu besprechen habe und die mit Aufmerksamkeit und Gewissenhaftigkeit zu lesen keine leichte Aufgabe war.

In dem handlichen Format der Ernst Keil'schen Ausgaben liegt mir vor:

1. Forstmeister Reichardt. Roman. Von Marie Bernhard. Leipzig, Ernst Keil's Nachfolger. 1896. 8. 3 M.

Man nimmt das nett ausgestattete Buch mit einem gewissen Behagen zur Hand und hofft, während draußen der Winter sein blödes Wesen treibt, sich mit der Lektüre ein Stündchen gemüthlich zu vertreiben. Und richtig, die Verfasserin bringt uns durch ihre einleitende Schilderung in die behagliche Stimmung: Winter, Schneegestöber, Casino, Skat, Zeitungen, Rothwein — und da lernen wir, allerdings nur als schweigsamen Gast, den Titelhelden kennen. Was ist aber der Inhalt des 216 Seiten umfassenden Buches? Ich bin ein Gegner jener Art von Kritik, die mit der mehr oder minder knappen Wiedergabe des in einem Werke verarbeiteten Stoffes ihrer Aufgabe genügt zu haben meint; aber hier muß es der Begründung meines abfälligen Urtheils wegen geschehen. Der Forstmeister Reichardt lernt die zarte, schwächliche, aber geistig begabte Tochter des Bankiers Döhringen kennen und lieben; er aber ist an eine unwürdige, sich als Schauspielerin umhertreibende Person verheirathet, die sich der von ihm ausgesetzten Apanage wegen nicht scheiden lassen will. Endlich gelingt auch dies, weil sich zur rechten Zeit ein „bulgarischer Prinz" findet, der die Schauspielerin heirathen will. Nun steht der Vereinigung der Liebenden nichts mehr entgegen, sie werden ein glückliches Paar; aber die junge Frau beginnt, nachdem sie einem Knäblein das Leben geschenkt, ernstlich zu kränkeln, stirbt und läßt unsern Forstmeister wieder allein.

Marie Bernhard könnte Besseres bieten und hat auch schon Besseres geboten; aber jetzt geht sie eben den breiten Weg der bereits anerkannten, d. h. jener Schriftstellerinnen, die ihre Lesegemeinde haben, und da kann man sich auch einen „bulgarischen Prinzen" erlauben; in frühern Romanen pflegte ein „armenischer Fürst" als Deus ex machina zur rechten Zeit zu erscheinen. Zu solchen abgestandenen Mitteln sollte ein Autor nicht greifen, abgesehen davon, daß der „bulgarische Prinz" mehr in das Gebiet der Fabel gehört, denn es sind ihrer durchaus nicht so viele, wie die Verfasserin zu glauben scheint. Was ist also Gutes an dem Buche? All das, was im Beginn der schriftstellerischen Laufbahn Marie Bernhard's ihr eine schöne Zukunft voraussagen ließ. Sie erzählt gut, charakterisirt die Persönlichkeiten mit unleugbarer Routine, sodaß selbst ein schwarzgalliger Kritiker ihnen sein Interesse nicht versagen kann; aber damit allein schreibt man noch keinen Roman. Selbst der leicht zu befriedigende Leser verlangt mehr, und wenn es nur eine die Spannung nährende Verkettung und Verknotung der Verhältnisse wäre.

Was nun das Buch

2. Ihr Schwiegersohn. Roman. Von Ida Barber. Wien, M. Breitenstein. 1896. 8. 2 M.

anbelangt, so kann ich es leider nur eine sehr breit wiedergegebene, aus der Zeitungsrubrik „Gerichtssaal" genommene Skandalgeschichte nennen. Nicht als ob das von Haus aus ein Fehler wäre, nein, denn Grillparzer's Ausspruch „Schreibe was du willst, nur habe Talent" — dürfte wol seine Berechtigung haben; aber hier fehlt eben alles, was diese an sich sehr unerquickliche Skandalaffaire durch künstlerische Behandlung in eine andere Beleuchtung gebracht hätte. Vom Anfang bis zum Ende kommt der Leser aus der Schilderung schon tausendmal dagewesener Vorgänge nicht heraus, und die Verfasserin hat leider jede Vertiefung, jede feinere psychologische Durchführung oder Begründung behutsam vermieden. Ich kann nicht umhin, mein lebhaftes Bedauern darüber auszusprechen, daß Frau Ida Barber, die ich sonst als eine geistvolle Feuilletonistin kenne, — siehe ihre stehenden Artikel über die Mode — mit der Wahl des Stoffes, besonders aber mit der Art und Weise der Wiedergabe desselben, keinen literarischen Treffer gemacht hat. Eben eine Dame von sonst schöner Begabung sollte sich nicht mit der Thatsache allein begnügen, daß solche Romane eventuell auch gekauft und gelesen werden. Von ihr fordert die ernste Kritik unbedingt Besseres.

Auf bedeutend höherer Stufe steht

3. Das Recht ans Leben. Novelle. Von Margarete von Oertzen. Minden i. W., J. C. C. Bruns. 1896. 8. 2 M. 75 Pf.

Die Verfasserin läßt uns gleich im Beginn nicht im-

klar darüber, daß sie sich eine anziehende Aufgabe gestellt hat, deren Durchführung und Lösung ihr meinem Gefühl und meiner Ueberzeugung nach jedoch nicht vollkommen gelungen ist. Leider! Das Problem, welches die Grundlage bildet, ist gewiß interessant: der Opfermuth der beiden Helden, die ihrem eigenen Glück entsagen, um einerseits freiwillig übernommenen Familienpflichten zu leben, andererseits in den Dienst der leidenden Menschheit zu treten; dazwischen aber tritt dann in dem das eigene Ich zermalmenden Kampfe mit Macht und elementarer Gewalt die Frage auf: „Habe ich nicht ein Recht an das Leben?", und diese Frage bildet nun die treibende Kraft des zweiten Theiles dieser Novelle. Hier ist es meinem Empfinden nach der Verfasserin nicht geglückt, Verhältnisse, Situationen und Seelenkämpfe so zu gestalten, daß die so sehr berechtigte Frage eben eine Resultirende all der Qual geworden wäre, welcher die beiden Helden ausgesetzt sind. Ich meine, dieser Theil, natürlich zugleich der Gipfelpunkt der sich hier dramatisch zuspitzenden Handlung, bezeichnet die Grenze des schriftstellerischen, besser gesagt des künstlerischen Könnens der Verfasserin. Daß die Lösung im idealen Sinne geschieht, entspricht wol der Denkungsweise einer edel angelegten Frauenseele.

Während in diesem Buche eine Dichterin sich eine ernste Aufgabe stellt, bei ihrer Durchführung jedoch noch nicht genügende Darstellungskraft zeigt, lernen wir in

4. Das Recht der Mutter. Roman. Von Helene Böhlau (Frau al Raschid Bey). Berlin, F. Fontane u. Comp. 1896. 8. 6 M.

eine Schriftstellerin kennen, die allerdings mit Selbstbewußtsein, aber auch mit der fühlbaren Nachlässigkeit auftritt, die leider manchen Autoren von gutem Namen zu eigen ist. Frau Helene Böhlau ist eine poetische Kraftnatur; sie wählt sich eine anziehende Aufgabe so recht aus unserm gesellschaftlichen Leben heraus, schildert mit dichterischem Schwung das Leben und Weben in der Natur sowie das im Menschenherzen, scheut nicht zurück, über Verkehrtheiten und Auswüchse ein kerniges, mannhaftes Wort zu sagen und den Heuchlern beiderlei Geschlechts die Tugendmaske von dem Gesicht zu reißen, versteht es, die einzelnen handelnd eingreifenden Personen gut zu charakterisiren und ihre Aufgabe consequent durchzuführen; aber all diese schönen Eigenschaften einer durch viele Erzeugnisse ihrer schriftstellerischen Thätigkeit erwiesenen Begabung hindern die Verfasserin nicht, einzelne Theile des Romans auf das Prokrustesbett zu spannen und in einer Weise auszudehnen, daß man unwillkürlich zu überblättern beginnt. Dies ist der Fall bei Schilderung des Lebens und Treibens in einzelnen Familien Jenas, wo wir auch in ein Professorenheim geführt werden; hier wäre ein „Weniger" jedenfalls mehr gewesen, und der beabsichtigte Zweck hätte sich leichter erreichen lassen. Unbedingt sind für den kargen Stoff 379 Seiten zu viel. Mit welchem Geschick, mit welcher Feinheit und, wo es nöthig, mit welcher Kraft sie Individualitäten zu zeichnen vermag, zeigen die drei gelungensten Gestalten des Romans: Herr Heinrich Ahrensen, seine Tochter Kristine, die Heldin des Buches, und Frau Müller in Jena. Als Malerin erweist sie sich in dem prächtigen Landschaftsgemälde am Strande Finlands. „Das Recht der Mutter" ist ein Werk, das besonders jenen Frauen zur Lektüre angerathen werden muß, auf die schon des Heilands Worte gemünzt sind: „Wer unter euch ohne Schuld und Fehle ist, der werfe den ersten Stein auf sie." Der Raum gestattet mir nicht, die prächtigen Worte hier wiederzugeben, welche die Verfasserin (S. 299—303) der Frau Müller in den Mund legt, und die eine Glorificirung des Rechtes der Mutter bedeuten, die ihr Kind, das ihre Ausstoßung aus der sogenannten moralischen Gesellschaft verursacht, wie die Löwin ihre Junges vertheidigt. Eine schöne Beigabe zu dem Roman ist das „Judenlied", welches die Verfasserin, wie sie in einem Nachwort bemerkt, ihrem Gemahl Omar al Raschid Bey verdankt.

Und nun noch zwei Bücher zweier beliebter „Gartenlauben"-Schriftstellerinnen:

5. Der Egoist. Der höhere Standpunkt. Zwei Novellen. Von E. Werner. Zweite Auflage. Leipzig, Ernst Keil's Nachfolger. 1896. 8. 3 M.
6. Sturm im Wasserglase. Roman. Von Stefanie Keyser. Leipzig, Ernst Keil's Nachfolger. 1896. 8. 3 M.

Als im Jahre 1883 „Der Egoist" (Nr. 5) als selbständiges Buch erschien, trug er die Bezeichnung „Roman"; heute, mit „Der höhere Standpunkt" im Verein (Nr. 5), wird er zur Novelle; das zeigt wieder einmal jene Nonchalance, mit der die Träger guter Namen vorzugehen belieben, denn ich wage nicht vorauszusetzen, daß die Verfasserin sich den in meine aus jener Zeit stammende Besprechung eingeschobenen Satz: „sollte besser Novelle heißen", zu Herzen genommen hätte. Das wäre die einzige Bemerkung, die ich machen zu müssen glaube, denn ich denke, da wir eine zweite Auflage vor uns haben, daß eine bloße Anzeige genügt. Gesagt muß allerdings werden, daß in diesen beiden Novellen das liebenswürdige Erzählertalent der beliebten Verfasserin sich ganz in der Routine zeigt, die bei ihr selbstverständlich ist, daß sie aber jene Höhe verlassen hat, welche sie mit den Romanen „Am Altar" und „Glück auf" seinerzeit erklomm.

Mit „Sturm im Wasserglase" (Nr. 6) betritt Stefanie Keyser wieder einmal jenes Gebiet, auf dem sie schon mit ihrem Roman „Der Krieg um die Haube" einen schönen Erfolg eingeheimst. Sie greift nämlich zurück in längstvergangene Tage und schildert aus der Zeit, in der noch das stolze Wort Ludwig's XIV: „L'état c'est moi", galt, und Friedrich II. von Preußen, der die neue Losung: „Der König ist der erste Diener des Staates", ausgeben sollte, noch nicht geboren war, die Zeit des Rückschlages, der auf die Noth des Dreißigjährigen Krieges

kommen mußte. „Nach Luxus und Genuß trachteten alle Stände, und die, welche berufen waren, über das Wohl der Bevölkerung am Staatsruder zu wachen, trugen ihre Stellungen hauptsächlich durch ehrfurchtgebietende Perücken, stattliche Doppelkinne Rechnung und bekundeten feigen Widerwillen gegen Anforderungen der Pflicht.“ So ist das Bild geartet, das uns die Verfasserin gibt, und, dem Titel des Buches entsprechend, führt sie uns in eins der kleinen Ländchen Thüringens, nämlich in das Fürstenthum Schwarzburg-Sondershausen (bekanntlich die Heimat der Dichterin), das sich mit dem Großherzogthum Sachsen-Weimar in ernstem Conflict befindet. Wie vorauszusehen, bilden nicht gerade die kriegerischen Ereignisse den Grundzug der anziehenden Geschichte, sondern es sind mehr die Schilderungen der Schalheit des Hoflebens und des Treibens in der bürgerlichen Welt, der Verschwendung in obern, der Armuth und Unterwürfigkeit in niedern Kreisen. Und da ist die Verfasserin in ihrem Fahrwasser; sie trifft den Erzählungston ohne Affectation, zeichnet Figuren und Verhältnisse aus dem Milieu jener Tage heraus und zeigt uns an einzelnen ihrer mit anerkennenswerthem Geschick charakterisirten Figuren, daß auch damals trotz alledem und alledem tüchtige und brave Männer und Frauen lebten, deren Lebenswege und Schicksale wir mit Spannung verfolgen. Daß drei Liebespaare sich zum Schlusse „kriegen“, weist auf eine absolut nicht tragisch angelegte Führung der Begebenheiten von seiten der Verfasserin, und der Sturm im Wasserglase verläuft ohne Blut und Schlachten. Nicht vergessen darf ich, daß einzelne Persönlichkeiten des Romans mit besonderm Glück gezeichnet sind, denn dies scheint mir der Hauptzug der dichterischen Wesenheit Stefanie Keyser's: so die Hofdame Kiliane und der Junker Konrad von Eichfeld, die sich aus dem lockern, leichtfertigen Hofleben heraus in eine tüchtige Häuslichkeit retten; ganz besonders aber der rothhaarige Hüne Märten, der ein Seitenbild — ich meine in Bezug auf Charakterzeichnung — zur Ursula aus „Der Krieg um die Haube“ abgibt; ich glaube damit der Verfasserin ein besonderes Lob ausgesprochen zu haben.

Karl Schrattenthal.

Der Kritiker der Moderne.

1. Renaissance. Neue Studien zur Kritik der Moderne. Von Hermann Bahr. Berlin, S. Fischer, Verlag. 1897. 8. 3 M. 50 Pf.
2. Theater. Ein wiener Roman. Von Hermann Bahr. Berlin, S. Fischer, Verlag. 1897. 8. 3 M.

In dem Aufsatze über Brunetière anläßlich seiner „Époques du théâtre français“ sagt Bahr: „Er ist gar kein Feuilletonist: er hat nicht die Gabe, bei jedem Anlasse mit funkelnden Worten, mit neuen Wendungen und kostbaren Epitheten zu prunken; bien dire um jeden Preis ist nicht sein Wunsch, sondern er will sagen, was an den Dingen ist, und die Worte, die in ihrem Wesen liegen, will er aus ihnen holen. Wenn er über eine Sache redet oder schreibt, thut er es nicht, um an ihr seinen Geist glänzen zu lassen und sich mit seltenen und theuern Sätzen zu trösten, nein, er will der Sache dienen. . . .“

Als ich auf diese Stelle stieß, die ungefähr in der Mitte seines Buches (S. 141) steht, da mußte ich unwillkürlich lächeln: denn besser kann man Bahr's Art zu schreiben nicht charakterisiren als mit diesen seinen eigenen Worten über den Feuilletonisten. Bahr ist auch einer jener Kritiker, die nicht der Sache, sondern sich zu Liebe schreiben; ihm ist es in den allermeisten Fällen mehr darum zu thun, sich zu expectoriren, als die Dichter oder Künstler darzustellen, die ihn beschäftigen. Wenn er im Anschluß an diese Zeichnung des Feuilletonisten auf den tiefsinnigen Witz von Anatole France hinweist, der da sagte: „Messieurs, je vais parler de moi à propos de Shakespeare, à propos de Racine ou de Pascal ou de Goethe; c'est une assez belle occasion“ — so besteht noch immer ein Unterschied zwischen Anatole France und Hermann Bahr. Dieses Geständniß hinderte Anatole France nämlich nicht, die Dichter und Künstler im Gegensatz zu Jules Lemaître sehr gründlich und sachlich darzustellen. In Wahrheit hat es nur den Sinn, die Leser oder Hörer an den eminent persönlichen Charakter aller Geschichtschreibung zu erinnern, sie darüber aufzuklären, daß man bei der Kritik von Dichtern in letzter Linie schließlich seine eigene Persönlichkeit offenbart, auch wenn man sich noch so objectiv stellt. Jedes ästhetische Urtheil ist ein persönliches und um so persönlicher, je tiefer es empfunden ist. Denn in allen Kunstfragen gibt der Mensch als solcher den Ausschlag. Aber man entfaltet seine Persönlichkeit nur in der naiven Hingabe an die Welt, nicht in der koketten Selbstbespiegelung, nicht wenn man mit bewußter Absicht persönlich sein will. Höchste Objectivität und höchste Persönlichkeit congruiren in der Kunst. Man denke an Goethe, oder um Kritiker zu nennen, an Lessing, Jakob Grimm. Der Feuilletonist, wie ihn Bahr beschreibt, macht sich eben die Sache leichter. Er geht nicht vollständig in seiner Aufgabe auf; er begnügt sich mit dem flüchtigern Anschauen der Dinge und wiederholt im Grunde mit vielen Worten, die mitunter ja recht schön wie bei Bahr auch sein können, denselben Inhalt, dasselbe kleinere Ich. Er läßt sich von Stimmungen, Sympathien und Antipathien, die natürlich wechseln können, leiten; er fühlt nicht Widersprüche, die sich zwischen seine Theorie und Praxis einschleichen; es ist ihm wesentlich um den schönen Klang seiner Perioden oder kurzen Sätze, nicht um sachliche Erkenntniß zu thun. Er ist ein Form-

künstler, keine führende Individualität. So ist Hermann Bahr.

Er hat viel Sinn für Persönlichkeit, und er skizzirt sie auch sehr hübsch. Im Grunde betreibt Bahr nichts anderes als Persönlichkeitscultus; die „Moderne", die er vertritt, versteift sich nicht auf einen bestimmten Stil, hat überhaupt kein künstlerisches Ideal. So z. B. sagt er im Aufsatz über Maeterlinck:

Es focht uns nicht an, wenn man seine Werke verspottete. Kein Einspruch, kein Tadel, keine Parodie konnte uns stören. Es trieb uns gar nicht, seine Werke zu vertheidigen. Wir hielten uns nicht an sie. Unsere Lust war tiefer. Mochten sie wirr und dunkel sein; mochten ihre Wirkungen versagen; mochten sie vor dem prüfenden und logisch messenden Verstande nicht immer bestehen. Das besorgte uns nicht. Jedes seiner Werke gaben wir preis. Aber ihn selbst, wie wir hinter allen Werken fühlten, hielten wir mit Inbrunst fest. Hinter allen Werken fühlten wir einen Menschen, der Geheimnissen, die wir sonst schön bei uns verwahrt, zum ersten mal die Zunge löste. Nicht was er sagte, nein, das Unausgesprochene und Unaussprechliche, das wir dabei empfanden, übte jenen großen Zauber aus. Er hatte die Gewalt, uns fühlen zu lassen, daß er im Ewigen, das wir nur ahnen dürfen, unser Bruder war u. s. w.

Weiter kann man den Cultus der Persönlichkeit schon nicht mehr treiben, als wenn man die Werke preisgibt und ihren Autor an und für sich, mag er ein begabter Dichter sein oder nicht, mit Inbrunst ans Herz schließt. Da kann natürlich nicht jedermann folgen. Wer sich nicht „geheimnißvoll" angesprochen fühlt von den dunkeln, oft nur stammelnden, spielerisch mysteriösen Werken Maeterlinck's, der muß diesen Cultus unverständlich finden.

In seinem Cultus der Persönlichkeit, zu dem er im Gefolge des Geistes der heutigen Zeit gelangte, kam Bahr auch dazu, dessen vornehmste Vertreter Goethe und Emerson zu lesen und zu feiern, und er citirt besonders Goethe'sche Aussprüche mit Vorliebe. Aber da er die Persönlichkeit auch dann feiert, wenn sie nach seiner eigenen Ueberzeugung Unverständliches, ja sogar Perverses leistet, so kann man nicht umhin zu sagen, daß er jenen edeln Cultus schon carikirt. Und er begründet ihn öfter (z. B. im Falle Mauclair, Maeterlinck u. a.) mit dem Eindruck, den er im privaten Verkehr von seinen Lieblingen gewonnen hat. Für alle nun, die einen solchen privaten Verkehr mit seinen Lieblingen nicht pflegen, bleiben dieselben aber so lange gleichgültig, als sie nicht künstlerisch Werthvolles schaffen. Bahr setzt seinen Sport darein, Persönlichkeiten zu entdecken. Sieht man jedoch näher zu, wen er entdeckt hat: Andrian („Garten der Erkenntniß"), Peter Altenberg („Wie ich es sah"): Autoren, deren Bücher von allen unbefangenen Lesern, der Eine wegen seiner Unklarheit, der andere wegen seiner Geschmacklosigkeit, abgelehnt wurden, so muß man billig an der Sicherheit des Bahr'schen Geschmacks zweifeln.

Ueberhaupt: wenn der Cultus der Persönlichkeit in der Weise betrieben wird, daß man auf das Verstandesurtheil verzichtet und nur das Gefühl als Führer anerkennen will, dann geräth man nothwendigerweise ins Bodenlose, in einen Abgrund, in die größte Willkür. Nichts herrscht dann, als das zufällige Belieben, die „Laune", wie er es selbst nennt. Es hört die Literatur auf und die Kameradschaft wird organisirt. Und dahin ist's ja auch in der That mit Bahr gekommen.

Er sagt z. B. in dem ersten Aufsatz über Décadence anläßlich ihrer Vertreter Graf Montesquiou und Oskar Wilde: „Die Décadenten sind nicht Künstler, die schaffen, sondern Laien, die genießen wollen. Es handelt sich ihnen nicht um neue Werke, sondern um andere Freuden. Sie geben nichts, sie möchten nur nehmen", und dergleichen mehr; er spricht ganz verständig von den Décadenten als Künstler. Aber die Consequenz, die er zieht, ist überraschend. Er sagt nicht etwa: nein, auch dieses künstliche Halluciniren, dieses künstliche Sichselbstberauschen ist der rechte Weg nicht, es ist ein ebenso großer Fehler, wie der extreme Gegensatz der übernüchternen Naturalisten — also fort damit! Sondern er sagt: „So mag man es denn mit der Décadence versuchen, die das Leben flieht und Traum wünscht." Gegen alle seine Ueberzeugungen, entgegen allen, von ihm selbst oft citirten Lehren Goethe's, entgegen auch seiner eigenen realistischen Natur schließt er sich den Décadenten an, säuselt und weltschmerzelt mit ihnen, begeistert sich für Paul Verlaine, Villiers, d'Arbeilly und wie sie alle heißen, nicht weil sie vollkommene Künstler, sondern weil sie Originale sind oder doch sein möchten. Schon die Thatsache, daß jemand in Thun und Lassen anders als seine Umgebung sich gibt, gleichviel ob mit Geschmack oder nicht, begegnet Hermann Bahr's Sympathien. Er unterscheidet nicht zwischen Persönlichkeit und Originalitätssucht; auch der Mann, der Aufsehen um jeden Preis machen will, auch um den Preis, für verrückt gehalten zu werden, zieht ihn ernstlich an und findet an ihm einen Apologeten.

Diese principielle Freude am Widerspruch gegen herrschende Ueberzeugungen verführt Bahr öfters auch zu Verfälschungen des wahren Sachverhaltes. So im Nekrolog auf Victor Tilgner. Er schildert dessen wienerische Natur ganz hübsch, wenn auch ein bischen pretiös, indem er sagt: „Er war ein Künstler, wie schöne Frauen schön sind: es war gar kein Verdienst, nur eine Gnade. Er hat edle Werke verstreut, wie so eine Frau kostbare und unvergeßliche Blicke und Geberden hergibt: er wußte es wahrscheinlich gar nicht; wie er sich regte, waren sie da. . . ." Nun, etwas mehr Mühe wird Tilgner schon bei seinem Schaffen gehabt haben, so rasch und leicht er auch schuf. Aber gleichviel. Dann aber sagt Bahr: „Sie — die Wiener — trugen es ihm nach, daß er mehr Büsten geschaffen hat als Monumente." Das ist ja just das Gegentheil der Wahrheit! Keinem Menschen fiel es ein, Tilgner einen Vorwurf daraus zu machen, daß er keine Monumente, sondern nur Büsten und decorative Plastik schaffen konnte. Er selbst aber drängte sich dazu, monumentale Aufträge zu bekommen; er war bis zur

Qual vom Ehrgeiz erfüllt, mehr als Büsten zu schaffen; und hätte Tilgner nicht immerfort nach Monumenten gedrängt, so wäre die ganze Streitfrage, ob er ein monumentaler Plastiker war oder nicht, vermuthlich gar nicht entstanden. Aber diese Umkehrung des wahren Sachverhalts ist für Bahr's kritische Methode bezeichnend: findet er keinen Gegensatz in der öffentlichen Meinung, so schafft er sich einen, denn er muß immer was Apartes sagen.

Noch ein Exempel, aus dem Aufsatz über Max Klinger. Es heißt da:

> Wo er aus intimen, vom Wirklichen noch unbefleckten Stimmungen gleichsam nur mit sich selber redet, ja man könnte sagen: nur so vor sich hinpfeift, in solchen Monologen seiner Launen ist er herrlich. . . . Will er aber aus seinem Innern fort und tritt an die Welt heran, so scheint es eine geheime Angst seiner Kraft zu verwehren: sie fürchtet, wenn sie sich hingeben würde, sich zu verlieren. Es gelingt ihm nie, zum Objectiven durchzubrechen; er bleibt immer in einer falschen Sentimentalität stecken.

Ich muß gestehen, daß ich nach Lektüre aller Aufsätze, die vorhergehen und die subjectivsten Décadenten feiern, gegen den Naturalismus Front machen, der sich einbildet, Zweck der Kunst wäre, die Wirklichkeit schlechtweg ohne persönliches Urtheil zu wiederholen, geradezu verblüfft war, auf dieses Urtheil zu stoßen. Consequenterweise müßte doch Bahr keinen andern Künstler mehr feiern als Klinger, der auf jedes Blatt den Stempel seiner Persönlichkeit aufdrückt. Aber das wäre ja etwas, was nunmehr alle Welt thut; zu Klinger haben sich alte und junge Kritiker bekannt, folglich darf es nicht auch noch Hermann Bahr thun. Er erklärt daher Klinger für einen Manieristen, für einen falsch Sentimentalen. Man braucht aber nur einen Blick in das Bilderwerk Klinger's zu thun, das kürzlich zu seinem vierzigsten Geburtstag erschien, seine lebenstrotzenden mythischen Blätter, seine packende Kassandrabüste, seine Bilder von der Kreuzigung Christi, seinen Roman zu betrachten, um zu erkennen, wie unrecht ihm Bahr thut.

Und so geht es uns durchs ganze Buch seiner Studien: hat man an einem Stück seine Freude, so folgt gewiß ein Passus, der zum Widerspruch zwingt. Solange Bahr sich in allgemeinen Betrachtungen bewegt, ist er anziehend; aber wenn er zur Nutzanwendung kommt, dann macht er stutzig; oder auch wenn er seine allgemeine Charakteristik durch ein Citat belegen will, wie im Aufsatz über Altenberg: da wirft das abgedruckte Beispiel alles Lob, das Bahr dem Autor spendet, über den Haufen.

Trotz alledem aber gibt mir das Buch die Hoffnung, daß Bahr auch kritischer werden und eine Harmonie zwischen seiner Theorie und Praxis herstellen wird. Denn er hat kein geringes Wissen ums echte Wesen der Kunst, und es liegt in der Natur der Dinge, daß Kameraderien nicht dauernd bestehen können. Der Kritiker kann sich auf die Dauer nur an die echten Talente halten, die sein Lob auch wirklich bewahrheiten. Es stünde schlecht um die Welt, wenn die Wahrheit und Natürlichkeit nicht ihr eigenes Schwergewicht hätten und mit der Zeit alle zwängen, sich zu ihnen zu bekennen. Die Renaissance Bahr's, die er deutsam aufs Titelblatt seines Buches setzte, ist noch nicht geschehen, sondern ein frommer Wunsch geblieben.

Auf dem Fuße sozusagen ließ Hermann Bahr seiner Sammlung kritischer Aufsätze den Roman folgen; inzwischen wurde auch ein wiener Stück: „Tschaperl", von ihm im Carl-Theater aufgeführt. Alle Achtung vor solchem Fleiße. Wenn man nur mehr Freude daran haben könnte! Wenn man dem „Tschaperl" und dem „Theater", die sich beide in denselben Regionen des wiener Lebens bewegen, nur ein bischen Posie, sei es welcher Art immer, nachrühmen könnte! Aber wenn man auch das Talent Bahr's nirgends verkennen kann: warm vermag weder das Drama noch der Roman zu stimmen. Das Talent Bahr's besteht einmal im anmuthig plaudernden Stil, in der nicht gewöhnlichen Sprachkunst; sodann in der guten Beobachtung der wiener Sitten- oder vielleicht richtiger: wiener Unsittenwelt. Aus seiner nächsten Umgebung, seinem täglichen Umgang holt er sich die Modelle. Rücksichten auf persönliche Empfindlichkeit beirren ihn nicht. Wer die wiener Gesellschaft kennt, wird Blatt für Blatt merken, wen der Erzähler gemeint hat; nur sind einzelne Gestalten mehr, andere weniger porträttreu gezeichnet. Ebenso hat es Bahr im „Tschaperl" gemacht. In ganz Wien war nur davon die Rede, daß diese und diese zwei Damen, und jene bestimmten zwei Herren mit der Satire gemeint wären, aber von der Handlung des Stückes hat kein Mensch gesprochen. Auf solche nichts weniger als künstlerische Wirkungen hat es Bahr wol zunächst auch abgesehen. Im Sittenroman haben indeß solche Zeichnungen nach der Natur ihre Berechtigung, man denke an die Romane Alphonse Daudet's, vom „Nabob" bis zum „Immortel". Und man muß zur Ehre Bahr's auch ausdrücklich betonen, daß er im „Theater" nirgends unerlaubte Satire übt. Im Gegentheil: man muß es lobend anerkennen, daß er Muth und Witz in seiner Satire bekundet, denn dieser Muth steht bei der im übrigen recht schläfrig gewordenen wiener Literatur vereinzelt da. Der Bankdirector Frenkel, der es vom ungarischen Schweinehirten bis zum vielfachen Millionär gebracht hat und mit seiner Herkunft prahlt, ist eine prächtige Zeichnung; ebenso die Cognak trinkende Schauspielerin Olga, der cynische Schauspieler Marx u. s. w. Aber mit lauter Episoden macht man weder ein gutes Stück noch einen guten Roman, und über die Episodenzeichnung geht Bahr's Kraft derzeit nicht hinaus. Gerade die Hauptfigur des Romans, Mascha, die Schauspielerin, bleibt uns fremd, entschlüpft sogar immer mehr unserm Gesichtskreis. Der „Held" ist ein Schwächling nach bekannten Mustern. Der Roman „Theater", so überaus gefällig und vielversprechend er sich auch im Anfang anläßt, ist nichts als eine fortlaufende Reihe von Einzelskizzen, und das wirkt auf die Dauer ermüdend, man liest das Buch nur schwer zu

Ende. Und wenn nur Kraft und Saft wenigstens in allen Einzelzeichnungen wäre? Allein es wirkt nicht mehr blos als geistreiche Selbstironie, sondern als traurige Wahrheit, der kein Leser widersprechen wird, wenn auf der letzten Seite dieser Icherzählung der Autor das Wort selbst ergreift und über sie urtheilt:

Während er — der erzählende Träger der Geschichte — meinte, mich in die Begebenheiten seines Lebens sehen zu lassen, hatte ich das Gefühl, gleichsam nur ihre Schatten über eine graue, finstere [„finstere" auch noch? wie kann man dann noch sehen?] Wand gespenstisch huschen zu sehen. So starke, ja heftige Linien er den Menschen und den Dingen, die er schilderte, zu geben sich bemühte, so schienen sie mir doch gar keinen Körper zu haben, sondern nur so wie Schemen zu schweben. . . .

Eine nur allzu richtige Selbstkritik! Und diese Wirkung des Schattenhaften hängt damit zusammen, daß Bahr nicht Handlungen und Leidenschaften darstellen kann. Er ist wesentlich eine kritische, keine dichterische Natur.

Moritz Necker.

Lyrik.

1. Wegwarten. Deutsch-moderne Dichtung. Von René Maria Rilke und Bodo Mildberg. Drittes Heft. München und Dresden, Wegwarten-Verlag. 1896.
2. Empor. Gedichte. Von Adolf Wilhelm Ernst. Hamburg, Conrad Kloß. 1897. Gr. 8. 2 M.
3. Aus dem Märchenbuch der Liebe. Von Rudolf Herzog. Leipzig, A. Twietmeyer. 1896. Gr. 16. Geb. 3 M.
4. Passifloren. Von Gertrud Pfander. Herausgegeben von Karl Henckell. Zürich, Karl Henckell u. Comp. 1896. 12. 2 M.
5. Von Tag zu Tage. Dichtungen von Otto Roquette. Aus dem Nachlaß des Dichters herausgegeben von Ludwig Fulda. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1896. 12. 4 M.

„Wegwarten" (Nr. 1) nennen sich „zwanglos" erscheinende Hefte, die „deutsch-moderne Dichtungen" bringen. Das dritte Heft, das mir vorliegt, enthält Gedichte von Wilhelm Arent, Hans Benzmann, der leider deutsch zu schreiben verlernt — „In Stoppeln starrn die Ackertrifte" —, Martin Bölitz, ferner Gustav Falke und Jacobowski, beider Beiträge bieten echte Poesie, wie auch die der Hermine von Preuschen —, Christian Morgenstern, der es fertig bekommt, in den acht Zeilen des Gedichtes „Eine einsame Rose" das Mädchen durchaus als Masculinum zu behandeln — „Niemand, dem ich sie schenken kann, In dessen zücht'gem Busengewand Ich ihr glühendes Roth versenken kann" — und dann „Sein Herzchen". Wie kann man so von allem poetischen Gefühl verlassen sein! René Maria Rilke dagegen empfindet wirklich poetisch und ebenso Bodo Mildberg, der leider in Symbolisterei „macht". Das Bild des Umschlages ist echt modern, von unglaublicher Geschmacklosigkeit. In brutaler Größe zeigt es, ringsum abgeschnitten, den Kopf, einen Theil der Brust und ein Stück Hand eines geharnischten Mannes, mit einem Stück Lanzenschaft. Der Mann, der auf der „Wegwarte" Wacht hält, schützt leider das Heft nicht vor schlechter Poesie. Oder misverstehe ich das Symbol?

Ein werthvolles Buch ist „Empor!" Gedichte von Adolf Wilhelm Ernst (Nr. 2). Der Dichter hat das Buch „seinem lieben Weibe" gewidmet. So sind wir von vornherein sicher, daß wir nicht die ja „moderne", höchst moderne Dirnenpoesie mit eingemischtem moralischem Katzenjammer zu erwarten haben. Der Dichter ist einer von denen, welchen „es genügt Mensch zu sein". Keine Seite der Menschennatur ist in ihm verkümmert. Er hat den feinen Blick und den empfänglichen Sinn für das Naturleben, das ihm tiefe und innige Herzensempfindung warm durchathmet. So heißt es in „Sommerabend":

In meiner Brust, in meinen Sinnen
Fühl' ich, nach all dem Leid und Streit,
Die sel'ge Friedensstille rinnen
In Andacht und in Frömmigkeit.

Gelöst sind alle wirren Triebe,
Und klar vor mir die Zukunft blaut —
Das ist der Segen deiner Liebe,
Der mild auf mich herniederthaut.

Allerdings fehlen Anklänge an Bekanntes nicht ganz, so in der letzten Strophe; doch können diese zufällig sein. Von falschen Zügen ist mir nur das Ziehen der „Sommerfäden im sommerlichen Waldeszauber" aufgefallen. Hier und da ist diese Poesie ein bischen einförmig; so stehen sich „Allein" und „Sommernacht" doch gar zu nahe. Sonderbar ist in „Nächtliche Fahrt": „Des Weltengeistes Odem hört man kaum." Ernst's Liebesgedichte lassen den Pulsschlag einer reinen und schönen Sinnlichkeit fühlen, die auf ein unverdorbenes und unverzärteltes Gemüth wohlthuend wirken muß. An die Liebesgedichte reihen sich die Lieder, die der Frauenfreundschaft geweiht sind. Besonders fesselt uns im dichterischen Spiegelbilde die Gestalt eines edeln Mädchens, das einer trügerischen Liebe tapfer entsagend, sich dem Dienste der reinen Menschlichkeit weihen will. Die Welt hält diese Heldin für stolz und kalt, aber der Dichter schaut ihr ins Herz und findet dort die Liebe und das Entsagungsleid. Auf „Herz und Welt" folgt „Zeit und Welt". Ein Mensch sein, heißt ein Kämpfer sein, und so ist Wilhelm Ernst ein Kämpfer. Er dankt seinen Feinden, daß sie seinem Wollen Kraft und Schwung gegeben hätten. Er schent auch nicht ein hartes Wort:

Dann hab' ich schmerzlich schwer empfunden
Gemeinen Ekel und Verdruß,

Daß ich mit solchen feigen Hunden
Und nicht mit Menschen kämpfen muß.

Mich dünkt aber, die Herbheit eines solchen Wortes wirkt erfrischend. Verfehlt ist „Der sterbende Neid". Mit Recht verlangt Lessing, daß eine allegorische Figur in ihrem Charakter bleibe. Der Neid, der weinend in den Armen der Menschenliebe stirbt, ist ein Unding. „Das Lied vom Brot" verdiente in weiten Kreisen bekannt zu werden. Es ist eingegeben vom Geiste thatkräftiger Menschenliebe. Daß unser Dichter zu denen gehört, die zum Kampfe gegen Rom und seine Knechtungsgelüste aufrufen, versteht sich von selbst:

Sei wach, Germania!
Schon wieder stehn vor deinen Thoren
Der Jesuiten schwarze Scharen,
Gesandt vom großen Unfehlbaren,
Und ihm mit Leib und Seel' verschworen,
Und wieder möchten fromm sie weihn
Mit Bannfluch und mit Litanei'n
Dein Volk zu einer gläub'gen Heerde,
Auf daß vor lauter Heil'genschein
Dein Reich von Papstes Gnade werde —
Sei wach, Germania!

Voll echter satirischer Kraft ist der „Gesang der Streber" und der „Gesang der Gecken", die zwei Wunden der Zeit berühren.

Wie Wilhelm Ernst seine Lieder seinem Weibe widmet, so widmet sie Rudolf Herzog seiner Braut. „Aus dem Märchenbuche der Liebe" (Nr. 3) nennt er das Büchlein. Das Märchenbuch, dessen Erzählungen einst das Kind bis in seinen Schlummer begleitet hatten, vermißte er als Mann. Da legte einst Gott dem in Sehnsucht schlummerlos Daliegenden auf sein Bett ein leuchtendes Pergament:

Ich bring' dir für dein altes Buch Ersatz,
Das Märchenbuch der Liebe! Lies darin!

Niemand wird erwarten, daß ein märchenhafter Zug durch alle Lieder gehe, aber es ist doch viel Märchenzauber in dieser Poesie, wenn natürlich auch nicht alles gleich gelungen ist. Höchst anmuthig ist gleich das Lied von der lachenden Liebe:

Das Wams, das ich trage,
Zerdrückt und zerknickt,
Hat bessere Tage
Als heute erblickt.
Doch unter dem Tuche
Schlägts Herze so munter,
Als wär' zu Besuche
Ein zweites darunter.
Das fragt nach dem Wams nicht und Farbe und Alter,
Das singt unaufhörlich denselbigen Psalter:
Ich fand eine Perle im Weltgetriebe,
Im Herzen die lachende Liebe. — —

Das klingt wol an Scholarenpoesie an, doch läßt sich der Dichter zum Glück nicht zu tief ins Mittelalter ein. Es ist gefährlich, auf Julius Wolff's Pfaden zu wandeln. Das Beste ist in der Liebespoesie doch immer das Erlebte, wenn es idealisirt, das heißt, der unwesentlichen Züge entkleidet, in glücklicher Form gegeben wird, oder das Lied, dem ein Zug der Allgemeinheit eigen ist, während es doch der Hauch der Eigenart des Dichters durchweht. Die erste Gattung gelingt Herzog nicht selten gut. So im Nocturno. Es ist Winterabend, im Walde:

Da knirscht der Schnee. — Sucht seinen Lageort
Verschlaf'nes Wild, scheu durch die Felder eilend?
Ein Mensch! Von Schnee umhüllt und doch verweilend,
So stand er lächelnd lange dort.
Auf seinem Arm trug er ein junges Weib.
Die kleinen Füßchen ihre Spitzen sandten
Vorsichtig tastend aus des Röckchens Kanten,
Die weiß umschmiegten ihren Leib. — —
Die weißen Flocken fielen schwer und müd'.
Nachtstille auf den Feldern, den verschneiten.
— Da war inmitten weiter Einsamkeiten
Ein Stückchen Frühling aufgeblüht.

„Er konnt' die" im Folgenden ist freilich nicht schön. Solche Härten passen wol zu dem einerseits volksthümelnden und andererseits saloppen Tone Heine's, aber den Lyrikern anderer Richtung stehen sie schlecht zu Gesicht.

Mehr Gestalt als hier gewinnt des Dichters Liebchen in dem leicht humoristischen „Vergeblicher Aerger". Die Liebste schreibt nicht. Das ärgert den Dichter, aber:

„Weg mit dem Aerger! 's ist Weiberart."
Nur Tage — dann hängt sie auf meinem Schos,
Lacht, schwatzet und läßt mir das Haar nicht los.
Wie als Stern sie gefeiert wird allerwärts!
„Weshalb schriebst du nicht?" — „Wie? Ich schrieb dir doch, Herz?"
„Nein, sag' ich!" Da macht sie ein ernsthaft Gesicht:
„Herz, meine Liebe beschreibt man nicht."

Ich empfehle natürlich niemand, das Buch in einem Zuge durchzulesen, aber es ist recht viel Anmuthiges darin. Von den Balladen, um diese doch nicht zu übergehen, ist die beste „Frau Hilda's Todesritt". Eine heidnische Germanenfürstin bietet sich selbst dem als Preis, der ihr den Leichnam ihres gefallenen Gatten bringen würde. Alle ihre Mannen werben um den köstlichen Preis, und alle finden den Tod, und nun bricht sie selbst auf der milchweißen Stute des Todten unter die Sieger, jagt sie in die Flucht und bringt, selbst dem Tode nahe, den Leichnam ihres Geliebten zur Burg, um mit ihm vereint nach Walhalla zu reiten. Beiläufig, „zur Walhalle" macht sich nicht gut. Originell erfunden und kraftvoll ausgeführt ist „Die Entsündigung". Der Sängergreis erscheint mit einer Harfe, deren Gestell von blankem Eisen ist, vor dem gekrönten Räuber und Schänder seiner Tochter, erschlägt ihn mit dieser Harfe und bricht sich, seine Tochter im Arme haltend, mit der „entsündigten" Bahn. Besser als „entsündigt" wäre übrigens „entsühnt".

„Passifloren" nennt Karl Henckell, der Herausgeber, die edeln und tiefen Gedichte der verewigten jungen

Bernerin Gertrud Pfander (Nr. 4). Entstanden in Jahren des Leidens, in denen eine schleichende Krankheit, erst halb verborgen, dann nur zu wohl erkannt, an dem Leben der Dichterin zehrte, können sie mit Recht als Passionsblumen bezeichnet werden. Die Gedichte bedürfen übrigens keines Commentars. „Frohe Kindheit" überschreibt die Dichterin mit herber Ironie ein Lied, das, an den Ton nordischer Lieder erinnernd, beginnt:

„Unheil" — so hieß mein Vater schon,
Und meine Mutter „Wehe".
Drum seh' ich Weh' und Unheil drohn,
Wo ich nur geh' und stehe.

Und „Wahnsinn" hieß mein greiser Ahn,
Und „Siechthum" meine Ahne.
Sie haben Beid' ihr Best gethan
Zu meinem Lebensplane.

Dazu kommt noch eine Muhmen- und Gevatterschaft, die „Gier" und „Gallenbitter" heißt. Aber die Dichterin rafft sich auf:

Ich bin der allerletzte Sproß
Des unglückseel'gen Geschlechtes.
Ich raff mich auf — ich reiß mich los! —
Ich glaub', ich werd' was Rechtes.

Die Muhmen- und Gevatterschaft ist endlich gestorben und verschollen, und Gertrud betet um Vergessenheit, um „Göttermuth und Nächstenlieb' und Treue":

So wird vielleicht noch alles gut,
Und alles heil und neue!

Doch es sollte nicht sein, daß sie etwas Rechtes wird: ihre Ahne „Siechthum" läßt sie nicht los. „O ich bin krank — und kränker als ihr denkt." Und sie scheut sich nicht, ihr Leiden auch zu nennen. „Brustkrank" lautet eine Ueberschrift:

Die Brust thut mir so bitter weh,
Der Husten steigt mir rauh und hart.
Sie stehn mit Lindenblütenthee
Gar freundlich um mein Bett geschart.

Und doch glaubt sie, daß es noch mehr die Liebe sei, was sie krank mache. Vielleicht ist diese Liebe, über der der Schatten des Todes liegt, doch nur eine Episode in ihrem Leben. Gertrud Pfander scheint, als aus herb geschlossener Knospe sich die Blüte ihrer Seele entfaltet, doch eine Zeit gehabt zu haben, wo sie kein Verlangen nach einem bestimmten Gegenstande beseelte und sie wunschlos in Natur und Poesie lebte. Die erste Strophe des Gedichts „Sonnenblick" enthält zwar eine Reminiscenz aus Goethe's „Hermann und Dorothea", das sei den Reminiscenzenschnüfflern verrathen, das aber thut dem Werth des Gedichts keinen Eintrag. Das Sonnenbild, welches der, der in die sinkende Sonne geschaut hat, „im Gras und am Gemäuer, am Fußpfad und am Waldsaume" schweben sieht, wird der Dichterin ein herrliches Symbol für die Dichtung, die, einmal erfaßt, ihren Glanz über alles Leben streut. Wunderbar ist Gertrud's Blick für die Landschaft, für die malerische Natur ihrer Heimat. Ein Schweizer, Albrecht von Haller, ist es gewesen, der auf diesem Boden zuerst hat sehen lernen, ein Schweizer, Konrad Ferdinand Meyer, hat hier und da die Herrlichkeit der Gebirgswelt in wunderbar knappen Bildchen gemalt, und die Schweizerin Gertrud Pfander, die auch in Adel und Kunst der Sprache manchmal an ihren großen Landsmann erinnert, sieht die Wunder jener Landschaften mit geweihtem Dichterauge:

Von des Vorgebirges Kette
Nach den weißen Alpengipfeln
Auf dem dämmergrünen Himmel,
Zieht ein feuerfarbner Streif —

und auf dem Streife ziehen zwei wolkengebildete Löwengestalten einsam und feierlich hin. Ein anderes Lied beginnt:

Der Mond steht schweigend im Zenith,
Und draußen herrscht ein blasses Graun,
Ich will, dieweil der Schlaf mich flieht,
In diese Nacht der Helle schaun.

Es liegen in dem blassen Strahl
So See wie Gletscher mondengroß,
Die Bäume stehen blitzesfahl
Und doch gespenstisch schattenlos.

Sie sieht in dieser „Nuit blanche" — so ist das Gedicht überschrieben — etwas Unheimliches, dem Zustand ihrer Seele entsprechend:

Als kennt' seit längsten Zeiten ich
Kein Lachen und kein Weinen mehr,
So ehern kommt es über mich
Und so entsetzlich gnadenleer.

Und daß es kalt ans Herz mir greift,
Da ist die Liebe schuld daran,
Die Lieb', die mich ins Elend schleift,
Und die nicht Gnade finden kann.

Eine nicht glückliche Stimmung ist es, der das verregnete Rhônethal entspricht:

Aus der nassen Wolke trieft es
Nieder auf die nassen Bäume;
Von den nassen Bäumen klatscht es
Nieder auf die nassen Pfade.
Undurchdringlich grauer Schleier
Säumt den Hügel, hängt am Gletscher,
Sperrt das Thal und hemmt den Ausblick
In des Spätherbsts düstern Zauber.

Beiläufig: wie glücklich ist hier die Wahl der reimlosen Strophe! — Das Gedicht schließt:

Elend über alle maßen,
Rastlos und doch ruhbedürftig,
Ist Gewinn mir nur — Vergehen,
Und mein letzter Wunsch — Vernichtung,

Aber nein; es ist nicht ihr letzter Wunsch. Sie wandelt zuletzt den „Kreuzweg", ihre Laute sinkt nieder zu den Füßen des Gekreuzigten. „Gegen den Strom" endigt:

Ob mich rasend treib' der Strom,
Hemm' mich keines, halt' mich keiner!
Laßt mich gehen! Dort am Dom
Steht mein Herr — und — wartet meiner.

Ludwig Fulda hat aus Otto Roquette's Nachlaß eine große Anzahl von Dichtungen herausgegeben unter dem Titel „Von Tag zu Tage" (Nr. 5). Schwerlich hat jemand erwartet, daß ein so reicher Schatz zu heben sei. Denn von einem Schatze darf man wol sprechen, angesichts so vieler nach Form und Inhalt gleich vollendeter Poesie, die uns das Buch bietet. Aber schon ehe wir zu dieser selbst kommen, fühlen wir uns Fulda verpflichtet, der in der Einleitung uns mit gewohntem Feinsinn und liebevollem Verständniß ein Bild des Menschen und Dichters gibt. Roquette hat ein Schicksal gehabt, wie es nur ein deutscher Dichter haben kann. Er war glänzend und erfolgreich mit „Waldmeisters Brautfahrt" in die Oeffentlichkeit getreten, und war und blieb nun, er möchte schaffen, was er wollte, für das Publikum und für die Mehrzahl der Kritiker „der Dichter von «Waldmeisters Brautfahrt»". Die stumpfen Geister ignorirten die Entwickelung, das Fortschreiten des Dichters vollkommen, und sein früher Ruhm ward ihm so, statt zum Segen, zum Fluche. Man kann es Roquette nachfühlen, wie bitter er das empfand. Aber es ehrt ihn um so mehr, daß er, der so ungerecht Behandelte und dabei auch in materieller Beziehung vom Schicksal nichts weniger als Begünstigte, wenn er sich auch von der Gesellschaft abwandte, doch die wärmste Menschenliebe im Herzen bewahrte, in der Jugend, die ihm anvertraut war, jeden Keim des Guten sorglich pflegte und auch außerhalb dieses Kreises jedem wachsenden Talent die uneigennützigste Förderung zutheil werden ließ. Das bezeugt Fulda mit schöner Dankbarkeit.

In dem Buche gehen die „Lieder in allerlei Tönen" voran. Sie gehören nicht nur zu dem Besten, was der Lyriker Roquette geschaffen hat, sondern können in der Vollendung, mit der sie wahre Empfindung in ruhiger, abgeklärter Schönheit geben, geradezu classisch genannt werden. Ich wähle auf gut Glück eine Probe, wobei mich nur die Rücksicht auf die Länge leitet:

Von zweier Augen Tiefe,
Von holdem Druck der Hand,
Als ob ein Glück dich riefe,
O Herz, bist du gebannt?
Du kannst noch einmal schwanken,
Und weißt, was muß geschehn —?
Wend' ab, wend' ab die Gedanken,
Die gar zu hoch dir stehn!

Du hofft, was Menschen bindet,
In seliger Ungeduld,
Doch was dich überwindet,
O Herz, es wird zur Schuld!
Und da vor Lebensschranken
Dir Wunsch und Glück vergehn,
Wend' ab, wend' ab die Gedanken,
Die gar zu hoch dir stehn!

Unter den „Vermischten Gedichten" wird „Geistergrüße" auf Gemüther, die für den Adel der Wahrheit glühen, besonders wirken, denn es enthält eine Verherrlichung von David Strauß. Eine Anzahl von Gedichten ist von Roquette unter dem einigermaßen willkürlichem Namen „Satyrspiele" zusammengefaßt. Besonders gefällt mir hier das „Lob des Philisters", das den Kern des Philisterwesens trifft. Es heißt hier unter anderm:

Denn das Andre, Fremde, Neue
Ist verhaßt mit Grimm und Glut.
Gib dich, heißt es, und bereue!
Schrecklich ist Philisterwuth.
Merke, was von Spatzenbanden
Dem Canarienvetter droht:
Beißt ihn! Jagt ihn ganz zu Schanden!
Er ist anders, hackt ihn todt.

Die Unterstreichung rührt von mir her. Köstlich ist „Die Hausgeister". Die drei Hausgeister sind Herr Leichtsinn, Frau Vernunft und, der beste, Freund Humor, der alles ins Gleiche bringt. Nun kommt die Abtheilung, die dem ganzen Buche den Namen gegeben hat: „Von Tag zu Tage", Spruchverse enthaltend. Von diesen theilte ich gern viele mit, aber ich möchte den zugemessenen Raum nicht zu sehr überschreiten. So sei es mit einem genug:

„Bescheide dich!" Das dümmste Wort,
Des Lebens beste Kraft zu quälen!
Nein, fordre kühn und stürme fort,
Im Wollen Kraft und Geist zu stählen.

Eine nicht geringe Meisterschaft zeigt Roquette in den „Erzählungen in Versen", die alle vier gleich vortrefflich sind. Eine von diesen, „Der Teufel auf Urlaub", ist sozusagen eine Parallelgeschichte zu A. Bartel's „Dummem Teufel", wenn auch die Satire weniger ätzend ist. Otto Roquette's Teufel will die Liebe kennen lernen, macht aber böse Erfahrungen. Am Schlusse steht das fünfactige Schauspiel „Lanzelot", von dem Fulda mit Recht urtheilt, es sei die anmuthigste und frischeste von allen Gaben, die Roquette uns auf dramatischem Felde verliehen habe.

Adolf Brieger.

Feuilleton.

Die „Wissenschaftliche Erkenntniß und sittliche Freiheit. Sammlung von Vorträgen und Abhandlungen (vierte Folge), von Wilhelm Förster, Geh. Regierungsrath, Professor an der Königlichen Universität und Director der Königlichen Sternwarte zu Berlin" (Berlin, Ferdinand Dümmler, 1896) schließt sich an die 1890 erschienene dritte Folge von Vorträgen des Verfassers

an und umfaßt die Zeit von 1890 bis 1895. Es sind zwanzig Vorträge, die sich nach zwei Richtungen unterscheiden lassen. Ein Theil davon ist allgemeiner Natur und darauf berechnet, die Bestrebungen der Deutschen Gesellschaft für ethische Cultur gegen ihre mannichfachen Gegner zu vertheidigen. Der erste Vortrag: „Ueber Denkfehler", beansprucht ganz allgemeine Bedeutung. In näherer oder entfernterer Verbindung mit den Bestrebungen der genannten Gesellschaft stehen folgende Vorträge: „Rede bei der Begründung der Deutschen Gesellschaft für ethische Cultur", October 1892; aus dem Jahre 1894: „Die Anfänge eines neuen socialen Geistes"; „Die Stellung der ethischen Bewegung zu den religiösen Bedürfnissen und Bewegungen"; „Das neue Denken in der Frauenfrage"; „Die Sammlung und Sichtung thatsächlicher Feststellungen, betreffend die Zustände auf dem Gebiete der Rechtspflege, der Armen- und Waisenpflege, der Fürsorge für verwahrloste Kinder sowie der Gesittungs- und Gesundheitspflege im weitesten Sinn"; aus den Jahre 1895: „E pur si muove"; „Die Verständigung der Culturvölker"; „Religion und Frömmigkeit"; „Zur Verständigung über die Irrungen der Umsturzgesetzgebung". Die übrigen Vorträge bewegen sich auf dem fachwissenschaftlichen Gebiete des Professor Förster, sind aber nach Form und Inhalt genußreich für jeden Gebildeten. Wir nennen von ihnen: „Die Ausbreitung der astronomischen Thätigkeit auf der Erde"; „Die Erforschung der obersten Schichten der Atmosphäre"; „Ueber die Stellung der Astronomie im Universitätsunterricht"; „Zur Entwickelungsgeschichte der berliner Sternwarte"; „Ueber das Zusammenwirken von Bessel, Encke und Alexander von Humboldt unter der Regierung Friedrich Wilhelm's III.". Wir beschränken uns hier auf die erste Reihe der Vorträge, welche der Verfasser im Interesse der Gesellschaft für ethische Cultur, in der er eine hervorragende Stellung einnimmt, gehalten hat. Die leitende Idee dieser Gesellschaft ist die sogenannte unabhängige Moral oder Ethik, die wesentlich auf Grundgedanken Kant's fußt, dessen Moral keinen metaphysischen Untergrund hat. Die Ethik ist ihr ein Product a priori gesetzter autonomer sittlicher Pflichten. Von diesem Gesichtspunkt aus sind Förster's Vorträge zu beurtheilen, und man kann in ihnen manches Gute anerkennen, ohne diesem Grundgedanken beizupflichten. Die Angriffe gegen die Gesellschaft für ethische Cultur sind mitunter, wie man aus den Ausführungen des Verfassers ersieht, sehr heftig. So wendet er sich in dem Vortrage „Die Stellung der ethischen Bewegung zu den religiösen Bedürfnissen und Bewegungen" gegen den Herausgeber einer Zeitschrift: „Die Religion des Geistes", Dr. Eugen Heinrich Schmitt, der in dem ersten Heft derselben einen Aufsatz veröffentlicht hat unter dem Titel: „Warum ist eine religiöse Bewegung Nothwendigkeit?" Diesen Aufsatz bezeichnet Schmitt selbst als „ein Wort an die Gesellschaft für ethische Cultur", und schreibt darin: „Wer Europa zu einem China machen will, der schließe sich den Gesellschaften für ethische Cultur an." An einer andern Stelle (die verletzendsten Angriffe übergeht Förster) heißt es: „Der Frevel einer ungeheuren Lüge stinkt gen Himmel, und über den Leichnam dieser verwesenden Religion der Vergangenheit wirft die ethische Bewegung ihre Lügendecke, um ihn vor der Welt zu verhüllen." Wir sind nicht Mitglied einer Gesellschaft für ethische Cultur, erkennen jedoch jedes ernste ethische Streben an. Ein solches ist dem Verfasser der in Rede stehenden Vorträge eigen, und weil er dieses Streben mit Mäßigung, in klarer, abgerundeter Form und mit Sachkenntniß verficht, wird auch der Gegner mit Interesse von seinen Ausführungen Kenntniß nehmen.

— Auf drei deutschen Aerztetagen sprach sich die Majorität der Anwesenden für die freie Aerztewahl bei Krankenkassen aus, die sowol dem Interesse der Kranken als auch der Würde der Aerzte am meisten entspricht, wie des nähern in dem Schriftchen „Die freie Aerztewahl bei den reichsgesetzlichen Krankenkassen" (Berlin, Schall u. Grund, 1896) von Joh. Grosse ausgeführt wird. Unwürdig ist es doch z. B., wenn in Berlin pro Kopf und Einzelleistung dem Arzte siebzehn Pfennige, in Wahrheit aber gar nur zehn bis elf Pfennige gezahlt wird, seitens der Kasse! Energisch wird der so oft gehörte Vorwurf entkräftet, als ob durch freie Aerztewahl die Kasse mehr belastet und das Simulantenwesen befördert würde. Das Gegentheil tritt ein, und eine sehr große Krankenkasse in Berlin will in diesem Jahre die freie Aerztewahl einführen. Diesem System gehört zweifelsohne die Zukunft an.

— Von Wilhelm Hauff's Erzählungen ist wol die romantische Sage aus der würtembergischen Geschichte: „Lichtenstein", noch jetzt die beliebteste und gelesenste. In zahlreichen Ausgaben in allen Formaten, mit und ohne Illustrationen ist sie verbreitet. Auch die von dem Verlag von Greiner u. Pfeiffer in Stuttgart veranstaltete Ausgabe, die von Faumann illustrirt, in hübschem Einbande zum Preise von drei Mark sich wohl als Geschenk eignet, scheint sich Freunde erworben zu haben, wie das Vorliegen einer zweiten Auflage beweist.

Bibliographie.

Brandenfels, Hanna, Ein Meteor. Roman. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong u. Comp. 8. 3 M. 50 Pf.

Brunnhofer, H., Rußlands Hand über Asien. Petersburg, Typ. Actien-Gesellschaft. Gr. 8.

Busolt, G., Griechische Geschichte bis zur Schlacht bei Chaeroneia. Band III, Theil I. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 10 M.

Claretie, J., Die Million. Pariser Roman. Zwei Theile. Deutsch von E. Bransewetter. Leipzig, R. Friese. Gr. 8. 6 M.

Daudet, E., Die Italienerin. Roman. Deutsch von L. Wechsler. Leipzig, R. Friese. 8. 4 M.

Duhm, B., Die Entstehung des Alten Testaments. Freiburg i. Br., Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). Gr. 8. 60 Pf.

Eimer, M., Gedichte. Straßburg i. E., Fritz Schlesier. 8. 1 M.

Grimme, F., Geschichte der Minnesänger. Erster Band: Die rheinisch-schwäbischen Minnesänger. Paderborn, Ferdinand Schöningh. Gr. 8. 6 M.

Herbst's, W., Hilfsbuch für die deutsche Literaturgeschichte. In siebenter Auflage vollständig umgearbeitet von E. Brenning. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 2 M.

Hölderlin's gesammelte Dichtungen. Neue durchgesehene Auflage von B. Litzmann. Zweiter Band. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 8. Geb. 1 M.

Kaufmann, M., Heinrich Heine's Liebestragödien. Zürich, Verlag von „Stern's literar. Bulletin der Schweiz". Gr. 8. 1 M. 10 Pf.

Knorre-Dargitz, Margarethe von, Der Sträfling. Sibirisches Sittengemälde. Zürich, Verlag von „Stern's literar. Bulletin der Schweiz". Gr. 8. 1 M. 10 Pf.

Louys, P., Aphrodite. Ein antikes Sittenbild. Autorisirte Verdeutschung. Budapest, G. Grimm. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Meisterwerke der zeitgenössischen Literatur. Herausgegeben von Lothar Schmidt. Zweiter Band. Breslau, L. Frankenstein. 8. 50 Pf.

Pfister, A., Kaiser Wilhelm I. Sein Leben und Wirken. Neue Ausgabe. Vierte Auflage. Stuttgart, W. Kohlhammer. Gr. 16. 1 M.

Schultheß' europäischer Geschichtskalender. 1896. Herausgegeben von G. Roloff. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. Gr. 8. 8 M.

Schwieger, P., Der Zauberer Virgil. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Seidel, A., Goldene Worte der Hohenzollern. Berlin, Schall u. Grund. 8. 5 M.

Sell, K., Philipp Melanchthon, der Lehrmeister des protestantischen Deutschland. Freiburg i. Br., Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). Gr. 8. 70 Pf.

Sturmhoefel, Illustrirte Geschichte der sächsischen Lande und ihrer Herrscher. Heft 1 und 2. (Vollständig in 40 Heften.) Chemnitz, H. Stamm. Gr. 8. Jedes Heft 50 Pf.

Weddigen, O., Epische Dichtungen. Gesammtausgabe. Zweite Auflage. Leipzig, Robert Friese. Gr. 8. 2 M.

— — Gedichte. Gesammtausgabe. Zweite Auflage. Leipzig, Robert Friese. 8. 3 M.

Wegener, F., Schiller's Lied von der Glocke. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 80 Pf.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von **F. A. Brockhaus** in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

HARAR.

Forschungsreise nach den Somal- und Galla-Ländern Ost-Afrikas.

Von

Dr. Philipp Paulitschke.

Nebst Beiträgen von

Dr. Günther Ritter von Beck, L. Ganglbauer und **Dr. Heinrich Wichmann.**

Mit 50 Abbildungen, 1 Tafel und 2 Karten.

8. Geh. 15 M. Geb. 17 M.

Die unter der Leitung von Dr. Kammel von Hardegger und Professor Dr. Paulitschke unternommene österreichische Expedition führte nach Harar, der bedeutendsten Handelsstadt auf dem geheimnissvollen Osthorn Afrikas. Vom Golf von Aden durch eine weite, von den blutgierigen Somal durchzogene Wüste getrennt, sind diese gegenwärtig Abessinien unterworfenen Theile Afrikas, die fruchtbaren Gallaländer, berufen, in der Geschichte europäischer Colonisation noch eine grosse Rolle zu spielen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Werke von Ferdinand Gregorovius.

Wanderjahre in Italien. Fünf Bände. 8. Jeder Band geh. 5 M. 50 Pf., geb. 6 M. 50 Pf.

I. Figuren, Geschichte, Leben und Scenerie aus Italien. Achte Auflage. — II. Lateinische Sommer. Siebente Auflage. — III. Siciliana. Wanderungen in Neapel und Sicilien. Siebente Auflage. — IV. Von Ravenna bis Mentana. Fünfte Auflage. — V. Apulische Landschaften. Dritte Auflage.

Kleine Schriften zur Geschichte und Cultur. Drei Bände. 8. Jeder Band geh. 5 M. 50 Pf., geb. 6 M. 50 Pf.

I. Inhalt: Sardes. — Hat Alarich die Nationalgötter Griechenlands zerstört? — Mirabilien der Stadt Athen. — Aus der Landschaft Athens. — Die Münzen Alberichs, des Fürsten und Senators der Römer. — Gumppenbergs Bericht vom Sacco di Roma. — Römische Bürgerbriefe seit dem Mittelalter.

II. Inhalt: Eine Weltchronik in Bildern. Mit 1 Tafel. — Die beiden Erivelli, bairische Gesandte in Rom im 17. Jahrhundert. — Neues Leben in Corsica. — Die Brüder von Humboldt. — Fünf Tage vor Metz. — Segesta, Selinunt und der Mons Eryx. — Der Umbau Rom's.

III. Inhalt: Die Villa Malta in Rom und ihre deutschen Erinnerungen. — Der Hegelianer Augusto Vera. — Clemens August Alertz. — Zwei wieder auferstandene antike Figuren von Erz. — Die Villa Rouzaud. Ein Musensitz der Gozzadini von Bologna — Das Urkundenbuch der Stadt Orvieto. — Das Bourbonenschloß Caserta. — Die Abruzzen. Ihre Geschichte und ihre Kunstdenkmäler. — Passionsspiele: I. Das römische Passionsspiel im Mittelalter und in der Renaissance. II. Das deutsche Passionsspiel in Tirol. — Die großen Monarchien oder die Weltreiche in der Geschichte.

Euphorion. Eine Dichtung aus Pompeji in vier Gesängen. Sechste Auflage. 8. Geh. 2 M. 40 Pf. Eleg. cart. 3 M.

Illustrirte Prachtausgabe mit Original-Compositionen von Theod. Grosse. Zweite Auflage. 8. Eleg. cart. 7 M.

Silhouetten zu Gregorovius' Euphorion von Marie Rehsener. Fol. In Mappe 6 M.

Athenaïs. Geschichte einer byzantinischen Kaiserin. Dritte durchgearbeitete Auflage. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.

Die Grabdenkmäler der Päpste. Marksteine der Geschichte des Papsttums. Zweite neu umgearbeitete Auflage. 8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

Die Insel Capri. Idylle vom Mittelmeer. Zweite Auflage. 8. Cart. 1 M. 80 Pf.

Korfu. Eine ionische Idylle. Zweite Auflage. 8. Cart. 1 M. 80 Pf.

Gedichte. Herausgegeben von A. F. Graf von Schack. 8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

Lieder des Giovanni Meli von Palermo. Aus dem Sicilianischen von Ferd. Gregorovius. Mit einer geschichtlichen Skizze der poetischen Nationalliteratur Siciliens. Zweite verbesserte Auflage. 8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Volz. **Unsere Kolonien:** Land und Leute. Mit 71 Abbildungen und 2 Karten. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M. 50 Pf.

„Die Lösung des Weltenrätsels"

„Sein und Schein", „Der Urgrund des Daseins", diese drei Bücher zus. 1300 Seiten Umf. Preis 10 M., für der. krit. Abh. ein **Preis v. Tausend Mark** ausgesetzt worden, sind erschienen im Verlage von **Greßner u. Schramm** in **Leipzig.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Teatro italiano.

Für den Unterricht im Italienischen herausgegeben von **G. Locella.**

Jedes Bändchen 60 Pf.

1. **Giacosa, G.** Acquazzoni in montagna. Commedia in due atti. Zweite Auflage.
2. **Gozzi, C.** Turandot, Principessa chinese. Fiaba tragica.
3. **Fambri, P.** Il Caporale di settimana. Commedia in tre atti.
4. **Gherardi del Testa.** L'oro e l'orpello. Commedia in due atti. Dritte Auflage.
5. **Bersezio, V.** Una bolla di sapone. Commedia in tre atti. Zweite Auflage.
6. **Carrera, V.** La Quaderna di Nanni. Commedia in tre atti.

Diese Sammlung beliebter italienischer Theaterstücke, die zum Uebersetzen ins Deutsche eingerichtet und mit erklärenden Anmerkungen versehen sind, erfreut sich in den Kreisen der Lehrer und der Studirenden grosser Beliebtheit.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Briefe an Johanna Motherby

von

W. von Humboldt und E. M. Arndt.

Mit einer Biographie Johanna Motherby's und Erläuterungen herausgegeben von

Heinrich Meisner.

Nebst einem Porträt.

8. Geh. 3 M. 50 Pf. Geb. 4 M. 50 Pf.

Diese zum ersten male veröffentlichten Briefe bieten einen wichtigen Beitrag zur Charakteristik W. von Humboldt's und Arndt's, insbesondere des letztern, dessen Thätigkeit während der Befreiungskriege, Familien- und Seelenleben sie vorführen. Die vertraute Freundin beider, Johanna Motherby, deren Biographie nebst einem Porträt gegeben wird, tritt hiermit in den Kreis der berühmten Frauen zu Anfang dieses Jahrhunderts.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig (Querstr. 16).

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer.
Preis vierteljährlich 7 M. 50 Pf.,
jährlich 30 M.

Nr. 15.

Leipzig,
8. April 1897.

Inhalt: Aus den Kreisen Fritz Reuter's. Von J. Wychgram. — Bismarck-Literatur. Von Konrad Sturmhoefel. — Neue Erzählungsliteratur. Von Ludwig Jacobowski und Robert Lange. — Wilhelm Jensen als Dichter. Von Theodor von Sosnosky. — Russische Literatur. Von Bernhard Münz. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Aus den Kreisen Fritz Reuter's.

Nachdem das Interesse für die Dichtungen unsers großen Humoristen die breiten Schichten der Gebildeten in ganz Deutschland ergriffen hat, ist es ganz natürlich, daß mehr und mehr auch seiner Person sich die allgemeine Theilnahme zuwendet, und daß man auch die Perioden seines Lebens kennen zu lernen sucht, die nicht unmittelbar mit dem Trauerspiel der Verurtheilung und Gefangenschaft zusammenhängen. Dieses biographische Interesse scheint gegenwärtig ungemein stark zu sein; dafür zeugt sowol die Zahl der in den letzten Jahren erschienenen Bücher, als auch der Erfolg, den sie offenbar gehabt haben. Die eine der von uns anzuzeigenden Schriften hat sogar nach Jahresfrist eine zweite Auflage erlebt.

Im vorigen Frühjahr haben wir unsere Leser auf die beiden bei Westermann erschienenen Bände aufmerksam gemacht, die die bisher unveröffentlichten Briefe Reuter's an seinen Vater enthalten. Das Schwergewicht dieses Buches liegt in der Kunde, die es uns von dem eigenthümlichen Verhältniß von Vater und Sohn gibt, und in den neuen Mittheilungen besonders über die jenenser Zeit und über die Festungszeit. Die beiden Bücher des unermüdlichen Gaedertz*) umfassen das ganze Leben Fritz Reuter's; sie wollen aber beide keine Biographie sein, sondern nur Vorarbeiten dazu; sie ordnen ihren Stoff chronologisch, aber bisher Veröffentlichtes als bekannt voraussetzend, füllen sie nur Lücken unserer Kenntniß aus. Trotzdem lesen sie sich auch im Zusammenhange gut, und der Verfasser hat es verstanden, auch dem scheinbar Unwichtigen Interesse zu verleihen, indem er es in beständige Beziehung zu dem Menschen, zu dem Charakter setzt. Dazu kommt, daß Gaedertz eine tiefe Verehrung für Reuter im Herzen hegt, und daß dieses Gefühl überall wohlthuend durch den Bericht der Thatsachen hindurchleuchtet. Wie seinen schönen „Geibel-Erinnerungen", so gibt er auch diesen Sammlungen den warmen belebenden Hauch des Persönlichen, der je länger je mehr uns den Gegenstand und den Autor lieb und werth macht.

Der erste Band der Veröffentlichung, der er wol nur aus einer gewissen Verlegenheit den etwas ungelenken Titel gegeben hat, nachdem mit den „Reuter-Studien" und „Reuter-Reliquien" die Zahl der kürzern Titel erschöpft schien, liegt in zweiter Auflage vor. Der Text ist nicht wesentlich bereichert worden, da ja für alles neu Hinzugekommene der zweite Band mehr Platz bot, wol aber sind die interessanten Bilder nicht unbeträchtlich vermehrt. Nach Bildern des schweriner Malers Schloepke werden uns vier Porträts Reuter'scher Freunde gegeben; die Mappen von Ludwig Pietsch spendeten noch den Kopf des aus der „Stromtid" bekannten „Zimmerling Schulz". Von größtem Werthe ist das von Reuter selbst gefertigte Bild des Oheims Ernst Reuter, Pfarrers zu Jabel, der auf das Leben des Dichters so großen und wohlthätigen Einfluß geübt hat. Auch die Züge „Dörchläuchtings", des Herzogs Adolf Friedrich IV., werden gewiß mit Antheil betrachtet werden; das Oelgemälde, nach dem sie wiedergegeben sind, hing in Reuter's Studirzimmer. Und auch in dem Bilde der gemeinschaftlichen Grabstätte von Fritz und Luise Reuter sehen wir eine werthvolle Gabe.

Das größte Interesse wird aber gegenwärtig der zweite Band, die „zweite Folge", wie Gaedertz ihn nennt, erwecken. Hier ist alles neu, und gleich mir wird die ganze große Reuter-Gemeinde dem Verfasser von ganzem Herzen Dank wissen. Welch ein Reichthum schon an Bildergaben! Ich kann sie nicht alle aufzählen, die merkwürdigen Porträts und Zeichnungen.

*) Aus Fritz Reuter's jungen und alten Tagen. Von Gaedertz. Mit zahlreichen Abbildungen. Zweite Auflage. Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchhandlung. 1896. Gr. 8. 3 M.

Dasselbe. Zweite Folge. Ebd. 1897. Gr. 8. 3 M.

Zum ersten mal sehen wir die Züge des Vaters, die der Sohn aus der Erinnerung nachbildete, strenge, fast herbe Züge, wie sie zu dem geistigen Bilde stimmen, das die Briefe in uns hinterlassen haben; wir sehen den friedländer Gymnasiasten, der mit künstlerischem Stift sich selber zu porträtiren verstanden hat; den frühen Trieb zu dieser Kunst zeigen uns auch die zahlreichen in Friedland und Parchim entstandenen Skizzen; und dankbar sind wir der Zeichenkunst des Dichters, weil wir ihr es verdanken, daß wir nun die Personen, die in Leben und Dichtung so große Rollen gespielt haben, von Angesicht erblicken dürfen: Horn und Zehlicke, Oberstlieutenant von Bülow und seine ganze Familie, Pastor Augustin und Levi Josephi, Fritz Peters und die Seinen, ja wir wissen nun sogar, wie Bräsig's beide „Druwäppels", Lining und Mining, ausgesehen haben!

Aber die Hauptsache ist doch der Text. Während in dem ersten Bande die eisenacher Zeit einen größern Raum einnimmt (68 von 162 Seiten), beschäftigt sich der zweite ganz vorwiegend mit der Lebenszeit vor der Uebersiedelung nach Eisenach — und enthält zur Kenntniß der dann folgenden Jahre nur wenige, wenn auch merkwürdige Nachträge. Die Jugendjahre Reuter's bedürfen noch mancher Aufhellung; was Gaedertz bietet, ist werthvoll. Wir erfahren, daß die Zeit auf dem friedländer Gymnasium denn doch für Reuter nicht so bedeutungslos und so unangenehm gewesen ist, wie man früher wol angenommen hat. Hier übte sich in dem fröhlichen Kreise anhänglicher Schulkameraden sein Erzählertalent; der Verfasser dieser Zeilen hat den Medicinalrath Dr. Goeden noch anschaulich erzählen hören, wie Reuter mit ihm und andern sich unter den schattigen Bäumen am herrlichen Wall lagerte und nun die eben gelesenen Romane Scott's wiedererzählte, daß alles, Schularbeiten und Abendessen, darüber vergessen wurde. Auf Goeden gehen auch zweifellos die Nachrichten zurück, die Gaedertz von „Mitgliedern der Familie Bossart" erhalten hat; es muß hier doch wol ein Irrthum sich eingeschlichen haben: von der Familie Bossart in Friedland ist meines Wissens niemand alt genug, um sich Reuter's zu erinnern. In Friedland erwarb Reuter die Neigung zum Turnen und Schwimmen und die Fertigkeit darin, die nachher den „Treptusen" so förderlich werden sollte. In Friedland endlich traten ihm zuerst die patriotischen Ideen nahe, deren gefeierter Vertreter Karl Horn, Stifter der deutschen Burschenschaft, damals in Friedland Prorector war. Freilich, ein guter Schüler ist er hier nicht gewesen; dazu waren die nach der Stille des Aelternhauses auf ihn eindringenden Einflüsse zu stark, und es scheint, daß er alles aufgeboten hat, um der eigenen Erprobung des Spruches zu entgehen, der das alte friedländer Gymnasium ziert: „Multa tulit fecitque puer sudavit et alsit."

Man kann über ein Buch wie dieses, das sich aus einer großen Fülle von Einzelthatsachen zusammensetzt und eine Materialsammlung für eine künftige abrundende Biographie sein will, schwerlich noch ein weiter gehendes Urtheil fällen, als daß man es reich, anregend, inhaltlich werthvoll und zuverlässig nennt. Es mag darum gestattet sein, statt eines solchen Urtheils — es würde nur eine Umschreibung jener Eigenschaften enthalten — einige Berichte hier anzuführen, die uns als besonders interessant erschienen sind. Der eine betrifft das Verhältniß Reuter's zu der Familie des Commandanten von Dömitz, Oberstlieutenant von Bülow. Wer gedächte nicht dessen, was Reuter selbst uns aus dieser Zeit seiner „Gefangenschaft" erzählt hat. Das Haus seines Kerkermeisters wurde ihm sozusagen eine zweite Heimat: „Ick hadd dat so gaud as Kind in den Huf'." Gaedertz hat aus dem Munde der jüngsten Tochter des Hauses die einzelnen Züge des Idylls vernommen, in dem der Dichter hier gelebt hat; und wir erfahren, daß es sogar eine rosige Herzensangelegenheit war, die ihm die Erinnerung an Dömitz zeitlebens liebgemacht hat: er liebte die schöne Tochter Frida von Bülow. Es muß ein Mädchen von wunderbarer Anmuth gewesen sein; das deutet sogar das offenbar wenig gelungene Pastellbild von Reuter's Hand noch an, das zu Seite 40 beigegeben ist. Einst, als der Gefangene mit ihr allein war, sank er vor ihr auf die Knie und erklärte ihr seine Gefühle. In diesem Augenblick trat der Vater ein, und es gab eine heftige Scene. Wochenlang blieb dem jungen Manne das Haus verschlossen, bis ein Zufall es ihm wieder erschloß: er beugte durch seine Entschlossenheit einem Brandunglück vor. Köstlich ist die Form, in der der alte Bülow, der sich im stillen schon lange nach dem gewohnten Schachgenossen gesehnt haben mochte, seinen Frieden schloß. „Na, hören Sie mal, Herr Reuter! Sie sind nun unser Retter, dafür danke ich Ihnen; aber nun will ich Ihnen noch was sagen, Sie sind nicht der Ritter meiner Töchter, denn dafür danke ich auch. Na ja! ich will das vergessen; aber nun schreiben Sie mau mal das en bischen auf, was ich Ihnen nun dictire: «Ich Endesunterzeichneter erkläre hiermit, daß die Töchter des Herrn Commandanten, Oberstlieutenant von Bülow, mir von jetzt an alle gleichgültig sind. Friedrich Reuter, stud. jur., Staatsgefangener auf der Festung Dömitz.»" So etwas ließ sich nun zwar nicht commandiren, und gleichgültig sind die Töchter ihm nicht gewesen, am wenigsten Frida. Es scheint, daß auch sie für den Dichter eine tiefere Neigung gehabt hat; und die Freude, als endlich die Thore der Festung sich aufthaten und die goldene Freiheit winkte, war gemischt mit dem tiefen Schmerze zweier Menschen, daß sie einander nicht angehören konnten. Reuter hat die Bülow'schen Töchter, als sie nach des Vaters Tode in Schwerin lebten, noch öfters besucht, aber immer war Frida nicht anwesend; sie hat Reuter nie wiedergesehen, aber nach seinem Tode ist sie allein hinausgezogen nach Eisenach und hat Blumen auf dem Grabe des Geliebten niedergelegt. Dieses Stück Herzensgeschichte gehört zu den werthvollsten Stücken aus dem neuen Buche.

Das andere Stück, das mir nicht minder werthvoll erscheint, ist ganz anders geartet; es sind einige Briefe, die Reuter einem Neffen, dem Kaufmannslehrling Fritz Henning, geschrieben hat und die uns den ganzen prächtigen Menschen mit seinem tiefen Antheil an fremdem Geschick, seinem einfachen, treuherzigen Wesen, seinen reinen Grundsätzen zeigen. Gaedertz meint, man könne über diese Briefe setzen: „Reuter als Erzieher", und sie sollten in keinem deutschen Schullesebuche fehlen; er hat recht. Jeder junge Mann, der Schwankungen in der Lebensführung durchmacht, sollte diese Worte lesen, in denen sich Derbheit, Humor, Ernst und Güte in herrlicher Weise mischen. „Wer hat denn von Deiner unglücklichen Lehrzeit mehr Qual gehabt, Du oder Deine arme Stiefmutter, die bei kränklichem Körper von Morgen bis Abend für Euch, Kinder, sorgen muß, während Du mit großen Rechnungen und feinen Glacéhandschuhen in Güstrow, wie ich zu meinem innersten Verdruß von anderer Seite hören mußte, herumparadirt hast? Ist das recht, die Güte einer so milden Frau unter den bestehenden Verhältnissen und in dieser Weise zu benutzen? — Und Dein Stolz, mein Sohn? — Sei stolz, in Gottes Namen, sei stolz! Aber nicht auf das, was Du einst werden und thun willst, was wir andern Menschenkinder bloße «Eitelkeit» benennen, sondern auf das, was Du geworden und gethan hast. — Daß Du Deinen Vormund einen Schafskopf nennst, mir gegenüber, der ich ihn kenne, und als guten Menschen kenne, ist eine Roheit, die ich Deiner Gutmüthigkeit nicht zugetraut hätte; und wenn Du mir jetzt gegenüberständest, wollte ich Dir nach mecklenburgischer Manier ganz anders antworten." Und hinzu setzen wir den Schluß eines andern Briefes: „Hebe diesen Brief auf, mein lieber Junge, und lies ihn öfter; er ist recht von Herzen gut gemeint; und in spätern Jahren, wenn Du seine Rathschläge befolgt hast, wird er Dir mehr Freude machen als augenblicklich. Das liegt in der Natur aller solcher Rathschläge. . . ."

Weil es sich nun gerade so gibt, daß wir von Fritz Reuter's thatkräftiger Theilnahme an andern sprechen, so wollen wir hier noch ein anderes Buch anzeigen, das mittelbar auch diesem Zuge des Dichters seine Entstehung verdankt, wenn es auch keins seiner eigenen Bücher ist. Wer Gaedertz' „Fritz Reuter-Studien" gelesen hat, wird sich daraus des merkwürdigen Abschnittes entsinnen: „Reuter und Annmariek Schult." Alwine Wuthenow, geborene Balthasar, eine plattdeutsche Dichterin von ganz hervorragender Bedeutung, war eine unglückliche Frau, geistige Umnachtung riß sie aus dem Kreise der Ihren, von der Seite ihres trefflichen Mannes. Aber die Krankheit hielt sie nur zu zeiten gefangen, zwischen den Anfällen lagen lichte Tage, und in diesen Tagen schuf sie, einem innern Triebe folgend, herrliche Lieder. Die schönsten dieser Lieder gab Fritz Reuter im Jahre 1857, nachdem er manche schon im „Unterhaltungsblatt für beide Mecklenburg und Pommern" veröffentlicht hatte, in besonderm Bande mit einem herzlichen, aufrichtig preisenden Vorwort heraus: „En por Blomen ut Annmariek Schulten ehren Goren v. A. W. Herausgegeben von Fritz Reuter." Seitdem sind vierzig Jahre verflossen. Annmariek lebt noch heute als ehrwürdige Greisin in Greifswald, mit dem Alter hat sich ihre Krankheit gemildert, aber ihr Talent, dem einst der große Dichter Worte höchster Bewunderung spendete, hat fort und fort schöne Früchte getragen. So werden alle Freunde niederdeutscher Dichtung und auch wol alle Freunde Reuter's ein Büchlein gern willkommen heißen, das vor kurzem erschienen ist, und in dem ein junger Verehrer aus den Dichtungen Alwine Wuthenow's die schönsten, zum größten Theile später entstandenen Blüten zum Kranze gewunden hat.*) Der Herausgeber, Dr. Marx Möller, von dem wir in d. Bl. schon einmal eine schöne Leistung, die „Studien zum Don Carlos", anzuzeigen die Freude hatten, hat mit feinem Sinne gewählt, die Gedichte nach Stimmungsgruppen zusammengestellt: „Dat irste Strüzing" („Ut de Vagelwelt"), köstliche Zeugnisse naiver Anschauung der Thierwelt und sinnige Deutung ihres Lebens und Treibens; „Dat anner Strüzing" („Allerhand Fründliches"), launige und gemüthliche Scenen aus dem Leben des niederdeutschen Volkes und seiner Gefühlswelt; „Dat drüdde Strüzing" („Ut swore Stunnen"), Nachklänge herber, aber zur Harmonie erhebender Schmerzen, und endlich „Dat letzte Strüzing" („Johrstiden"). Eine taktvolle und feinfühlige kurze Darstellung des Lebens und der Entwickelung der Verfasserin leitet die Sammlung ein. Statt eigenen Redens über diese eigenartige und rührende Erscheinung beschränke ich mich auf zweierlei; zunächst setze ich, wie es der Raum erlaubt, eine kleine Blume aus Annmariek's „Goren" hierher, und dann die Worte, mit denen einst Reuter seine Sammlung in die Welt gehen ließ. Das Gedicht heißt so:

Dat Kind sien Nachtgebed.

Ik bin so mäud und sleperig,
De Ogen gahn mi tau —
Kann kum de Hän'n noch folgen,
Weit nich, wat'k beden dau —

Müggt leiwen Gott blot seggen,
Dat giern ik orig wier,
Un dat hei leiw müggt hebben
Mi immer doch recht sihr! —

Un dat ik nu woll sachten
In sienen Schoot müggt rauhn —
Dat Anner segg'k di morgen;
Leiw Gott — Du wardst't woll daun.

Die Worte Reuter's aber heißen so: „So lege ich denn im Namen der Dichterin diese Sträuße an das Herz derjenigen, die hinlängliche Bildung und Gerechtigkeit besitzen, in unserer herrlichen Muttersprache die Klänge der

*) Blomen ut Annmariek Schulten ehren Goren. Herausgegeben von Marx Möller. Greifswald, Julius Abel. 1896. Gr. 8. 2 M.

Liebe und Treue, den heitern Humor des Schalks wie den kernigen Ernst des norddeutschen Biedermannes zu vernehmen . . ., an das Herz aller derjenigen, die gern von dem belebenden Athemzuge freier Natur angeweht sind, in die reinliche Hütte der Armuth treten, mit Liebe die Erinnerungen der Jugend pflegen und mit Hingebung an einen höhern Willen ein schweres Leid zu tragen wissen."

I. Wychgram.

Bismarck-Literatur.

Seitdem Bismarck mit der Uebernahme des preußischen Ministerpräsidiums mit der vollen energischen Plastik seiner Persönlichkeit in den Vordergrund getreten ist, haben sich mit jedem Jahre die öffentlichen, für den Interessenten mehr oder minder zugänglichen Documente seiner vielseitigen und reichen Thätigkeit gehäuft und haben nach dem Rücktritte des unvergleichlichen Mannes durch die großartigen Sammelwerke namentlich von Horst Kohl und Heinrich von Poschinger eine für den zukünftigen Biographen Bismarck's und für den Geschichtschreiber seiner Zeit unentbehrliche Zusammenstellung und Ergänzung erfahren. Bismarck's Thätigkeit als Volkswirth, als Parlamentarier, sein Verkehr mit den Parlamentariern, seine Ansprachen, seine Tischgespräche, überhaupt also alle Bethätigungen seiner machtvollen Persönlichkeit nach außen sind auf diese Weise authentisch festgelegt worden. Dagegen sind wir über alle internen Verhältnisse auf zufällige Aeußerungen, auf Artikel, die in Zeitungen zum Zwecke des Stimmungmachens lancirt werden, und auf die Bekanntmachungen in den amtlichen Blättern angewiesen, die doch eben nur das fertige Resultat, nicht dessen Vorbedingungen und Vorgeschichte brachten. Während sich demgemäß für die Geschichte des Reichstags und Bismarck's Verhältniß zu ihm schon manche Feder gefunden hat, hat sich noch keine einzige gerührt für die Geschichte des Bundesrathes, der doch die vornehmste Körperschaft des Reiches darstellt und ohne dessen Thätigkeit zu kennen man gar nicht in der Lage ist, den Werdegang und innern Ausbau des Deutschen Reiches zu verstehen. Der Grund dafür liegt, wie Heinrich von Poschinger in der Einleitung zu seiner neuesten Veröffentlichung*) bemerkt, darin, daß die Reichstagsverhandlungen vor jedermanns Augen liegen, während der Bundesrath seine Plenarsitzungen wie seine Ausschußsitzungen mit Ausschluß der Oeffentlichkeit abhält. Es gibt keinen Bundesrathsstenographen, das Protokoll über seine Verhandlungen führt ein schweigsamer Geheimrath, die Drucksachen des Bundesraths sind geheim. Nur eben, was durch die Regierung selbst officiösen Organen unter die Hand gegeben wurde, um für die von ihr beabsichtigten Vorlagen an den Reichstag Stimmung zu machen und durch eine geschickte Beleuchtung dafür zu sorgen, daß Vorurtheile beseitigt oder abgeschwächt wurden, haben ab und zu den Schleier gelüftet. Dazu traten persönliche Mittheilungen solcher, die nicht mehr im Amte waren und für frühere Vorgänge sich Mittheilungen gestatten durften; auf diesem Gebiete hat den Herausgeber der Umstand unterstützt, daß er seit 1876 in demselben Hause arbeitet, in dem der Bundesrath seine Sitzungen abhielt, sodaß er im Laufe der Jahre vielen Mitgliedern dieser hohen Körperschaft näher treten und sich namentlich über Personalien besser als jemand anders informiren konnte.

Als Eingangswort trägt Poschinger's Publication einen Satz aus einer am 18. April 1871 im Reichstage gehaltenen Rede Bismarck's: „Der Bundesrath ist eine Art Palladium, eine große Garantie für die Zukunft Deutschlands." Der Schöpfer des Bundesrathes gab damit seinem Werke das Zeugniß der Existenzberechtigung; die Entstehungsgeschichte dieses politischen Körpers und die seiner Thätigkeit liefern den speciellen Nachweis. Die Verfassung des Norddeutschen Bundes — und auf die vier Jahre von dessen Existenz beschränkt sich der vorliegende erste Band von Poschinger's Publication — ist durchaus Bismarck's Werk. Als er an die Ausarbeitung der Verfassungsartikel ging, fand er zwei fertige Entwürfe vor, der eine von dem preußischen Geh. Regierungsrath Max Duncker, der andere von dem Wirkl. Geheimrath von Savigny verfaßt; keiner von beiden entsprach den Intentionen Bismarck's, er schob sie vollständig auf die Seite, weil sie nach seiner Ansicht zu tief in die Selbstständigkeit der Einzelstaaten einschnitten. Am 13. December 1866 dictirte er aus dem Kopfe Lothar Bucher den eigentlichen constituirenden Artikel der Verfassung über den Bundesrath, das Bundespräsidium und den Reichstag, und gab für die übrigen Abschnitte die bestimmenden Gesichtspunkte. Am Morgen des 14. December war der Entwurf fertig und am Nachmittage wurde er von dem unter dem Vorsitze des Königs versammelten Ministerrathe genehmigt und war damit reif zur Vorlage vor die Conferenz der Bevollmächtigten der einzelnen deutschen Regierungen. (S. 1.) Da der Name „Bundestag" von Frankfurt her einen allzu ominösen Klang hatte, so zog Bismarck die Benennung „Bundesrath" vor für diese eigenthümliche, in ihrer Art einzige, weil aus den in ihrer Art einzigen deutschen Verhältnissen hervorgegangene Schöpfung. Nach Artikel 6 der Verfassung des Norddeutschen Bundes hatte der Bundesrath dreiundvierzig Mitglieder, von denen nur siebzehn, also bei weitem nicht die Majorität, auf Seite Preußens fiel. Mit großem

*) Fürst Bismarck und der Bundesrath. Von Heinrich von Poschinger. (In vier Bänden.) Erster Band: Der Bundesrath des Norddeutschen Bundes (1867—70). Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1897. Gr. 8. 8 M.

Taktgefühl hat Bismarck es immer wieder betont, daß mit aller Absicht Preußen sich keine Stimmenmehrheit von vornherein gegönnt habe, damit jede Möglichkeit, die andern Staaten zu majorisiren, ausgeschlossen sei; es wolle nur durch gegenseitig verständigende und fördernde Verhandlungen sich für jeden neuen Fall die Majorität erwerben. Auf die etwa daraus entstehende Schwierigkeit, falls Preußen in späterer Zeit, wenn der Bundesrath nicht mehr unter dem dämonischen Einflusse Bismarck's stehe, des öftern majorisirt werde, machte unter anderm damals die „Nationalzeitung" aufmerksam. (S. 2.) Diese Eventualität ist dann nach der Gründung des Reiches durch den Zutritt der süddeutschen Staaten noch mehr in das Bereich der Möglichkeit gerückt worden, wenngleich auch gesagt werden kann, eben durch die Vielheit der andern Köpfe und damit der Sinne sei sie vielleicht gerade mehr zurückgedrängt und ein geschlossenes Vorgehen gegen Preußen unwahrscheinlicher gemacht worden. Im übrigen mußten die Stimmen der Staaten, die über mehr als eine Stimme verfügten — es waren das neben Preußen mit seinen siebzehn, damals nur Sachsen mit vier und Mecklenburg-Schwerin und Braunschweig mit je zwei Voten — geeint abgegeben werden; eigentlich war es auch selbstverständlich, daß die mehrern Vertreter eines Einzelstaates sich jeder vom Reichskanzler oder Reichstage gemachten Vorlage gegenüber erst einigten; ihr geeintes Votum galt dann mit der dem Staate gewährten Stimmenzahl.

Ueber den Zweck seiner Neuschöpfung hat sich öffentlich Bismarck zuerst am 28. März 1867 vor dem Reichstage des Norddeutschen Bundes geäußert bei Gelegenheit des Antrags auf die Errichtung eines Oberhauses neben dem Reichstage. Er sagte zur Bekämpfung dieses Antrags, er könne sich nicht leicht denken, wie ein Oberhaus zwischen dem Bundesrathe und dem Reichtage als ein Mittelglied eingeschoben werden könne, das dem Reichstage in seiner Bedeutung auf der socialen Stufenleiter einigermaßen überlegen wäre und dem Bundesrathe und dessen Vollmachtgebern hinreichend nachstände, um die Klassifikation zu rechtfertigen. „Der Bundesrath", so sagte Bismarck ferner, „repräsentirt bis zu einem gewissen Grade ein Oberhaus, in dem Se. Majestät der König von Preußen primus inter pares ist, und in dem derjenige Ueberrest des hohen deutschen Adels, der seine Landeshoheit bewahrt hat, seinen Platz findet." (Poschinger, a. a. O., S. 32.) Also in dem Bundesrathe sah Bismarck das gewünschte Oberhaus schon vertreten, nicht zwar im Sinne eines englischen Oberhauses oder einer von unten Vervollständigung zulassenden Pairskammer, sondern als die Vertretung der deutschen Fürsten, gleichwie der Reichstag die Vertretung des deutschen Volkes ist. Damit stand diese Körperschaft natürlich auf einem viel höhern Niveau und erheischte größeres Ansehen als ein eventuelles Oberhaus, vor allem befriedigte sie die immer große Schonung gebietenden particularen Neigungen der deutschen Stämme. Die sonst aber einem Oberhause zustehenden Functionen, nämlich die Initiative in der Gesetzgebung und ein Annahme- bezw. Ablehnungsrecht der vom Reichstage ausgehenden Beschlüsse, waren auch dem Bundesrathe vorbehalten.

Am 15. December 1866 begannen in Berlin die Verhandlungen der Regierungsabgesandten zur Beratung und Feststellung der Verfassung des Norddeutschen Bundes. Die erste „förmliche" Sitzung fand aber erst am 18. Januar 1867 statt; doch waren vorher eine Reihe von Besprechungen und Conferenzen mit dem Grafen Bismarck gegangen. Die Abgeordneten der kleinern Staaten waren mit dem Ergebniß nicht recht zufrieden, außerdem ärgerte es sie, und das ist begreiflich, daß preußischerseits so lange Pausen zwischen den Vorberathungen eingelegt wurden. Man war dadurch den häuslichen oft recht dringenden Geschäften um so länger entzogen und brachte doch die Hauptsache, um derentwillen man gekommen war, nicht ordentlich vorwärts. Mistrauische Gemüther argwöhnten, offenbar mit Unrecht, daß Bismark die Kleinen demüthigen und durch Warten mürbe kriegen wolle. Nach anderer, wahrscheinlicherer Version war noch in letzter Stunde von den preußischen Ministern ihr zukünftiges Verhältniß zu den spätern Ausschüssen des Bundesraths und die damit verbundenen Bedenken zur Sprache gebracht worden, und darüber stockten nun die Verhandlungen. (A. a. O. S. 22.) Die von den Kleinstaaten gemachten Amendements und Einsprüche wurden zumeist von dem geschäftsführenden Geheimrath Savigny mit Wohlwollen zur Kenntniß genommen, zum kleinern Theil benutzt, zum größern ad acta gelegt. — Nach jener ersten „förmlichen" Sitzung vom 18. Januar folgten noch zwei, am 28. Januar und am 7. Februar, womit dann die Vorlage, nachdem am 9. Februar das Schlußprotokoll unterzeichnet worden war, reif war zur Einbringung für den auf den 24. Februar einberufenen ersten, constituirenden Reichstag des Norddeutschen Bundes. Es geschah dies am 4. März; am 11. April 1867 verkündete Bismarck die Annahme der vom Reichstage amendirten Verfassung durch die norddeutschen Regierungen, und somit stand dem Zusammentritte des Bundesraths ein Hinderniß nicht mehr im Wege. (A. a. O., S. 32.) — Nach Artikel 15 der Bundesverfassung stand der Vorsitz im Bundesrathe und die Leitung der Geschäfte dem Bundeskanzler zu, der vom Präsidium, d. i. von dem Könige von Preußen, zu ernennen war. Jedermann war überzeugt, daß Graf Bismarck für dieses Amt ausersehen sei; und in der That erfolgte seine Ernennung zum Bundeskanzler von Ems aus am 14. Juli 1867. Durch ihn wurde der Bundesrath auf den 15. August nach Berlin berufen.

Der norddeutsche Bundesrath hat im ganzen vier Sessionen abgehalten, die erste vom 15. August bis 10. December 1867, die zweite vom 7. März bis 15. December 1868, die dritte vom 15. Februar bis 18. December 1869 und endlich die vierte vom 20. Januar bis 20. December

1870. Man sieht aus diesen Angaben, daß seine Thätigkeit immer nur wenige Wochen gefeiert hat. Dem entspricht nun die überaus reiche von ihm an den Tag gebrachte Arbeitsfülle. Es ist erstaunlich, was er unter der Leitung des großen Kanzlers alles erledigt hat auf dem Gebiete der Bundesgesetzgebung, seiner eigenen Verfassung, Bundespräsidium und Reichstag betreffend, ferner auf dem Gebiete des Zoll-, Steuer-, Eisenbahn-, Post- und Telegraphenwesens, für Marine und Schiffahrt, für die Konsulate, das Bundeskriegswesen und die Bundesfinanzen. Ueber alles dieses ist eine genaue Uebersicht zu den einzelnen Sessionen von Poschinger gegeben und hierüber noch am Ende allemal ein orientirender Rückblick. (S. 130, 194, 271 und 332.) Im Zusammenhang damit darf, wie bei allen Publicationen von Poschinger's, des trefflichen Personen- und Sachregisters am Schlusse rühmend Erwähnung gethan werden.

Was aber die vorliegende Veröffentlichung noch besonders empfiehlt, ist die Zusammenstellung des persönlichen Materials, das dem Herausgeber über die einzelnen Bundesrathsmitglieder zu sammeln gelungen ist. Jeder, der mit ähnlichen Aufgaben zu thun gehabt hat, weiß, wie schwierig es oft ist, sei es von der in Rede kommenden Person selbst oder von seinen Angehörigen, auch nur die nöthigsten Angaben zu erlangen. Nach dieser Seite hin füllt nun von Poschinger durch seine persönlichen Mittheilungen eine wol schon oft recht lebhaft empfundene Lücke aus. Wie werthvoll es ist, Derartiges sofort zur Hand zu haben, erhellt daraus, daß man die einschlägigen Angaben über die Bundesrathsmitglieder einzig und allein bei von Poschinger findet, im Conversationslexikon stehen nur die auch sonst berühmt gewordenen Leute, wie Roon, Moltke, Stephan und ähnliche, aber z. B. nicht der Braunschweiger von Liebe, einer der bedeutendsten Köpfe der Körperschaft, der Vater der deutschen und damit einer Reihe ausländischer Wechselordnungen. Daß manche dii minorum gentium weder bei Brockhaus noch bei Meyer vertreten sind, darf man nicht als Vorwurf anrechnen. Bei der Fülle von Männern, die durch persönliche Bedeutung und Schaffenskraft über den engern Raum ihres Amtes hinauswachsen, müßten die Conversationslexika auf das Doppelte ihrer Bände heranwachsen, wenn man all der Trefflichen mit Namen und Lebensbeschreibung gedenken wollte. Es hat auch nicht in der Absicht des Herausgebers gelegen, eine ausführliche Würdigung der von ihm angeführten Männer zu geben, obwol es bei den einzelnen nicht an Fingerzeigen fehlt. Dafür ist es ihm gelungen, leider in nur sehr spärlichem Maße, von Bundesrathsmitgliedern persönliche Aufzeichnungen zu erhalten, die sich, ohne die Discretion zu verletzen, mittheilen ließen. Es sind die Briefe an Freunde und Angehörige vom Staatsminister von Anhalt, dem Wirkl. Geheimrath Dr. Karl Friedrich Ferdinand Sintenis (a. a. O. S. 9—30), ferner von dem ausgezeichneten Patrioten und Beamten, dem königl. sächsischen Geheimrath und Ministerialdirector Dr. Weinlig, einer Arbeitskraft ersten Ranges (S. 65—68) und endlich von dem Vertreter von Sachsen-Coburg-Gotha, dem Staatsminister Freiherrn Dr. Camillo Richard von Seebach, der über alles Bedeutsame, was sich in Berlin zutrug, treulich an seine drittälteste Tochter Wanda, die spätere Gemahlin des Oberhofmarschalls von Goethe, berichtete. (S. 84—92.) Von diesen dreien dürfen wol die Berichte des Anhalters, der eine etwas sarkastisch angelegte Natur war, das meiste Interesse beanspruchen. Er war es, der im Kreise der Collegen bei dem nur durch schmackhafte Diners anfangs unterbrochenen schleppenden Gang der Verhandlungen den Aufenthalt in Berlin mit einer Badekur verglich und sich zur Bekämpfung seiner Langeweile zum großen Gaudium der übrigen am 15. Januar 1867 für $7\frac{1}{2}$ Silbergroschen monatlich bei einer Leihbibliothek einschreiben ließ (S. 22). Seine Urtheile über Personen sind scharf und treffend; Savigny's Unfähigkeit zum Leiten von solchen Verhandlungen erkannte er bald. (S. 16.) Ueber Bismarck schreibt er am 15. December 1866, also am ersten Verhandlungstage: „Den habe ich mir anders gedacht, nach den ehemaligen erfurter Eindrücken. Er ist sanft, mild, spricht auch stets in höchster Freundlichkeit, aber freilich auch mit nicht geringer Bestimmtheit — zum Beispiel zu dem ältern Karolinaer (womit der Vertreter Reuß ä. L., Regierungspräsident Herrmann, gemeint ist). Entweder haben den Grafen Bismarck seine Krankheit und seine Erfolge gezähmt und ihn äußerst liebenswürdig gemacht, oder er verbeißt nur seine Kraft, wie ein nicht blos erträglich civilisirter, sondern vollkommen wohlerzogener Löwe." (S. 11.) — — —

Eine weitere mit Dank entgegenzunehmende Gabe für die Verehrer unsers großen Kanzlers ist eine Arbeit des durch seine Vertrautheit mit der Geschichte der märkischen und norddeutschen Adelsgeschlechter genugsam bekannten Pastor Dr. Schmidt in Sachsenburg über Schönhausen und die Familie Bismarck.*) Diese Arbeit erhält ihren besondern Werth dadurch, daß sie infolge einer Aufforderung des Grafen Herbert von Bismarck und mit Zustimmung des Fürsten selbst in Angriff genommen worden ist; beide haben dann laut Angabe des Verfassers in den ihnen zugegangenen Druckbogen und Fahnenabzügen sowol mancherlei Streichungen vorgenommen, aber dafür auch viele Ergänzungen geliefert. (S. VI.) Da schon 1866 der brandenburgische Historiker Riedel auf Grund eingehendster urkundlicher Forschungen eine „Geschichte des schloßgesessenen, adeligen Geschlechts bis zur Erwerbung von Crevese und Schönhausen", also bis zum Jahre 1562 veröffentlicht hat, so konnte sich Schmidt über diese Zeit kürzer fassen. Die ersten demgemäß nicht zu langen Kapitel handeln von der Lage Schönhausens, seiner ältesten Geschichte, von der Gründung des Gotteshauses, das der Verfasser, ein Kenner auf diesem Gebiet, als die noch

*) Schönhausen und die Familie von Bismarck. Bearbeitet im Auftrage der Familie von Georg Schmidt. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. 1897. 8. 5 M.

heute größte, schönste und vollständigste Dorfkirche der ganzen Gegend mit ihrer dreischiffigen Basilika und ihrem breiten, thurmartigen Querbau bezeichnet (S. 17), ferner von den Dörfern Schönhausen und Fischbeck als Tafelgut der Bischöfe von Havelberg, von dem Namen und der Wiege des Geschlechts von Bismarck, den Urahnen des Geschlechts und endlich von dem als ritterbürtig und schloßangesessen anerkannten Geschlecht bis zur sogenannten Permutation. — Bekannt als Stammvater der ganzen Familie Bismarck ist jener Herbord von Bismarck, der als Aldermann der Gewandschneider, d. h. Tuchhändlergilde zu Stendal in großem Wohlstand gelebt hat. Es ist eine durch Riedel erhärtete Thatsache, daß sich die einer wohlhabenden Stadt benachbarten Edelleute seit dem 13. Jahrhundert gern in die städtischen Innungen als Mitglieder aufnehmen ließen, ebenso wie von Raumer in seiner „Aeltesten Geschichte und Verfassung der Kurmark Brandenburg" nachgewiesen hat, daß der Rath in den altmärkischen Städten oft ganz aus Edelleuten der Umgegend bestand. (S. 29.) Der Name des Geschlechts ist offenbar mit dem gleichlautenden des altmärkischen Städtchens zusammenzubringen. Der Verfasser gibt sich viele Mühe, dem Leser plausibel zu machen, daß der Name des Städtchens nicht etwa von dem schon 1209 urkundlich vorkommenden Biscopesmark, d. h. zur Mark des Bischofs gehörig, abzuleiten sei, sondern von dem vorbeifließenden Flüßchen Biese. „Einfacher und natürlicher erscheint die Beziehung auf die vorbeifließende Biese, denn da die Namen der Flüsse für älter als die der menschlichen Niederlassungen zu erachten sind, so hat sicherlich der Ort vom Flüßchen und nicht umgekehrt dieses von jenem den Namen empfangen." (S. 26.) Diese Argumentation erachten wir, beiläufig gesagt, nicht gerade für stichhaltig; nach ihr scheinen die Flüsse ihre Namen irgendwie kenntlich von der Natur mitbekommen zu haben, damit sich die menschlichen Niederlassungen, als nun Menschen solche in der Nähe anlegen wollten, mit ihrem Namen danach richten konnten; übrigens fließt die Biese gar nicht in so unmittelbarer Nähe. — Auch Herbord's Enkel, Rudolf, war Vorsteher der Gewandschneidergilde und Mitglied des Rathes der Stadt im Anfange des 14. Jahrhunderts, um 1306. Auch sein Sohn Claus, oder Nicolaus erhält nach des Vaters Ableben, der sich um die Stadt vielfach verdient gemacht hat, unter anderm durch Errichtung einer vom Verfasser schnurrigerweise als konfessionslos bezeichneten Schule, die Rathsstelle des Vaters von den dankbaren Bürgern zugewiesen. (S. 33.) Da er ferner gegenüber den braunschweiger Herzogen das Interesse der von Ludwig dem Baiern abstammenden Markgrafen (seit 1323) verfocht, so erhielt er vom Markgrafen Ludwig am 16. Juni 1345 für sich, seine Brüder und seine Nachkommen das in der Nähe von Stendal im heutigen Letzlinger Forste gelegene Schloß Burgstall. Zweihundertundzwölf Jahre blieb das Bismarck'sche Geschlecht im Besitze von Burgstall. Da warf auf die wildreichen Gründe dieser Gegend der Sohn des Kurfürsten Joachim Hector, der Kurprinz Johann Georg, ein Auge, und nach mancherlei nicht immer loyalen Vexationen wußte er am 16. December 1562 die Bismarcke zu Letzlingen zu einer sogenannten Permutation, d. h. zu einem Tausche zu bestimmen, infolge dessen sie vom Kurprinzen gegen die Besitzungen ihres Vaters das jenseit, d. h. rechts der Elbe gelegene Schönhausen und Fischbeck eintauschten. Von hier an (S. 44) beginnt die selbständige Arbeit Schmidt's. Sie führt uns in einer Reihe hochinteressanter Bilder die Ahnen des Fürsten vor, in denen zumeist ein kerniger, selbstbewußter, thatendurstiger Geist steckte. Es mag hingewiesen sein auf Ludolf von Bismarck (S. 51 fg.), auf Augustus I. (1611—1670, S. 78 fg.), auf seine Söhne Augustus II. (1666—1732, S. 90 fg.) und Georg Friedrich (1667—1696, S. 78 fg.), auf Ludolf Augustus (1683—1750, S. 85 fg.), der sich als russischer Staatsmann und Feldherr auszeichnete. Sehr interessant sind hierfür die Kapitel 17—19, die den Urgroßvater, Großvater und Vater des Fürsten nebst ihren Gattinnen behandeln. Der Raum verbietet, auf die Einzelheiten, die doch recht charakteristisch sind, hier einzugehen. Die beiden Schlußkapitel sind dem Fürsten selbst und seiner Familie gewidmet (S. 167—196) und enthalten neben Bekanntem doch auch manches schätzenswerthe Neue.

Die Verlagshandlung hat die Schmidt'sche Arbeit dem Thema entsprechend ausgestattet. Leider ist von den vielen trefflichen Abbildungen gerade das erste Vollbild, den Fürsten nach einem im Besitze des Grafen Herbert Bismarck befindlichen Lenbach darstellend, im Drucke nicht sonderlich geglückt. Im Interesse des Geschmacks hätten wir auch das auf der Rückseite des Titelblattes befindliche umgestaltete Citat ganz gern entbehrt: „Die Stätte, welche Deutschlands größten Sohn uns gab, bleibt für das ganze Volk ein Heiligthum für alle Zeiten." — Ist Seite 25 in dem Satze: „Abgesehen hiervon vermag keine Sippe des norddeutschen niedern Adels anders als mit Conjuncturen ihren Ursprung über das Ende des zwölften Jahrhunderts zurückzuführen", das markirte Wort nur Druckfehler?

Konrad Sturmhoefel.

Neue Erzählungsliteratur.

1. Zwischenwelt. Novellen und Skizzen. Von G. Macasy. Leipzig, Literarische Anstalt August Schulze. 1896. 8. 2 M.
2. Lustige Geschichten. Humoresken. Von A. von der Elbe. Leipzig, A. Schumann. 1896. 8. 4 M.
3. Die Siegerin. Eine wiener Geschichte. Von Hans Hopfen. (Engelhorn's Allgemeine Romanbibliothek. 13. Jahrgang. Band 4.) Stuttgart, J. Engelhorn. 1896. 8. 50 Pf.
4. Das Kattegat. Seeroman. Von Hans Parlow. Dresden, Carl Reißner. 1896. 8. 7 M.

5. Weltkind. Eine Idylle aus dem Rheingau. Von B(ernhardine) Schulze-Smidt. Dresden, Carl Reißner. 1896. 8. 3 M.

Ob die jungen wiener Dichter die österreichische Literatur fördern, möchte ich bezweifeln. Neben der Gesundheit einer Ebner-Eschenbach, Mariot, eines F. von Saar z. B. nehmen sie sich so müde und blasirt aus, daß man von ihnen keine reine Poesie erwarten kann. Es ist „Liebelei", und nicht Liebe zur Poesie, die ihre Herzen und Kaffeehäuser füllt. Es fehlt ihnen an Rückgrat und Energie, und so vermochten sie sich am leichtesten den Einflüssen des Auslandes zu unterwerfen. Französische Dramatiker, Lyriker, Maler bis herunter zu den Chansonetten finden nirgends ein solches Verständniß wie in Wien. Möglich, daß die politische Constellation dieses Anti-Oesterreicherthum begünstigt, möglich, daß das Rassengemisch, das sich „Wienerthum" nennt, am leichtesten vor einem energischen Nationalgefühl capitulirt, Thatsache ist, daß Baudelaire und Verlaine, diese echten Gallier, in Deutschland keinen Nachahmer gefunden haben, wol aber an der schönen blauen Donau, und daß die meisten der jüngern wiener Dichter einen Schutzpatron im Lande der Revancheschreier haben.

G. Maeasy (Nr. 1) steht im Banne der sentimentalen Neuromantiker Frankreichs. Vielleicht, daß er aus erster Quelle schöpft — dann wäre der junge Mann bloßer Nachahmer, also über kurz oder lang besserungsfähig — oder er zeigt sein wirkliches Gesicht, dann ist das Talent, das in ihm steckt, durchaus ungesund und unnaiv. Und das wäre schade, denn sein Talent ist nicht von Alltagsart. Grüblersinn und aufgepeitschte Sinnlichkeit, Ironie und Weltschmerz vermischen sich, aber was zu Tage tritt, verräth, daß der junge vierundzwanzigjährige Gustav Maeasy etwas leisten könnte, aber in diesem Bande noch nicht leistet. Seine Vorliebe für barocke Situationen und krankhafte Naturen, seine Lust an sonderbaren Stoffen und phantastischen Ausmalungen geht mit ihm durch und muthet seinem Stil Ungeheuerlichkeiten zu. Dann „taumeln Meere von grausam kalten Mondstrahlen umher und leuchten mit dünnen leuchtenden Fratzengesichtern". „Dionysisch wehte ihn der Menschendünkel an." Lichter scheinen „blutig", Wohlgerüche sind „schmerzlich" u. s. w. „Wirthschaft, Horatio, Wirthschaft" möchte man all diesen Poeten rathen, die ein Vermögen von Wortprunk verschlendern und doch nicht ein Goldstück echten Sprachgepräges ihr eigen nennen. — Warum schreibt Maeasy immer „gieng", „schäckern", „hieng", „fieng"?

Nach einem Modernen eine angesehene Vertreterin der alten Schule, Frau Majorin von der Decken, die unter dem Namen A. von der Elbe unsere gute und anständige Unterhaltungsliteratur um spannende Werke vermehrt hat. Ein schönes Fabulirtalent, ein gewisser Sinn für historische Details, eine leidliche Höhe in den literarischen Ansprüchen haben dieser Dame einen verdienten Ruf verschafft. Die vorliegenden „Lustigen Geschichten" (Nr. 2) werden ihn freilich nicht vermehren. Gewiß ist sie zu begabt, als daß sie ein ihr völlig unwürdiges Buch schreiben könnte, aber ihre Humoresken entbehren so sehr jeder Feinheit, daß sie nur geringen literarischen Werth beanspruchen können. Und doch sind ihre Einfälle nicht schlecht. So in „Isidor's Abenteuer". Ein alter Landgerichtsrath disputirt mit einem Freunde darüber, ob bei der Wiedergeburt der Seele auch ein Wechsel im Geschlecht möglich sei. In der Nacht darauf träumt er, daß seine Seele im Körper einer bildhübschen jungen Comteß steckt, um nach einem greulichen Ehebruchsabenteuer wieder als Isidor Müller zu erwachen. In der dritten Novelle wird nicht ohne Komik erzählt, wie ein junges Mädchen sich zwischen zwei feindlichen jungen Leuten zu entscheiden hat, die die Aeltern ihr zuführen, bis sie endlich einen dritten, den richtigen, wählt. Hier ist A. von der Elbe's wirkliches Talent zu spüren, denn der Ton, in dem der joviale Commerzienrath seine Geschichte erzählt, ist trefflich nachgemacht. Aber kein Mann erzählt in einer Gesellschaft von seiner Frau: „Sie warf ihre etwas magern Arme um meinen Hals!" Das ist geschmacklos. Am tiefsten steht die erste und längste Humoreske: „Leo's Geheimniß." Hier wimmelt es von Unmöglichkeiten. Eine intelligente junge Landadelige, die die Frauenfrage lösen und „der ganzen Menschheit nützen möchte", veröffentlicht ein Inserat, worauf sich junge Mädchen melden sollen, die nach gehöriger Correspondenz zu heirathen gedenken. Schließlich correspondirt die junge Dame gerade mit dem Herrn, den sie zurückgewiesen, und wird sein Weib. Dieser banale Stoff wird durch Komik gewöhnlicher Art noch mehr verzerrt. Daß sie einen dummen Junker Herrn von Grips und eine alte lyrisch angehauchte Jungfer Gräfin Schwauenflügel nennt, ist ein Beweis, wie niedrig die Verfasserin den Begriff „Humor" literarisch einschätzt.

Auch Hans Hopfen gehört zur alten Generation. Aber er ist eine Persönlichkeit; er betont mit Nachdruck, daß er von der jungen Generation nichts wissen will. Das ist jedenfalls sympathischer als das Liebäugeln literarischer Greise mit den „Jungen", wofür in Berlin genug Beweise zu finden sind. Und noch gewinnender wird seine Haltung, da sie durch ein mächtiges Können geadelt wird. Aber wenn man die Werke seiner letzten Jahre prüft, wird man ein Nachlassen seiner Kraft spüren, so sehr sich seine ausgeprägte Selbstachtung dagegen sträuben wird. Er entwickelt sich mehr und mehr zum Schriftsteller. Auch seine neue wiener Geschichte „Die Siegerin" (Nr. 3) ist ein Beweis, daß seine Feder ermüdet ist. Gewiß, seine Routine ist groß genug, um noch einen einfachen Stoff mit einer Fülle intimer Züge auszugestalten, Humor blitzt noch hier und da auf und zeugt, daß hier einst ein ganzer Schacht blinkenden Erzes gewesen ist, auch die Charakteristik der jungen Conservatoristinnen ist gut getroffen, dennoch ist es ein Buch, das ihm ein Dutzend Leute nachschreiben. Der Stoff ist winzig. Eine junge, aber arme Gesangsschülerin muß ihren

Liebsten, einen Offizier, aufgeben, da sie nicht die Caution stellen kann, und dem Plan, sich der Bühne zu widmen, entsagen, da ihr das Bühnentemperament fehlt. Sehr reizvoll ist das glänzende Elend dieser jungen Sängerinnen geschildert, die ihre Zukunft in der Musikmappe tragen; aber dürre Stellen folgen, und schließlich will Hopfen uns glaubhaft machen, daß die junge protestantische Würtembergerin in der katholischen Kirche dem Priester eine Art Beichte ablegt. Mir will das ganz unmöglich erscheinen.

Ich habe immer eine Sympathie für Romane, die sich mit den Eigenheiten eines einzigen Standes beschäftigen. Wer eben kein Weltbild geben kann, soll sich mit einem Ausschnitt begnügen. Und gelingt es einem Autor, das Milieu eines Standes im Zusammenhange mit dem anderer Berufszweige, darzustellen, so hat er ein treffliches Culturbild gegeben. In diesem Sinne verdient Hans Parlow's zweibändiger Roman „Das Kattegat" (Nr. 4) reiches Lob. Ein genauer Kenner des Seelebens und der Seeleute hat hier die erstaunliche Fülle seines Wissens ausgebreitet und auf spannende Weise mit einer Liebesgeschichte verknüpft, die in ihrem ganzen Verlauf etwas Reizvolles und Ungewöhnliches hat. Aber nichts Vordringliches hat dieser Wissensreichthum, sondern eine geschickte Erzählerhand hat mit ihm operirt und liebevolles Erfassen diese Kenntnisse vertheilt. Denn „liebevoll" ist die Erzählerart Parlow's. Er schwelgt in Fachausdrücken, sodaß das Verständniß einer „Landratte" von Kritiker „Havarie" leidet, sein Herz geht ihm auf, sobald er treue und ehrenhafte Seeleute schildern kann, und wenn er einen geleckten Kapitän und einen geschickten gegenüberstellt, dann bekommt nur dieser ein gutes Schiff, die prächtige norwegische Ingeborg zum Weibe und einen Haufen Sympathie dazu, denn er vermochte sicher das Kattegat zu durchfahren, indeß sein Nebenbuhler kläglich scheitert. Auch rein literarisch erfreut das etwas breit angelegte Buch durch schöne und ansprechende Charakteristik. Namentlich Ingeborg, die Tochter des reichen Rhebers, ist eine Prachtfigur in ihrem nordischen Trutz und dessen Besiegung durch den Kapitän Frithjof Heldar. Wie knapp ist die Liebeserklärung am Schlusse, und doch wirkt diese Knappheit wie echte Poesie. Leider hat der begabte Verfasser mancherlei Romanmätzchen verwendet, die seiner vornehmen Art nicht entsprechen. Warum belauschen die Damen am Strande ein wichtiges Zwiegespräch, das auf einem nahen Schiff abgehalten wurde? Ein Mädchenmund kann entzückend sein, namentlich wenn er schweigt oder küßt, aber ist er „ein schweres dunkelrothes Rosenblatt"? Trotzdem ist Parlow's „Kattegat" ein Roman, den man mit Achtung und Spannung bis zu Ende lesen muß.

Auf gleicher Höhe steht der neue Roman von Bernhardine Schulze-Smidt (Nr. 5). Diese Schriftstellerin entwickelt sich immer prächtiger zur Dichterin, und wenn sie nicht bei jeder Seite, die sie schreibt, danach fragen wird, ob sie für Familienblätter geeignet ist, wird sie bald in erster Reihe stehen. Eine wirklich erfreuliche Charakteristik steht ihr zur Verfügung. Das Weltkind, das sich zur gemüthsreichen und ernsten jungen Frau entwickelt, und der junge Arzt, der die Erde bereist hat und mit seinem Blicke die Verhältnisse der deutschen Heimat beurtheilt und liebt, diese complicirten Großstadtnaturen sind ebenso sicher gezeichnet wie die Bauerfrau im Dorfe und die alte Großmutter auf dem Gute, die für jeden Katarrh gleich mit „Bruschtzucker" bei der Hand ist. Ebenso sicher und energisch ist sie im Aufbau der Handlung. Obschon man weiß, daß der junge Arzt das Weltkind in seinem Sinne erziehen und umwandeln wird, bis er ihr Köpfchen an seine Brust pressen kann, ist die Handlung unendlich reizvoll ausgesponnen. Das Interesse erlahmt nie. Dazu kommt, daß ein treuer Optimismus und viel Lebensklugheit die Feder geführt haben. Endlich einmal ein Dialog, in dem Gedanken ausgetauscht werden, wogegen die junge Generation mit ihrer einseitigen Aesthetik so geistlos zu Felde zieht, endlich auch einmal ein positives Lebensideal, das gesund und erstrebenswerth ist. Eine tiefe Liebe zur Natur und eine manchmal herrliche Fähigkeit, sie zu beschreiben, adeln das neue Buch dieser Dame. Wenn „Frauenliteratur" sich so reif gibt und edler Menschlichkeit voll, dann Hut ab davor!

Ludwig Jacobowski.

6. Die Baechantin. Roman in zwei Bänden. Von Ludwig Ganghofer. Illustrirt von A. F. Seligmann. Stuttgart, Adolf Bonz u. Comp. 1897. 12. 8 M.
7. Bergluft. Hochlandsgeschichten. Von Ludwig Ganghofer. Zweite Auflage. Illustrirt von Hugo Engl. Stuttgart, Adolf Bonz u. Comp. 1897. 12. 4 M.
8. Vom ewig Neuen. Novellen. Von Ilse Frapan. Berlin, Gebrüder Paetel. 1896. 8. 5 M.
9. Erzählungen. Von C. Hirundo. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1896. 8. 5 M.
10. Aus unsrer Zeit. Geschichten. Von Hermine Villinger. Illustrirt von Curt Liebich. Stuttgart, Adolf Bonz u. Comp. 1897. 12. 3 M.
11. Im grünen Tann. Schwarzwaldnovellen. Von Arthur Achleitner. 8.—10. Tausend. Berlin, Schall u. Grund. 1896. 8. 4 M.
12. Bergvolk. Drei Novellen. Von Ernst Zahn. Zürich, Th. Schröter. 1897. 8. 3 M.
13. Die Althofleute. Ein Sommerroman. Von Ludwig Hevesi. Mit Illustrationen von Wilh. Schulz. Stuttgart, Adolf Bonz u. Comp. 1897. 12. 3 M.
14. Aus alten und neuen Tagen. Neue Novellen. Von Hans Arnold. Mit Illustrationen von Wilh. Claudius. Dritte Auflage. Stuttgart, Adolf Bonz u. Comp. 1897. 12. 3 M.
15. Gesammelte Erzählungen. Von Wilh. Raabe. Dritter (Schluß-)Band. Berlin, Otto Janke. 1897. 8. 4 M.

Eine Anzahl empfehlenswerther Bücher, meist sehr gut ausgestattet, die aus dem Verlage von Ad. Bonz hübsch illustrirt, liegen uns heute zur Besprechung vor. Der Mangel an Raum verhinderte ihre Empfehlung bereits vor Weihnachten, sie werden inzwischen schon zahlreiche Käufer gefunden haben, denn die Werke von Ganghofer,

Ilse Frapan, Hans Arnold bedürfen beim großen Publikum kaum noch der Empfehlung.

Ludwig Ganghofer hat in seinem neuen Roman „Die Bacchantin" (Nr. 6) mehr noch als im „Schloß Hubertusburg" sein eigentliches Gebiet, die Alpenwelt, verlassen und versetzt uns nach Italien und nach Wien. Auch hier zeigt er sich als Meister der Kunst, das landschaftliche Colorit zu treffen; zumal in den Bildern aus Sorrent hat ein echter Künstler dem Dichter die Hand geführt. Der Roman bietet ein farbenreiches Gemälde menschlicher Schicksale; der Aufbau ist geschickt mit wirksamen Steigerungen, die Motivirung sorgfältig, die einzelnen Gestalten sind fein gezeichnet, auch die, welche etwas nach Romanschablone schmecken, durchaus erträglich, einige Nebenfiguren geradezu vorzüglich. Der Großindustrielle Baron Fichtner heirathet in zweiter Ehe die berückend schöne Schauspielerin Hedwig Valmore. Inzwischen lernt seine Tochter Litta in Sorrent den genialen Bildhauer Marcus Stauffer kennen und lieben. Dieser Künstler aber ist vor einem Jahrzehnt von Hedwig, alias Martha Wallner, nach kurzer Ehe verlassen worden. So droht das Glück der Liebenden zu scheitern. Die Lösung des Conflicts, kunstvoll vorbereitet, verräth den echten Dichter, wenn sie auch den Durchschnittsleser nicht völlig befriedigen dürfte.

Die Hochlandsgeschichten Ganghofer's (Nr. 7), die gleichzeitig in zweiter Auflage erschienen sind, wollen wir nur kurz empfehlen. Es sind alte liebe Bekannte, darunter der prächtige „Herrgottsschnitzer", der so oft auf der Bühne zu Thränen gerührt hat, der aber als Erzählung eigentlich noch tiefer wirkt. Die übrigen Erzählungen stehen zwar an Werth hinter dieser Perle zurück, sind aber gleichwol theils lustig, theils rührsam zu lesen, besonders „Hochwürden Herr Pfarrer" ist ein scharf umrissenes, ergreifendes Charakterbild.

Nicht so uneingeschränktes Lob können wir der neuesten Gabe von Ilse Frapan: „Vom ewig Neuen" (Nr. 8), zollen; die geschätzte Verfasserin hat uns, offen gestanden, eine kleine Enttäuschung bereitet, wir sind eben gewöhnt, höhere Ansprüche an sie zu stellen. Die bedeutendste von den fünf Erzählungen ist „Urgroßmutters Freier", ein lebendiges, anschauliches Bild hamburger Lebens aus der Zeit der Franzosenherrschaft, an der uns nur die Einkleidung der Erzählung unwahrscheinlich vorkommt. So feine und intime Seelengemälde, von dritten Personen erzählt, können nicht unmittelbar wirken. Ganz allerliebst und anmuthig ist die kleine Skizze „Papa sein Jung", trotz der etwas vorgeschrittenen Entwickelung des vierjährigen Knirpses. „Wegscheide" ist eine Lesekränzchenliebesgeschichte, bei der die Katastrophe auf merkwürdige, nicht einwandfreie Weise herbeigeführt wird. Dieser Liebhaber ist entschieden von der Verfasserin nicht klar oder nicht folgerichtig gezeichnet. Auch die mysteriöse Geschichte „Der Zeuge" hat uns nicht sonderlich begeistert, trotz mancher Feinheiten, die ja bei Ilse Frapan nie fehlen, und die Geschichte in Briefen: „Ihre Ideale", bleibt herzlich unbedeutend und alltäglich, selbst wenn man diese heirathslustige Aline nur satirisch auffaßt.

Ein gehaltvolles und tüchtiges Buch bietet C. Hirundo: „Erzählungen" (Nr. 9). Durch den Ernst der Lebensauffassung, durch Tiefe des Gefühls und harmonische philosophische Bildung nimmt der Verfasser (oder die Verfasserin?) von vornherein für sich ein. Es geht durch die beiden Erzählungen die Idee von der Seelentheilung, die in Plato's „Gastmahl" ausgeführt wird. „Die zwei, einst eine Seele ausmachenden Theile sind nun in zwei Lebewesen in der Schöpfung getrennt. . . . Durch Aeonen suchen sich diese beiden, die doch Eins sind, getrennt nur halbe Wesen, in der Vereinigung aber das gottgleichste Geschöpf des Weltalls." Freilich haben die Hauptgestalten auf dieser Grundlage etwas Uebermenschliches, Unwahres bekommen. Sie sind zu sehr aufs Piedestal erhoben, man kann nicht so recht an sie glauben, diese genialen Musiker und Künstler, deren Triumphe die Welt bewegen. Auch die Frauengestalten leiden an dem Mangel an Lebensfülle und Lebenswahrheit, so reich sie mit einzelnen feinen Zügen ausgestattet sind. Wenn wir trotz dieser Mängel dem Verfasser mit Theilnahme, ja Spannung folgen, so spricht das für den sittlichen Werth des Buches. Es darf darum wol empfohlen werden.

Die vier neuen Geschichten von Hermine Villinger: „Aus unsrer Zeit" (Nr. 10), haben uns weniger gefallen als die frühern; vor allem fehlt es ihnen an Humor, dafür haben sie einen lehrhaft moralisirenden Ton, der die künstlerische Wirkung beeinträchtigt, und manche Uebertreibung und Unwahrscheinlichkeit muß man mit in Kauf nehmen. Daß die Geschichten gut beobachtet sind und einzelne scharf ausgeprägte Charaktere aufweisen, soll anerkannt werden. Consequent gezeichnet ist z. B. in der ersten Erzählung die Frau von Feldern, die arme Schreibersfrau, deren ganzer Ehrgeiz ist, ihre beiden Söhne für die adelige Gesellschaft zu erziehen, um wenigstens einst als Matrone in den Kreisen verkehren zu können, in die sie zu gehören glaubt; aber zu einer rechten und echten Theilnahme bringt man's hier ebenso wenig, wie in der zweiten: „Aus dem Hexenreich", die ergötzliche satirische Bilder aus den Hochalpen bietet. Die Führung der Handlung ist in beiden Geschichten nicht ohne Lücken und Widersprüche. Die beiden letzten Geschichten: „Revisors" und „Die Bas", sind ganz anspruchlos.

Arthur Achleitner (Nr. 11) bleibt sich immer gleich, mag er den Schauplatz seiner Geschichten in die Alpen verlegen oder in den Schwarzwald. Er kennt auch hier Land und Leute genau, hat in Acten und in Chroniken herumgestöbert und kramt allerlei Gelehrsamkeit aus, er erzählt frisch und munter, aber tiefer zu packen versteht er nicht, obwol er es an gewaltsamen, ja crassen Effecten nicht fehlen läßt. Die Charaktere sind gut angelegt, aber ihre Entwickelung und Umwandlung erscheint nicht immer folgerichtig; das zeigt sich beim „Streitpeterle" in der

ersten Geschichte, mehr noch bei der „Giftklärle", einem etwas vergröberten Seitenstück zu Schmid's „Zuwiderwurzn". Auch an Achleitner's Humor können wir nicht immer rechte Freude haben. Sein Stil ist nicht frei von Nachlässigkeiten.

Genaue Kenntniß des Charakters von Land und Leuten, begeisterte Liebe zur schönen Bergwelt zeichnet auch die schweizer Novellen von Ernst Zahn: „Bergvolk" (Nr. 12), aus. Sind es auch die alten, oft behandelten Conflicte, die er uns vorführt, Widerstand der Aeltern gegen die Herzenswahl der Kinder, so entschädigt die consequente Charakterzeichnung einigermaßen dafür. Der Verfasser verzichtet auf die mangelhaft begründeten Wandlungen und rührsamen Schlußeffecte, seine wetterharten, trotzigen Bauern bleiben unbeugsam. Dadurch erschwert sich der Erzähler die Lösung, und in der ersten Geschichte, „Sanct-Gotthard": vermag er uns auch nicht zu befriedigen, trotz mancher Schönheit in der Dichtung, abgesehen von der unschönen alterthümlichen Färbung des Stils, wie in der bis zur Ermüdung verwendeten relativischen Anknüpfung durch „so". Um so größere Freude kann man an den andern beiden Erzählungen haben. Kleine Uebertreibungen und Flüchtigkeiten stören den guten Gesammteindruck nicht.

Ludwig Hevesi, dem seine Plaudereien und Skizzen schon manchen Freund gewonnen haben, tritt mit einem Roman „Die Althofleute" (Nr. 13) auf den Plan, der die scharfe Beobachtungsgabe des gewandten und muntern Plauderers zeigt. Mit der Composition hat es der Verfasser freilich sich sehr leicht gemacht; die Haupthandlung wird von dem Beiwerk überwuchert, so lustig dies auch ist, und so köstliche Typen es auch aus einer österreichischen Sommerfrische vorführt. Im Mittelpunkt steht die Liebe des Fuhrmanns Franz Holzer zur schönen Luis. Als Störenfried tritt der schöne Tonio aus Carrara dazwischen, der unter dem Verdacht des Mordes aus seiner Heimat hat fliehen müssen. Schon will der Franz zu Tonio's Gunsten verzichten, da wird der Tonio an seine heimatlichen Behörden ausgeliefert, wo sich seine Unschuld herausstellt, Franz und Luis werden ein Paar, und als die junge Frau gar einen kleinen Franzl auf den Knien schaukelt, da ist die Liebe zu dem schönen Italiener ganz ausgelöscht. Trotz der mangelhaften Composition liest sich die Geschichte mit ihrem bunten, reichen Inhalt ganz gut, auch an wirksamen, dramatisch zugespitzten Scenen fehlt es nicht. Daß freilich das Ganze von einem Gaste der Sommerfrische, der mit der Haupthandlung ganz und gar nichts zu thun hat, erzählt wird, daß er Mitwisser aller Geheimnisse wird, zur Kenntniß der intimsten Seelenkämpfe der handelnden Personen kommt, ist doch recht unwahrscheinlich.

Zum Schluß haben wir noch die angenehme Pflicht, ein paar alte Bekannte in neuer Auflage empfehlend anzuzeigen.

Die liebenswürdigen Vorzüge der Geschichten von Hans Arnold (Nr. 14) sind in d. Bl. schon oft genug besprochen worden; auch die kleinen Mängel und Schwächen ihrer Kunst sind nicht verschwiegen worden. Das in dritter Auflage erscheinende Bändchen „Aus alten und neuen Tagen" zeigt die geschätzte Verfasserin nicht von einer neuen Seite, es wird den Freunden ihrer Muse einige vergnügte Stunden bereiten.

Mit dem dritten Bande der „Gesammelten Erzählungen" von Wilhelm Raabe (Nr. 15) ist nun auch diese Sammlung älterer kleinerer Erzählungen des großen Humoristen vollendet, und wir können nun den Freunden des Dichters die ganze, reiche Sammlung dringend empfehlen, die einen kostbaren Schatz ausgezeichneter Dichtungen enthält. Wol werden nicht allen alle Geschichten in gleicher Weise gefallen, aber bei dem Reichthum und der Mannichfaltigkeit dieser Erzählungen wird jeder ernste Leser seine Rechnung finden. Wir wünschen den „Gesammelten Erzählungen" den Erfolg, den sie verdienen, und wenn nicht alle Zeichen trügen, ist ja erfreulicherweise der Kreis der Verehrer dieses wahren Dichters in stetem Wachsen begriffen. Freilich, daß Raabe's Erfolg jemals an die glänzenden Triumphe unserer Modeschriftsteller und -Schriftstellerinnen heranreiche, ist kaum zu erwarten, das liegt an der ganzen Persönlichkeit und Eigenart des Dichters, die es verschmäht, der Mode des Tages zu fröhnen und dem seichten Geschmack des Leihbibliothekenpublikums entgegenzukommen. Robert Lange.

Wilhelm Jensen als Dichter.

Vom Morgen zum Abend. Ausgewählte Gedichte. Von Wilhelm Jensen. Mit dem Bildniß des Dichters. Weimar, E. Felber. 1897. 8. 5 M.

Es ist eine glückliche Idee des Verlegers gewesen, zum sechzigsten Geburtstage Wilhelm Jensen's eine Auslese aus allen seinen Gedichtsammlungen zu veranstalten und so ein Gesammtbild seiner poetischen Thätigkeit zu geben. Und ebenso glücklich ist die dafür gewählte Bezeichnung „Vom Morgen zum Abend", denn der Jubiläumsband enthält sowol Gedichte aus Jensen's erster Gedichtsammlung, den „Gedichten", als solche, die nach der zuletzt erschienenen Sammlung entstanden sind, reicht also vom Jahre 1869 bis auf unsere Tage, eigentlich noch von früher her, da die im Jahre 1869 erschienenen Gedichte ohne Zweifel zum Theil schon viel früher entstanden sind.

Die erste Sammlung, „Gedichte", ist übrigens nur sehr spärlich vertreten, ebenso die „Aus wechselnden Tagen" be-

titelte; bedeutend mehr haben die „Stimmen des Lebens" beigesteuert, und am meisten die letzte Sammlung „Im Vorherbst". Vollständig sind die „Lieder aus Frankreich" in den neuen Band aufgenommen worden, obwol gerade sie Jensen's Eigenart am wenigsten kennzeichnen und somit nur in bescheidener Auswahl vertreten sein sollten. Ganz überflüssig ist die Aufnahme des Terzinencyklus „Um meines Lebens Mittag" gewesen, der wie die meisten derartigen langen Dichtungen ermüdet und langweilt. Dagegen vermißt man, sofern man mit Jensen's Gedichten gründlich vertraut ist und sie zu würdigen versteht, folgende drei Gedichte, die zu dem Schönsten gehören, was er je geschrieben hat: das entzückende Liebesgedicht „Hand in Hand" („Aus wechselnden Tagen"), das herrliche Stimmungsbild „Herbst" („Stimmen des Lebens"), entschieden sein bestes Herbstgedicht, und das für ihn so bezeichnende Gedicht „Ein Hauch" („Im Vorherbst"). Daß Jensen diese drei ganz übersehen hat, ist unbegreiflich, oder sollte er ihre große Schönheit selbst nicht ganz erkennen? Das ist um so unwahrscheinlicher, als er bei der Auswahl der übrigen Gedichte im allgemeinen einen sehr richtigen Blick beweist, denn wenn man in dem neuen Bande natürlich auch manches schwächere Gedicht trifft, so findet man, jene drei ausgenommen, doch das Schönste darin, was in seinen frühern Sammlungen enthalten ist. Die Zahl der bisher noch nicht in Buchform veröffentlichten Gedichte ist darin ziemlich gering, und auffallend dürftig ist die dichterische Ausbeute von Jensen's Italienreise. Man sollte doch meinen, die südliche Farbenpracht, der verklärende Hauch der Geschichte, der über den Gefilden Roms und Neapels schwebt, hätte gerade in Jensen's so empfänglicher Seele eine reiche Fülle poetischer Stimmungen aufblühen lassen müssen.

Sehr bescheiden im Verhältniß zum Umfange des Bandes ist auch die Anzahl der eigentlichen Liebesgedichte, und wenn sie sich auch alle mehr oder weniger hoch über den Durchschnitt dieses Genres erheben, so stehen sie im Vergleich mit den andern Gedichten doch entschieden zurück, wenige ausgenommen, auch hätte Jensen hierin vielleicht eine bessere Auswahl treffen können. An Stelle der sehnenden und begehrenden oder im Genusse der Liebsten schwelgenden Liebe tritt bei Jensen die ruhige, besitzende Liebe in den Vordergrund, die Liebe zur Gattin und zu den Kindern. Zu Hause, im Kreise der Seinen, fühlt er sich am glücklichsten, dort sucht und findet er Ruhe und Frieden, das Familienglück erscheint ihm als das Beste im ganzen Leben:

Ich hab' im Leben viel gesehn,
Das Meiste war nicht sehenswerth,
Nur Eins war freudig, warm und schön,
Die Flamme auf dem eignen Herd.

Darum dünkt es ihn auch das Schwerste, sich von seinen Lieben trennen zu müssen. Schon das erfüllt ihn mit tiefer Wehmuth, daß die Kinder, wenn sie erwachsen sind, das Aelternhaus verlassen, eine Empfindung, der er in den Gedichten „Einst und heute" und besonders in „Nach der Hochzeit" ergreifenden Ausdruck gibt. Viel schmerzlicher noch quält ihn der Gedanke, für immer von ihnen gehen zu müssen — siehe die Gedichte „Mahnung" und „Das Schwerste". So sehr hängt er an ihnen, daß er sie selbst nach seinem Tode nicht lassen und unsichtbar an ihrer Seite bleiben will, bis auch sie gestorben und so wieder und für ewig mit ihm vereint sind. Die drei Gedichte, in denen er dies ausspricht, „Heimlicher Besuch" betitelt, dürften die poesievollste Verklärung sein, die der Liebe zur Familie in deutscher Sprache je zutheil geworden ist. Doch gibt sich der Dichter da nur einem schönen Traume hin, von dessen Unerfüllbarkeit er überzeugt ist, denn er glaubt nicht an ein Wiedersehen im Jenseits und spricht dies wiederholt aus. Das eine mal nennt er das Leben

. . . einer Stunde Frist . . .
Der Sehnsucht tiefste Schauer zu empfinden,
Um ewig dann ins Nichts zu schwinden.
(„Traumhaftes Sein.")

Und ein anderes mal spricht er denselben Gedanken ebenso schön mit folgenden Worten aus:

Der du aus Nacht dereinst ins Licht gegangen,
Es kommt die Nacht, dich wieder zu verlangen.
(„Letztes Licht.")

Dieses Bewußtsein der Vergänglichkeit und Zwecklosigkeit des Daseins trübt ihm die Lust am Leben:

Fürwahr, ich mag es nicht mehr sehn,
Dies ewige Werden und Vergehn,
Dies Auferblühn in Zauberpracht
Und schon Verwelken über Nacht,
Daß keinen Herzschlag du vergißt,
Wie alles nur zum Sterben ist,
Und was als Glück uns schön bewegt,
Im Keime schon die Trauer hegt.
(„Nur zum Vergehn.")

Voll Bitterkeit ruft er aus:

Wir aber sammeln eine Ernte
Von Gram und Leid durch Tag und Nacht,
Von der als Kind ich einst erlernte,
Sie sei dem Jenseits zugebracht.
Doch wenn wie ein verlöschend Feuer,
In Rauch und Asche wir vergehn,
Weshalb in unsrer Brust die Scheuer,
Wozu die Ernte und — für wen? („Am Ende.")

Denselben Gedanken variirt er im Gedicht „Schreitende Tage", wo er fragt:

Wozu, du grauer Wanderer,
Hast du dein Ziel erreicht?

Der Gedanke an den Tod verfolgt ihn mit unheimlicher Beharrlichkeit als geisterhafter Begleiter und zählt seinen Athemzug und seinen Herzschlag. („Der Zähler.")

Alle diese Gedichte sind aus der Sammlung „Im Vorherbst" in das neue Buch herübergenommen worden und spiegeln die dort waltende melancholische Herbststim-

mung wider, und da die Gedichte aus jener in der vorliegenden Sammlung überwiegen, so herrscht diese Stimmung auch hier vor. Jensen weiß ihr wahrhaft entzückende Töne zu geben, namentlich dort, wo er Seelen- und Naturstimmung zu wunderbaren Symphonien vereinigt, wie z. B. in dem Gedicht „Auf der Frohburg" (Nr. 3), das übrigens den „Stimmen des Lebens" entnommen ist und dessen erste Strophe folgendermaßen lautet:

Der Himmel blitzt vom Mittaggolde
Und keine Wolke trübt sein Blau,
Es nickt die rosenblasse Dolde
Rundum, gefüllt mit lichtem Thau;
Im Felde sammeln sich die Staare,
Ein gelbes Blatt flirrt hin und her —
Das ist der Herbst, der stille, klare,
O Freund, das ist kein Sommer mehr!

Als ganz außerordentlich schön muß noch ein zweites Gedicht über dasselbe Thema hervorgehoben werden, „Herbstsehnsucht", aus dem nachstehende Stellen wiedergegeben seien:

Ein Wolkenschiff, aus Schnee die Linnen
Gebläht, durchkreuzt die blaue Bai,
Mit seinem Flug möcht' ich von hinnen —
Wohin? Entfliehn, wohin es sei! — — —
— — — — — — — — — — — — — —
Doch glänzend zieht das Segellinnen
Dahin im Blau der Weite fort;
Wie Schnee im Lichte seh' ich's rinnen,
Nur meine Träume stehn an Bord.
Ein braunes Blatt durchirrt die Lüfte,
Und um mich schauert kühl der Wald,
Die Sonnenluft ist ohne Düfte,
Und ohne Klang — verblüht, verhallt!

Im Naturstimmungsbild ist Jensen überhaupt unübertroffen, ja unerreicht. Um nur noch einige Gedichte zu nennen, in denen sich dies besonders zeigt, seien erwähnt: das düstere Meeresbild „Dünung", das sonnendurchleuchtete Erntebild aus dem Cyklus „Auf der Frohburg", ferner „Winteranfang" und „Auf dem Schwarzwald".

Aus der wehmüthigen Grundstimmung dieser Gedichtsammlung tönt außer dem Schmerze über die Vergänglichkeit des Daseins noch ein zweites Leitmotiv deutlich hervor: das Gefühl seelischer Vereinsamung, des Unverstandenseins. Jensen kann sich in unsere Zeit nicht hineinfinden, er fühlt sich fremd in ihr und von ihrem Treiben angewidert.

Was sollen wir unter den heutigen Leuten
Wir Alten mit den grauen Bärten?

fragt er im Gedicht „Heutige Jugend" voll Wehmuth und klagt in „Dahin", daß die Welt und das Leben so schön wären, wenn nicht die „schönen" Menschen fehlten. Und was ihm unsere Zeit am meisten verleidet, das ist ihre Gleichgültigkeit gegen das Schöne, Ideale, für das sie, ganz erfüllt von materiellen Interessen, weder Sinn noch Platz mehr hat:

Ein letztes armes Stück begrabner Zeit
Steht heut die Dichtung unter fremder Menge,
Die um sie her nach neuen Göttern schreit.
(„In der Fremde.")

Wie tief ihn das kränkt und erbittert, zeigt sich besonders im Poem „Der Dichter". Die darin herrschende dumpfe Bitterkeit flammt im Gedichte „Eines" zu zornigem Hohn auf:

Du verlachst die Tagesmode?
Du verachtest ihren Sold?
Narr! Es geht die Kunst nach Brote
Und die Schönheit geht nach Gold.

Diesen Gedichten hört man die persönliche Erbitterung, die sie dictirt hat, deutlich an, namentlich dem „Vielschreiberei" betitelten Ausfall, den er gegen die macht, die ihm diesen Fehler vorwerfen. In seinem tiefen Groll gegen die Menschen, die ihn so wenig verstehen, sucht er in der Einsamkeit der Natur Trost:

Geh hinaus mit deinem Leid
In die heilige Einsamkeit! („Allein.")

Die subjective Empfindung erhebt sich zur objectiven Wahrheit, die für alle Menschen gilt, aber nur von den wenigsten gefühlt wird, in folgenden tiefwahren Versen:

Doch selbst in der nächsten Freunde Verein
Im Innersten bist du allein.
Du theilst mit ihnen Leid und Lust,
Doch nicht das Eigenste deiner Brust.
Dein letztes, dein eigenstes Angesicht,
Dein heimliches Selbst, sie kennen es nicht.
Vielleicht erschräken sie, es zu sehn,
Gewißlich würden sie's nicht verstehn.
Du bist ein Traum am lichten Tag,
Den keiner mit dir zu fühlen vermag.
Im vollsten Sonnenglanze fällt
Dein Schatten nur ins Aug' der Welt.
Und erst da drunten im Schattenreich,
Da bist du für immer allen gleich.
Und was geheim gewesen du,
Die Erde deckt's verschwiegen zu.
(„Auf dem Weg", 2.)

Und den Mann, der dies geschrieben hat, kennt das deutsche Publikum fast ausschließlich als Erzähler, vom Dichter Jensen weiß es kaum etwas! Woher auch? Die Anthologien bringen gar nichts oder nur wenig von ihm, und in den Literaturgeschichten wird der Dichter nur so nebenhin abgethan, während der Erzähler mehr Beachtung findet. So erklärt sich die traurige Erscheinung, daß Jensen dreißig Jahre lang dichtet, ohne daß das Publikum weiß, daß es in ihm den größten deutschen Lyriker der Gegenwart besitzt.

Theodor von Sosnosky.

Russische Literatur.

Das heutige Rußland. Momentaufnahmen von Friedrich Schütz. Erste und zweite Auflage. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1897. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Der Verfasser bietet uns in dem vorliegenden Werke, wie er sich bescheiden ausdrückt, Momentaufnahmen; diese dienen jedoch keineswegs blos dem Augenblick, sie fallen durchaus nicht gleich dem flüchtigen Moment rasch der Vergessenheit anheim. Wir danken ihnen vielmehr lebensvolle, wahrheitsgetreue, aus dem Verkehr mit dem Volke und den maßgebendsten Persönlichkeiten Rußlands geschöpfte Schilderungen, welche anschauliche Bilder für künftige Geschichtschreiber liefern. Der Verfasser, welcher als Berichterstatter der „Neuen Freien Presse" zu den Krönungsfeierlichkeiten nach Rußland entsendet worden ist, bleibt nicht an dem Moment haften, sondern sucht über ihn hinaus bis zu den Wurzeln der Dinge vorzudringen; er ist unablässig bestrebt, „die Physiognomie des vielfach nach ungerechtfertigten Maßstäben und deshalb falsch beurtheilten großen Reichs in sich aufzunehmen", und lenkt darum seine Schritte zu den bedeutendsten Vertretern des officiellen Rußland, welche gern bereit sind, seinen Wissensdurst zu löschen. Die Parzen des ungeheuern nordischen Reichs selbst sind es, welche ihm einen Einblick in das Gewebe, das dort gesponnen wird, gewähren, und dadurch erhält sein Buch ein dramatisches Gepräge. Traurig, aber wahr ist es, daß das arme Oesterreich, welches schon so oft zu seinem Schaden ein Versuchsobject war und neuerdings wieder zum Gegenstande eines ganz unverantwortlichen Regierungsexperiments gemacht wird, nicht immer den Vergleich mit dem Koloß aushält, welchen erst Peter der Große durch die Gründung Petersburgs mit einem gen Westen gerichteten Fenster versehen hatte.

Mit Vergnügen erleben wir mit Schütz einen Tag bei Leon Tolstoi. Wir können uns jedoch des Eindruckes nicht erwehren, daß der russische Dichter und Denker sich Schönfärbereien zu Schulden kommen läßt. Zuvörderst sind seine Bestrebungen geeignet, den Einfluß der Individualität, dessen die Welt nicht entbehren kann, völlig zu zerstören. Mag er sich auch noch so sehr dagegen verwahren, so hört er doch, wie sich aus vielen seiner Schriften nachweisen läßt, bei allen möglichen und unmöglichen Gelegenheiten nicht auf, aller Cultur und Bildung den Krieg zu erklären, weil sie die Bedürfnisse des Menschen vermehrt, seine Ansprüche an das Leben steigert, ihm den Kampf ums Dasein aufdrängt, welcher ihn dem Urchristenthum entfremdet, ihn hindert, im strengsten Sinne des Wortes seinen Nächsten wie sich selbst zu lieben. Wer seine warnende Stimme vor der Cultur und Civilisation erhebt, sieht nicht aus wie einer, welcher die Flugmaschine ersinnen möchte; im Gegentheil, er lähmt den Flug seines Genius, indem er das Um und Auf des Guten, Wahren und Schönen in der unverfälschten Reinheit des Christenthums erblickt. Er raubt sich und seinen Mitmenschen alle Selbständigkeit, er macht es ihnen unmöglich, sich selbst zu versuchen, die ihnen auf den Lebensweg mitgegebenen geistigen Kräfte zu entwickeln, zu entfalten und zu erproben. Er nivellirt dieselben, indem er sie zur Unthätigkeit verurtheilt; er setzt sich für die Erziehung zur Uniformität ein, indem er den Unsegen des Geisteslebens predigt. Tolstoi sehnt sich nach dem verlorenen Paradiese des Urchristenthums zurück; wer aber die Gegenwart mit der guten alten Zeit vertauschen möchte, der glaubt an keinen Fortschritt, keine Entwickelung, kein Werden, er ist ein starker Rückschrittler, ein Reactionär.

Tolstoi ist aber auch trotz seines Leugnens ein Anarchist im gebräuchlichen Sinne, denn er reizt offen und unzweideutig zum Widerstande gegen die bestehenden Gesetze auf und schafft nutzlos Märtyrer. Es ist bekannt, wie er den Gedanken breittritt, daß der wahre Christ den Befehlen der weltlichen Obrigkeit zum Trotze keinen Kriegsdienst im Heere leisten, um keinen Preis sich dazu zwingen lassen dürfe, in die Reihen der Todtschläger und Mörder einzutreten und eine eidliche Erklärung, zum Tödten bereit zu sein, abzugeben, daß ihm das christliche Gewissen höher stehen müsse als alle staatlichen Verfolgungen.

Sehr zeitgemäß ist die Bemerkung von Schütz: „Man denke nur, wie einem Manne von der Art Tolstoi's, der nicht nur in Romanen und freien Gebilden der Phantasie, sondern auch in kühnen Abhandlungen die socialen Zustände geißelt, dem Militarismus die tiefsten Wunden schlägt und den monarchischen Gedanken schonungslos bekämpft, in Staaten mit freiern Gesetzgebungen, als sie Rußland besitzt, mitgespielt würde. Hier ließ ihm ein Monarch von den Gesinnungen des verstorbenen Kaisers bedeuten, er möge seiner Ueberzeugung folgen, man werde ihm nichts thun." Dieses Vorgehen Alexander's III. erinnert an das seines ihm geistesverwandten Großvaters Nikolaus I., welcher ungeachtet seines starren Absolutismus ein Gönner jener Schriftsteller war, deren Erfolg die Bedeutung Rußlands nach außen heben half. „Er fürchtete Puschkin und förderte ihn, er war erbittert über die satirische Kühnheit Gogol's, und doch schützte er ihn vor der Gewaltherrschaft der Censur. Von solchen Auffassungen geleitet, wählte er seinem Sohne, dem nachmaligen Kaiser Alexander II., den Erzieher und Lehrer. Er verwarf die Candidatur eines Generals und Höflings, die man ihm vorgeschlagen, und erhob einen Dichter der Romantischen Schule, Schukowski, zu diesem Amte. Dieser hatte die Aufmerksamkeit des Kaisers auf sich gezogen, als er die Geburt des Thronfolgers mit einem Gedicht feierte. «Sei ein Mensch», lautete das Schlußwort, «und du wirst auf deiner Höhe stehen!» Man erinnert sich noch,

wie in Oesterreich ein ähnliches Wort, bei einem ähnlichen Anlasse gesprochen, für den Poeten Grillparzer viel weniger glückliche Folgen hatte als dieser Zuruf in der rauhen Luft des Nordens und am Hofe eines der absolutesten Monarchen, die je das Scepter führten."

Einen seltsamen Eindruck macht es auf uns, wenn General Kirejew, der älteste Slawophile, welcher dem Verfasser ein Privatissimum über die Thätigkeit der Slawophilen hält, sich zu der Behauptung versteigt, daß die russische Kirche eine edle und moralische Weltanschauung in voller Reinheit vertritt und es auch dem Gebildeten ermöglicht, ihr treu zu bleiben. „Wir sind", sagt er, „die natürlichen Gegner der Ultramontanen. Wir sind Feinde der Jesuiten. In Rom hat man wiederholt eine Wiedervereinigung der christlichen Kirchen angestrebt. . . . «Rußland», sagte man uns, «willige in die Beendigung des Schismas, und der Zar wird die Stellung Karl's des Großen und ein Weltreich gewinnen!» Wir würden gewiß nicht ablehnen, wenn der Katholicismus zu seiner ursprünglichen Reinheit, der Papst zu der Stellung zurückkehrte, die er einstens hatte. Was uns zunächst abstößt, ist die jesuitische Richtung. Gerade sie aber gewinnt überall immer mehr Einfluß, in Rom — gegen den Papst, in Europa mit Hilfe der Regierungen unter den verschiedensten conservativen Strömungen. Nicht zum Vortheile der Staaten" u. s. w. Fürwahr, gut gebrüllt, Löwe! Es hieße indeß Eulen nach Athen tragen, wollte ich erst einen Nachweis führen, daß die orthodoxe Kirche die Quellen der Wissenschaft verstopfen, die Lektüre der Gläubigen auf die heiligen Bücher beschränken möchte. Die Spatzen auf den Dächern pfeifen es sattsam, daß sie nicht davor zurückschreckt, mit dem Aber- und Wunderglauben Hand in Hand zu gehen. Sie dient dem Staate nur um den hohen Preis, daß er das Bildungsniveau nicht erhöhe, damit ihre Macht, die Macht der Finsterniß, leichter und länger fortdauere. Sie hat um nichts weniger als die katholische Kirche ihre Jesuiten, ihre Apostel der schwärzesten Reaction, ihren propagandistischen Religionsfanatismus, dessen eigentlicher Urheber und Förderer Pobedonoszew, der Präsident des Heiligen Synod, ist, welcher uns in seiner Unterredung mit dem Verfasser an den Wolf im Schafspelze gemahnt. Wer kennt nicht Tolstoi's „Macht der Finsterniß", sein Bühnenwort an das Volk, welches in eindringlicher Plastik zeigt, wohin dessen planmäßig betriebene Verdummung führt? Zornig und drohend weist der Finger des Dichters auf jene Dunkelmänner hin, welche seit Hutten's Tagen so oft besiegt, immer wieder, wie das Schreckbild der Mythe, erhobenen Hauptes auferstehen.

Bernhard Münz.

Feuilleton.

Der um die Geschichte der Irrenpflege wohlverdiente Otto Snell hat sehr recht gehabt, seinen Vortrag „Zur Geschichte der Irrenpflege" drucken zu lassen (Hildesheim, Gebrüder Gerstenberg, 1897), und dem lehrreichen Schriftchen ist um so mehr weiteste Verbreitung zu wünschen, als es nur ganze zwanzig Pfennige kostet — ein unerhört billiger Preis — und recht geeignet erscheint, so manche Vorurtheile der Laien zu beseitigen. Namentlich ersieht daraus das große Publikum, wie die Irrenpflege doch seit den ältesten Zeiten ungeheuere Fortschritte gemacht hat, wie aber auch in jenen schon viele lobenswerthe Bestrebungen lagen, die im Mittelalter ganz verloren gingen. Zunächst wird das Schicksal der Irren bei den Alten geschildert. Die Griechen faßten die Geisteskrankheiten sehr richtig nur als Gehirnkrankheiten auf, zählten dazu aber auch die Fieberdelirien und die heftigen Leidenschaften. Den Sänferwahnsinn kannten sie schon, aber nicht die Gehirnerweichung, die auch im Mittelalter unbekannt war (aber jedenfalls auch, wie schon wahrscheinlich die Syphilis in den ältesten Zeiten de facto existirte. Referent). Diät, Ruhe, Wohlwollen waren bei der Behandlung die Hauptsache, der Zwang war meist verpönt. Besonders Cälius Aurelianus war hier sehr kategorisch. Die Römer brachten nichts Neues. Jedenfalls hatten die Alten kein solches Vorurtheil gegen die Irren wie noch wir zum guten Theile. Irrenanstalten waren unbekannt. Gegen die Irrenpflege im Alterthum fällt nun die im Mittelalter sehr ab; die Krankheit ward den Dämonen zugeschrieben, die Kranken gefesselt u. s. w. Viele Kranke wurden als Hexen, Zauberer proceßirt, noch mehr aber solche — und dies hat Snell zuerst nachgewiesen —, die durch jene als ihre Behexer auf eindringliches Befragen bezeichnet wurden. Verfasser entwirft an dem Verhalten von Hildesheim und Braunschweig ein trauriges Bild, wie es im Mittelalter um die armen Irren stand. Allein schon der Umstand, daß erstere Stadt in siebzig Jahren so viel Geld für Irre ausgab, wie ein Pferd oder ein Fuder Heu kosteten, ist bezeichnend genug! Zum Theil brachte man sie in „Keller" oder Thorenkisten (wahrscheinlich Brettbuden) unter oder schob sie einfach über die Grenze. Im 17., 18. Jahrhundert brachte man sie besonders in Zuchthäusern oder alten Schlössern unter. Die freie Behandlung der Irren stammt aber erst seit Anfang dieses Jahrhunderts, beginnend mit Chiarugi und Pinel. Eigene Irrenanstalten gab es erst jetzt (in Spanien aber schon im 15. Jahrhundert). Zwangsmittel wurden aber noch lange angewandt. Der nächste große Fortschritt war die landwirthschaftliche Colonie, von Frankreich ausgehend. Einen bei Hildesheim war der erste derartige Versuch bei uns. Der jüngste Fortschritt endlich ist die Bettbehandlung, besonders frischer Fälle.

Bibliographie.

Adler, H., Vorreden und Bruchstücke. Frankfurt a. M., Gebr. Staudt. 8. 1 M.

Archiv für Geschichte des deutschen Buchhandels. Herausgegeben von der Historischen Commission des Börsenvereins Deutscher Buchhändler. XIX. Leipzig, Börsenverein der Deutschen Buchhändler. Gr. 8. 6 M.

Arent, W., Auf neuen Bahnen. Berlin, August Denbrer. 8. 1 M.

Bamberger, L., Politische Schriften von 1879 bis 1892. („Gesammelte Schriften", Band V.) Berlin, Rosenbaum u. Hart. Gr. 8. 5 M.

Baumann, O., Die Insel Sansibar. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 2 M. 20 Pf.

Bulthaupt, H., Ganymed. Novelle. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- u. Verlagsanstalt von S. Schottlaender. Schmal 8. 75 Pf.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von F. A. **Brockhaus** in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben wurde vollständig:

In Nacht und Eis.

Die Norwegische Polarexpedition 1893–1896.

Von **Fridtjof Nansen.**

Mit einem Beitrag von Kapitän Sverdrup,

207 Abbildungen, 8 Chromotafeln und 4 Karten.

Autorisirte Ausgabe.

Zwei Bände. Elegant gebunden 20 M. Auch in 36 Lieferungen zu 50 Pf.

Nansen's Reise ist die kühnste und erfolgreichste Polarfahrt, die je unternommen worden ist. „In Nacht und Eis" ist das einzige Werk, in welchem der berühmte Reisende selbst über seine Expedition berichtet.

Prospect und die erste Lieferung sind in jeder Buchhandlung zu erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Einleitung in das Studium der Sociologie.

Von

Herbert Spencer.

Herausgegeben von Dr. **Heinrich von Marquardsen.**

Zweite durch einen Nachtrag vermehrte Auflage.

Zwei Theile. 8. Geh. 6 M. Geb. in 1 Band 7 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 14. und 15. Band.)

Herbert Spencer, der angesehenste englische Philosoph der Neuzeit, behandelt in vorstehendem Werk die verschiedenen Probleme der Gesellschaftswissenschaft. In der Gegenwart wendet sich das allgemeine Interesse den socialen Fragen immer mehr zu, sodass dieses ausserordentlich reichhaltige und anregende Buch in seiner zweiten, durch einen Nachtrag vermehrten Auflage allseitige Theilnahme finden wird.

Das Werk bildet den 14. und 15. Band der „Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek". Verzeichnisse der erschienenen 68 Bände dieser Sammlung werden von jeder Buchhandlung gratis geliefert.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Briefe von Charlotte Diede,

der Freundin Wilhelm von Humboldt's,

an Karl Schulz.

Mit einer Einleitung von **Gustav Lothholz.**

8. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M.

Diese Briefe von Charlotte Diede sind allen Lesern von Wilhelm von Humboldt's „Briefen an eine Freundin" als eine Ergänzung derselben zu empfehlen. Sie wurden an den Archivar beim Stadtgericht in Berlin, Karl Schulz, gerichtet, durch welchen Humboldt auf seinem letzten Krankenlager der Freundin von seinem Befinden Nachricht geben ließ, und eröffnen tiefe Blicke in das Seelenleben der schwergeprüften Frau. In der vorausgehenden Einleitung entwirft Professor Lothholz einen Umriß ihres äußern Lebensganges.

„Die Lösung des Weltenrätsels"

„Sein und Schein", „Der Urgrund des Daseins", diese drei Bücher zus. 1300 Seiten Umf. Preis 10 M., für der. krit. Abh. ein **Preis v. Tausend Mark** ausgef. i. worden, sind erschienen im Verlage von **Greßner u. Schramm** in **Leipzig.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Insel Capri.

Idylle vom Mittelmeer

von

Ferdinand Gregorovius.

Zweite Auflage. 8. Cart. 1 M. 80 Pf.

Diese elegante Separatausgabe der classischen Schilderung von Capri aus Gregorovius' „Wanderjahren in Italien" ist nach dem Wunsche des Dichters zunächst bestimmt, von den Besuchern Italiens mitgeführt zu werden; sie empfiehlt sich aber durch ihre zierliche Ausstattung auch für den heimischen Büchertisch.

Korfu.

Eine ionische Idylle.

Von

Ferdinand Gregorovius.

Zweite Auflage. 8. Cart. 1 M. 80 Pf.

Gregorovius entwirft in dieser Skizze ein anmuthiges Bild von Korfu, jenem ionischen Eiland, das mit dem doppelten Reize griechischer Natur und homerischer Mythe geschmückt ist.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Erzählungen aus dem Ries

von

Melchior Meyr.

Vierte Auflage. Vier Bände.

8. Jeder Band geh. 3 M., geb. 4 M.

Die Bände sind einzeln unter folgenden Titeln zu beziehen:

Ludwig und Annemarie. — Ende gut, alles gut.
Die Lehrersbraut. — Der Sieg des Schwachen.
Regine. — Gleich und Gleich.
Der schwarze Haus. — Georg.

Melchior Meyr's „Erzählungen aus dem Ries" sind anerkannt als Dorfgeschichten, in denen das Leben der Bewohner jenes gesegneten schwäbischen Gaues lebenswahr geschildert wird, als ein würdiges Seitenstück zu Auerbach's „Schwarzwälder Dorfgeschichten".

In der auf die Hälfte des frühern Preises ermäßigten vierten Auflage sind die Bände auch einzeln käuflich.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig (Querstr. 16).

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer.
Preis vierteljährlich 7 M. 50 Pf.,
jährlich 30 M.

Nr. 16.

Leipzig,
15. April 1897.

Inhalt: Gottfried Keller's Leben. I. Von Moritz Necker. — Reisebeschreibungen. Von Willi Ule. — Zur deutschen Geschichtschreibung. Von Georg Winter. — Zur Culturgeschichte. Von Th. Achelis. — Neue Erzählungsliteratur. Von M. Rachel. — Dialektdichtungen. Von Richard Weitbrecht. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Gottfried Keller's Leben.

I.

Mit dem kürzlich ausgegebenen dritten Bande der Briefe und Tagebücher Gottfried Keller's ist die Gesammtausgabe seiner Werke zum Abschluß gekommen.*) Ich sage mit Bedacht: seiner Werke, denn die Briefe Keller's sind ein wichtiger Theil seines Schaffens; sie werden jetzt, nachdem sie bekannt geworden sind, nicht mehr davon getrennt werden können, und das macht ihre besondere Eigenschaft im Vergleich mit manchen andern Briefsammlungen aus.

Gottfried Keller schrieb bekanntlich nicht viel, und er schrieb auch nicht leicht. Sein Kopf war zwar immer voll von Gedanken und dichterischen Plänen, nicht sowol für Novellen als auch für Dramen, Tragödien und Lustspiele; doch kaum die Hälfte dessen, was er plante, hat er wirklich ausgeführt. Das Ausbrüten und innere Ausgestalten seiner Phantasiegebilde machte ihm mehr Freude als das Niederschreiben des Ersonnenen. Damit ging es so langsam bei ihm, daß sich das Vollenden eines Buches zumeist durch mehrere Jahre hinzog. Keller nahm auch das simple Briefschreiben schwerer als andere. Ein längeres Schweigen entschuldigt er einmal mit den Worten: „Ich habe Ihnen leider nicht geschrieben; je gründlicher ich es thun wollte, je länger schob ich es auf, und bin jetzt in einem förmlichen Briefbankrott." Er konnte (sofern er nicht im Amt als Staatsschreiber schrieb) nichts Gleichgültiges niederschreiben. Hatte er nichts zu sagen, so schwieg er lieber, wie er schwieg, wenn er zu viel zu sagen hatte. Er schwieg, wenn er nur Conventionelles hätte sagen müssen: einen äußerlichen Dank für erwiesene Artigkeit, oder wenn er blos ein Lebenszeichen an seine ferne Mutter hätte geben sollen. Er schwieg fast ein Jahr lang, als ihm Vischer mit seinem Essay über seine Werke einen unvergeßlichen und dankbar empfundenen Liebesdienst erwies; er schwieg, als er einem andern geliebten Freunde, Hermann Hettner, eine Schuld von siebzig Thalern nicht bezahlen konnte, um die ihn dieser, selbst in Verlegenheit gerathen, freundschaftlich gemahnt hatte. Er machte sich selbst Vorwürfe über dieses sein Schweigen; den grünen Heinrich, das dichterische Spiegelbild seiner Jugend, strafte er gründlich, mit dem Tode für diese Rücksichtslosigkeit. Aber er wurde diese Untugend nie los, er blieb bis an sein Ende „Pankraz der Schmoller", und es bedurfte mancher Künste der Diplomatie eines Rodenberg, oder des geistreichen Humors einer Marie Exner, um ihm ein Manuscript oder ein Brieflein herauszulocken. Wenn er sich aber endlich zum Schreiben aufraffte, dann freilich gab er seine ganze Seele hin, dann geschah es zumeist auch mit dem vollen Behagen an der Mittheilung, und in seinen jüngern Jahren konnten Keller's Briefe zu ganzen Heften anschwellen. Im Alter, wo er öfter über sich selbst sprach, gab er seine Meinung vom Ernste des Briefschreibens kund. Da äußerte er sich einmal, am 21. April 1881, zu seinem Freunde Wilhelm Petersen in Schleswig:

„Seit Neujahr habe ich alles Briefschreiben in Privat- und Freundschaftssachen wieder einmal müssen liegen lassen, nicht weil ich nicht manche müßige Stunden und Tage dazu gefunden hätte, sondern weil gerade das Briefschreiben con amore mit dem Schriftstellern zu nah' verwandt ist, wenigstens wie ich dieses treibe, und daher ein Allotrion zu sein scheint, wenn die Setzer auf Manuscript lauern. Der eigentliche Müßiggang aber, besteht er in Lektüre oder in irgendeiner andern eigensinnigen heterogenen Uebung, trägt immer seine göttliche Be-

*) Gottfried Keller's Leben. Seine Briefe und Tagebücher. Von Jakob Baechtold. Zweiter und dritter Band. Berlin, Wilhelm Hertz. 1894—97. Gr. 8. Zweiter Band 8 M., dritter Band 9 M. (Ueber Band 1 vgl. Nr. 1 d. Bl. f. 1894.)

rechtigung des Daseins «an sich» in sich. Und so scheut man sich, Briefe zu schreiben, indessen man sich nicht entblödet, plötzlich ein historisches Kapitel zu studiren oder ein paar Tage zu zeichnen u. dgl."

Darum lobte er in einem Briefe an Friedrich Vischer vom 29. Juni 1879 seinen Freund Emil Kuh, mit dem er in Briefwechsel stand, seitdem Kuh in der „Neuen Freien Presse" (1870) enthusiastisch über ihn geschrieben hatte: „Als brieflicher Freund ist er liebenswürdig und mittheilsam, eine Tugend, die sonst aus der Welt verschwunden ist unter den jüngern Autoren. Das schreibt möglichst kurze Billets, immer nur Geschäft, wie wenn jede ungedruckte und unhonorirte Zeile ein Verlust wäre." Und solche Briefe achtete er, und hob sie auch auf. „Es ist sonst gute Sitte" — schrieb er der Witwe Freiligrath's — „im Fall eines solchen Aussterbens Briefe den noch lebenden Schreibern derselben zurückzustellen, Briefe einer Persönlichkeit aber, wie Ferdinand [Freiligrath] gewesen ist, überhaupt in Sicherheit zu bringen." Musterhaft war Keller's Ordnung in seinen Briefschaften freilich nicht; er warf sie alle in eine Truhe, wenn sie mehr oder weniger erledigt waren, wo sie durcheinander lagern konnten. In seiner Staatsschreiberzeit geschah es oft, daß ihm ein Brief zwischen die Acten gerieth, wo er ihn erst nach vielen Monaten wieder zu Gesicht bekam und vielleicht auch beantwortete. Aber verloren ging ihm doch kein Zettel, und der Herausgeber der Keller'schen Briefe konnte nach einer freilich nicht geringen Mühe des Ordnens fast alles finden, was an Keller im Laufe von mehr als fünf Jahrzehnten geschrieben wurde.

Es braucht nun kaum gesagt zu werden, daß diese also entstandenen Briefe Keller's reich genug an Gedanken, Urtheilen, Mittheilungen und Geständnissen sind. Da er nur in productiver Stimmung und nur aufrichtig schrieb, so sind diese Briefe wirklich Theile seines Lebens, und wenn sie auch drei starke Bände füllen (die wichtigen Briefe Keller's an Storm und Heyse hat übrigens Baechtold noch gar nicht zu erlangen vermocht), so hat man ihrer doch immer nicht genug: eine so fesselnde und sehr häufig auch so muntere Lektüre bilden sie. Das ganze literarische Leben Deutschlands von den funfziger Jahren bis zur Gegenwart gleitet in den zwei letzten Bänden an unsern Augen vorüber. Bedeutende Menschen, wichtige literarische Erscheinungen kommen dabei zur Besprechung, und Keller's Urtheile sind immer werthvoll. Die Welt ändert sich in vier Jahrzehnten, sie gewinnt politisch und culturell ein neues Ansehen: der Dichter geht mit seiner Zeit mit, oft aber eilt er ihr auch voraus. Doch interessirt uns hier mehr der Mensch und Dichter als der Denker Keller.

Als Keller im Jahre 1850 Heidelberg verließ und nach Berlin übersiedelte, war er bald dreißig Jahre alt und mit seiner theoretischen Ausbildung fertig, mit seiner künstlerischen und philosophischen Ueberzeugung im Klaren. Er hatte die Absicht, Dramatiker zu werden, und dazu sollte ihm der Besuch der berliner Theater verhelfen. Er ging auch fleißig hinein, sann über allerlei Dramenstoffe nach, schrieb inhaltvolle dramaturgische Beobachtungen an seinen literarischen Freund Hettner, die diesem sehr zu Nutze kamen. Aber zur Ausführung kam keins seiner Dramen, weil ihm der Roman vom „Grünen Heinrich" jahrelang zu schaffen machte. Der vierte Band verließ erst 1855 die Presse. Dieser Roman wurde Keller zu einem wahren Schmerzenskind, seine Entstehungsgeschichte ist die Geschichte eines Martyriums von Verleger und Dichter. Keller verpflichtete sich, ihn zu schreiben, und nahm — immer in Geldnöthen — Honorarvorschuß auf das ungeschriebene Manuscript. Aber da kannte Keller sich selbst noch nicht: Manuscript kam nicht zu Stande. Der Verleger drängte zur Arbeit, Keller lieferte einige Bogen, diese wurden sofort in die Druckerei geschickt, inzwischen aber blieb er in der Arbeit stecken, und der Druck mußte schon im ersten Bande unterbrochen werden. Das ging so jahrelang fort; unter der Arbeit wuchs der Umfang des Romans auf das Drei- und Vierfache des Voranschlags. Der Verleger war ein Wunder von Geduld und Nachsicht, er war mit allem zufrieden, bewunderte das Werk und wünschte nur, daß es endlich fertig werde. Keller aber gerieth in eine immer größere Unzufriedenheit mit sich selbst hinein, die Schulden mehrten sich, und schließlich konnte ihn doch nur die Mutter retten, deren Geld anzunehmen er sich jahrelang gesträubt hatte. Dieses Zaudern und Träumen und unthätige Grübeln empfand er selbst als unmännlich, aber er konnte nicht anders, und in einem Briefe an Hettner sprach er sich (16. Juli 1853) darüber aus:

„Ich bin leider keine Lorenz Kindleinsnatur, welche bei Wasser und Sorgen immer munter drauf los schreibt. Das verworrene Netz von Geldmangel, kleinen Sorgen, tausend Verlegenheiten, in welches ich mich unvorsichtigerweise mit meinem Eintritt in Deutschland verwickelte, weist mich immer wieder zur Unthätigkeit zurück; die Mühe, wenigstens der täglichen Umgebung anständig und ehrlich zu erscheinen, drängt die Sorge für die Entfernten immer zurück; und die fortwährende Aufregung, die man verbergen muß, diese tausend Nadelstiche absorbiren alle äußere Productivität, während freilich das Gefühl und die Kenntniß des Menschlichen an Tiefe und Intensität gewinnen. Ich würde mir diese drei letzten Jahre später nicht abkaufen lassen. So rückten meine Sachen mit fabelhafter Langsamkeit vorwärts. . . ." Er selbst erkannte als das einzige Heilmittel für diesen Zustand: Thätigkeit, und schrieb Hettner ein halbes Jahr später (14. Februar 1854): „Ich muß mich mit Gewalt in ausgefüllte starke Beschäftigung werfen, sonst geht die Duselei ins Unendliche fort." Er dachte daran, die ihm angebotene Professur für Literaturgeschichte am neugegründeten züricher Polytechnikum zu übernehmen; doch trat er nach einiger Ueberlegung von der Candidatur zurück. Erst als der „Grüne Heinrich" erschien (1855), dem rasch der erste Band der „Leute von Seldwyla",

folgte (1856), kehrte Keller in die Heimat nach Zürich zurück und wurde hier endlich Herr der tiefen Verstimmung seines Gemüths, die in der gefährdeten Selbstachtung ihren letzten Grund hätte. Aus dieser Unzufriedenheit mit sich selbst, die ihn in Berlin quälte, ist sein dortiges Leben zu erklären. Er kam nicht viel in Gesellschaft, benahm sich unbeholfen, war reizbar und unliebenswürdig, ja sogar raufluſtig. Doch fand er trotzdem im Hause Varnhagen's und des Verlegers Duncker liebevolles Entgegenkommen, und er belohnte es später durch liebevolle Briefe, die er an Frau Lina Duncker und an Ludmilla Assing von Zürich aus schrieb. Besonders inhaltreich sind die Briefe an Ludmilla, die um diese Zeit mit ihren ersten biographischen Versuchen über die Freundin Immermann's, Gräfin Ahlefeldt, und die Freundin Wieland's, Sophie von Laroche, hervortrat, und Keller zu allerlei kritischen Aeußerungen Anlaß gab.

Im Beginn seines neuen Lebens in Zürich war Keller wirklich glücklich. Wenn auch sein Roman und seine Novellen zunächst kein großes Publikum fanden, so waren sie doch öffentlich von angesehenen Schriftstellern, wie Berthold Auerbach und Hermann Hettner, aufs wärmste gelobt worden, und Keller stand vor seinen Landsleuten, die ihm mit einem ausgiebigen Staatsstipendium geholfen hatten, als deutscher Dichter anerkannt da. Froh genoß er wieder die landschaftliche Schönheit der Heimat, obwol ihm die vielverleumdete Landschaft der Mark — unabhängig von ihrem Entdecker Theodor Fontane — ihre Reize auch schon offenbart hatte. Und am glücklichsten machte ihn das Mütterlein, das er noch am Leben wiederfand. In einem Briefe an Ludmilla vom 21. April 1856 bricht dieser specifisch Keller'sche Naturlaut durch, wo es nach einer Schilderung des Frühlings heißt: „Dabei geht mein altes Mütterlein ab und zu, und macht sich zu schaffen, und ich bin sehr froh, daß ich für diesmal ungeschlagen davonkam, und sie noch ebenso rüstig und beweglich angetroffen habe, wie ich sie vor sieben Jahren verlassen. Denn es wäre eine große Schande für mich gewesen, wenn ich sie nicht mehr angetroffen hätte.“ Zu seinem Behagen trug auch nicht wenig der Verkehr mit bedeutenden Männern bei, die zu der Zeit (1855—60) in Zürich lebten: Richard Wagner, Gottfried Semper, Friedrich Vischer. Damals wurde Keller ein warmer Freund Wagner's, und machte für die Anerkennung seiner „Nibelungen-Trilogie“, die schon als Manuscript gedruckt vorlag, unter seinen kritischen Freunden eifrig Propaganda. Aber viel schrieb Gottfried Keller auch in diesen Jahren nicht; außer einigen Aufsätzen („Prolog zur Schiller-Feier“; „Am Mythenstein“ u. a.) und der Novelle „Das Fähnlein der sieben Aufrechten“ für Auerbach's Volkskalender wurde nichts fertig. Den unmittelbar nach dem Erscheinen von Heine's „Romanzero“ gedichteten „Apotheker von Chamounix“ ließ Keller auf Veranlassung Ludmilla Assing's ungedruckt liegen; erst dreißig Jahre später erschien dieser geistvolle Romanzencyklus in der Gesammtausgabe seiner Gedichte. Und so trat denn von neuem der alte circulus vitiosus ein: Keller's Production trug nicht die erwünschten goldenen Früchte, er wurde mit sich selbst unzufrieden und dadurch erst recht unproductiv.

Moritz Necker.

Reisebeschreibungen.

1. Ein Winter in Aegypten. Eine Reisebeschreibung von Dr. H. Sabersky. Mit 16 Bildern und 1 Karte. Berlin, Schall u. Grund. 1896. 8. 4 M. 50 Pf.

Der Verfasser hat Aegypten den Nil aufwärts bis zum ersten Katarakt bereist. In einer Reihe von Briefen an die Lieben daheim hat er die ersten Eindrücke geschildert und seine Erlebnisse erzählt. Dann erwachte in ihm der Gedanke, diese Berichte zu erweitern und gründlicher zu bearbeiten und das Ganze in Buchform herauszugeben. Es liegt also nicht eine bloße Reisebeschreibung vor, sondern der Verfasser gibt zum Theil eine auf fleißigem Studium beruhende Darstellung der großen Werke der uralten ägyptischen Cultur, die der Reisende mit eigenen Augen schauen durfte. Er hat sich auch überall da, wo es galt, der Schilderung geographische, geschichtliche oder kunstgeschichtliche Erklärungen einzuflechten, bei den Schriften der bewährten Forscher, wie Georg Ebers, Johannes Dümichen, Eduard Meyer und Adolf Erman Raths erholt. Gerade dadurch mußte sein Buch aber an Werth gewinnen.

Bei dem Lesen des Buches haben uns freilich die bloßen Schilderungen des Gesehenen und die Erzählungen des Selbsterlebten mehr angemuthet als die immerhin schon etwas gelehrten Abschnitte über die noch in den Ruinen bewunderungswerthen Denkmäler des alten Aegypten. Es langweilt die Beschreibung eines solchen Kunstwerkes uns gar zu leicht, wenn nicht die lebendige Vorstellung sie begleitet. Diese fehlt uns oft. Sie wird freilich durch die guten bildlichen Beigaben etwas gefördert, aber doch nicht in dem Maße, daß wir den vom Verfasser besuchten Ruinen das Interesse zuwenden könnten, das erforderlich ist, um seine gelehrten und lehrreichen Ausführungen mit der rechten Wärme aufzunehmen. Zuweilen hätte eine Kürzung wol kaum geschadet, noch dazu da er in der Absicht, alles zu erklären, uns oft auch recht Bekanntes in breiter Form darbietet. Aber dafür entschädigt uns reichlich die lebendige Wiedergabe seiner Erlebnisse. Darin kann man auch viel Nützliches lernen, falls man selbst das interessante Land zu bereisen gedenkt. So manches Abenteuer des Verfassers gibt eine gute Lehre, für die dieser selbst das Lehrgeld bezahlt hat.

2. Anatolische Ausflüge. Reisebilder. Von Colmar Freiherr von der Goltz. Mit 37 Bildern und 18 Karten. Berlin, Schall u. Grund. 1896. 8. 5 M.

In der Einleitung schildert von der Goltz, wie man heutzutage den Orient bereist, was man dabei sieht und nicht sieht. Man sieht, was Reisehandbücher und Führer vorschreiben, alles andere läßt man aber unbeachtet, da es ja nicht von Bedeutung sein kann; denn es steht ja nicht in dem untrüglichen rothen Buche.

Infolge solchen Reisens bürgern sich im Abendlande aber ganz falsche Vorstellungen vom Orient ein. Wer diesen kennen lernen will, muß abseits gehen von der großen Heerstraße und sich wirklich im Lande umsehen. Er wird dann zu ganz andern Urtheilen über Land und Leute kommen, als sie bei uns meist üblich sind. Von der Goltz erzählt, daß in Konstantinopel selbst die Berichte über seine Ausflüge in die weitere Umgebung gerade so aufgenommen worden wären wie Schilderungen eines Reisenden aus dem Innern Afrikas. Denn man kennt selbst in Konstantinopel den Orient nicht.

Der Verfasser — es ist der bekannte Goltz-Pascha, königl. preußischer Generallieutenant, osman. Marschall a. D. — unternimmt freilich Ausflüge, die ihm nicht jeder ohne weiteres nachmachen kann. Aber sie regen uns dazu an, und bereiten uns auch in der bloßen Beschreibung Freude und angenehme Unterhaltung. Der interessanteste Theil des Buches ist der Spazierritt nach Angora. Der Verfasser verdankt diesen Ausflug einem deutschen Unternehmen. Ende der achtziger Jahre begann nämlich der Bau einer Bahn, welche schließlich von Konstantinopel bis an den Persischen Golf führen soll. Sie ist 1892 bis Angora vollendet worden, und zwar durch deutsches Kapital und deutsche Arbeitskraft. Einer der Directoren des Unternehmens beabsichtigte von der Stadt Ismid aus die Bahnlinie zu bereisen und forderte den Verfasser zur Theilnahme auf, der der Einladung gern folgte. Wie dieser Spazierritt von statten ging, was zu sehen war und erlebt wurde, ist nun eingehend berichtet worden. In der Schilderung erfreut die Einfachheit und Natürlichkeit. Der Verfasser weiß auch seine subjectiven Empfindungen geschickt einzuflechten, und durch geeignete Beispiele uns von seinem damaligen Leben ein richtiges Bild zu geben.

In einigen Abschnitten geht der Verfasser über den Rahmen bloßer Reisebeschreibung hinaus. Aber diese sind nicht minder lehrreich. Der Abschnitt „Deutsche Culturarbeit in Anatolien, ein Kapitel für Colonisten und Landwirthe" verdient zweifellos allgemeine Beachtung. Danach ist Anatolien ein Land der Zukunft, das durch richtige Bewirthschaftung wieder zu dem gesegneten, dichtbevölkerten Lande werden kann, das es im Alterthum, soweit wir aus den zahlreichen uns überkommenen Ruinen schließen können, gewesen sein muß. Von der Goltz redet auch den Bewohnern des Landes das Wort. Sie seien weit besser, als sie uns von flüchtigen Reisenden meist geschildert werden. Vor allem seien sie höherer Cultur durchaus zugänglich. Die neue Bahn werde zu diesem culturellen Aufschwung gewiß erheblich beitragen. Gerade darum aber haben seine Schilderungen besonderes Interesse, weil sie uns zeigen, wie es in Anatolien noch kurz zuvor aussah.

3. Eine Spitzbergenfahrt. Plaudereien von Georg W. A. Kahlbaum. Mit einem Bildniß S. A. Andrée's von H. B. Wieland in München. Leipzig, Joh. Ambr. Barth. 1896. 12. 2 M.

Als vor beinahe dreißig Jahren namentlich durch den berühmten Geographen Petermann auch in Deutschland das Interesse für die Erforschung der Polarländer wach wurde, waren selbst die dem europäischen Festlande nahe gelegenen Inseln des Eismeeres im allgemeinen noch ganz unbekannt. Erst damals wurden auch diese mehr besucht und durch Wort und Bild uns veranschaulicht. Wir lernten namentlich Spitzbergen als ein herrliches Land kennen, das an Großartigkeit der Natur wol mit der vielgepriesenen Schweiz wetteifern könne. Von den begeisterten Spitzbergenschwärmern wurde es oft hingestellt als ein Land, das verdiene, der Zielpunkt unserer Sommerreisen zu werden. Man lächelte darüber, weil man Spitzbergen als Sommerfrische für einen ganz absurden Gedanken hielt. Und heute! Alljährlich unternimmt Kapitän Bade, der bekannte Theilnehmer an der Zweiten Deutschen Polarexpedition 1869—70, eine Lustfahrt nach dem Norden in das Eismeer, und es findet sich immer wieder eine große Gesellschaft, die sich gern dem erfahrenen Manne anvertraut und sich von ihm in jene großartige Wunderwelt einführen läßt. Sie kehren immer hochbefriedigt zurück.

Im Jahre 1896 hatte die Fahrt nach Spitzbergen noch einen besondern Reiz. Die Theilnehmer sollten Augenzeugen werden „des Aufstieges des Andrée'schen Ballons". Das war ein Lockmittel, das viele anziehen mußte.

Auch den Verfasser reizte es, und er entschloß sich zur Theilnahme. In schlichtem Plauderton erzählt er uns nun von seiner Reise. Man hört ihm gern zu; denn seine Schilderungen geben das, was er gesehen, in frischen und getreuen Farben wieder. Die Fahrt selbst hat vielleicht etwas Eintöniges. Aber davon verspürt man nichts in der Erzählung. Das Hauptinteresse richtet sich natürlich auf das Zusammentreffen mit Andrée. Hier erfreut die warme Begeisterung, mit der der Verfasser das kühne Unternehmen Andrée's bespricht. Für Andrée selbst hat er nur Worte der Anerkennung und Achtung, wenn er auch zu dem Unternehmen nicht das volle Vertrauen besitzt. Zum Aufstieg ist es ja in diesem Jahre nicht gekommen, aber gerade dieser Schritt erhöht in dem Verfasser die Bewunderung für den Mann, der dadurch der Welt am besten den Beweis seiner Besonnenheit geliefert habe.

Indeß in diesem zufälligen Begegnen mit Andrée liegt nicht der einzige Reiz des Buches. Es ist auch sonst ganz dazu angethan, nicht nur „uns ein paar verlorene Stunden zu verkürzen", sondern uns auch Anregung und Belehrung zu geben.

4. Sommerwanderungen und Winterfahrten. Von J. V. Widmann. Frauenfeld, J. Huber. 1897. 8. 4 M.

In seinen „Sommerwanderungen und Winterfahrten" bietet der Verfasser etwas mehr, als man unter diesem Titel erwartet. Es sind nicht nur Schilderungen und Erzählungen von Gesehenem und Erlebtem, sondern das Buch enthält noch eine Reihe von Gedanken und Betrachtungen, welche sich dem Reisenden auf seinen Fahrten aufgedrängt haben. Man verspürt in diesem Beiwerk den Dichter, der stärker fühlt und empfindet als gewöhnliche Sterbliche. Freilich tritt damit zugleich auch das „Ich" etwas mehr hervor; denn der Dichter gibt sein Denken wieder, und sucht durch lebendige Darstellung die eigenen Stimmungen in die Seele des Lesers zu übertragen. Nicht jeden muthet das an; nur wer ähnlich denkt, wird von den Worten des Verfassers gefesselt, fühlt in sich einen harmonischen Widerhall der Saiten, welche der Dichter angeschlagen hat.

Der Stil ist Feuilletonstil und mag dort am Platze sein, wenn wir ihn dort freilich auch nicht gern sehen; aber in ein Buch wie das vorliegende gehört er nicht. Der Verfasser bedarf auch eines solchen Beiwerks gar nicht; seine einfachen Schilderungen sind fesselnd genug, seine Feder so gewandt, daß sie nicht auf Abwege zu gehen braucht.

Wohin aber führen die Wanderungen? Nach dem Comersee, nach dem Jura, in die Schweiz, nach Oberitalien, nach Thüringen und schließlich auch nach der deutschen Reichshauptstadt! Es ist also keine einheitliche Fahrt, sondern der Verfasser hat hier eine Sammlung von Fahrten gegeben, die in verschiedenen Jahren, zum Theil schon 1884, ausgeführt sind. Diese Mannichfaltigkeit verleiht dem Buch einen besondern Reiz. Man hat das Gefühl, daß man von einem vielgereisten Manne geführt wird, dessen Auge geschult ist durch das Studium der Natur in den verschiedensten Ländern. Denn auch das Sehen will gelernt sein. Wer viel gereist ist, wird nicht immer übersättigt, wie es gewöhnlich heißt, sondern im Gegentheil, dem öffnet sich gleichsam das geistige Auge. Er beginnt auch in der einfachsten Landschaft Reize zu entdecken, die ihm vorher ganz fremd waren. Das lehrt uns auch der Verfasser, der es geradezu ausspricht, daß für ihn jede Gegend interessant sei. Darum bleibt aber auch seine Schilderung für den Leser überall anziehend, ganz gleich, ob er durch die gewaltigen schweizer Berge oder durch das anmuthige Thüringen, durch die fruchtbare Lombardei oder durch die norddeutsche Sandebene hindurchgeführt wird.

5. Der Gotthard. Von Karl Spitteler. Frauenfeld, J. Huber. 1897. 8. Geb. 2 M. 40 Pf.

Der St.-Gotthard ist ein Berg von besonderer Bedeutung, den man, wie der Verfasser sich ausdrückt, in anderer Absicht und mit andern Gefühlen bereist als die übrigen schweizer Gebirge. Es ist wahr, wer sich zur Fahrt über den Gotthard rüstet, wer im Begriff steht, das mächtige Alpengebirge an dieser Stelle zu durchqueren, ist in besonderm Grade der Erwartung voll. Es gibt keinen zweiten Platz in den Alpen, der in gleichem Maße Gegensätze in Land und Natur verknüpft. „Sprache, Sitte, Rasse, Politik, Geschichte und Cultur, Pflanzen- und Thierwelt, Klima, Farbe und Licht, alles ist drüben anders als hüben."

Der Verfasser führt uns einmal mit der Eisenbahn und dann auch zu Fuß über den interessanten Berg hinweg. Er schildert uns, was wir bei solcher Reise sehen, und belehrt uns zugleich über das Gesehene. Vor allem gibt er uns auch über die Geschichte der durchreisten Länder Aufschluß, in der sehr richtigen Ansicht, daß historische Kenntnisse bei solchen Fahrten den Genuß nur erhöhen können.

Zunächst geht es im Schnellzug von Luzern nach Bellinzona. Das ist eine wirklich interessante Fahrt, die uns aber der Verfasser durch seine anmuthigen Erläuterungen nur noch reizvoller macht. Es liest sich eine solche Beschreibung doch angenehmer wie der trockene Baedeker, der nur immer mit „rechts" oder „links" arbeitet und auf jedes ausschmückende Beiwerk verzichten muß. Haben wir die Fahrt zurückgelegt, sind wir durch den Gotthard hindurch von dem Diesseits zum Jenseits gelangt, so drängen sich uns naturgemäß die Gedanken zum Vergleich. Der Verfasser hat dieser ganz natürlichen Neigung ebenfalls Folge gegeben, und einen besondern Abschnitt diesen Betrachtungen gewidmet.

Aber in der Bahn durcheilen wir fast zu schnell die herrliche Landschaft. Wir dürfen ihr darob nicht grollen; denn sie dient nicht dem Vergnügen, sondern dem Verkehr, und dieser will rasch vorwärts. Wer den Gotthard recht kennen lernen will, der steige aus und wandere zu Fuß. Auch hierbei wird ihm das vorliegende Buch ein guter Führer sein können. Der Verfasser geleitet uns nicht blos auf der alten Poststraße über den Paß, sondern lenkt seine Schritte auch in die Seitenthäler des Gotthard. Im Schlußkapitel räth er uns freilich, einen großen Theil der Wanderung über den Gotthard nicht zu Fuß, sondern lieber im Wagen zurückzulegen. Seine Gründe sind stichhaltig. Die Fußwanderung wird leicht ermüdend, wenn stundenlang das nämliche Landschaftsbild uns begleitet. Nur zwischen Göschenen und Amsteg ist der Fußmarsch unter allen Umständen zu empfehlen. Der Wanderer wird aber den vollen Genuß erst haben, wenn er zuvor sich über das, was da zu sehen ist, unterrichtet, und das kann er vortrefflich in dem Buch Spitteler's, das ihm auch sonst noch manche Anregung bieten wird.

6. Genzianen und Karolinen, Ein Spaziergang durch die Eifelberge. Von Hermann Aubel. Frankfurt a. M., Gebrüder Knauer. 1896. 8. 1 M. 80 Pf.

Die Eifel gehört wol zu den unbekanntesten Gebieten unserer deutschen Mittelgebirge. Was soll auch auf der waldarmen, unfruchtbaren Hochfläche für das Auge zu holen sein? Nur der Westen mit seinen Spuren des Vulkanismus mag noch etwas Anziehendes haben; aber das übrige Gebiet? Man weiß und hört ja nichts davon. Und doch muß die Eifel ihre besondern Reize haben. Wer sie besucht und näher kennen gelernt hat, spricht mit Liebe und Begeisterung von ihren schönen Bergen, ihrer eigenartigen Natur. Sie wird von jedem neuen Reisenden gleichsam erst entdeckt, wie der Verfasser des vorliegenden Buches sich ausdrückt. Auch er zählt sich zu den Entdeckern, und möchte nun Bericht erstatten über Land und Leute jenes abgelegenen Gebietes. Er will aber nicht ein Führer sein, sondern nur Erzähler, wie es jeder sein kann, der eine Reise gemacht hat.

Unter diesem Gesichtspunkt muß das Buch gelesen werden. Es erzählt jeder, wie es ihm seine Eigenart eingibt. Solche Bücher haben gerade darin etwas besonders Anziehendes. Das gilt auch von dem vorliegenden. Der Verfasser plaudert in ungezwungener Weise von seinen Wanderungserlebnissen und den Eindrücken, die er dabei gehabt hat. Vielleicht ist er oft zu plauderhaft, indem er uns auch unwesentliche Ereignisse ausführlicher beschreibt. Auch ist die Sprache leicht zu gekünstelt, zu blumenreich. Schon der Titel „Genzianen und Karolinen" will uns recht gesucht erscheinen. Denn der Inhalt des Buches hat eigentlich nichts damit zu thun. Freilich in seinen etwas überschwenglichen Schilderungen malt er außerordentlich lebendig die Natur, er zeigt sich da als Poet, der er auch wirklich ist, wie die eingestreuten Verse lehren. Wer ein Freund solcher gefühlvoller Naturschilderungen ist, wird das Buch mit großem Genuß lesen.

Willi Ule.

Zur deutschen Geschichtschreibung.

Unter den deutschen Historikern, welche für die Fortentwickelung und methodische Ausgestaltung der durch Niebuhr und Ranke begründeten exact-kritischen Richtung der modernen Geschichtschreibung eine hervorragende und maßgebende Bedeutung haben, kommt, namentlich in Bezug auf die mittelalterliche Rechts- und Verfassungsgeschichte, eine der ersten Stellen dem Verfasser der „Deutschen Verfassungsgeschichte" und langjährigen Leiter der „Monumenta Germaniae historica", Georg Waitz, zu. Als akademischer Lehrer wie als fruchtbarer gelehrter Schriftsteller hat er für die Ausgestaltung einer sorgfältig und bis ins Kleinste ausgearbeiteten historischen Methode in hohem Maße fördernd gewirkt und durch die von ihm begründete und mit größter Aufopferung geleitete Historische Schule eine große Anzahl gründlicher und grundlegender Forschungsarbeiten theils unmittelbar veranlaßt, theils mittelbar angeregt und gefördert. Die innige Berührung und weitgehende Arbeitstheilung und Arbeitsgemeinschaft zwischen Geschichts- und Rechtswissenschaft, der wir die reiche Entwickelung der rechts- und verfassungsgeschichtlichen Studien verdanken, ist in erster Linie auf seine Wirksamkeit und Anregung zurückzuführen. Indem er selbst weniger die äußern Geschehnisse, als die allmähliche Gestaltung der Verfassungs- und Rechtsinstitute in der geschichtlichen Entwickelung zum Gegenstande seiner ebenso umfassenden als tiefgründlichen Studien machte und hier auf vielen Gebieten wahrhaft bahnbrechend wirkte, drang er auch bei seinen zahlreichen Schülern stets auf die Verbindung rein geschichtlicher mit den juristisch-staatswissenschaftlichen Studien. Für die Aufnahme in sein Historisches Seminar, welches recht eigentlich eine reiche Ausbildungsstätte frisch emporstrebender wissenschaftlicher Talente war, hat er wol geradezu die Bedingung gestellt, daß der Neuaufzunehmende neben den historischen auch die hauptsächlichsten juristischen Collegien gehört haben müsse. Und es wird wol kaum einer unter seinen Schülern sein, der ihm nicht später für diesen dringend ertheilten Rath aufrichtig dankbar gewesen wäre.

Neben dieser rechts- und verfassungsgeschichtlichen Wirksamkeit seines Lehrens und Schaffens trat nun aber die rein philologisch-historische Schulung so wenig in den Hintergrund, daß er vielmehr gerade für die Ausbildung der Methode der exact-kritischen und philologischen Quellenbehandlung recht eigentlich bahnbrechend und bestimmend auf eine ganze Generation jüngerer Historiker eingewirkt hat. Ja, wie es zuweilen zu gehen pflegt, gerade infolge seiner dringenden Betonung dieser quellenkritischen Grundlagen jeder historischen Forschung, die er als das nothwendige Mittel für den Zweck der geschichtlichen Darstellung mit Recht bezeichnete, haben viele seiner nähern Schüler, Mittel und Zweck miteinander verwechselnd, in der quellenkritischen Untersuchung recht eigentlich den Endzweck der historischen Wissenschaft gesehen. So ist Waitz sehr gegen seinen Willen zugleich der Begründer einer Specialistenschule geworden, welche, in kurzsichtiger Verkennung der eigentlichen Bedeutung seiner Gedankenarbeit, in der reinen Quellenuntersuchung aufging und der Ansicht war, daß die eigentliche Aufgabe der historischen Forschung in der kritischen Untersuchung der Quellen in Bezug auf ihre Entstehung und Glaubwürdigkeit bestehe; bei einigen dieser Epigonen des Meisters ging diese dünkelhafte Ueberschätzung der quellenkritischen

Vorarbeit so weit, daß sie mit affectirter Vornehmheit auf diejenigen herabsahen, welche sich dem eigentlichen Endzweck dieser kritischen Vorstudien, der historischen Darstellung, widmeten. Jetzt, nachdem diese ein falsches Extrem darstellende Kinderkrankheit glücklich überwunden ist, vermag man das wirkliche große Verdienst Waitz' um die methodische Schulung der jüngern Gelehrtengeneration erst in seinem wahren Werthe und in vollem Umfange richtig zu schätzen.

Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, die außerordentlich fruchtbare Wirksamkeit, welche Waitz auf den verschiedenen bezeichneten Gebieten entfaltet und welche ihren vornehmsten Niederschlag in seiner achtbändigen „Deutschen Verfassungsgeschichte" gefunden hat, im einzelnen darzuthun und damit die eigentlichen Kernpunkte seiner historischen Auffassung näher zu kennzeichnen. Schon aus dem Gesagten erhellt, daß seine ganze Richtung, Neigung und Befähigung ihn mehr zu eigentlich gelehrter, nur auf den engern Kreis der Fachgenossen berechneter Arbeit, als zu darstellenden Werken im großen Stile, welche die Forschungsergebnisse auch weitern Kreisen zugänglich gemacht hätten, trieb. Selbst das große darstellende Werk, welches seinen Ruf unter den Fachgenossen für alle Zeit begründete, die „Deutsche Verfassungsgeschichte", ist ihrer ganzen Anlage und Form nach nur dem Gelehrten, nicht aber dem sich für die Forschungsergebnisse interessirenden Laien zugänglich. Im besten Sinne populär, d. h. auch künstlerisch abgerundet und allgemeinverständlich zu schreiben, war ihm nicht gegeben. So kommt es, daß der hervorragende Forscher, der unter seinen Fachgenossen mit Recht als der Ersten einer angesehen wird, im weitern gebildeten Publikum auch in den Kreisen, welche an der Entwickelung unserer modernen Geschichtschreibung eingehendes Interesse bekunden, wenig bekannt oder eigentlich völlig unbekannt ist. Um so mehr aber ist es wünschenswerth, auf die großen Verdienste, welche sich der grundgelehrte, scharfsinnige und gewissenhafte Forscher um seine Wissenschaft erworben hat, nachdrücklich hinzuweisen und ausdrücklich zu betonen, daß viele der am meisten bewunderten populären und zusammenfassenden großen darstellenden geschichtlichen Werke ohne die tief eindringende und fruchtbare Thätigkeit dieses Mannes gar nicht möglich gewesen wären.

Aus diesem Grunde wird es auch von allen Jüngern der historischen Wissenschaft mit großer und aufrichtiger Freude begrüßt werden, daß ihnen durch die Pietät von Freunden und Schülern des Verewigten ein großer Theil der bahnbrechenden Einzeluntersuchungen und Abhandlungen, die Waitz an den verschiedensten Stellen, zum großen Theil als Vorarbeiten für seine „Deutsche Verfassungsgeschichte", veröffentlicht hat, jetzt gesammelt zugänglich gemacht worden ist.

1. Abhandlungen zur deutschen Verfassungs- und Rechtsgeschichte. Von Georg Waitz, herausgegeben von Karl Zeumer. Erster Band der „Gesammelten Abhandlungen" von Georg Waitz. Leipzig, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung. 1896. Gr. 8. 12 M.

Es ist in der That eine außerordentlich werthvolle und willkommene Gabe, welche hier dem Forscher in handlicher und bequemer Form geboten wird und für welche man dem kundigen und sorgsamen Herausgeber wärmsten Dank zollen muß. Die ganze eigenartige Arbeitsmethode von Waitz läßt sich in diesen hervorragendsten seiner Einzeluntersuchungen, von denen viele längst einen großen Ruf in den Kreisen der Wissenschaft haben, klar und übersichtlich studiren und erkennen. Vornehmlich für die Kenntniß der historischen Methode unserer modernen Geschichtswissenschaft ist diese Veröffentlichung von großer Bedeutung. Aber auch sachlich ist ihr Inhalt von hohem Werth. Viele der schwierigsten Probleme der mittelalterlichen Verfassungsentwickelung werden hier in selbständiger und scharfsinnigster Weise erörtert. Wie viel verdankt nicht die Forschung über die frühmittelalterliche Agrarverfassung der Deutschen allein der berühmten Waitz'schen Abhandlung über die altdeutsche Hufe, welche hier in neuer zuverlässiger Ausgabe dem Forscher dargeboten wird! Ebenso dürfen die Untersuchungen über die Vasallität und das Lehnswesen als grundlegend und für die Zeit ihrer Entstehung bahnbrechend bezeichnet werden. Und auch wo die Forschungsergebnisse durch spätere Veröffentlichungen bereits überholt sind, bleibt der methodische Forschungswerth dieser Abhandlungen bestehen. Sehr dankenswerth ist es auch, daß der Herausgeber eine größere Anzahl der von Waitz in verschiedenen gelehrten Zeitschriften, vor allem in den „Göttingischen Gelehrten Anzeigen" veröffentlichten Bücherbesprechungen in diese Sammlung mit aufgenommen hat. Denn Waitz hat sich in diesen kritischen Recensionen, die er nicht sehr zahlreich, aber um so eindringender und gründlicher zu schreiben pflegte, meist damit nicht begnügt, Ausstellungen und Einwendungen gegen die Ergebnisse der besprochenen Bücher zu erheben, sondern er hat meist diesen gegenüber seine eigene Ansicht mit gründlicher, gelehrter und auf umfassendster Quellenkenntniß beruhender Motivirung begründet und damit die Ergebnisse anderer nicht blos kritisirt, sondern ergänzt und weiter geführt, vor allem aber in sehr vielen Fällen der weitern Forschung auf den betreffenden Gebieten Anstoß, Anregung und Richtung gegeben. So kann diese Veröffentlichung, von der bis jetzt nur der erste Band vorliegt, als eine sehr dankenswerthe und werthvolle Bereicherung unserer gelehrten Literatur über die mittelalterliche deutsche Rechts- und Verfassungsgeschichte nach jeder Richtung hin mit vollem Rechte bezeichnet werden.

Einer speciellen Seite dieser mittelalterlichen Rechtsentwickelung, dem Verhältnisse zwischen Staat und Kirche, ist eine mit großer Kenntniß des kanonischen Rechts geschriebene umfangreiche Abhandlung gewidmet, deren Ver-

fasser der bekannte altkatholische Rechtsgelehrte Friedrich von Schulte in Bonn ist:

2. Die Macht der römischen Päpste über Fürsten, Länder, Völker und Individuen, nach ihren Lehren und Handlungen seit Gregor VII. zur Würdigung ihrer Unfehlbarkeit beleuchtet. Von Friedrich von Schulte. Dritte umgearbeitete Auflage. Gießen, Emil Roth. 1896. Gr. 8. 2 M.

Diese mit dem ganzen Rüstzeug historischer und kirchengeschichtlicher Gelehrsamkeit und scharfer, unerbittlicher Logik geschriebene Untersuchung, welche zuerst im Jahre 1871 erschienen ist und jetzt in einer völlig umgearbeiteten und vielfach erweiterten neuen Auflage vorliegt, geht nicht von ausschließlich geschichtlichen Gesichtspunkten aus, sondern ist durch das Unfehlbarkeitsdogma des Vatieanischen Concils vom 18. Juli 1870 veranlaßt, welches den Verfasser wie seine katholischen Gesinnungsgenossen zum Austritt aus der Gemeinschaft der katholischen und zur Begründung der altkatholichen Kirche bestimmt hat. Der Zweck der Abhandlung ist daher der auf historischem Wege an der Hand der mittelalterlichen Kirchenlehre und päpstlichen Politik erbrachte Nachweis, daß das genannte Dogma ebenso wie das durch Gregor VII. und seine Nachfolger ausgebildete dogmatische System die höchste Gefahr für die staatlichen Organisationen wie in der Vergangenheit so auch in der Gegenwart in sich schließt. Die hierfür beigebrachten dogmatisch-historischen Untersuchungen erweitern sich zu einer packenden Darlegung der Kernpunkte des hierarchischen Systems des Mittelalters und bieten dem Fachmanne wie dem Laien eine Fülle von Anregung und Belehrung, welche in so geistvoller und zugleich tief gründlicher Form dargeboten wird, daß die Lektüre des Büchleins, welches schon in seinen frühern Auflagen berechtigtes Aufsehen gemacht hat, jedem, der sich für geschichtliche Dinge interessirt, nicht dringend genug empfohlen werden kann.

Die consequenteste und man möchte sagen raffinirteste Durchbildung hat dieses papistisch-hierarchische System in der Lehre und Organisation des Jesuitenordens erhalten. Es ist daher sehr erklärlich, daß, wo in unserm modernen staatlichen Leben das Verhältniß zwischen Staat und Kirche wieder actuell wird, alsbald auch die Frage der Zulassung oder Nichtzulassung dieses Ordens, des gewaltigsten Rüstzeuges der ultramontanen Weltanschauung, wieder in den Vordergrund der Erörterungen tritt. Bei dieser Lage der Dinge ist es als ein sehr willkommenes literarisches Ereigniß zu begrüßen, daß Eberhard Gothein, der sich schon durch eine frühere mehr skizzenhafte Biographie Ignaz von Loyola's als genauer Kenner dieses größten Organisators der katholischen Kirche erwiesen hat, jetzt jene Skizze auf Grund der eingehendsten archivalischen und literarischen Studien zu einem ausgeführten, bis in die Tiefen und Einzelheiten des Gegenstandes eindringenden Gemälde erweitert hat:

3. Ignatius von Loyola und die Gegenreformation. Von Eberhard Gothein. Halle, M. Niemeyer. 1895. Gr. 8. 15 M.

Der Verfasser hat sich, wie schon der Titel seines Werkes andeutet, nicht damit begnügt, ein eingehenderes Lebensbild Loyola's zu geben, sondern er hat dessen Wirksamkeit in den großen weltgeschichtlichen Rahmen hineingezeichnet, in welchem sie in der That einen der hervorragendsten Plätze beanspruchen darf. Wenn der Katholicismus nach dem gewaltigen Verluste, den er durch die reformatorische Bewegung des 16. Jahrhunderts erhalten hatte, doch wieder, selbst in einem Theile Deutschlands, das er fast völlig verloren hatte, zu Kräften kam und sich neu consolidirte, wenn es ihm gelang, dem Protestantismus weite Gebiete, welche er bereits erobert hatte, wieder abzunehmen, so hat er das der innern Kräftigung seines kirchlichen Systems, welche auf dem Tridentiner Concil erfolgte, auf der einen, der bewundernswerthen organisatorischen Wirksamkeit Loyola's und seiner Schüler auf der andern Seite zu verdanken. Nur im Zusammenhange mit dieser rekatholisirenden oder, wie man es genannt hat, gegenreformatorischen Bewegung überhaupt ist die geschichtliche Bedeutung des Begründers des Jesuitenordens ganz zu verstehen. Und in diesen großen Zusammenhang hat Gothein seine vortreffliche Biographie in einer Weise hineingezeichnet, welche stets den universalen Zusammenhang erkennen läßt, ohne darum das Individuelle der Lebensschicksale Loyola's jemals aus dem Auge zu verlieren. In einer Reihe umfassender und auf den gründlichsten Quellenstudien beruhender Kapitel schildert er die religöse Entwickelung in Spanien und Italien, die oppositionellen Strömungen innerhalb der Kirche wie die Anstrengungen, welche diese machte, um derselben Herr zu werden. Und von diesem breit ausgeführten Hintergrunde hebt sich dann die räthselhafte Persönlichkeit des spanischen Ritters, der dann einer der größten Ritter der Kirche geworden ist, wirkungsvoll und lebendig ab. Mit feinem psychologischem Verständniß ist der Verfasser der eigenartigen Seelen- und Geistesentwickelung Loyola's nachgegangen und gerecht geworden, mit voller Klarheit hat er die räthselhafte Gewalt, die der wunderbare Mann auf die Geister der Menschen ausübte, verständlich gemacht, hat er vor allem die Mittel zum Theil raffinirtester Art dargethan, durch welche er seine Ziele erreichte und welche in den berühmten, vom Verfasser eingehend gewürdigten Exercitia spiritualia zu einem virtuosen System ausgebildet worden sind. Und bei aller klaren Erkenntniß der großen Gefahren, welche in diesem jesuitischen System lagen, zeigt Gothein doch auch volles Verständniß für die großartigen Seiten dieser weltgeschichtlichen Persönlichkeit, welche immer wieder den Reiz des Neuen auf jeden, der sich eingehender mit ihr beschäftigt, ausübt, die uns aber noch in keiner der frühern Schilderungen auch nur annähernd in gleicher Anschaulichkeit entgegentritt wie in diesem zugleich tief gründlichen und geistvoll und mit feiner psychologischer Durcharbeitung geschriebenen Werk, dem jeder, der der Geschichte der religiös-kirchlichen Entwickelung Europas ein lebhafteres

Interesse entgegenbringt, eine Fülle von Anregung, Belehrung und von neuen Gesichtspunkten historischer Anschauung entnehmen wird.

Ganz anderer Art und für Kreise, die außerhalb der historischen Forschungsarbeit stehen, leider völlig unzugänglich ist eine wissenschaftlich sehr sorgfältige und manches Neue bringende Untersuchung, die eine von der Loyola's grundverschiedene Persönlichkeit des religiös-kirchlichen Lebens behandelt:

4. Johann Pupper von Goch. Von Otto Clemen. Drittes Heft des zweiten Bandes der „Leipziger Studien aus dem Gebiete der Geschichte", herausgegeben von G. Buchholz, K. Lamprecht, E. Marcks, G. Seeliger. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1896. Gr. 8. 6 M. 40 Pf.

Der in mancher Beziehung eigenartige theologisch-dogmatische Gelehrte, mit dem sich diese Arbeit beschäftigt, gehört jenem bekannten, religiös sehr angeregten, zugleich eine Reform des kirchlichen Lebens eifrig anstrebenden Kreise der „Brüder vom gemeinsamen Leben" an, welche man, wie der Verfasser nachweist, nicht immer mit Recht, als Vorläufer der Reformation bezeichnet hat. Man wird nicht gerade sagen können, daß er für die kirchengeschichtliche Entwickelung im Großen eine entscheidende oder auch nur besonders hervorragende Bedeutung gehabt hat, aber immerhin bildet er ein nicht ganz unwesentliches Glied in der Kette der religiös-kirchlichen Bewegungen des ausgehenden 15. und beginnenden 16. Jahrhunderts. Ein Hauptanreiz für den Verfasser, sich gerade mit dieser Persönlichkeit zu beschäftigen, hat offenbar darin gelegen, daß man bisher so außerordentlich wenig über sie wußte, daß selbst über seinen Namen die größte Unklarheit und Verwirrung herrschte, welche zu entwirren und zu beseitigen der Verfasser sich eifrig hat angelegen sein lassen. Er hat sich dann auch auf Grund der sorgfältig von ihm zusammengestellten Schriften Goch's eingehend über dessen Stellung in der Dogmengeschichte geäußert, aber zu einer formalen Durcharbeitung, welche die Ergebnisse seiner strengen kritischen Forschung auch dem Laien hätte verständlich machen können, ist er nicht gelangt, vielmehr macht die Schrift äußerlich einen wenig abgeschlossenen und überarbeiteten Eindruck, sodaß sie im wesentlichen nur für die Specialkirchenhistoriker von Fach von Interesse und Bedeutung ist.

Georg Winter.

Zur Culturgeschichte.

Die Entstehung des ältesten Schriftsystems oder der Ursprung der Keilschriftzeichen. Von Friedrich Delitzsch. Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung. 1897. Gr. 8. 11 M. 50 Pf.

Der fachwissenschaftliche Werth des vorliegenden Werkes kann hier nicht wohl erörtert werden — das gehört z. B. in die „Zeitschrift für Assyriologie" —, wir können das Problem nur im allgemeinen skizziren und die etwaige Bedeutung desselben für die Culturgeschichte dabei berühren, und zwar um so mehr, als der berühmte Verfasser diesen Gesichtspunkt, wie aus folgender Auslassung hervorgehen dürfte, durchaus nicht unterschätzt hat:

Die Frage nach dem letzten Ursprung jedes einzelnen babylonischen Schriftzeichens ist — wer möchte es leugnen? — von ungewöhnlichem Interesse. Warum, so lautet das Räthsel —, schrieben die babylonischen Schrifterfinder die Begriffe Erde (es folgen jetzt die betreffenden Zeichen)? Die Lösung dieses Räthsels, dieser Räthsel erweckt zunächst ethnologisches, ja allgemein menschliches Interesse. Denn es handelt sich um den Ursprung der ältesten zur Zeit bekannten menschlichen Schriftart. Die Lösung des Problems verspricht einerseits, uns einen Einblick zu gewähren in die geistige Veranlagung, das Denk- und Anschauungsvermögen eines uralten menschlichen Stammes, nämlich der bis in das fünfte vorgeschichtliche Jahrtausend zurückzuverfolgenden Ansiedler des babylonischen Tieflandes, sie verspricht andererseits, uns die Bekanntschaft mit den im Vordergrunde ihrer Anschauung und ihres Interesses stehenden Dingen (Werkzeugen, Thieren u. s. w.) zu vermitteln. Denn daß sie Bilder, Abbildungen dieser Dinge bei der Schrifterfindung mit verwertheten, ist ja a priori äußerst wahrscheinlich, und war auch von Anfang an an etlichen Zeichen erkennbar. (S. 10.)

So weit der dünne Faden geschichtlich gesicherter Ueberlieferung reicht, treten wir mit dieser Frage in der That an den äußersten Rand menschlicher Entwickelung und Geschichte; denn wir sind hier selbst der ägyptischen Cultur um ein beträchtliches Stück voraus — und die gleichsam geologischen Epochen der Naturvölker kommen für die historische, an bestimmte Chronologie gebundene Auffassung nicht in Betracht. Es ist nun höchst eigenthümlich, daß die scharfsinnigen Schrifterfinder, die den semitischen Babyloniern voraufgehenden, ethnographisch noch nicht ganz fixirten Sumero-Akkadier, eine ganz auffallende Begabung für scharfes abstractes Denken und logische Combinationen im allgemeinen besaßen, dagegen geringere Anlage für concrete, sinnfällige Anschauung, wie sie immer das untrügliche Kennzeichen naiver Gesittung und Auffassung ist:

Wir sahen, daß die Schrifterfinder sich viel lieber an der graphischen Wiedergabe von Begriffen, wie Staub und Wind, oder ganz abstracten Ideen, Name, Gnade, fruchtbar sein, versuchten, als daß sie einen Tisch oder eine Kornähre zeichneten, und daß sie Gegenstände, wie z. B. einen Thürflügel oder Thiere, wie z. B. einen Wurm, viel lieber nach ihren Eigenschaften schriftlich bezeichneten, als daß sie die betreffenden Objecte malten. (S. 214.)

Aus dem Sinn nun dieser graphischen Darstellungen entwirft Delitzsch in großen Zügen ein Bild von der Gesittung dieses überaus merkwürdigen Volkes in dem gesegneten mesopotamischen Stromland, das damals ein

wahrer Garten, ein irdisches Paradies gewesen sein muß. Ackerbau und Viehzucht bildeten die Hauptbeschäftigung jener Uransiedler (von gezähmten Thieren finden wir Rinder, Schafe, Ziegen, Hunde und Esel), Brot und Baumfrüchte, Milch und Butter, Wasser und der aus den Datteln gepreßte berauschende Saft dienten als Speise und Trank, statt der primitiven, aus Rohr geflochtenen Hütten baute man bald aus Ziegelsteinen, welche der Alluvialboden in reichlicher Fülle hergab, solide Häuser, für die Könige („große Männer") Paläste. Für den Verkehr der Wagen gab es gebahnte Straßen. An der Spitze des Hauses stand der mit patriarchalischer Würde und Hoheit bekleidete Vater der Hausgenossenschaft — das weibliche Geschlecht war dem männlichen durchaus untergeordnet —, ebenso an der Spitze des ganzen Volkes der als Führer im Kriege dienende und zugleich als Priester im Frieden fungirende König. Besondere Anbetung genoß der Himmel, der Wohnsitz der mit Furcht und Zittern verehrten Götter, denen gegenüber der Mensch, wie unser Gewährsmann nach dem Text der Inschriften sagt, nichts weiter wie ein Hund ist, verpflichtet, in tiefster Ehrerbietung, das Antlitz auf die Erde geworfen, anzubeten. Das Gotteshaus war genau nach den vier Weltgegenden orientirt und mit einem hohen Wall umschlossen. Neben dem Monde und der Sonne (man rechnete nach dem Monde, der Monat wurde daher zu dreißig Tagen angenommen) verehrte man das Wasser, Feuer, daneben wucherte auch der Aberglaube an finstere Dämonen, die in der unfruchtbaren Steppe ihr Wesen trieben. Die Priester aber waren die Träger aller höhern Cultur, auch Aerzte und Zauberer, und, wie schon das Zeichen für Mensch verräth, zugleich Erfinder der Schrift. Delitzsch liefert nun, um zu unserm eigentlichen Thema zurückzukehren, den sprachlich-exacten Nachweis, daß das semitisch-babylonische Alphabet aus einem ursprünglichen sumero-akkadischen hervorgegangen sei, und daß jenes wieder die Mutter der phönizischen Schrift sei, deren Herleitung aus dem Aegyptischen völlig Fiasco gemacht habe:

Sie entstand in Kanaan, also in einem Lande, welches einerseits mit Aegypten jahrhundertelang im engsten politischen und culturellen Connex stand, und in welchem andererseits noch kurz zuvor, wie die „El-Amarna-Briefe" beweisen, ja sehr möglicherweise und unmittelbar zuvor die babylonische Schrift als Vermittlerin des diplomatischen Verkehrs gedient hatte. Nichts ist a priori wahrscheinlicher, als daß die phönizische oder kanaanäische Schriftbildung in Anlehnung an diese beiden ältern Schriftsysteme, das ägyptische und babylonische, erfolgte. (S. 223.)

Freilich wirkten bei diesem Proceß ägyptische Einflüsse und Entlehnungen mit ein, so wurde z. B. für den Buchstaben l der Hieroglyphen das Bild des Löwen laboi entnommen u. a. Was nun die bisherigen Ergebnisse der Forschung anlangt, um auch noch hierauf einen kurzen Blick zu werfen, so ist es beachtenswerth, wie verhältnißmäßig spärlich der wissenschaftliche Gewinn früherer Untersuchungen geblieben ist, und daß z. B. nach den bekannten Studien Oppert's und seinen Entzifferungen nur fünf Zeichen mehr festgestellt sind als zur Zeit der französischen Expedition nach Mesopotamien. Delitzsch bemerkt:

Aber auch principiell hat das Problem keine Förderung erfahren. Die vierzehn Urbilder Oppert's reichten gerade zu dem Beweise hin, daß die babylonische Schrift aus einer ziemlich rohen Bilderschrift hervorgegangen ist, und das Zeichen für Sonne ◇ lehrte obendrein, daß diese Bilderschrift eine geradlinige war, gebogene Linien fast völlig vermied. Inwiefern nun aber der Rest von circa zweihundert Zeichen ebenfalls als aus Bildern hervorgegangen angesehen werden durfte, darüber machte man sich nicht viel Kopfzerbrechens. (S. 37.)

Von andern Forschern, die bahnbrechend gewesen seien und von denen auch die Wissenschaft in Zukunft sich noch viel versprechen dürfe, rühmt Delitzsch besonders H. V. Hilprecht in Philadelphia, der durch seine paläographischen Untersuchungen die Lösung des Räthsels um ein beträchtliches Stück gefördert hätte; dagegen vermag unser Verfasser den allzu kühnen Folgerungen von Fr. Hommel in München, der durch seine Schrift „Der babylonische Ursprung der ägyptischen Cultur" (München 1892) auch in weitern Kreisen bekannt geworden ist, nicht zu folgen, ebenso wenig wie den schon von dem Engländer Will. Houghton ausgesprochenen gefährlichen Parallelen zwischen den babylonischen Schriftzeichen und den chinesischen, ägyptischen und gar den indianischen Ideogrammen. So heißt es:

Man löste das Problem von dem heimatlichen Boden Babyloniens, und verlor damit für jede weitere gesunde und nüchterne Betrachtungsweise den Boden unter den Füßen — die Periode eines wüsten Durcheinander von chinesischen, ägyptischen und sumerischen Zeichenverquickungen war eröffnet. (S. 22.)

So sehr das Buch selbstverständlich in erster Linie den Fachgenossen interessirt, so wird auch an dem Gange und Ergebniß der Forschung und an der endgültigen Entscheidung der Frage über das räthselhafte sumero-akkadische Volk der Gebildete im weitern Sinne des Wortes Antheil nehmen.

Th. Achelis.

Neue Erzählungsliteratur.

1. Aus Leben und Praxis. Ernste und heitere Erzählungen. Von Hans Blum. Berlin, Gebrüder Paetel. 1896. 8. 5 M.

Hans Blum fügt den mehrfachen ernsten und heitern Erzählungen aus dem Rechtsleben, die er schon früher veröffentlicht hat, einen neuen Band hinzu, der seinen Stoff aber nicht blos aus der Praxis, sondern auch aus dem Leben entnimmt. Die Hälfte des Bandes nimmt die erste Erzählung ein: „Die erste große Sache", eine auf Span-

nung berechnete Criminalgeschichte, die ihre Wirkung hauptsächlich durch die Art der Darstellung thun soll. Aber der Umfang und die Art des Stoffes zersprengt den Rahmen dieser Darstellung völlig. Wenn der als Erzähler eingeführte Rechtsanwalt den größern Theil dessen, was er erzählt, selbst erst aus dem Munde der Heldin erfahren hat, und bei dessen Wiedergabe nicht nur Thatsachen, sondern auch Oertlichkeiten genau schildert, ja sogar seitenlang Briefe in ihrem Wortlaut anführt, so geht diese indirecte Berichterstattung (eigentlich doppelt indirect, denn der Verfasser berichtet in der ersten Person, daß ihm sein Freund das erzählt, was er von seiner Clientin erfahren) so sehr in die Form einer Erzählung des Schriftstellers über, daß dem Leser das Bewußtsein von der Art der Stoffvermittelung zeitweilig ganz verloren geht. Die zweite und dritte Geschichte sind humoristisch gehalten; die „Franz Moor im Lampenfieber" überschriebene liest sich in ihrem studentischen Humor nicht übel, die andere ist ein wenig breit erzählt. Die vierte von dem mit dem Verfolgungswahn behafteten „Freund der Tugend" erregt hauptsächlich Interesse durch die Frage, ob sie wol auf thatsächlicher Grundlage beruht; und die letzte ist wieder eine kurze Criminalgeschichte ziemlich schweren Kalibers. Der ganze Band ist als Durchschnittswaare zum Vertreiben einiger müßiger Stunden anzusehen und als solche wol auch zu empfehlen.

2. Schuldner. Roman. Von A. Klinckowström. Zwei Bände. Dresden, Carl Reißner. 1896. 8. 5 M.

Einer von den werthvollern Romanen, dessen Verfasserin uns wirklich etwas zu sagen hat. Der etwas absonderliche und unverständliche Titel erklärt sich aus einem Gespräche, in welchem die naive offenherzige Frau von Kampendorf dem Versuche eines innerlich verwüsteten Genies und Weltbummlers gegenüber, für seine Nichtsnutzigkeit die Frauen verantwortlich zu machen, auseinandersetzt, daß die Frauen erst durch die Männer schlecht werden und daß im Gegentheil die Männer immer die Schuldner der Frauen bleiben. Dieser Gedanke, den die junge Frau vielleicht nicht ganz logisch, aber einem richtigen Gefühle folgend entwickelt, soll die Grundstimmung abgeben für die Haupterzählung. In der Ehe, die der berühmte Arzt Dr. Fulda mit einem vermögenslosen Mädchen, der Tochter eines herabgekommenen Literaten und Künstlers, schließt, wird er ihr Schuldner; denn während er ihr nur äußere Güter gibt, verschönert und vertieft sie sein Leben; ja er wird noch mehr ihr Schuldner (oder Schuldiger, wie man hier lieber mit dem Luther'schen Wort sagen möchte), indem er sie, die stumm Duldende, ungerecht verstößt, bis endlich gemeinsam getragenes Unglück, der Tod seines Kindes, die beiden wieder zusammenführt. Freilich erscheint der Grundgedanke nicht recht genügend herausgearbeitet; im Aufbau der Handlung fehlt die straffe Einheitlichkeit; die Nebenfiguren und Nebenhandlungen sind nicht überall fest genug mit der Haupthandlung verschlungen; die Verfasserin, die die moderne lockere Romantechnik im Grunde verschmäht, beherrscht die alte, die die Einzelheiten zu festen Knoten verschlingt, auch nicht vollkommen. Mancherlei Einzelheiten, die hübsch beobachtet und wiedergegeben sind, stehen mehr um ihrer selbst willen da, als daß sie zu organischen Bestandtheilen des Ganzen geworden wären. Wie es bei Frauenromanen nicht selten ist und hier auch mit der Tendenz des Buches zusammenhängt, kommen die Männer den Frauengestalten gegenüber ziemlich schlecht weg; die beiden genannten Frauen, die ernste, schwerblütige Käthe und die fröhliche Frau von Kampendorf, die Herz und Mund auf dem rechten Flecke hat, überragen die Männer entweder geistig oder sittlich durchaus. Auch der brave Herr von Kampendorf ist in dem, was er thut, durchaus der Schuldner seiner Frau. Eigenthümlich ist die Vorliebe, mit der von der Verfasserin der „versumpfte" Maler Kheliany behandelt wird; von ihm, der nach meinem Männergeschmack im Grunde nur ein wenn auch liebenswürdiger Lump ist, läßt sie Männlein und Weiblein bezaubert sein. Im ganzen aber steht die Charakterschilderung und die Erzählungskunst der Schriftstellerin auf einer das Durchschnittsmaß überragenden Höhe, und wie dieser Roman eine tüchtige Leistung ist, so darf man auch noch Gutes von ihr erwarten.

3. Im Weltwinkel. Roman. Von Friedrich Jacobsen. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 1897. 8. Geb. 5 M.

Das ist einmal ein Buch, an dem man seine herzliche Freude haben kann. In der Widmung an seinen Vater spricht der Verfasser die Hoffnung aus, den Beweis zu liefern, daß es noch einen christlichen Familienroman gebe. Der Beweis darf für erbracht gelten; aber ich möchte sagen, daß hier noch mehr gegeben ist; vor allem ein echt deutsches Buch. Aber mit dem deutschen Wesen der Literatur geht es ähnlich wie in der politischen Welt. So wie niemand Bürger des Deutschen Reiches schlechthin werden, sondern dies nur in der Form erreichen kann, daß er Angehöriger eines der das Deutsche Reich bildenden Staaten wird, und auch das nur dadurch, daß er das Bürgerrecht in einer dazugehörigen Ortschaft erlangt, so tritt uns auch das deutsche Wesen nicht in einer allgemeinen und sozusagen abstracten Form entgegen, sondern es muthet uns dann am echtesten an, wenn es das Wesen eines bestimmten Landstriches oder gar eines bestimmten Ortes darstellt. Und in diesem Sinne individualisirt ist das deutsche Wesen, das uns aus diesem Buche entgegenweht: friesische Leute im westlichen Schleswig sind es, deren Schicksale uns erzählt werden. Der Erdgeruch des Selbstgeschauten und Selbsterlebten weht uns aus dem Buche entgegen; es ist derselbe Geist, der uns Charlotte Niese's Geschichten aus dänischer Zeit so anheimelnd macht, der aber hier noch kräftiger weht und die Dinge noch tiefer und ernster faßt, wie auch der Humor darin ernster, kräftiger und männlicher ist. Die

Gestalten der beiden Geistlichen, des herben Eckhardt wie des weichen Jürgensen, sind vortreffliche Contrast- und Ergänzungsgestalten, und auch alle übrigen Figuren tragen den Stempel des Echten an sich. Und eine erfreuliche Wahrnehmung läßt sich hier machen. Das ganze Buch ist durchaus lebenswahr und doch frei von allem Niedrigen, Rohen, Häßlichen, ohne irgendwie schönfärberisch oder abgeblaßt zu sein. Ernste Conflicte sind's, die durchgefochten werden, und der Tod erscheint in ernster Gestalt, und doch liegt ein verklärender Schimmer über dem Ganzen, wie ihn die Erinnerung der Jugendzeit zu verleihen pflegt. Wenn die missingisch redenden Gestalten uns aus Bräsig's Holze geschnitzt zu sein scheinen, so mag das vielleicht darin liegen, daß wir gewöhnt sind, das Typische, das in ihnen wie in Bräsig liegen mag, mit dem Individuellen in Bräsig für unlösbar verknüpft zu halten. Aber auch diese Gestalten verstärken das Gefühl, daß wir uns in lieber, vertrauter Gesellschaft bewegen.

Viel fremder muthet uns ein anderes Buch an, das auch ein christliches Familienbuch sein soll:

4. Severine. Erzählung. Von Baronin Elisabeth von Grotthuß. Augsburg, B. Schmid'sche Verlagsbuchhandlung. 1897. 8. 1 M. 20 Pf.

Das Christenthum erscheint hier in katholisch-polnischem Gewande. Wir lesen das Tagebuch eines jungen Mädchens, das als Waise von einer Tante erzogen wird, die es erst für hart und lieblos hält, bis es im Laufe der Zeit in ihr eine tüchtige und liebevolle Natur, die nur durch Liebeskummer herbe geworden ist, erkennt. Der Charakter der Erzählung hat etwas Süßliches und Abgeblaßtes, die Tagebuchform etwas Unnatürliches und Gemachtes. Die Jugendgeschichte der Tante, die schließlich des Räthsels Lösung geben soll, tritt nicht mit voller Deutlichkeit hervor, obwol sie für den Aufbau und Abschluß des Ganzen der wichtigere Bestandtheil wird. Ich möchte auch bezweifeln, daß sich junge Mädchen, für welche die Erzählung wol hauptsächlich bestimmt ist, sehr davon fesseln lassen werden.

5. Die polnische Braut. Roman aus den Tagen von Jena. Von Ernst Remin. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 1897. 8. Geb. 5 M. 50 Pf.

Auch hier haben wir ein gutes deutsches Buch, das uns in die Strömungen der Zeit einführt, in die wir immer wieder zurückschauen möchten, um daraus warnende und mahnende Vorbilder zu entnehmen. Gleich im Anfang werden uns die gegensätzlichen Weltanschauungen, die damals nebeneinander hergingen, in einem Gespräche der alten Baronin Gerkandt mit dem Hauslehrer ihres Jüngsten vorgeführt:

Abscheu vor dem Kriege, so aller Humanität widerstreitet, und dem Soldatenhandwerk habe er versucht, dem Knaben beizubringen; zu sanfter, weltbürgerlicher Gesinnung habe er ihn zu leiten gestrebt, welche wahren Lebensgenuß nur am Busen der Natur, echte Herzenserhebung nur bei den Helden der Vergangenheit sucht. „Aber statt eines tugendsamen jungen Bürgers des herannahenden Jahrhunderts der Freiheit und Brüderlichkeit, da es keine Kriege und keine Tyrannen mehr geben wird, da Soldaten und Festungen überflüssig sein werden, da erweist es sich nun jetzt —" und hier fiel ihm die gnädige Frau ins Wort: „Da erweist es sich anitzo, daß der Müllereesel sich irrte, als er meinte, in dem Sack auf seinem Rücken müsse nothgedrungen Roggen sein, und nunmehr Maul und Nase aufsperrt, dieweil es Goldkörner waren!"

„Gnädigste und hochwohlgeborene Frau Baronin, so doch zu befürchten steht, dieser Knabe brenne zum Regiment oder auf das Kriegstheater durch, wenn man ihn nicht zügelt!" klagte Peter Bsin mit gefalteten Händen, aus denen sein rothes Sacktuch lang herunterflatterte, wie er sie beschwörend ansah.

„Ich habe mich nicht in Ihm getäuscht, Magister!" sagte die Dame, „Er hat noch weniger Einsicht, als ich glaubte. Ich habe geglaubt, Er wolle aus meinem Jungen einen recht starken, frischen Jüngling bilden, der einmal gut in des Königs Diensten vorwärts kommt, da Er mit ihm so fleißig Märsche in das Gebirge und den Wald unternahm und ihn mit seinen Gedanken an die Natur und die alten Helden verwies. Ich dachte, Er will ihm da einen frischen, heldischen Geist einflößen. Hätte ich gewußt, daß Er dem Knaben von Humanität und Firlefanz vorschwatzt, von Freiheit und Brüderlichkeit, so hätte ich Ihn längst vom Hofe gejagt, verlaß Er sich drauf! Indessen hat es der Herr wohlgefügt, daß Er mir das edle Blut doch nicht verdorben und verwässert hat, trotz all Seiner Eseleien. Ich werde ihm den Florian nicht mehr hinaufschicken, hört Er?"

Und ebenso lebendig und mit gutem Humor ist das Gelage geschildert, das die Vertreter der Humanitätsphilosophie: Peter Bsin, der Salzfactor Rabiel und der junge Doctor Merkatz, abhalten und das durch des letztern Vater, den alten preußischen Kriegsrath Merkatz, in unliebsamer Weise unterbrochen wird. Die Fabel des Romans erzählt, wie die polnische Braut des jungen Victor Gerkandt, die Vaterhaus und Vaterland um seinetwillen verlassen hat, sich durch ihre heldenmüthige Aufopferung für ihn und seinen Bruder schließlich auch die Anerkennung der alten Baronin und die Aufnahme in die Familie erringt. Vor allem aber fesselt die Schilderung der Zeit, die sich in der erfrischenden Sicherheit und erquicklichen Kernhaftigkeit dem Fontane'schen Roman „Vor dem Sturm" an die Seite stellen kann, sodaß man dem Remin'schen Buche, das mit dem Fontane'schen ja auch die Geburtsstätte theilt, eine ähnliche Wirkung und Verbreitung voraussagen und auch wünschen möchte.

6. Die Meermaid von Amrum. Eine geheimnißvolle Geschichte. Von Gustav von Buchwald. Kiel, H. Eckardt's Verlagsbuchhandlung. 1896. 12. 2 M. 40 Pf.

Auch hier bewegen wir uns auf demselben geschichtlichen Boden wie in der vorhergehenden Geschichte: auch hier tritt uns der alte Germanentrotz dem Unterdrücker gegenüber in lebendig greifbarer Gestalt entgegen, ja sogar in fast berserkerhafter Wildheit. Die Kämpfe in Tirol unter Hofer und der Schmuggelhandel an der deutschen Nordseeküste zur Zeit der französischen Zwingherrschaft bilden (durch Personalunion — möchte ich sagen)

den geschichtlichen Hintergrund. Aber auf diesem Hintergrunde spielt sich eine ganz romantische Geschichte ab; die Meermaid von Amrum erscheint als Schneejungfrau, lebt ein kurzes glückliches Liebesleben mit dem Helden der Erzählung und verschwindet nach drei Jahren wieder; und das Wohin ist gerade so räthselhaft wie das Woher. Freilich gibt der Verfasser einen ganz rationalistischen Schlüssel zur Auflösung des Räthsels. Aber von dessen Anwendung scheint er wieder abschrecken zu wollen, wenn wir von geheimnißvollen Runeninschriften, seltsamen Ringen, alterthümlichen Schiffen, wunderbar erhaltenen Leichen, alten Sagen und Prophezeiungen lesen, wenn der gespenstische Schimmelreiter, die weiße Frau und der ganze Apparat alten Volksglaubens mit herangezogen wird. Und an den rechten Ernst des Verfassers diesen Dingen gegenüber läßt sich wieder nicht glauben, wenn wir uns erinnern, daß die beiden Gewährsmänner der Geschichte, von denen der eine Kopf und Schwanz, der andere das Mittelstück der sich in sich selbst zusammenschließenden Erzählungsschlange liefert, die schönen Namen Krause und Schwefelfitz führen. Und doch ist der Ton der Erzählung zu ernst und zugleich zu realistisch gehalten, als daß wir das Ganze nur als eine barocke Laune, eine Seifenblase der Phantasie ansehen möchten. Durch diese Zwie- und Mehrspältigkeit wird der Genuß beeinträchtigt, den uns sonst die kernige Erzählung besonders von den friesischen Inseln bereiten will. Wie packend ist der grausige Kampf geschildert, durch den die Inselbewohner, zum Theil als Bluträcher, eine Schar französischer Donauiers, Franzosen und deutsche Renegaten, im winterlichen Eise vernichten; und ebenso lebendig ist auch die stillglückliche Häuslichkeit Okke's mit seiner Mutter und der geheimnißvollen Meermaid geschildert. Das alles aber würde auch wirken, und besser noch wirken, ohne den seltsamen Aufputz, bei dem man sich immer die Frage vorlegen muß, ob er Gold oder Flittertand ist.

M. Rachel.

Dialektdichtungen.

1. 's Mirli. Von Meinrad Lienert. Frauenfeld, J. Huber. 1896. 12. Geb. 2 M. 40 Pf.
2. Der Schwarz' von Orlich. Erzählung in fränkischer Mundart. Von L. Hoffmann-Nesselbach. Schwäbisch-Hall, Wilh. German's Verlag. 1896. 8. 1 M. 20 Pf.
3. Tälsches Vulk. Schnoken in schlesischer Mundart. Von Hermann Bauch. Breslau, Franz Goerlich. 1896. 8. 1 M. 50 Pf.
4. In Lust un Leed. Plattdeutsche Gedichte. Nebst Nachdichtungen zu Horaz und Scenen aus Homer. Von Felix Stillfried (Adolf Brandt). Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchhandlung. 1896. 8. 2 M.

Hoch oben im Schweizerland, durch ganz Deutschland bis zum Strande der Nord- und Ostsee singt's und klingt's heute mehr denn sonst von Dialektdichtungen. Die plattdeutschen Dichtungen haben sogar bereits einen fast unheimlichen Umfang angenommen unter dem günstigen Wind, der noch immer von Fritz Reuter her die plattdeutschen Segel bläht. Ihnen kommt auch zugute, daß Fritz Reuter in ganz Deutschland gelesen und verstanden wird. Die plattdeutschen Dialektdichter sind also in der glücklichen Lage, die andern versagt ist, nicht blos das größte Dialektsprachgebiet ihr eigen zu nennen, sondern auf Verständniß des Dialekts in ganz Deutschland rechnen zu können.

Und noch einen Vortheil haben sie: es hat sich durch Fritz Reuter's Art, den plattdeutschen Dialekt graphisch darzustellen, eine fast einheitliche Schreibung für sämmtliches Plattdeutsch herausgebildet; verständigerweise weichen die einzelnen plattdeutschen Dialektdichtungen nur wenig davon ab und haben so den Vortheil, daß das Lesen ihrer Dichtungen auch dem des Dialekts Unkundigen sehr wenig Mühe macht. Das ist auf andern Dialektgebieten noch wenig der Fall; da hat fast jeder Dialektdichter seine eigene Schreibart, wodurch den Lesern die Lektüre ihres eigenen Dialekts erschwert wird. Ich weiß aus eigener Erfahrung, wie schwer es ist, die mundartliche Aussprache durch Schriftzeichen so darzustellen, daß den des Dialekts Kundigen das Verständniß nicht erschwert, den Unkundigen aber erleichtert wird. Und eine langjährige Erfahrung im Lesen deutscher Dialekte hat mir gezeigt, daß der Grundsatz, den ich bei der Schreibung meiner „Schwöbegschichte" befolge, schließlich doch der beste ist: Rücksicht auf das Auge zu nehmen, durch welches uns nun einmal der Dialekt vermittelt wird, also das Wortbild möglichst dem schriftdeutschen ähnlich zu machen. Wenn dieser Grundsatz befolgt wird, so liest man sich in jeden Dialekt mit geringer Mühe ein; wenn nicht, so ist einem der Genuß auch der besten Dialektdichtung verdorben. Die richtige Aussprache kann überhaupt keinerlei Art von Schreibung dem Unkundigen beibringen; einen fremden Dialekt kann kein Mensch auch bei der peinlichsten Darstellung der wirklichen Aussprache vorlesen. Je complicirter aber die Schreibart wird, um so mehr wird auch dem, der den Dialekt genau kennt, ja sogar spricht, das Lesen erschwert. Das hat sich mir bei der Schreibart des Fränkischen in L. Hoffmann-Nesselbach's Geschichte „Der Schwarz' von Orlich" (Nr. 2) aufs stärkste bestätigt, einigermaßen auch bei Lienert (Nr. 1). Obwol der fränkischen Mundart kundig und im fränkischen Grenzgebiete wohnend, ist mir in Jahr und Tag nicht eine Lektüre irgendeines deutschen Dialekts (die schweizerischen eingeschlossen) so schwer geworden wie die des „Schwarz' von Orlich",

weil der Verfasser sich bemüht, genau so zu schreiben, wie gesprochen wird. Ich möchte den sehen, der ohne viele Mühe hinter den Wortbildern aala, Dahl Laid, Ougoewa, bouoe, Doollaid, meeichle, Jeechr, Doatagrewr, Boucha die schriftdeutschen Wörter allein, Theil Leute, Angaben, beinahe, Thalleute, möglich, Jäger, Todtengräber, Bogen entdeckt. Nur mit Mühe und Noth kann man sich den Sinn aus dem Zusammenhang entziffern. Die g des Auslauts wie ch, eu wie ai zu schreiben ist zudem nur für die Schwaben nöthig, da man fast im ganzen übrigen Deutschland diese g ja wie ch spricht und zwischen ei und ai keinen Unterschied macht; st im Anlaut wie scht zu schreiben ist vollends unnütz, da die spitze Aussprache des st im Anlaut nur in einem kleinen Theile Deutschlands Sitte ist. Auch mit andern Lautbezeichnungen ist es ein böses Ding. Da wir im Zeitalter des Lesens leben, wo alles durch das Auge, nicht durch das Ohr vermittelt wird, ou als o—u oder u und oe als ö empfinden, so führt die Verwendung dieser Schreibart nur irre; und selbst wenn man es sich merken will, so stutzt man immer wieder, wenn man kou, sou, doe, goer wie kaun, so, da, gar lesen soll, und was z. B. das Wort Wassrschbiechl bedeutet, ist bei der Schreibart Wasserspiegel nicht blos sofort klar, sondern fast in ganz Deutschland wird man das Wort ganz ähnlich aussprechen wie im Fränkischen; nur der Hannoveraner wird s—p oder s—b, der Schwabe g statt ch sprechen.

Bei dem Interesse, das den Dialektdichtungen auch außerhalb der nächsten Heimat entgegengebracht wird, wäre es wünschenswerth, wenn eine gewisse Uebereinstimmung in der Schreibart aller Dialekte zu Stande käme. Hierzu möchten die vorstehenden Bemerkungen einen kleinen Anstoß geben.

Von Meinrad Lienert (Nr. 1) sind uns bisjetzt nur schweizerische Geschichten in Prosa und in Schriftdeutsch bekannt; letzteres allerdings tüchtig mit Dialektausdrücken durchsetzt. Nun gibt er uns einen Sang ganz in schweizerischer Mundart und im Scheffel'schen Trochäenversmaß. Sowenig wir dieses Versmaß für Epen lieben, so bekunden wir doch gern, daß es in Lienert's Sang sich nirgends störend bemerklich macht.

Wie Mira, das Zigeunermaitli, sich zu dem Sennhirten auf die Alm verirrt, wie sie trotz aller Hindernisse und trotz ihrer Liebe zur Freiheit und zu ihren Stammesgenossen schließlich doch des Sennen glückliche Braut wird, das ist hier in anmuthigen Versen, frisch aus dem Volksbewußtsein heraus und deshalb auch nicht ohne Humor erzählt.

Dem Verfasser des „Schwarz' von Orlich" (Nr. 2) lag offenbar mehr daran, ältere Volkssagen und Volksgebräuche genau zu buchen, als eine poetische Schöpfung zu geben. Der Faden, an welchem die Sage und Sitten aufgehängt werden, ist demgemäß sehr dünn: Verlobung, Hochzeit, Kindtaufe u. s. w.; so dünn, daß er fast unter der Last zerreißen will, die er tragen muß. Wenn die Erzählung demgemäß als Kunstwerk überhaupt nicht in Betracht kommt, so ist vielleicht diese genaue Registrirung der Volkssitten- und -anschauungen um so werthvoller. Denn wie lange wird es anstehen, und auch diese Reste einer uralten, weit über das Christenthum hinausgehende Vergangenheit, werden vollends verschwinden! Und heute schon wissen blos noch die Gelehrten, worauf das alles zurückzuführen ist, was das Volk in Brauch und Sitte hat.

„Tälsches Vulk" nennt Hermann Bauch (Nr. 3) seine Schnurren und Schnaken. Das Wort bedeutet nach dem Gebrauch, den der Verfasser von ihm macht, närrisch, komisch, lustig. Und alle diese drei Dinge tummeln sich in diesen kürzern und längern Erzählungen so munter durcheinander, daß man eine helle Freude daran hat. Ich habe bald, nachdem ich mich in den Dialekt in Bauch's graphischer Darstellung eingelesen hatte, den Kritiker vergessen, und bin von dem schlesischen Collegen in Dialektdichtungen vollständig in seinen Bannkreis gezogen worden. Ich müßte mich nicht auf meinen Volksstamm verstehen, wenn ich diesen schlesischen Geschichten nicht nachrühmen dürfte, daß sie so echt sind, wie nur irgendeine Darstellung aus dem Volksleben. Dabei hat Bauch eine Gabe, dem Humor und dem, was wir Gebildeten als Drolligkeit unsers Landvolks empfinden, gerecht zu werden, um die ihn viele Dialektschriftsteller beneiden können. Es ist immer ein gutes Zeichen, wenn man während der Lektüre hell auflachen muß, und zwar nicht blos wegen irgendeiner komischen Situation, an denen diese Geschichten reich sind, sondern wegen unkomischer Ausbrüche des Volksgemüths. Daß dem Volkshumor auch der Ernst, ja die Wehmuth und selbst die Sentimentalität nicht fehlt, versteht sich — glücklich der Dialektschriftsteller, der den Volkshumor so in seine Geschichte einzufügen weiß wie Hermann Bauch, mag er auch auf feine psychologische Begründung und künstlerische Darstellung weniger Werth legen.

Ernstes will nach mannichfachen humoristischen Darbietungen Felix Stillfried (Nr. 4) geben; aber von den deutschen Mundarten ist der Humor unzertrennlich, das beweisen auch diese ernsten Gedichte des Verfassers. Es ist bekanntlich viel schwerer, den Dialekt in Versform zu bewältigen als das Schriftdeutsche. Stillfried ist es mit Leichtigkeit und ohne der Syntax des Dialekts irgendwelchen Zwang anzuthun, gelungen. Ja er hat sogar Gedichte im Dialekt gemacht, die inhaltlich sich eigentlich nur für schriftdeutsche Darstellung eignen. Während man aber bei andern Dialektdichtern oft den Eindruck hat, als haben sich diese schriftdeutsch gedachten Gedichte nur zufällig in die mundartliche Form verirrt, zeigen Stillfried's derartige Gedichte doch immer wieder, wenn auch nur in ein paar Wendungen, den echten Dialektdichter. Ganz richtige Dialektdichtungen sind sie freilich trotzdem nicht. Um so mehr dafür die andern.

Die Nachdichtungen Horazischer Oden beweisen, daß es möglich ist, selbst diese Art uns fremdliegender Poesie bei uns heimisch zu machen. Als Probe gebe ich die ersten und letzten Verse der bekanntesten Ode: „Integer vitae“:

En frames Hart, en froher Mand,
En tru un enschuldvulles Bland,
Dat bruft kein Wapen grot un swer,
Nicht Säbel ore Scheitgewehr.

Ob dörch de Wänst ok, glängnig heit,
Ob äwer Snei sin Weg ok geiht,
Ob dörch dat wide Wunnerland,
Hei 's äwerall in Gottes Hand.

— — — — — — — — — —

Und wir ick, wo in Sommerslust
Kein Bom nich gränut, kein Blamm nich duft't,
Wo sucht un kold un dick un swer
Liggt up de Jrd ein Nebelmeer.

Un wir ick, wo vör Sünnenbrand
Kein Seel nich wohnt in't heite Land —
Wo ick ok bün, min jünte Gret,
Min Plappermul, di klingt min Leed.

Richard Weitbrecht.

Feuilleton.

In Heft 253 der „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge“ (Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei A.-G., vorm. J. F. Richter) handelt Ernst Siecke „Ueber die Bedeutung der Grimm'schen Märchen für unser Volksthum“. Er war der rechte Mann für dieses Thema, denn die Frage nach dem Zusammenhang des Märchens mit der religiös gefärbten Naturauffassung unserer Vorältern hat ihn schon lange und ernstlich beschäftigt. Nach einer ansprechenden Einleitung über das Alter und die steigende Werthschätzung der Märchen sowie über ihre Bedeutung im allgemeinen und die der Grimm'schen Märchen im besondern bespricht er vor allem einige von denen näher, denen ursprünglich das Verhältniß von Sonne und Mond zu Grunde liegt. Er wählt in erster Linie „Allerleirauh“, „Schneewittchen“ und „Dornröschen“ und führt geschickt, besonders durch Heranziehung einer italienischen und einer esthnischen Nebenform, den Beweis, daß auch dem letztgenannten Märchen nicht der Sieg des Frühlings über den Winter, sondern eben das Verhältniß von Sonne und Mond zu Grunde liegt. Keinen wird es reuen, eine Stunde der Lektüre des interessanten Heftes, das allerdings das im Titel angegebene Thema nicht erschöpft, gewidmet zu haben.

Bibliographie.

Baumgartner, A., Geschichte der Weltliteratur. Erste Lieferung. Freiburg i. Br., Herder'sche Verlagshandlung. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Berg, M. von, Einer von den Ersten Husaren der Englisch-Deutschen Legion. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. 8. 2 M. 50 Pf.

Brentano, L., Agrarpolitik. Ein Lehrbuch. Erster Theil. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 8. 3 M.

Byr, R., Steruschnuppen. Roman. Zwei Bände. Jena, J. Costenoble. 8. 8 M.

Dahlmann, H., Wahn oder Wahrheit? Erzählung. Dresden, Heinrich Minden. 8. 1 M.

Daß, P., Die Trompete des Nordlandes und andere Gedichte. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Digativ, Ein Frauenschicksal. Eine Häßliche. Zwei Erzählungen. Leipzig, Wilhelm Friedrich. Gr. 8. 2 M.

Eckhorst, B., Die Braut des Propheten. Drama. Lübeck, Edmund Schmersahl Nachf. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Eckstein, E., Roland. Erzählung. Leipzig, Paul List. 8. 2 M.

Ein Vermächtniß von Anselm Feuerbach. Vierte Auflage. Wien, Carl Gerold's Sohn. Gr. 8. 5 M.

Emants, M., Monte-Carlo. Roman. Leipzig, Rob. Friese. Gr. 8. 2 M.

Engel, E., Geschichte der englischen Literatur. Vierte Auflage. Heft 1. Leipzig, Julius Baedeker. Gr. 8. 1 M.

— — William Shakespeare. Leipzig, Julius Baedeker. 8. Geb. 1 L.

Fleischer, P., Gedichte. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 12. 1 M.

Gildemeister, O, Essays. Zweiter Band. Berlin, Wilhelm Hertz. Gr. 8. 6 M.

Guth, A., Vom Wege. Skizzen. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 8. 1 M.

Haarhaus, J. R., Auf Goethe's Spuren in Italien. Zweiter Theil: Mittelitalien. Leipzig, E. G. Naumann. 8. 2 M. 50 Pf.

Hausjakob, H., Im Paradies. Tagebuchblätter. Heidelberg, Georg Weiß. 8. 3 M. 80 Pf.

Hofmeyer, R. J., Die Buren und Jameson's Einfall in Transvaal. Bremen, C. Ed. Müller's Verlagsbuchhandlung. Gr. 8. 4 M. 80 Pf.

Hubert, F., Beruf. Roman. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 8. 2 M.

Jacnicke, K., Frau Sophie Peltner. Novelle. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- u. Verlagsanstalt von S. Schottlaender. Schmal 8. 75 Pf.

Kraemer, H., Deutsche Helden aus der Zeit Kaiser Wilhelm's des Großen. Lieferung 1 und 2. (Vollständig in funfzehn Lieferungen.) Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong u. Comp. 4. Jede Lieferung 50 Pf.

Kuhn, A., Allgemeine Kunstgeschichte. Lieferung 9. Einsiedeln (Schweiz), Benziger u. Comp. 4. Jede Lieferung 2 M.

Lippe, A. Graf zur, Innenleben. Novellen. Dresden, Heinrich Minden. 8. 3 M.

Lutsch, H., Neueste Veröffentlichungen über das Bauernhaus in Deutschland, Oesterreich-Ungarn und in der Schweiz. Berlin, Wilhelm Ernst u. Sohn. 4. 1 M. 60 Pf.

Meyer, A. G., Reinhold Begas. („Künstler-Monographien.“ XX.) Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 4. 3 M.

Ohorn, A., Deutsches Dichterbuch. Lebensbilder aus der deutschen Literaturgeschichte. Leipzig, Otto Spamer. 8. 6 M.

Ortmann, R., Der Schauspieler. Novelle. Berlin, Albert Goldschmidt. 12. 50 Pf.

Pagani, S., Menschenleid. Drama. Dresden, Carl Reißner. 8. 1 M. 50 Pf.

Peipers, D., Das protestantische Bekenntniß. Leipzig, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Probst, H., Deutsche Redelehre. („Sammlung Göschen“, Nr. 61.) Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. 16. Geb. 80 Pf.

Puschmann, T., Leonie. Erzählung. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- u. Verlagsanstalt von S. Schottlaender. Schmal 8. 75 Pf.

Raabe, W., Unseres Herrgotts Canzlei. Eine Erzählung. Dritte Auflage. Magdeburg, Creutz'sche Verlagsbuchhandlung. Gr. 8. 5 M.

Rittershaus, E., Neue Gedichte. Leipzig, Ernst Keil's Nachfolger 12. Geb. 6 M. 50 Pf.

Roeber, F., Appius Claudius. Tragödie. Leipzig, Julius Baedeker. 8. 75 Pf.

Schäfer, W., Die zehn Gebote. Erzählungen des Kanzelfriedrich. Berlin, Schuster u. Loeffler. 8. 1 M. 50 Pf.

Schanz, M., Ein Zug nach Osten. Reisebilder. Zwei Bände. Hamburg, W. Mauke Söhne. Gr. 8. 10 M.

Schönaich, A. von, Heiteres und Ernstes von jenseits der Pyrenäen. Berlin, Norddeutsche Buchdruckerei u. Verlagsanstalt. Gr. 8. 2 M.

Schulze-Smidt, B., Constantinopel. Friedliche Reiseerinnerungen. Dresden, Carl Reißner. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.

Seidel, H., Die Augen der Erinnerung und Anderes. Leipzig, A. G. Liebeskind. 16. Geb. 4 M.

Sommer, K., Annemarie. Novelle. Berlin, Albert Goldschmidt. 12. 1 M.

Stedern, Helene von, Glück. Roman eines jungen Mädchens. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 8. 3 M.

Strüsing, E., Mirabeau. Schauspiel. Berlin, Freund u. Jeckel. 8. 2 M.

Stubenvoll, F. B., Religion und Aberglaube. Leipzig, Friedrich Jansa. 8. 80 Pf.

Telmann, K., Vox populi. Roman. Dresden, Carl Reißner. Gr. 8. 6 M.

Thudichum, F., Promachiavell. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 8. 2 M.

Wildberg, B., Helldunkle Lieder. Dresden, E. Pierson's Verlag. 8. 1 M. 50 Pf.

Zebden, F., Brandende See. Novellentriologie. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 8. 3 M.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von **F. A. Brockhaus** in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben wurde vollständig:

In Nacht und Eis.

Die Norwegische Polarexpedition 1893–1896.

Von **Fridtjof Nansen.**

Mit einem Beitrag von Kapitän Sverdrup,

207 Abbildungen, 8 Chromotafeln und 4 Karten.

Autorisirte Ausgabe.

Zwei Bände. Elegant gebunden 20 M. Auch in 36 Lieferungen zu 50 Pf.

Nansen's Reise ist die kühnste und erfolgreichste Polarfahrt, die je unternommen worden ist. „In Nacht und Eis" ist das einzige Werk, in welchem der berühmte Reisende selbst über seine Expedition berichtet.

Prospect und die erste Lieferung sind in jeder Buchhandlung zu erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Sprichwörtlichen Redensarten

im deutschen Volksmunde

nach Sinn und Ursprung erläutert

von

Wilhelm Borchardt.

In gänzlicher Neubearbeitung herausgegeben von

Gustav Wustmann.

Fünfte Auflage. 8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Als Seitenstück zu Büchmann's „Geflügelten Worten" bringt dieses Werk den reichen Schatz an sprichwörtlichen Redensarten zur Geltung, der, aus Büchmann's Sammlung ausgeschlossen, gerade jene Elemente enthält, welche unserer Sprache ihren eigenartigen Charakter geben und, oft unverstanden oder misdeutet, von Mund zu Mund gehen. Mit der Erklärung der Redensarten sind überraschende Einblicke in die Geschichte deutscher Sprache und Sitte verbunden.

In der von Dr. G. Wustmann, dem berühmten Verfasser von „Allerhand Sprachdummheiten", besorgten vollständigen Umarbeitung, mit der eine wesentliche Erweiterung verbunden war, ist das Werk so freundlich aufgenommen worden, daß in weniger als einem Jahre vier Auflagen veranstaltet werden mußten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Jobsiade. Ein grotesk-komisches Heldengedicht in drei Theilen von **Dr. K. A. Kortum.** Vierzehnte Auflage. Mit Einleitung und Anmerkungen. 8. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M. 50 Pf.

Classisch in ihrer Art und echtdeutsch in ihrem Gepräge, ist die „Jobsiade" das einzige komische Heldengedicht neuerer Zeit in Deutschland, welches diesen Namen verdient und auf die Dauer populär geworden ist.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Von Sansibar zum Tanganjika.

Briefe aus Ostafrika

von

Dr. Richard Böhm.

Nach dem Tode des Reisenden nebst einer biographischen Skizze des Verstorbenen herausgegeben von

Herman Schalow.

Mit einem Porträt und einer Karte.

8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

Wer die Landschaft in Deutsch-Ostafrika aus prächtigen, packenden Schilderungen kennen lernen will, der nehme diese Briefe zur Hand; hier wird er finden, was ihm zahlreiche Berichte über die deutschen Gebiete in Ostafrika nicht bieten: lebenswahre Gemälde von Land und Leuten in meisterhafter Darstellung. Ein kühner Forschergeist, ein echt deutsches, warmes Gemüth spricht aus diesen Briefen. Der Verfasser, ein zu den schönsten Hoffnungen berechtigender Naturforscher, bereiste Afrika vier Jahre lang als Mitglied der Expedition, welcher sich Paul Reichardt anschloß, wurde aber durch einen frühzeitigen Tod hinweggerafft.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die sittliche Weltordnung.

Von

Moriz Carriere.

Zweite erweiterte Auflage.

8. Geh. 8 M. Geb. 9 M. 50 Pf.

(Bildet auch den 13. Band von Carriere's Gesammelten Werken.)

Der berühmte Verfasser gibt in diesem Werke, von dem eine zweite Auflage nöthig geworden ist, die wissenschaftliche Entwickelung der seinen weit verbreiteten Schriften über Kunst, Religion und Geschichte zu Grunde liegenden Ideen. Er geht dabei nicht von Abstractionen und Voraussetzungen, sondern vom vollen blühenden Leben aus, welches er zu verstehen und dessen Princip er so zu erfassen sucht, daß es den Thatsachen der Wirklichkeit, dem Mechanismus der Natur wie der Freiheit des Geistes gewachsen ist und für jeden Wahrheitsuchenden die Kluft zwischen Glauben und Wissen überbrückt. Die zweite Auflage ist wesentlich erweitert, namentlich auch durch Bezugnahme auf die neuesten Schriften zur Ethik. Die klaren fesselnden Ausführungen des Verfassers sind nicht nur für Philosophen und Theologen, sondern auch für jeden gebildeten Laien von größtem Interesse.

Mit einer Beilage der **Deutschen Verlags-Anstalt** in Stuttgart.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig (Querstr. 16).

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer.
Preis vierteljährlich 7 M. 50 Pf.,
jährlich 30 M.

Nr. 17.

Leipzig,
22. April 1897.

Inhalt: Weltanschauung und Wirthschaftspolitik. Von L. O. Braudt. — Zur ethnologischen Jurisprudenz. Von A. Wieruszowski. — Gottfried Keller's Leben. II. Von Moritz Necker. — Dichtungen und Nachdichtungen. Von Karl Busse. — Von der wirklichen und der idealen Bühne. Von Friedrich Kummer. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Weltanschauung und Wirthschaftspolitik.

Der Markstein der modernen Gewerbe- und Industriegeschichte ist die Einführung der Gewerbefreiheit. Man greift diese That der Volkswirthschaftspolitik auch heute noch oft an und schreibt auf ihre Rechnung eine Reihe von Uebelständen im Erwerbsleben, die auf einen Zersetzungsproceß in Handel und Wandel schließen lassen. Zugegeben, daß die Einführung der Gewerbefreiheit nicht nur gute Folgen hatte — welche wirthschaftspolitische Maßnahme hätte solche überhaupt ausschließlich? — so war sie doch eine Nothwendigkeit. Der Socialist Lassalle hat gelegentlich einmal geschrieben: „Die 1775 in England erfundene Baumwollmaschine trug in ihren Kämmen und Rädern die ganze auf die freie Concurrenz gebaute Gesellschaft im Keime mit sich." Und in diesen Worten steckt ein wahrer Kern. Der gewaltige Aufschwung des Erwerbslebens, die Massenproduction für Absatzgebiete von ungeahnter Ausdehnung hatten Tausende und Abertausende an die Maschine geführt, und die alte Organisation der Arbeit, wie sie uns in der gebundenen Form des Wirthschaftslebens überkommen war, war nicht fähig, diese Entwickelung in ruhiger, aufsteigender Linie zu leiten; einen Riesen kann man eben nicht zu Centimeterschritten zwingen. Aber indem man diese Gewerbefreiheit in den sechziger Jahren allgemein proclamirte, verursachte man auch gar keine wesentliche Zerstörung des Bestehenden, sondern vollzog nur äußerlich das Urtheil über Wirthschaftsformen, die innerlich längst zerfallen waren. Die Freiheit war uns nothwendig, aber Freiheit ist nicht Zügellosigkeit, und bei dieser Erwägung kann die Kritik einsetzen. Das Wort Entwickelung sagt uns schon, daß mit ihm der Begriff des allmählichen Entstehens, der langsamen naturgemäßen Ueberleitung von einem Zustande in den andern verbunden ist. Man hat jedoch bei der Einführung der Gewerbefreiheit vielfach den Schutz des Bestehenden und weiter Entwickelungsfähigen versäumt und statt der Freiheit die Zügellosigkeit proclamirt. Es waren nicht nur rein praktische, nüchterne Erwägungen, die zur Ueberzeugung von der Nothwendigkeit des Ungebundenseins unsers wirthschaftlichen Schaffens führten, sondern philosophische Ideen gaben die stärksten Argumente dafür her, und haben überhaupt im gesammten politischen und Culturleben einen weit größern Einfluß, als man annehmen sollte; die theoretische Meinung beeinflußt selbst solche Männer sehr oft, die viel von ihrem vorzüglichen, praktischen Verständnisse und dem bösen „grünen Tische" reden. Die mächtige Weltanschauung des Individualismus war von England her durch den Erfolg gepredigt worden, und der Erfolg hat immer die Fähigkeit starker Ueberredung. Die individualistischen Ideen, auf denen unsere politischen liberalen Parteien basiren, bergen eine große Kraft in sich, begeisterte Anhänger zu schaffen. Sie sind knapp und klar, und haben für den Menschen viel Bestechliches, der eine kraftvolle Eigenart besitzt. Sie rufen ihm zu: „Selbst ist der Mann! Nur die eigene Kraft hat Anspruch auf Beachtung, nur was sie erreicht, ist berechtigt! Das Bewußtsein, auf eigene Kraft gestellt zu sein inmitten des verwirrenden Getriebes der Welt, inmitten der Jagd nach dem Glücke, muß die Energie eines Menschen und alle seine Fähigkeiten auf das äußerste anspannen. Und so, wenn man die Gesammtheit der Menschen betrachtet, muß der größte, überhaupt erreichbare Culturfortschritt das Ergebniß der Freiheit des Lebens, des Thuns und Lassens sein." So argumentirt der Individualismus, und es liegt, wie gesagt, etwas Berauschendes in diesen Gedanken für kraftvolle Naturen, und die Wirkung dieser philosophischen Ideen auf die Gestaltung unserer Verhältnisse ist nicht ausgeblieben. Aber wie ein jedes Princip, zum Aeußersten geführt, fehlerhaft wird, so auch der Individualismus. Die ideale Reinheit der Theorie gestattet es, die Gedanken ins Ungemessene fort-

zuspinnen, erst die Praxis des Lebens führt sie auf das richtige Maß zurück und lehrt uns, daß sich die Sachen hart im Raume stoßen. Die Schranken der Freiheit des Handelns, die einem Individuum gesetzt sind, sind enger, als der schroffe Individualismus zugeben möchte; die Freiheit des Einzelnen findet ihre Grenze an dem Rechte der Gesellschaft; dem Rechte und der Macht des Einzelnen stellen sich das Recht und die Macht der Gesellschaft in den Weg und sorgen, daß, wie die Bäume, so auch die Menschen nicht in den Himmel wachsen. Es ist nicht so, wie der reine Individualismus meint, daß wir als eine ungeheure Menge von Individuen auf der Erde nebeneinander leben, von denen jedes ohne das andere vorwärts strebt, und vorwärts streben könnte. Wir sind mit tausend Banden der Natur, Geburt, Erziehung und Anschauung aneinander gefesselt, und haben nicht nur Rechte für uns, sondern auch Pflichten gegenüber der Allgemeinheit. Und die historische und praktische Seite dieses Gemeinsamkeitsbegriffs, des Nationalen mit einem Worte, der allzu scharfen Ausbeutung der individualistischen Lehren entgegengesetzt zu haben, ist das Verdienst der conservativen Parteien — das Wort im allgemeinsten Sinne genommen. Diese beiden Parteigruppen stehen sich als Gegenpole gegenüber und stellen naturgemäß die eine mehr das Moment des Beharrens auf historisch Gewordenem, die andere mehr das des rastlosen Fortschreitens dar. Beide haben gleichgroße Verdienste um die Entwickelung unsers potitischen Lebens, und wir wollen nicht vergessen, daß der Individualismus in seiner schroffsten Form in unsern Parteien nicht zum Ausdruck kommt, es wäre dies auch eine durchaus falsche Auslegung der Lehren des Altmeisters des Liberalismus, Adam Smith's, der ausdrücklich, worauf erst die neuere historisch-nationalökonomische Forschung mit vollem Nachdrucke wieder hingewiesen hat, die gesellschaftlichen Zusammenhänge im Menschheitsorganismus anerkannt hat.

Und zu diesen beiden gewaltigen Weltanschauungen, die die Schicksale unsers Vaterlandes mit Macht bewegt haben und noch bewegen werden, gesellt sich eine dritte, die die Pflicht gegen den Nächsten in den Vordergrund stellt, auf dem Ideal der allgemeinen Menschenliebe aufbaut, die alle nationalen Unterschiede und solche, die auf dem Besitz basiren, leugnet und die Summe ihrer Weltanschauung, in die beiden Formeln des Rechts auf Existenz und des Rechts auf Arbeit zusammenfaßt.

Die historische Erfahrung und die Achtung vor dem Ergebniß der Entwickelung gelten dem Socialismus nicht viel, und er muß scharf bekämpft werden, vor allem um deswillen, weil er dem Individuum in Wahrheit alle Rechte aberkennt und auch die historisch gewordene Gesellschaft in ihrer nationalen Gliederung, in der die stärksten Wurzeln ihrer Schaffenskraft und der des Individuums liegen, nicht reformiren, sondern zerstören will. Dennoch kann auch er den Begriff der Wirthschaftsgenossenschaft, der durch die ganze geschichtliche Entwickelung durchleuchtet, nicht wegleugnen, sei sie nun in einer Familie, einer Nation oder in einem socialistischen Phalansterium verkörpert. Trotz dieses wiederum zum Absurden getriebenen Idealismus kann man dem Socialismus ein Verdienst nicht absprechen, wenn man gerecht sein will: er hat uns mit einem in der Geschichte noch nicht dagewesenen socialen Pflichtgefühl durchdrungen, das schöne Früchte gezeitigt hat und noch zeitigen wird, wenn wir auch vorläufig mit der politischen Partei, in der er sich verkörpert, auf der ruhigen Grundlage der gegenseitigen Anerkennung nicht arbeiten können, da diese von der Socialdemokratie selbst verleugnet wird.

Je nachdem der eine oder andere Anschauungskreis die Oberhand für gewisse Zeit gewinnt, drückt er allen Aeußerungen gesetzgeberischer Arbeit seinen Stempel naturgemäß auf, und nicht zum wenigsten tritt dies zu Tage auf dem Gebiete der Wirthschaftsgesetzgebung. Dagegen anzukämpfen, ist vergeblich bis zu einem gewissen Zeitpunkte, wo der Umschlag erfolgt. So haben wir in einem halben Jahrhundert drei Perioden dieser Art an uns vorüberrauschen sehen: die liberale Aera, in der die Freiheit zur Zügellosigkeit wurde; dann kam eine Zeit, in der man den berechtigten Forderungen der Arbeiterwelt Concessionen machte, eine Zeit, die durch die Arbeiterschutzgesetzgebung genügend charakterisirt ist. Augenblicklich befinden wir uns in einer Periode, in der das conservative Element in der Wirthschaftspolitik entschiedene Siege davonträgt. Der Rückschlag erfolgte unter dem Druck der Noth und wurde verschärft durch die wirthschaftliche Depression der letzten Jahre. Die Sympathien der Allgemeinheit wenden sich jedenfalls in bemerkenswerther Weise den wirthschaftlich Bedrängten zu und treten auch in der gesetzgeberischen Arbeit unserer Parlamente zu Tage, nur neuerdings etwas beeinträchtigt durch die starke agrarische Sonderströmung. Der tiefere Grund dieser Bewegung ist das erneute starke Hervortreten der Ueberzeugung, daß wir eine Volksgenossenschaft bilden, deren Glieder einander Schutz gewähren müssen, deren Arbeit nicht fruchtbar sein kann, wenn nicht alle die Fähigkeit haben und erhalten, mit thätig zu sein. Letzten Endes klingen auch aus diesem Gedankenkreise die Grundsätze des Rechts auf Existenz und des Rechts auf Arbeit durch, nur sind sie hier auf nationaler Grundlage aufgestellt. In diesem Sinne sind die gesetzgeberischen Maßnahmen gegen das Detailreisen und den Hausirhandel, gegen die Genossenschaften, gegen den unlautern Wettbewerb, gegen die Börse u. s. w. zu verstehen. In erster Linie gehört hierher auch die Regierungsvorlage an den Reichstag zur Organisation des Handwerks. Zugleich beabsichtigt man, die Arbeiterschutzgesetzgebung auf das Bäckerei- und Handelsgewerbe auszudehnen, und die Erkenntniß ringt sich durch, daß die Berufs- und Charakterbildung des jungen Nachwuchses in kaufmännischen Geschäften energisch gefördert werden müsse durch Fortbildungsschulen, zu deren Trägern sich die preußischen Handelskammern machen.

Diese ganze gesetzgeberische Arbeit steht in einem innern Zusammenhange. Ob freilich die zum Schutze der wirthschaftlich Bedrängten aufgewendeten Mittel richtig sind und die gewünschten Erfolge haben, wissen wir nicht, das muß die Zukunft lehren.

Die Lehre, die wir aus einer solchen Betrachtung der Dinge ziehen können, ist wichtig genug, zumal bei heutigen Zeitläufen, wo ein erbitterter Interessenkampf die einzelnen Berufskreise unsers Volkes entzweit, und zu einem nicht weniger scharfen Streiten die politischen Parteien sich demnächst wieder gegenüberstehen werden. Es ist die Lehre von der nur relativen Gültigkeit jeder radicalen Anschauung. Daß jeder geschlossene Anschauungskreis von seinen Verfechtern in seinen radicalen Consequenzen durchgesetzt werden soll, ist erklärlich. Spencer sagt einmal sehr treffend: „Bei Menschen, welche begierig sind, Unrecht zu beseitigen und Irrthümer zu vertreiben, herrscht noch immer, wie es stets der Fall gewesen, ein so absorbirendes Bewußtsein der durch alte Formen und alte Vorstellungen hervorgerufenen Uebel, daß es kein Bewußtsein der Vortheile, welche diese alten Formen und Vorstellungen geliefert haben, neben sich zuläßt. Diese Parteilichkeit der Ansicht ist in gewissem Sinne nothwendig. Hier wie anderwärts muß Arbeitstheilung stattfinden; es muß solche geben, welche die Function des Angriffs versehen und, um wirksam angreifen zu können, die Fehlerhaftigkeit dessen, was sie angreifen, stark empfinden, und andere, welche die Function der Vertheidigung erfüllen und, um gute Vertheidiger zu sein, die Dinge, welche sie vertheidigen, überschätzen.“ Jede radicale Anschauung findet ihre Widerstände, die die Schlacken ganz allmählich von ihr abschleifen; aber die Erkenntniß, daß es kein mit Ausschließlichkeit richtiges philosophisches, politisches oder sociales System gibt, die Erkenntniß, daß die Urtheile jedes einzelnen Menschen über Zustände der nationalen Wirthschaft oder socialen Verhältnisse durch von Geburt an eingeimpfte, durch Erziehung und gesellschaftliche Stellung und Umgebung verstärkte Vorurtheile und halbrichtige oder ganz falsche Beobachtungen gefälscht werden, sollte uns duldsamer gegen gegnerische Anschauungen, fehlerhafte Einrichtungen und von uns misbilligte Handlungen machen.

L. O. Brandt.

Zur ethnologischen Jurisprudenz.

Grundriß der ethnologischen Jurisprudenz. Von Dr. Albert Hermann Post, Richter am Landgericht in Bremen. Erster Band: Allgemeiner Theil. Zweiter Band: Specieller Theil. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung (A. Schwartz). Gr. 8. 10 M.

Als der leider zu früh verstorbene Verfasser im Jahre 1886 seine Einleitung in das Studium der ethnologischen Jurisprudenz herausgab, schrieb er im Vorworte, daß dieser jüngste Zweig der neuern Rechtswissenschaft zur Zeit noch um seine Existenz zu kämpfen habe; theils ignorire man ihn, theils stände man ihm feindlich oder mindestens skeptisch gegenüber; hier erkenne man seine wissenschaftliche Berechtigung überhaupt nicht an, dort zweifle man wenigstens an der Haltbarkeit seiner Fundamente. Seitdem ist auf diesem Gebiete Bedeutendes geleistet worden. Insbesondere sind es A. H. Post, bis zu seinem 1895 erfolgten Tode Richter am Landgericht Bremen, und J. Kohler, Professor an der Universität Berlin, gewesen, die, an die berühmten Untersuchungen Bachofen's über das Mutterrecht anknüpfend, die gewaltigen Errungenschaften der Ethnologie der Rechtsforschung dienstbar gemacht und die Bausteine für die Errichtung eines das Rechtsleben aller Völker umfassenden Neubaues zusammengetragen haben.

Als die Historische Schule die Träume der Naturrechtslehre von einem allgemeinen und ewigen Vernunftrechte durch den Nachweis der historischen und nationalen Bedingtheit alles Rechtes zerstört hatte, war unzweifelhaft die Gefahr einer Zersplitterung der rechtsgeschichtlichen Studien durch ihre Isolirung auf die Rechte bestimmter Völker vorhanden. Die naturrechtliche Doctrin hatte mit dem Postulat eines über Raum und Zeit erhabenen Vernunftrechts der Rechtswissenschaft einen universalen Zug aufgeprägt. Man hatte ein typisches Recht, dem gegenüber die positiven Rechtssatzungen der einzelnen Völker als vergängliche und zufällige Erscheinungsformen des Rechtslebens angesehen wurden. Man hatte sich von der Anschauung, die im römischen Rechte die „ratio scripta“ erblickte, losgerissen und in dem unmittelbar aus der menschlichen Vernunft geschöpften Idealrechte den Maßstab gefunden, an dem sich die Vollkommenheit aller einzelnen Rechtsordnungen zu erproben hatte. Dieser in der Aufstellung einer höhern Einheit begründete innere Zusammenhang alles Rechts drohte sich zu lösen, als der nationale Charakter der Rechtsentwickelung, ihre abhängige Stellung innerhalb des Culturprocesses eines bestimmten Volkes in den Vordergrund geschoben wurde. Und thatsächlich schien es, als ob damit auch nationale Schranken die Rechtsforschung in Sondergebiete, das Rechtsleben bestimmter Völker umfassend, auseinanderreißen wollten. Wenigstens gingen zeitweilig die romanistische und germanistische Rechtswissenschaft ihre eigenen Wege, die nur selten und auf bestimmten Grenzgebieten streckenweise nebeneinander herliefen. Und zugleich war es natürlich, daß die wissenschaftliche Forschung der Historischen Schule sich fast ausschließlich dem römischen und deutschen Recht zuwendete. Hier hatte man lebendige Rechtsentwickelungen vor sich. Hier hatte man durch umfassende und er-

folgreiche Untersuchungen die historischen und culturellen Grundlagen bloßgelegt, aus denen heraus sich die Rechtsentwickelung vollzogen hatte. Und hier war daher der gegebene Boden, die neue Lehre von der rechtserzeugenden Kraft des Volksgeistes zu erproben. Aus dieser Geschlossenheit wurde die Rechtswissenschaft erst durch die, insbesondere auf dem Gebiete der vergleichenden Sprachwissenschaft immer weiter ausgreifende Philologie auf neue, ungeahnte Bahnen verwiesen. Die Rechtszustände des alten Griechenland wurden aufgehellt, die indischen Gesetzbücher durch die Sanskritforschung zugänglich gemacht, die Rechtsbildungen der Juden, Assyrer und Aegypter in den Gesichtskreis der Rechtshistoriker gezogen. Und hier nun setzte, die nationalen Schranken überwindend, die neue Richtung der vergleichenden Rechtswissenschaft ein und schuf sich in der 1878 von Bernhöft und Cohn begründeten „Zeitschrift für vergleichende Rechtswissenschaft" ein Centralorgan, das der Sammelpunkt der auf diesem Gebiete zu Tage geförderten Erkenntnisse wurde. Die Aufgaben, die sich dieser neue Wissenszweig stellte, waren denen der vergleichenden Sprachwissenschaft analog. Wie diese, so hieß es im Arbeitsprogramm der genannten Zeitschrift, für die Erscheinungen auf dem Gebiete der Sprache nach festen Regeln suche und das Aufzeichnen von Thatsachen nur noch als Mittel für diesen Zweck betrachte, so könne auch das letzte Ziel der vergleichenden Rechtswissenschaft nur sein, allgemeine Gesetze für die Entwickelung des Rechts zu finden und auf die Rechtsgeschichte der einzelnen Nationen anzuwenden. Hatte man bisher die Bedeutung und Entwickelung eines Instituts in einem System verfolgt, so galt es jetzt, die Verkörperung derselben Idee in den Gesetzen verschiedener Völker, die Uebertragungen und Umformungen dieser Idee von Volk zu Volk nachzuweisen.

Diese Bestrebungen aber führten noch einen Schritt weiter. Die Ethnologie, deren Forschungsgebiet sich mit den Reisen kühner Entdecker über den gesammten Erdball ausdehnte und insbesondere über die socialen Zustände der noch uncultivirten Völker aller Erdtheile ein immer helleres Licht zu verbreiten begann, hatte die überraschende Erkenntniß gebracht, daß ganz ähnlich, wie die primitiven Waffen und Geräthe, so auch die sittlichen, religiösen und rechtlichen Bräuche der tiefstehenden Völker in ihren wesentlichsten Grundzügen die gleichen sind. Gleichzeitig erkannte die auf die Urzustände der heutigen Culturvölker zurückgehende vergleichende Rechtswissenschaft die Wahrheit, daß auch das Recht dieser Völker unverkennbare Spuren einer Entwickelung aus Urformen heraus zeigte, die auch für die uncivilisirten Völker unserer Zeit charakteristisch sind. Diese Entdeckung weitreichender Parallelen im Rechtsleben aller Völker führte dazu, der vergleichenden Rechtswissenschaft eine ethnologisch-naturwissenschaftliche Grundlage zu geben. Denn hier war das Walten blinden Zufalls ausgeschlossen. Die Gleichförmigkeit des Geschehens machte den Schluß auf seine Gesetzmäßigkeit unabweislich. Und diese Gesetzmäßigkeit wieder mußte ihre Grundlage in ganz bestimmten und constanten Beziehungen der menschlichen Individuen zu den sie umschließenden socialen Verbänden haben. So stand man denn wieder vor dem Urquell der allgemeinen Menschennatur, aus dem schon das Naturrecht die Lösung der letzten Fragen aller Rechtswissenschaft zu gewinnen versucht hatte. Nur waren es nicht mehr Speculation und Deductionen, die mit der stolzen Selbstgewißheit logischer Postulate auftraten, sondern Empirie und Induction, die mit der schwächern und bescheidenern Leuchtkraft der Hypothese danach strebten, das Dunkel der Ursprünge des Rechts aufzuhellen, es als den Niederschlag eines allgemeinen menschlichen Rechtsbewußtseins nachzuweisen und dieses wieder aus seinen Emanationen erkennbar zu machen. Die Feststellung aller Erscheinungsformen des Rechtslebens der Menschheit und die Ergründung der Ursachen dieser Erscheinungsformen ist die Aufgabe, wie sie Post für eine „allgemeine Rechtswissenschaft" formulirt hat.

Nicht ganz so weit aber gehen die Ziele, die sich die ethnologische Jurisprudenz gesteckt hat. Die Wissenschaft, welche das sociale Phänomen des Rechts aus der Constanz eines individuellen Rechtsbewußtseins erklären will, muß einerseits das letztere psychologisch untersuchen und andererseits die tiefsten Wurzeln des socialen Gemeinlebens in ihren biologischen und kosmologischen Bedingungen aufdecken. Die ethnologische Rechtswissenschaft aber hat nur das sociale Gebiet des Rechts zu ihrem Gegenstande. Und auch hier befaßt sie sich nicht mit den kosmologischen und biologischen Grundelementen der socialen Gruppenbildungen, sondern setzt diese als gegebene Factoren voraus, erforscht die Rechtsnormen und Rechtsinstitute, welche sich bei allen Völkern der Erde wiederholen und gleichartige Entwickelungsgänge aufweisen, untersucht die ethnische Eigenart bestimmter Völker und die durch sie erzeugten Umformungen dieser universalen Normen und Institute und will so den ursächlichen Zusammenhang aller Erscheinungen des Rechtslebens ergründen und am letzten Ende für sie die Fühlung mit den ursprünglichsten socialen Instincten des menschlichen Rechtsbewußtseins gewinnen. Durch ihre universale Natur unterscheidet sich die ethnologische Jurisprudenz von der Rechtsgeschichte, die ihre Forschungen auf einzelne Völker oder Völkergruppen beschränkt, und sie geht weiter, als die vergleichende Rechtswissenschaft, indem sie auch da noch nach Ursachen sucht, wo solche sich aus der ethnischen und culturellen Eigenart eines Volkes nicht mehr ergeben, sondern nur noch aus der Gleichartigkeit der Erscheinungen als Ausstrahlungen der allgemeinen Menschennatur zu gewinnen sind.

Dieses immer noch ungeheuer weit gestreckte Ziel der ethnologischen Jurisprudenz erfordert ihrer empirisch-inductiven Grundlage gemäß in erster Linie die monographische Bearbeitung des zur Verfügung stehenden Stoffes für die beschränktern Gebiete einzelner Völker

und Stämme. Diese bildet die unumgängliche Grundlegung für ein gesichertes Fortschreiten der jungen Wissenschaft und namentlich auch „für eine gesicherte Causalanalyse des durch die Forschung herbeigeschafften empirischen Materials". In dieser Richtung ist schon recht Bedeutendes geleistet worden: Post selbst hat in seiner „Afrikanischen Jurisprudenz" (1887) versucht, für das Recht der hamitischen Völkergruppen sichere Umrisse zu gewinnen. Ihm zur Seite hat Kohler mit staunenswerther Vielseitigkeit umfassende Studien über die Rechte der Hindus, Chinesen, Japaner und Koreaner, der Malaien, Australneger, Indianer und Azteken veröffentlicht. Aber die Nothwendigkeit dieser Einzelforschungen birgt wieder die Gefahr der Zersplitterung in einzelne Disciplinen in sich, welche die universelle Tendenz dieser Studien beeinträchtigt. Soll diese Gefahr vermieden werden, so muß, wie Post zutreffend bemerkt, durch zusammenfassende Werke die Möglichkeit geschaffen werden, den Gesammtstand des neuen Wissenszweiges zu überblicken und das bisher Errungene einem festen System einzuverleiben, das, nach den entdeckten Grundformen der Rechtsentwickelung geordnet, dem weitern Ausbau im einzelnen ein sicheres Fundament bietet.

Diesem Zwecke ist das hier zur Besprechung stehende Werk gewidmet. Der erste Band enthält den „Allgemeinen Theil eines Universalrechts der Menschheit": in ihm sind alle Ausgangsformen des menschlichen Rechts zusammengestellt und damit die Grundlagen der Völker der Erde zur Darstellung gebracht. Seinen Inhalt bilden vor allem die verschiedenen socialen Organisationen der Menschheit, ihre elementaren und höhern Formen, ihre Grundlagen, ihre Wandlungen und die ihnen charakteristischen Rechtsnormirungen. Der zweite Band enthält die Specialrechtskreise des Personenrechts, des Familien- und Erbrechts, des Rache-, Buß- und Strafrechts, des Proceß- und Vermögensrechts, soweit in allen diesen Materien Rechtsgedanken zum Ausdruck gelangen, welche nicht auf einzelne Völker oder Völkergruppen beschränkt sind. Die specielle Rechtsgeschichte, und insbesondere die der Völker des europäischen Culturkreises, sowie die modernen Rechte sind nur beiläufig und nur da herangezogen, wo universelle Parallelen dazu Veranlassung boten.

Es ist natürlich undenkbar, den reichen Inhalt des Werkes auch nur andeutungsweise zu erschöpfen. Es mußte mir an dem Versuche genügen, seine Tendenz und Stellung innerhalb der ethnologischen Jurisprudenz zu kennzeichnen. Um einen Begriff von der Fülle des in dem Buche verarbeiteten Materials zu erhalten, braucht man es nur aufzuschlagen und einen Blick in die Noten mit den Quellennachweisen zu werfen, welche aus den Rechtsbräuchen aller Völker des Erdballs, der arischen, mongolisch-tatarischen, semito-hamitischen, oceanischen, arktischen und Negervölker schöpfen.

Die Belesenheit Post's, seine Beherrschung der ethnographischen und rechtsgeschichtlichen Literatur ist geradezu staunenswerth. Und in welcher Tiefe mußte die Ueberzeugung von der Bedeutsamkeit der neuen Wissenschaft in ihm wurzeln, um diesen eisernen Fleiß im Zusammentragen und Anordnen der in Zeitschriften, Monographien, Reiseberichten weit verstreuten Einzelheiten zu stählen! Mag auch im einzelnen vieles hypothetisch und zweifelhaft sein, diese oder jene Combination in ihrer allzu kühnen Spannung auseinanderreißen, die Aufstellung mancher Entwickelungsreihen vor den Ergebnissen reiferer Erkenntniß hinfällig werden, das Verdienst des Buches ist doch unbestreitbar, daß es als erstes den Gesammtaufbau eines Universalrechtes der Menschheit auf ethnologisch-vergleichender Grundlage unternommen hat. Die Interessen des Juristen und Sociologen, des Culturhistorikers und Ethnographen, des Philosophen und Psychologen sind an diesem Werke in gleicher Weise betheiligt: wer über die vielbesprochenen Probleme des Vater- und Mutterrechtssystems, der Raub- und Kaufehe, der Blutrache und des Blutrechts Belehrung sucht, wird sie sicherlich finden. Und ist das Mosaik der Einzelheiten auch zuweilen so bunt und verworren, daß die Zusammensetzung kein klares Bild der historischen Auf- und Auseinanderfolge ergibt, so dürfen wir nicht vergessen, daß wir uns noch im Quellengebiete der ethnologisch-juristischen Forschungen befinden, deren Flut noch die spröden Hindernisse von Bergwänden und Felsriegeln zu überwinden hat und daher mit Naturnothwendigkeit hier und da überschäumt, sich bald dies, bald jenes Bett gräbt und bisweilen auch unter Geröll verschwindet. Allein die vielversprechenden Anfänge lassen hoffen, daß der neue Strom, in die Ebenen ruhiger und allgemeiner Forschung geleitet, in gesicherten Ufern daherfließen und den Lauf zum erstrebten Ziele vollenden wird.

A. Wierusz owski.

Gottfried Keller's Leben.

II.

Aus diesem fatalen Cirkel rettete ihn die Ernennung zum Staatsschreiber in Zürich, die einige seiner Freunde mit kühnem Vertrauen in die Tüchtigkeit seiner Natur 1860 durchgesetzt hatten. Niemals ist ein Vertrauen glänzender gerechtfertigt worden als in diesem Falle. Gottfried Keller*) erwies sich schon nach kurzer Zeit als ein tüchtiger Arbeiter, und als er nach funfzehnjähriger

*) Gottfried Keller's Leben. Seine Briefe und Tagebücher. Von Jakob Baechtold. Zweiter und dritter Band. Berlin, Wilhelm Hertz. 1894—97. Gr. 8. Zweiter Band 8 M., dritter Band 9 M. (Ueber Band I vgl. Nr. 1 d. Bl. f. 1894.)

Thätigkeit sein Amt niederlegte, stand allgemein die Ueberzeugung fest, daß Zürich nie einen bessern Staatsschreiber hatte. Es wurde aber auch niemals einem Dichter mit einer Anstellung im richtigen Moment ein so wesentlicher Dienst geleistet wie in diesem Falle. Auch das Verdienst Karl August's um Goethe hält damit den Vergleich nicht aus, denn Goethe wäre auch ohne Weimar nicht materiell gescheitert. Für Gottfried Keller aber war sein Amt eine Rettung, wie sie würdiger und zugleich fruchtbarer kaum gedacht werden konnte. Er hat sich immer aus dem unsichern Leben von der Feder hinausgesehnt; die Bohemiens der Literatur und Kunst haßte er geradezu. Das literarische Treiben Gutzkow's mit all den persönlichen Intriguen, mit dem Schacher von Notizen und Kritiken war ihm in tiefster Seele zuwider. Keller hatte mit Hebbel den Zug gemeinsam, von den Dichtern persönlich nicht viel zu halten. Darum stand sein Sinn auf eine bürgerliche Stellung, und das Staatsschreiberamt war ihm mehr als ein Lehramt angepaßt, weil es ihn, der als ganze Künstlernatur aufs Schaffen, Thun und praktische Zugreifen angelegt war, in das politische Getriebe mit hineinzog, woran er doch schon seit der Jünglingszeit Antheil nahm; eine Professur hingegen hätte ihn zum Stubenhocken und Bücherlesen verurtheilt, was ihn nicht befriedigt hätte. So erlebte Keller in den Jahren seiner Amtsthätigkeit seine schönsten Zeiten. Es gereichte dem grünen Heinrich von ehemals zur besondern Genugthuung, der vielgeprüften Mutter in der amtlichen Staatsschreiberwohnung ein vornehmes Heim in ihren letzten Lebensjahren zu gewähren, und mit wahrem Vergnügen zahlte er mit Zins und Zinseszinsen die Schulden ab, die er in seinen trüben Zeiten bei Verlegern und Freunden gemacht hatte. So errang sich Keller auch die vollkommene bürgerliche Gleichstellung mit seinen praktischen Landsleuten wieder, und nun gewann sein ganzes Wesen jene männlich frische Heiterkeit, Lebenslust und Kraft, die uns aus seinen „Sieben Legenden", seinen „Seldwyler Geschichten", aus seiner ganzen Dichtung bezaubernd anspricht. . . .

Aber Briefe hat Gottfried Keller in diesen Jahren natürlich sehr selten geschrieben, da er nach der Aeußerung eines seiner Freunde, Adolf Frey, über zweihundert Bände im Format seiner Gesammtausgabe mit amtlichen Concepten zu füllen hatte. Ueber seine Thätigkeit als Staatsschreiber wird uns erst die Zukunft unterrichten können, wenn Jakob Baechtold die angekündigte Biographie Keller's vollendet haben wird. Und auch sehr wenig gedichtet hat er in diesen Jahren, wo er sich kopfüber gleichsam in die Amtsgeschäfte gestürzt hatte, und vielleicht auch wol die Enttäuschung, die ihm die kühle Aufnahme seiner Schriften beim Publikum bereitet, vergessen wollte. Aber allgemach stellte sich der Erfolg doch ein. Sein funfzigster Geburtstag wurde (am 16. Juli 1869) in Zürich gefeiert, und der Dichter Keller, nicht etwa der Staatsschreiber, wurde gepriesen, und das that dem alten Poetenherzen denn doch wohl. Gar rührend sind die Stoßseufzer Keller's aus der zweiten Hälfte seiner Staatsschreiberzeit zu lesen, in denen seine Sehnsucht nach dichterischer Production zum Ausdruck kam. Schon im Sommer 1868 begegnet man einer amtsmüden Aeußerung Keller's in einem Briefe an Ludmilla Assing: „So beschämen die fleißigen Frauen uns lässigen Männer; überall regt es sich: Madame Wesendonck hier (Richard Wagner's Freundin) fährt nun auch auf die offene See der Literatur hinaus. . . . In Zürich lebt jetzt Gottfried Kinkel und macht sich vielfach anregend und vortragend geltend, hat auch einen neuen Band Gedichte erscheinen lassen. So muß ich mich endlich auch wieder rühren, insonderheit da ich mit nächstem Jahre wahrscheinlich meinem öffentlichen Amte werde Valet sagen und mich meinem Poetenthum hingeben müssen." Aber er blieb noch acht Jahre im Amt, trotz der „trockenen Revolution" im Canton Zürich, die damals erfolgt war. Seine Amtsmüdigkeit nahm freilich immer mehr zu. Ein Jahr später, 12. Mai 1869, schrieb er an Salomon Hegi: „Ich führe allerdings ein etwas vegetatives Leben, das aus Essen und Schlafen besteht, mit Einschaltung von acht- bis zehnstündiger Amtsarbeit täglich. Daß dabei die Lust zum Briefschreiben klein wird, besonders, wenn man sich noch ein Stündchen für die Privatlektüre oder Kramen in den alten Papieren retten will, dürfte begreiflich sein." Diese Sehnsucht nach der Poesie führte ihn schließlich zur Schöpfung der „Sieben Legenden", mit denen er nach funfzehnjährigem Schweigen 1872 wieder auf den Markt trat. Sie sind das einzige Buch, das Keller in einem Zuge, ohne Quälerei seiner selbst und eines Verlegers, niederschrieb und veröffentlichte. Mit größter Aengstlichkeit schickte er sie aus. Werden sie gelesen werden? Sind sie denn nicht ganz unzeitgemäß? Werden sie nicht zu viel Aergerniß erregen? Aber ihr Erfolg war zündend, von allen Seiten hallte der Beifall wider. Hier in Wien war es Ferdinand Kürnberger, der sie enthusiastisch begrüßte (Keller wies selbst einmal mit Vergnügen auf den Artikel in den „Literarischen Herzenssachen" hin, und Baechtold citirt ihn theilweise im Buche). Damals erlebte Keller zum ersten mal eine rasche zweite Auflage eines seiner Werke, und nun hatte er auch wieder sein Selbstvertrauen gewonnen, und der Abschied vom Amte war nur mehr eine Frage der Zeit. Am 8. Juli 1876 nahm er zum letzten mal an einer Rathssitzung theil. Inzwischen hatte er auch den zweiten Band seiner „Seldwyler Geschichten" geschrieben, der 1874 mit dem neugedruckten ersten ausgegeben wurde. Damit feierte er seine „literarische Auferstehung", um mit Baechtold zu reden.

Die folgenden funfzehn Jahre, die Keller noch zu leben beschieden waren, hätten sich zu einem sonnigen Dasein voller Glück und Behagen gestalten können, wenn er nicht eben er selbst gewesen wäre: der hypochondrisch angelegte Pankraz der Schmoller. Die ersten Jahre des

Ruheſtandes ließen ſich auch freudig genug an, und die Briefe aus dieſer Zeit ſpiegeln mit ihrem Humor und Witz dieſe ſchöne Stimmung wider. Es ging nun mit dem literariſchen Erfolge immer aufwärts. Die Anerkennung ſeiner Schriften drang in weitere Kreiſe, neue Auflagen wurden nöthig; um die neue Ausgabe des vergriffenen „Grünen Heinrich" bewarben ſich nicht weniger als ſechs Verleger, und es iſt ungemein ſchön, Gottfried Keller in ſeinen Ruhm hineinwachſen zu ſehen. So ſehr ihn die lobenden Kritiken erfreuten, ſo ängſtlich wehrte er alle Uebertreibungen ab. So ſchrieb er am 3. Juli 1883 an Rodenberg: „Sie ſind ſehr freundlich, wenn Sie mir wiederholt das gaſtliche Schutzdach Ihrer «Rundſchau-Warte» anbieten und zuſichern. Aber ich bitte inſtändigſt, laſſen Sie nicht ſolche Wendungen paſſiren, wie ſie wieder in dem Aufſätzchen von A. F. über Herrn Brahm's Buch, das Sie mir gütigſt beilegten, enthalten ſind: großer Dichter, Grundlage der Keller-Literatur! F. hat an einem andern Orte drucken laſſen, ich ſei der größte Novelliſt aller Zeiten und Völker u. dgl. Das alles ſieht genau ſo aus, als ob man abſichtlich darauf ausginge, mich armen Wurm lächerlich zu machen und den Widerwillen anderer Leute zu erregen, abgeſehen von dem unkritiſchen und daher ſchädlichen Ausſehen, das ſolche Beſprechungen dadurch gewinnen." Und an ſolchen gewiß ſehr charakteriſtiſchen Aeußerungen ſind die Briefe ſeiner letzten Periode ungemein reich. Keller ging in ſeiner Beſcheidenheit noch weiter. Als ihm einmal Kuh in aller Offenheit ſchrieb, daß ihm ſeine Gedichte „in ihrer Geſammtheit nicht gefallen", antwortete Keller: „Daß Sie meine Gedichte nicht lieben, iſt ganz in der Ordnung; ich thue es auch nicht. Dennoch muß ich dieſe Jugendkinder noch ſpät zu ſtriegeln und harmoniſcher anzukleiden ſuchen, da ſie einmal da ſind."

In ihrem Zuſammenhang bieten nun die Briefe Keller's aus ſeiner letzten Zeit ein Selbſtporträt, wie es intimer und farbiger nicht gemacht werden kann. Denn die epiſche Natur Keller's zeigt ſich auch in ihnen; er erzählt viel und beſchreibt ſeine Umgebung. Wir ſehen ihn mit der unliebenswürdigen Schweſter Regula in ſeiner luftigen Wohnung hoch oben auf dem Bürgli nicht eben ſehr gemüthlich zuſammen hauſen. Sie iſt knickeriſch, beſtreitet den ganzen Haushalt des ehrwürdigen Altſtaatsſchreibers mit kaum tauſend Francs jährlich, ſpart an allen Ecken und Enden, und ſchadet ihm doch nur damit. Im Winter heizt ſie trotz des reichen Holzvorraths zu wenig ein, ſodaß ihm im kalten Zimmer die Finger ſteif werden und die Luſt am Schreiben vergeht. Die humoriſtiſche Schadenfreude, mit der Keller davon berichtet, iſt koſtbar. Hat er einmal Gäſte, die ihm gefallen, ſo geht er mit ihnen ins Wirthshaus und trinkt dort mit ihnen; ärgert ſich aber, wenn ihn die Leute nur im Wirthshaus finden zu können glaubten. Seine Stube füllt ſich mit der Zeit mit kleinen Geſchenken ſeiner Freunde und Verehrer, und als ihm einmal von Marie Exner (verehelichte Profeſſor von Friſch) Tanagrafiguren aus Wien angekündigt werden, dankt er dafür, ſie möge ſie nicht ſchicken, „da dergleichen bei mir nicht fortkommt. Die «abſtäubenden» Weibsperſonen demoliren dergleichen unerbittlich, und brechen alles, was vom Leibe abſteht, ſodaß die armen feinen Aermchen, Händchen und Füßchen überall in Schächtelchen und Schälchen herumliegen, weil ſie mich wegzuwerfen dauern, während die verſtümmelten Figuren ſich nicht einmal mehr kratzen können, wenn ſie's beißt". . . . Aber über all die häusliche Unbequemlichkeit hob ihn ſchließlich doch immer wieder der Humor und die Literatur hinweg. Wie er ſich gegen die übertriebenen Lobpreiſungen der Kritiker wehrt, ſo ſteht er mit den dichteriſchen Collegen auf beſtem Fuße. Mit Paul Heyſe war er ſchon ſeit den funfziger Jahren innig befreundet, neidlos ſah er ihn populär werden, bis ins hohe Alter bewahrte er die Bewunderung ſeiner anmuthigen Form und leichten Productivität. Mit Theodor Storm wechſelte er, nach Baechtold's Mittheilungen, gründliche Auseinanderſetzungen über beiderſeits neu entſtandene Novellen. Mit dem dritten Meiſter der Novelle, ſeinem Landsmann und Nachbar C. F. Meyer, blieb der Verkehr allerdings förmlich und auf Diſtanz, aber man erwies ſich doch gegenſeitig großen Reſpect. Ebenſo überſchüttet Keller Rodenberg, den unermüdlichen Mahner und Aufmunterer, auch Joſeph Victor Widmann mit liebenswürdigen kritiſchen Aeußerungen über ihre neuen Bücher. . . . Aber derſelbe Rodenberg wurde auch der Anlaß jener Leiden, die Keller in den letzten Jahren ſo oft verſtimmten, daß die alte Pankraznatur wieder zum Vorſchein kam, denn Rodenberg drängte ihn zum Dichten, und da traten die alten Leiden wieder auf. Wenn aber Rodenberg nicht gedrängt hätte, dann wären vermuthlich die ſchönſten Bücher Keller's: „Das Sinngedicht", die „Züricher Novellen" und auch nicht der Roman „Martin Salander" geſchrieben worden. Wie ernſt und ſchwer Keller das Dichten nahm, erhellt aus einem Briefe an Widmann, worin es heißt: „Täglich ſehe ich von neuem, wie unſere Großen, die Goethe und Schiller, immer mit heiligſtem Ernſt zu Werke gingen, und in ihren Hauptſachen jede Spaßhaftigkeit ſogar aus dem Gedanken verbannten." Der größte Kummer in ſeiner letzten Lebenszeit war, daß ihm der Schluß des „Martin Salander" nicht ſo gerathen war, wie er beabſichtigte, er trug einen andern im Kopfe, einen zweiten Theil des Romans, doch kam es nicht zur Niederſchrift. Im ganzen aber tröſtete er ſich mit den Worten: „Tröſtlich iſt wenigſtens bei all dieſen Verſpätungen, daß ich bis an mein Ende zu thun, und mich zu wehren habe, und meine kleine Herrlichkeit nicht um Decennien zu überleben brauche" — und, fügte er in ſeiner humoriſtiſchen Weiſe hinzu: „et après nous le déluge". Die Huldigungen der ganzen Nation konnten ihn nicht unbeſcheiden machen und ſelbſt ausſprechen laſſen, daß er Unvergängliches geſchrieben. Doch konnte er noch die Geſammtausgabe ſeiner Werke ſelbſt redigiren, und gewiß freute

ihn an seinem siebzigsten Geburtstage, der ihm der Huldigungen und Ehren die Fülle brachte, nichts mehr als die Mittheilung seines Verlegers, daß von dieser zehnbändigen Ausgabe eine neue Auflage nöthig wurde.

Gottfried Keller's Briefe sind eine kostbare Bereicherung unserer Literatur, nicht blos weil sie uns in die Seele des Dichters tiefern Einblick gewähren, und seinen zwar knorrigen, aber immer doch geraden, ehrlichen, mannhaften Charakter unverhüllt erkennen lassen, sondern weil sie auch so viel Lehrreiches enthalten und ganz gewiß für die literarische Geschichte seiner Zeit richtunggebend wirken müssen. Und wir können nicht besser schließen als mit der Mittheilung jenes Bekenntnisses, das er in einem ausführlichen Briefe an seinen Jugendfreund Wilhelm Baumgartner, aus Berlin, 27. März 1851, aussprach und worin er seine Anhängerschaft an Feuerbach's Lehre vertheidigte. Es muß noch heute als das Bekenntniß der Kunst gelten. Es lautet:

„Für die Kunst und Poesie ist von nun an kein Heil mehr ohne vollkommene geistige Freiheit und ganzes glühendes Erfassen der Natur ohne alle Neben- und Hintergedanken; und ich bin fest überzeugt, daß kein Künstler mehr eine Zukunft hat, der nicht ganz und ausschließlich sterblicher Mensch sein will. Daher ist mir auch meine neuere Entwickelung und Feuerbach für meine dramatischen Pläne und Hoffnungen weit wichtiger geworden als für alle übrigen Beziehungen, weil ich deutlich fühle, daß ich die Menschennatur nun tiefer zu durchdringen und zu erfassen befähigt bin."

Moritz Necker.

Dichtungen und Nachdichtungen.

1. Auswahl von Gedichten nach dem ungarischen Texte des Dichters Reviczky Gyula, in metrischer deutscher Uebertragung und mit einer Einleitung versehen von Dr. S. Naschér, Professor. Aus dem Anlasse der Feier der tausendjährigen Stiftung des ungarischen Staates veröffentlicht. Budapest, R. Lampel; Leipzig, B. Witt. 1896. 12. 2 M.
2. Ungarischer Dichterwald. Poesien, ausgewählt und im Versmaß der Originale übersetzt von Irene H. Cserhalmi. Mit vielen Porträts und Facsimiles und einem Vorwort von Georg Ebers. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1897. 12. Geb. 7 M.
3. Balladen. Von Wilhelm Brandes. Zweite, vermehrte Auflage. Wolfenbüttel, Julius Zwißler. 1896. 12. 1 M. 50 Pf.
4. Bergkrystalle. Gedichte. Von Wilhelm Arminius. Berlin, Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt. 1897. 12. 2 M.

Reviczky Gyula (1853—89) ist, wie Dr. S. Naschér in dem Buche mit dem langen Titel erzählt, ein bedeutender ungarischer Lyriker gewesen, hat ein schweres Leben in ewigen Kämpfen um die Existenz und in Krankheit verlebt, ist mit sechsunddreißig Jahren an der Schwindsucht gestorben und war Schopenhauerianer. Irene von Cserhalmi gibt im „Ungarischen Dichterwald" (Nr. 2) das Geburtsjahr mit 1855 an.

Eine Auswahl der Gedichte Reviczky Gyula's hat Professor S. Naschér, der, wenn ich nicht irre, als Rabbiner in Baja wirkt und glühender ungarischer Patriot ist, jetzt in metrischer Uebertragung herausgegeben (Nr. 1). Nach der Einleitung hätte sich der Dichter an Shakespeare, Mirza Schaffy u. s. w. gebildet. Naschér hat sich nicht vom Buchstaben, sondern vom Geiste der Dichtung leiten lassen — was sehr schön ist —, wurde aber durch „die Verschiedenartigkeit des Standpunktes in religiöser und staatlicher Hinsicht zu manchen Abweichungen vom Texte der Originaldichtung" bestimmt — dieses finde ich etwas radical. Er selbst nimmt den Standpunkt des Schönen, Guten und Wahren ein. Liebesgedichte nahm er nur auf, wenn sie die Liebe verherrlichten, „welche nicht sündig-sinnlich, sondern sinnig-innig und zur Stiftung der ehelichen Gemeinschaft geeignet ist". Also die Poesie als Heirathsvermittlerin, präciser ausgedrückt: Schadchenlyrik.

Ehe ich Proben der Uebertragung gebe, schicke ich voraus, daß Naschér vor allem den „Wohllaut der in schönsten Rhythmen hinfließenden Sprache" Reviczky's rühmt. Die ersten Strophen des Buches „Ans Vaterland" lauten:

Treu dein Vaterland zu lieben
Sei nie zu früh, nie zu spät.
Wie die Mutter es zu lieben
Himmels Ruf an dich ergeht.

Jeder Stein im theuren Land
Muß stets lieb dir, theuer sein.
Wo einst deine Wiege stand,
Dort wird Grab auch für dich sein.

Man beachte: die ganz Goethe'sche Art, den Artikel fortzulassen. Und ganz bedeutende Klangwirkung erhält das Gedicht, wenn man es im Mikosch-Deutsch vorliest. Besonders die letztcitirte Zeile gewinnt dadurch ungeheuer.

Aber lassen wir erst den Schopenhauerianer sprechen. „Täuschung hatt' ich oft erlitten, Dornenvoll war meine Bahn, Falschheit will ich mir verbitten, Trug hat's stets mir angethan." Bei solchen Lebenserfahrungen versteht man es, daß einer zu Schopenhauer kommt. Das eigene Leid macht ihn mitleidig, und so singt er die „Gefundene Rose" an:

Meiner Liebe süße Blume,
Vom Staub ich erhebe dich.
Ehre ist's mir, auch zum Ruhme,
Grausam sie zertreten dich.

Ganz verstehe ich die Strophe noch nicht, aber es scheint ein tiefer Sinn dahinter zu stecken. Nun verschließt sich aber der Dichter auch der Lust des Lebens nicht.

Himmel, du bist reich, voll Güte,
Bitt' dich, mir das Leben hüte!

fleht er; „Leben viele Freude beut, Reinster Liebe Hochgenuß", sagt er an anderer Stelle, doch er selbst steckt stets in Qualen. Woher sie stammen, verräth er vielleicht allzu unvorsichtig:

Wird mein Leben wer beschreiben,
Wird mein qualvoll Leid vergehen.

Viel schöner noch sind die weniger abstracten Gedichte, die Naturlieder. Gleich das erste: eine zarte Sehnsuchtsstimmung nach dem Frühling:

Ach der Frühling ist zu ferne,
Ich hab' doch den Lenz so gerne.
Es wär' angenehm und gut,
Badet' ich in Strahlenflut.
Bei der Lüfte sanftem Wehen
Würde es mir wohl ergehen.

Gegen diese sittenreinen Verse läßt sich nichts einwenden. Und wie herrlich ist das Mailied, aus dem ich nur einiges hierhersetzen kann:

Kranker hebt sich von der Stätte,
Der gekranket auf dem Bette.
Weg mit Klagen und mit Zagen
Sonne strahlt nur aus Behagen u. s. w.

Sein ganzes Leben und Weben mit der Natur spricht er aus in der Strophe:

Denn matt, dürftig sind die Strahlen,
Denk' ich an die Winterszeit,
Sind lau aber Sonnenstrahlen
Stimmt's mich nur zur Freudigkeit.

Und wie prächtig kommt das Schöne, Gute und Wahre, also Dr. S. Naschér's Standpunkt in dem Idyll „Das leere Schwalbennest" zum Ausdruck:

Leer schon war das Schwalbennest
Und die Kleinen flogen fort.
Was noch blieb im Heim als Rest
Nahm ein böser Sperling fort.
Ruhig war der traute Platz,
Sorglos er verlassen war.
Und Familie, dieser Schatz
Flog davon in großer Schar. . . .

Hier wird man nicht fehlgehen, wenn man annimmt, die Schwalbe vertrete das Princip des Guten, Wahren und Schönen, und der böse Sperling den Gegensatz dazu.

Dann folgen eben die Liebeslieder, die zur ehelichen Gemeinschaft führen sollen:

Schön war Mädchen am Gesichte,
Freundschaft stellte rasch sich ein,
Manche Frage ich wol richte,
Mutter mocht' dabei nicht sein.

Ei, ei, das letztere finde ich eigentlich schon zu verfänglich. Nach sittlichen Grundsätzen muß die Mutter vor der Hochzeit immer dabei sein. Aber allerdings scheint der Dichter die guten Sitten nicht verletzt zu haben, da er einige Seiten weiter singt: „Meinen Hut zieh' ich vor Tugend." Doch in derselben Gegend bewegt sich folgende leichtsinnige Philosophie:

Da du andren hast geliebt,
Liebte auch ich eine andre,
Haben beide uns geübt,
Daß die Liebe wechsle, wandre.

Damit muß ich leider die Proben schließen, die nicht dem Buchstaben, sondern dem Geiste nach übersetzt sind. Fragen möchte ich vorher nur noch, wie man, wenn man ein ungarischer Patriot ist, einen ungarischen Poeten so schimpfiren kann, daß er für den Briefkasten des „Kladderadatsch" reif wird. Denn die ganze Schuld liegt natürlich einzig und allein am Uebersetzer, der vielleicht mit seinem „Bettler" auf Seite 64 beim Abschiede die schönen Zeilen singt:

Gehorchend zieht nun weiter,
Der alte Harfenist,
Doch wird er nimmer heiter,
Weil er beleidigt ist.

Irene H. Cserhalmi betont den Standpunkt des Guten, Schönen und Wahren in ihrer Anthologie (Nr. 2) weniger, dichtet dafür aber unvergleichlich besser nach. Natürlich kann von einer Frische, wie sie die Originale haben mögen, keine Spur sein. In dieser Beziehung bin ich skeptisch. Mit Ausnahme der drei großen B. — Burns, Byron, Béranger — ist mir noch kein Lyriker eines fremden Volkes durch Uebersetzungen wirklich näher gebracht worden. Denn in der Lyrik liegt alles am Wort, an ein bestimmtes Wort ist die ganze Empfindung oft gebunden. Das läßt sich nicht immer wiedergeben. Man kennt ja das gute und geistreiche Wort: Uebersetzungen gehe es wie den Frauen. Sind sie schön, so sind sie nicht treu; sind sie treu, so sind sie nicht schön. Ob Fräulein Irene Cserhalmi treu übersetzt hat, weiß ich natürlich nicht, Georg Ebers sagt nach eingeholten Erkundigungen im Vorwort: Ja.

Nach dem, was ich aus dem stattlichen und prächtig ausgestatteten Bande gelesen habe — denn hier bleibt nichts übrig als Stichproben zu machen —, lassen sich die Uebersetzungen leicht und flüssig lesen, das deutsche Sprachgefühl wird nirgends auf grobe Weise verletzt, der gedankliche Gehalt der Gedichte kommt klar zum Ausdruck — kurz, als Uebersetzungen kann man diesen Dichtungen seine Anerkennung nicht versagen. Ein günstiges Zeichen scheint es mir auch zu sein, daß die anerkannt bedeutendsten Dichter, Petöfi, Jókai u. s. w., sich selbst nach den Uebersetzungen als die bedeutendsten erkennen lassen. Und doch — ein Buch für lyrische Feinschmecker ist das nicht. Was als Uebersetzung gut und rühmenswerth ist, wäre als deutsche Originaldichtung mittelmäßig. Darüber wollen wir uns doch nicht täuschen. Der ganze übersetzte Petöfi ist uns doch nicht so viel werth als zwei, drei Lieder von Uhland oder Eichendorff. Und ebenso wiegt der ganze ins Ungarische übersetzte Uhland den Ungarn mit Recht nicht zwei, drei Lieder Petöfi's auf. Die einer ganzen

Nation eigenthümlichsten Empfindungen kommen in der Lyrik ja am reinsten zum Ausdruck. Deshalb versagt sie in ihren Wirkungen auf fremde Nationen fast stets, deshalb dringt sie aber in das Leben der eigenen Nation so tief, wie keine zweite Dichtungsgattung. Deshalb hat auch dieser „Ungarische Dichterwald" mehr ein literarhistorisches, ein Bildungsinteresse für uns, als daß er etwa unsere ästhetischen Bedürfnisse befriedigen sollte. Und weil das Interesse eben vor allem nach dieser Richtung liegt, war es angemessen, die einzelnen Dichter mit kleinen Biographien zu bedenken, und wäre es noch richtiger gewesen, in einem einleitenden Essay die Entwickelung ungarischer Lyrik klar zu legen. Allerdings, Fräulein Irene Eserhalmi dürfte das nicht thun. Sie zeigt sich schon in den kurzen Biographien der Dichter als ganz unkritisch veranlagt. An den übermäßigen Lobfanfaren, die sie da alle Augenblicke bläst, und die schon Georg Ebers leise rügt, hat das Weib und weiter die Ungarin theil. Es ist, als beherrsche Ungarn die Weltliteratur. Aber eins könnten wir doch hieraus wieder lernen: Nationalgefühl. Besser, wie hier, ein überspanntes als wie leider Gottes bei uns so oft: gar keins.

Die „Balladen" von Wilhelm Brandes (Nr. 3) waren mir ganz neu, obwol die zweite Auflage davon vorliegt und obwol sich ein Dichter darin offenbart. Das Büchlein, bescheiden ausgestattet, bescheiden im Auftreten, ist unserm alten herrlichen, noch immer von der Nation nicht ganz erkannten Wilhelm Raabe gewidmet, den ein Gedicht, das erste, preist. Das Herz war wol zu voll — dies Widmungsgedicht ist fast das schwächste des Buches. Es redet zu viel. Und gerade dieser Fehler schwindet nachher ganz.

Man erstaunt und möchte sich die Augen reiben, wenn man heute einen Balladendichter trifft. Nur zwei Lebende können eigentlich Balladen schaffen: Fontane und der verlästerte Felix Dahn. Das ganze junge Geschlecht ignorirt dieses große Gebiet vollständig. Und das scheint mir nicht poetische Schwäche, sondern im Gegentheil poetische Stärke zu sein. Balladen schafft man in reifern Jahren. Junge Leute haben viel zu viel mit sich selbst zu thun, mit ihren Herzensaffairen, mit der Gegenwart, um die Geschichte auf sich wirken zu lassen. Erst wenn nicht jeder neue Tag mehr neue sich dichterisch gestaltende Erlebnisse und Empfindungen bringt, wenn mehr die Ruhe und Reife und ein gewisses Philisterium da ist, erst dann sucht man die Anregung in der Geschichte, die man im Leben allmählich weniger häufig findet. Ein Talent, das mit der Mythologie und Balladen beginnt, anstatt lyrische Schmerzensschreie an eine Töchterschülerin loszulassen, ist bedenklich.

Wilhelm Brandes hat die Töchterschülerin gewiß auch mal angesungen, denn es steckt viel ursprüngliche Kraft in seinem Buche. Seine Balladen sind mehr Fontanisch als Dahnisch. Er beweist zunächst darin einen guten Blick für den Stoff. Prächtige Dinge hat er da gefunden; das Herz kann einem vor manchem Histörlein aufgehen. Weiter ist ihm eine sehr sichere Beherrschung der Form nachzurühmen, viel kernige dichterische Anschauung, Sinn für schnelles Vorwärtsgehen, eine lebhafte Diction. Auch Knappheit, die manch anderm Gedichte in noch größerm Maße zu wünschen wäre, ist in einigen vorhanden. So z. B. prächtig in „Christian's Ende":

Fenster verhangen, der Kerze Licht
spärlich ins Dunkel gegossen,
auf den Linnen ein fahl Gesicht,
schwer die Lider geschlossen.

Das ist in vier Zeilen ein plastisches Bild. Und ebenso weiter:

Dem das letzte Lorberblatt
längst vom Scheitel gerissen,
Christian von Halberstadt
liegt auf dem Sterbekissen.

Ueberhaupt scheint mir der Abschnitt „Welfenblut" der beste des ganzen Buches zu sein — eines Buches, das mit dem Gedicht „Kalypso" beginnt und mit einem Gedicht, in dem von der Eröffnung des Nord-Ostseekanals gesprochen wird, schließt. Was ich an diesem Buche auszusetzen habe, ist bald gesagt. Ich kann dazu anknüpfen gleich an das genannte erste Gedicht. Das ist gewiß aller Ehren werth: gleichmäßig schön ausgeführt, formenrein — und doch greift es nicht tief. Es hat eine gewisse abgeblaßte classische Schönheit, es fehlt ein starkes persönliches Element darin. Es ist sogar strophenweise conventionell, obwol Brandes das sehr fein verschleiert, eben durch die leichtflüssige Eleganz seiner Form. Als Kalypso sich zu ihrer Grotte wendet, da „zog es wie ein flüsternd Grüßen mit Neigen durch den Pappelbaum", der muntere Quell plaudert zu ihren Füßen am Felsen, der Myrtenstrauch hält vertraute Zwiegespräche und Blütenhauch umschmeichelt sie — das ist conventionell. Ein einzig Wort frappirt nur in der Strophe und prägt sich ein: „hielt häkelnd sich der Myrtenstrauch. . . ." Dieses Häkeln ist originell. Allerdings — ein Lieblingsausdruck der Droste. Doch kann es ebenso gut Brandes' Eigenthum sein. Was hier deutlich wird, liegt noch viel versteckter über manch anderer Ballade. So erging es mir, daß ich oft lebhaft entzückt war und doch ein ganz reiner Jubel nicht aufkommen wollte. Es läßt sich schwer ausdrücken, dieses Gefühl, das man solch einem Gedicht gegenüber hat. Es ist da gerade die letzte, schmalste, aber tiefste Kluft zwischen Alten und Jungen. Was man sagen könnte: noch etwas mehr persönlicher Ton, eine kleine Nuance mehr eigenthümlicher Färbung — das ist fast schon zu viel. Etwas Derartiges, im Empfinden Begründetes darf man kaum mit den wuchtigen Zangen der Worte anfassen.

Aber nicht so will ich von diesem Buche scheiden. Denn man trifft solch ein reines Talent nicht jeden Tag, und solches Genre erst recht nicht. Wer den „Christian von Halberstadt", wer den „Gutsherrn von Verhelde" und

einiges andere mehr geschrieben, ist wirklich ein Dichter. Ich wünschte, daß die Herren, die Lesebücher u. s. w. zusammenstellen, ihren alten Balladenvorrath, der seit funfzig Jahren scheinbar unverändert ist, hiervon etwas auffrischen möchten.

Und nun zu dem letzten Buch, den Gedichten von W. Arminius (Nr. 4). Ich will gleich vorausschicken, daß ich meine ehrliche Freude daran gehabt habe. Da ist feines Naturgefühl, da ist — einige kleine Geschmacklosigkeiten abgerechnet — poetische Besonnenheit, da ist drittens Leichtflüssigkeit und Liedhaftigkeit der Form, ein innerlich-kräftiges nationales Gefühl und schließlich genug Selbstkritik, um ein Hineinsteuern ins Triviale oder ins Forcirt-Eigenartige, besser Unartige, zu verhüten.

Diese „Bergkrystalle" kommen meiner Ansicht nach bei einer rein ästhetischen Kritik zu kurz. Man wird ihnen da mit leichter Mühe Anklänge an andere Poeten, man wird ihnen auch einige Geschmacklosigkeiten, wenn auch nur ein einziges mal eine Trivialität nachweisen können. Aber darauf kommt es vor diesem Buche gar nicht an. Denn vor diesem Buche hat mich der Autor oder besser: die Begabung eigentlich mehr interessirt als die Gedichte. Ich weiß nach diesem Buche, daß die Begabung eine große Expansionsfähigkeit hat. Es gibt Dichtwerke, die auf demselben Niveau stehen wie die Begabung des Autors, und andere, wo dieses Verhältniß wie 1 zu 100 ist. Das Buch von Arminius, dessen poetische Vorzüge ich noch betrachten werde, gehört zu denen, die mehr reizen als erfüllen. Es ist deshalb ein interessantes Buch. Ein Buch, das ich mit einer gewissen Unrast nach einem wunderschönen Liede durchsucht habe. Ich habe wunderschöne Zeilen gefunden, aber noch nicht das Lied. Doch es liegt, wie gesagt, in der Erreichungsmöglichkeit.

Ich will einige Stellen hier citiren. Es dürfen ja leider nur wenige Zeilen sein. Arminius schildert den Mittagszauber. Wie die Fliegen regungslos gleich Silberpunkten in der Luft stehen, wie fern im Parke manchmal ein Pfau schreit:

> Im Busch ruckt schlummersacht der Tauber
> — Es muß im tiefen Traume sein —
> Und leise kommt der Mittagszauber
> Mit goldnem Netz und spinnt mich ein . . .

Könnte diese Strophe nicht Theodor Storm geschrieben haben? Und gleich darauf, nur ein paar Blätter weiter, jenes kleine Gedicht, das keine Ueberschrift, nur ein dunkles Kreuz trägt:

> Das Tageslicht schon dämmermatt,
> Und ganz von selber ging die Thür —
> Ein kleines, weißes Blumenblatt,
> Was will es auf dem Schos bei mir?
>
> Wie kam es, daß ich todesbang
> Ihm zurief: „Lieb, mein Lieb, bist du's?"
> Und daß es von den Wänden klang
> Wie Scheidewort, wie Geistergruß —?

Das sind doch jedenfalls höchst beachtenswerthe Töne. Sehr schön ist auch „In tiefer Nacht" (S. 44), und — was deshalb anzumerken ist, weil es wieder einen ganz neuen Ton in die Sammlung bringt — „Ein Rächer" (S. 87). Es behandelt den Tod des Prinzen Felix von Salm, der den unglücklichen Kaiser von Mexiko an Bazaine rächen will, bei St.-Privat.

Und noch etwas möchte ich anmerken: den Frohsinn des Dichters, trotz der vielen trüben Töne und Stimmungen. Er bricht durch, er macht sich manchmal kräftig Luft. Und wenn dieser Frohsinn, diese kräftige Lebensbejahung für sich allein auch noch kein ästhetischer Vorzug ist, so hat er doch diesen häufig im Gefolge, denn er verbürgt ein gesundes Fühlen, die heitere Schaffensruhe, das Beherrschen des eigenen Talents. Natürlich, und das brauche ich wol nicht erst hinzuzusetzen, muß man eben schon an und für sich das Talent haben.

Wenn ich um der Gerechtigkeit willen dem wol noch jungen Dichter auch einiges mit rother Tinte in seinem poetischen Heftchen anstreichen soll, so ziehe ich zunächst einen recht dicken Strich durch das Gedicht „Hornisgrinde" (S. 74), denn das ist die besagte Trivialität. Zweitens gestatte ich mir gleich auf der ersten Seite neben den Vers „Nicht Wanderblumen gilt's zu brocken" ein großes Fragezeichen zu machen: was heißt das „brocken"? Und zu dritt soll ein Ausrufungszeichen auf Seite 11 hingemalt werden, denn Reime wie die „verführerischen" und „dazwischen" sind beleidigend. Damit wollen wir es genug sein lassen. Die Kleinigkeiten, mit Schlangenlinien angedeutet, sind nur für den Privatgebrauch da.

Ich wünsche dem Dichter, daß er mich in seiner Entwickelung nicht Lügen straft, daß er zu immer größerer Reinheit des Bildens kommt. Dann wird auch der Erfolg nicht ausbleiben. Jede strenge Selbstkritik macht sich belohnt. Eben will ich mit diesem Wunsche meine Besprechung schließen, als mir auffällt, daß das ganze Buch nur achtundachtzig Seiten stark ist. Hätte ich das nicht auch noch unter die Vorzüge stellen können?

Karl Busse.

Von der wirklichen und der idealen Bühne.

1. Adolf Sonnenthal. Eine Künstlerlaufbahn. Von Ludwig Eisenberg. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1896. 8. 5 M.

Sollte jemand noch nicht wissen, was Schauspielereitelkeit ist, so blättere er in diesem Buche. Da erzählt der Verfasser — in den meisten Fällen nach der Mittheilung des Helden selbst, da sonst niemand von den Vorfällen

Kunde haben könnte — das Leben des großen Mimen. Zuerst wird ein düsteres Bild gemalt von der einstigen tiefen gesellschaftlichen Stellung der Schauspieler, höchst oberflächlich natürlich; dann folgt eine ebenso seichte Geschichte des Burgtheaters; Eisenberg weiß sich vor Entzücken kaum zu fassen, daß Sonnenthal der zweite Schauspieler auf dem Continent ist, der in den Adel erhoben worden ist. Nun hören wir von Sonnenthal's Geburt, seinem jüdischen Aelternhause, seiner Lehrzeit als Schneider; wir erfahren die Nummer seines Gesellenbuchs und die Hausnummer, wo er mit Nadel und Bügeleisen gearbeitet hat. Dann folgen Auszüge aus Zeitungen von Temesvár, Graz, Königsberg, von Wien natürlich am zahlreichsten. Ueberall wird Sonnenthal angeschwärmt, verehrt, gelobt, bewundert, stets gefällt er über die maßen. Wir erhalten den Abdruck von Dankschreiben von Leibwundärzten für Wohlthätigkeitsvorstellungen, von nicht viel besagenden Billeten einer Fürstin Hohenlohe, von einer Visitenkarte Bulthaupt's, von Telegrammen Coquelin's. Endlich macht Sonnenthal eine Gastspielreise nach Amerika, hier erreicht die Reclame eine geradezu abschreckende Höhe. Wir werden mit dem deutschen und englischen Texte der neuyorker Zeitungen gelangweilt. Hier eine kleine Probe daraus: „Wenig fehlte, so hätten einige enthusiastische Jünglinge ihre Hüte und einige wenig geistesgegenwärtige Männer ihre Schwiegermütter auf die Bühne geworfen. Der Sturm dauerte einige Minuten und knickte den ersten deutschen Schauspieler wie eine Lilie." — Es grenzt ans Unglaubliche, wie so erfahrene Männer, der Biograph und sein Held, die doch wissen, wie die sogenannte öffentliche Meinung „gemacht" wird, solche Fülle von „Zeitungsstimmen" abdrucken können, ohne daß ihnen selbst ein Widerwillen ankommt. Ein Empfehlungsschreiben von Rothschild an seine Verwandten wird auch abgedruckt, Sonnenthal wird darin empfohlen als notre correligionaire. Liest man dann die Kritiken von Speidel, Saphir, Kuh, Silberstein, Schlesinger, Kompert und Bettelheim, so erkennt man erst ganz die Bedeutung der Empfehlung: notre correligionaire. Das Buch ist über die maßen unangenehm, oberflächlich und beschränkt. Der Verfasser vermag selbständig gar kein Bild der schauspielerischen Art seines Helden zu entwerfen, stets greift er zu Kritiken anderer. Seine Aufgabe war die, eine ungeheuere Compilation alles dessen zu geben, was Sonnenthal verherrlichen könnte. Wirklich bedeutende, aber nicht bedingungslos anerkennende Kritiken, z. B. die in der „Gegenwart" bei einem berliner Gastspiel Sonnenthal's erschienenen, wurden ausgeschlossen. Das Buch wird daher sehr langweilig und kann blos für den Theaterklatsch oder als Erinnerungszeichen flüchtige Beachtung verdienen. Als Sonnenthal zum ersten mal den alten Miller in „Kabale und Liebe" spielte, war das für gewisse Leute ein größeres Ereigniß als die lebensgefährliche Erkrankung des damaligen deutschen Kronprinzen. Geradezu thöricht ist der Abdruck zweier Schreiben von dem Opernsänger Th. Reichmann und von Clara Ziegler — „Vergötterung, Großmeister, Beugen bis in den Staub, unsagbar, erhabene Leistung, grenzenlose Bewunderung", das sind einige Proben daraus. Wer je in Schauspielerkreisen gelebt hat, der muß das Lachen verbergen, wenn sich zwei große Mimen um den Hals fallen und „Theurer Meister!" anreden. Summa: zu so viel reclamehaften Schauspielerbiographien von Sontag, Haase und Barnay haben wir eine neue erhalten. Adolf Sonnenthal ist ein ausgezeichneter Künstler; eben darum hätte ich ihm eine bessere, seiner würdige, wahrhaft literarische, geschichtlich wie kritisch gediegene Lebensbeschreibung gewünscht.

Von der wirklichen zur idealen Bühne ist ein weiter Sprung. Gerade wenn man von einer Lebensbeschreibung kommt wie die, die ich soeben aus der Hand gelegt habe, und wenn man daran aufs neue gesehen hat, „wie's gemacht wird", um den dafür geeigneten technischen Ausdruck noch einmal zu wiederholen, so kann man sich nur schwer zur Höhe des Glaubens an eine ideale deutsche Bühne erheben. Aber so sehr verlangt unser Volk nach einer Erneuerung der wichtigsten Pflegstätte seiner Herzens- und Geistesbildung, und so sehr freut man sich, wenn man echte, begeisterte Freunde der echten und begeisterten Kunst auf seinem Wege findet, daß man gern ihre Hände ergreift, bei ihnen verweilt und ihr volles Herz sich ausschütten läßt.

Vor mir liegt:

2. Deutsche Dramaturgie. Zeitschrift für dramatische Kunst und Literatur. Officielles Organ der allgemeinen deutschen Bühnengesellschaft. Herausgegeben von Professor Hermann Schreyer. Jahrgang 1896. Heft 10—12. Leipzig, O. Schmidt. Vierteljahrspreis 3 M. Einzelne Hefte 1 M. 50 Pf.

Eine warme und edle Begeisterung für unser Volksthum wie unser Schriftthum weht uns hier entgegen. Weit hinter uns liegt, was sonst die Bühne bändigt, das Gemeine. Es ist uns zu Muthe, als ob wir in dieser rauhen Jahreszeit in die laue Luft eines Pflanzenhauses treten, eine schönere und idealere Welt thut sich auf, als die da draußen ist, und nicht wenige der wackersten Männer, die Deutschland zählt, sehen wir an der Arbeit, dahin zu wirken, daß die ideale Bühne ins Leben eingeführt werde: Rosegger, Leixner, Hart, Litzmann, Bulthaupt, Greif, Westarp, Martersteig, Spielhagen und viele andere. Sie sehen ihre Aufgabe darin, daß das Theater, mag es leichter Unterhaltung oder reinstem geistigen Genusse dienen, nie aufhören dürfe, eine Stätte echter Kunst zu sein. Sie treten für die Auffassung ein, daß von jeder Culturarbeit, also auch von der Kunst, das Erbe der Väter nicht nur als Besitz und Recht, sondern zugleich als Pflicht zur Weiterentwickelung angesehen werde. Sie wollen den Segen einer möglichst hohen künstlerischen Bildung auch dem darbenden, unbemittelten Theile des Volkes zugänglich machen und ein großes feierliches deutsches Schauspielhaus schaffen. Daneben sollen die Gemeinden

und der Staat verpflichtet sein, die Pflege der dramatischen Kunst zu übernehmen. Hier setzt in Nr. 9 der „Deutschen Dramaturgie", des Verbandblattes der Deutschen Bühnengesellschaft, ein gediegener Aufsatz des Herausgebers, des Professors Schreyer ein. Zunächst wird ausgeführt, warum der Staat die Pflege einer edeln Kunst als eine ernste Pflicht anzusehen habe und weshalb gerade in unserer Zeit die Erfüllung dieser Pflicht unerläßlich ist. Der Verfasser stellt dabei dem Staate die doppelte Forderung, die dramatische Kunst in gedeihlicher Entwickelung zu erhalten und sodann ihre Darbietungen auch den Armen zugänglich zu machen. Drei untereinander verbundene, gemeinsam ins Leben zu führende Mittel schlägt Schreyer hierzu vor:

„Man begründe in der Art der geplanten Erfurter Bühne eine Kunststätte, die lediglich die Ziele der Kunst, nicht die des Erwerbes, ins Auge faßt, die durch ihre Musterleistungen im Stande ist, den andern Bühnen ein Beispiel zu geben und sie nach Möglichkeit sich nachzuziehen.

„Man verbinde damit eine Akademie der Schauspielkunst, die erst in organischem Zusammenhang mit dem praktischen Wirken einer solchen Musterbühne ihre Thätigkeit in fruchtbarer Weise entfalten kann.

„Man setze endlich durch Berufung literarisch gebildeter und in der Theaterpraxis erfahrener Männer für die Auswahl der Stücke ein — sagen wir — dramaturgisches Amt ein, welches alle einlaufenden Werke genau zu prüfen, nach allseitiger sorgfältiger Erwägung über Annahme oder Ablehnung zu entscheiden und mit dem technischen Director den Spielplan für die Mustervorstellungen festzustellen hätte. Die Entscheidung über die Stücke wäre den Autoren unter Begründung des Urtheils mitzutheilen und diesen so ein Maßstab für ihre Leistungen in die Hand zu geben, der ihnen für künftige Arbeiten werthvolle Fingerzeige bieten würde. Die Mitglieder des dramaturgischen Amtes müßten so gestellt sein, daß sie ihre volle Kraft ihrer hohen Aufgabe widmen könnten."

Schreyer hat dabei den bestechenden Zukunftsplan vor Augen, daß sich von einer Centralstelle die dort geschulten und zum Höchsten befähigten Darsteller, Spielleiter und Theaterdirectoren nach allen Seiten verbreiten würden, um überallhin die neue Kunstübung zu verpflanzen. Die Bühnen hätten ein Vorbild, die dramatischen Dichter aber wenigstens Eine Stätte, wo sie einer strengen, parteilosen Prüfung ihrer Dichtungen gewiß sein könnten. „Aber die Kosten!" so hört der von edelm Eifer erfüllte Dramaturg selbst die Bedenklichen ausrufen. Er findet die Kosten für das ganze Reich, ja auch für die größern Einzelstaaten nicht unerschwinglich. Die Kosten würden sich nicht höher belaufen, als die für Bau und Bewaffnung eines großen Panzerschiffes. Solch ein Panzerschiff fordert der Verfasser für die Kunst, zu kreuzen und zu streiten gegen Ausländerei und Nachahmung, gegen Gemeinheit und Sinnenkitzel, einzutreten mit voller Wucht für hohes Streben und ideale Gesinnung. Nur zu lange, ruft er aus, hat unter den rauhen Anforderungen der Zeit die Pflege der geistigen Interessen, vor allem aber der Kunst gelitten; es ist nun, da Deutschland geeint und mächtig dasteht, die höchste Zeit, zu den Trophäen des Sieges auch den Schmuck der Kunst zu fügen. Bleibt einem Herrscher der Lorber des Krieges erspart, noch winken reiche Kränze, und was er hier gemeinsam mit seinem Volke schaffen könnte, würde nicht minder als Heldenthaten seinen Namen ruhmreich auf die späte Nachwelt bringen.

Bravo! fühlt man sich unwillkürlich veranlaßt auszurufen, und ich selbst will ein Mithelfer sein an diesem hehren Werk! — Vor unsern Augen steht die ideale Bühne! Aber indem wir die Augen wegwenden zur wirklichen Bühne, nicht allein zu der, die blos die Welt bedeutet, sondern auch zu der andern, der politischen Bühne, wo wir soeben von neuen schweren Rüstungen hören, da ist's uns, als erwachten wir in rauher, winterlicher Luft. Seit Bismarck's Zeiten fragen Preußen und Deutschland nicht: was kann der Staat für die Kunst thun? sondern vielmehr: was kann die Kunst für den Staat thun? — Sie wird ihre Schuldigkeit nach wie vor thun, antworten wir, und deutsches Wesen hochhalten.

Friedrich Kummer.

Feuilleton.

Von den neuesten Erscheinungen auf dem Gebiet der englischen Literatur erwähnen wir zuerst Israel Abrahams' „Jewish Life in the Middle Ages" (London, Macmillan u. Comp., 1896). Dieses Buch bildet den ersten Band der von Joseph Jacobs herausgegebenen „Jewish Library" und ist eine ganz vorzügliche Arbeit. In den zwei ersten Kapiteln wird über das Leben in der Synagoge berichtet und die Bedeutung derselben als des Mittelpunkts der gesellschaftlichen, geschäftlichen, geistigen und religiösen Interessen der Gemeinde hervorgehoben. Höchst interessant sind die darauf folgenden Abschnitte über die Communalorganisation, den Ursprung und Einfluß des Ghettos, den Sittlichkeitszustand und das Eheleben, den Sklavenhandel, Monogamie und Bigamie, Familienfeste und -fasten, die Stellung der Frauen, Liebe und Liebeswerbung, Hochzeitsgebräuche und -aberglauben, Handelsthätigkeiten und gewerbliche Beschäftigungen, Geldmäkler und Wucherer, Gastfreundschaft und Wohlthätigkeit, die Beziehung der Juden zum Theater, Jüdinnen auf der Bühne, die Purimspiele und die im Hebräischen verfaßten Dramen, Talent und Vorliebe für die Musik, Kleidertracht und Kleidertrödel, jüdische Absonderungszeichen, Schulordnung und Erziehungswesen im Mittelalter, Unterrichtsanstalten für Mädchen, gelehrte Frauen, Pflege der Theologie, Philosophie und Dichtkunst, Unterhaltungen im Freien und zu Hause, Schach- und Kartenspiel und dergleichen Dinge mehr. Das gediegene Werk

ist mit einer langen Liste von hebräischen Quellenschriften und einem vollständigen Register versehen; die übrigen Hülfsmittel werden in den Anmerkungen angegeben.

„The Prisoner of Zenda by Anthony Hope" („The English Library", Leipzig, Heinemann u. Balestier, 1897) ist eine durch große Erfindungskraft und lebendige Darstellung ausgezeichnete Erzählung, obwol von den Ungereimtheiten und Unwahrscheinlichkeiten nicht völlig frei, welche in rein dichterischen Erzeugnissen so oft vorkommen und die Harmonie der ganzen Schöpfung beeinträchtigen und gewissermaßen aufheben. Zenda ist ein festes Schloß in Ruritania, einem kleinen Königreich im nordöstlichen Theil Europas, und der Gefangene ist der König selber, dessen jüngerer Bruder, der Herzog Michael, sein Nebenbuhler und abgesagter Feind, nicht nur die Krone, sondern auch die Verlobte des Herrschers an sich zu bringen sucht. Es handelt sich also im Roman um die Ausführung dieses Planes durch den Herzog und seine Anhänger. Es ist ihnen auch geglückt, durch betäubende Mittel sich des Königs zu bemächtigen und ihn einzukerkern. Da tritt ein Engländer auf, der dem König so ähnlich wie ein Zwillingsbruder und von ihm durchaus nicht zu unterscheiden ist, stellt sich als Seine Majestät vor und macht alle Ränke der Verschwörer zunichte. Selbst die Braut des Königs wird getäuscht; nur ist die starke Liebesneigung, die sie auf einmal zu dem untergeschobenen König faßt, ihr räthselhaft, da ihr königlicher Bräutigam keine so warme Empfindung in ihrem Herzen bisher erweckt hatte. Der Engländer verliebt sich gleichfalls in die schöne Prinzessin, und es fällt ihm schwer, diese heftige Leidenschaft zu bekämpfen und die Treue gegen den eingesperrten Fürsten zu bewahren. Es gelingt ihm jedoch, dieses Gefühl zu beherrschen und schließlich den arglistigen Thronräuber umzubringen und den rechtmäßigen König zu befreien. Darauf nimmt er Abschied von der Prinzessin, die ihn liebt, aber es für ihre Pflicht hält, den König zu heirathen, und kehrt mit reinem Gewissen, aber betrübtem Herzen nach England zurück. Jedes Jahr sendet die Königin dem Geliebten einen zuverlässigen Boten mit einem Kästchen, das eine rothe Rose mit den Worten „Rudolf—Flavia auf immer" enthält, und der Engländer sendet die gleiche Botschaft zurück. Daß dies hinter dem Rücken Seiner Majestät geschah, war vielleicht nicht schön, aber doch verzeihlich, und weniger schlimm, als es sich in solchen Fällen wirklich zu ereignen pflegt; wenn man bedenkt, wie Heirathen aus Staatsgründen in der Regel zu Stande kommen und gewöhnlich ausfallen, so dürfte der Herrscher von Ruritania sich glücklich schätzen, daß das Verhältniß sich auf eine so unschuldige Empfindsamkeitsäußerung beschränkte. Wir fügen hinzu, daß die Aehnlichkeit zwischen dem König und dem Engländer, die dem erstern so sehr zu statten kam und dem letztern so großen Herzenskummer machte, kein Spiel der Natur war, sondern sich ganz gut erklären ließ, da ein Ahnherr des Königs als junger, lebenslustiger Prinz England bereiste und die Gattin eines Edelmannes verführte. Auf diese Weise wurden seine Gesichtszüge und sein auffällig dichter, dunkelrother Haarwuchs erblich in der englischen Familie und ließen gelegentlich einen Nachkommen dieses Geschlechts als sein Ebenbild erscheinen. Der Roman wimmelt von aufregenden Kämpfen, abenteuerlichen Unternehmungen, geheimnißvollen Kerkern, Burgverließen, Festungsgräben, Wippbrücken und fürchterlichen Schlägereien, wobei das Blut aufwallt und wie Wasser fließt. Wer eine spannende Lektüre sucht, wird sie hier vorfinden.

„The Second Jungle Book by Rudyard Kipling" („Collection of British Authors", vol. 3181, Leipzig, Tauchnitz, 1897) ist eine Reihe von reizenden Erzählungen, in welchen die wilden Thiere des ostindischen Wald- und Buschdickichts auftreten und die Hauptrolle spielen. Ein Knabe Namens Mowgli wurde in der ersten Kindheit von einem Tiger verfolgt und von seinen Aeltern getrennt. Er flüchtete in die Höhle einer Wolfsfamilie, die, anstatt ihn aufzufressen, das hülflose Kind sorgfältig pflegte, gegen andere Bestien schützte und glücklich aufzog. Mit der Zeit gewinnen auch die Bären, Elefanten, Schlangen, Wölfe und alle übrigen sich im Gebüsch und Gestrüpp herumtummelnden grausamen Thierarten den Jungen lieb und verkehren mit ihm aufs freundschaftlichste. Er eignet sich ihre Klugheit und Weisheit an, obwol er nicht im Stande ist, ihnen in Bezug auf Fertigkeiten, die von der angeborenen Schärfe des Instinets abhängen, gleichzukommen. Die Thiere dagegen erkennen seine Ueberlegenheit auf dem Gebiet der Vernunftthätigkeit und unterwerfen sich willig seiner Oberherrschaft. Dieses friedliche Verhältniß gereicht allen zum Vortheil. Im Laufe der Zeit findet der nun zum Mann Erwachsene seine Mutter, und es verlangt ihn mit Menschen zu verkehren. Diesen Entschluß finden die Thiere recht, und haben sogar mit der ihnen eigenen Sehergabe schon vorausgewußt, daß es so kommen würde; denn durch nichts zeigen die Thiere ihre Klugheit mehr als durch die Bereitwilligkeit, mit welcher sie, wie echte morgenländische Fatalisten, sich in die Nothwendigkeit fügen. Als Mowgli fortgeht, begleiten ihn die besten Glückwünsche der langjährigen thierischen Gefährten, die geloben ihn immer zu lieben und sammt seinen Angehörigen vor den Gefahren des Dschungels zu schützen. Das Buch ist nicht nur eine geistreiche und gefällige, sondern auch künstlerisch vollendete Schöpfung der Einbildungskraft, die Kipling's tiefsinniges und eigenartiges Wesen als Denker und Dichter von neuem offenbart. Merkwürdig ist das Geschick, mit dem die Denkart jedes Thieres nicht nur dem Menschen, sondern auch einander gegenüber hervortritt und zur Geltung kommt. Höchst realistisch und ebenso ausgezeichnet durch Originalität ist Kipling's Sammlung von Gedichten: „The Seven Seas" („Collection of British Authors", vol. 3189, Leipzig, Tauchnitz, 1897), die auch die „Barrack-Room Ballads. New Series" enthält. Bei so großer Verschiedenartigkeit und durchgängiger Vorzüglichkeit kann man nicht leicht dieses oder jenes Stück als das beste hervorheben; es kommt auch dabei wesentlich auf den Geschmack und die Gemüthsart des Lesers an. Das Büchlein ist sehr zu empfehlen.

Emma Marshall's „An Escape from the Tower" („Collection of British Authors", vol. 3165, Leipzig, Tauchnitz, 1896) ist ein historischer Roman, der Begebenheiten aus der schottischen Geschichte des 18. Jahrhunderts, wie sie wirklich geschehen sind, frisch und lebendig darstellt.

„The Luckiest of Three etc. by F. C. Philips" („Collection of British Authors", vol. 3163, Leipzig, Tauchnitz, 1896) ist eine Sammlung von zehn kurzen Erzählungen, die einige Verwickelungen des modernen gesellschaftlichen Lebens schildern. Die Knotenverschürzungen und -lösungen sind recht unterhaltend. In der Erfindung sowie in der Sprache bekundet der Verfasser einen feinen künstlerischen Sinn.

„Tom Sawyer, Detective as told by Huck Finn, and Other Tales by Mark Twain" („Collection of British Authors", vol. 3184, Leipzig, Tauchnitz, 1897) hat zum Inhalt sieben Humoresken, die dem Verfasser von „The Innocents Abroad" wahrlich keine Ehre machen. Nur Leuten, die sich nach dem Gewissen verpflichtet fühlen, über alles zu lachen, was Mark Twain sagt oder schreibt, wird dieses Buch das Zwerchfell erschüttern. Die zuerst in der „North American Review" erschienene Erwiderung auf Paul Bourget's Betrachtungen über Land und Leute in den Vereinigten Staaten ist ziemlich wässerig, und dürfte als humoristisch nur in dieser ursprünglichen und buchstäblichen Bedeutung des Wortes bezeichnet werden. Es war kaum der Mühe werth, dem Publikum diese faden Sachen nochmals in der bleibenden Form eines Buches darzubieten.

A. Conan Doyle's zweibändiger Roman „Rodney Stone" („Collection of British Authors", vols. 3182, 3183, Leipzig,

Tanchnitz, 1897) schildert das englische Leben in der Flotte und auf dem Lande am Anfang dieses Jahrhunderts und ist voll trefflich erfundener und mit meisterhafter Kunst ausgemalter Situationen. Namentlich für Jünglinge haben Doyle's Bücher einen unwiderstehlichen Reiz, da sie an Kriegsthaten und Abenteuern, welche Muth, Thatkraft, Vorsicht und ähnliche Eigenschaften erfordern, ungemein reich sind. Er versteht auch seine Charaktere aufs lebensvollste zu gestalten und geschichtliche Ereignisse in die dichterische Darstellung geschickt einzuweben und durch seinen genialen Schöpfergeist zur künstlerischen Einheit zu verbinden. Das vorliegende Werk ist ebenso belehrend wie unterhaltend und wird allen Leserkreisen eine anziehende Lektüre bieten.

— „Der Kampf um das Deutschthum" betitelt sich ein neues im Auftrag des All-Deutschen Verbandes von der Verlagsbuchhandlung von J. F. Lehmann in München herausgegebenes Werk, das in zwanzig monatlich erscheinenden Heften, die jedoch auch einzeln käuflich sind, zur Ausgabe gelangt. Im „Kampfe um das Deutschthum" schildern bewährte Vorkämpfer des alldeutschen Gedankens in übersichtlicher und erschöpfender Weise die Lage des Deutschthums auf der ganzen Erde. Die geschichtliche, volkswirthschaftliche und politische Entwickelung jedes Landes kommt in anziehender Weise zur Darstellung, und durch Sprachkarten wird der Bestand des deutschen Volksthums in anschaulichster Weise erläutert. Zum ersten mal wird hier in zusammenfassender Weise über alle deutschen Siedelungen auf der ganzen Erde berichtet, und Mittel und Wege werden angegeben, deren diese Glieder unsers Volkes bedürfen zu gedeihlichem Fortbestande und kraftvoller Weiterentwickelung. 1) Einleitungsheft: „Die Weltstellung des Deutschthums", von Fritz Bley; 2) „Nationale Vereine in Deutschland und Oesterreich-Ungarn", von Dr. G. Schultheiß; 3) „Die preußischen Ostmarken", von Dr. Hans Bieringer; 4) „Schleswig-Holstein", von Carl Strackerjan; 5) Elsaß-Lothringen"; 6) „Böhmen, Schlesien und Mähren"; 7) „Tirol", von Schulrath Dr. Rohmeder; 8) „Steiermark, Kärnten, Krain, Istrien"; 9) „Ungarn", von Dr. G. Schultheiß; 10) „Schweiz", von Professor Dr. Hunziker; 11) „Niederlande und die alldeutsche Bewegung", von Fritz Bley; 12) „Rußland", von F. von Löwenthal; 13) „Nordamerika"; 14) „Mittelamerika, Bolivien und Peru"; 15) „Chile", von Dr. Johann Unold; 16) Brasilien und die La Plata-Staaten", von Colonialdirector a. D. Sellin; 17) „Süd-Afrika niederdeutsch", von Fritz Bley; 18) „Asien", von Dr. Neubaur; 19) „Australien", von Dr. Neubaur. Monatlich erscheint ein Heft. Preis je nach Umfang circa eine Mark. Abnehmer der ganzen Reihe erhalten dieselbe zu einem um zwanzig Procent billigern Vorzugspreise.

— Von den in d. Bl. schon mehrfach empfohlenen „Sonnenblumen", die Karl Henckell herausgibt, sind uns Nr. 1—8 des Jahrgangs 1896—97 zugegangen. (Jährlich 24 Nummern. Preis des Jahrgangs 2 M. 25 Pf., der einzelnen Nummer 10 Pf.) Sie bieten uns Gedichte des greisen Theodor Fontane, des um zwanzig Jahre jüngern Martin Greif, des durchaus modernen Julius Hart, dann in bunter Folge Dichtungen von Robert Burns, Drummor, Hermann Lingg, Hermann Conradi, Heinrich Heine, dazu eine Weihnachtsnummer mit Gedichten vom Herausgeber, von Gottfried Keller und von Annette von Droste-Hülshoff. Man braucht mit der Auswahl nicht in allen Stücken einverstanden zu sein und kann doch seine Freude haben an einer Fülle des Schönen, Gedankenreichen, Charakteristischen. So sei die Sammlung auch weiterhin empfohlen.

— Zu den nordischen Autoren, die in Deutschland rasche Aufnahme gefunden haben, gehört auch Ola Hansson, der Gatte der bekannten L. Marholm; sein neuester Roman „Der Schutzengel" (Berlin, Grote'sche Verlagshandlung, 1896) wird ihm neue Freunde gewinnen. Ein sonderbarer Schutzengel ist es, dieser Nisse Svensson, eigentlich ein verbummelter Student, und der Weg, den er seinen Schützling führt, geht nahe am Verderben hin. Es ist ein Entwickelungsgang nicht unähnlich dem, den der Held der seinen Raabe'schen Erzählung „Drei Federn", ohne es zu ahnen, geleitet wird. Es steckt viel scharfe Beobachtung, sichere Zeichnung, ein kecker, derber Humor in dem Buche, die gesellschaftlichen und socialen Verhältnisse Südschwedens werden anschaulich, mit leiser satirischer Färbung geschildert. Manches ist für deutsche Leser wol zu breit und umständlich dargestellt. Daß der Held, ein junger, unschuldiger Redacteur, weniger interessirt als sein Schutzengel, bringt die Anlage des Romans mit sich. Er theilt dieses Schicksal mit manchem andern Romanhelden.

— Der neueste Roman Karl Busse's: „Höhenfrost", zuerst abgedruckt in der „Romanzeitung", ist nun auch in Buchform (Berlin, Otto Janke, 1897, drei Bände, 10 Mark) erschienen.

Bibliographie.

D'Aubecq, P., Die Barrissons. Ein Kunsttraum. Berlin, Schuster u. Loeffler. 8. 3 M.

Berkeley, Ch. de, Ein Reiseabenteuer. (Engelhorn's Allgemeine Romanbibliothek. 13. Jahrgang. Band 16.) Stuttgart, J. Engelhorn. 8. 50 Pf.

Bang, H., Fräulein Caja. Novellen. München, Albert Langen. 12. 1 M.

Brugger, H., Niklaus Manuel. Schauspiel. Bern, Schmid u. Francke. Gr. 8. 2 M.

Byron's, Lord, Sardanapal. Tragödie. Frei übertragen von J. Kainz. Berlin, F. Fontane u. Comp. 8. 3 M.

Chiavacci, V., Der Weltuntergang. Eine Phantasie aus dem Jahre 1900. Stuttgart, Adolf Bonz u. Comp. 12. 1 M.

Döbeli, Marie, Schlichte Weisen. Gedichte. Zweite Auflage. Zürich, Verlag des Schweizer Frauenheims. 12. 2 M. 50 Pf.

Friedmann, A., Theater. Zweite Auflage. Berlin, Rosenbaum u. Hart. 8. 3 M.

Guntermann, A., Der Spion. Historische Erzählung. Freiburg i. Br., Paul Waetzel. 8. 2 M.

Günther, R., Frauenschönheit im Spiegel der Jahrhunderte. Zürich, Th. Schröter. 12. 2 M. 40 Pf.

Hagen, August. Gedächtnißschrift zu seinem hundertsten Geburtstage. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Haug, E., Aus dem Lavater'schen Kreise. II. Joh. Georg Müller als Student in Göttingen und als Vermittler zwischen den Zürichern und Herder. Schaffhausen, Paul Schoch. Gr. 8.

Heigel, K. von, Der Herr Stationschef. (Engelhorn's Allgemeine Romanbibliothek. 13. Jahrgang. Band 15.) Stuttgart, J. Engelhorn. 8. 50 Pf.

Heveši, L., Blaue Fernen. Neue Reisebilder. Stuttgart, Adolf Bonz u. Comp. 12. 3 M. 60 Pf.

Kipp, A., Gedichte. Bielefeld, E. Siedhoff. 8. Geb. 2 M.

Lutz, R., Reform der würtembergischen Irrenanstalten. Stuttgart, Rober Lutz. Gr. 8. 1 M.

Mann, H., Das Wunderbare. Novellen. München, Albert Langen. 12. 1 M.

Maeterlinck, M., Pelleas und Melisande. Deutsch von G. Stockhausen. Berlin, F. Schneider u. Comp. 8. 3 M.

Mohr, P., Vom Spötterwege. Berlin, Kritik-Verlag. 8. 1 M. 50 Pf.

Nast, C., Wandernachtigall. Roman. Stuttgart, Adolf Bonz u. Comp. 8. 3 M. 60 Pf.

Pfungst, A., Laskaris. Eine Dichtung. Dritter Theil: Philalethes. Berlin, Ferd. Dümmler. Gr. 8. 2 M.

Poschinger, H. von, Fürst Bismarck und der Bundesrath. Zweiter Band. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gr. 8. 8 M.

Reuling, C. G., Die gerechte Welt. Tragikomödie. Berlin, F. Fontane u. Comp. 8. 1 M. 50 Pf.

Rieck, M., Deutsche Kaiser und deutsches Volksvermögen. Leipzig, Gg. Freund. Gr. 8. 3 M.

Schleswig-Holsteins Befreiung. Herausgegeben aus dem Nachlaß des Professors K. Jansen und ergänzt von K. Samwer. Wiesbaden. J. F. Bergmann. Gr. 8. 9 M.

Terstegen's G., Lieder und Sprüche. Ausgewählt und herausgegeben von C. Werckshagen. Berlin, Hans Friedrich. 8. Geb. 3 M.

Wossidlo, R., Mecklenburgische Volksüberlieferungen. Erster Band: Räthsel. Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchhandlung. Gr. 8. 5 M.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von **F. A. Brockhaus** in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Kunstkritische Studien über italienische Malerei.

Von

Ivan Lermolieff.

I. **Die Galerien Borghese und Doria Panfili in Rom.** Mit 62 Abbildungen.
II. **Die Galerien zu München und Dresden.** Mit 41 Abbildungen.
III. **Die Galerie zu Berlin.** Nebst einem Lebensbilde Giovanni Morelli's herausgegeben von Dr. Gustav Frizzoni. Mit Porträt und 66 Abbildungen.

8. Jeder Band einzeln geh. 10 M., geb. 11 M. 50 Pf.

Der als Kunstkritiker unter dem Pseudonym Ivan Lermolieff bekannte italienische Senator Giovanni Morelli entwickelt in seinen „Kunstkritischen Studien über italienische Malerei“ in lebendiger Weise seine kunstkritische Methode an der Hand der in den obengenannten berühmten Galerien enthaltenen Bilderschätze, wobei er durch zahlreiche vorzügliche Reproductionen wichtiger Gemälde u. s. w. unterstützt wird. Die in den drei Bänden niedergelegten Resultate haben schon sehr vielfach veranlasst, dass Gemälde im Gegensatz zu der bisher herrschenden Ansicht den von Morelli angegebenen Meistern zugeschrieben worden sind.

Dem dritten Bande hat der Freund und Schüler Morelli's, Dr. Frizzoni, als Kunsthistoriker ebenfalls wohlbekannt, ein warm geschriebenes Lebensbild des in jeder Hinsicht bedeutenden edeln Mannes beigegeben, welches von einem treuen Porträt nach Lenbach begleitet ist.

Die „Kunstkritischen Studien über italienische Malerei“ sind nicht allein für jeden Kunsthistoriker unentbehrlich, sondern auch für jeden Kunstfreund und Besucher der Galerien in Rom, Dresden, München und Berlin von fesselndem Reize. Jeder Band ist auch einzeln zu beziehen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Einleitung in das Studium der Sociologie.

Von

Herbert Spencer.

Herausgegeben von Dr. **Heinrich von Marquardsen.**

Zweite durch einen Nachtrag vermehrte Auflage.

Zwei Theile. 8. Geh. 6 M. Geb. in 1 Band 7 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 14. und 15. Band.)

Herbert Spencer, der angesehenste englische Philosoph der Neuzeit, behandelt in vorstehendem Werk die verschiedenen Probleme der Gesellschaftswissenschaft. In der Gegenwart wendet sich das allgemeine Interesse den socialen Fragen immer mehr zu, sodass dieses ausserordentlich reichhaltige und anregende Buch in seiner zweiten, durch einen Nachtrag vermehrten Auflage allseitige Theilnahme finden wird.

Das Werk bildet den 14. und 15. Band der „Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek“. Verzeichnisse der erschienenen 68 Bände dieser Sammlung werden von jeder Buchhandlung gratis geliefert.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Volz. **Unsere Kolonien:** Land und Leute. Mit 71 Abbildungen und 2 Karten. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M. 50 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Balthazar Gracian's

Hand-Orakel und Kunst der Weltklugheit.

Aus dessen Werken gezogen von Don Vincencio Juan de Lastanosa, und aus dem spanischen Original treu und sorgfältig übersetzt von

Arthur Schopenhauer.

Vierte Auflage.

8. Geh. 2 M. Geb. 3 M.

Die vorliegende vierte Auflage des von Schopenhauer hochgeschätzten und darum von ihm aus dem Spanischen übersetzten Werks ist, um dasselbe allgemeiner zugänglich zu machen, im Preise wesentlich ermäßigt worden.

Schopenhauer sagt von dem Werke:

„Dasselbe lehrt die Kunst, deren alle sich befleißigen, und ist daher für jedermann. Besonders aber ist es geeignet, das Handbuch aller derer zu werden, die in der großen Welt leben, ganz vorzüglich junger Leute, die ihr Glück darin zu machen bemüht sind, und denen es mit einem mal und zum voraus die Belehrung gibt, die sie sonst erst durch lange Erfahrung erhalten. Das einmalige Durchlesen ist offenbar durchaus unzulänglich, vielmehr ist das Buch zu anhaltendem, gelegentlichem Gebrauche gemacht und recht eigentlich ein Gefährte für das Leben: daher wird, wer es gelesen, oder auch nur darin geblättert hat, es besitzen wollen.“

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Neues Taschen-Wörterbuch

der italienischen und deutschen Sprache

für den Schul- und Handgebrauch

von

H. Michaelis.

Zweite Auflage.

Erster Teil: Italienisch-Deutsch. Geh. 3 M.
Zweiter Teil: Deutsch-Italienisch. Geh. 3 M.
Complet in einen Band gebunden 7 M.

H. Michaelis' neues Italienisch-Deutsches und Deutsch-Italienisches Taschen-Wörterbuch enthält die Sprache des modernen Lebens in möglichster Vollständigkeit und zwar sowol die Phrasen des höhern literarischen Stils wie die Ausdrücke der gewöhnlichen Umgangssprache. Das größere italienisch-deutsche Wörterbuch von H. Michaelis hat bereits die elfte Auflage erlebt.

Mit einer Beilage der **Herder'schen Verlagshandlung** in **Freiburg i. Br.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig (Querstr. 16).

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer.
Preis vierteljährlich 7 M. 50 Pf.,
jährlich 30 M.

Nr. 18.

Leipzig,
29. April 1897.

Inhalt: Nansen's „In Nacht und Eis". Von Alfred Kirchhoff. — Zur pädagogischen Literatur. Von J. Wychgram. — Militärschriften. Von Hugo Buttmann. — Zur außerdeutschen Geschichte. Von Georg Winter. — Neue Romane und Novellen. Von Richard Weitbrecht und Heinrich Kraeger. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Nansen's „In Nacht und Eis".*)

Kaum ist der achte Monat vorüber, seit Nansen von seiner großen Polarfahrt an den Strand seiner norwegischen Heimat zum Jubel der ganzen gebildeten Welt zurückgekehrt, und schon liegt sein Reisebericht uns fertig vor in zwei vortrefflich ausgestatteten Bänden von mehr denn 1000 Druckseiten mit 207 Abbildungen in Schwarzdruck, 8 prächtigen Chromotafeln landschaftlicher Darstellungen und 4 Karten, von denen die größte eine Gesammtübersicht des ganzen arktischen Beckens, soweit wir es überhaupt bisjetzt kennen gelernt haben, nach seinen wesentlichsten Naturverhältnissen in sauberstem Farbendruck vergegenwärtigt.

Es ist eine Reiseschilderung nach dem unterwegs geführten Tagebuch. Nach diesem Schema hat schon gar mancher Reisende ein weiblich langweiliges Buch verfaßt. Wie anders jedoch hat Fridtjof Nansen seine Niederschriften von der Reise verwerthet! Er hat sie ausgestaltet zu einer vollständigen Bilderreihe der Tageserlebnisse, der Tageseindrücke, ja oft selbst der persönlichen Empfindungen, die von jenen geweckt wurden auf seinem mehr als dreijährigen Fahren und Wandern über die hochnordischen Eisfelder und Seeflächen.

Wir werden vom Verfasser zunächst eingeweiht in das ganz allmähliche Entstehen seines genialen Planes, auf durchaus neuem Wege, mit ganz neuer Methode das bis dahin als unnahbar befundene Innerste des arktischen Polarraums zu erschließen. Wir vernehmen die Einreden, die wohlmeinenden Warnungen, die der kühne Forscher zumal in London von den erfahrensten Arktikern zu hören bekam, als er dort vor der Geographischen Gesellschaft seinen Plan darlegte. Sein Schiff absichtsvoll ins polare Eis hineinzuführen, um es von ihm kraft einer vermutheten Meeresströmung von den Neusibirischen Inseln über den Nordpol hin oder nahe an ihm vorbei in mehrjähriger Drift in den Atlantischen Ocean treiben zu lassen, so hieß es, sei ein ganz tolles Wagniß, denn das Schiff müsse sicher früher oder später den Eispressungen erliegen; ein vorsichtiger Polarfahrer, der sein und seiner Gefährten Leben nicht freventlich opfern wolle, müsse sich immer in der rettenden Nähe des Landes halten. Nansen aber blieb dabei: ein kleines, eigens gegen die arge Gefahr des Eisdrucks gesichertes Schiff dem treibenden Polareis anzuvertrauen und so mitten ins Unbekannte, ins Centrum der Arktis vorzudringen, gleichviel ob es dort Land gäbe oder nicht.

Und wie glänzend bestätigte der Erfolg die Richtigkeit des Gedankens! „Ja, er hat eben Glück gehabt, dieser Nansen", so hört man wol einwerfen, aber Goethe behält auch hier recht mit seinem Ausspruch:

> Wie sich Verdienst und Glück verketten,
> Das fällt den Thoren niemals ein!

In der denkbar sorgfältigsten Weise wurden alle Fortschritte der Wissenschaft wie der Technik in den Dienst des einfach klaren Planes gestellt. Man überhastete sich keineswegs. Der ausgezeichnete Schiffbauer Colin Archer mußte ein Modell nach dem andern construiren, bis ein Idealtypus gefunden war, nach dem die „Fram" (d. h. die „Vorwärts") dann wirklich gebaut wurde, dieser kleine, breite, kiellose Dreimaster, an dessen abgeschrägten Seiten das andrängende Eis keinen Halt fand zum Zermalmungswerk, sodaß es das Schiff, an ihm abgleitend, nur zu heben vermochte und dann, gleichsam in ohnmächtiger Wuth, unter das lastende Schiff gelangt, zerschellte. Alle Ausrüstung der Fram mit bestens ausgewähltem, auf fünf Jahre bemessenem Proviant, mit einer ausgesuchten Bibliothek, mit elektrischer Beleuchtung (die hierbei ein erstes

*) In Nacht und Eis. Die Norwegische Polarexpedition 1893—1896. Autorisirte Ausgabe. Von F. Nansen. Zwei Bände. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1897. Gr. 8. 18 M. Geb. 20 M. (Auch in 36 Heften. Jedes Heft 50 Pf.)

mal zur Bekämpfung der monatelangen Polarnacht in Dienst trat), entsprach der Güte des Schiffbaus, nicht minder die Bemannung mit zwölf aus Hunderten von Bewerbern erlesenen jugendkräftigen Norwegern.

Wir begleiten nun, indem wir den besagten Bildercyklus gemächlich an uns vorüberziehen lassen, die Fram vom Tag ihres Auslaufs aus dem Christianiafjord an dem regenschweren Johannistag des Jahres 1893 um die ganze Küstenstrecke Nordwesteuropas, Nordwestasiens herum bis zum neusibirischen Archipel, an dessen Westseite der entscheidende Vorstoß noch im September gegen die Eiskante ausgeführt wird. Und er gelingt! Die Fram sitzt bald in dem seltsamen flachen Meereis, das durch Aufreißen und Wiederzusammenfrieren, durch wechselseitiges Schieben und Drängen der Schollen wie aus großen, recht unebenen Pflastersteinen zusammengesetzt sich ausnimmt; sie liegt darin „sicher wie in einem Bett". Wol kommen die erwarteten Pressungen, indessen so furchtbar das Schiff gepackt wird, daß die Planken des Rumpfes sammt den spinnwebartig dessen Inneres schützenden Strebebalken krachen und brüllen, — die Fram geht jedesmal bis zum Ende ihrer fast dreijährigen Drift im Eis siegreich aus dem Kampf hervor: sie erbebt wol, doch bald sanft, bald ruckweise hebt sie sich und zertrümmert unter sich das Eis, das umgekehrt sie vernichten wollte. Zur Winterzeit thürmten sich freilich hoch an den Schiffswänden die Eismassen in bedrohlichen Zinnen empor, daß man mehrmals die Fram förmlich ausgraben mußte aus Eis und Schnee; aber obschon bei besonders heftigen Pressungen die unentbehrlichsten Habseligkeiten der Framleute, die wissenschaftlichen Instrumente und die Boote vom Bord des Schiffes aufs umfangende Eis gebracht wurden, um im schlimmsten Fall nach Verlust der Fram ohne sie die Fahrt fortzusetzen, — es ist nie zu diesem Aeußersten gekommen.

Eintönig verlaufen die Tage der Drift; man hält streng die je vierstündigen Zeiten der Schiffswacht auf Deck ein, beobachtet aufs genaueste die Angaben der meteorologischen und magnetischen Apparate, lothet Seetiefen, mißt dabei die merkwürdigen Wechsel in der Temperatur der obern, salzarmen, kalten Wasserschicht gegenüber den wärmern, salzreichen des Golfstromgewässers darunter, sammelt fleißig die Organismen des an Thierleben so reichen Meeres, ißt und trinkt gut und reichlich, und bleibt eben aus diesem Grund trotz Kältegraden bis zu — 52° C. in der äußerst gesunden Polarluft kerngesund, zumal gänzlich verschont von dem schrecklichen Würgengel meist blos mit Salzfleisch verköstigter früherer Polarfahrer, vom Skorbut. Höchstens bringt einmal das Herantrotten eines Eisbären, gegen den man die zeitweise auf das Eis auslogirten Zughunde zu vertheidigen hat, eine erfrischende, weidmännische Abwechselung in das Einerlei.

Doch die dramatische Spannung läßt den Leser nicht ermüden. Er sorgt sich mit dem muthigen Führer der Expedition, ob die Drift nicht zu weit seitwärts vom Pol das Schiff vorüberschiebt, ob bei dem nur allzu häufigen Gegenwind, der, die Rillen und niedrigen Hügel des Eises wie Handhaben packend, die willenlose Fram manchmal im wirren Zickzack rückwärts drängt oder ihr doch kaum Fortschritte gestattet, — ob dabei nicht das Sehnsuchtsziel in endlose Zeitferne entrückt wird! Und fürwahr: immer klarer wird es im Verlauf des Winters von 1894 auf 1895, daß die Fram zwischen dem Nordpol und Franz-Joseph-Land hintreibt, nicht gen Norden, sondern nach Nordwesten, oft tagelang rein westwärts! Da belauschen wir nun das Keimen von Nansen's wagehalsigem Plan, die Fram ihre Weiterfahrt unter der bewährten Leitung ihres Kapitäns Sverdrup allein ausführen zu lassen, um selbst, nur begleitet von seinem opferwilligen Gefährten Lieutenant Johansen, den höchsten Norden zu erreichen. Am 14. März 1895 verlassen die zwei Beherzten auf Schneeschuhen das Schiff mit zwei von Hunden gezogenen Schlitten, die auch Kajaks für etwaiges Durchmessen von offenen Meeresarmen tragen. Trotz einer Kälte, die vom 16. bis 31. März sogar im Mittel — 38° betrug (also nur 2° über dem Gefrierpunkt des Queckfilbers lag), dringen die Tapfern über alle Eishindernisse sieghaft vor, und erreichen am 7. April 86° 13,6′ der Breite, waren mithin dem Pol auf 421 km nahe gekommen (soweit wie Frankfurt a. M. entfernt liegt von Berlin).

Weiter zu gehen hätte sicher in den Tod geführt, denn das Eis wurde immer unwegsamer, das Futter für die Zughunde immer knapper, und selbst Eisbären ließen sich nicht mehr blicken. Es folgt nun der entsagungsvollste Abschnitt des ganzen Unternehmens, der Rückzug über das Eis in südlicher und südwestlicher Richtung: die Hunde ermatten, einer nach dem andern muß geschlachtet werden (zerstückelt dient er dann, um den übrigbleibenden den Hunger auf eine Galgenfrist zu stillen), zuletzt zieht Nansen wie Johansen seinen möglichst erleichterten Schlitten selbst; leider haben sie ihre Wolfspelze auf der Fram zurückgelassen, in denen es ihnen beim Wandern allzu warm zu werden schien, nun gehen sie in Wollkleidern, die durch die feuchte Ausdünstung ihrer Haut zu Eispanzern erstarren (sodaß der messerscharfe Rockärmel am Handgelenk eine Aufrißwunde alltäglich erneuert), des Nachts liegen sie eng zusammen im Schlafsack mit zugeschnallter Kopfkapuze unter dem Seidenzelt (wobei sich die vereiste Kleidung natürlich in nasse Bandagen umwandelt). Vom 83. Parallelkreis ab gab es wieder dann und wann Bären zu schießen, also frisches Fleisch zu verzehren; bisweilen kreuzte man die Fährte eines Polarfuchses, öfter traf man ein Rudel von Seehunden oder von den seltsamsten Ungetümen des Eismeeres, von Walrossen. Endlich zeigte sich auch die Vogelwelt: Eissturmvögel, Elfenbeinmöven, krächzende Krabbentaucher; die schöne Rosenmöve mit karminrother Brust, anderwärts höchst selten, kündete die Nähe von Franz-Joseph-Land. Doch erst am

15. August 1895 erreichten die vielgeprüften Wanderer, nun als Kajakfahrer, diesen Archipel in seinem äußersten Nordosten; ein erstes mal seit zwei Jahren fühlten sie festen Boden unter den Füßen, schauten moosbedeckte Basaltfelsen auf den gletscherreichen Inseln, pflückten sich gelbe Mohnblumen und weißen Steinbrech. Bald indessen besetzte schon wieder ein unpassirbarer Eiswall die Küsten, die ersehnte Heimkehr abschneidend. Nichts blieb übrig, als eine niedrige Hütte halb in den Boden hineinzubauen, in der nun das Winterquartier bezogen wurde. Den letzten Rest der mitgeführten Conserven versparte man auf die Zukunft, auf die Heimfahrt; im langwierigen Winterlager lebte man nur von Bärenfleisch und Bärenbouillon, beleuchtete und erwärmte das niedrige enge Obdach mit aus Speck gequetschtem Thran in einer Lampe, die man sich aus einem Stück Neusilberblech gefertigt hatte.

Auch der Schlußtheil des Reisewerkes ist noch reich an spannenden Scenen. So wäre z. B. beim Weiterzug, zu dem am 19. Mai erst aufgebrochen werden konnte, noch ganz zuletzt um ein Haar das Schicksal der beiden Tapfern tragisch besiegelt worden, als beim Besteigen einer Eiskante die zusammengekoppelten Boote nicht weit genug aufs Feste gezogen und einen Augenblick unbeachtet geblieben waren, — plötzlich sieht sie Johansen unter frischer Brise im offenen Wasser treiben, Nansen stürzt sich zwar sofort in die Flut, um mit den ihr Alles bergenden Kajaks sein und seines Genossen Leben zu retten, doch spürt er bald, daß der Wind die Fahrzeuge rascher davontreibt, als er zu schwimmen vermag; da schwimmt er rücklings mit kräftigsten Stößen, erreicht auch mit Aufgebot der letzten Kraft die Bootwand, kann sie jedoch kaum erklimmen, so steif sind ihm die Glieder in dem eisigen Bad geworden; doch es gelingt schließlich, und im Hochgefühl des sieghaft Erreichten rudert Nansen die beiden beladenen Boote, bald rechts, bald links paddelnd, zur Eiskante zurück.

So gelangen wir zum versöhnenden Schluß dieser arktischen Odyssee. Ohne sich klar dessen bewußt zu sein (der Gang der Chronometer war in Unordnung gerathen, man besaß folglich kein rechtes Mittel, sich nach der Karte zurechtzufinden), hatten die beiden Gefährten die Inseln, aus denen Franz-Joseph-Land besteht, bis zum Südwestende diagonal durchzogen, als auf einmal Hundegebell ihnen Menschen verräth in diesem polaren Reich der völligen Einsamkeit. Es ist die gerade bei Kap Flora auf fester Station mit Erforschung des Archipels beschäftigte Expedition Jackson's, die ihnen herzlichen Empfang spendet, und mit deren Dampfer „Windward" dann im August 1896 die Heimfahrt angetreten wird. Das Werk schließt mit einer kurzen Skizze des Triumphzuges, den die Framleute unter ihrem Oberhaupt Nansen um die langgedehnte Küste Norwegens von Stadt zu Stadt bis nach Christiania ausführten, wo sie der begeisterungsvolle Empfang am 9. September all ihre Strapazen vergessen ließ. Das Wundersamste beim unvergleichlichen Gelingen dieser Polarfahrt war es ja eben, daß dieser Triumphzug von der Fram und der ganzen unversehrten Mannschaft vollzogen werden konnte, weil genau nur eine einzige Woche nach Nansen's Landung auch Kapitän Sverdrup die Fram in den nordnorwegischen Hafen von Skjärvö einlenkte. Aus Sverdrup's Feder ist der Bericht über die Weiterfahrt der Fram ohne Nansen seit März 1895 dem zweiten Bande mit eingefügt; man ersieht aus ihm und der zugehörigen Karte, daß die Fram im Norden von Franz-Joseph-Land beinahe ebenso hohe Nordbreite auf ihrer fortgesetzten Drift erreicht hat wie vorher Nansen, daß sie hierauf südwestwärts gegen Spitzbergen getrieben ist, wo sie dann Sverdrup in mühsamer, aber von glänzendem Erfolg gekrönter Arbeit aus dem Eis herausrettete, um darauf westlich an Spitzbergen vorüber der Heimat zuzusteuern.

Nur kurz stellt Nansen, blos in Form eines Anhangs, die wissenschaftlichen Erträgnisse seiner epochemachenden Expedition vorläufig zusammen; die ausführliche Bearbeitung durch eine Anzahl von Fachgelehrten ist gegenwärtig noch im Gange. Schon jetzt indessen kann man ungefähr ermessen, welch großen Gewinn die Wissenschaft von der Erde dieser zweiten Großthat Nansen's zu danken hat, die er seiner ersten, der Durchquerung Grönlands im Jahre 1888, folgen ließ. Unsere Kenntniß der klimatischen und erdmagnetischen Verhältnisse des Nordpolarraumes sind nun auf einen Schlag von der europäisch-asiatischen Seite bis gegen den Pol selbst ausgedehnt; wir wissen unter anderm so gut wie gewiß, daß der Nordpol in ein zweites geringeres Maximum der Winterkälte entfällt, da das Mittel des kältesten Monats auf der Nansen-Fahrt in der Polnähe alle drei Jahre hindurch nur — 37° C. betrug (gegenüber — 48° als Jannarmittel bei Werkhojansk in Nordostsibirien). Wir wissen ferner nunmehr, daß auf der uns zugekehrten Seite der Arktis jenseit des 82. Parallelkreises kein Land mehr vorhanden ist, daß das innere Polarbecken auch durchaus keine Flachsee, sondern eine Tiefsee bis zu 3850 m darstellt. Und, abgesehen von den zur Zeit noch gar nicht überschaubaren Entdeckungen auf zoologisch-botanischem Gebiete, besonders auf dem der arktischen Seethiere, ist uns vor allem durch Nansen erst das Wesen der arktischen Eisbedeckung klar geworden: nicht mit einer stehenden Eisdecke, wie auf einem winterlich erstarrten Binnensee, haben wir es dort zu thun, nein das ganze Eis, in ewig die Gestalt verändernde rauhe Schollen mosaikartig gegliedert, ist treibendes Eis. Wahrscheinlich dürfen wir dem in die Tiefen des ostwestlichen Polarmeeres untertauchenden Gewässer des Golfstroms, das in der Nachbarschaft Sibiriens umlenkt und gen Ostgrönland zieht, dies Treiben (die „Drift") des Eises beimessen. Wie wir oben sahen, war ja eben auf die Voraussetzung einer solchen Drift der ganze Plan Nansen's auferbaut: und Nansen wird sicher bald Nachfolger finden, die von

andern Ausgangspunkten, etwa von der Beringstraße aus diese Drift zu neuen Entdeckungsfahrten polwärts benutzen, dankbar verwerthend all die Mittel der Technik gesicherter, ja bequemer, zu gründlicher Forschung geeigneter Polarfahrt, die Nansen vollkommener als alle seine Vorgänger ersonnen hat.

Das schmucke Buch aber, von dessen inhaltlichem Werth vorstehende Zeilen redeten, wird ein leuchtendes Denkmal des ausgehenden 19. Jahrhunderts bleiben, da es schlicht und klar, voll aufrichtiger Begeisterung, doch frei von Ruhmredigkeit erzählt von einer wahrhaft idealen That, die gelang, weil sie, sorgsamst überdacht, unerschrockenen Muthes und in ausdauernder Geduld durchgeführt ward.

Alfred Kirchhoff.

Zur pädagogischen Literatur.

1. Geschichte der Erziehung von Anfang an bis auf unsere Zeit. Von K. A. Schmid. Fortgeführt von G. Schmid. Vierter Band. Erste Abtheilung. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1896. Gr. 8. 18 M.
2. Geschichte der Pädagogik vom Wiederaufblühen classischer Studien bis auf unsere Zeit. Von K. von Raumer. Fortgeführt und ergänzt von G. Lothholz. Fünfter Theil: Pädagogik der Neuzeit in Lebensbildern. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1897. Gr. 8. 8 M.
3. Reiseeindrücke und Beobachtungen eines deutschen Neuphilologen in der Schweiz und in Frankreich. Von K. A. M. Hartmann. Leipzig, Dr. P. Stolte. 1897. Gr. 8. 3 M.

Wir Schulmänner begrüßen einen neuen Band der großen „Geschichte der Erziehung" (Nr. 1), die vor langen Jahren von dem verstorbenen Prälaten und Gymnasialdirector Schmid in Stuttgart begründet worden ist, und nun auch schon seit Jahren von dem Staatsrath Dr. Georg Schmid in Petersburg geleitet wird, mit viel Freude. Diese Freude ist selbstverständlich bei einem Werke, das in so hohem Maße den Stempel deutscher Gründlichkeit und Gediegenheit trägt; sie wird erhöht durch den an und für sich zwar bedauernswerthen Umstand, daß ein neuer Band ein sehr seltener Gast ist. Zwischen dem ersten und dem nun herausgegebenen liegen zwölf Jahre (1884—96)! Wäre das ganze Werk einer einzigen Feder anvertraut, so würde es vermuthlich schon fertig sein; man mag zugestehen, daß dann auch die Einheitlichkeit größer sein würde; aber jeder, der das Buch kennt, muß auch einräumen, daß der wissenschaftliche Gehalt durch die weitgehende Arbeitstheilung ungemein gewonnen hat; ein Einzelner wäre schlechterdings nicht im Stande gewesen, das zu schaffen, was vorliegt. Der Herausgeber, obgleich räumlich von seinem Vaterlande weit entfernt, hat beständige Fühlung mit der deutschen Schul- und Gelehrtenwelt behalten, und es ist ihm gelungen, für jedes einzelne Gebiet die besten Kräfte zu gewinnen. Wer selbst einmal ein derartiges Sammelwerk herausgegeben und dabei schmerzlich erfahren hat, daß unter vielen Mitarbeitern immer einige sind, die durch Krankheit und andere Hindernisse von der rechtzeitigen „Lieferung" abgehalten werden, wird das langsame Erscheinen der „Geschichte der Erziehung" erklärlich finden. Er wird es aber gleichwol bedauern.

Das Werk gehört zu denen, die uns Deutsche mit Stolz erfüllen. Kein Volk hat eine „Geschichte der Erziehung und des Unterrichtes" aufzuweisen, die auch nur entfernt mit diesem verglichen werden könnte. Die Engländer haben keine, auch nur einigermaßen genügende Arbeit dieser Art; und die beiden Arbeiten Compayré's in Frankreich: „Histoire de la pédagogie" und die „Histoire critique des doctrines de l'éducation", reichen lange nicht heran; am ehesten dürften die Franzosen einen Ersatz finden in den zum größten Theil recht gediegenen Aufsätzen, die in dem „Dictionnaire de pédagogie" von Buisson (Paris, Hachette) erschienen sind. Hier aber fehlt das geistige Band, das alle Theile des Schmid'schen Werkes, mögen sie auch einer bunten Reihe von Mitarbeitern entstammen, zusammenhält. Das Einzige, was wir an der „Geschichte der Erziehung" auszusetzen hätten, ist, daß die zusammengehörigen Entwickelungen räumlich etwas zu weit voneinander getrennt sind; aber wenn man die Möglichkeiten der Gliederung des gewaltigen Stoffes überdenkt, so wird man doch wol nicht umhin können, die einmal angewendete als die beste zu bezeichnen. Es hätten ja auch die einzelnen Völker im räumlichen Zusammenhange behandelt werden können, und mancher würde dieser Eintheilung auf den ersten Blick den Vorzug zu geben geneigt sein; aber es ist leicht einzusehen, warum der Herausgeber diese, von ihm gewiß erwogene, Form nicht gewählt hat: wir würden des großen Vortheils verlustig gegangen sein, die pädagogischen Ideen in ihrer Verbreitung und Wirkung innerhalb eines Zeitraums zu erkennen. Noch weniger oder ganz undurchführbar wäre die Anordnung nach Schulgattungen, nach pädagogischen Ideen oder dergleichen gewesen. Uebrigens hat der Herausgeber, wie schon gesagt, alles gethan, um allenthalben die Zusammenhänge herzustellen.

Der neue Band, von dem übrigens nur die „Erste Abtheilung" (612 Seiten stark) erschienen ist, beschäftigt sich mit dem 17. und 18. Jahrhundert; doch wird jenes nur fortgesetzt, dieses erst begonnen. Der erste Abschnitt, den der Seminardirector in Nagold, Dr. Julius Brügel, verfaßt hat, beschäftigt sich mit den Bildungsbestrebungen in Deutschland während des Dreißigjährigen Krieges, und gruppirt den Stoff um einige (geographische oder

persönliche) Mittelpunkte: „Die Reform im Herzogthum Gotha“ (der Abschnitt über „Sigismund Evenius“ ist vom Herausgeber selbst bearbeitet), „Veit Ludwig von Seckendorff“, „Johann Michel Dilherr“, „Johann Michael Moscherosch“, „Johann Balthasar Schupp“; die beiden letztern Abschnitte sind zweifellos die interessantern, besonders in dem über Moscherosch fehlt es nicht an der hier sehr erwünschten culturgeschichtlichen Einfassung.

Wer dann die folgende Darstellung „August Hermann Francke's und der hallischen Schulen“ verfaßt hat, ist uns vorenthalten worden; ein N. verhüllt es uns. Der Abschnitt ist verhältnißmäßig kurz, und es wird, z. B. was Francke's Bedeutung für das Mädchenschulwesen angeht, in einem spätern Bande, wie wir wissen, eine Ergänzung gebracht werden. Es folgen dann „Johann Albrecht Bengel“ (von dem Herausgeber), „Friedrich Christoph Oetinger“ und „Johann Friedrich Flatich“ (beide von dem Seminardirector Oberschulrath Dr. Gundert in Eßlingen).

Die Hälfte des Bandes beschäftigt sich mit England und Frankreich. Zunächst wird John Locke behandelt. Es ist sehr dankenswerth, daß Georg Schmid der eigentlichen Darstellung von Locke's pädagogischer Bedeutung, die wieder Brügel übernommen hat, eine Einleitung vorausschickt, die uns aufdeckt, wie die von Bacon begründete, durch Comenius neu angeregte realistische Richtung im Schulwesen und in den pädagogischen Theorien sich in England weiter entwickelte und schließlich zu der Erscheinung Locke's führte. Mit dieser Einleitung hängt es zusammen, daß Schmid am Schlusse von Brügel's sehr klarer, übersichtlicher und vollständiger Darstellung noch einmal wieder das Wort ergreift und auf einigen Seiten zusammenstellt, wie Locke auf Deutschland gewirkt hat. Uns hat besonders die Bemerkung sehr interessirt, daß Friedrich der Große schon früh, wahrscheinlich schon 1735, den Philosophen Locke hochgestellt hat, und daß er den Professor G. F. Meier in Halle aufgefordert hat, über Locke zu lesen. „Unter den wenigen Zuhörern, welche die den Gegenstand nicht ganz beherrschende Vorlesung zu fesseln vermochte, befand sich der junge Freiherr von Zedlitz, der ohne Zweifel dadurch auf Locke den Pädagogen aufmerksam gemacht wurde und als Unterrichtsminister die Erziehungsfragen lebhaft förderte.“

Den räumlich größten und nach seinem Inhalt bedeutendsten Beitrag hat der badische Oberschulrath von Sallwürk gespendet: „Bildung und Bildungswesen in Frankreich während des 17. und 18. Jahrhunderts.“ Einen Ausschnitt aus diesem Gegenstande hat von Sallwürk schon früher gegeben in dem schönen Buche: „Fénelon und die Literatur der weiblichen Bildung in Frankreich“ (Langensalza 1886). Jetzt umspannt seine Darstellung die ganze reiche pädagogische Gedankenwelt Frankreichs in den beiden Jahrhunderten von Descartes bis zu Rousseau und Bernardin de Saint-Pierre. Der Verfasser hat der Behandlung des eigentlichen Gegenstandes eine Einleitung vorausgeschickt, in der er mit wahrer Meisterschaft und aus seiner reichen Kenntniß der allgemeinen Geschichte Frankreichs und des französischen Culturlebens heraus ein abgerundetes Bild des geistigen Lebens entwirft. Er stellt dar, wie gerade in der Zeit, da alles sich um die Krone, um den roi soleil sammelt, da das politische und literarische Dasein der Nation vollständig an das absolute Königthum gebunden scheint, von unten herauf Strömungen kommen, die diese Gewalt „langsam unterwühlen“; er zeigt, wie die Beobachtung der Natur der Dinge bei nachdenklichen Geistern mehr und mehr platzgreift, wie Montesquieu diese Beobachtung auf die Gesetze und Verfassungen der Weltgeschichte wendet, Cartesius das Seelenleben des Menschen in ihren Kreis zieht, und wie aus solchen Beobachtungen Einsichten und Ueberzeugungen erwuchsen, mit denen die Vorstellungen von der königlichen Gewalt, ihrer Abstammung und ihrer Sendung nicht mehr vereinbar waren. Er geht dann der allgemeinen Einwirkung Locke's und überhaupt den englischen Anschauungen nach, und kennzeichnet in markigen Strichen Rousseau's und besonders Voltaire's Bedeutung für das geistige Leben. Endlich werden die Kunst und zumal die Literatur insoweit gekennzeichnet, als auch sie Aeußerungsformen der allgemeinen, allmählich zur Herrschaft gelangenden Ideen sind. Erst auf Grund dieser in der That nothwendigen Auseinandersetzung über die breiten Grundlagen geht Herr von Sallwürk an seine Aufgabe. Er gliedert seinen Stoff in drei große Abschnitte; diese Gliederung scheint sich ganz natürlich zu ergeben, und doch war sie nur dem findbar, der eine so tiefe und umfassende Einsicht in den Gang der äußern Veranstaltungen und der Theorien hat. Die Abschnitte sind: „Das öffentliche Unterrichtswesen“; „Die geistlichen Gesellschaften und der Unterricht“; der dritte Abschnitt ist naturgemäß der umfassendste und enthält das, was in Deutschland das meiste Interesse finden wird: „Die pädagogische Theorie.“ Es ist hier leider kein Raum mehr, auf diese Arbeit näher einzugehen, nachdem ich schon länger, als mir der Zweck unserer Blätter erlaubt, bei dem neuen Bande von Schmid's „Geschichte der Erziehung“ verweilt habe; es ist schwer, nach einer so angenehmen Lektüre, wie sie besonders die umfassende Arbeit von Sallwürk's gewährt, sich mit einer kurzen Ankündigung zu begnügen. Aber es muß sein, und so schließe ich, indem ich der von ganzem Herzen gezollten Anerkennung den ebenso von Herzen kommenden Wunsch hinzufüge, daß dieses Werk mehr und mehr Verbreitung finde und den Kenntnissen, die unsere Lehrer aus den landläufigen Zusammenfassungen der Geschichte der Pädagogik zu schöpfen pflegen, eine segensreiche Vertiefung daraus erwachse.

Ein anderes Gepräge als die „Geschichte der Erziehung“ trägt die „Geschichte der Pädagogik vom Wiederaufblühen classischer Studien bis auf unsere Zeit“, von Karl von Raumer (Nr. 2). Von ihr können wir heute unsern Lesern den fünften Band anzeigen, an dem

allerdings Rammer keinen Antheil mehr hat. Er ist verfaßt von dem Gymnasialdirector a. D. G. Lothholz und führt den Untertitel „Pädagogik der Neuzeit in Lebensbildern". Rammer's Buch war früher eine der wenigen ernst zu nehmenden Geschichten der Pädagogik, welche weitere Verbreitung hatten, und das Buch hat, wenn es auch heute manchem veraltet erscheint, und wenn es auch an recht empfindlichen Einseitigkeiten leidet, doch eine Fülle von Anregungen gegeben. Es fortzuführen bleibt auch heute noch ein verdienstliches Unternehmen. Der Verfasser hat, wie er selbst sagt, jahrelang an dem Bande gearbeitet, und zwar mit der liebevollen Versenkung in den Gegenstand, die man um so erklärlicher finden wird, als der ganze Stoff um persönliche Mittelpunkte gruppirt ist. Der Titel des Buches ist freilich insofern irreführend, als jeder in einer „Pädagogik der Neuzeit in Lebensbildern" alle hervorragenden Pädagogen suchen wird. Darin aber täuscht er sich. Die Auswahl ist beschränkt worden durch die Absicht des Verfassers, nur die Männer aufzunehmen, die entweder auf den Betrieb der classischen Studien an unsern Hochschulen und Gymnasien eingewirkt haben oder doch durch ihre allgemeine schriftstellerische Wirksamkeit die Kenntniß oder Auffassung antiken Lebens und antiker Literatur gefördert oder beeinflußt haben. Wir finden zunächst übersichtliche, dem Zweck des Buches angepaßte Darstellungen von Winckelmann, Lessing, Klopstock, Wieland, Goethe, Schiller, Karl Philipp Moritz, Jean Paul, Justus Möser, Friedrich II.; dann geht es zu den Philologen und Schulmännern im engern Sinne. In jener Reihe vermisse ich eine umfassendere Würdigung Herder's, der doch von allen unsern Classikern der Schule am nächsten gestanden hat und über dessen Verhältniß zum classischen Alterthum sich recht viel Interessantes sagen ließe; in dieser sind mir mehrere Lücken aufgefallen, besonders würde es verdienstlich gewesen sein, ein wenn auch nur kurzes Lebensbild von Thudichum zu geben, dem Sophokles-Uebersetzer, über den neuerdings Moritz Necker in seiner Einleitung zur zweiten Auflage von Lotheißen's „Französischer Literaturgeschichte" einiges Merkwürdige mitgetheilt hat.

Eine weitere thatsächliche Beschränkung, die in dem Titel des Buches hätte angedeutet werden müssen, ist die, daß nur deutsche Philologen behandelt werden. Gegen diese Beschränkung ist selbstverständlich an und für sich nicht das Geringste zu sagen, so interessant es auch gewesen wäre, einmal von bedeutenden französischen und englischen Philologen, von Victor Cousin, von Lhomond, von Arnold in Rugby Ausführlicheres zu hören.

Die Darstellungsform Lothholzens ist einfach, klar, von warmer Liebe zu dem Gegenstande durchweht; die einzelnen Bilder ruhen auf umfangreichen Studien; die Zuverlässigkeit dieser Studien habe ich an einem mir besonders naheliegenden Kapitel, dem über Schiller, geprüft und nichts gefunden, das zu Einwendungen Anlaß geben könnte. Dagegen würde der Zweck des Buches in diesem Falle vielleicht eine kürzere Fassung der Biographie und ein tieferes Eingehen auf Schiller's Verhältniß zum Alterthum („Brant von Messina"!) gerechtfertigt haben; wie charakteristisch ist in dieser Beziehung seine Beschäftigung mit Homer im Jahre 1788 und sein sie widerspiegelnder Briefwechsel mit den Lengefeld'schen Schwestern von Volkstädt nach Rudolstadt.

Das dritte Buch, das wir heute anzuzeigen haben, hat mit der Geschichte der Pädagogik nichts zu thun; es ist lauter Gegenwart, modernste Gegenwart. Aber es ist eine so tüchtige und vermuthlich weit wirkende Leistung, daß die künftige Geschichte der Pädagogik seiner wol einmal Erwähnung thun wird. Der Oberlehrer Dr. Hartmann vom Königl. Gymnasium in Leipzig, der zugleich an dem unter Richard Richter's Leitung stehenden pädagogischen Seminar der Universität Leipzig an der Vorbildung der neuphilologischen Lehrer arbeitet, hatte vom sächsischen Cultusministerium einen halbjährigen Urlaub erhalten, um den Betrieb des neusprachlichen Unterrichts in Frankreich zu studiren. Von diesem Unterricht war schon bisher mancherlei Kunde zu uns gedrungen; der Verfasser dieser Zeilen hatte schon 1886 in seinem Buche über das weibliche Unterrichtswesen in Frankreich dem Betriebe an den höhern Mädchenschulen Anerkennung gezollt, in pädagogischen Zeitschriften und Schulprogrammen war auch über andere Schulgattungen berichtet worden. Nun ist es Hartmann's Verdienst, alle diese Beobachtungen wiederholt, eine Fülle neuer dazu gemacht und sie zu einem innerlich zusammenhängenden Gesammtbilde vereinigt zu haben. Es steckt ein mühevolles Stück Arbeit in diesem Buche: der Verfasser hat monatelang in Genf, in Paris und in der französischen Provinz hospitirt, seine während der Stunden gemachten Notizen und Beobachtungen hat er abends sorgfältig überarbeitet, und diese Stoffsammlung umfaßt nach seiner eigenen Versicherung fast acht Bände! Wir dürfen darum aber auch annehmen, daß wir ein getreues und, soweit es bei der Kürze der Zeit und der Größe Frankreichs möglich gewesen ist, vollständiges Bild aus seinem Buche erhalten. Jedenfalls ist kaum eine Schulgattung, die deutschen oder englischen Unterricht betreibt, und keine methodische Richtung in dem Betriebe dieses Unterrichts übergangen worden; auch über alle Theile dieses Betriebes erstrecken sich diese Beobachtungen. Ich kann in einer nur allgemein orientirenden Zeitschrift, wie diese ist, nicht auf die Einzelheiten eingehen, die jeden deutschen Neuphilologen aufs höchste interessiren müssen; doch darf hier darauf hingewiesen werden, daß das Interesse an dem Buche doch nicht rein schultechnischer und philologischer Art ist. Da der Verfasser mit offenen Augen durch das Land gegangen ist, da er auch allerlei am Wege liegende andere Dinge beobachtet hat, die mit der Schule nur in loser oder gar keiner Beziehung stehen, so verdient manches aus dem Buche auch allgemeiner bekannt zu werden. Vieles widerspricht den landläufigen Anschauungen; aber

wer selbst einmal drüben gewesen ist, wird ihm recht geben. Er hat wie so viele einzeln reisende Deutsche einen schönen Eindruck von der ritterlichen Freundlichkeit der Franzosen gewonnen, und stimmt dem bekannten Urtheile André Chénier's aus voller Ueberzeugung bei: „Le ciel les fit humains, hospitaliers et bons." Selbst der einzige Fall, in dem er gewisse chauvinistische Regungen niederer Volksschichten gegen ihn bemerkt hat, dient dazu, das tadellose Benehmen der Gebildeten nur in um so helleres Licht zu setzen; man lese diese merkwürdige Begebenheit auf Seite 31 fg. nach. Ebenso würden seine Bemerkungen über den Eindruck, den unsere Sedanfeier auf die Franzosen macht, für ein weites deutsches Publikum sehr anziehend und belehrend sein. Es wäre wünschenswerth, daß eine große politische Zeitung diesen Theil des Buches einmal im Auszuge veröffentlichte. Dazu würden auch empfohlen werden können des Verfassers Auslassungen über die Verehrung, die viele Franzosen vor unserm Kaiser haben (S. 34). Ein französischer Historiker hat Herrn Dr. Hartmann einmal in einer Abendgesellschaft gesagt: „Gleich zehn Jahre meines Lebens gäbe ich darum, wenn ich mich nur eine Viertelstunde mit Ihrem Kaiser unterhalten könnte."

F. Wychgram.

Militärschriften.

1. Deutschlands Seemacht sonst und jetzt, nebst einem Ueberblick über die Geschichte der Seefahrt aller Völker. Von Georg Wislicenus, Kapitänlieutenant a. D. Erläutert durch 65 Bilder vom Marinemaler Willy Stöwer. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 1896. Großfolio. Cart. 10 M.
2. Ein aus Eisenach stammendes preußisches Infanterieregiment im Siebenjährigen Kriege. Zweiter Beitrag zur Geschichte dieses Krieges mit archivalischen Beilagen von L. Freiherrn von Thüna. Eisenach, M. Wilckens. 1897. Gr. 8. 3 M. 20 Pf.

In Nr. 9 d. Bl. f. 1896 ist in dem Aufsatze „Die Deutsche Kriegsflotte" das von dem Verfasser des vorliegenden unter Nr. 1 genannten Buches gleichfalls herausgegebene Werk „Unsere Kriegsflotte" besprochen worden. Beide Werke des Verfassers stehen in einem innern Zusammenhange, der sich etwa folgendermaßen charakterisiren läßt. In beiden Werken wendet sich der Verfasser an ein Laienpublikum, dessen Verständniß und die Liebe für das Seewesen, die von der Urväter Zeiten her im deutschen Volke schlummern, er zu wecken, dessen thatkräftige Mitwirkung zur Stärkung der der Machtstellung des Deutschen Reiches bisher nicht entsprechenden Seemacht er zu erreichen sucht. In dem Werke „Unsere Kriegsflotte" wirkt die bildliche Darstellung der Schiffe unserer Flotte in ihrer künstlerischen Ausführung auf Gemüth und Phantasie des Beschauers; der im deutschen Blute von alters her liegende Hang und Drang nach Abenteuern in fremden und fernen Landen regt sich, die Phantasie gaukelt dem thatendurstigen Jünglinge bei Betrachtung der verschiedenen Lagen, in denen ihm die stattlichen Schiffe in allen Weltgegenden vorgeführt werden, Gefahren und Heldenthaten aller Art vor, der begleitende Text weckt das Verständniß für das Einzelwesen jedes der vorgeführten Schiffe. Die Beschreibung des todten, die Leistungsfähigkeit des belebten Schiffskörpers, die ganze Lebensgeschichte des Schiffes, der Vergleich mit den Vertretern seines Typus in fremden Marinen, der Hinweis auf seine Vorzüge und Schwächen, die Seitenblicke auf die Seekriegsgeschichte und die Mahnungen, aus ihr zu lernen: alles das erweckt, unterstützt durch die wirksame leicht verständliche Darstellung des Verfassers, das Interesse des Lesers und regt ihn an, sich selbst ein Urtheil über unsere Flotte zu bilden.

In seinem neuen Werke „Deutschlands Seemacht" (Nr. 1) geht der Verfasser, Georg Wislicenus, weiter, er will nicht nur das Interesse, Verständniß und die Liebe des Publikums für unsere Flotte erwecken und anfachen, er macht vielmehr systematisch Propaganda für die Schaffung einer Flotte, die Achtung gebietend allen übrigen Seemächten gegenüber in allen Erdtheilen, wo deutsche Interessen zu wahren sind, im Frieden und Kriege aufzutreten befähigt ist. Er sucht geschichtlich nachzuweisen, daß Deutschland mit einer solchen Flotte, wie es sie augenblicklich besitzt, als Großmacht in Zukunft überhaupt nicht werde bestehen können, denn die Geschichte aller Völker lehre, daß eine Großmacht, ja selbst eine Weltmacht auf die Dauer im Kampfe um das Dasein mit andern Mächten untergehen müsse, wenn sie nicht im Stande wäre, sich dem Gegner ebenbürtig auf dem Meere zu behaupten. Wenn Deutschland überhaupt sich als Großmacht im Leben und Wettbewerbe der Völker behaupten wolle, müsse es seiner ganzen Entwickelung nach eine Colonialmacht werden, und eine Colonialmacht könne nur bestehen mit einer entsprechenden Seemacht. Kein anderes Volk der Erde sei aber so wie das deutsche von Natur und Erziehung zur Herrschaft auf der See befähigt und andererseits auf diese Herrschaft hingewiesen.

Diesem Gedankengange entsprechend führt der Verfasser in dem ersten Abschnitte seines Werkes das Werden und Vergehen der zur See einst mächtigen Völker von den ältesten Zeiten her, sowie die gegenseitige Machtstellung der jetzt noch vorhandenen Seemächte in Kürze vor Augen, und gibt im zweiten Abschnitte einen geschichtlichen Ueberblick über den Antheil, den speciell die Deutschen vom Anfange der geschichtlichen Zeit bis auf die Gegenwart an dem Wettbewerb und den Kämpfen auf dem Meere gehabt haben.

In diesen beiden Abschnitten zieht sich durch die ganze Darstellung der geschichtlichen Entwickelung der Seefahrt

sowie der friedlichen und kriegerischen Concurrenz der Völker zur See als rother Faden die Absicht des Verfassers, den Leser davon zu überzeugen, daß ein Volk, das Anrecht auf eine Großmacht sich erwerben und erhalten will, auf dem Meere sich Geltung verschaffen und erhalten müsse. Nirgends auf der Welt zeige sich so handgreiflich die Wahrheit des Spruches: „Gewalt schafft Recht", wie auf dem gemeinsamen Tummelplatze der Interessen aller Schiffahrt und Handel treibenden Völker, auf dem die Völker nicht trennenden, sondern verbindenden Meere, und kein Volk habe das Sprichwort mit solchem Erfolge bethätigt als das von seinem ersten Auftreten zur See an in seiner Politik stets rücksichtslose England. In der Verfolgung seines agitatorischen Zweckes versäumt der Verfasser keine Gelegenheit, die sich ihm bietet, Vergleiche anzustellen mit dem Thun und Lassen der Deutschen in Bezug auf ihr Handeln in maritimen Angelegenheiten in Vergangenheit und Gegenwart. Ueberall hält er den Deutschen die Fehler vor Augen, die sie gemacht haben und noch machen, wenn es sich um das Ergreifen des rechten Augenblicks handelt, um sich das ihnen gebührende Ansehen auch auf dem Meere zu verschaffen.

Nachdem der Verfasser am Ende des zweiten Abschnittes einen kurzen Ueberblick gegeben hat über die ersten Anfänge einer brandenburgischen Kriegsflotte zur Zeit des Großen Kurfürsten, der mit seinem weiten Blicke die Wichtigkeit einer Colonialpolitik erkannt hatte, und einer preußischen Marine nach dem Friedensschlusse von 1815, sowie über den kläglichen Ausgang der Flottenträume von 1848 und über den Mangel jeglicher Offensivkraft zur See in den Kriegen 1864 und 1870—71, geht er im dritten Abschnitte zu der Thätigkeit der deutschen Kriegsflotte seit der Wiederherstellung des Reiches über.

Der am 1. März 1849 zum Oberbefehlshaber aller preußischen Kriegsfahrzeuge ernannte Prinz Adalbert von Preußen faßte zuerst die Schaffung einer selbständigen Flotte ins Auge, um Preußen endlich seinen ihm gebührenden Antheil an der Seeherrschaft zu sichern. Wenn ihm auch dieses Hauptstreben seines Lebens zu verwirklichen nicht gelang, so hat er doch in der Erbauung eines Kriegshafens in der Nordsee (Wilhelmshaven) die Grundlage für eine Seeherrschaft in der Nordsee gelegt.

Hatte auch im Laufe der Zeit bei verschiedenen Gelegenheiten die durch die Verfassung vom 1. Juli 1867 geschaffene norddeutsche Bundeskriegsmarine gezeigt, daß sie in ihrem Material und Personal die geeigneten Mittel besaß, um deutsche Interessen im Auslande würdig zu vertreten, so blieb doch die Ansicht die herrschende, „Deutschland bedürfe einer selbständigen Flotte nicht". Statt aus der kläglichen Rolle, die unsere Flotte in den Kriegen 1864 und 1870—71 zu spielen gezwungen war, die Lehre zu ziehen, daß es weder der Würde noch dem Selbsterhaltungstriebe des neu entstandenen Deutschen Reiches entspräche, so unselbständig zur See zu bleiben, zog man im Parlament, dessen Vertreter im großen und ganzen die allgemein herrschende Stimmung im Volke zum Ausdruck brachten, aus den glücklich bestandenen Kriegen den Schluß, daß wir auch ohne selbständige Flotte fertig werden können, und es genüge eine sogenannte „Vertheidigungsflotte".

Der Verfasser weist nun in sachgemäßer und überzeugender Weise den Irrthum dieser landläufigen Auffassung, die auch in dem Flottenbegründungsplane von 1873 ihren Ausdruck findet, sowol durch allgemeine strategische und taktische Betrachtungen als durch Beispiele aus der Geschichte nach und tritt mit großer Schärfe diesen Anschauungen, denen das berechtigte Streben nach größerer Selbständigkeit der Flotte als „uferlose Flottenpläne" erscheint, entgegen. Er führt aus, daß trotz der allmählich in weitere Kreise eindringenden Erkenntniß, daß Deutschlands Machtstellung, sein im schnellen Aufblühen begriffener Welthandel sowie seine beginnende Colonialpolitik eine selbständige Flotte unbedingt erfordern, immer noch, jetzt nach vierundzwanzig Jahren, unsere Flotte nicht einmal den vollen Etat an größern Schlachtschiffen besitzt, wie ihn der Gründungsplan von 1873 vorgesehen hat, und daß wir in der Anzahl solcher Schiffe selbst hinter den Marinen zweiten Ranges zurückstehen, was er im einzelnen durch Vergleich mit diesen Flotten nachweist.

Die nun folgenden Abschnitte des Buches behandeln im einzelnen die deutsche Kriegsflotte. Was der Verfasser in seinem Werke „Unsere Kriegsflotte" in losen Blättern über jedes einzelne Schiff oder jede Schiffsgattung geboten hat, gibt er hier, dem von ihm verfolgten Zweck entsprechend, in einer übersichtlichen Gruppirung wieder. Er zeigt, wie die Bauart und die Armirung der einzelnen Schiffe und Schiffsgattungen je nach ihrem speciellen Zwecke sich naturgemäß aus den eigenen und fremden Friedens- und Kriegserfahrungen entwickeln müsse, und wie man einerseits bei dem Feststellen des Bauplanes hiermit rechnen, andererseits aber bedenken müsse, daß vom Beginn des festgestellten Baues bis zur kriegsmäßigen Fertigstellung eines großen Schlachtschiffes mindestens vier Jahre erforderlich seien. Es sei daher Pflicht der Reichsvertretung, dafür Sorge zu tragen, daß rechtzeitig die Mittel bereit gestellt würden, die es ermöglichen, daß in absehbarer Zeit unsere Flotte zum mindesten den Flotten der Seemächte zweiten Ranges, wie Rußland, Italien, Nordamerika, ebenbürtig im Kriege und Frieden gegenübertreten kann.

Nach einem Ueberblick über die Organisation und den Friedensdienst der Flotte, der wie bei der Landarmee die Kriegstüchtigkeit aller einzelnen Theile vorbereiten und erhalten müsse, faßt der Verfasser zum Schlusse noch einmal zusammen, was Deutschland in Bezug auf seine Flotte noththut, wenn es eine Großmacht bleiben wolle. Er unterstützt diese Forderungen durch die Lehren, die aus dem Vergleich unserer Handels- und Kriegsflotte mit

denen der übrigen Seemächte gezogen werden müssen, und weist darauf hin, daß Deutschland auch reich genug sei, sich eine seiner würdige Flotte zu schaffen.

Möge der ernste Mahnruf, den der Verfasser durch dieses Buch an jeden Deutschen in so offener und leichtverständlicher Weise richtet, nicht unbeachtet verhallen!

Der Titel des unter Nr. 2 genannten Buches: „Ein aus Eisenach stammendes preußisches Infanterieregiment im Siebenjährigen Kriege", erweckt unwillkürlich in dem Leser die Erwartung, die Geschichte eines Regiments innerhalb der Periode des Siebenjährigen Krieges vorzufinden. Das Vorwort des Verfassers läßt jedoch erkennen, daß das Gebotene vielmehr nach dem fast ununterbrochenem Siegeslaufe der deutschen Armeen im Kriege 1870—71 eine Erinnerung sein soll an den Zeitraum der preußischen Geschichte, der wie kein anderer uns vor Augen führt, wie neben der Tapferkeit die vielleicht schwerste Tugend des Soldaten, das Ausharren im Unglück und unter den härtesten Strapazen des Krieges, den endlichen Erfolg verbürgt. Diese Erinnerung soll zugleich eine Mahnung für uns sein, in gleicher Weise, wie einst Friedrich der Große und seine Heere, nicht zu verzagen, wenn in Zukunft nicht solche Waffenerfolge uns zur Seite stehen sollten wie im Kriege 1870—71.

Die Theilnahme des Regiments Nr. 40 der Friderecianischen Zeit an dem Siebenjährigen Kriege hat dem Verfasser eigentlich nur die Veranlassung zu der vorliegenden Schrift gegeben. Da, wie der Verfasser angibt, nur sehr mangelhafte Quellen für die specielle Thätigkeit des Regiments in diesem Kriege vorhanden sind, so beschränkt sich das Gegebene fast ausschließlich auf die Mittheilung, bei welchen Kriegshandlungen das Regiment zugegen gewesen ist, und nur bei einzelnen Gelegenheiten, wie bei Prag, Zorndorf, bei der Belagerung von Schweidnitz u. s. w. ist von einer thätigen Mitwirkung im einzelnen berichtet worden. Da das Regiment während eines großen Theils des ganzen Krieges solchen Corps und Detachements zugetheilt war, die nicht unter des Königs persönlicher Führung sich befanden, und die Unternehmungen dieser Armeeabtheilungen vielfach Miserfolge hatten, die den harten, oft ungerechten Tadel des Königs für die Führer hervorriefen, so bot sich gerade in der Darstellung dieser Kriegshandlungen dem Verfasser die beste Gelegenheit, die schwierigen und verhängnißvollen Lagen zu schildern, die des Königs deprimirte, ja oft völlig verzweifelte Stimmung rechtfertigten, andererseits den erfinderischen, unerschöpflichen Geist Friedrich's nicht ganz zu beugen vermochten, dessen gewaltige Spannkraft sich gerade in solchen Lagen zeigte. Daß der Verfasser neben den Unternehmungen, an welchen das Regiment Nr. 40 theilgenommen hat, auch kurz die Ereignisse bei den übrigen Armeetheilen darstellt oder andeutet, entspricht gleichfalls seinem Zwecke, die für Preußen schwierige, oft trostlose Lage der gesammten Verhältnisse vor Augen zu führen. Des nähern hierauf einzugehen, erscheint bei der vorhandenen reichen Literatur über diese Kriegsperiode, namentlich nach dem Erscheinen des 22. Bandes der „Politischen Correspondenz Friedrich's des Großen" im Frühjahr 1896, aus welcher Quelle auch der Verfasser geschöpft hat, überflüssig.

Ueber das Regiment selbst, dessen Mitwirkung in die Darstellung des Ganzen eingeflochten ist, sei nur kurz erwähnt, daß es aus zwei Füsilierbataillonen und zwei Grenadiercompagnien bestand, von denen die letztern, während des ganzen Krieges vom Regimentsverbande getrennt, an weit entfernten Kriegsschauplätzen zur Verwendung gelangten. Das Regiment hatte zu Beginn des Krieges den Generalmajor von Kreutzen zum Commandeur, der im Jahre 1759 von dem Generalmajor von der Gablentz im Commando ersetzt wurde. Die dem Buche als Anlagen beigefügten Rang- und Verlustlisten des Regiments haben wol nur für denjenigen Werth, der sich speecieller für das Regiment interessirt, während der Inhalt des Buches selbst, der, auf 130 Seiten zusammengedrängt, ein anschauliches Bild der allgemeinen Lage der Friderecianischen Heere im Siebenjährigen Kriege gibt, auch für das große Publikum von Interesse ist.

Hugo Buttmann.

Zur außerdeutschen Geschichte.

Von jeher ist die geschichtliche Literatur unserer westlichen Nachbarn besonders reich an Memoirenwerken der an den Ereignissen unmittelbar betheiligten Staatsmänner gewesen. Von den Tagen Sully's und Richelieu's an bis auf die Gegenwart hin läßt sich eine stattliche Reihe von Ministern und sonstigen politischen Persönlichkeiten Frankreichs aufzählen, welche das Bedürfniß empfunden haben, selbst von ihrem Wirken und Schaffen, Denken und Planen der Nachwelt Kunde zu geben. Alle vortheilhaften wie nachtheiligen Seiten des französischen Nationalcharakters pflegen in diesen Werken mit besonderer Deutlichkeit zu Tage zu treten. Wenn schon den Memoiren mithandelnder Persönlichkeiten auch in andern Ländern ein gutes Stück ausgeprägter Subjectivität eigen zu sein pflegt, so ist das, den Eigenthümlichkeiten ihres Nationalcharakters entsprechend, bei den Franzosen in besonders hohem Grade der Fall. So viel unterrichtendes, weil auf bester Information beruhendes Material daher auch oft diesen Werken zu entnehmen ist, so muß man doch stets, um aus ihnen die volle historische Wahrheit zu ersehen, mit besonderer Vorsicht zu Werke gehen.

Daß alles dies in gesteigertem Maße von dem neuesten

französischem Memoirenwerke, dem des Mitgliedes der Directorialregiernng, des Vicomte von Barras gilt, haben wir unsern Lesern bereits bei dem Erscheinen der beiden ersten Bände des Werkes, denen man mit besonderer Spannung entgegengesehen hatte, dargethan (Jahrgang 1895, Nr. 47 d. Bl.); jetzt ist nun die noch weitere zwei Bände umfassende Fortsetzung des Werkes, welche zugleich seinen Abschluß darstellt, erschienen:

1. Memoiren von Paul Barras, Mitglied des Directoriums. Mit einer allgemeinen Einleitung, Vorworten und Anhängen herausgegeben von George Duruy. Autorisirte Uebersetzung. Dritter und vierter Band. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1896. Gr. 8. Jeder Band 7 M. 50 Pf.

In Bezug auf den allgemeinen Charakter und die historiographische Bedeutung des Werkes, in denen die vorliegenden weitern Bände durchaus denselben Charakter tragen wie die beiden ersten, darf ich den geneigten Leser auf die Besprechung der letztern verweisen. Die allgemeine Tendenz, welche einerseits auf einen Versuch der Rechtfertigung des politischen Verhaltens des Verfassers, andererseits auf die gehässigste Verlenmdung gegen Napoleon, sein ganzes Haus und alles, was mit ihm zusammenhängt, hinausläuft, ist genau dieselbe geblieben. Noch mehr aber wie bei den beiden ersten Bänden trifft bei den beiden letzten die eigenthümliche Ironie des Schicksals zu, daß der eine dem Werke genau entgegengesetzte politische und Weltauffassung vertretende französische Herausgeber, George Duruy, in den von ihm den Memoiren beigegebenen kritischen Einleitungen und Erläuterungen erfolgreich bemüht gewesen ist, die historische Darstellung des Verfassers der Memoiren, zum Theil aus ihr selbst heraus, zum Theil auf Grund anderer historischer Quellen in den wichtigsten Punkten als völlig unzutreffend und tendenziös gefärbt nachzuweisen und zu widerlegen. Ganz besonders gilt dies in Bezug auf die Darstellung, welche Barras von dem Staatsstreiche des 18. Brumaire des Jahres VIII der Republik (9. November 1799), durch welchen Napoleon der Regierung des Directoriums ein Ende machte und das Consulat an deren Stelle setzte, gegeben hat. Gerade hier hätte man aus diesen Memoiren eine Fülle neuer, werthvoller Aufschlüsse zu erhalten erwarten sollen, da Barras, wenn auch zunächst nur passiv, an dem Ereignisse hervorragend betheiligt war. Namentlich durfte man hoffen, über die Gründe dieser Passivität des Directoriums gegenüber den auf seinen Sturz gerichteten Bestrebungen Napoleon's, über die Gründe, weshalb das Directorium, obwol ihm die Vorbereitungen des Staatsstreichs keineswegs verborgen geblieben waren, nichts Energisches dagegen that, nähere Auskunft zu erhalten. Gerade hier aber versagt das Werk oder gibt vielmehr eine eingehende Darstellung, in welcher die entscheidenden Beweggründe namentlich des Verfassers selbst mehr umgangen als geschildert, der Hergang selbst aber eben dadurch völlig entstellt und unverständlich dargestellt wird. Und eben hier hat der Herausgeber Duruy mit seiner schneidenden Kritik der Memoiren und der Handlungsweise ihres Verfassers eingesetzt und in glänzender, freilich zuweilen in das Gebiet unbewiesener Vermuthungen sich verlierender Darlegung nachzuweisen gesucht, daß der Verfasser hier seine sehr guten Gründe gehabt habe, die Wahrheit nicht oder doch nicht vollständig zu sagen. Von den Erörterungen des Herausgebers über die in dieser Beziehung von der historischen Forschung noch nicht gelösten Fragen darf der Beweis, daß Barras thatsächlich über die von Napoleon geplanten Maßregeln ganz genau unterrichtet war, und daß er sehr wohl in der Lage gewesen wäre, mit den ihm zur Verfügung stehenden Mitteln der staatlichen Regierung den Staatsstreich Napoleon's zu verhindern, als aus den Aufzeichnungen Barras' selbst erbracht angesehen werden. Dagegen ist die Behauptung, daß diese Unthätigkeit Barras', die das Befremden seiner eigenen Anhänger erregte, dadurch veranlaßt war, daß er selbst an einer gleichzeitig im Werke befindlichen, auf die Restitution der Bourbonen gerichteten Verschwörung betheiligt gewesen sei, zwar zu einem hohen Grade der Wahrscheinlichkeit gebracht, aber doch nicht erwiesen.

Wir haben aus der ganzen Darstellung, welche die Zeit von 1797 bis kurz vor dem Tode des Verfassers (1829) umfaßt, gerade dieses Ereigniß, auf welches auch der Herausgeber Duruy besondern Werth legt, herausgegriffen, weil es in der That für die ganze vom Verfasser geschilderte Entwickelung der historischen Vorgänge ebenso bezeichnend ist wie für die Arbeitsweise des Verfassers. Wenn es gilt, seine Person und seine Wirksamkeit in ein möglichst helles Licht zu stellen und zu rechtfertigen, so scheut er keine Verdrehung und Entstellung, keine Unterdrückung ihm bekannter Thatsachen. Und nach denselben Grundsätzen — wenn man das Grundsätze nennen darf — verfährt er, wo es darauf ankommt, den Namen und Ruhm, ja die persönliche Ehre Napoleon's herabzusetzen, zu verdächtigen und zu verleumden. In dieser Richtung hat er geradezu Unglaubliches geleistet, wie z. B. in der cynischen Schilderung des Besuches, den ihm die Gemahlin des Consuls Bonaparte nach seiner (Barras') Abdankung gemacht habe. Man wird wie bei den beiden ersten Bänden sagen dürfen, daß der größte Theil des Schmutzes, mit dem Barras das Andenken Napoleon's zu besudeln versucht, auf ihn selbst zurückfällt.

Mit diesen Bemerkungen aber ist auch in Bezug auf diese beiden letzten Bände des Werkes zugleich das Urtheil über den historischen Werth seiner memoirenartigen Theile gesprochen. Wissenschaftlich von hervorragender Bedeutung sind auch diese Bände in erster Linie durch die protokollähnlichen Aufzeichnungen über die Sitzungen und die Geschäftsthätigkeit des Directoriums und durch die der Darstellung an den verschiedensten Stellen eingefügten officiellen Actenstücke, sowie vor allem durch die vortrefflichen kritischen Erörterungen des Herausgebers Duruy. Neben ihm gebührt auch dem sachkundigen Uebersetzer Dank und Anerkennung, der sich seiner oft heiklen

und schwierigen Aufgabe mit unverkennbarem Geschick entledigt hat.

Für die Geschichte Englands ist seit langer Zeit, im wesentlichen seit den klassischen Arbeiten Leopold von Ranke's und Rudolf von Gneist's, zum ersten mal wieder von einem Deutschen der Versuch gemacht worden, einen größern Zeitraum zum Gegenstande einer umfassenden und auf originalen Quellen beruhenden Darstellung zu machen:

2. Englische Geschichte im 18. Jahrhundert. Von Wolfgang Michael. Erster Band. Hamburg, Leopold Voß. 1896. Gr. 8. 16 M.

Dem Gegenstande nach könnte dieses Werk als eine unmittelbare Fortsetzung von Ranke's „Englischer Geschichte" betrachtet werden, die sich bekanntlich im wesentlichen mit der Periode des 16. und 17. Jahrhunderts beschäftigt. Freilich wäre dieser Maßstab einem Werke gegenüber, das sich erst selbst mühsam den Gang seiner Untersuchung bahnen muß, unbillig. In der That kann sich das Werk an Universalität der weltgeschichtlichen Auffassung, an Plastik und Gegenständlichkeit der Darstellung, an Weite des historischen Blickes mit seinem berühmten Vorgänger gewiß nicht messen. Zum Theil liegt das an dem Gegenstande selbst; denn die englische Geschichte des 18. Jahrhunderts mit ihren zunächst wenig hervorragenden historischen Persönlichkeiten ist an Reichthum der großen historischen Vorgänge und Charaktere mit der des 16. und 17. Jahrhunderts nicht zu vergleichen. Der Blick des Historikers verliert sich gleichsam in dem Gewirre diplomatischer und historischer Verwickelungen, denen es an einem großen, alles beherrschenden Mittelpunkte fehlt. Aber eine im hohen Maße anerkennenswerthe Leistung ist das Werk doch, wenn man es gerechterweise nur an sich selbst mißt. Es beruht, wie überall in unverkennbarer Weise hervortritt, auf den eindringendsten und umsichtigsten archivalischen Studien, die zu einer vollen Beherrschung dieses reichen Actenmaterials geführt haben. Und auch die Darstellung zeigt überall, daß der Verfasser seines umfangreichen Stoffes durchaus Herr geworden ist. Als ganz besonders dankenswerth für das Verständniß des Ganzen muß das erste Buch bezeichnet werden, das in großen, das Wesentliche geschickt und in der Hauptsache erschöpfend hervorhebenden Zügen ein Bild von der gesammten ältern Geschichte Englands von den ältesten Zeiten bis zum Beginn der großen Revolution von 1688, mit der die eigentliche eingehende Darstellung beginnt, entwirft. Der vorliegende erste Band umfaßt dann im wesentlichen die äußere politische Geschichte unter der Königin Anna und die Anfänge der Regierung Georg's I., d. h. im wesentlichen die Periode der Begründung des parlamentarischen Königthums, die einen von Etappe zu Etappe fortschreitenden Sieg der Ideen der „glorreichen" Revolution von 1688 in sich schließt. Im Vorwort stellt der Verfasser in Aussicht, in der Fortsetzung des Werkes die Hauptmomente der innern Geschichte in allen Seiten des englischen Lebens, Handel und Wandel, Recht und Verfassung, Wissenschaft, Kunst und Literatur, zur Darstellung zu bringen. Wenn diese Fortsetzung hält, was der vorliegende erste Band verspricht, so wird man dies Werk freudig als eine der erfreulichsten Bereicherungen unserer Literatur über englische Geschichte bezeichnen dürfen.

Endlich möge noch die von sachkundiger Hand hergestellte Uebersetzung eines ursprünglich schwedisch geschriebenen Werkes erwähnt werden, welches die Geschichte Finlands behandelt:

3. Geschichte Finlands. Von M. G. Schybergson. Deutsche Bearbeitung von Fritz Arnheim. Gotha, F. A. Perthes. 1896. Gr. 8. 12 M.

Das Originalwerk, das sich in Schweden und in der gesammten wissenschaftlichen Welt eines wohlbegründeten Ansehens erfreut, hat alle Seiten der ganz singulären und eigenthümlichen Entwickelung von Finland, äußere und innere Geschichte, die untrennbar miteinander verbunden sind, Recht und Verfassung, Cultur und Sitte im weitesten Umfange zur Darstellung gebracht und dabei namentlich auch Werth darauf gelegt, den innigen Zusammenhang, in welchem Finland Jahrhunderte hindurch mit Schweden gestanden hat, dadurch zur Anschauung zu bringen, daß die entscheidenden Vorgänge der schwedischen Geschichte, insofern sie mittelbar oder unmittelbar auf die finnische von bestimmendem Einfluß gewesen sind, zu eingehender Darstellung gebracht werden. In der That wird dadurch erst ein volles Verständniß für die Geschichte Finlands ermöglicht. Leider sind gerade diese, das Gemeinsame zwischen der finnischen und schwedischen Geschichte behandelnden Theile in der sonst verdienstlichen Uebersetzung Arnheim's so erheblich gekürzt worden, daß dadurch dem minder Bewanderten das Verständniß einigermaßen erschwert wird. Diese Kürzungen mögen durch die Rücksichten auf den Raum geboten gewesen sein, aber zum Vortheil haben sie dem Werke nicht gereicht. Trotzdem verdient es auch in seiner vorliegenden Gestalt die Beachtung und Theilnahme des Publikums, welche die sonstigen Vorzüge des Schybergson'schen Werkes ihm zu verschaffen durchaus geeignet sind. Georg Winter.

Neue Romane und Novellen.

1. Novellen. Von Adolf Schmitthenner. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 1896. 8. Geb. 6 M.

Adolf Schmitthenner ist einer unserer besten Erzähler, das heißt, er versteht die Kunst des Erzählens in ganz hervorragender Weise. Außerdem gelingt es ihm, den Forderungen des Realismus zugleich mit der der Poesie in einer Weise gerecht zu werden wie wenigen unter den Jüngern, wenn wir einen Schriftsteller, der das Schwaben-

alter bereits erreicht hat, noch zu den Jüngern rechnen dürfen. Seine Schilderungen der Natur wie der Seelenstimmungen sind durchaus individuell, und doch ebenso wahr als poetisch. Dabei offenbart er, manchmal scheinbar nur ganz gelegentlich, eine Tiefe des psychologischen Blickes, die außerordentlich ist, und versteht es, der Sprache den durchaus zutreffenden dichterischen Ausdruck für Seelenstimmungen abzugewinnen, was bekanntlich gar nicht so leicht ist, wie die Dutzendschreiber meinen.

Sein Buch zerfällt in zwei ungleiche Theile. Den ersten größern Theil nimmt eine Novelle ein: „Ein Michelangelo"; die sechs Novellen des zweiten Theils sind mit Ausnahme der letzten nur Novelletten oder novellistische Skizzen. Und es ist eigenthümlich: man hat den Wunsch, der Verfasser möchte die erste Novelle, die eigentlich ein Roman ist, ganz zur Novelle verdichtet und einzelne Skizzen zu wirklichen Novellen gestaltet haben. Das Buch wäre dann gleichmäßiger und sein Inhalt wirksamer.

Das Beste in dem Buche ist die kurze Skizze aus dem Ende des Dreißigjährigen Krieges; es ist eine Ballade in Prosa von zwingender Gewalt. Das ist die Luft, die 1648 durch die deutschen Lande wehte; hier ist die Stimmung der Zeit in jedem Wort getroffen. Nicht weniger ergreifend sind die Skizzen aus dem socialen Leben der Gegenwart: „Der Handwerksbursche" und „Der Ad'm". Namentlich in letzterer deckt sich wieder Inhalt und Darstellung in meisterhafter Weise. In „Kopf und Herz" ist ein vielbehandeltes Problem, ob nach dem Kopf oder dem Herzen die Gattin zu wählen sei, in origineller, vielleicht etwas zu fragmentarischer Weise gelöst, natürlich zu Gunsten des Herzens, während „Non cras sed hodie", die letzte umfängliche Novelle, etwas zu verwickelt und zu romantisch-craß ist.

Die Hauptnovelle des Buches: „Ein Michelangelo", nach der Zahlenangabe des Inhaltsverzeichnisses das neueste Erzeugniß des Verfassers, schildert den Lebensgang eines Steinmetzlehrlings aus dem Volke, und zwar wie aus einem Autodidakten ein Schüler und zuletzt ein Meister wird. Sie enthält eine Menge der feinsten psychologischen Züge und Scenen von unmittelbarster dichterischer Wirkung. Man spürt der Darstellung an, wie sich der Verfasser ganz in sein Problem eingelebt hat. Er ist bestrebt, überall sorgfältig zu motiviren; und auch wo er aus der Wirklichkeit in das Reich des Phantastischen hinübergreift, was er offenbar gern thut, hat er jedesmal eine ganz bestimmte dichterische oder die Sache fördernde Wirkung im Auge. Die Fäden zwischen dem Volksthum eines kleinen Städtchens und der höhern Bildung sind äußerst kunstvoll geschlungen, und gerade dieses Ineinandergreifen zweier Sphären gehört zum Anziehendsten der Novelle. Alle Personen sind scharf umrissen, auch die Nebenpersonen; nur die künftige Frau des Helden, an sich entbehrlich, scheint ein Nothbehelf. Denn in den Künstlergeschichten darf es einmal nicht ohne zwei Preise abgehen: einen Kunstpreis für ein epochemachendes Werk, das aber die reale Welt nie mit Augen gesehen hat, und einen Tugendpreis, hier die Tochter des Bildhauers, der aus dem Schüler einen Meister macht. Mich dünkt, ein Schriftsteller wie Schmitthenner hätte auf beides verzichten können, und er hätte dadurch die Wirkung bedeutend verstärkt. Dann hätte die Sache freilich wol tragisch geendet, was ja an sich kein Unglück gewesen wäre. Zudem hätte die hervorragendste Figur des ganzen Stückes, die Müllerstochter Gertrud, diese bestrickende Verkörperung der Sinnlichkeit, mit Leichtigkeit darauf hingeführt.

2. Frankfurter Novellen. Von E. Mentzel. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1897. 8. Geb. 4 M. 50 Pf.

Dieser Novellensammlung liegt ein sehr hübscher Gedanke zu Grunde: das Leben einer hervorragenden Stadt durch ein Jahrtausend hindurch in Erzählungen zu schildern, wobei der Nachdruck nicht auf Staatsactionen gelegt wird, sondern auf die jeweiligen Culturzustände eben dieser Stadt und den Ausdruck, den sie im Denken, Fühlen und Handeln ihrer Bewohner finden. Wir würden mit Vergnügen ähnliche Sammlungen sehen, auch wenn nicht alle Erzählungen von einem Verfasser herrühren. Das könnte vielleicht sogar von Vortheil sein. Denn nicht leicht hat ein Novellenschreiber gleichermaßen die Befähigung, Geschichten aus dem 9. wie aus dem 18. Jahrhundert zu erzählen. Auch Mentzel nicht, obwol er ausgesprochene Begabung für die schlichte Art historischer Erzählungen hat. Sein Talent entfaltet sich denn auch sozusagen erst im Verlauf des Buches, und die letzte Erzählung aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts: „Der Kirchenstuhl", ist die beste von allen. Sie ist, und das ist ein hohes Lob, in Riehl'schem Geiste geschrieben und gemahnt in der ganzen Art der Ausführung an diesen Meister der historischen Novelle. Nur ein paar mal fällt der Verfasser sozusagen aus dem Riehl'schen Stil heraus, d. h. er schreibt ein paar Sätze hin, die nicht ganz dem Tone des Ganzen entsprechen. Auch „Der Stern der Weisen" aus derselben Zeit ist eine eigenartige Novelle mit richtigem Zeit- und Localcolorit, und unter den übrigen aus früher Zeit findet sich manche gut erzählte Geschichte. Andere sind entweder blos Skizzen oder Nacherzählungen von frankfurter Sagen; die dichterisch geringste ist die erste aus dem Jahre 823. Diese Novellensammlung wird sicherlich nicht blos beim frankfurter Localpatriotismus gute Aufnahme finden, sondern auch weiterhin da gern gelesen werden, wo man die liebevolle Vertiefung in das Leben unserer Väter und die schlichte Darstellung eines talentvollen Erzählers zu schätzen weiß.

3. Ilse. Von Ossit (Baronin Madeleine Deslandes). Deutsch von Georg Freiherrn von Ompteda. Berlin, F. Fontane u. Comp. 1897. 8. 2 M.

Man glaubt in Deutschland gar nicht, wie sentimental die Franzosen schreiben können. Und wenn es sich um

die blonden Gretchen handelt, und die Franzosen dabei nicht gerade eine boshafte Laune haben, so glauben sie eine noch sentimentalere Feder führen zu müssen. Daß sie graziös schreiben können, und das auch thun, wenn sie sentimental sind, traut man ihnen schon eher zu. Und so ist auch diese Geschichte von einer süßen Anmuth und graziösen Sentimentalität. Es ist die Herzensgeschichte einer jungen Bambergerin mit einem „Seelchen, unschuldig wie ein Vöglein, das in einen Blumenleib geschlossen ist". Ein wirklicher Prinz verirrt sich von Bayreuth nach Bamberg, sieht sie und verliebt sich. Er ist natürlich eigentlich liebessatt und innerlich angefault; aber hier geht ihm wirklich etwas wie Liebe auf, und Ilse's Seele ist vom ersten Augenblick sein. Er ist edel genug, die Blume nicht zu brechen, sondern reißt sich, da er sie doch nicht in seinen Garten verpflanzen kann und mag, von ihr los, mit dem Versprechen wiederzukommen. Da er sein Versprechen aber nicht hält, so welkt die Blume hin und findet einen etwas mystisch angehauchten Tod durch einen Unglücksfall. Der Prinz erscheint nach zwei Jahren zu spät wieder in Bamberg, um folgendermaßen zu philosophiren:

Armes, kleines Ding! — es war besser, sie ruhte hier unter den Rosen — es war besser so!

Sie war auf der Erde gewesen wie die Blumen, wie die Vögel, wie die Schmetterlinge, fröhlich und unschuldig, schön und ohne Arg.

Aber Blumen und Falter sind alles unnütze Dinge! — sagen die, so weiser sind denn Gott.

Ja sie war unnütz gewesen, und gebrechlich, und rein, und schön wie diese Dinge. Nur ein Symbol war sie gewesen — und hatte eine Seele gehabt klar wie Krystall.

Armes Kind! Arme Ilse! Besser schon, sie schlief.

Sie war nur ein kleines Mädchen gewesen, und das Leben zu schwer für sie. Und ehe sie starb, hatte sie das ganze unerträgliche Gewicht menschlichen Leidens gekostet. Das war sehr ungerecht.

Der Prinz von Trevi fühlte in seinem Herzen seltsame Kälte. Ja! Ja — es war besser, sie schlief, denn er konnte ihr nicht helfen!

4. Durch die Wogen des Lebens. Roman. Von K. Michaelis (C. Milanis). Leipzig, Rob. Friese, Sep.-Cto. 1896. 8. 6 M.

Der richtige Gouvernanteuroman, halb in englischer, halb in deutscher Manier erzählt, für Gouvernanten und solche, die es werden müssen, sehr nützlich zu lesen, dafern sie nicht meinen, daß auch ihre Fahrt durch die Wogen des Lebens im Hafen einer Heirath mit einem reichen englischen Lord schließen werde.

Die Verfasserin scheint nach eigenen Erfahrungen zu erzählen. Da ihr die Kunst des Fabulirens nicht in besonderm Maße zu Gebote steht, so opfert sie um so reichlicher der Göttin Zufall. Die ist nun freilich in der Gouvernantenlaufbahn, so wie sie in Wirklichkeit, nicht in Romanen ist, in der Regel eine übel gesinnte Göttin. Hier webt sie selbst aus den bösesten Zufälligkeiten das Glück der Heldin, eines Fräulein von Sparre. Und diese verdient es auch, denn sie ist eine Musterheldin, wie es wenige gibt. Töchter vornehmer Familien, die genöthigt sind, ihr Brot auf diese Weise zu verdienen, können wirklich aus dieser Lektüre viel lernen; und sind sie so schön, klug, hingebend u. s. w. wie die Heldin, und hilft ihnen der Zufall so hübsch aus jeder Klemme, in welche die Heldin meistens ohne eigene Schuld geräth, so endet vielleicht auch ihre Laufbahn mit einer reichen und beglückenden Heirath.

Ist die Kunst der Verfasserin keine hohe, so steckt doch in ihrem Roman viel gesunde Weisheit und eine gute Moral. Manches Wort darin wird hochmüthigen Mädchen vielleicht wehe thun; aber sie werden es der Verfasserin um so eher verzeihen, als sie sich im ganzen bei der Geschichte recht gut unterhalten werden.

5. Spielkinder. Roman. Von Georg Hermann. Berlin, F. Fontane u. Comp. 1897. 8. 3 M.

Die Modernen lieben es, uns mit dem Unerfreulichsten, was es gibt, zu quälen, mit den Leiden von Kindern unvernünftiger oder heruntergekommener Aeltern. Eine glückliche Kindheit zu schildern, wäre ja altmodisch und könnte einen Leser rühren, und das darf doch die „Moderne" sich nicht nachsagen lassen. Wir müssen das Gefühl des Secirsaales haben oder bekommen, um solche Darstellungen der Modernen erträglich zu finden.

Auch dieser Roman beginnt mit der breiten Schilderung einer freudlosen Jugend, entwickelt sich aber dann doch zu einem realistischen Lebensbild der Spielkameraden vom Vorderhaus, Hinterhaus und Kellerwohnung, mit wenig romanhaften Zuthaten. So mag es in Wirklichkeit in Berlin dutzendmal zugehen, so mögen Hunderte von Kindern leiblich, seelisch und geistig verkümmern, wie hier geschildert wird. Ob der Verfasser recht hat, im Nachwort zu sagen: „Ich hätte diese Geschichte nicht erzählen sollen, es verlohnte sich wirklich nicht", sei dahingestellt. Wir sind übrigens der Ansicht, daß es sich nicht verlohnt, sein Talent — und der Verfasser hat Talent — anzustrengen, um uns eine Anzahl verfehlter Jünglingsexistenzen vorzuführen. Ob der Erzähler sich selbst dazu rechnet? Es ist nämlich ein Ichroman, mit aller Freiheit, auch das zu erzählen, was das Ich nun und nimmer gesehen, erlebt, geschaut und gedacht hat, und das Nachwort bekennt: „Ihr Lebenden, ihr Schaffenden, habt und behaltet recht! Nicht wir Todten! Männern gehört das Jahrhundert —, nicht Spielkindern." Ganz unsere Ansicht, und darum braucht man die Todten auch nicht in Romanen zum Leben zu galvanisiren. An was diese jungen berliner Existenzen zu Grunde gehen, das zu untersuchen, wäre interessant, würde aber auf das Gebiet der Pädagogik und der Moral führen, und damit hat die Aesthetik nichts zu thun. Der ganze Roman ist als künstlerische Leistung weniger traurig denn als Lebensbild. Vernünftige Leser könnten aus ihm sogar viel lernen, was indessen abermals mit der ästhetischen Be-

urtheilung nichts zu thun hat. Diese wird gern feststellen, daß der Verfasser, offenbar ein junger Schriftsteller, eine achtungswerthe Probe seiner Begabung abgelegt hat. Was er kann, werden wol erst spätere Veröffentlichungen zeigen.

Noch sei ein Wort gesagt über die Art der Darstellung; sie ist durchaus berlinerisch und muthet uns übrigen Reichsbürgern gar manches zu, worüber sich uns der Magen umdreht. Vom berliner Jargon ist reichlich Gebrauch gemacht. Ich halte aber Deutschland nicht für verpflichtet, sich in den berliner Jargon einzuleben, zumal da die Reichshauptstadt in dem jeder Hauptstadt bis zu gewissem Grade eigenen Dünkel sich so spröde und kritisch unnachsichtig verhält gegen jede gesunde Dialektfärbung unsers heutigen Schriftthums. Ich bekenne, nicht zu wissen, was eine „ulkige Kruke" ist, oder ein Kind „von ehrpußlichem Wesen", und was dergleichen berliner Ausdrücke sind, mit denen aber eben doch die Personen ganz bestimmt charakterisirt werden sollen. Ja selbst der Titel ist mir unverständlich. Ich kenne den Ausdruck Spielkameraden; aber daß ein „Spielkind" gleicherweise einen Spielkameraden wie einen Erwachsenen bezeichnet, der kindliche Art hat, das weiß man wol blos in Berlin. Und dann wird man wieder irre, wenn man den Erzähler von seinem Vater sagen hört: „Du warst doch ein richtiges, großes Kind, gläubig, gutherzig — aber doch ein Spielkind." Ein Spielkind ist demgemäß doch wieder etwas anderes, sonst müßte statt aber also stehen. Wir haben indessen keinen Grund, uns über berliner Räthsel den Kopf zu zerbrechen, bitten vielmehr, uns mit ihnen möglichst zu verschonen. Richard Weitbrecht.

6. Italienische Novellen und Anderes. Von Graf Alfred Adelmann. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1897. 8. 3 M.

Der verwegene Titel des Buches schien auf etwas Besonderes zu deuten, vielleicht auf Novellen, die neben Heyse oder Hoffmann treten sollten. Aber Adelmann hat mit seinen Vorgängern leider nichts gemein. Italia la bella kommt bei ihm wie etwa in den Aufsätzen einer Sechzehnjährigen weg, deren jugendlich-unreife Ueberschwenglichkeit für humorvolle Psychologen ihren Reiz hat, aber ästhetisch werthlos ist. Denn das bloße Jubelgetöse eines Erwachsenen und Poeten dazu über strahlende Sonnen und blauende Himmel hallt in die leere Luft; wenn landschaftliche Schilderungen wirklich dichterisch sein sollen, hat die Sprache mit andern Mitteln zu arbeiten, und müssen die Augen tiefgründender in die Welt sehen und nicht nur so leichtsinnig in den Glanz hinein, der auf der Oberfläche liegt. Die Themata der Erzählungen sind nicht immer schlecht, z. B. in der „Graziella", die den Geliebten aus der Gefangenschaft befreien will und dabei seinen Feinden zum Opfer fällt. Dagegen ist die „Blutschuld", die einmal zur Abwechselung in Deutschland spielt, total mißrathen. Unser gesundes Gefühl sträubt sich bei der Voraussetzung, daß ein Mann, der den andern in flagranti beim Einbruch in die Rechte seines Hauses erwischt und im Duell niedergeschossen hat, zehn Jahre eingesperrt worden ist; und um die Unmöglichkeiten und Zufälle zu häufen, brennt gerade im Augenblick, als er zurückkehrt, sein Haus ab, sodaß ihm knapp noch Zeit zum Wiedersehen mit der Gattin und zum gemeinsamen theaterhaften Tod in den Flammen bleibt.

In einer andern Novelle geht ein deutscher Maler in Rom, nachdem er sich bei einer hübschen Landsmännin einen Korb geholt hat, die Ehe mit einer heißblütigen Jungfrau aus dem italienischen Volke ein, die dafür eine unglaublich langweilige Belehrung über ihre zukünftigen ehelichen Pflichten anhören muß:

> Verachte die Welt, Fenella, wenn es gilt, zwischen ihr und unserer Liebe zu wählen. Denke gut von der Menschheit, als etwas Großem; doch denke gering von der sogenannten guten Gesellschaft. Lebe, Kind, nach der Erkenntniß deines Antonio: daß du ein Weib bist, edler und höher als viele Tausende deiner Geschlechtsgenossinnen; sei ein freundliches, aber ein stolzes, sich selbst genügendes und durch ihre Liebe befriedigendes Weib, und diese Liebe überrage himmelhoch alles, was uns die Welt zu bieten vermöchte, welche von dem Menschen weit mehr verlangt, als sie ihm bietet; aber bewahre dir deine Erkenntniß über die Eitelkeit und Nichtigkeit des gesellschaftlichen Lebens. „Edel sei der Mensch, hülfreich und gut!"

Antonio's Gespräch mit seinem Freunde Hugo scheint direct aus einem Uebungsbuch des guten Ollendorf entlehnt. „Du täuschest dich, Antonio, wenn du glaubst, daß ich dein rasches Handeln tadle", sagte Hugo in theilnehmendem Tone. „Ich selbst hätte in deiner Lage den Schritt wol kaum gethan; aber Geradheit und Offenheit sind niemals zu schelten. . . ." In dieser Weise geht es fort, bis der Leser die Geduld verloren hat.

Es möchte einem leidthun, daß Graf Adelmann so wenig die poetischen Mittel beherrscht, namentlich wenn man ihn just vorher im Vorwort als einen Biedermann schätzen gelernt hat, der für alles Schöne und Edle freilich sehr vag, doch immerhin ehrlich begeistert ist. Aber der Enthusiasmus und auch die allerbesten Vorsätze thun's wahrhaftig nicht allein.

7. Vom Malstock zur Haube. Unbedeutende Briefe aus der Großstadt. Von T. Norrmann. Wolfenbüttel, J. Zwißler. 1897. 8. 1 M. 50 Pf.

Diese merkwürdige Sammlung enthält anderthalb Dutzend Briefe, die ein albernes Frauenzimmer, „Lene" unterzeichnet, einmal vor vierundzwanzig Jahren einer Freundin geschrieben hat. Die war dazumal als junge Provinzlerin nach Berlin zu einer vermöglichen Tante versetzt worden, um ihr Talentchen in Becker's Atelier auszubilden, kam aber zu nichts Rechtem und packte ein, nicht ohne vorher die Reste ihrer Tante zu begraben, die nachts im Bette bei Licht gelesen hatte und —

> Na, na, das gibt noch ein Malör! —
> Die Zippelkappe neigt sich sehr —

aufgebraunt war. Unglück in der Liebe treibt die Briefstellerin schließlich der Barmherzigen Schwesterschaft in die Arme, aus der sie dann ein Jüngling wieder befreit. — Von Berlin hat das kleine Mädchen blitzwenig gesehen; die reichen Bildungselemente schüttelt sie in ihrem Köpfchen wirr durcheinander; die Wogen aus dem Kriege 1870, die sich in jenen aufgeregten Zeiten noch so toll brachen und in der Hauptstadt des Reiches Existenzen an einem Tage schufen und vernichteten, rauschen spurlos an diesem Buche vorbei.

Heinrich Kraeger.

Feuilleton.

In Maurier's Künstlerroman „Trilby" (Stuttgart, R. Lutz) ist das Milieu mit packender Anschaulichkeit gezeichnet. Wir sind überzeugt, so ist das Leben im Quartier latin, in den Künstlerkreisen von Paris in den funfziger Jahren gewesen; lebensvoll stehen die Charaktere vor uns, und wir glauben an sie, selbst wenn sie, wie der Musiker Svengali, eine starke Beimischung von grotesken, ja übernatürlichen Zügen aufweisen. Trilby ist ein schönes armes Mädchen, das im Quartier latin als Modell lebt, mit einem jungen englischen Maler sich verlobt, auf das inständige Bitten der Mutter des Malers sich von ihm lossagt und verschwindet. Nach Jahren erscheint sie wieder als weltberühmte Sängerin Svengali und feiert in ganz Europa unerhörte Triumphe. Da, bei ihrem ersten Auftreten in London, versagt plötzlich, gleichzeitig mit dem Tode ihres Lehrers und Impressarios Svengali, ihre Kunst. All ihr Können hat nur auf Suggestion beruht, mit dem Tode ihres Hypnotiseurs ist alles vergessen. Bald darauf stirbt sie. Wir können hier auf die Frage über Suggestion u. dgl. nicht eingehen. Jedenfalls muß man dem Verfasser nachrühmen, daß er auch das Unbegreifliche und Unglaubliche wahrscheinlich zu machen weiß.

— Schon mehr als ein dutzendmal ist Schiller's „Lied von der Glocke", zum Theil recht ausführlich, erläutert worden. Fr. Wegener hat die Literatur über die Glocke um eine Bearbeitung für den Schulgebrauch bereichert (Gotha, F. A. Perthes, 1897), die an Umständlichkeit und Gründlichkeit das Menschenmögliche leistet. Es soll nicht geleugnet werden, daß manches Brauchbare in dem Büchlein steht, aber den Lehrer, der im engsten Anschluß an dieses Frage- und Antwortspiel Schiller's Dichtung in der Klasse behandelt, könnten wir nur bedauern — freilich mehr noch die Klasse. Am nützlichsten ist das erste Kapitel, das die Beschreibung der Herstellung einer Glocke enthält und mit einigen Bildern zur Veranschaulichung versehen ist. Die Fragen, die sich an die Meistersprüche und die Betrachtungen anknüpfen, scheinen zum Theil für sehr jugendliche Schüler berechnet. Es sind über funfzig Seiten Fragen und Antworten; welche Klasse hält so etwas aus, ohne für alle Zeiten einen Abscheu zu bekommen vor Schiller's herrlichem Gedicht? Weniger, viel weniger wäre mehr gewesen! Die Neigung des Verfassers für das papierne „derselbe" mag nur nebenbei angemerkt werden. Alles in allem: eine Erläuterungsschrift, die nur dann Nutzen stiften wird, wenn sie sehr mit Vorsicht und noch mehr mit Auswahl benutzt wird.

— Ein wirklich herzerquickendes Buch für Kinder ist „Allerleirauh", Thiergeschichten für Kinder von O. Verbeck, mit 39 Illustrationen von Ch. Votteler (Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, 1896). Der Titel, der von der Königstochter im Grimm'schen Märchen und ihrem Pelzmantel hergenommen ist, wird von der Verfasserin selbst folgendermaßen erklärt: „Ich weiß Geschichten! Wollt ihr sie hören? Thiergeschichten! Und dann spränget ihr auf und riefet: Ja, bitte, bitte, Allerleirauh! Und dann ginge es los. An den wunderlichen Flicken, aus denen mein Mantel zusammengesetzt ist, könntet ihr euch aussuchen, was kommen soll. Da ist ein Stückchen schwarzes Hundefell, das ist die Geschichte von der treuen Hietze. Und da ist ein Fetzchen schneeweiße Lämmerwolle, das ist die Geschichte von Igla, dem Schaf. Aber auch Vogelfedern hat mein Mantel, graue Spatzenfedern, die bedeuten den lustigen, frechen Jochen, und gelbliche, bunte, das ist die gute Hühnermutter. . . . Und das Schönste an der Sache ist, daß alle die Geschichten wirklich geschehen sind. Keine einzige ist nur ausgedacht." In einem Vorwort, „das sehr wichtig ist und von keinem Kinde überschlagen werden darf", gibt die Verfasserin der Jugend Anleitung zum Studium des Seelenlebens der Thiere. Am besten aber zeigt sie durch die folgenden Geschichten, wie dankbar dieses Studium ist. Man staunt, was sie aus den geringfügigsten Dingen zu machen weiß, und was sie da erlauscht hat, versteht sie mit drolligem Humor wiederzugeben. Aber auch das ganze Thun und Treiben der Kinder schildert sie mit gesunder Natürlichkeit. So kann das Buch als gemüthbildende Lektüre warm empfohlen werden. Die Thierbilder sind eine hübsche Ergänzung zu den allerliebsten Geschichten.

Bibliographie.

Boguslawski, A. von, Aus bewegten Zeiten. Novellen und Skizzen. Berlin, Schall u. Grund. 8. 4 M.

Green, K., Das Geheimniß der Mühle. Roman. Mannheim, J. Bensheimer, Verlag. 8. 4 M.

Haek, D., Pfennige. Verse und Prosa. Leipzig, Albert Warnecke. 12. Geb. 2 M.

Halbe, M., Frau Meseck. Eine Dorfgeschichte. Berlin, Georg Bondi. 8. 1 M. 50 Pf.

Hassell, U. von, Deutschlands Colonien. Ein Rückblick und Ausblick. Stuttgart, Chr. Belser'sche Verlagshandlung. Gr. 8. 1 M.

Ixerott, Marie, Ostern. Dichtung. Preßburg, G. Heckenast's Nachfolger, Rudolf Drotleff. 8. 1 M. 50 Pf.

Lienert, M., Der letzte Schwanenritter. Ein fröhlicher Sang aus der Urschweiz. Frauenfeld, J. Huber's Verlag. 8. Geb. 3 M. 20 Pf.

Maupassant, G. de, Pariser Abenteuer. München, Albert Langen. 12. 1 M.

Schlichting, von, Taktische und strategische Grundsätze der Gegenwart. Erster Theil: Die Taktik der Waffen im Lichte der Heeresvorschriften. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. Gr. 8. 4 M.

Schulze-Gaevernitz, G. von, Carlyle. („Geisteshelden." Band 6.) Berlin, Ernst Hofmann u. Comp. 8. 2 M. 40 Pf.

Schumacher, H. V., Der Ruhm. Roman. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong u. Comp. 8. 3 M.

Treitschke, H. von, Historische und politische Aufsätze. Vierter Band: Biographische und historische Abhandlungen, vornehmlich aus der neuern deutschen Geschichte. Leipzig, S. Hirzel. Gr. 8. 8 M.

Uhland's Gedichte. Stuttgart, Karl Krabbe. 16. Geb. 3 M.

Voß, R., Römische Dorfgeschichten. Vierte Auflage. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 8. 3 M.

Wulffen, E., Tasso in Darmstadt. Lustspiel. Chemnitz, Martin Bülz. Gr. 8. 1 M.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von **F. A. Brockhaus** in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Allgemeine
Geschichte der Philosophie
mit besonderer Berücksichtigung der Religionen.
Von
Dr. PAUL DEUSSEN
Professor an der Universität Kiel.

Erster Band, erste Abtheilung:
Allgemeine Einleitung und Philosophie des Veda bis auf die Upanishad's.
8. Geh. 7 M.

Hiermit beginnt die Veröffentlichung einer grossartig angelegten, umfassenden Geschichte der Philosophie in gänzlich neuer Darstellungsweise. Das Werk wird aus zwei Bänden in sechs Abtheilungen bestehen. Im ersten Band wird die ostasiatische Philosophie (Inder: Hymnenzeit, Brâhmanazeit, Sanskritzeit; nebst Anhang über China und Japan) behandelt, während der zweite Band die westasiatisch-europäische Philosophie (Griechen, biblisch-mittelalterliche Philosophie, neuere Philosophie bis zur Gegenwart) darstellen wird.

Schon diese erste Abtheilung des ersten Bandes hat die allgemeine Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen Welt auf das bedeutende Werk gelenkt. Ausführliche Prospecte mit genauer Uebersicht über die Eintheilung des ganzen Werks gratis.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Wesen und Zweck der Politik.
Als Theil der Sociologie
und Grundlage der Staatswissenschaften.
Von **Gustav Ratzenhofer.**
Drei Bände. Mit 1 lithographirten Tafel. 8. Geh. 20 M.

„Ein grundlegendes Werk, in welchem ein originaler Denker Staatsmännern, Parlamentariern, Publicisten und Historikern reiche Anregung und Belehrung gibt."
Kölnische Zeitung.

„Ein umfassendes, grundlegendes und bahnbrechendes Werk, ein Markstein in der Geschichte der Staatswissenschaften."
Vossische Zeitung.

„Unstreitig eine der interessantesten socialwissenschaftlichen Publicationen der neuesten Zeit."
Leipziger Zeitung.

„Die Betrachtungen sind überaus geistvoll und anziehend."
Die Post (Berlin).

„Wer dem Werk ein eingehendes Studium widmet, der wird sich durch die Bereicherung seines politischen Wissens und seiner politischen Einsicht reich belohnt finden."
Hannoverscher Courier.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Balkan-Haiduken.
Ein Beitrag zur innern Geschichte des Slawenthums.
Von **Georg Rosen.**
8. Geh. 5 M. 50 Pf.

Das vorliegende Buch des mit den Zuständen der Balkanhalbinsel genau bekannten Verfassers behandelt das Haiduken- und Räuberwesen auf der Balkanhalbinsel, den Ursprung und die Folgen desselben, und hebt namentlich seinen engen Zusammenhang mit dem Panslawismus und mit den orientalischen Wirren hervor.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsche Liebe.
Aus den Papieren eines Fremdlings.
Herausgegeben
und mit einem Vorwort begleitet
von
F. Max Müller.
Zehnte Auflage.
8. Geh. 3 M.

Die seelenvolle und mit psychologischer Feinheit erzählte Novelle, die den berühmten Orientalisten Professor Dr. Max Müller, der Sohn des Dichters Wilhelm Müller, zum Verfasser hat, erhält sich die Gunst weiter Kreise, namentlich als ansprechende Gabe für die gebildete Frauenwelt. Die gefällige Ausstattung und der billigere Preis dieser zehnten Auflage (die frühern Auflagen kosteten geb. 4 M.) werden dem beliebten Buche gewiß noch viele neue Freunde zuführen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Euphorion.
Eine Dichtung aus Pompeji
in vier Gesängen von
Ferdinand Gregorovius.
Sechste Auflage.
8. Geh. 2 M. 40 Pf. Cart. 3 M.

Diese anmuthige Dichtung, ein im altrömischen Geiste geschaffenes idyllisches Epos, hat allgemeine Würdigung und weite Verbreitung erlangt, sodaß bereits die sechste Auflage ausgegeben wurde.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gedichte
von
Gottfried August Bürger.
Neue vollständige Ausgabe.
Mit Einleitungen und Anmerkungen herausgegeben
von **Julius Tittmann.**
Zweite Auflage.
8. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M. 50 Pf.
(Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts.)

Eine durch literarische Einleitung und zweckmäßige Anmerkungen ausgezeichnete vollständige Ausgabe der Gedichte Bürger's.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig (Querstr. 16).

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer.
Preis vierteljährlich 7 M. 50 Pf.,
jährlich 30 M.

Nr. 19.

Leipzig,
6. Mai 1897.

Inhalt: Das Museum. Von Ernst Lehmann. — Wirthschaftsgeschichtliche, social- und staatswissenschaftliche Monographien. Von L. O. Brandt. — Eine Literaturgeschichte der Gegenwart. Von Moritz Necker. — Aus der Erzählungsliteratur. Von Edmund Lange. Beschauliche Dramen. Von Friedrich Kummer. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Das Museum.

„An den Raffaels erbaut' ich mich noch immer; doch ich seh' gern zu zeiten auch ein Bildchen von Ostade und Teniers."
Berthold Sigismund.

Wie Rantendelein, die deutsche Muse, in Gerhart Hauptmann's tiefsinniger Märchendichtung am Ende zum Wasserpatscher Nickelmann in den Brunnen hinabsteigt, so kehrt die Kunst zu zeiten bei den Unberufenen ein, bei der öden Mittelmäßigkeit: sie nimmt deren Gewohnheiten und Trachten an und versinkt in seichte, gefällige, charakterlose Anmuth, gerade gut genug zu Sinnenreiz und Zeitvertreib. Aber dann und wann — noch in den siebziger und achtziger Jahren — ist sie wieder dem Brunnen entstiegen und hat manches Künstlers Stirn mit ihrem Blütenreis berührt und ihm „mit ihrer Lippen Purpurpracht" die Augen wach geküßt. Auf die Dauer aber hat es sie nicht im „Menschenland" behalten; zuweilen sitzt sie wol versonnen auf dem Brunnenrand und singt:

Weiß nicht, woher ich kommen bin;
Weiß nicht, wohin ich geh:
Ob ich ein Waldvöglein bin
Oder eine Fee.

Fühlt sie, daß der frische Zug eines gesunden Naturalismus dem nebelhaftem Spuke phantastischer Symbolik zu weichen begann?

In der That ist Gefahr im Verzuge, und jeder Fingerzeig zur Aufrechterhaltung des Curses ist mit Freuden zu begrüßen. Dem Künstler wie dem Laien kann nicht klar genug gezeigt werden, wie sowol in den großen erhaltenen Meisterwerken der Antike und der Renaissance als in denen der neuen Classiker der Naturalismus es ist, der alles das hineingewoben hat, was uns aus der Wirklichkeit mühelos und sicher in die Welt des Scheins, in das reine Anschauen hinübergleiten und — genießen läßt. Wie weit der Künstler sich verlieren kann, davon legen unter anderm Karl Strathmann's Bilder Zeugniß ab: ihnen fehlt es weder an Gedanken noch an Sicherheit der Mache; aber das falsche feierliche Pathos zerstört die Illusion und wirkt, wenn nicht komisch, so doch erkältend. Ja, wenn man noch von Naivetät reden könnte! Den Unterschied erkennt man am besten, wenn man die alten Florentiner, Sandro Botticelli an der Spitze, zum Vergleiche heranzieht.

Der Ruf nach „Natur" ist noch bei jeder großen Kunstbewegung alter und neuer Zeit erklungen. Ihm folgten die Bildschnitzer Aegyptens wie die Plastiker der Griechen; er klingt noch heute nach in den Werken Masaccio's und Dürer's; und in unserer Zeit mühten sich Zeichner und Maler, außer den Formen auch Licht und Luft der Natur zu entreißen, wie es einst Dürer erstrebte.

Aber nicht nur der Natursinn erwacht an solchen Wendepunkten, es tritt auch die Persönlichkeit des Künstlers selbst in ihre Rechte. So in der Renaissance, so heute, ja in der Gegenwart in noch höherm Grade. Und wenn man die großen Künstler vergangener Zeiten preist, so soll man nicht vergessen, daß — redlich abgewogen — unser Jahrhundert jenen nicht nachsteht: meist leugnet man dreist eine sichtliche Weiterentwickelung und Vervollkommnung und beweist dadurch nur, daß man nicht „sehen" gelernt hat. Ebenso vergißt man gern über der Pietät gegen die großen Alten die gewaltige Gebietserweiterung, die die Kunst durch die Modernen erfahren hat.

Man könnte hier leicht auf Muther und andere verweisen; der kräftigste Hinweis aber liegt im Experiment. Freilich gibt es keine Versuchsstationen — Museen — für derartige Zwecke; aber solche Vergleichstudien lassen sich fast ebenso gut an getreuen Nachbildungen anstellen, die stets auch ein gut Theil der Schönheit des Originals genießen lassen. Ein ausgezeichnetes Anschauungsmaterial bieten zu diesem Behufe die Tafeln des von Graul und

Stettiner*) herausgegebenen „Museums", das an Mannichfaltigkeit alle ähnlichen Unternehmungen übertrifft; denn es birgt in seinem Bilderschatze Kunstwerke aller Zeiten und Nationen, und neben der Malerei findet auch die Bildhauerkunst ihre volle Würdigung.

In dem vorliegenden ersten Jahrgange sind etwa hundert Künstler in anderthalbhundert Werken vertreten. Die trefflich getonten Netzätzungen von feinem Korn gewähren dem Auge einen wirklichen Genuß und machen es auch dem wißbegierigen Laien möglich, das naturalistische Band zu verfolgen, was alle durchzieht, sowie andererseits die persönliche Eigenart der Künstler herauszufinden, die sie voneinander scheidet. Ohne Mühe geht es freilich nicht ab. Das „Sehen" in Kunst und Natur will eben gelernt sein; meist muß es nachgelernt werden, denn von unsern Bildungsstätten bringen wir es nicht mit. Es ist auch nicht so ohne weiteres zu verlangen: haben doch unsere Künstler erst selbst die Schönheit und neue Anschauungswerthe da entdecken müssen, wo man sonst achtlos vorüberschritt. Das alte Wort „Quod ante pedes stat, nemo videt" gilt auch noch heute.

Der Besucher des „Museums" ist indeß nicht hilflos sich selbst überlassen: schon beim Eintritt nehmen ihn kundige Führer in Empfang, die ihm zu Verständniß und Genuß die rechten Wege zu zeigen sich bemühen. Will sagen: den Tafeln geht eine große Anzahl kunstgeschichtlicher nud ästhetischer Abhandlungen aus bewährten Händen voraus. Die Stoffe sind im allgemeinen geschickt gewählt und stellen ihr Anschauungsmaterial entweder selbst inmitten des Textes auf oder sie nehmen auf die Tafeln Bezug. So belehrt uns Ludwig Kämmerer an der Hand von Studien und Entwürfen Burckmair's, Dürer's, Rembrandt's, Signorelli's, Raffael's, Michelangelo's und Watteau's über die Zeichnungen und deren Entstehung, wobei der Laie namentlich über das Technische manch erwünschten Aufschluß erhält. Aus derselben Feder stammen noch zwei Monographien über Martin Schongauer als Maler (mit der Geburt Christi in der münchener Pinakothek) und über Donatello, dessen Gattamelata in Einzelzeichnungen im Text wie als ganze Reiterfigur in den Tafeln auftritt und zum Vergleiche mit Verrocchio's Colleoni auffordert. Heinrich Alfred Schmid führt uns vor Hans Holbein's Madonnenbilder und zeichnet das Charakterbild Andrea del Sarto's, dessen Kunst uns in Studienblättern sowie durch seine wiener Pietà und durch die Madonna del Sacco im Hofe von Sant' Annunziata in Florenz nahe gebracht wird. Georg Gronau, Hermann Helferich, Richard Stettiner, Alfred Gotth. Meyer, Karl Neumann und Wilhelm Bode liefern mehr oder weniger kurze Charakteristiken in bunter Reihenfolge: Giorgione, Lorenzo Lotto, Fra Angelico da Fiesole, Andrea del Verrocchio, Puvis de Chavannes, Frans Hals, Arnold Böcklin, Jean Antoine Houdon, Rauch, Anselm Feuerbach u. a. m. Für die Antike sind Kekule von Stradonitz (der weibliche Kopf von Pergamon, Laokoon) und Franz Winter (Alexander der Große, Pergamon) die berufenen Vertreter. Richard Graul bricht für den Naturalismus in der modernen Kunst eine Lanze, und nur Woldemar von Seidlitz legt sich ganz auf die ästhetische Seite, wenn er dem Leser über Stil, Typus und Schönheit seine Meinung kundgibt.

Dies alles wartet unser noch im Vorhofe des „Museums". Drinnen selbst erhält jedes einzelne Bild seine eigene Beleuchtung, die durch die eingestreuten, bisweilen etwas subjectiv angehauchten Ansichten des Cicerone keine Einbuße erleidet, wenn sie auch nicht immer als unbedingt maßgebend — und infolge der kurzen Fassung — als erschöpfend gelten können. Aber häufig sind es erfahrungsgemäß gerade diese Erläuterungen, die den Beschauer zur wiederholten Betrachtung reizen und locken: manches Blatt, das anfangs als unscheinbare Zugabe rasch überschlagen wurde, gewinnt von da an ein bleibendes Interesse, und an dem häßlichen Entlein zeigt sich nach und nach der Ansatz zu stolzem Schwanengefieder. Uebrigens findet eine Reihe dieser Erläuterungen in den vorausgehenden Essays wichtige Ergänzungen. Die Auswahl der Bilder ist durchweg zu billigen. Daß die Renaissancezeit besonders bevorzugt wird, bedarf keiner Begründung: sie wird immer als Vermittlerin zwischen antiker und moderner Kunst anzusehen sein. So ist Giorgione durch das einzige bezeichnete Bild vertreten, jenes Altarbild, in dem statt des tiefdunkeln Hintergrundes eine lichte Landschaft das Auge ergötzt: die Madonna von Castelfranco. Wir erfahren durch des Meisters Worte auf der Rückwand des Gemäldes auch den Namen seines Madonnenideals.

Vien' o Cecilia,
Vieni t' affretta!
Il tuo t' aspetta.
Giorgio.

lautet die Inschrift, die „sie" zum Stelldichein ladet. Selbstverständlich begegnen wir Raffael's Madonnen (der Sistina, der Madonna della seggiola, del granduca), Tizian's Zinsgroschen, der Flora und der irdischen und himmlischen Liebe, sowie Maria's Tempelgang, ferner Dürer's Holzschuherporträt, seinem münchener Selbstbildniß und seiner Madonna mit dem Zeisig, Michelangelo's Moses und den Mediceergräbern, Rubens' Frau und Söhnen, Velazquez' und Frans Hals' Bildnissen, Ter Borch's Concert, Ruysdael's, Hobbema's, Poussin's und Claude Gelée's Landschaften, Jan van Eyck's Mann mit der Nelke und dem Genter Altar, Palma Vecchio's Jakob und Rahel, Moretto's Santa Justina, Moroni's Schneider, Guido Reni's Aurora, Van Dyck's Kindern Karl's I., Liotard's Chocoladenmädchen, Rossellino's und Desiderio's stolzen Grabmälern, Verrocchio's Taufe mit Leonardo's Engel, Peter Vischer's Sebaldusgrab, seinem König Arthur

*) Das Museum. Eine Anleitung zum Genuß der Werke bildender Kunst. Von Wilhelm Spemann. Mit Beiträgen von Wilhelm Bode, Max J. Friedländer u. a. herausgegeben von Richard Graul und Richard Stettiner. Erster Jahrgang. 20 Hefte. Berlin, W. Spemann. 1896. Imperial. 20 M.

und Donatello's und Luca della Robbia's tanzenden und musicirenden Putten.

Holbein's Madonna und die dresdener Copie finden sich, wie seinerzeit die beiden Gemälde selbst, zu unmittelbarem Vergleiche hier nebeneinander aufgestellt. Noch heute gibt es Zweifler, die ihre Stimme für die dresdener Madonna erheben. Die meisten von ihnen sind indessen, wie seinerzeit auch Fechner, nicht im Stande, die feinen Unterschiede in den Familienbildnissen herauszufinden, die namentlich durch die Vergleichung mit den Holbein'schen Vorstudien ins Gewicht fallen. Eins aber ist für jedermann ersichtlich, nämlich der Unterschied in der Zeichnung der beiden Madonnengestalten selbst, sobald er sich nur an die Costümkunde wendet und die vielen erhaltenen Trachtenbilder Holbein's betrachtet. Kleidung und Körperhaltung der Madonna sind dann sofort ausschlaggebend. Im Original schneidet die Taille gleich unter dem Busen ab, und die breiten Falten des Rockes gewähren dem Unterkörper volle und uneingeschränkte Bewegung und Ausdehnungsfähigkeit, wie auf allen gleichzeitigen Bildern, auch in heiligen und jungfräulichen Gestalten. Die verkümmerte Figur der dresdener Madonna wirkt dagegen bei allen sonstigen malerischen Vorzügen geradezu kläglich.

Von den Spätern fallen uns in die Augen: Defregger (Tiroler Landsturm), Kraus (Salomonische Weisheit), Schwind (Liebesglück und Eidesbruch, aus dem Cyklus der „Schönen Melusine"), A. Achenbach (Niederländische Landschaft), Gérard (Napoleon I.), Feuerbach (Gastmahl des Plato), Delacroix (Algerische Frauen), Alfred Rethel (Zerstörung der Irmensäule), Menzel (Flöteneoncert und Eisenwalzwerk), Schlüter (Masken sterbender Krieger), Carpeaux (Der Tanz), Chapu (Jeane d'Arc), Donndorf (Büste Bismarck's), Dannecker (Ariadne) u. a.

Wir scheuen sonst vor Aufzählungen zurück; für die Charakterisirung eines solchen Sammelwerkes war indeß die Hervorhebung des Wichtigsten nothwendig.

Und die Moderne? Nun, auch sie ist vertreten, wenn sie uns auch vorerst nur Millet's Aehrenleserinnen, Puvis' Genoveva, Corot's Landschaft (deren duftiger Hintergrund freilich in der Nachbildung fast vollständig „verduftet" ist), Courbet's Rehe im Walde, Boecklin's Gefilde der Seligen, Cazin's Hagar und Ismael und die Heuernte von Bastien-Lepage als Vorschmack künftiger Genüsse vor Augen stellt. Die Werke sind indessen typisch für die genannten Künstler, bis auf die Gemälde von Cazin, der hier mehr an Liezen-Mayer's Audifax und Hadumot als an Verlaine'sche Stimmungen erinnert.

Wer Jules Bastien-Lepage's Lebensgang verfolgt hat, kennt auch die Künstlerin Maria Bashkirtseff, die Malerin des „Kinder-Meeting" im Luxembourg. In ihrem Tagebuche, das sie von ihrem zwölften Lebensjahre bis elf Tage vor ihrem Tode (31. October 1884) führte, schildert sie den Meister mit den Worten: „Er ist ganz klein, ganz blond, trägt die Haare nach bretagnischer Manier frisirt, und hat eine Stumpfnase und einen knabenhaften Bart (une barbe d'adolescent)."

Die beiden armen Schwindsüchtigen haben sich ihren Lebensabend gegenseitig verschönt. Als sie ihn nicht mehr besuchen konnte, trug ihn sein Bruder Emile, der Architekt, die drei Treppen hinauf und herunter: „Nun sitzt er hier in einem Fauteuil und hat die Beine auf Kissen ausgestreckt; ich sitze in einem andern Fauteuil dicht neben ihm bis um sechs Uhr." Und an einer andern Stelle: „Sobald man ihn zu Bette gebracht hat, setzen sich alle wie gewöhnlich auf die linke Seite des Bettes; nur ich setze mich auf die rechte Seite. Da drehte er den übrigen den Rücken und sprach mit mir in sanfter Weise von Kunst." Von Maria's Tagebuch ist eine deutsche Uebersetzung von Lothar Schmidt*) erschienen, die wieder eine Flut von Besprechungen hervorgerufen hat, darunter auch manche gehässige. Die philiströseste und einseitigste hat das „Leipziger Tageblatt" geliefert: ihr Verfasser zeigt nur wenig Verständniß für die innern Kämpfe des genialen Mädchens.

Wir hätten eigentlich noch vieles auf dem Herzen; aber der uns zugemessene Raum legt uns Beschränkung auf. So unterdrücken wir auch die kleinen Ausstellungen, zu denen einige Nachbildungen Veranlassung geben: hier und da ein flaues Negativ, dort zu grelle, einseitige Beleuchtung einer Statue — ein Magnesiumblitz während der Aufnahme hätte auch die andere Seite der Milonischen Venus genügend aufgehellt — derlei „Unglücksfälle" lassen sich bei Hunderten von Vervielfältigungen nicht vermeiden. Was wollen die wenigen vereinzelten Fälle sagen bei der Fülle wohlgelungener Aufnahmen, die uns soviel Herrliches in die Erinnerung zurückrufen und mit Neuem bereichern, das uns schon nach dem — zweiten Jahrgange sehnsüchtig ausblicken läßt! Ernst Lehmann.

*) Tagebuch der Maria Bashkirtseff. Uebersetzung aus dem Französischen von Lothar Schmidt. Zwei Theile. Breslau, L. Frankenstein. 1897. 8. 5 M.

Wirthschaftsgeschichtliche, social- und staatswissenschaftliche Monographien.

1. Zur Frage der Zufuhrwege in Rußland. Nationalökonomische Studie. Von Fr. Hoch. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. 1896. Gr. 8. 3 M.

Der Verfasser, der als Ingenieur viele Jahre thätig war, unternimmt es, uns in der vorliegenden Studie die Entwickelung des Verkehrsnetzes in Rußland zu schildern und der Gesetzgebung, mit der man sie zu fördern sucht. Methodisch läßt sich gegen die Behandlung des Stoffes viel einwenden, indeß bringt der Verfasser sachlich eine Fülle interessanten Materials, vor allem in Bezug auf

die Entwickelungsgeschichte einzelner Kleinbahnlinien. Er berücksichtigt nicht nur Rußland, sondern behandelt, da seine Schrift Agitationszwecke verfolgt und für den Bau russischer Kleinbahnen in ausgedehnterer Weise plaidirt, z. B. auch die Schmalspurbahnen im Königreich Sachsen, verweist auf den Bau der Kleinbahn Ocholt—Westerstede im Herzogthum Oldenburg, auf österreichische Kleinbahnen u. s. w.

Die russischen Verkehrsanlagen sind noch verhältnißmäßig unentwickelt. Von natürlichen Zu- und Abfuhrwegen ist Rußland zunächst mit Wasserstraßen, den kostbarsten Verkehrswegen, reich gesegnet. Frankreich besitzt etwa 12000 km Flüsse, Deutschland etwa 8050. Im Europäischen Rußland ohne Finland beträgt die Gesammtlänge der Flüsse und Kanäle nach den Ermittelungen des Wegebauministeriums 102600 km, von denen 70100 km schiff- und flößbar sind, darunter wieder 22100 km vom Dampfschiffverkehr benutzt werden. Auf diesen 70100 km Flußlänge wurden 1889 1145 Millionen Pud Waaren befördert, sodaß das Fluß- und Kanalnetz des Europäischen Rußland ungefähr so viel Güter (2 Milliarden Pud) befördert als das Gesammteisenbahnnetz.

Das Chausseewesen lag bis in die neueste Zeit in Rußland in der Hand des Staates. Die Zeit von 1840 bis 1860 war die Periode der größten Chausseebauten. Mit dem Bau der Eisenbahnen trat das Interesse für diese Wege wieder zurück; sie wurden sogar geflissentlich vernachlässigt, da man durch eine Regierungsverfügung der sechziger Jahre bestimmte, „daß die Chausseegräben nicht gereinigt, die Dicke der Schotterschicht vermindert, die Brücken nur in der Hälfte der Breite erhalten werden sollten". Die Besorgung der Straßen wurde an Unternehmer vergeben, sodaß in kurzer Frist die prachtvollen Chausseebauten vollständig zerfallen waren und der Kriegsminister sich ins Mittel legte. Heute gibt es 23000 km Chausseen in Rußland, für deren Unterhaltung und für Neubauten 1896 10,7 Mill. Rubel im Reichsbudget eingestellt waren. Hält man dagegen, daß in Preußen für etwa 50100 km Chausseen jährlich 30 Mill. Mark Unterhaltungskosten aufgewendet werden, so kann man sich ein Bild von der Kümmerlichkeit des russischen Wegenetzes machen. Nicht besser steht es mit dem Bau von Eisenbahnen. Der Zustand wird durch folgende Uebersicht vortrefflich illustrirt. Es haben:

	Rußland	Deutschland
einen Gesammtflächengehalt von	5,000000 qkm	540000 qkm
ein Gesammteisenbahnnetz von	30100 km	40000 km.

Diese Zahlen besagen, daß Rußland eine wegelose Einöde ist, und ohne Wege kann sich weder wirthschaftliches noch geistiges Leben entfalten.

2. Der achtstündige Normalarbeitstag. (A. u. d. T.: „Staats- und socialwissenschaftliche Beiträge, herausgegeben von A. von Miaskowski. Band III, Heft 1.") Von Bernhard Rost. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1896. 8. 4 M. 40 Pf.

Der Verfasser bietet uns in seiner mit Fleiß, wenn auch nicht mit erschöpfender Benutzung des Quellenmaterials bearbeiteten Studie über den achtstündigen Normalarbeitstag ein Stück Geschichte der Arbeiterbewegung, das zu den interessantesten der ganzen socialen Bewegung gehört; ein Stück Culturgeschichte, aus dem wir alle viel lernen können, nicht zum wenigsten die Unternehmer; an dem wir einen Werthmesser gewinnen können für die Beurtheilung der Berechtigung der Coalition der Arbeiter. Die Erfolge, die die Arbeiterwelt aller Culturstaaten in Bezug auf die Abkürzung der Arbeitszeit erzielt hat, sind groß genug, um die Opfer zu vergessen, die sie allerdings in reichem Maße gekostet haben, und von denen die vorliegende Arbeit leider schweigt.

Die Geschichte der Arbeiterbewegung zur Erlangung verkürzter Arbeitszeit hebt in England an, wo im Mittelalter, wenn man Rogers glauben darf, schon einmal so kurze Arbeitszeiten im Baugewerbe bestanden, daß man von einem Achtstundentage reden kann. Die übermäßig ausgedehnte Arbeitszeit steht in ursächlichem Zusammenhange mit der Entstehung der Industrie. Die Jugendgeschichte der englischen Industrie ist eine der dunkelsten Epochen der Menschheitsgeschichte, die von „Bourgeois"-Nationalökonomen wie Brentano ebenso schwarz geschildert wird wie von dem Socialisten Engels. Die Ausbeutung des Menschen in unentwickeltem Alter, der Kinder, erreichte einen solchen Grad von Unmenschlichkeit, daß wir schaudern, wenn wir die actenmäßige Darstellung jener Zustände lesen, denen das Fabrikgesetz des Jahres 1802 abzuhelfen suchte. Die praktische Agitation Owen's bereitete eine Bewegung der Arbeiter zur Abkürzung der Arbeitszeit vor, die sich frei vom Jahre 1824, wo die Coalitionsverbote der Arbeiter aufgehoben wurden, regen konnte; die Gewerkvereine begannen offen zu agitiren und schritten mit nie rastender Energie von Erfolg zu Erfolg. Im Jahre 1847 wird das erste, freilich ziemlich wirkungslose Gesetz erlassen, das die Einführung des zehnstündigen Arbeitstages für Frauen und Kinder in der Textilindustrie festsetzt. Von 1853 ab fordern die Arbeiter schon den neunstündigen Arbeitstag, und die Achtstundenbewegung rührt aus dem Jahre 1886, wo Marx für die „Democratic federation" diese Forderung formulirte, der die „internationalen Arbeitercongresse" zur Verbreitung verhalfen.

In den Vereinigten Staaten wurde die Arbeiterbewegung schon sehr früh dadurch gewissermaßen sanctionirt, daß der Nationalcongreß schon 1868 ein Gesetz annahm, wonach die Arbeitszeit für alle von der Regierung beschäftigten Arbeiter auf acht Stunden festgesetzt wurde. Durchgedrungen ist man damit in der Praxis nicht, denn 1892 mußte ein neues Achtstundengesetz erlassen werden, dessen Wirkung erst abzuwarten ist.

Am schnellsten ist es den südaustralischen Arbeitern

gelungen, ihre Forderungen zu verwirklichen. Nach kurzer Agitation und ohne den Druck eines Strike wurde dem Baugewerbe in Victoria der achtstündige Arbeitstag am 21. April 1856 bewilligt, und aus Anlaß dieses Ereignisses beschloß man künftig den 22. April als Arbeiterfeiertag anzusehen. Die Regierung sanctionirte diese Anregung nicht nur, indem sie den Vorschlag in Gesetzesform brachte, sondern überwies den Arbeitern auch zwei Acker Land zum Bau eines Festhauses, das den Namen „Operatives Board of Trade" erhielt. Im Jahre 1874 griff der Staat selbst in die Bewegung ein durch Erlaß des Fabrikgesetzes, das den Achtstundentag für Frauen allgemein machte. Im Jahre 1883 war in Melbourne in zwanzig Gewerben der Achtstundentag eingeführt, 1891 in sechzig! Im Jahre 1873 war die Einführung der Normalarbeitszeit ziemlich allgemein in Südaustralien ohne Strikebewegung erfolgt; auch dies wurde am 1. September 1873 zum Gegenstande eines Arbeitsfestes und der 1. September ebenfalls zum allgemeinen Feiertage für Südaustralien gemacht. Man darf nicht vergessen, daß diese Erfolge wesentlich deshalb so glatt erzielt wurden, weil ursprünglich der gesellschaftliche und Bildungsunterschied zwischen Arbeiter und Unternehmer in dem jungen Culturlande Australien nicht so groß war. Heute lenkt die Arbeiterbewegung auch dort in socialistische Bahnen; die Kluft zwischen den Kapitalisten und dem Arbeiter hat sich schnell erweitert.

In Deutschland hat man die Abkürzung der Arbeitszeit im Anfang wesentlich mit Hülfe der Gesetzgebung zu erreichen gesucht, obwol auch hier 1848 schon Marx und Engels die Parole des Achtstundestages ausgegeben hatten. Der wirthschaftliche Aufschwung nach 1871 ist der Beginn der energischen Agitation für die Hebung der materiellen Lage der Arbeiter durch Lohnerhöhung und Arbeitszeitkürzung, und das Kampfmittel des Strike wird von nun an häufig angewandt. Der Verlauf der Bewegung in der Arbeiterklasse und die Geschichte der socialpolitischen Gesetzgebung sind bekannt, und wenn wir daran denken, das im Jahre 1896 der Bundesrath den Maximalarbeitstag im Bäckergewerbe eingeführt hat, und die Reichscommission für Arbeiterstatistik einen ähnlichen Vorschlag für das Handelsgewerbe, soweit der offene Ladenbetrieb in Frage kommt, machte, so wird man den Erfolg der Bewegung und ihren erzieherischen Einfluß auch auf unsere Verhältnisse und Anschauungen nicht gering anschlagen.

Unter dem Ausdrucke „achtstündiger Normalarbeitstag" ist ursprünglich ein hygieinischer Normaltag verstanden worden, der auf die Arbeitszeit der Frauen und Kinder Bezug hatte; und später erst erstreckt sich der Begriff auch auf den zu schützenden männlichen erwachsenen Arbeiter, dessen Schutzbedürftigkeit nicht zu leugnen ist. In neuester Zeit kommt nun noch die Lohnfrage ins Spiel, und der achtstündige Arbeitstag wird daher von Rost als der „lohn- und schutzpolitische Normalarbeitstag" bezeichnet. Die schlimmen Folgen, die man anfangs bei der Einführung von Kürzungen der Arbeitszeit vorhersagte, sind nicht eingetroffen, im Gegentheil, die Arbeit ist intensiver, ergiebiger geworden, die Production ist nicht zurückgegangen, und die Löhne sind nicht gesunken, sondern gestiegen. Aber Rost sagt sehr richtig, daß aus diesen Ergebnissen nicht geschlossen werden darf, daß die bisher nützliche Entwickelung sich auf die Dauer in derselben Richtung mit Nutzen unbegrenzt fortsetzen kann: „Die Erscheinung, daß bei einer Kürzung der Arbeitszeit die Production sich steigert oder doch stabil bleibt, ist natürlich nur unter gewissen Voraussetzungen zu beobachten. Es muß eine untere Grenze der täglichen Arbeitsstunde geben, unterhalb deren sich zugleich mit der Reduction der Arbeitszeit eine Abnahme der Production und damit der Löhne einstellt." Allerdings wäre es völlig verkehrt, aus den bisher immer doch nur einzelnen günstigen Erfahrungen allgemeine Schlüsse zu ziehen und zu glauben, „daß das, was für ein Unternehmen, einen Industriezweig, einen Staat gilt, auch für das ganze Gewerbe, alle Industriezweige, alle Staaten zutreffe. Fast ausschließlich hat nur bei Etablissements und Gewerben, die unter den günstigsten Bedingungen arbeiten, der Achtstundentag sich bewährt".

3. Hausgewerbe und Fabrikbetrieb in der berliner Wäscheindustrie. (A. u. d. T.: „Staats- und socialwissenschaftliche Forschungen, herausgegeben von Gustav Schmoller. Band XIV. Heft 2.") Von Johannes Feig. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1896. 8. 3 M. 20 Pf.

Bevor die Ergebnisse der in der Reichscommission für Arbeiterstatistik angestellten Untersuchungen über die Confections- und Wäscheindustrien veröffentlicht worden waren, bevor der berliner Strike die Frage des „Schwitzsystems" einmal wieder hatte auftauchen lassen, hat Dr. Feig seine gründliche Untersuchung über einen Theil des in Frage kommenden Industriegebietes veröffentlicht. Seine Arbeit hat gegenüber den bis zur Ungenießbarkeit trockenen Veröffentlichungen der Reichscommission alle die Vorzüge einer einheitlichen Monographie, und sollte von allen denen nicht übergangen werden, die sich mit den Arbeits- und Productionsverhältnissen der Confection- und Wäschefabrikation beschäftigen, zumal da die Wäschefabrikation zu den Industrien gehört, die mit großem Erfolge nicht nur englische Fabrikate aus Deutschland verdrängt, sondern ihnen auch im Auslande eine energische Concurrenz bereitet haben. Wirthschaftsgeschichtlich ist sie deshalb sehr interessant, weil hier ein Theil der hauswirthschaftlichen Thätigkeit zu verhältnißmäßig später Frist von dem industriellen Betriebe abgelöst worden ist. Nachdem das Spinnen und Weben von der Textilindustrie übernommen worden war, ging das Wäschenähen zunächst aus der Hand der weiblichen Familienmitglieder in die der Wäschenäherinnen allmählich über, die von der Hausfrau im Hause beschäftigt wurden, wozu die „Nähschulen ihr Theil

entgegen dem Zwecke, den sie ursprünglich als Lehrwerkstätten hatten", beitrugen.

Dem Vorgange Englands und Frankreichs folgend, wo zuerst die Wäschestücke feinerer Qualität sowie die eine peinliche Herstellung erfordernden Kragen und Manschetten nach conventionellen Mustern im Großen hergestellt wurden, begannen Anfang des Jahrhunderts schon berliner Leinengeschäfte fertige Stücke anzubieten; sie errichteten auch eigene Nähstuben, die die Anwendung der Arbeitstheilung gestatteten. Die Erfindung der Nähmaschine im Anfang der vierziger Jahre brachte eine bedeutende Förderung der industriellen Entwickelung mit sich, zumal da die Anschaffungskosten im Laufe der Zeit sich sehr verbilligten, sodaß die Wheeler-Wilson-Maschine von einem Anfangspreise von fünfundsechzig bis siebzig Thalern auf achtzig bis neunzig Mark herabsank. Die enorme Steigerung der Arbeitsleistung der Maschine, die Grandtke auf das Zwölffache der Leistung einer Handnäherin schätzt, überwand sehr schnell das Mistrauen gegen die Güte der Maschinenarbeit; aber in diesem Falle trägt die Einführung der Maschine nicht zur Ausbreitung großer, geschlossener Werkstättenbetriebe bei, sondern stärkt gerade die Heimarbeit. „Die Nähstuben der Leinengeschäfte bleiben in ihrer Production auf den nicht nur relativ, sondern absolut immer geringer werdenden Theil des Publikums beschränkt, der nach Handarbeit verlangt. Nur wenige führen die Maschinenarbeit ein, zeigen sich aber der Concurrenz der hausindustriellen Maschinennäherinnen nicht gewachsen, da die Vortheile der Arbeitstheilung noch verhältnißmäßig gering sind, solange es sich nicht um Gegenstände handelt, die massenweise hergestellt werden, der Kapitalaufwand für Maschinenarbeit jedoch beträchtlich größer ist als ein solcher für Handarbeit. Die meisten dieser Nähstuben gehen allmählich ein, und erst später erstehen neue auf anderer Grundlage." Während in Bielefeld und Sachsen der Schwerpunkt der Industrie auf die Herstellung von Kragen und Manschetten gewöhnlichster Art gelegt wurde, fertigte die berliner Industrie vor allem Hemdeneinsätze und dann alle Gegenstände der Leibwäsche, die ja eine peinliche Bearbeitung nach Maß nicht erfordern, und das berliner Fabrikat errang schnell Weltruf. Ende der sechziger Jahre begann man in Berlin auch der Herstellung von Kragen und Manschetten sich zuzuwenden. „Diese hatten sich schon lange als geeigneter Gegenstand der Massenerzeugung erwiesen, wurden vorwiegend in England fabricirt und in Deutschland fast ausschließlich von dort bezogen. Zur Herstellung dieser Artikel gehört ein größeres technisches Verständniß und eine strengere Beaufsichtigung als bei andern Wäschestücken, und es war eine gewisse Arbeitstheilung von vornherein gegeben. Daher wandten sich die ersten Unternehmer in diesem Zweige der Industrie nicht an die hausindustriellen Näherinnen, sondern begründeten Nähstuben, in welche sie zum kleinen Theil aus der Hausindustrie Kräfte heranzogen, in der Hauptsache aber neue Kräfte anlernten." Die erste Nähstube dieser Art wurde 1865 eingerichtet, und nach dem Deutsch-Französischen Kriege schlug das berliner Fabrikat schnell das englische auf dem Leinenmarkte und folgte ihm ins Ausland, und die Fabrikation begann nun erst allmählich auch andere bisher hausindustriell betriebene Zweige an sich zu reißen: die Anfertigung von Hemdeneinsätzen, Oberhemden, Chemisettes, Serviteurs, Damenkragen und -manschetten. Auch die Wäscherei und Plätterei vereinigte man mit den Fabriken. Der Beschreibung des gegenwärtigen Zustandes der Industrie und ihrer socialen Verhältnisse ist der größte Theil des Feig'schen Buches gewidmet sowie der sich entwickelnden Theilung in die Wäscheconfection und Wäschefabrikation, ein Gebiet, auf das zu folgen wir dem Leser überlassen müssen. Die Wäscheconfection ist im Stadium der Hausindustrie stecken geblieben, aus dem sie voraussichtlich auch nicht heraustreten wird; die Wäschefabrikation hat mit allen Mitteln des Großbetriebes und seiner entwickelten Arbeitstheilung arbeiten können.

4. Verfassungs- und Wirthschaftsgeschichte des Herzogthums Pommern von 1478 bis 1625. (A. u. d. T.: „Staats- und socialwissenschaftliche Forschungen, herausgegeben von Gustav Schmoller. Band XIV. Heft 1.") Von Martin Spahn. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1896. 8. 4 M. 60 Pf.

Der Verfasser nennt sein Buch wiederholt bescheiden eine Erstlingsarbeit; er braucht indeß das nicht so ängstlich zu betonen, da es sich würdig der großen Zahl von guten wirthschaftsgeschichtlichen Einzeluntersuchungen anreiht, die uns die letzten Jahrzehnte geschenkt haben.

Das in Ueberfülle vorhandene Material ist in übersichtlicher Form verarbeitet. Wir werden durch alle Phasen des abwechselungsreichen Kampfes der ständischen mit der staatlichen Macht geführt, lernen den Uebergang von der Stadt- zur Territorialherrschaft kennen; von besonderm Werthe ist die Geschichte der Steuern und der Verwaltung. Der Durchbruch der absolutistischen Staatsgewalt gegenüber der Macht der städtischen Aristokratie tritt in Pommern besonders anschaulich zu Tage in dem Zollkriege gegen Brandenburg, der 1511 damit begann, daß Joachim I. von Brandenburg Frankfurts Niederlagerecht auf den Warthehandel ausdehnte. Die Schilderung dieser Verhältnisse und Ereignisse ist einer der besten Theile des Buches, der uns auch ein Bild von der Stellung Pommerns im interlocalen Großhandel jener Zeit gibt. Wenn auch die Ursachen der Erscheinung, daß der Handel der deutschen Ostseeländer so außerordentlich zurückgeblieben und zurückgegangen ist, zum großen Theile auf anderm Gebiete liegen, so doch auch zum kleinern Theile in der Bevölkerung selbst. Der Verfasser gibt uns da einen bemerkenswerthen Fingerzeig und regt zu interessanten Vergleichen an, wenn er schreibt:

Doch waren die Städte an dem wirthschaftlichen Niedergange nicht ohne eigene Schuld. Das Volk, welches sie bewohnte, hätte in harter Arbeit erzogen werden müssen, um seines natürlichen

Reichthums würdig zu werden; denn obwol es an nichts als aus Erwerben dachte, war es dennoch kein Kaufmannsvolk, sowenig als ein Volk der Ideale. Es fand sein Begnügen an gemüthlich einfachem Lebensgenusse, der von seinern Ansprüchen wenig wußte. Zur Hochzeit Bogislaw's X. konnte 1490 in Stettin nicht einmal das nöthige Gewürz aufgetrieben werden, und sogar die Nachbarstadt Stargard mußte ihre Spezereiwaaren von Lübeck oder Frankfurt beziehen. Danach insbesondere haben seine Einwohner nie getrachtet, sich ihre Stellung im Weltverkehre durch weiter ausschauende Unternehmungen und durch Streben nach wirthschaftlicher und industrieller Unabhängigkeit von den andern Ländern zu sichern.

Ein Beweis von großer Kurzsichtigkeit war es schon, daß, obwol Pommern einen beträchtlichen Transithandel hatte, es seine Straßen ganz verkommen ließ:

Die Städte sorgten im 16. Jahrhundert nicht einmal in ihren Mauern für brauchbare und billige Herbergen. Auf den Wegen mangelte es an sicherm Geleite, die Straßen selbst waren kaum fahrbar und enge. Ein Nebeneinanderlaufen zweier Pferde vor einem Wagen war unmöglich, sodaß die aus Süddeutschland heimkehrenden Kaufleute ihre 8—12 Pferde voreinander spannen mußten.

Beschränkt nun waren die Verhältnisse überhaupt; auch die „allein auf Commerzien bewidmeten" Städte Stettin, Stralsund hatten das Gepräge kleiner Landorte niemals völlig verloren. Des Ackerbaues und der Viehzucht pflegten in ihnen nicht etwa nur die Gewerbetreibenden. Im Jahre 1574 liefen die Schweine in den Straßen Stettins umher, und 1612 machte der Koth darauf das Fahren zur Lebensgefahr; eine eigene Gilde der Ackerbürger bildete sich nach 1618. Strohdächer überwogen noch bis tief in das 16. Jahrhundert hinein.

Ebenso widersetzten sich die Gemeinden allen Anläufen zur Industriepflege, die die Herzoge wohlmeinend nahmen.

5. Einseitige Abhängigkeitsverhältnisse unter den modernen Staaten. (A. u. d. T.: „Staats- und völkerrechtliche Abhandlungen, herausgegeben von Georg Jellinek und Georg Meyer. Band I. Heft 5.") Von Karl Bornhak. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1896. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Wie verschieden sich auch nach Ort und Zeit die Staaten entwickelt haben mögen, als ein gemeinsamer Grundzug zeigt sich überall die Zusammenfassung von Land und Volk unter einer höchsten Obrigkeit. Die Unabhängigkeit des Staates von jeder höhern Gewalt hat besonders der moderne Staatsbegriff zur Geltung gebracht. Es hat nun aber immer rechtlich anerkannte Abhängigkeitsverhältnisse der Staaten voneinander gegeben, und deren Natur in unserer Zeit zu untersuchen, hat sich der Verfasser nach den einleitenden Worten zur Aufgabe gesetzt. Er orientirt uns zunächst eingehend über die Literatur und die von den verschiedenen Staatsrechtlern aufgestellten Definitionen der Begriffe Souveränetät, Halbsouveränetät, Suzeränetät u. s. w., und gelangt zu dem Ergebnisse, daß die Literatur über das Wesen der einseitigen staatlichen Abhängigkeitsverhältnisse noch lange nicht zu einem abschließenden Ergebnisse gelangt ist. In einzelnen Abschnitten behandelt der Verfasser nun den Begriff der „vollständigen Incorporation", der „Protection", des „Protectorates", der „Suzeränetät", der „unvollkommenen Incorporation" und der „Accession". Die erste Abhandlung über die vollständige Incorporation bietet insofern ein allgemeines Interesse, als in ihr auch von dem sogenannten colonialrechtlichen Protectorat gehandelt wird, wobei der Verfasser gegen Professor von Stengel über den Rechtscharakter der Schutzverträge und die ganze staatsrechtliche Auffassung über die Stellung unserer Schutzgebiete polemisirt. Er ist der Ansicht, daß das durch Schutzverträge begründete sogenannte colonialrechtliche Protectorat eine vollständige Incorporation ist:

Ein völkerrechtliches Verhältniß von Staat zu Staat ist aus dem einfachen Grunde nicht vorhanden, weil eine einheimische Staatsgewalt im Sinne des europäischen Völkerrechtes nicht existirt, sondern nur einzelne, voneinander unabhängige Stämme und Dorfschaften vorhanden sind. Ein solches der staatsrechtlichen Organisation entbehrendes Gebiet gilt als völkerrechtlich herrenlos und ist der völkerrechtlichen Occupation unterworfen. In neuester Zeit ist es jedoch üblich geworden, mit den einheimischen Häuptlingen besondere Verträge abzuschließen, vermöge deren diese sich unter den Schutz der colonisirenden Macht stellen. Diese sogenannten Schutzverträge sind nicht völkerrechtlicher Natur, da sie nicht von Staat zu Staat abgeschlossen sind. Obgleich ihnen der Gedanke zu Grunde liegt, daß auch in den einheimischen Gewalten die Ansätze einer Staatsgewalt zu achten sind, und sie deshalb nur mit ihrem Willen der fremden Staatsgewalt unterworfen werden können, entbehren doch die Schutzverträge des Vertragscharakters im Rechtssinne. Sie sind jedoch nicht völkerrechtlich bedeutungslos, da sie nach der gegenwärtig geltenden völkerrechtlichen Praxis dem erwerbenden Staate ein Jus ad rem geben und die Occupation durch einen fremden Staat ausschließen. Der wirkliche Erwerb völkerrechtlich herrenlosen Gebietes, mag ein Schutzvertrag vorangegangen sein oder nicht, kann sich aber immer nur durch den originären Erwerbsact der Occupation vollziehen.

Die gediegene Untersuchung zeichnet sich durch knappe, klare Sprache aus.

6. Der Lebensversicherungsvertrag. Falsche Angaben und Verschweigungen beim Abschlusse desselben (!!). Volkswirthschaftliche und moraltheologische Untersuchungen. Von Philipp Huppert. Mainz, Franz Kirchheim. 1896. Gr. 8. 3 M.

Bei der außerordentlichen Bedeutung, die die Lebensversicherung in der Wirthschaft des Einzelnen heute gewonnen hat, ist es wünschenswerth, daß die Verträge so abgeschlossen werden, daß der Vertragschließende ganz genau Rechte und Pflichten kennt, die ihm erwachsen, vor allem aber, daß er sich auch über die Pflichten klar ist, die er gewissenhaft im Vorverfahren des Vertragschlusses zu erfüllen hat; daß er schließlich die von den verschiedenen Gesellschaften gestellten Bedingungen auf ihre Tragweite zu prüfen im Stande ist. Dem Versichernden bei all diesen Fragen als Rathgeber zu dienen, hat sich der Verfasser mit seinem Buche zur Aufgabe gestellt, und er hat sie gut gelöst. Nach einer kurzen Einleitung über die Geschichte der Lebensversicherung klärt er den Leser zunächst über den Inhalt der Declaration auf, erläutert die Wichtigkeit der einzelnen Fragen in ihrer rechtlichen

Consequenz und gibt einen Ueberblick über die Anforderungen, die die einzelnen Gesellschaften stellen. Sodann wird die Stellung der Agenten und ihre Mitwirkung bei Beantwortung der Declarationen besprochen, schließlich schildert der Verfasser die Folgen der falschen Angaben und Verschweigungen, und fordert in einer Schlußbetrachtung die reichsgesetzliche Regelung des Versicherungswesens, ein Wunsch, dem wir uns nur anschließen können. Den „moraltheologischen" Betrachtungen ist ein zu breiter Raum in dem Buche gegeben. L. O. Brandt.

Eine Literaturgeschichte der Gegenwart.

Ist es möglich, die Geschichte seiner eigenen Zeit zu schreiben? Die Meinungen darüber gehen auseinander. Der eine leugnet es, der andere bejaht es. Lessing war der Meinung, daß man Geschichte überhaupt nur von seiner eigenen Zeit schreiben könne, denn die kenne man wirklich. Moderne Geister, welche die ungeheuere Ausdehnung und Differenzirung der Cultur vor Augen haben, sind bescheidener. Sie sagen: der Mitlebende überschaut nicht den innern Zusammenhang der Ereignisse, er ist immer befangen, er muß immer Partei bleiben. Was ist die Wahrheit? . . . . In Wahrheit kommt es hier, wie überall, auf den Versuch, auf die That an. Was dem Einen mislingt, gelingt dem Andern. Es gehört auch Glück zum Erfolge, der darum nicht minder verdienstlich zu sein braucht.

Dieses Glück und Verdienst zugleich hatte Adolf Bartels, als er die literaturgeschichtliche Studie „Die deutsche Dichtung der Gegenwart" *) schrieb. Mit Freude lasen wir dieses schmale, aber gehaltreiche Buch, und wir hegen die feste Ueberzeugung, daß es eine wohlthätige und fruchtbare Wirkung ausüben wird, wenn es nur die rechte Verbreitung findet.

So viele haben schon den Versuch gemacht, einen geschichtlichen Ueberblick über die deutsche Literatur der Gegenwart zu gewinnen; ich nenne nur Berthold Litzmann, Eugen Wolff, Siegmar Schultze. Aber widerspruchslos gelungen ist er keinem. Die zwei letztgenannten kommen allerdings nicht ernstlich in Betracht, da sie zu jenen unklaren Köpfen gehören, die sich in Phrasen berauschen. Aber auch der sehr viel einsichtigere Litzmann konnte keine volle Zustimmung finden, und zwar nicht blos deswegen, weil er sein Buch — „Das deutsche Drama der Gegenwart" — der Verherrlichung Wildenbruch's widmete, sondern auch aus andern Gründen. Der Historiker muß Muth haben, er darf keine Scheu tragen, seiner Zeit oder mächtigen Parteien in ihr unverblümt die Wahrheit zu sagen. Das ist heutzutage seltener, als man bei dem großen Heer von Kritikern, dessen Aufgabe es ist, die Wahrheit zu sagen, glauben möchte. Litzmann hatte die Tendenz, die Brücke zwischen den „Alten und Jungen" zu schlagen, er wollte vermitteln, und er war daher nach vielen Seiten hin artiger, versöhnlicher, als er bei seinen Grundsätzen zu sein verpflichtet war. Er hüllte seine Pillen in Zucker ein. Litzmann war nur einer von vielen, welche diese literarische Politik befolgten. Die Jugend, die doch auch schon so jung nicht mehr ist, übt auf die öffentliche Meinung einen Druck aus, der viele einschüchtert. Das ist ein großes Uebel in der heutigen Literatur. Die Programme, die ästhetischen Grundsätze, die „-ismen" sind alle fallen gelassen worden, man versteift sich nicht mehr auf irgendeinen „consequenten" Realismus — aber dafür ist das Princip der guten Freundschaft eingetreten. In raschem Laufe hat man Entwickelungen, Phasen, Ueberwindungen durchgemacht, am Ende schreibt jeder wie er kann und wie er nicht anders kann; als einziges Band der Zusammengehörigkeit ist nicht die Gemeinsamkeit der Ideale, sondern allein die Gleichalterigkeit geblieben. Man hat es ja auch gesehen, welche Macht das Losungswort „Jugend" besitzt; es allein vermochte mit einem Schlage ein Unternehmen zu sichern, das zu seinem Betriebe viele Kapitalien erfordert. Das Wort „Jugend" ist nun das zeitgemäßeste geworden, ebenso wie es Modesache geworden ist, die Jugend mit zartester Rücksicht zu beurtheilen. . . . Dagegen wäre nun schließlich gar nichts einzuwenden. Wort und Begriff „Jugend" sind schön genug. Es lebe also die Jugend! Aber sie muß auch einen Inhalt, ein Ideal haben. Man kann sich nicht damit begnügen, sie immerfort zu proclamiren, ohne zu sagen, was diese Jugend will oder soll. Es genügt noch weniger, ihr Artigkeiten zu sagen, oder sie, wie Eugen Wolff, gleichzeitig zu streicheln und zu zwicken, um es mit keiner Partei zu verderben. Momentan steht die Jugend thatsächlich ohne Programm da; man muß ihr eins schaffen.

Adolf Bartels hatte Glück, indem er zu einer Zeit kam, wo ein Stillstand eingetreten ist, und eine neue Wendung sich vorbereitet. Solange der Parteikampf tobt, wird der Historiker nicht gehört. Er griff nach dem Gedanken, der sozusagen in der Luft liegt, den die politischen Historiker schon im weitesten Umfang verwerthet haben, nur noch nicht die literarischen. Bartels betrachtet die Gegenwart als das sociale Zeitalter im Gegensatz zum eben abgeschlossenen Zeitalter des Kapitalismus und Liberalismus. Die socialen Aufgaben sind in Wahrheit das Erbe, das wir von unsern Vätern überkommen haben, und weil sie ungelöste Aufgaben sind, so werden sie zu treibenden Ideen nicht blos des wirklichen Lebens, sondern

*) Die deutsche Dichtung der Gegenwart. Die Alten und die Jungen. Eine literaturgeschichtliche Studie von Adolf Bartels. Leipzig, Eduard Avenarius. 1897. 8. 1 M. 50 Pf.

auch der Literatur und Kunst. Nur die Sehnsucht, nicht der Besitz macht dichterisch productiv. Indem sich Bartels auf diesen Standpunkt der Zeit stellte, fand er das richtige Verhältniß zur unmittelbaren Vergangenheit, welches andere Literarhistoriker verfehlten. Diese gingen ängstlich von rein ästhetischen oder formalen Gesichtspunkten aus; sie gelangten daher auch nur zu einer „papiernen" Literaturgeschichte. Bartels stellt sich auf den vom Leben selbst begründeten Standpunkt, darum wirkt er auch fruchtbar.

Aber es ist in der Literaturgeschichte mit dem glücklichen Funde des richtigen Standpunktes noch nicht alles gethan. Man muß auch im einzelnen richtig urtheilen und die Dichter gruppiren können. Und hier ist es, wo sich Bartels wirklich auszeichnet. Seine Urtheile sind zum größten Theile richtig, so schonungslos, freimüthig, ja sogar derb sie auch zuweilen sind. Er hat jenen „Blick" für die Persönlichkeit und die sie umfließenden Farben der Geschichte, den er vom Historiker fordert. Seine Urtheile fußen, wie der Kenner bald merkt, nicht blos auf eigener, ausgebreiteter Lektüre der Dichter, sondern auch auf einer ausgiebigen Kenntniß der kritischen Literatur. Er zieht öfter fremde Urtheile heran; und auch das ist die Art des rechten Historikers im Unterschied zum persönlichern Essayisten. An vielen Urtheilen hat man ein wahres Vergnügen, weil sie so unumwunden die Wahrheit sagen, so z. B. wenn sich Bartels über Richard Voß folgendermaßen äußert:

„. . . Voß hat bis auf diesen Tag kein Werk geschrieben, das auch nur eine gesunde Faser hätte, und was das Schrecklichste ist, die Züge wahren Leidens, die bei ihm unverkennbar sind, vermischen sich mit dem äußersten Raffinement und wieder mit der allergewöhnlichsten Effecthascherei, sodaß man sich bei aller Anerkennung einer gewissen Begabung des Dichters zugleich gequält, angeekelt und erbittert fühlt. Ich wüßte keine einzige Erscheinung der ganzen Weltliteratur zu nennen, die so unangenehm wirkte wie Richard Voß."

Hingegen ist Bartels mit Spielhagen wol etwas zu streng und kurz verfahren, und Berthold Auerbach keiner eigenen, sei es auch nur kurzen Charakteristik zu würdigen, ist einfach ungerecht. Rosegger z. B., den Bartels sehr lobt, spricht von Auerbach mit viel Respect; er ging von dessen „Schwarzwälder Geschichten" aus. Da spielen auch bei diesem sonst so unbefangenen Historiker nicht mehr streng literarische Motive mit. Ueberhaupt ist vieles Politische in dieser Schrift nicht recht klar. Bartels verurtheilt den Culturkampf und preist dennoch Anzengruber, der aus ihm herausgewachsen ist. Oder Bartels lobt den Conservatismus und zugleich G. Keller, der absolut kein Conservativer war. Doch sind das Einzelheiten, bei denen wir uns nicht aufhalten wollen. Viel wichtiger sind die leitenden Gesichtspunkte, nach denen Bartels die deutschen Dichter seit 1850 gruppirt.

Die zwei Generationen von 1830 bis 1890 betrachtet er als das Zeitalter der liberalen Bourgeoisie, der Herrschaft des Kapitalismus. Die Blüte dieser Literatur setzt er um das Jahr 1860 an: Otto Ludwig und Hebbel führen den Reigen, die großen Novellisten folgen. Dann folgt eine Frühdecadence: Spielhagen, Hopfen, Hamerling, Grisebach, Sacher-Masoch. Der Krieg von 1870 zeitigte als solcher keine eigene Literatur, denn das nationale Pathos erfüllte schon die ältern Dichter; wol aber treten nach ihm einige starke Talente hervor: C. F. Meyer, Anzengruber, Rosegger, Marie Ebner, die sich indeß neben der Herrschaft des Feuilletonismus (Paul Lindau u. s. w.) schwer Raum schaffen. Es folgt die Zeit der Hochdecadence: Richard Wagner, Wilbrandt, Fittger, Jensen, Schönaich-Carolath u. a. Dann die Herrschaft des Auslandes; dann der Sturm und Drang des Jungen Deutschland; der Versuch des „consequenten Naturalismus", der in der Spätdecadence ausläuft.

Das sind die großen Umrisse der literarischen Bewegung, und in diesem Grundriß vor allem liegt das Verdienst des Bartels'schen Buches. Seine Gruppirung mußte sich zum Theil schon jedem aufdrängen, der mit der Geschichte vertraut war; aber keiner hat sie so überzeugend dargestellt wie er. Die Zusammenstellung Hamerling's mit Makart ist z. B. altbekannt; aber die Verwerthung dieser Verwandtschaft zum historischen Begriff der Hochdecadence ist neu. Bartels tritt mit Recht dem vielverbreiteten Vorurtheil entgegen, als wären alle Dichter nach Goethe's Tode schlechtweg Epigonen gewesen. Schon Heine, von dem Bartels ausgeht, ohne sich bei ihm aufzuhalten, war keiner. Dann aber folgten im bewußten Gegensatz gegen den Dichter der Willkür und Laune Otto Ludwig, Friedrich Hebbel und die großen Talente der funfziger Jahre: Raabe, Reuter, Groth, Storm, Keller, Scheffel. Das waren im vollen Sinne des Wortes neue Persönlichkeiten. Jedoch führte sie weder ihre Originalität, noch ihr Streben nach Selbständigkeit dahin, den Classikern des goldenen Zeitalters den Respect zu versagen. Es waren starke Menschen, selbst Otto Ludwig hat die Persönlichkeit Schiller's, so scharf er seine Dramen angriff, stets hoch verehrt.

Ich kann aus den Briefen Gottfried Keller's eine für jene Zeit und jene Dichter sehr charakteristische Aeußerung citiren, welche die Auffassung von Bartels bestätigt.

Gottfried Keller hat gegen Heine's „Romanzero" seinen Cyklus „Der Apotheker von Chamounix" geschrieben, und gedachte ihn unmittelbar nach Heine's Tode zu veröffentlichen. Die Freundin beider Dichter, Ludmilla Assing, erfuhr von dieser Absicht Keller's und bat ihn, sie nicht auszuführen. Keller gab nach und begründete dieses Nachgeben in einem Briefe vom Februar 1857, der sehr merkwürdig ist. Darin heißt es: „Es thut mir wahrhaftig leid, daß ich Ihnen einen solchen blinden Schreck verursacht habe wegen eines Attentates auf Heine. Wie Sie bemerkt haben werden, ist dasselbe unterblieben, aber nicht wegen Ihrer Ermahnungen (denn bei aller

Ehrerbietung müssen wir uns unsere Unabhängigkeit wahren!), sondern weil mich plötzlich ein Widerwille gegen solche polemische Producte befiel. Indessen wäre der todte Heine ganz gut gefahren dabei, wie ich glaube; und es wäre mehr eine plastisch-poetische Charakteristik seines Wesens geworden (z. B. am Schluß ein pariser Todtentanz à la Holbein auf dem Kirchhof Montmartre) nebst eindringlichen Ermahnungen an die Lebenden, daß jetzt des Guten genug sei und wir uns endlich consequent und aufrichtig von Witz, Unwitz und Willkürthum der letzten Romantik lossagen und wieder zur ehrlichen und naiven Auffassung halten müßten."

Gottfried Keller, der hierin wie in manchem Andern an Grillparzer erinnert, hatte keine Freude am literarischen Streit, er zog sich vom Lärm des Tages, den damals Gutzkow beherrschte, und später aus der Gesellschaft der „Dichterhalleriche" zurück. Aber es ist sehr zu bedauern, daß sein „Apotheker" nicht just zu der Zeit erschien, für die er geschrieben war. Damals hätte er in die Entwickelung eingegriffen, indeß er später nur mehr ein akademisches Interesse erregen konnte. Aber jedenfalls zeigt die citirte Briefstelle, von welcher Gesinnung die größten Dichter jenes „silbernen Zeitalters" der deutschen Literatur, wie es Bartels mit Recht nennt, beseelt waren: sie wollten zur „ehrlichen und naiven Auffassung" halten. So forderte es auch Vischer, dasselbe meinte Otto Ludwig mit seinem „poetischen Realismus"; dasselbe wollte noch früher Grillparzer mit seiner ganzen künstlerischen Theorie und Praxis, an der Bartels leider still vorübergeht. Bartels weist aber ebenso glücklich als zutreffend darauf hin, daß alle künstlerischen Ideen, welche dreißig Jahre später aus Frankreich zu uns importirt wurden — in ihren brauchbaren Theilen —, schon damals, in den funfziger Jahren in Deutschland vorhanden waren. Otto Ludwig z. B. ist ein Milieumaler, wie kein Franzose es besser ist; nur leider ist nicht das große Paris, sondern das enge Thüringen seine Welt. Hebbel findet als Dramatiker nicht seinesgleichen im Ausland. Ein anderer Historiker wird wol auch nachweisen, daß alle leitenden Ideen Frankreichs in den siebziger und achtziger Jahren in der That zuerst von deutschen Köpfen gedacht wurden. H. Taine ist ja ganz gewiß ein Schüler der deutschen Geschichtsphilosophie, die auf Hegel zurückführt. . . . Und das war ja so merkwürdig an der literarischen Bewegung der achtziger Jahre, daß jene Kritiker, welche von Otto Ludwig, Hebbel, Keller u. s. w. ausgingen, immer nur sich wundern mußten, daß Theorien als Neuigkeiten verkündet wurden, die doch schon längst praktisch in der deutschen Literatur gegolten haben. Mit dem Inhalt der neuen Zeit sich auseinanderzusetzen, die socialen Kämpfe und Gegensätze darzustellen, realistisch, empirisch zu denken und zu schauen, Natur statt Reflexion zu bieten, den Weltschmerz überwinden — all das haben schon die Dichter des „silbernen Zeitalters" angestrebt. Der Feuilletonismus einerseits und die Nachahmung des Auslands andererseits, die aufs innigste mit ihm zusammenhängt, haben die gesunde Bewegung aufgehalten und die „Revolutionirung" der Literatur hervorgerufen. Und jetzt, nachdem alle Versuche, auf Grund der naturalistischen Theorien und ihrer Nachfolger eine Kunst aufzubauen, nothwendigerweise mislungen sind, nachdem auch das Ausland seine Macht über uns verloren hat, nimmt die Literatur von selbst wieder die große Tradition der Hebbel, Ludwig, Keller wieder auf. Gerhart Hauptmann z. B., der die „Versunkene Glocke" schrieb, kann unmöglich wieder zu seinen naturalistischen Anfängen zurückkehren: das Märchendrama ist ein unzweideutiger Absagebrief an den Naturalismus, den „Waldschrat". Hauptmann muß auf dieser neuen Bahn vorwärts, und wenn er ein Dramatiker ist (was nämlich noch gar nicht so ausgemacht ist), so wird er auch zu jenem „poetischen Realismus" gelangen, der allein möglich ist. Diese Nothwendigkeit historisch begründet zu haben, ist das wesentlichste Verdienst der Bartels'schen Schrift. Er spricht als ein „Junger" zu den „Jungen", als einer, der „mit dabei" gewesen ist. Nicht gegen den Sturm und Drang als solchen wendet er sich; er weist vielmehr seine Berechtigung, seine Nothwendigkeit nach. Aber er muß als Historiker feststellen, daß nichts von dauerndem Werthe dabei herauskam. Jene jungen Dichter, welche Erfolg hatten, waren Opportunisten, Pactirer, wie Sudermann oder Fulda, und diejenigen, die nicht pactirten, hatten keinen Erfolg. Jetzt aber ist die Zeit der Experimente und der Posen abgethan. Der Sturm und Drang ist vorübergebraust. Die jungen Talente, die es verdienen, haben ihre Anerkennung durchgesetzt, und der Gegensatz zwischen Alt und Jung in der Literatur hat auch keinen Sinn mehr. Gerade so wie bei den Malern in München die Secessionisten keine eigene Partei bilden, weil die ganze Malerschaft sozusagen secessionistisch geworden ist, kann es in der Literatur auch keinen Gegensatz von „modern" und „nicht modern" mehr geben. Es gibt nur eine Partei: die der Könner, die der wirklichen Dichter, und zu der halten alle, welche die Literatur lieben.

Moritz Necker.

Aus der Erzählungsliteratur.

1. Wahrer Adel. Roman. Von Georg Oertel. Leipzig, E. Ungleich. 1896. 8. 3 M.
2. Jenseits des Weltmeeres. Zwei Erzählungen, dem Amerikanischen der Mrs. Stuart-Phelps nacherzählt von A. v. S. Gotha, F. A. Perthes. 1897. 8. 1 M. 60 Pf.
3. Novellen. Von Johannes Diel, S. J. Dritte und vierte Auflage. Freiburg i. Br., Herder'sche Verlagshandlung. 1896. 8. 3 M.
4. Erloschene Sterne. Roman aus dem Harze. Von O. Elster. Mannheim, J. Bensheimer's Verlag. 1896. 8. 4 M.

5. Ohne Liebe. Roman. Von E. von Wald-Zedtwitz. Zwei Theile in einem Bande. Berlin, Otto Janke. 1897. 8. 7 M.
6. Die Urenkelin und andere Geschichten. Von L. Rosenzweig. Erfurt, Eduard Moos. 1897. 8. 2 M.

Der Flut von Romanen, Erzählungen, Novellen, Skizzen und wie die Unterarten der Erzählungsliteratur sich sonst nennen mögen, gegenüber, die alljährlich allein in deutschen Landen in Buchform erscheinen, könnte man geneigt sein, der oft und zweifellos nicht ohne Grund ausgesprochenen Behauptung, wir Menschen des ausgehenden 19. Jahrhunderts hörten mehr und mehr auf Bücher zu lesen, und begnügten uns ganz vorwiegend mit der Lektüre von Zeitungen und Zeitschriften, den äußersten Zweifel entgegenzusetzen. Bei solcher Massenproduction wäre es aber auch fast wunderbar, wenn die künstlerisch wirklich werthvollen Bücher mit einem hohen Procentsatze vertreten wären. Befinden sich unter sechs Bänden erzählenden Inhalts, wie es diesmal der Fall ist, zwei oder drei wenigstens recht erfreuliche und nur eine völlig verwerfliche Leistung, so hat ein Recensent noch keinen Grund zum Schelten.

Erfreulich scheint mir zunächst Georg Oertel's Roman „Wahrer Adel" (Nr. 1). Es spricht daraus entschieden Talent, und wer nicht kritisch angelegt oder kritisch zu urtheilen verpflichtet ist, wird leicht über den unleugbaren Vorzügen die leider auch vorhandenen starken Schwächen übersehen. Handlung und Charaktere erinnern vielfach an Freytag's „Soll und Haben". Doch ist sich der Verfasser dessen vielleicht kaum bewußt gewesen. Denn gerade für die meisten Vertreter des Hauses Schröter fehlen die Gegenbilder, und der Rechtsanwalt Dr. Eckart, der bei Oertel als Retter eines alten freiherrlichen Geschlechts auftritt, ist von Anton Wohlfahrt doch sehr verschieden. Wie es indeß auch mit der berührten Aehnlichkeit stehen mag, jedenfalls finden sich nicht wenige Abschnitte in dem Buche, deren sich auch ein Gustav Freytag nicht geschämt haben würde; und jedenfalls treten darin auch Menschen auf, zu denen in „Soll und Haben" jedes Vorbild fehlt. Dabei denke ich zunächst an die seltsame, aber lebenswahre Gestalt des Geheimraths Möller, die eine gewisse Verwandtschaft mit Dickens'schen Menschenfeinden zeigt. Auch der alte Schloßcastellan Ziegler ist sehr gut gezeichnet. Was man bei Oertel im Gegensatz zu Freytag am meisten vermißt, das ist das feine Kunstgefühl, das diesen stets in den Grenzen des Glaublichen bleiben läßt. So erregt eine Gestalt wie die der Käthnerstochter Auguste unbedingt lebhaftes Interesse; aber je weiter man liest, desto mehr zeigt sich, daß sie aus sich innerlich widersprechenden Elementen zusammengesetzt ist. Ein Mädchen, das so lebhaft nach Reichthum und äußerm Schmuck des Lebens verlangt, und so in den Tag hineinlebt wie sie, entflieht dann nicht den Verführungskünsten ihres saubern Gutsherrn, dessen Absichten ihr doch schon längst klar geworden sein mußten, im letzten Augenblick mit so rücksichtsloser Entschlossenheit, um nun plötzlich in der Verbindung mit dem bisher verschmähten Jugendgespielen ihr ganzes Glück zu finden. Auch der Gestalt ihres Vaters fehlt die Einheitlichkeit, und gelegentlich finden sich noch bei mehrern andern Personen falsche Züge. Bei seinem Helden, Dr. Eckart, entgeht auch Oertel nicht der Gefahr, ihm allzu viel Edelmuth zuzumuthen: ganz unglaublich ist es z. B., daß dieser die Rettung der Kinder der jungen Witwe, die er schon mit ganzer Seele liebt, und die schließlich auch sein Weib wird, „bald wieder vergessen" haben soll. Aber trotz dieser und ähnlicher Bedenken finde ich den Roman künstlerisch werthvoll. Er ist das Werk eines Talents, das sich noch nicht genügend in Zucht hat.

Eine erfreuliche schriftstellerische Begabung verräth sich auch in den zwei Erzählungen der Amerikanerin Stuart-Phelps (Nr. 2). Man kann sie Geschichten für das Volk im besten Sinne nennen. Was etwa ein feineres literarisches Gefühl als künstlerisch unberechtigt empfindet, das sind Dinge, an denen der naiv Genießende keinen Anstoß nimmt. Es waltet darin poetischer Sinn und eine innige Frömmigkeit, die doch nicht aufdringlich wirkt. Die Darstellung ist in der ersten Geschichte, die den Preis der Anmuth verdient, vorwiegend frisch und munter. Hier eine kleine Probe, die zugleich für das Geschick der deutschen Bearbeiterin, A. v. S., sprechen wird:

> Aber Lotte fuhr bei diesem Blick in die Höhe! Ihr Herz flog in Sprüngen dem durchbrechenden Sonnenschein entgegen. Ihr ganzer öder, schwerer Winter tanzte und wirbelte davon. Durch die Ritzen der Tannenbretter zog eine Procession von Maitagen heran. Die zerstreuten Regentropfen flammten wie Diamanten. Die ganze Welt und all das Wasser um sie her erröthete und blühte. Sie war so sehr jung.

Ein tiefer Ernst lagert über der zweiten Geschichte: „Der zehnte Januar." Die Entscheidung über ihre künstlerische Vollwerthigkeit hängt davon ab, ob man zu glauben vermag, daß in der Heldin Hanna von Anfang an die Kräfte und Stimmungen latent vorhanden waren, die ihre schließliche großartige Opferwilligkeit allein möglich machen. Nach meinem Gefühl hat dazu die Verfasserin doch nicht genug gethan, und mancher wird gewiß geneigt sein, gegenüber den grausigen Brand- und Sterbescenen, mit denen die Erzählung schließt, zu sagen: doch mehr Sensation als echte Kunst. Immerhin habe ich mich dem ergreifenden Gesammteindruck nicht zu entziehen vermocht.

Die „Novellen" des Jesuitenpaters Johannes Diel (Nr. 3) verdienen trotzdem, daß die entschieden katholische Lebensanschauung des Verfassers nicht selten störend hervortritt, doch durchaus eine ästhetische Würdigung. Diel, der bezeichnenderweise auch eine Biographie Clemens Brentano's geschrieben hat, wandelt in den Bahnen unserer Romantiker, insbesondere Eichendorff's. Mit ihm theilt er das tiefe Naturgefühl; an ihn gemahnt auch seine ganze von dem, was wir Realistik nennen, sehr weit entfernte, aber trotzdem in ihrer Art wahrhafte Darstellungsweise. Diel's „Musikantenleben" wird niemand lesen

können, ohne sich an Eichendorff's schönste Novellenblüte „Aus dem Leben eines Taugenichts" erinnert zu fühlen. Auch die eingestreuten Gedichte weisen deutlich den Familienzug der Romantiker auf. Freilich kann sich Diel als Dichter mit dem Verfasser des „Taugenichts" nicht messen, um so weniger, weil der Katholik in ihm vielfach stärker ist als der Künstler. Dieser Umstand stört auch in der oben angeführten Novelle, die vielleicht die bezeichnendste und bedeutendste des ganzen Bandes ist, namentlich gegen den Schluß hin vielfach die reine Wirkung. Der ganz unmoderne, aber echt romantische Mangel an Realistik macht sich besonders in der ersten Novelle, „Der Zigeunerknabe", geltend. Wie der Held dieser Geschichte kann eben kein Knabe reden, und eine etwaige Berufung auf eine Schöpfung höchsten Poetensinns, wie Goethe's „Mignon", böte doch nur eine unzureichende Entschuldigung. Ausdrücklich soll zum Schluß noch hervorgehoben werden, daß Diel sich aller Polemik, wie etwa gegen die protestantische Kirche, durchaus enthält, und daß er mehrfach warmes Vaterlandsgefühl zeigt.

Die Bücher, die mir jetzt noch zu besprechen bleiben, haben, künstlerisch betrachtet, wenig oder gar keine Daseinsberechtigung. O. Elster zeigt in seinem Roman „Erloschene Sterne" (Nr. 4) wol ein hübsches Erzählertalent; aber es kommt ihm sichtlich mehr auf Erregung der Spannung, als auf eine natürliche, psychologisch begründete Entwickelung an. Das Thema ist wieder einmal der Johannistrieb. Der Held, in diesem Falle ein berühmter Augenarzt, wird von einer sich rasch steigernden Leidenschaft zu Otti, der Tochter seiner Jugendgeliebten Ottilie, ergriffen. Aber diese letztere, der er — infolge ihrer Unvorsichtigkeit allerdings nur auf kurze Zeit — das Augenlicht wiedergegeben hat, fühlt, sobald sie ihren Retter erkennt, die frühere leidenschaftliche Neigung wieder mit voller Kraft erwachen; dazu ist sie Witwe und weiß zunächst nichts davon, daß bei ihm die alten Liebessterne erloschen sind. Der Arzt, der ihr nicht gehören kann, beschließt zunächst, auf Mutter und Tochter zu verzichten. Das Lebensschiff Otti's droht völlig zu scheitern, als Ottilie, theils um das Bekanntwerden einer alten Verschuldung ihres Vaters zu verhüten, ebenso sehr aber um den Geliebten doch noch für sich zu erringen, sie zur Ehe mit einem nicht geliebten und nicht einmal geachteten Manne zwingen will. Indeß durch furchtbare Stunden kommt es in der Mutter zu einer Wandlung; sie ergibt sich darein, daß die Liebessterne ihrer Jugend, gerade so gut, wie von neuem das ihr kaum wiedergeschenkte Augenlicht, erloschen sind. So steht dem Ehebunde zwischen dem berühmten Arzt und dem jungen Mädchen nichts mehr im Wege. Man sieht, das Problem ist nicht neu und, was schlimmer ist, seine Lösung wird mit unzureichender psychologischer und dichterischer Kunst unternommen.

Noch beträchtlich tiefer möchte ich den neuen Roman von E. von Wald-Zedtwitz: „Ohne Liebe" (Nr. 5), stellen. Der Stoff, den er behandelt, hätte durch eine echte Künstlerhand ergreifend gestaltet werden können. Der Verfasser aber kommt über einzelne glückliche Anläufe nicht hinaus, und kann im ganzen nur Leser befriedigen, denen eine äußerlich „spannende" Handlung genügt. Die meisten Charaktere sind aus unvereinbaren Elementen zusammengesetzt, und gerade bei der Heldin Antonie von Gademer tritt dieser Grundfehler am schlimmsten hervor. Auch in der Handlung finden sich Sprünge und Gewaltsamkeiten. Am besten gelungen sind noch die Gestalten des ernst-tüchtigen Grafen Avemark und der jugendlich frischen und doch charaktervollen Ursula, die natürlich schließlich ein Paar werden. Auch stilistisch vermißt man jegliche Feinheit, und gelegentlich finden sich höchst bedenkliche Dinge.

Trotz alledem kann man „Ohne Liebe" noch ein Kunstwerk nennen verglichen mit L. Rosenzweig's Novellensammlung (Nr. 6). Bei dieser ist mir nur das eine zweifelhaft, ob sie unnatürlicher in der Motivirung oder abstoßender in der Lebens- und Menschenauffassung ist. Der literarische Werth ist auf jeden Fall gleich Null; aber mit Betrübniß sagt man sich, daß ein nicht geringer Bruchtheil unsers Publikums gerade solche Bücher haben will.

Edmund Lange.

Beschauliche Dramen.

1. Gautama. Dramatisches Gedicht in fünf Acten. Von Heinrich Blau. London, Th. Wohlleben; Leipzig, K. F. Köhler. 1896. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Ein schönes dramatisches Gedicht, aber viel, viel zu lang! Es fehlt nicht an Handlung, es ist sogar rührende, seelenbewegende Handlung darin, und an gedankenreichen, empfindungsvollen Stellen ist kein Mangel, aber bei ungefähr vier- bis fünftausend Versen mit einem durchgängig betrachtenden lyrischen Inhalt kann man das Urtheil doch nicht unterdrücken: es ist zu lang! Weniger wäre mehr gewesen. Hat man sich einmal mit der Länge versöhnt, dann muß man der Freude Ausdruck geben über den edlen, hohen Geist, der dies dramatische Gedicht erfüllt. Die Schicksale jenes indischen Königssohnes Gautama, der Thron und Weib verläßt, um ein Reich des Mitleids zu gründen, das nicht von dieser Welt ist, und der schließlich als Buddha verehrt wird, werden von dem Dichter in menschlich-schöner Weise frei gestaltet. Wie ein sanfter fremdartiger Schimmer über der Dichtung liegt, wie uns das Fremdartige nahe gebracht wird, wie wir die edle

Begeisterung, den reinen Bildnersinn des Dichters aus jedem Charakter, jeder Willenshandlung hervortreten sehen, das verdient hohe Anerkennung. Jedes Drama will mit seinem eigenen Maße gemessen sein. An dies beschauliche, auf ruhigen Genuß berechnete dramatische Gedicht würde nur der Fanatiker oder der Barbar den Maßstab des modernen, Zustände schildernden Dramas, oder den des Shakespeare'schen, Leidenschaften darstellenden Dramas anlegen. Große äußere Wirkung darf sich weder der Dichter noch der Leser von diesem Stücke versprechen; aber selten habe ich ein Drama unserer gegenwärtigen Literatur in der Hand gehabt, das ruhiger und heiterer in sich selbst geruht hätte, das, aus einem tiefen und lautern Geiste geboren, den Stempel eines wahren Idealismus deutlicher an sich getragen hätte, als dies lange, von eiligen Lesern scheu gemiedene dramatische Gedicht eines in der Fremde weilenden, nur wenigen bekannten Dichters. Ich weiß, daß dieses Buch nur von den Händen einzelner aufgeblättert werden wird, daher möchte ich, indem ich es noch einmal durchgehe, eine Stelle daraus anführen, auf die mein Blick gerade fällt. Eine unglückliche Mutter Namens Sita ist mit ihrem schwerkranken Knaben zu Gautama, dem Heiligen, gekommen, den sie im stillen verehrt. Sie bittet ihn:

Sita.

Wenn du ihn, Herr, mit deiner Hand berührst,
So sprach der Heilige im Feigenhaine:
Wird er gesunden und wird ewig leben!
Ein hitzig Fieber ist's, das ihn verzehrt.

Gautama

(tritt an einen Tisch, auf dem eine erlöschende Lampe steht).

Blick' diese Flamme an, die im Verglüh'n,
Das Oel, das sie gespeist, ist fast erschöpft.
Schwach flimmert sie, gar bald ist sie erloschen;
Das Oel, das sie genährt, erhielt ihr Leben,
Ein Augenblick — und sie ist ausgebrannt.
Sieh', meine Hand berührt den kohl'nden Docht;
Sieh', wie sie flackert, lodert und erlischt.
Ich konnte sie nicht retten, sie ist todt!
Glaubst du, ich kann das Lebensfeuer schüren,
Das dort in deinem Kinde zögernd stirbt?
Der Heilige im Hain hat dies gemeint:
Dein Kind wird leben, weil's kein Sterben gibt:
Das Fleisch verdirbt, allein der Geist verbleibt!
Das Sterben ist viel leichter, als das Leben,
Weil ja dem Tod ein andres Leben folgt.

Für die aber, die in solchen Stellen, die übrigens im Gefüge des Dramas auch eine höchst charakteristische Bedeutung besitzen, nur alte Kunst und überwundene Phrase sehen, sei eine andere Stelle hergesetzt, die von Dichtern wie Kritikern oftmals Beherzigung verdient:

Die Fehler andrer werde ich gewahr, —
Sie selbst zu machen, fehlt mir der Verstand.

2. Ausgewählte Schauspiele von Don Pedro Calderon de la Barca. Zum ersten mal aus dem Spanischen übersetzt und mit Erläuterungen versehen von Professor K. Pasch. Sechstes und siebentes Bändchen. Freiburg i. Br., Herder'sche Verlagshandlung. 1896. 8. Jedes Bändchen 2 M.

Die Herder'sche Buchhandlung hat es sich zur Aufgabe gemacht, die Kenntniß Calderon's zu verbreiten. Dr. Lorinser hat in drei Bänden Calderon's Dramen religiösen Inhalts übersetzt, Professor Karl Pasch bemüht sich seit Jahren in einer Reihe von Bänden, von denen eben jetzt der sechste und siebente erschienen sind, solche Schauspiele des großen Spaniers zu übersetzen, die bisher noch nicht — mit einer einzigen Ausnahme — ins Deutsche übertragen worden sind. Diesem Unternehmen mag vielleicht zum Teil auch die Absicht einer Förderung katholischer Dichtung und katholischen Wesens zu Grunde liegen, die Verdienstlichkeit bleibt dennoch bestehen. Der sechste Band enthält: „Die Belagerung von Breda" und: „Was das Herz verschmäht und hofft, bloße Laune ist es oft". — Wie wunderbar ist es zu hören, daß der Dichter selbst im Jahre der Uebergabe von Breda in Flandern als Offizier gefochten hat und daß er das, was er schildert, meist selbst erlebte und auch im selben Jahre auf die Bühne gebracht hat, um sein spanisches Vaterland zu verherrlichen. — Das siebente Bändchen enthält die Uebersetzungen: „Zufall spielt der Liebe Streiche" und: „Besser ist's, man schweigt". Die Freunde des spanischen Schriftthums werden nicht weniger als die Kenner Calderon's nach diesen gediegenen Uebersetzungen Pasch's greifen.

3. Moralische Walpurgisnacht. Ein Satyrspiel vor der Tragödie. Von M. Eugenie delle Grazie. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1896. Gr. 8. 1 M.

Marie Eugenie delle Grazie gehört zu unsern hervorragendern epischen und lyrischen Dichterinnen. Auch ihre Tragödie „Saul" ist voll tragischer Kraft und reich an eigentümlichen und freien Erfindungen, in denen ein großer und starker Geist zu Tage tritt. Ihre „Moralische Walpurgisnacht" nennt sie „ein Satyrspiel vor der Tragödie". Vielleicht ist an der letzten Verheißung etwas Wahres, und eine echte Tragödie voll leibhafter dichterischer Gestalten folgt diesem Satyrspiel. In dem letztern wird der Sturz der Heuchelei und ihrer entarteten Diener und Dienerinnen, des Eigenthums, der Ehe, der Humanität, der Gerechtigkeit und der öffentlichen Meinung durch Allegorien dargestellt. Ich kann der gesammten Auffassung nicht viel Bewunderung entgegenbringen. Ernst, Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung finden sich ohne Frage in dem Satyrspiel und auch im einzelnen fällt manch treffendes Wort; aber im allgemeinen ist mir des Spieles darin zu viel und der Satire zu wenig. Einer so glänzenden, und was mehr sagen will, einer so lebenswarmen Dichterin wie Eugenie delle Grazie braucht natürlich niemand erst zu sagen, daß jede Allegorie in der Dichtung etwas Frostiges und Lebloses an sich hat, daß ein allegorisches Gedicht mehr einem elegant gelösten Algebraexempel mit dichterischen Größen als einem beseelten, Leben athmenden Kunstwerke gleicht. Gleichwol,

blos aus theoretischen Gründen möchte ich selbst ein allegorisches Spiel nicht völlig ablehnen; denn ich glaube, wir haben nun endlich der Theorie genug und müssen einmal ganz von allem Theoretischen absehen, wenn wir weiter kommen wollen. Aber auch in diesem praktischen Falle befriedigt die graziöse Allegorie nicht: solche Sinnbilder, wie Humanität, Eigenthum, öffentliche Meinung und Ehe, sind nur dann an ihrem Platze, wenn wirklich die Gedankenlast, die auf die Schultern dieser Allegorien gelegt werden soll, so groß ist, daß sterbliche, lebendige, wirkliche Menschenschultern sie nicht hätten tragen können. Das aber ist hier doch nicht der Fall. Der Geist wird nicht derart gefesselt und überrascht, nicht mit einer solchen Fülle von Gedanken beschäftigt, daß er auf künstlerische Wirkungen verzichtete. Der Umstand, daß des allegorischen Spieles zu viel, der Satire zu wenig vorhanden ist, bestimmt die nicht allzu hohe Stellung dieses Satyrspiels. In einer unterirdischen Höhle, dem Tageslicht fern, steht der Thron der Heuchelei, zu dem das Eigenthum, die Gerechtigkeit, die Wissenschaft, die Ehe, die öffentliche Meinung herbeieilen, noch von der Furcht erregt, daß die Arbeiter die bestehende Gesellschaftsordnung umstürzen wollen. Eben, als die Hymnen wieder um den Thron der Heuchelei tönen, da fliegen die Pforten auf, der Bau der verrotteten Gesellschaft stürzt ein, es wird Tageslicht in der Höhle, und ein moderner Dichter als Vertreter der neuen Zeit tritt herein, verkündet den Sieg der Wahrheit und reißt der Heuchelei die Hüllen vom Leibe. Man sieht in einer blühenden Landschaft ein siegendes Arbeiterheer vorüberziehen, ein neues Weltalter voll Glück bricht herein. Dieser sonnige Glaube der Dichterin an den Socialismus läßt freilich auch wieder Ranm zu einem neuen Satyrspiel vor der Tragödie.

4. Fortunat. Ein Volksschauspiel in fünf Aufzügen nebst einem Vorspiel. Von Julius Grosse. Wien, M. Breitenstein. 1896. 8. Geb. 3 M.

Julius Grosse hat im Jahre 1855 den Plan zu diesem Stücke gefaßt und das Vorspiel vollendet. Die Arbeit fortzusetzen, dazu fehlte es ihm damals an poetischer Muße, um so mehr, als ein bekannter Dramaturg Plan und Ausführung hart tadelte, weil die Romantik im Stile Tieck's und Arnim's längst veraltet sei. Diese Strenge des Urtheils entmuthigte Grosse derart, daß er die ganze Arbeit als hoffnungslos beiseitelegte. Der Wunsch des Dichters war damals dahin gegangen, die Richtung Raimund's und seiner phantastischen Stücke wieder aufleben zu lassen oder sie vielmehr nach eigenen Kräften weiter zu entwickeln. Doch blieb die angefangene Arbeit über ein Menschenalter liegen. Dann kam, in den neunziger Jahren, wieder eine phantastische Richtung im Schriftthum zum Vorschein, und unter dem Schatten des inzwischen neu sich entwickelnden Symbolismus sowie im Anschluß an die Räthsel des Occultismus schien diese Dichtung abermals zeitgemäß geworden zu sein, und der Dichter vollendete sie und reicht die Gabe uns nunmehr dar. Diese Geschichte des Stoffes ist wesentlich zur Beurtheilung des Werkes. Fast bei jedem andern Dichter würde das Liegenlassen und Wiederergreifen des dramatischen Stoffes bei veränderter literarischer Mode leicht etwas von schriftstellerischer Berechnung an sich haben; bei Grosse ist das indessen kaum der Fall. Sein ernster Zug, seine wahre Empfindung und vor allem seine fabelhaft schnelle, unerschöpfliche Dichtergabe, die sich kaum genug thun kann im Hervorbringen von harmonischen Schöpfungen, schützt ihn gegen diesen Verdacht. Gleichwol muß es ausgesprochen werden, daß dies im Alter vollendete Jugendwerk mislungen ist. Die Aehnlichkeit mit Raimund'schen Dramen kann nur im Aeußerlichen, im Auftreten von Bergkönigen, Elfen und ähnlichen Wesen gefunden werden. Noch viel weniger kann in der Grosse'schen Dichtung eine innere Verwandtschaft mit dem modernen Symbolismus gefunden werden; auch hier ist eine Kluft befestigt, die unverkennbar ist, doch könnte darum die Dichtung an sich sehr wohl als ein Werk ihrer eigenen Gattung bestehen. Woran sie aber leidet, das ist ihre Unklarheit und Unüberschaubarkeit. Keine Frage, daß der geistvolle Dichter an der Hand eines auf dem Papier bestehenden Planes würde nachweisen können, daß alles planvoll und wohl geordnet sei, nur wird er uns damit nicht überzeugen können, daß aus diesem Kunstwerk selbst dieser Plan klar entgegentritt. Fortunatus wird von der Tochter des Bergkönigs mit dem wunderbaren Seckel beschenkt, in dem das rothe Gold nie alle wird; seine unsterbliche Seele bleibt bei den Berggeistern, sein irdischer Leib erlebt merkwürdige Schicksale. Als Wohlthäter und Wunderthäter durchzieht dieser Fortunatus die Welt, er streut sein Gold über Gerechte und Ungerechte aus, in Schwermuth aber bleibt er allein und glücklos. Auch als er seine einst geliebte Elsbeth wiedersieht, findet er den Weg zu ihrem Herzen nicht mehr, er hat nur Gold, nicht Liebe mehr für sie. Auch an den Hof gelangt der Wunderthäter; für Walheide, die schöne Tochter des trottelhaften Königs, empfindet Fortunatus wärmer, und ihr entdeckt er die geheimnißvolle Kraft seines Seckels. Walheide schläfert Fortunat ein und stiehlt seinen Beutel; der einst unermeßlich Reiche irrt umher und gelangt zu Zigeunern und wird ein Jahrmarktsmagier. Sein besseres Selbst hat er durch den Zwiespalt mit sich selbst scheinbar für ewig verloren. Die Prinzessin Walheide, die trotz des Wunderbeutels geizig geworden ist und vom Volke gehaßt wird, dankt nur dem Eintreten Fortunat's ihr Leben. Er reicht ihr die Frucht der Selbsterkenntniß, und Schlangen ringeln sich in ihren Haaren. Fortunat hat selbst erkannt, daß Mammonsbesitz nur eitler Tand ist. Seine unsterbliche Seele, die bei den Berggeistern geblieben ist, erlangt ihre Freiheit wieder, als sie ein Schachspiel um diesen Preis gegen den Bergkönig gewonnen hat; sie vereinigt sich mit der traumwandelnden Elsbeth, deren Liebe zu Fortunat trotz ihres eigenen trüben Schicksals unerschütterlich geblieben ist, und

in den Wolken verschwindet das selige Paar. Der wirkliche Fortunat aber lebt weiter fort, er wirft den Glücksseckel in den See und entsagt dem dämonischen Reichthum. In höchst unklarer Weise werden nun Traum, Wirklichkeit und Symbol miteinander verschlungen. Fortunat, der erstochen worden ist, wird wieder lebendig, die schlafwandelnde Elsbeth, die auf der Höhe der Felsen steht, erwacht und erkennt Fortunatus. Ein Graf, der inzwischen gestorben ist, hat vor seinem Ende gebeichtet, daß er einen Mord auf dem Herzen habe und daß, was man vorher gar nicht errathen konnte, Fortunat der eigentliche Erbe sei. Fortunat aber verzichtet auf die Erbschaft und will als Forscher und Großgewerbtreibender sein Leben der Menschheit widmen. — Diese kurze Inhaltsangabe gibt wenigstens einen Ueberblick, der schwer genug zu erlangen ist, da alle Theile des Dramas mit Episoden, Einfällen, Zauberkram und völlig unmotivirten Erfindungen, allerdings auch mit Gedanken förmlich überlastet sind. Ganz verworren ist das Verhältniß von Fortunat's irdischem und astralischem Leibe. Für das Volk ist das Spiel durchaus ungenießbar. Der Künstler aber wird zu wenig Plastik und lebendige Fülle darin finden, auch bei der Schönheit einzelner Theile wird er nach dem Dramatischen oder dichterisch Klaren vergeblich lechzen. Von hundert Lesern werden achtundneunzig wol rasch erlahmen, und das ist schade, denn fraglos ist ein großer Aufwand an Geist hier verthan.

Friedrich Kummer.

Feuilleton.

Mit einer trefflichen Gestalt aus Oesterreichs Vergangenheit macht uns Karl Ludwig, der Verfasser der „Kuenringer", bekannt in seinem Buche „Hans Katzianer, der Türkenheld. Historische Erzählung für die reifere Jugend und deren Freunde aus den Tagen der ersten Türkenbelagerung Wiens (1529)" (Innsbruck, Wagner'sche Universitätsbuchhandlung, 1896). „Denn keines krainerischen Ritters Namen glänzt heller aus jenen Tagen herüber als der des edeln Katzianer." Neben den Türkenkämpfen bilden die Bauernunruhen im Anfange des 16. Jahrhunderts den Untergrund, auf dem sich die Handlung entwickelt. Die Erzählung ist mit historischen und culturgeschichtlichen Thatsachen stark durchsetzt, und man kann einwenden, daß sie sich infolge dessen etwas zu zögernd vorwärts bewegt. Sie hat nichts gemein mit den heutzutage beliebten Erzählungen, die durch phantastische Abenteuerlichkeiten zu fesseln suchen, sondern verfolgt ernstere Zwecke. Auch in ihr fehlt es übrigens nicht an wundersamen Ereignissen, und gegen das Ende spitzt sich die Handlung geradezu tragisch zu und entschädigt für gewisse Breiten, die sich im Anfange finden.

— „Das moderne realistisch-naturalistische Drama im Lichte des Christenthums" zu betrachten hat sich der Pfarrer Robert Krebs in Werningshausen zur Aufgabe gemacht (Erfurt, Keyser'sche Buchhandlung, 1897). Die Berechtigung — oder auch Verpflichtung — seines Standes, zu diesen Fragen sich zu äußern, brauchte er nicht erst nachzuweisen. Denn da die hierher gehörigen Schriftsteller mit Vorliebe selbst den Geistlichen in ihre Dichtungen einführen, haben die Vertreter des geistlichen Standes allen Anlaß, zur Sache Stellung zu nehmen. Und die Art, wie dies Krebs thut, nimmt sogleich für ihn ein. „Wir wollen sie prüfen", sagt er, „sine ira et studio, ohne Voreingenommenheit und ohne blinden Fanatismus. Ja; ich erkläre schon an dieser Stelle mit allem Nachdruck, daß ich in den zu besprechenden Dichtungen durchaus nicht lauter Teufelswerk erblicke. Auch habe ich vor einzelnen jener Realisten als Poeten die größte Hochachtung, ich füge aber sogleich hinzu, daß im allgemeinen doch zu wünschen wäre, diese Männer hätten ihre zum Theil glänzenden Gaben anders angewendet." Und nun geht er die wichtigsten Stücke Ibsen's, Hauptmann's und Sudermann's durch. Er hat nicht viel Literatur darüber nachgelesen, weiß aber selbst das Wesentliche überall herauszufinden. So weit diese Stücke nur realistisch sind, hat er nicht viel gegen sie einzuwenden. Aber der Naturalismus — nach Krebs die Weltanschauung, nach der es über der Natur etwas Höheres, insbesondere einen allmächtigen, göttlichen Herrn der Natur nicht gibt — dieser Naturalismus scheint ihm verwerflich; denn er ist die Wurzel der meisten Uebel, an denen gegenwärtig die Menschheit krankt. Krebs zeigt, wie dieser Naturalismus den Werken der genannten Schriftsteller eigen ist, wie sich bei Ibsen die Hinwendung dazu vollzieht, und wie bei Hauptmann die Abkehr davon im „Hannele" nur eine scheinbare ist. Wir haben seine ernsten Worte mit Interesse gelesen. Auch wir glauben, daß ohne die Anerkennung einer geistigen Macht über den Dingen, vor allem ohne die Liebe in christlichem Sinne, unsere Dichtung ein öder Acker bleiben, kein blühender Garten werden wird. Ein paar Kleinigkeiten sind uns aufgefallen. Eine Bemerkung auf Seite 59 erweckt die Vorstellung, als ob die Stücke des Menander uns erhalten wären. Unrichtig citirt wird Seite 54: „Während das Laster sich bricht, setzt sich die Tugend zu Tisch."

— Moralische Zwecke verfolgen und recht gut gemeint sind zwei Geschichten, eine Erzählung: „Die kleine Samariterin", und eine Novelle: „Mir fehlt der Sohn", von Baronin Elisabeth von Grotthuß (Augsburg, B. Schmid'sche Verlagsbuchhandlung, 1896). Das ist aber auch das einzige, was wir daran rühmen könnten. Besonders trivial ist vielfach die erste Geschichte. Die andere behandelt ja einen etwas lohnendern Gegenstand, verliert sich aber doch auch wieder in Gemeinplätze und bringt es zu keiner packenden Wirkung.

Bibliographie.

Falkenberg, A., Schiffbruch. Novellen. München, Aug. Schupp. 8.

Gerber, P., Wilhelm Raabe. Eine Würdigung seiner Dichtungen. Leipzig, W. Friedrich. Gr. 8. 5 M.

Medem, R., Entwurf eines Gesetzes, betreffend die Reform des Irrenwesens. Greifswald, Julius Abel. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Militärische Schriften weiland Kaiser Wilhelm's des Großen Majestät. Zwei Bände. 1821—65. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. Gr. 8. 16 M.

Sapper, C., Das nördliche Mittel-Amerika. Reisen und Studien. Braunschweig, Fr. Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 9 M.

Schweiger-Lerchenfeld, A. von, Atlas der Himmelskunde. Erste Lieferung. (Vollständig in 30 Lieferungen.) Wien, A. Hartleben. Großfolio. 1 M.

Sutermeister, E., Neue Lieder eines Taubstummen. Leipzig, G. H. Wallmann. 8. 1 M. 50 Pf.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von **F. A. Brockhaus** in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Romane von Charles Kingsley.

Hypatia,

oder

Neue Feinde mit altem Gesicht.

Von

Charles Kingsley.

Ins Deutsche übertragen von Sophie von Gilsa.

Mit einem Vorwort von Christian Karl Josias Bunsen.

Sechste Auflage. Zwei Theile. 8. Geh. 6 M. Geb. 8 M.

In Kingsley's berühmtem Roman „Hypatia“, einem meisterhaften Lebens- und Sittengemälde aus dem 5. Jahrhundert unserer Zeitrechnung, ist das letzte harte Ringen des Heidenthums mit dem mächtig vordringenden Christenthum im Rahmen der Lebensschicksale der schönen hellenischen Philosophin Hypatia geschildert. Der von Bunsen bei der deutschen Lesewelt eingeführte Roman erfreut sich allgemeiner Beliebtheit und hat bereits die sechste Auflage erlebt, die im Preise wesentlich ermäßigt wurde.

Alton Locke,

Schneider und Dichter.

Eine Autobiographie.

Von **Charles Kingsley.**

Deutsch von P. Spangenberg und M. von Harbou.

Zweite Auflage. Zwei Bände. 8. Geh. 8 M. Geb. 10 M.

„Alton Locke“, der künstlerisch vollendetste Roman Kingsley's neben „Hypatia“, zeichnet sich außer durch ungemein spannende Handlung durch Hineinziehung der socialen Fragen aus; er ist, wie der „Staatsanzeiger für Württemberg“ sagt, ein socialer Roman von solcher Wucht, daß niemand ihn ohne bleibenden innern Gewinn beiseite legen wird.

Yeast, ein Problem,

oder

Was Herr Lancelot Smith dachte, sprach und that.

Roman von

Charles Kingsley.

Aus dem Englischen übersetzt von **P. Spangenberg.**

Mit einer Einführung von Professor **Dr. Richard Wülker.**

Zweite Auflage. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.

Dieser zum ersten male ins Deutsche übersetzte Roman Kingsley's hat seiner Vorzüge wegen so freundliche Aufnahme gefunden, daß bald die zweite Auflage nöthig geworden ist. Mit Shakespeare'scher Energie zeichnet der Verfasser Gestalten aus den verschiedensten Gesellschaftskreisen des heutigen England; seine Seelengemälde sind von höchster psychologischer Feinheit.

„Die Lösung des Weltenrätsels“

„Sein und Schein“, „Der Urgrund des Daseins“, diese drei Bücher zus. 1300 Seiten Umf. Preis 10 M., für der. krit. Abh. ein **Preis v. Tausend Mark** ausgef. i. worden, sind erschienen im Verlage von **Greßner u. Schramm** in **Leipzig.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Insel Capri.

Idylle vom Mittelmeer

von

Ferdinand Gregorovius.

Zweite Auflage. 8. Cart. 1 M. 80 Pf.

Diese elegante Separatausgabe der classischen Schilderung von Capri aus Gregorovius' „Wanderjahren in Italien“ ist nach dem Wunsche des Dichters zunächst bestimmt, von den Besuchern Italiens mitgeführt zu werden; sie empfiehlt sich aber durch ihre zierliche Ausstattung auch für den heimischen Büchertisch.

Korfu.

Eine ionische Idylle.

Von

Ferdinand Gregorovius.

Zweite Auflage. 8. Cart. 1 M. 80 Pf.

Gregorovius entwirft in dieser Skizze ein anmuthiges Bild von Korfu, jenem ionischen Eiland, das mit dem doppelten Reize griechischer Natur und homerischer Mythe geschmückt ist.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Briefe an Johanna Motherby

von

W. von Humboldt und E. M. Arndt.

Mit einer Biographie Johanna Motherby's und Erläuterungen herausgegeben von

Heinrich Meisner.

Nebst einem Porträt.

8. Geh. 3 M. 50 Pf. Geb. 4 M. 50 Pf.

Diese zum ersten male veröffentlichten Briefe bieten einen wichtigen Beitrag zur Charakteristik W. von Humboldt's und Arndt's, insbesondere des letztern, dessen Thätigkeit während der Befreiungskriege, Familien- und Seelenleben sie vorführen. Die vertraute Freundin beider, Johanna Motherby, deren Biographie nebst einem Porträt gegeben wird, tritt hiermit in den Kreis der berühmten Frauen zu Anfang dieses Jahrhunderts.

Mit einer Beilage von **Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung** in **Berlin.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig (Querstr. 16).

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer.
Preis vierteljährlich 7 M. 50 Pf.,
jährlich 30 M.

Nr. 20.

Leipzig,
13. Mai 1897.

Inhalt: Platen's Tagebücher. Von Karl Busse. — Th. von Bernhardi's Denkwürdigkeiten. Von Horst Kohl. — Philosophische Literatur. Von Ernst Melzer. — Erzählende Literatur. Von Ernst Roeder. — Volksthümliche Oster- und Weihnachtsspiele. Von Anton Schlossar. — Zum deutschen Unterricht. Von Robert Lange. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Platen's Tagebücher.

Es gibt Dichter, die mehr sind als alle ihre Werke. Die man deshalb aufsuchen muß im Verkehr mit ihren Freunden, in ihren Briefen, in ihrem Leben, um sie ganz zu erfassen. Und es gibt andere, die weniger sind als ihre Werke. Die eine einzige glänzende Seite ihres Wesens in einem reinen Gebilde auszuprägen wußten, als Gesammtpersönlichkeiten aber uninteressant oder gar unsympathisch sind. Die erstern ermangeln bei großen dichterischen Gaben des Künstlerthums; bei den letztern ist es umgekehrt. Die erstern sind die unter der Oberfläche Wirkenden, die gewaltigen Anreger in unserer Literatur. Das größte Beispiel: Herder, von dem Jean Paul sagt, ihm fehlte bei einem solchen Scharf-, Tief-, Viel- und Weitsinne zum höhern Dichter nur die letzte Aehnlichkeit mit Plato, daß nämlich seine Lenkfedern (pennae rectrices) im abgemessenen Verhältniß gegen seine gewaltigen Schwungfedern (remiges) gestanden hätten. Hierzu gehören ferner die meisten Romantiker, Friedrich Schlegel, Novalis; weiter auch Immermann.

August von Platen scheint dagegen auf den ersten Blick der andern Gruppe zuzugehören. Das allzu starke Betonen des formalistischen Elements läßt ihn nicht nur kälter erscheinen, als er ist, sondern läßt auch leicht glauben, er drücke oft mehr aus, als er empfinde, gebe mehr, als er habe. Wenn man den ersten starken Band seiner kürzlich erschienenen „Tagebücher"*) durchblättert, kann man allerdings darüber in Zweifel gerathen. Denn ohne gerade übermäßig spannend zu sein, sind sie doch eigentlich interessanter als die meisten seiner poetischen Werke.

Ich muß hier allerdings gleich eine Einschränkung machen. Nämlich die, daß dies Interesse doch wesentlich psychologisch ist. Die Persönlichkeit, die uns da entgegentritt, reizt wenig zur Bewunderung. Sie ist eben mehr interessant als bedeutend. Man hat einen gemischten Eindruck. Vor allem sieht man, daß diesem Platen die Größe fehlte. Man würde ihm gern Dutzende von Fehlern verzeihen. Goethe hatte sie auch, und doch ist gerade in dem Menschen Goethe etwas so Gesund-Wundervolles, daß man ihn selbst in seinen Fehlern lieben muß. Platen aber ist in seinen Fehlern kleinlich. Und dieser Eindruck der Kleinlichkeit begleitet den Leser der „Tagebücher". Ich meine natürlich nicht diese Kleinlichkeit, die ja immer da sein wird, wenn jemand erzählt, daß man ihn heute hier zum Ball, morgen dort zum Thee einlud, daß er diesen Brief empfing, jenen beantwortete, kurz, wenn er all die geringfügigen Tageserlebnisse aufzählt. Die Kleinlichkeit sehe ich auch nicht darin, wie Platen das notirt. Sondern nur darin, wie er sich ewig mit Kleinlichkeiten herumschlägt, sich von ihnen bestimmen läßt, sich damit quält. Wie er ferner ewig lamentirt und so wenig geistreich lamentirt, daß es gewiß echt ist.

Am 22. Oktober 1813 begann der sechzehnjährige Platen sein Tagebuch. Der bald 900 Seiten starke Band bringt den ersten Theil dieser Tagebücher, die Notirungen bis zum Sylvester 1817. Und da ist es ein merkwürdiges Gefühl, wenn man sieht, wie viel Tinte Platen in den vier Jahren verspritzt hat, um die „jedesmalige Stimmung seines Herzens" dem Diarium anzuvertrauen. Gewiß werden ihm viele Lobredner erstehen, die darin eine bewundernswerthe Energie, eine merkwürdige Reife, ein Streben nach Selbsterkenntniß erblicken mögen. Aber mir will es scheinen, als ob man mit sechzehn bis zwanzig Jahren doch etwas Besseres thun könnte, als Tagebücher führen. Das verleitet oft zu einem steten Sichselbstbespiegeln, zu einem endlosen Reflectiren über sich selbst und schwächt die Activität, die bei einem Zwanzigjährigen

*) Die Tagebücher des Grafen August von Platen. Aus der Handschrift des Dichters herausgegeben von G. von Laubmann und L. von Scheffler. Erster Band. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1896. Gr. 8. 14 M.

mehr werth ist als die Reflexion. Und so ist es bei Platen auch gekommen. Entweder: er mußte durch Selbstbespiegelung eitel oder durch ernstes Nachdenken über sich selbstquälerisch werden. Seine Wahrheitsliebe, die er beinahe übertrieb, führte ihn zum letztern. Und so ward er nicht müde, sein Tagebuch mit Vorwürfen über sich selbst zu füllen, sich jede Begabung, jede Originalität abzusprechen, sich als Pfuscher und Dilettanten hinzustellen. Diese Reflexion aber zerstörte seine Naivetät, legte sich als Rauhreif auf das junge keimende Pflänzchen seiner poetischen Begabung. Die Frische und Herzhaftigkeit im Entschlusse ward lahm gelegt; tausend Pläne wurden ebenso schnell verworfen wie gefaßt. Und noch schlimmer wirkte das auf sein Leben ein. Er ward schüchtern dadurch, ängstlich, zog sich immer mehr in sich selbst zurück, entwickelte seine Seele in einer schon krankhaften Scheu und Schamhaftigkeit wie eine Treibhausblume und verlor alle Spannkraft fürs reale Leben. Vor lauter Schüchternheit und Reflexion ließ er das Glück oder wenigstens das, was er für sein Glück hielt, an sich vorbeifliegen, und anstatt es am Zipfel zu packen, jammerte er über seine Schwäche, daß er es nicht gepackt hatte. Sein Tagebuch ist reich gespickt mit Stellen, wo er sich klar vorstellt — was er hätte thun müssen. Aber das Nachbedenken und die Vorsätze waren im Handumdrehen fort, wenn es galt, sich zum Herrn einer neuen Situation des wirklichen Lebens zu machen. Und so kam alles wie vorauszusehen: unzufrieden mit sich und der Welt, schüchtern und linkisch, verschlossen und abstoßend, ohne es selbst zu wollen, ward der Graf Platen zu einem Menschen, der sich selbst nicht liebte und den die andern auch nicht liebten. Der seelische Proceß liegt in den „Tagebüchern" offen zu Tage.

August von Platen wußte auch genau, wo der Schaden saß. Aber der war schon unheilbar geworden. Mit achtzehn Jahren schreibt er in sein Diarium: „Als mich vor einigen Tagen Lieutenant Schneider fragte, was er thun müßte, um es mir recht zu machen, sagte ich: «Mehr denken und weniger reden.» «Und du», erwiderte er, «mußt mehr reden und weniger denken.» «Nein», fiel ihm Tschamarin ins Wort, «weniger denken und mehr handeln.» Er kennt mich zum Theil, ich fühlte den Stachel seines Vorwurfs." Dieses Gespräch sagt deutlich genug, wie sich der Graf seiner Schwäche bewußt war. Und das Zurückziehen auf sich selbst hatte jene Frühreife auf der einen Seite im Gefolge, die uns ganz vergessen läßt, daß da ein Achtzehnjähriger redet, und bewirkte andererseits jene erschreckende Greisenhaftigkeit, die Mendelssohn an Platen wahrnahm und über die der — Zwanzigjährige schon klagt. „Was thue ich jetzt, was fühle ich, das ich nicht fühlen und thun könnte als Greis?", so heißt es unter dem 30. December 1817.

Man darf gespannt sein auf den zweiten Band. Wie die Entwickelung schließlich weiter geht, ist aber schon jetzt klar. Solange Platen noch Offizier war, wurde er wenigstens tagtäglich durch den Dienst aus seiner Einsamkeit und Weltfremdheit gerissen, mußte mit Kameraden verkehren und mußte es als Arrestant fühlen, wenn er in seiner Zerstreutheit mit gelben Sommerbeinkleidern zum Compagnieexereiren kam. Als er aber aus diesem großen Verbande ausschied, verlor er mehr, als er ahnte. In der Jugend, sagt Jean Paul in der „Vorschule der Aesthetik", ist ein Amt besser als ein Buch. Als Offizier konnte er seine poetischen Versuche als Pfuscherei hinstellen; sowie er aber als freier Dichter lebte und sein Leben auf dies eine Ziel gründete, war das unmöglich. Und nun hebt jener so falsch verstandene Verzweiflungskampf in seiner Seele an. Er mußte jetzt an sich glauben, um etwas zu leisten, um sein Leben nicht für verpfuscht zu halten. Aber durch seine Reflexion hatte er allen Glauben an sich untergraben. Und so versucht er, diesen Glauben, der ihn in dem Beruf und Leben einzig hielt, sich mit Gewalt zurückzurufen, sich ihn förmlich zu suggeriren. Und deshalb die Inbrunst, mit der er das Rauchfaß um sich schwang und sich selbst beweihräucherte. Alle seine Lobreden, die er sich später so verschwenderisch hielt, stammen aus einer verzagten Seele, nicht aus einer übermüthigen. So allein erhob er sich aus tiefster Zerknirschung. Es ging mit ihm, wie mit den kleinen Kindern, die in Angst und Dunkel am lautesten pfeifen, um sich selbst zu überzeugen, wie muthig sie sind. Deshalb auch seine Wuth auf die Kritiker, die seine mühsam errungene Selbstberuhigung immer von neuem störten; und da flog manch einem ein merkwürdiges Schimpfwort an den Kopf, z. B. „Mopsnatter"! Daher schließlich auch seine Wuth auf Deutschland und die Deutschen. Das Publikum kam ihm nicht so, wie er es dachte und brauchte, entgegen; über die Alpen kamen die Angriffe, die seinen Frieden störten. Und er, der glühende Patriot (vgl. S. 75, 78, 92, 96, 153, 158, 262 u. s. w.) macht so auf Mendelssohn den Eindruck eines Deutschenhassers. Alles erklärt sich aus einer Wurzel.

Vielleicht auch jenes Moment, das an Platen nun einmal das wunderlichste ist und bleibt: sein Sinn für Freundschaft, d. h. für eine bis an Liebestollheit grenzende Freundschaft. Dieser vorliegende erste Band der „Tagebücher" bringt viel neue Details, aber eigentlich nichts Entscheidendes dazu. Der zweite Band kann hier vielleicht noch Näheres mittheilen. Hier spricht es Platen selbst aus, daß er nie geliebt hat. Denn das einzige junge Mädchen, das er nennt und für das er eine ganz flüchtige Neigung zu haben schien, verschwindet gegen seine Freunde. Wie es mit dieser Freundschaft aussieht, weiß jeder, der Platen's Gedichte kennt, besonders das eine, wo er die Tabackspfeife beneidet, die der Freund an die Lippen führt. Er verliebt sich, denn anders kann man es nicht nennen, in den Grafen Mercy d'Argenteau, in den Prinzen von Oettingen-Wallerstein, in einen Herrn von Brandenstein, einen Herrn von Hornstein, einen Herrn von Bülow u. s. w. u. s. w. „Wie der fromme Beter das Heiligenbild, vor dem er im Staube liegt", be-

trachtet er jeden. Er schleicht sich in die Loge des Grafen Merey d'Argenteau und nimmt den Theaterzettel an sich, den dieser „vielleicht" in der Hand gehabt (S. 63); er möchte zu ihm sagen: „Ich liebe dich, stoße mich nicht zurück"; sein Galakleid ist ihm heilig, weil darauf „einen Augenblick Merey d'Argenteau's schöne Hand ruhte" (S. 99). Und als „Frederigo", Herr von Brandenstein, vielleicht die stärkste Leidenschaft seines Lebens, alle seine Sinne gefangen nahm, schrieb er in sein Tagebuch: „Que je l'aime, oh que ses traits sont doux; que ses regards sont intéressants; que son langage est sonore; il reveille dans mon âme je ne sais quel souvenir d'amour et de félicité." Ein anderes Bild: er geht spazieren, pflückt drei Maßlieben und rauft, um sein „Glück zu versuchen", die Blätter nacheinander aus mit den abwechselnden Worten: „Liebt mich, liebt mich nicht", und bei allen drei Blumen trifft das „liebt mich" auf das letzte Blatt. Darüber freut er sich herzlich (S. 207). Wohlgemerkt: das thut ein Offizier im Feldzuge, und es handelt sich dabei nicht um ein geliebtes Mädchen, sondern um einen Kameraden. Ein paar Tage später malt er seinen und Brandenstein's Namen auf „einige feine Sandflächen" und bedauert nur, daß Brandenstein nie zu jener Stelle kommen wird. Dann könnte sich vielleicht eine Correspondenz im Sande entwickeln. Wieder einige Zeit später beschäftigte er sich damit, einen — Blumenkranz zu flechten, den er der Göttin der Freundschaft weihte, daß sie seine mäßigen Wünsche erhöre. Für einen Lieutenant etwas wunderlich. Am 27. Januar 1816 schreibt er gar in sein Tagebuch, eben an denselben Brandenstein, seinen Frederigo, gerichtet: „O wie würde ich dich lieben, wie glühend, wie würde ich dir ergeben sein! Oft ergreift mich eine kindische Raserei, ich umarme dann meine an der Wand hängenden Kleider, um nur etwas an mein Herz zu drücken. Ach, wann wird sich deine geliebte, weiche Hand in die meine legen? Ich fürchte, niemals." Und als er einen Tag später Herrn von Bülow sieht, da eilt er klopfenden Herzens an sein Diarium: „Ja, ich war wieder glücklich, ich war es wieder. Armes, glühendes Herz, du warst es wieder, eine Stunde lang. Heute durfte ich die holden Züge betrachten, mit einiger Muße wieder nach so langer Zeit. O unauslöschlich bist du, Leidenschaft. Immer größer wirst du, immer mächtiger, immer hoffnungsloser daneben." Eine geheime Stimme lispelt ihm zu: „Er wird nie, nie wird er der Deine werden!" Aber er kann sich von seiner Leidenschaft nicht losmachen, alles entzückt ihn an Herrn von Bülow: das blonde Haar, die weiße Stirn, das Grübchen im Kinn.

Man kennt Heine's schamlosen Angriff auf Platen, einen Angriff, der sich gerade auf diese krankhafte Leidenschaftlichkeit in der Freundschaft bezieht. Nach dem ersten Bande der „Tagebücher" verliert dieser Angriff jede Berechtigung. Wenn er auch sonst über die „zwitterhaften Gefühle in seinem Busen" klagt, so kann er doch ehrlich hinzufügen: „Gott weiß es, meine Neigung ist rein und gut" (S. 469). Etwas Krankhaftes liegt freilich einem sich so geberdenden Freundschaftsbedürfniß zu Grunde, um so mehr, wenn man sich vorhält, daß Platen nie ein Mädchen geliebt. Charakteristisch für ihn ist, daß er nie wagt, seinen „Freunden" die Gefühle, die er für sie hegt, zu gestehen. Er betet sie im Stillen an, martert sich; seine Entschlüsse, ihnen einfach seine Freundschaft anzubieten, sind bleich und angekränkelt von der Reflexion, und sterben, wenn sie in die That und die Wirklichkeit übersetzt werden sollen.

Der Eindruck also, den der Platen dieser „Tagebücher" macht, ist der eines Schwächlings. Seine Energie wirft sich auch nur auf ein gewisses Gebiet. So wird er nicht müde, an seiner Ausdrucksweise, seiner Form zu feilen. So lernt er eine Sprache nach der andern mit nimmermüder Geduld, nur um ein Dichtwerk in der Ursprache lesen zu können. So versucht er unerbittlich wahr gegen sich selber zu sein. Aber dadurch, daß man sich selbst einen Schwächling schilt, wird man noch nicht besser. Und deshalb meine ich, daß der Eindruck, den man empfängt, gemischt ist, daß Platen hier als eine recht problematische Natur erscheint, daß man bei aller Hochachtung für die edeln Anlagen seiner Persönlichkeit doch einen fast peinlichen Eindruck zurückbehält — den Eindruck von einer unüberbrückbaren Kluft zwischen Wollen und Können, den Eindruck eines oft erzwungenen Hochdruckgefühls, einer krankhaften Gereiztheit. Man hat im letzten Grunde doch mehr Mitleid für diesen Charakter als Bewunderung.

Charakteristisch ist auch, daß in dem ganzen Bande kaum ein Satz ist, der an sich, ohne Beziehung auf den Dichter Platen, fesselt. Er sagt nie etwas Tiefes und nie etwas Geistreiches. Seine Urtheile über Bücher sind nie für die Bücher kennzeichnend, sondern höchstens eben für ihn. Man hört, wie Platen über Schiller, Lessing, Jean Paul, Schlegel, Körner, Wieland, Voltaire, Iffland, Müllner u. s. w. urtheilt, ohne ein überraschendes Wort über diese Männer selbst, das uns nachdenklich machte, zu hören. Der Gegensatz dazu ist Hebbel in seinen „Tagebüchern".

Wenn der Raum nicht gebieterisch Beschränkung forderte, ließen sich noch einige interessante Details hervorheben. So daß Platen, ganz im Gegensatze zu den Romantikern, die weiblichen Reime nicht liebte, weil sie einen schlechten Klang hätten (!) — etwas, was Platen übrigens mit den meisten Frauen unserer Literatur gemeinsam hat; daß er für Frauenrechte durchaus nicht begeistert war; daß er sich selbst eine „melancholische" Sinnlichkeit zusprach; daß er Furcht hatte zu tanzen; daß er die Oesterreicher und Baiern nicht liebte, weil sie mit ihrem Dialekt die Sprache verhunzten; daß er sich für das kühne Preußen begeisterte; daß er seine Gedichte äußerst monoton hersagte u. s. w.

„Platen", sagte Goethe, „liebt so wenig seine Leser und seine Mitpoeten als sich selber, und so kommt man in den Fall, auch auf ihn den Spruch des Apostels anzuwenden: «Und wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen

redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle.»" Dieses Manco an Liebe hat viele von Platen zurückgeschreckt. Nicht nur das Volk. Auch die wissenschaftliche Theilnahme für ihn ist gering geblieben. Vielleicht ändert sich das jetzt etwas. Daß es sich viel ändern wird, glaube ich nicht. Wer sich recht prüft, der wird vor Platen wol den Hut ziehen, aber es wird nicht viele geben, die ihn zum Freunde gehabt haben möchten.

Karl Busse.

Th. von Bernhardi's Denkwürdigkeiten.

Ein neuer Band der Aufzeichnungen Theodor von Bernhardi's liegt vor mir, der sechste *), und von allen, wenn man will, der interessanteste, weil er Schritt für Schritt den Leser den Proceß verfolgen läßt, durch den der bisherige Gegner in einen warmen Anhänger der Bismarck'schen Politik verwandelt wird. Mehr oder weniger ist es allen denen so gegangen, die heute zu den überzeugten Freunden Bismarck's gehören. Ehemals stark im Hassen, sind sie jetzt stark im Lieben, und die tiefe Umwandlung, die sie an sich selbst erfahren haben, ist nicht durch die Erfolge der Bismarck'schen Politik hervorgerufen worden, wenigstens nicht durch diese allein, sondern mehr noch durch die Erkenntniß, daß der scheinbare Junker Bismarck denn doch ein ganzer Mann war mit festen politischen Zielen, der nicht blos ein lebhaftes Gefühl für die Ehre seines Königs und die Größe Preußens in sich trug, sondern auch ein in heißer Liebe für das große deutsche Vaterland erglühendes Herz, daß er ein Riese unter Pygmäen war, wie ihn ein zersplittertes und in seiner Zersplitterung ohnmächtiges Volk bedurfte, um zu nationaler Selbständigkeit und nationalem Selbstbewußtsein zu gelangen. Die Pygmäen von der Fortschrittspartei, die in ihrer eiteln Selbstüberschätzung niemals ein Verständniß für den großen Politiker fanden, dessen Ehrgeiz es war, seinem Könige und seinem Lande zu dienen, diese seichten Schwätzer, die, eingeschworen auf ein Parteiprogramm, unnachgiebig auf ihren politischen Principien herumritten und ihren Widerstand gegen den ihnen verhaßten Minister auch dann noch fortsetzten, als die Liebe zum Vaterlande ihnen den unbedingten Anschluß an den Mann der That hätte zum Gesetz machen müssen, sie sind auch heute noch vorhanden; aber ihre Zahl ist Gott sei Dank zusammengeschwunden zu einem kleinen Häuflein. In den Anfängen des Ministeriums Bismarck waren sie freilich eine Macht, die Herrn von Bismarck das Leben sauer genug machte. Virchow stand damals noch im ganzen Lande und bei den Liberalen Deutschlands und Englands in dem Rufe, ein großer Politiker zu sein, und er selbst war davon ebenso überzeugt, wie er es noch heute ist, so oft auch die Ereignisse seine politischen Prophezeiungen Lügen gestraft haben; er fühlte sich damals in der Rolle eines „titanischen Volkstribunen", als ein O'Connell Preußens, und speculirte auf den Verfassungsbruch, um ein willkommenes Motiv zu einer Revolution zu finden — und das in einer Zeit, wo auch dem blödesten Auge die Gefahren sich offenbaren mußten, die dem Staate oder, wie Herr von Beust sich auszudrücken liebte, der „Improvisation" Friedrich's des Großen von seiten Oesterreichs und Frankreichs drohten, wenn nicht das gesammte Volk die Politik der Regierung unterstützte. Und neben Virchow ein Grabow, ein Bockum-Dolffs, dem seine Parteigenossen Sänger und Wehrenpfennig das Zeugniß ausgestellt haben, „daß er wirklich über jedes Maß von Dummheit hinaus dumm sei"; ein Gneist, den der Parteigeist zum Anwalt der Polen, und der unverbesserliche Doctrinarismus des deutschen Gelehrten zu einem begeisterten Vorkämpfer des englischen Parlamentarismus machte, dessen Hohlheit und bedauernswürdige Unfruchtbarkeit die englische Geschichte auf jeder Seite lehrt. Und diese Männer hatten Einfluß bis in die Nähe des Thrones; die Königin, der Kronprinz und die Kronprinzessin bekannten sich offen zu den Lehren der Demokratie; sie arbeiteten vereint und mit Macht am Sturze des Ministers und bestürmten immer aufs neue den gegen weibliche Ränke nicht immer festen König, durch Entlassung Bismarck's sich den Frieden mit seinem Volke zu erkaufen, ohne zu fühlen, daß die Krone die schwerste Niederlage erleiden mußte, wenn sie den nicht durch sie, sondern durch die übermüthige Demokratie heraufbeschworenen Conflict durch ein solches Opfer geschlossen hätte. Und diese Arbeit der „Haus- und Familienwanzen", wie Droysen sich mit derber Plastik zu äußern pflegte, wurde immer intensiver, je näher die Entscheidung rückte, je deutlicher die Unvermeidlichkeit des Kriegs mit Oesterreich sich für den Staatsmann ergab, der die Aufgabe übernommen hatte, die deutsche Frage in einer für Preußen günstigen Weise zu lösen. Da wurde oft in Stunden niedergerissen, was die harte Arbeit des Ministers in Monaten aufgebaut hatte: der König heute noch fest, war morgen wieder schwankend, wenn die Heulmeierei des sog. Königs-Meyer auf ihn eingewirkt hatte, der mit Herrn von Gruner im Bunde herzbrechende Artikel und noch empfindsamere Gedichte gegen den „Bruderkrieg" in der vom König gelesenen „Spener'schen Zeitung" veröffentlichte. Man kann sich gar nicht ausdenken, wie der Gang der preußischen und deutschen Entwickelung gewesen wäre, wenn es damals den finstern Mächten ge-

*) Aus dem Leben Theodor von Bernhardi's. Sechster Theil: Aus den letzten Tagen des Deutschen Bundes. Tagebuchblätter aus den Jahren 1864—66. Leipzig, S. Hirzel. 1897. Gr. 8. 7 M.

lungen wäre, den Minister der That zu stürzen. So viel aber ist sicher: der preußische Staat hätte die für eine große maritime Entwickelung nothwendigen Nordmarken nicht gewonnen; in Schleswig-Holstein säße die Familie der Augustenburger, deren Souveränetätsgefühl im umgekehrten Verhältnisse zu dem Maße der Anstrengungen stehen würde, die sie zum Erwerb ihres vermeintlichen Erbes gemacht hätte, argwöhnisch dem großen Nachbar mistrauend, der mit dem Blute seiner Kinder das Land den Dänen entrissen, ein geheimer Bundesgenosse Oesterreichs, das an allen Höfen deutscher Bundesfürsten mit Zuckerbrot und Peitsche die Feindschaft gegen Preußen nährte und am Bundestag zu Frankfurt das Schwarzenberg'sche Programm zur Durchführung brächte; in Frankreich regierte vermuthlich noch unangefochten das Haus Bonaparte, eifrig bedacht, durch immer neue Kriege das Prestige Frankreichs zu erhöhen; im Bereich des Deutschen Bundes aber sänge und turnte man noch immer zu Ehren eines starken Deutschland und in Erwartung eines Messias, der das deutsche Volk aus dem Jammer deutschen Kleinlebens herausrisse auf die Bahnen der Weltpolitik. Daß es anders gekommen ist, hat das deutsche Volk doch in erster Linie dem König Wilhelm zu danken, der den Muth besaß, seinen Minister gegen alle Intriguen zu halten, die wider ihn gesponnen wurden, und sich immer wieder zur rechten Zeit der Stunde erinnerte, da ihn der Zuspruch des treuen Mannes die schon entworfene Urkunde der Abdankung hatte zerreißen lassen, und an die Pflichten des preußischen Offiziers gemahnt hatte. Will man ihn *darum* den Großen nennen, so mag es sein: sittlicher Muth gehörte immer zu den seltensten, darum aber auch zu den größten Eigenschaften. Man steht wie vor einem Räthsel, wenn man sieht, wie wenigen Männern es damals gelang, sich aus den Fesseln des Parteigeistes frei zu machen. Die Berufung Bismarck's in das Ministerium war den Liberalen Preußens nach den Hoffnungen, die die Bildung eines liberalen Ministeriums in ihnen erweckt hatte, wie ein Schlag ins Gesicht, wie eine tödliche Beleidigung erschienen; sie kannten nur den Junker Bismarck, den Reactionär von 1848—49, nicht den Staatsmann, der in heißem Kampfe gegen die österreichische Anmaßung in Frankfurt sich auf die große Aufgabe vorbereitet hatte; sie sahen in ihm den verwegenen Spieler, der bereit war, die Existenz Preußens auf die letzte Karte zu setzen, und in verbrecherischem Leichtsinn um Kronen spielte, nicht den klugen und weitschauenden Diplomaten, der durch die labyrinthischen Verwickelungen der europäischen Politik hindurch sicher seinen Weg fand. Auch Bernhardi gehörte anfangs zu ihnen: die geniale Art, wie Bismarck die schleswig-holsteinische Frage zur Lösung der großen deutschen Frage benutzte, hat ihm die Augen geöffnet und aus dem Saulus einen Paulus gemacht.

Die Tagebuchaufzeichnungen des sechsten Bandes setzen mit dem 20. Februar 1864 ein. Während des Winters 1863—64 hatte sich Bernhardi im Auftrage des Herzogs von Augustenburg, dessen Sache zu vertreten er anfangs für seine nationale Pflicht hielt, nach England begeben, um dort „in der Presse und im Gespräch mit den englischen Staatsmännern die Interessen Deutschlands und des Herzogs in der schleswig-holsteinischen Sache wahrzunehmen". Diesen Auftrag zu übernehmen, dazu bestimmte ihn auch noch ein besonderer Grund. Er sah mit Schrecken, daß der Augustenburger Neigung zeigte, sich in die Arme der Demokratie zu werfen, die alsbald die schleswig-holsteinische Sache ergriffen hatte, um sie für ihre Zwecke auszubeuten. Ihm war es klar, daß dieser Weg nicht zum Ziele führen konnte. Nur im engsten Anschluß an Preußen konnte nach seiner Meinung der Augustenburger regieren, und darum suchte er immer wieder in diesem Sinne auf ihn einzuwirken. Mit Schmerz bemerkte er, daß er tauben Ohren predigte. Der Herzog war von Anfang an übel berathen, indem er Samwer's Rathschlägen folgte, der immer wieder vor Preußens Ehrgeiz warnte und auf die Mittelstaaten als die natürlichen Verbündeten des Augustenburgers hinwies, während diese doch viel zu schwach waren, um einen energischen Entschluß zu fassen und durchführen zu können. Wenig schmeichelhaft ist das Bild, das Bernhardi von Samwer entwirft: er erscheint fast wie der böse Geist des Herzogs, und wenn die Hoffnungen der Augustenburger arg enttäuscht worden sind, so haben sie es sicher diesem Manne zu danken. Es gehört zu den politischen Legenden, wenn von augustenburgischer Seite behauptet worden ist und noch heute behauptet wird, daß Herr von Bismarck von vornherein die Erwerbung der Elbherzogthümer für Preußen ins Auge gefaßt habe. Ihm kam es nur darauf an, zunächst die für Deutschlands Stellung an Nord- und Ostsee wichtigen Lande von Dänemark zu lösen und dann in den von der Fremdherrschaft befreiten Herzogthümern den preußischen Einfluß sicherzustellen. Dazu war er als preußischer Minister nicht blos berechtigt, sondern sogar verpflichtet. An die Annexion hat er von Anfang an nicht gedacht. Der König und der Kronprinz waren augustenburgisch gesinnt. Herr von Bismarck war zwar immer überzeugt, daß die Familie der Augustenburger durch Annahme der von Dänemark angebotenen Entschädigungssumme auf ihre Erbansprüche endgültig Verzicht geleistet habe; da aber der König seine Anschauung nicht theilte, so war er principiell nicht gegen die Einsetzung des Augustenburgers, wenn dieser bereit war, in einem Staatsvertrage an Preußen diejenigen Souveränetätsrechte abzutreten, die Preußen im Interesse seiner eigenen Machtstellung als wohlverdienten Lohn seiner militärischen Anstrengungen und als Unterpfand treuer Bundesgenossenschaft zu fordern ein Recht hatte. Er ist erst förmlich in die Annexionspolitik hineingetrieben worden durch den Augustenburger selbst, dem der „gott- und rechtlose Souveränetätsschwindel" deutscher Kleinfürsten den klaren Blick trübte, sodaß er meinte, mit Hülfe Oester-

reichs und der deutschen Mittel- und Kleinstaaten auch gegen Preußen seinen Willen durchsetzen und das „Erbe seiner Väter" antreten zu können. Die Logik der Thatsachen übte ihre stille, aber unwiderstehliche Macht auf Bernhardi. Beharrte der Augustenburger bei seiner Weigerung, machte er allerhand rabulistische Ausflüchte, um sich den preußischen Bedingungen zu entziehen, so blieb für Preußen nichts anderes übrig, als die Frage gegen den Augustenburger durch Annexion zu entscheiden. Diese Ueberzeugung befestigte sich von Tag zu Tage mehr in ihm und den meisten, die vordem die Sache des Augustenburgers mit einer an Wahnsinn grenzenden Leidenschaft betrieben hatten. Schon im Laufe des Jahres 1865 ist fast ganz Preußen mit Ausnahme der doctrinären Schwärmer, die Gefühlspolitik trieben, annexionistisch gestimmt, und auch der König hat sich überzeugt, daß der Herzog durch seinen eigenen Starrsinn seine Sache gründlich verdorben hat. Aber noch immer hofft dieser auf seinen Sieg. Er kennt die Gesinnung des Kronprinzen und der Kronprinzessin, die sich nicht scheuen, offen gegen die vom König gebilligte Politik des leitenden Ministers zu protestiren und ihre augustenburgische Gesinnung offen zur Schau zu tragen, und dies auch noch zu einer Zeit, da schon der Krieg mit Oesterreich vor der Thür stand und die Stimmung des Landes überall zu Gunsten der Annexion umgeschlagen war; er hofft auf den baldigen Tod des alten Königs, der einen totalen Wandel der preußischen Politik zur Folge haben muß, ja auf den Ausbruch einer Revolution, durch die König Wilhelm zur Abdankung gezwungen werden würde, um die Rettung der Dynastie in die Hand des populären Kronprinzen zu legen, in dem die liberale Partei das Ideal eines constitutionellen Fürsten gefunden zu haben glaubte. Und solche Träume träumte man nicht am augustenburgischen Hofe allein. Von England aus sah Königin Victoria mit den Augen der besorgten Schwiegermutter auf die Zustände in Preußen. Sie hielt es für angezeigt, den Kronprinzen nach England zu berufen, damit sich die erwartete Umwälzung in seiner Abwesenheit vollziehen und er dann im rechten Moment erscheinen und gestützt auf den Liberalismus die Dinge zu gutem Ende führen könne. Man beurtheilte eben hier wie dort das preußische Volk nach den Maulhelden der Fortschrittspartei und hatte keine Ahnung davon, wie wenig der große Haufe sich um den Conflict kümmerte, sondern königstreu bis ins Mark die Schwätzer reden ließ, um doch im rechten Augenblick dem Rufe des Königs zu folgen. Typisch und zugleich ergötzlich ist die Erzählung Bernhardi's, wie das preußische Landvolk die beglückenden Lehren der Demokratie von der Gleichheit aller Stände aufnahm. Er erfuhr sie von Herrn von Saucken, der sie selbst erlebte. Ich wiederhole sie mit Bernhardi's Worten (S. 185): „Ein fortschrittlicher Gutsbesitzer aus dem darkehmer Kreise, ein Herr Krüger, hielt da Reden und suchte die Leute gegen die Reorganisation einzunehmen. Saucken sprach nach ihm, erklärte, daß nach dem Entwurf der Regierung die Landwehr ersten Aufgebots von dem Dienst außer Landes befreit und die Dienstzeit im ganzen um vier Jahre abgekürzt werden soll: «Die Fortschrittspartei sagt, das wollt ihr nicht haben.» «Wat, det wollen wir nich? — J! — det wollen wir erst recht!» riefen die Bauern in hellen Haufen, und vollends unruhig wurden sie, als ihnen Saucken Waldeck's projectirte Gemeindeordnung erklärte, die alles auf Abstimmungen nach der Kopfzahl zurückführen will — und vollkommene Gleichheit aller. — «Wat! der Schweinehirte soll ooch mitreden? — J! da soll ja det Donnerwetter drin schlagen!» u. s. w. — Herr Krüger hat sich die ganze Zeit unruhig bewegt «wie ein Hampelmann» und hielt es für geboten, sofort auf den Stuhl zu springen, der als Rednertribüne diente, um zu erklären, er müsse gestehen, auf diesen Punkt wäre Waldeck verrückt — das sei «sein Tollpunkt» — aber die Fortschrittspartei gehe in dieser Beziehung keineswegs mit ihm u. s. w." Bernhardi ist oft ganz entsetzt über die Unfähigkeit der „Politiker" der liberalen Partei, seinem verschwiegenen Tagebuche traute er seine Urtheile an über diese „Größen", und mancher von den Ueberlebenden wird sich wenig geschmeichelt fühlen, wenn er sieht, mit welcher photographischen Treue Bernhardi sein Bild für die Nachwelt festgehalten hat: die Parteiinteressen gingen damals wie heute den Parteigötzen über das Vaterland; eine Niederlage, eine Demüthigung Preußens war ihnen ein Gegenstand der Freude, weil sie nebenher eine Niederlage Bismarck's war. Ihm wurde Angst in ihrer Gesellschaft, weil er immer der warmherzige Patriot blieb, für den die salus publica das oberste Gesetz war. So kam er, der anfangs mit ebenso viel Mistrauen auf das Ministerium Bismarck geblickt hatte, wie alle seine Parteigenossen, dahin, die Politik dieses Ministeriums nach Kräften zu unterstützen, nachdem er sich überzeugt hatte, daß die Größe und die Vormachtstellung Preußens die Leitsterne Bismarck's waren. Und er ließ es nicht bewenden bei der moralischen Unterstützung, er bot dem Grafen Bismarck auch seine Dienste an und war hoch erfreut, als sie angenommen wurden. Bernhardi's Unterredung mit Bismarck ist gewissermaßen der Höhepunkt des sechsten Bandes, und ich will den Lesern d. Bl. nicht das zusammenfassende Urtheil vorenthalten, das Bernhardi seinen Notizen über das höchst interessante Gespräch mit Graf Bismarck hinzugefügt hat:

> Er macht einen eigenthümlichen Eindruck, dieser Bismarck; er ist jedenfalls, was man ein Original zu nennen pflegt, aber er imponirt bei alledem. Man wird bald gewahr, daß man es nicht mit einem gewöhnlichen Menschen zu thun hat — und daß er viel höher steht, als die vulgäre öffentliche Meinung ihn taxirt. Sein Ehrgeiz ist nicht von der gewöhnlichen, trivialen Art, es liegt ihm nicht sowol daran, etwas vorzustellen, wie man das zu nennen pflegt, als daran, etwas Mannhaftes zu leisten in der Welt; es ist ihm weniger um seine Stellung und seine Person als um Preußen und Deutschland zu thun.

Im Auftrage Bismarck's begab sich Bernhardi nach

Hannover, um Bennigsen, einen der Führer des Nationalvereins, für die deutschen Pläne Bismarck's zu interessiren und durch ihn die Unterstützung des deutschen Liberalismus diesen Bestrebungen zu sichern. Bernhardi hatte auf ein bereitwilliges Ja gehofft und war enttäuscht, bei Bennigsen so geringes Verständniß für die wahre Lage der Dinge zu finden. Auch hier begegnete er einem schwer zu besiegenden Mistrauen gegen Bismarck, dessen Antrag auf eine Bundesreform und Einberufung eines deutschen Parlaments man in deutschliberalen Kreisen als eine Finte im diplomatischen Krieg mit Oesterreich betrachtete, weil man keine Ahnung davon hatte, daß Bismarck schon seit 1858 die Reform des Bundes und das deutsche Parlament als Programm der deutschen Politik Preußens bezeichnet hatte. Unbefriedigt von dem Besuche bei Bennigsen, den er nicht zu überzeugen vermocht hatte, kehrte Bernhardi nach Berlin zurück, um dem Grafen Bismarck Bericht zu erstatten. Der war natürlich wenig befriedigt von Bennigsen's Aeußerungen. Was konnte ihm die neutrale Haltung der hannoverischen Liberalen helfen, die Bennigsen in Aussicht gestellt hatte: „Wenn wir sie nicht mehr brauchen, dann wollen sie sich uns anschließen!" Und Bernhardi mußte ihm darin recht geben. Auch ein zweites Gespräch, das Bernhardi mit Bennigsen in Berlin selbst am 12. Mai 1866 hatte, war nach dem Tagebuch „nicht sehr interessant und vollkommen unfruchtbar". Der innere Conflict war in Bennigsen's Augen das eigentliche Ereigniß der Zeit, um das sich alles drehte; alles andere, namentlich der bevorstehende Krieg, war im Vergleich damit nebensächlich in seinen Augen und abhängig von den Wendungen dieses Zwistes. Es war Bernhardi unmöglich, ihn aus diesem Ideenkreise herauszubringen. Immer wieder behauptete Bennigsen, Preußen könne keinen Krieg führen, solange es nicht den innern Zwist beigelegt habe — die öffentliche Meinung werde Bismarck am Kriege hindern. Und was fast noch schlimmer ist als diese auf den Parteikatechismus gegründete Ueberschätzung der Macht dessen, was man die öffentliche Meinung nennt, das ist die völlige Unkenntniß über die Lage der Dinge, der Bernhardi bei Bennigsen begegnete. Bennigsen's Aeußerung, daß niemand in Deutschland wisse und begreife, um was der Krieg geführt werde, begleitet Bernhardi in seinem Tagebuche mit der kritisirenden Bemerkung: „Nun ich dächte, es wäre klar, daß es sich um nichts Geringeres handelt als um Preußens Existenz, und damit um das Dasein des modernen protestantischen Staates überhaupt und dessen Geltung wenigstens in Deutschland, wo dieses Staatswesen durch Preußen vertreten ist." Auch bei ihm fand er die Ueberhebung des Berufsparlamentariers, „der den Saal, in dem seine parlamentarische Thätigkeit sich bewegt, ausschließlich für die Werkstätte der Weltgeschichte zu halten pflegt".

Der Band schließt mit der Sendung Bernhardi's nach Italien, die auf den Antrag Moltke's erfolgte, der aus dem von Bernhardi eingereichten Operationsplan zu einem preußischen Feldzug gegen Oesterreich die hervorragende Befähigung des Historikers zu militärisch-politischen Unterhandlungen erkannt hatte. Es war für Bernhardi selbst ein ungeahnter Erfolg, daß er so berufen wurde, persönlich in die Dinge einzugreifen; aber es war ihm doch auch eine Genugthuung, der er sich von Herzen freute und die er wohl verdient hatte.

Ich müßte noch vielerlei berichten, wenn ich den reichen Inhalt des Bandes auch nur annähernd charakterisiren wollte. Ich müßte von den scharfen Urtheilen über den Herzog von Coburg und seine Betriebsamkeit und Ungeschicklichkeit, von der Charakteristik der englischen Staatsmänner sprechen, die eine geradezu beispiellose, man möchte fast sagen souveräne Unkenntniß festländischer Verhältnisse zur Schau trugen, ich müßte die geistvollen Schilderungen, die Bernhardi von Land und Leuten entwirft, die feinsinnigen Bemerkungen, in denen er sich über den Ertrag seiner Lektüre des Thucydides, Aeschylos, Sophokles und Livius Rechenschaft gibt, seine Unterredungen mit Max Duncker, Roon und Moltke inhaltlich wiedergeben, und würde doch immer das Gefühl haben, Wichtiges vergessen zu haben. Darum begnüge ich mich mit der Mahnung an die Leser d. Bl.: kauft und lest! In Bernhardi's Büchern findet jeder etwas, das ihn packt, und wer erst einmal begonnen hat zu lesen, den wird der Zauber festhalten, den diese schlichten Tagebuchblätter auf jeden normal empfindenden Menschen ausüben. Dem Herausgeber aber sei herzlich für seine Gabe gedankt; ich hoffe, noch öfter diesen Dank ihm in d. Bl. wiederholen zu können.

Horst Kohl.

Philosophische Literatur.

Der ewige, allgegenwärtige und allvollkommene Stoff, der einzig mögliche Urgrund alles Seyns und Daseyns. Von einem freien Wandersmann durch die Gebiete menschlichen Wissens, Denkens und Forschens. Drei Bände. Leipzig, Veit u. Comp. 1895 und 1896. 8. 19 M. 50 Pf. (1. Band: 7 M. 50 Pf., 2. und 3. Band je 6 M.)

Vorstehendes Werk tritt an die Oeffentlichkeit mit einem kurzen Vorwort des Verlegers, worin er erklärt: „Der Verfasser hat nicht auf einer Hochschule, sondern durch Selbststudium sich zu bilden versucht; er hat «als freier Wandersmann auf den Gebieten menschlichen Wissens, Denkens und Forschens» sich bemüht, den Urgrund und den Zusammenhang alles Seins zu erkennen." Es heißt weiter, der Verfasser habe in stiller Abgeschiedenheit nach geschäftlicher Thätigkeit und verschiedenen Reisen viele Jahre seines Lebens dem Forschen nach Wahrheit gewid-

met, weder Ruhm noch Gewinn suchend, und veröffentliche nun hochbejahrt die Ergebnisse seines Denkens mit dem Wunsche, die Wahrheit, die er gefunden zu haben glaube, andern als eine Anregung zu weiterm Forschen mitzutheilen. Wenn der Verleger hofft, daß der Verfasser diesen Zweck erreichen werde, weil „das, was aus dem Innersten eines nach Wahrheit strebenden Herzens stammt, auf jeden erhebend einwirken muß, welcher mit sittlichem Ernste nach Wahrheit ringt, sollte er auch nicht mit allen Ergebnissen einverstanden sein", so geben wir ihm recht. Der Verfasser wird anregend wirken, aber auch nicht wenig Widerspruch hervorrufen.

Das Werk bildet eine Art Metaphysik und zerfällt in zwei, dem Umfang nach ungleiche Haupttheile. Der erste Haupttheil hat keine allgemeine Ueberschrift; sie könnte lauten: „Die Natur und ihre drei Reiche". Beide zerfallen in acht Abschnitte, diese in Paragraphen und die letztern in Nummern. Die acht Abschnitte behandeln: I. „Die Einheit der Natur"; II. „Die einzelnen Zellen der Thiere, Pflanzen und Quarzkörper als die letzten Lebenseinheiten innerhalb der drei Reiche der Natur"; III. „Die einzelnen stofflichen Körpertheile als die letzten und einfachsten Wesenseinheiten der gesammten allgemeinen Stoff- und Körperwelt; Atome"; IV. „Kraft und Stoff als die naturnothwendigen Grundlagen und Grundbegriffe alles natürlich-weltlichen Daseins"; V. „Die natürlichen Dinge in ihren gegenseitigen Wechselverhältnissen"; VI. „Raum und Zeit als die beiden naturnothwendigen Grundbedingungen alles natürlichen Daseins"; VII. „Endlichkeit und Unendlichkeit, Zeit und Ewigkeit"; VIII. „Die Natur und ihr einzig möglicher Urgrund". (Dieser letzte Abschnitt bildet zugleich den zweiten Haupttheil des Werkes.)

Bei der Vertheilung des Stoffes hat sich der Verfasser von dem Gedanken leiten lassen, drei in der Seitenzahl voneinander nicht zu verschiedene Bände zu liefern. Denn ohne nöthigende Gründe hört der erste Band mit dem vierten Abschnitt auf; der zweite bringt den Abschnitt V und bricht innerhalb des §. 22 im VI. Abschnitt ab; der dritte Band enthält noch vier Nummern und einen Paragraphen des VI. und die beiden folgenden Abschnitte.

Inhaltlich steht das Werk auf dem Standpunkt eines verfeinerten Materialismus, der schon in den untersten Stufen alles Existirenden eine geistige Seite anerkennt; er vertritt eine Art Identitätsphilosophie im Geiste Schelling's, wenn auch diesem gegenüber vollkommen selbständig. Es steht uns hier nicht der Raum zur Verfügung, unsern entgegengesetzten Standpunkt dem Verfasser gegenüber ausführlich zu begründen. Wir beschränken uns auf drei Punkte: 1) die Behauptung, daß nur auf einem Standpunkt wie dem von ihm vertretenen eine wahre Wechselwirkung der Dinge möglich sei, 2) seine Lehre über Begriff und das Wesen der Person, 3) seine Beweisführung für den einzig möglichen Urgrund der Natur.

Im ersten Bande, §. 6 des ersten Abschnitts („Die Einheit der Natur"), handelt Nr. 24 über die innere Verwandtschaft alles Naturdaseins und aller besondern Dasein- und Wesensformen. Hier behauptet der Verfasser Seite 61:

> Selbst die beiden einander am entferntesten gegenüberstehenden Grenzgebiete, die Körperwelt und die Geisterwelt, sind einander weit näher verwandt, als man sich dieses gewöhnlich vorzustellen gewohnt ist. Wäre dem in der That nicht so, wie wäre es möglich, daß unser eigener Geist durch die Vermittelung unserer Seelenthätigkeiten auf unsere äußerliche Leiblichkeit und die sie bildenden körperlichen Stoffe jemals einzuwirken im Stande wäre? Oder wie sollte es unserer Seele überhaupt möglich sein, aus lauter ihr an sich fremden Stoffen eine ihr eigenthümlich zukommende äußere Leiblichkeit sich heranzubilden, wofern es nicht von beiden Seiten Anknüpfungspunkte gäbe, durch deren Vermittelung eine solche äußere Körperbildung ermöglicht sein könnte? Und umgekehrt: wie sollte es möglich sein, daß irgend ein äußerlicher Gegenstand durch die Vermittelung unserer Sinne zu unserm seelisch-geistigen Bewußtsein gelangen und so zu einem dauernden geistigen Eigenthum für uns werden könne, wenn durchaus kein innerlicher Zusammenhang zwischen diesen an sich körperlichen Außendingen und unsern eigenen Seelen- und Geisteskräften thatsächlich vorhanden wäre?

Gewiß, dieser innere Zusammenhang ist unleugbar vorhanden; aber daraus folgt nicht die wesentliche Identität von Stoff und Geist. Der Stoff und seine in der Thier- und Menschenwelt vorhandene Sinnesthätigkeit, der Stoff und die geistige Thätigkeit treten einander nicht näher durch die Annahme, daß sie wesentlich identisch seien. Dies nimmt jedoch der „freie Wandersmann" an. In der folgenden Nr. 25 sagt er Seite 63:

> Alles Endliche hat gleichzeitig seine körperliche wie seine geistige Seite; allen natürlichen Wesen dieser Welt kommt infolge ihrer innerlichen Verwandtschaft in irgend einer Weise ganz ebensowol eine stofflich-körperliche wie eine seelisch-geistige Seite zu. Bestände die stofflich-körperliche Natur aus wirklich todten und leblosen Massen, die in gar keiner Weise von irgend einer Art von geistiger und geistesverwandter Lebenskraft durchdrungen wären: sie vermöchte in keiner Weise jemals auf die geistige Seite unsers Wesens irgendwie einzuwirken.

Hieran ist jedenfalls richtig, daß die stofflich-körperliche Natur nicht wirklich todt und leblos ist; sie hat in den untersten wie in den höchsten Stufen, vom Quarz herauf bis zum Menschen Gesetze, nach denen sie wirkt, und Wirken ist Leben. Vermöge dieses Lebens kann die Natur sehr wohl auf den Geist wirken, auch bei der Annahme, daß sie wesensverschieden von ihm ist. Im Menschen ermöglicht das dem Leibe eigene Sinnesleben die Wechselwirkung mit dem Geist, dagegen findet dem „freien Wandersmann" zufolge eine wahrhafte Wechselwirkung nicht statt, oder sie ist wenigstens ganz eigenthümlicher Art; es ist dann eine Wirkung wesentlich identischer Dinge aufeinander, d. h. eine Wirkung des in allen einen und gemeinsamen Wesens auf sich selbst.

Ueber das Wesen und den Begriff der Person stellt der „freie Wandersmann" Ansichten auf, die von den bei allen Völkern durch den Sprachgebrauch vertretenen und, soweit unser Wissen reicht, von denen aller

Philosophen stark abweichen. Während nämlich danach das Wort Person nur von selbstbewußten, vernünftig reflectirenden Wesen gebraucht wird, sodaß wir ein Thier höchstens scherzweise eine Person nennen, wendet es unser „freier Wandersmann" auf alle drei Naturreiche an. Er redet von der thierischen Zelle als dem „einfachsten und niedrigsten Ausdruck von thierischer Persönlichkeit" (Band 1, Abschnitt II, §. 9, Nr. 35), von der Quarzzelle als dem „einfachsten Ausdruck der Persönlichkeit innerhalb des untersten Naturreiches" (a. a. O., Nr. 38). Es hat dieser Gebrauch des Wortes Person und Persönlichkeit bei dem Verfasser freilich seinen tiefern Grund in der von ihm angenommenen Identität alles Seins; indessen meinen wir, der Philosoph dürfe nicht ohne Noth von dem allgemein üblichen Sprachgebrauche abweichen, wenn es auch seine Aufgabe ist, die Begriffe zu klären, zu läutern und zu verbessern.

Die Beweisführung des Verfassers für den einzig möglichen Urgrund der Natur (zweites Hauptstück am Ende des dritten Bandes) thut nur dar, daß es überhaupt einen solchen Urgrund gibt, sagt aber nichts aus über die Beschaffenheit dieses Urgrundes, ob er nämlich ein persönlicher, von der Welt wesentlich verschiedener ist oder nicht. Er entwickelt nach der Ueberschrift des letzten Paragraphen nur den „natürlichen Hinweis des endlosen Daseins der Welt und ihrer Dinge auf eine von ihnen unabhängige Weltursache oder auf irgend welchen denkbar möglichen Weltgrund". Hierin steckt der gewöhnliche Fehler der meisten Beweisführungen für das Dasein Gottes. Seit dem Alterthum legen die Philosophen, gestützt auf dem unserer Vernunft innwohnenden Satz vom Grunde, dar, daß wir schließlich einen letzten Grund annehmen müssen, weil wir sonst bei fortgesetzter Begründung der Gründe nicht zu Ende kommen; aber über die Beschaffenheit des letzten Grundes lassen sie uns meist im Unklaren. Darum kann auch der „freie Wandersmann" in seinem Beweise so viele andere Philosophen heranziehen, die zum Theil in ihrer Gottesauffassung sehr voneinander abweichen.

Im Vorangehenden haben wir entwickelt, wo eine tiefere Kritik des sonst durch einzelne Vorzüge empfehlenswerthen Werkes einsetzen müßte. Die drei umfangreichen Bände des „freien Wandersmanns" zeugen von seiner fleißigen Wanderung durch die Natur- und Menschenwelt. Der Verfasser gebietet über achtungwerthe Kenntnisse in den Naturwissenschaften und strebt nach Klarheit der Begriffe. So hebt er im ersten Bande, offenbar angeregt durch Ulrici's Werk, „Gott und die Natur", die Mängel der von den gewöhnlichen Handbüchern der allgemeinen Naturkunde und bei vielen Naturforschern und Philosophen aufgestellten Begriffe von Stoff und Kraft scharf hervor (Band 1, § 13, Nr. 59 und 60). Seine Darstellung ist durchweg klar, seine Belesenheit groß, wenn er auch nicht selten bei Citaten nur den Schriftsteller angibt ohne nähere Bezeichnung von Buch und Seitenzahl. Das Griechische scheint dem Verfasser nicht zugänglich zu sein. Wenigstens recurrirt er bei Citaten aus antiken griechischen Philosophen stets nur auf Uebersetzungen. Ernst Melzer.

Erzählende Literatur.

1. Frauenherzen. Roman. Von Hans Richter. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong u. Comp. 1896. 8. 4 M.
2. Prüfe, wer sich ewig bindet. Roman. Von B. Ernst. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong u. Comp. 1896. 8. 4 M.
3. Die schöne Helene. Roman. Von Arthur Zapp. Dresden, Carl Reißner. 1896. 8. 3 M. 50 Pf.
4. Wir Gebildeten. Nachdenksame Geschichten. Von Hans Schliepmann. Berlin, Schuster u. Loeffler. 1896. 8. 2 M.
5. Zahnarzt Reinbach. Roman. Von Wilhelm Metzger-Woytt. Leipzig, Felix Simon. 1896. 8. 3 M.
6. Der zwiefache Eros. Erzählungen. Von Wilhelm Weigand. München, Herm. Lukaschik, G. Franz'sche Hofbuchhandlung. 1896. 8. 3 M.

Die beiden ersten der heute zur Besprechung vorliegenden sechs Bände — beides Romane aus dem Bong'schen Verlag — sind typische Werke für die moderne sogenannte „Unterhaltungsliteratur". Warum man derartige Werke, die man in keine ordentliche literarische Rubrik einreihen kann, eigentlich Unterhaltungslektüre nennt? Vermuthlich, weil kein gebildeter Mensch an der Lektüre Unterhaltung findet.

„Frauenherzen" (Nr. 1) von Hans Richter ist wenigstens einigermaßen fließend geschrieben, sodaß ein anspruchloses Gemüth schon in die Lage kommen kann, das Werk für besser zu halten, als sich bei näherer kritischer Betrachtung herausstellt. Allzu kritisch braucht die Betrachtung nicht einmal zu sein, es genügt schon ein bischen verstandesmäßige Aufmerksamkeit beim Lesen, um zu bemerken, wie schwierig es für den Verfasser gewesen ist, die Knoten zu schlingen, welche die Handlung aufrecht halten müssen. Die leiseste Berührung genügt, um die Maschen zu lösen und das Kartenhaus in sich zusammenfallen zu lassen. Da wohnen die Familien zweier Brüder, der Barone von Erlen, in unmittelbarer Nachbarschaft. Zugegeben, daß die dickköpfigen Väter einer alten Liebschaft wegen — die von einem Diener erzählt wird — tödlich verfeindet sind bis an ihr seliges Ende; daß aber die Kinder der beiden, die nebeneinander aufgewachsen sind, sich nicht einmal vom Sehen kennen und dadurch ein naives Versteckenspiel miteinander aufführen können, ist vom Verfasser auch nur deswegen so eingerichtet worden, damit er für seine Geschichte die nöthige verwickelte

Fortsetzung findet. Baronin Ulla, die Tochter des einen der feindlichen Brüder, ist im stillen mit einem armen Offizier verlobt, und weil auch sie selbst durch unsinnige Wirthschaft ihres Vaters vermögenslos ist, gibt der Bräutigam ihr den Rath, sie möge sich mit dem millionenreichen Vetter auf freundschaftlichen Fuß zu setzen suchen, damit er helfend eingreife. Sie handelt so klug wie möglich, der Vetter findet Gefallen an der hübschen Cousine, und es kommt sogar eine regelrechte Versöhnung zu Stande. Jetzt wird der heimliche Bräutigam mit einem mal eifersüchtig, auf Knall und Fall stürzt er sich wie wahnsinnig in die bis dato ganz glückliche Familie, macht dem Mädchen eine tolle Scene, erklärt die Braut eine infame Betrügerin und löst die Verlobung. Der Vetter wirft ohne irgendwelche Umstände die so innig geliebte Base a tempo zur Thür hinaus, weil sie ihn auch um seine Liebe betrogen hat! Zum Trost in seinem Unglück merkt der Vetter nun, daß er eigentlich die ebenfalls bildschöne Tochter eines seiner Beamten liebt, und er heirathet sie denn auch schleunigst. Die bildschöne Schwester des Vetters, Hilda, kann aus unaufgeklärtem Grund den allwissenden und allweisen Freund des Bruders, Namens Radlin, nicht leiden, darum heirathet Radlin nicht Hilda, sondern deren bildschöne Freundin Edith. Zum Glück stirbt Edith, sodaß sich nun Gelegenheit findet, Hilda ihr Herz entdecken und in die Arme des nun erneut glücklichen Witwers sinken zu lassen; es geschieht das in einer rührenden, thränenreichen Scene, die der Verfasser wahrscheinlich für sehr poesievoll und schön hält. Es ist aber nichts schön an dem Roman als die darin vorkommenden Damen, die nach der Schilderung Richter's eine geradezu unerreichte Mustercollection bilden, die jeder fühlende Leser gewiß gern photographirt haben möchte.

Ein Roman ebenso gewaltsamer Art ist der von B. Ernst: „Prüfe, wer sich ewig bindet" (Nr. 2). Der Verfasser — übrigens aller Wahrscheinlichkeit nach eine Verfasserin — beginnt sein Werk mit dem Satze: „Ueber einer kleinen Stadt mit schmalen Straßen und einförmig gebauten Häusern, in einer Gegend, die nur kurze Sommer und nur wenig Anregung hat durch Kunst und Wissenschaft, schwebte die Hitze eines Julitages." Von der Hitze ist das ganz schön, aber die Art, wie hier die verschiedensten, ganz voneinander unabhängigen Dinge in einem Athemzuge zusammengeworfen werden, ist durchaus nicht schön, und die Vorahnung von etwas recht Unlogischem in dem Buche wird nicht getäuscht. Die Anlage des Romans ist zunächst insofern unpraktisch, als auf den ersten zwanzig Seiten der ganze Inhalt der folgenden dreihundert vorweggenommen wird. Zu diesem formellen Fehler, der sich durch einen einfachen Strich mit dem Blaustift kinderleicht hätte beseitigen lassen, wenn dem Verfasser die kostbaren Seiten nicht leidgethan hätten, kommen nun aber ganz üppige Blüten des talentlosen schriftstellernden Dilettantismus. Die Art und Weise, wie der Graf Feldern seine zukünftige Gattin, ein Fräulein Müller, in Berlin auf der Straße kennen lernt, wie die beiden Leute, einschließlich des Papa Müller, sich gegenseitig benehmen, wie der Graf das junge Mädchen in seine Wohnung mitnimmt, während der Vater indessen bierehrlich stundenlang in einem Restaurant allein sitzt, wie der Graf sich über Hals und Kopf verliebt, verlobt und verheirathet, wie die junge Frau sinnloserweise die Scheidung betreibt, und wie zuguterletzt die beiden sich aufs neue finden und zum zweiten mal heirathen, das ist mit allem, was drum und dran hängt, so unsinnig erfunden und dargestellt, daß es gar nicht verlohnt, sich weiter damit zu beschäftigen. Man wüßte gar nicht, wo anfangen und wo aufhören, wollte man den Versuch machen, die Widersprüche und Zwangsmaßregeln, die der Verfasser zur Vollendung seiner Geschichte bedurfte, aufzuzählen und zu erklären.

Nach solcher Lektüre begrüßt man schon ein halbwegs lesbares Werk als eine Erholung, und eine solche bietet sich in dem Roman von Arthur Zapp: „Die schöne Helene" (Nr. 3). Zwar ist auch dieses Werk weniger darauf berechnet, einen dauerhaften Platz in der Literaturgeschichte zu erobern, als den Lebenden zur Ausfüllung einiger müßiger Stunden zu dienen; indeß merkt man doch den ernst zu nehmenden Autor, der in das, was er schreibt, einigen Sinn zu legen sucht. Die kostbare Zeit, die man seinem Werke widmet, erscheint wenigstens nicht als ein frevelhafter Diebstahl am theuersten Gut des Menschen, dem flüchtigen Leben. In der „Schönen Helene" berührt Arthur Zapp den socialen Kampf zwischen Aristokratie und Bürgerthum. Der Graf und die Gräfin Falkenhausen vertheidigen nicht ohne Geschick ihren Stand und dessen Sonderstellung dem ein Liebespärchen bildenden jungen Grafen und der schönen Gesellschafterin Helene gegenüber. Ihre Argumente gegen die Mesalliance sind stichhaltig, weil sie praktische Lebensaufgaben gegenüber jugendlichem Phantasmus vertheidigen, und gegenüber zwar idealer, aber mit den wirklichen Lebensverhältnissen selten vereinbarer Humanitätsschwärmerei. Wenn schließlich der alte Graf dennoch in die Ehe einwilligen will, ja sogar den lässig werdenden Sohn zur Heirath mit Helene zwingen will, so geschieht es ebenfalls nur aus den Gesichtspunkten einer vornehmen Empfindung, der Forderung unbedingter Pflichterfüllung dem einmal gegebenen Versprechen gegenüber, und ginge es selbst auf Kosten materiellen Wohles. Um die durch den drohenden Wortbruch des jungen Grafen gefährdete Familienehre zu retten, wird er gezwungen, Helene zu heirathen, wenn diese nicht freiwillig verzichtet. Der junge Aristokrat, der in allgemeinmenschlicher Anwandlung erst sinnlos schwärmt und die Weltordnung umstoßen will, dann aber vorzieht, sich in den sichern Hafen alter Familientradition zu begeben, ist gut charakterisirt, wie überhaupt die einzelnen Personen gut gezeichnet sind. Es ist schade, daß zum Schluß Zapp einem gewissen Sensationsbedürfniß des Massenpublikums zu viel Konzessionen macht. So verflacht der Roman

gegen Ende. Die Heirath Helene's mit dem früher von ihr abgewiesenen Freier, jetzigen Pferdebahninspector, ist zwar logisch, aber unkünstlerisch, und auch die übers Knie gebrochene, durch gemeinsame Flucht nach England erzwungene Vermählung der jungen Gräfin mit einem Maler, als Sieg des Bürgerthums über die adeligen Vorurtheile, ist eine etwas billige Vermittelung des Contrastes zu der vorher mislungenen bürgerlichen Gleichstellung.

Mit Hans Schliepmann's nachdenksamen Geschichten „Wir Gebildeten" (Nr. 4) betreten wir das Gebiet moderner Realistik, diesmal aber nicht im Sinne der ominösen Nebenbedeutung des Wortes, als ob da etwas geschrieben sei, was man sonst als anständiger Mensch nicht zu schreiben pflegt — und auch nicht zu lesen. Schliepmann greift mitten in das nüchterne Leben hinein, und zwar packt er es an den am wenigsten polirten Stellen, an den sogenannten schwachen Seiten. Er beschränkt sich jedoch nicht auf die photographische Darstellung reiner Aeußerlichkeiten, sondern er vergleicht sie mit den Bedingungen ihrer Entstehung, ihrer Nothwendigkeit, oder ihrer Beseitigung. Das Proletarierleben und die modernen Erwerbverhältnisse liefern ihm viel Stoff zu philosophischen Betrachtungen über die Unebenheit der Weltordnung, über die ungerechte Vertheilung von geistigen und materiellen Gütern. Er kommt jedoch bei aller Philosophirerei nicht über die Schwierigkeiten hinweg, die sich einer etwa geplanten Aenderung der Dinge in den Weg legen. Das Aufsuchen kleinbürgerlicher oder gar obscurer Verhältnisse und Charaktere gibt dem Verfasser Gelegenheit zur Schilderung mancher gut beobachteter Intimitäten und interessanter Erscheinungen des socialen Lebens. Es ist richtig, daß ein solches Eingehen auf sociale Verhältnisse — wie z. B. in der Erzählung „Nöhlers" — leicht der Schwerpunkt eines Werkes von der literarischen auf die culturgeschichtliche Seite rückt; aber wenn man es wie Schliepmann versteht, soviel Stimmung zu verbreiten, dann bleibt doch auch noch genügend Poesie übrig. So ist es nicht nur in „Nöhlers", sondern auch in der socialen Charakterstudie „Warum mein Schuster trinkt" und in der Skizze „Wie ich mich als eine «Seele von Mensch» entdeckte". Letztere beiden Geschichten sind Großstadtbilder von hervorragender Naturtreue. Auch die Novelle „Frei sein" ist ein Großstadtbild, aber weniger auf socialem als auf sittlichem Hintergrunde. Sie schildert die „freie Liebe" eines jungen Mädchens zu einem Studenten, dem sie sich an den Hals wirft, weil sie den ihr von den Aeltern aufgezwungenen Bräutigam haßt. Als die Heirath nicht mehr zu umgehen ist vergiftet sie sich in der Hochzeitsnacht. Die Geschichte, eine Seelenstudie von packender Wahrheit und grausamer Realistik, leidet etwas an zu vielen Wiederholungen in den Gefühlsäußerungen und Reflexionen des Helden. In der Erzählung „Marie Kunze" werden die Folgen engherziger, sogenannter guter Erziehung geschildert. Marie sieht in ihrer bornirten Gefühlsduselei in der Liebe nur frivole Regungen; „was andern ein erstes Erwachen schüchterner Liebessehnsucht gewesen wäre, schien ihr eine Untreue gegen sich selbst, und sie riß die Empfindung aus, so dünn sie auch nur gewesen". Als endlich unter dem Einfluß eines starken Mannes die Eiskruste zu schmelzen scheint, weist Marie noch im letzten Augenblick den um ihre Hand Werbenden entrüstet zurück, weil sie erfährt, daß er außer dieser einzig wahren Liebe zu ihr schon einmal eine Tändelei mit einem „Lärvchen" gehabt hat. Auch in dieser Geschichte finden wir manche gut beobachtete Lebenserfahrung, zuweilen mit etwas Sarkasmus gemischt.

Die Aeußerung zu Beginn der Besprechung des Buches von Schliepmann bezüglich der Unanständigkeit „realistischer" Literatur trifft bei dem Roman von Wilhelm Metzger-Woytt: „Zahnarzt Reinbach" (Nr. 5), bis in die gewagtesten Consequenzen zu. Der Roman, der ohne die gewissen „realistischen" Stellen eine Zeitungsgeschichte seichtester Art ist, enthält nicht die Spur von wirklicher Realistik. Weil er aber durch eine Portion Gemeinheiten zu einem saftigen Sensationsstück gestempelt wurde, das man in guter Gesellschaft nicht gern passiren läßt, so glaubte sein Schöpfer mit dem „realistischen" Mantel die Blößen decken und die Einführung in die literarische Gesellschaft ermöglichen zu können. Diese Art der Herren Realisten will natürlich beileibe nicht zu den frivolen Schriftstellern gehören, die entsittlichend wirken, aber sie wollen auch die Schamlosigkeit, als das einzige für sie erreichbare Mittel, sich bemerkbar zu machen, nicht entbehren. Da ist es denn Pflicht, solchen Zwittererscheinungen die Maske herunterzunehmen und sie als das zu charakterisiren, was sie wirklich sind. Das einzig Realistische, was an dem Buche zweifellos gelten mag, ist seine Eigenschaft als Heizungsmaterial. Analog der vom Verfasser bei passenden und unpassenden Gelegenheiten angewendeten fremdsprachlichen Phrasen sei der Inhalt des Romans auch hier mit einem passons là-dessus erledigt.

Wie anders wirken dagegen die Erzählungen des wirklichen Modernen Wilhelm Weigand: „Der zwiefache Eros" (Nr. 6)! Weigand's Buch ist das beste der hier zusammengefaßten sechs Werke. Sowol inhaltlich wie stilistisch steht es auf einer vornehmen Höhe. Es hat seinen Titel nach der ersten der in dem Buche enthaltenen vier Geschichten erhalten. Es ist eine Künstlergeschichte, die in München spielt, wo der Verfasser wol Gelegenheit gehabt hat, eingehende Studien zu seinem Thema zu machen. „Ich halte es", so pflegte der kleinstädtische Gymnasialrector Knortz aus Frankenthal zu sagen, „mit meinem göttlichen Plato, dem zufolge die Menschen entweder vom himmlischen oder vom gemeinen Eros besessen sind. Die Menschen des gemeinen Eros essen, trinken, schlafen und setzen Kinder in die Welt; die Menschen des himmlischen Eros schaffen die großen unsterblichen Werke;

es sind die Bildhauer, Maler, Componisten und großen Gelehrten; sie lieben die Schönheit anders als ein Dienstknecht, der auf der Kirchweih seinen Schatz caressirt.“ Des Rectors Sohn Robert hält sich im Einverständiß mit dem Vater vom himmlischen Eros beglückt; er wird Bildhauer. Als solcher kommt er mit viel Hoffnung und wenig Geld nach München, wo er bald erfahren muß, daß es mit dem himmlischen Eros eine eigene, nicht immer gerade die beste Bewandtniß hat. In Gesellschaft einer aus den typischsten modernen Kunstjüngern und solchen, die sich dafür halten, zusammengesetzten, von Weigand vortrefflich geschilderten Kneipcompagnie und unter dem Drucke mislicher pecuniärer Verhältnisse erlahmt die Schaffenslust und Schaffenskraft des jungen Künstlers, bis er endlich, ohne daß er es weiß, von einem Mädchen, das ihn liebt, veranlaßt, sich dem Kunstgewerbe in die Arme wirft, das dann auch seinen Mann nebst Frau und Kind ernährt.

Die zweite Geschichte: „Ein Fragment“, behandelt ebenfalls in gediegener, anregender Darstellung das Verhältniß eines jungen Malers zu einer Geist und Herz des Künstlers fesselnden jungen, schönen und ebenfalls künstlerisch veranlagten Dame, die aber mitten aus den lebensfrohesten Tagen durch plötzlichen Tod abgerufen wird.

Eine andere Geschichte: „Der Menschensucher“, geht zwar inhaltlich wenig über die Höhe der gewöhnlichen Liebesnovelle hinweg, aber die ganze Darstellungsart, die Feinheit der Personen- und Charakterzeichnung und des mancherlei schmückenden Beiwerkes ist so unterhaltend und unter poetische Stimmung gestellt, daß die an sich harmlose Erzählung sich schließlich wesentlich über das Durchschnittsniveau der erzählenden Literatur erhebt. Wilhelm Weigand verleugnet nirgends eine feine Künstlernatur.

Ernst Roeder.

Volksthümliche Oster- und Weihnachtsspiele.

1. Das Mysterium vom Leben und Leiden des Heilands. Ein Osterfestspiel in drei Tagewerken nach volksthümlichen Ueberlieferungen. Von Richard Kralik. Herausgegeben auf Veranlassung der Leo-Gesellschaft. Mit musikalischem Anhang. II.: Die Passion. III.: Die Auferstehung. Wien, Carl Konegen. 12. à 3 M. 60 Pf.

Schon vor einiger Zeit war an dieser Stelle die Rede von den höchst anerkennenswerthen und mit großem Geschick unternommenen Bestrebungen Kralik's, die Schätze unserer volksthümlichen Schauspiele einem größern Publikum durch zweckmäßige Bearbeitung, Ergänzung und Einrichtung mundgerecht zu machen und sogar wieder auf die Bühne zu bringen. Diese Bestrebungen fußen wol in der Aufmerksamkeit, welche immer weitere Kreise den Aufführungen auf den Volksbühnen zu Oberammergau, zu Brixlegg, auch wol in andern Orten Tirols, und neuestens zu Höritz im Böhmerwalde zuwenden. Es ist in der That höchst erfreulich, zu sehen, wie das Gold unserer Volkspoesie immer mehr erkannt wird und selbst im Kreise der Gebildeten und der Wissenschaft schon hohe Beachtung findet. Lied und Spruch werden heute eifrig von Sammlern und Forschern gepflegt, und reiche Ausbeute, die man in früherer Zeit kaum geahnt hätte, haben die letzten Jahrzehnte ergeben; daß nun auch die Spiele mit ihren volksthümlichen Elementen in den Vordergrund treten, ist um so erfreulicher, als die Dramatik unserer deutschen Volkspoesie bisher immer etwas stiefmütterlich behandelt worden ist.

Der erste Theil von Kralik's Osterfestspiel ist vor etwa zwei Jahren erschienen. Es liegen nun zwei weitere Bände der Trilogie vor, die „Passion“ und die „Auferstehung“, welche das Ganze zum Abschluß bringen. Der Verfasser oder Bearbeiter hat dieses Ganze in drei Tagewerke getheilt, also thatsächlich zur Aufführung bestimmt. Nun scheint allerdings für diesen praktischen Zweck der Umfang der vorliegenden Stücke II und III wol ein wenig zu groß, und man müßte befürchten, daß des Publikums Interesse erlahmen könnte. Dies gilt namentlich von dem Stücke III, welches die „Auferstehung“ zum Gegenstande hat, also einen Vorwurf, der denn doch nicht so reiche Action gestattet wie der Stoff der an und für sich hochdramatischen Passionshandlung. Was diese letztere betrifft, so hat sich Kralik in der Hauptsache an die Texte der verschiedenen deutschen Passionsspiele gehalten, diese aber mit feinem Verständniß in Reim und Anordnung gebessert, auch hier und da manches hinzugefügt, was ihm nöthig erschien, um eine Lücke auszufüllen; immer aber geschieht dies, ohne dem eigentlichen volksthümlichen Texte Zwang anzuthun. Es sei nur angedeutet, daß die biblische Handlung nach dem Prolog in acht Bilder — wenn dieser moderne Theaterausdruck gestattet ist — getheilt ist, deren Inhalt durch die Schlagworte: Letztes Abendmahl, Garten Gethsemane, Vor Annas und Kaiphas in Jerusalem, Vor Pilatus, Vor Herodes, Frauengemach des Pilatus, Verurtheilung durch Pilatus, Golgatha, angedeutet erscheint. Entsprechend der altbewährten Anordnung heute noch zur Darstellung gelangender Passionsspiele, deren oben gedacht wurde, fällt an passender Stelle der Chor ein, welchem Kralik geistliche Volks- oder Kirchenlieder in den Mund legt, die sich für den dramatischen Moment eignen. Man sieht schon aus der Lektüre der fließenden Textverse, daß die Handlung den Zuschauer fesseln und in Verbindung mit dem Gesange eine weihevolle Stimmung hervorbringen muß. Durch die Einfügung der Engels- und Teufelsgestalten, welche in allegorischer Form auftreten, übrigens dem Volksspiele zum Theile ebenfalls eigenthümlich sind, ist Abwechselung in verschiedener Weise geboten.

Wie erwähnt, kann die Auferstehungshandlung das gleiche Interesse nicht beanspruchen, es überwiegt hier der Dialog der über- und unterirdischen und der allegorischen Gestalten, schon die Andeutung des Inhalts der fünf Abtheilungen (Bilder) wird das rechtfertigen. Man kann diesen Inhalt durch Schlagworte skizziren, wie: Action in der Vorhölle, auf dem Forum zu Jerusalem, Auferstehung, Erscheinen Christi unter den Seinen, Himmelfahrt. Das Eingreifen des Chors macht sich ebenso geltend wie in der Passion, und das Osterlied: „O du selige, o du fröhliche Gnadenbringende Osterzeit" u. s. w. eröffnet das Spiel vor dem Prolog. Den schönen Versen muß aber auch hier um so mehr alles Lob gezollt werden, als Kralik bei diesem Stoffe viel größere Schwierigkeiten zu bewältigen hatte und viel mehr durch eigene Dichtung zu wirken gezwungen war. — Die Vielseitigkeit des Verfassers und Herausgebers dieser Festspiele zeigt sich auch in dem „musikalischen Anhange", der die Noten zu allen Chorgesängen in mehrfachen Singstimmen bietet und eine auch musikalisch werthvolle Beigabe zu den zwei Festspieltagewerken ist.

Wie diese Osterfestspiele so hat Richard Kralik schon vor mehrern Jahren gleichfalls auf Veranlassung der Leo-Gesellschaft in Wien „Ein Weihnachtsspiel nach volksthümlichen Ueberlieferungen" (Wien, Carl Konegen, 1894) abgefaßt und zurechtgelegt, dessen wir hier noch gedenken wollen, da es in d. Bl. nicht zur Anzeige gekommen ist und die Bemerkungen darüber einen passenden Uebergang zu dem weiter unten in Behandlung kommenden Stücke bilden. Dem Weihnachtsspiele sind vom Bearbeiter die passenden hübschen Verse vorgesetzt:

Dies heilige Schauspiel, nehmt es hin!
Nicht eines schwachen Mannes Sinn,
Ein ganzes Volk getreu und traut
Hat dran jahrhundertlang gebaut.
Sein ist das Wort, sein ist der Sang,
Der ihm aus tiefstem Herzen drang.
Es ist sein Blut, es ist sein Leben:
Ihm sei es hier zurückgegeben.

Wir führen diese auch die Bescheidenheit des Bearbeiters darlegenden Verse schon darum an, weil sie auch auf die Bearbeitung des früher besprochenen Passionsspieles gute Anwendung finden können. Das Weihnachtsspiel selbst erscheint in zwei Theile getheilt, von denen der erste nach dem Chorgesange und Prolog mit einem Vorspiel im Himmel beginnt und mit der eigentlichen Geburt des Heilandes zu Bethlehem und der Anbetung der Hirten schließt. Nahezu alle in den verschiedenen deutschen Weihnachtskomödien des Volkes vorkommenden wirkungsvollen Scenen sind hier zur Geltung gebracht, insbesondere die schon in den ältesten Stücken auftretenden Hirten an der Krippe in den charakteristischen Gestalten vorgeführt, auch einzelne der ebenfalls uralten Hirtenlieder (Krippengesänge) eingefügt. Da die Bearbeitung in katholischem Geiste gehalten ist, tritt Maria in mehrern Scenen schon vorher auf, und ihre reine, edle Erscheinung bildet eine Hauptfigur des Ganzen. Den zweiten Theil eröffnet ein Zwischenspiel „in der Hölle" mit seinen den mittelalterlichen Mysterien entnommenen Teufelsfiguren; es folgen die Auftritte der heiligen drei Könige, des Herodes, des Kindermordes zu Bethlehem und schließlich der Flucht nach Aegypten. Zweifellos bietet für die Aufführung hier der zweite Theil eine bewegtere Handlung, zumal die Erscheinung der Könige, die Kindermordepisode und ähnliche Scenen sind besonders dramatisch wirksam. Nach diesen kurzen Ausführungen über Kralik's Weihnachtsspiel gehen wir zu einer neuern Schöpfung über, welche auf diesem Gebiete geschaffen worden und schon über verschiedene Bühnen gegangen ist, es ist:

2. Das Krippenspiel von der glorreichen Geburt unsers Heilands. Volksspiel in sechs Bildern. Von Rudolf Heinrich Greinz. München, Rubin-Verlag. 1896. 16.

Rudolf Heinrich Greinz hat sein Stück vollkommen der modernen Bühne angepaßt, im Gegensatz zu Kralik's großem Weihnachtsspiele finden wir zunächst die naiven Volks- und Hirtenscenen vollkommen in der Gestaltung der alten Krippenspiele Tirols und Oberbaierns. Der Verfasser hat überhaupt mehr das Volk des bajuvarischen Stammes als Zuschauer und Zuhörer ins Auge gefaßt, er hat an bezüglicher Stelle sogar entgegen den hochdeutschen Stellen von Kralik's Spiele den Dialekt vorwalten lassen, und der echte bäuerliche Humor volksthümlicher Figuren übt eine ganz besondere Wirkung aus. Der Chor ist verbannt, der Allegorie wenig Spielraum gelassen. Nur ein „Prolog im Walde" führt die ganz vortreffliche Gestalt des Winters ein, welcher in längerer, von der Mundart durchzogener Rede überaus stimmungsvoll auf das Weihnachtsfest hinweist, dessen höhere Bedeutung ein greiser Abt den Hörern erklärt und auseinandersetzt. Reich an hübschen Einzelheiten zeigt sich die Scene in der Zimmermannswerkstätte Joseph's mit den heitern Hin- und Widerreden der Gesellen, eine Scene, welche in erhebender Weise die Verkündigung des Engels an Maria abschließt. In der „Volkszählung zu Bethlehem" läßt der Verfasser seinem Humor die Zügel schießen; er weiß das Marktleben mit den verschiedenen bunten Figuren überaus lebendig darzustellen, und manches grenzt schon an das Schwankhafte, nicht zum Nachtheil des Ganzen und unbeschadet der erhebenden Wirkung, die bei dem vergeblichen Suchen Maria's und Joseph's nach einer Herberge wieder zu Tage tritt. Es folgt eine lebendige Hirtenscene, bei der Aufforderung der Engel zur Anbetung des nahenden Heilands kommt es unter den bäuerlichen Hirten — echten Gestalten der bairischen Alpen — wieder zu mancher derbkomischen Rede und Handlung. In dem Auftritte der drei Könige und des Herodes zeigt sich die zweite allegorische Verkörperung im Spiele, das Gewissen, dessen gespensterhafte Gestalt dem König Herodes wegen des Kindermordes erscheint und ihm die furchtbarste Vergeltung zuruft, sodaß der gewaltige König von seinem Throne niederstürzt. Den Hirten, welche kommen, das

Kind anzubeten, und deren Figuren so trefflich verkörpert erscheinen, begegnen wir auch in dem letzten Bilde des Spiels, das ein effectvolles Tableau unter Halleluja singenden Engelchören abschließt.

Jedenfalls ist dieses Spiel von Greinz, in das zahlreiche schöne Volkslieder eingestreut sind, wie sie heute noch hochdeutsch und in der Mundart gesungen werden, reich an Bühneneffecten und bietet Gelegenheit, solche anzubringen. Wir waren in der Lage, die Aufführung auf der Bühne zu Graz unter der Direction Heinrich Gottinger's zu sehen und die außerordentliche Wirkung zu beobachten, welche die lebendigen, allerdings auch von der Regie vortrefflich eingerichteten Scenen auf das Publikum hervorzubringen im stande sind. Weihevolle und heitere Stimmung wechseln beim Zuhörer ab, und so ist diese Weihnachtskomödie mit den volksthümlichen Reimen und Versen und an die Manier des Hans Sachs gemahnenden Zusätzen thatsächlich eine Darstellung zu nennen, die sich sogar zum Zugstücke gestalten kann, was in Graz thatsächlich im December 1895 der Fall war.

Anton Schlossar.

Zum deutschen Unterricht.

Beiträge zum deutschen Unterricht. Von Rudolf Hildebrand. Aus Otto Lyon's „Zeitschrift für den deutschen Unterricht". Leipzig, B. G. Teubner. 1897. 8. Geb. 6 M.

„Da jeder kleine Deutsche seine Sprache in die Schule schon mitbringt in Form einer selbstgewachsenen Pflanzung, die in und aus dem Leben in ihn gepflanzt und eben daher im Wachsen ist, so fällt dem Lehrer die Aufgabe des Gärtners zu, der in der wildwachsenden Pflanzung zuerst Ordnung, dann auch Nutzbarkeit und womöglich Schönheit herzustellen hat, wobei ich doch der Meinung bin, daß sich diese drei Ziele bei der Sprache gleich vom Anfang an zugleich verfolgen lassen und eigentlich gar nicht zu trennen sind, wie in einem rechten Hausgarten eben auch."

Mit diesen Worten hat vor zehn Jahren Rudolf Hildebrand die von Otto Lyon eben begründete „Zeitschrift für deutschen Unterricht" eingeführt, und ihr hat er bis zu seinem Lebensende die wärmste und regste Theilnahme geschenkt und durch zahlreiche größere und kleinere Beiträge bethätigt. Es war ein überaus glücklicher Gedanke Lyon's, alle diese Aufsätze zu sammeln und so den Schülern und Verehrern eine werthvolle Erinnerungsgabe an den unvergeßlichen Meister deutscher Sprachforschung darzubieten. In einem stattlichen schön ausgestatteten Bande, den ein Bild Hildebrand's nach Seffner's Relief ziert, liegen sie vor uns als „Beiträge zum deutschen Unterricht".

Der Titel ist eigentlich zu eng gefaßt, der Inhalt bietet mehr. Wol wird in erster Linie der Lehrer des Deutschen nach dem Buche greifen, der schon in Hildebrand's wiederholt aufgelegtem Buche „Vom deutschen Sprachunterricht" einen kostbaren Besitz verehrt, der aus seinen 1890 erschienenen „Gesammelten Aufsätzen und Vorträgen" eine Fülle von Belehrung geschöpft, der aus den „Tagebuchblättern eines Sonntagsphilosophen" (Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, 1896) so manche auch im Unterrichte verwerthbare Anregung gewonnen hat. Und wir sind überzeugt, auch aus diesem Buche wird er reichen Gewinn ziehen. Denn es stellt eine werthvolle Ergänzung und Fortsetzung der in jenen Büchern ausgesprochenen Ideen und Bestrebungen dar, den deutschen Unterricht fruchtbringend für Geist und Gemüth, für Schule und Leben zu machen.

Aber wir behaupten dreist, daß diese „Beiträge" berufen sind, auch über den engen Kreis der Vertreter des deutschen Unterrichts hinaus zu wirken, zum Nachdenken anzuregen, zu belehren und herzlich zu erquicken. Steckt doch in diesen sprachgeschichtlichen Erörterungen auch so viel Culturgeschichtliches, daß sie für jeden Gebildeten, der ein Herz hat für deutsche Art, deutsches Leben und Empfinden, deutsche Vergangenheit von hohem Interesse sein müssen. Wer sich z. B. in den „Tagebuchblättern" an dem Aufsatz über das Hutabnehmen erfreut hat, der lese das anziehende Kapitel „Wie die Sprache altes Leben fortführt", die scharfsinnigen Betrachtungen über die Logik des Sprachgeistes, über „Olymp und Himmel", über „Geschmack in Anwendung auf das Schöne", über „die Aussprache in neuester Zeit", und er wird seine helle Freude haben. Denn man lernt, wenn man diese Aufsätze liest, sehen und denken. An hundert Dingen sind wir achtlos vorübergegangen, hundert Wortformen und Redensarten haben wir unzähligemal gelesen und selbst gebraucht, ohne uns etwas dabei zu denken; und jetzt auf einmal — unter Hildebrand's liebevoll-sinniger Führung — gewinnen sie Leben und Bedeutung, treten sie in Zusammenhang mit bedeutsamen Erscheinungen in Leben, Literatur, Geschichte. Ein scheinbar sinnloses Kinderlied, ein Scherzwort gewinnt, von Hildebrand's poetischem Spürsinn ins rechte Licht gesetzt, auf einmal tiefen Werth und eröffnet überraschende Ausblicke in frühe Vergangenheit.

Es ist unmöglich, dem reichen Inhalt des Buches an dieser Stelle auch nur andeutend gerecht zu werden. Am werthvollsten erscheinen die Aufsätze zur Sprachgeschichte, mit der ja bei Hildebrand Cultur- und Literaturgeschichte aufs innigste verbunden sind. Dazu gehören neben den obengenannten die Betrachtungen zur Formgeschichte der Wörter, die Nachträge zu Grimm's „Wörterbuch", die feinen

Bemerkungen zur Deutung alter Kinderlieder, zum Humor im Kinderliede und manches andere.

Mehrere Aufsätze behandeln metrische Fragen: „Metrisches im Kinderliede", „Zum Wesen des Reims", „Zur Metrik des Nibelungenliedes", „Vom umgelegten Rhythmus" u. a.

Wir müssen gestehen, das ist das Gebiet, wohin man Hildebrand nicht unbedingt folgen kann. Man befindet sich da oft auf recht schwankem Boden. Wol bietet er auch hier viel fein Beobachtetes, viel mit echt musikalischem und dichterischem Gefühl Empfundenes, aber man möchte sagen: „Gefühl ist alles", und vor strenger Kritik hält manches nicht stand. Wenn Hildebrand Seite 394 von Scherer's Erklärung des Umlauts sagt: „Geistreiche und feinsinnige Erörterungen, wie sie Scherer eigen sind, aber — geistreich und feinsinnig sind an sich noch keine Gewähr für wahr", so möchte man diese Worte auch auf einzelne dieser metrischen und grammatischen Betrachtungen anwenden. Jedenfalls aber steht fest, daß auch sie mannichfache Anregung und Belehrung gewähren.

Es widerstrebt uns bei einer Veröffentlichung, wie diese ist, an Einzelheiten zu mäkeln, es sei nur erlaubt, ein Fragezeichen zu Seite 51 und 183 zu machen, wo der Verfasser für die Echtheit des sogenannten altdeutschen Schlummerliedes eine Lanze bricht.

Doch mit einem Tadel wollen wir unsere Anzeige nicht schließen. Wir wiederholen den herzlichen Dank für diese überaus werthvolle Sammlung, durch die der Herausgeber so viel edle Saat für weite Kreise fruchtbringend gemacht hat, die bisher in acht Bänden der Zeitschrift verstreut, nur schwer und verhältnißmäßig wenigen zugänglich war.

Robert Lange.

Feuilleton.

So viele es auch Widersacher des weiblichen Geschlechts gegeben hat und noch gibt, so richten sie doch ihre Angriffe meist gegen das Ethos und gegen die Moral des Weibes. Dem entgegen sucht Rudolf von Larisch die Frauen von einer Seite zu treffen, auf der sie gewöhnlich für unantastbar gelten, von seiten der körperlichen Schönheit. Er will in seiner Schrift „Der «Schönheitsfehler» des Weibes. Eine anthropometrisch-ästhetische Studie. Mit mehrern vom Autor gezeichneten Abbildungen" (München, Jos. Albert, 1896) den Nachweis führen, daß die normale Frau, weit entfernt körperlich vollkommen zu sein, infolge eines eigenthümlichen Misverhältnisses der untern Partien des Körpers zu den obern unschön erscheine, und daß ihr ganzes Streben im Laufe der Jahrhunderte immer darauf gerichtet gewesen sei, diesen schmerzlich empfundenen „Schönheitsfehler" durch passende Wahl der Kleidung zu verdecken. Wir können die Richtigkeit der Feststellungen über die betreffenden Körperverhältnisse nicht leugnen, aber wir bezweifeln, daß diese im allgemeinen den ungünstigen Eindruck hervorbringen, den der Verfasser ihnen zuschreibt, und bezweifeln ferner, daß die Frauenkleidung der verschiedenen Zeiten in erster Linie durch die Rücksicht auf die genannte Thatsache bestimmt worden sei. Für die Hervorhebung der Taille gibt es doch viel natürlichere und näher liegende Gründe, als der Verfasser meint. Immerhin bietet seine Schrift mancherlei Interesse. Wünschenswerth wäre insbesondere zu wissen, ob die verschiedene Entwickelung der Körperverhältnisse bei den männlichen und bei den weiblichen Individuen mit irgendwelchen äußern Einflüssen in der Zeit der Erziehung zusammenhängt.

— „Neue Märchen für Jung und Alt" hat Ida Schmidt (Gotha, F. A. Perthes, 1896) veröffentlicht. Sie sind nur zum geringen Theile im Charakter wirklicher Volksmärchen gehalten, meist sind es Bilder aus dem Thierleben und aus dem Naturleben überhaupt, das die Verfasserin mit großer Kunst und mit gutem Humor zu beseelen versteht. Wenn sie selbst in der „Widmung" ihre Märchen „bunte Blüten" nennt, „Die in mir keimten, wenn mein lauschend Herz Entzückt verstand der zarten Blumen Sprache, Der Vöglein Sang, das Plätschern jeder Welle", so ist das eine ganz treffende Bezeichnung. Nur will es uns scheinen, als ob sich die Phantasie der Verfasserin darin mitunter etwas zu frei erginge, sodaß der eigentliche Gehalt für das Kindesgemüth nicht greifbar genug ist.

Bibliographie.

Arjuna, H., Die vlämische Bewegung. Berlin, Hans Lüstenöder. 8. 1 M. 20 Pf.

Crüwell, G. A., Die Beziehungen König Gustaf's III. von Schweden zur Königin Marie Antoinette von Frankreich. Berlin, Alexander Duncker. Gr. 8. 3 M.

Donnelly, J., Die Goldflasche. Allegorisches Traumgesicht. Leipzig, Friedrich Fleischer. 16. 3 M.

Gaedertz, K. Th., Emanuel Geibel. Leipzig, Georg Wigand. Gr. 8. 6 M.

Hallström, P., Verirrte Vögel. Skizzen. Deutsch von F. Maro. Erfurt, Eduard Moos. 8. Geb. 2 M.

Häufigkeitswörterbuch der deutschen Sprache. Herausgegeben von F. W. Kaeding. Lieferung 1 und 2. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. 4. 3 M.

Haugwitz, H. von, Tiefen und Höhen. Breslau, Eduard Trewendt. 8. 2 M.

Keyserlingk, J. von, Tangenten. Novellen. Dresden, C. Pierson's Verlag. 8. 2 M. 50 Pf.

Knapp, G. F., Grundherrschaft und Rittergut. Leipzig, Duncker u. Humblot. 8. 3 M. 20 Pf.

Krones, F. von, Verfassung und Verwaltung der Mark und des Herzogthums Steier von ihren Anfängen bis zur Herrschaft der Habsburger. (Erster Band der „Forschungen zur Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte der Steiermark".) Graz, Verlagsbuchhandlung Styria. Gr. 8. 10 M.

Lichtenow, W. von, Nach dem Tode. Mittheilungen aus dem Jenseits. Berlin, Schall u. Grund. 8. 2 M.

Meringer, R., Indogermanische Sprachwissenschaft. (Sammlung Göschen. 59.) Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. 16. Geb. 80 Pf.

Mysing, O., Eine Feindin Napoleon's. Roman von 1799. Berlin, Otto Janke. 8. 5 M.

Oehler, R., Der letzte Feldzug des Barkiden Hasdrubal und die Schlacht am Metaurus. Berlin, S. Calvary u. Comp. Gr. 8. 3 M.

Pan. Zweite Hälfte des zweiten Jahrgangs. Drittes und viertes Heft. November 1896 bis April 1897. Berlin, F. Fontane u. Comp. Folio. 50 M.

Philippson, A., Griechenland und seine Stellung im Orient. Leipzig, B. G. Teubner. Gr. 8. 1 M.

Pohlmann, A., 1806. Schauspiel. Hamburg, Hermann Seippel. 8.

Renouard, M. von, Erinnerungen eines alten Roßlebers. Berlin, Schall u. Grund. 8. 1 M.

Roon, W., Graf, Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generalfeldmarschalls Kriegsministers Grafen von Roon. Erster und zweiter Halbband. Vierte Auflage. Breslau, Eduard Trewendt. 8. Jeder Halbband 3 M. 60 Pf.

Savage, R. H., Die Hexe von Harlem. (Engelhorn's Allgemeine Roman-Bibliothek. 13. Jahrgang. Band 17 und 18.) Stuttgart, J. Engelhorn. 8. 1 M.

Schoen, P., Das Recht der Kommunalverbände in Preußen. Leipzig, F. A. Brockhaus. 4. 10 M.

Schulz, H., Das Buch der Natur von Conrad von Megenberg. Greifswald, Julius Abel. Gr. 8. 9 M.

Türck, H., Der geniale Mensch. Zweite Auflage. Jena, Otto Raßmann. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Vogel, J., Max Klinger. Leipzig, Seemann u. Comp. Folio. 2 M.

Wachenhusen, H., Die junge Witwe. Roman. Berlin, Otto Janke. 8. 5 M.

Wilhelmi, J. H., Th. Carlyle und F. Nietzsche. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von **F. A. Brockhaus** in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vollständig liegt vor:

In Nacht und Eis.

Die Norwegische Polarexpedition 1893–1896.

Von **Fridtjof Nansen.**

Mit einem Beitrag von Kapitän Sverdrup,

207 Abbildungen, 8 Chromotafeln und 4 Karten.

Autorisirte Ausgabe.

Zwei Bände. Elegant gebunden 20 M. Auch in 36 Lieferungen zu 50 Pf.

Nansen's Reise ist die kühnste und erfolgreichste Polarfahrt, die je unternommen worden ist. „In Nacht und Eis" ist das einzige Werk, in welchem der berühmte Reisende selbst über seine Expedition berichtet.

Prospect und die erste Lieferung sind in jeder Buchhandlung zu erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Bruchstücke

aus der

Theorie der bildenden Künste.

Von

Ernst Brücke.

Mit 39 Abbildungen in Holzschnitt. 8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 28. Band.)

In den belehrenden Winken, welche der berühmte Physiolog hier über Perspective, Schattenconstruction, Beleuchtung u. s. w. gibt, war er überall darauf bedacht, eine engere Verbindung zwischen der Wissenschaft und dem künstlerischen Wissen herzustellen. Das Buch ist vorzugsweise für angehende Künstler und Laien bestimmt, wird aber selbst für den Meister nicht ohne Nutzen sein.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Ursprung der Nationen.

Betrachtungen über den Einfluss der natürlichen Zuchtwahl und der Vererbung auf die Bildung politischer Gemeinwesen.

Von

Walter Bagehot.

Autorisirte Ausgabe.

8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 4. Band.)

In einer der wissenschaftlichen Forschungsmethode verwandten Betrachtungsweise crörtert der Verfasser dieses Bandes Probleme der geschichtlichen Entwickelung der Menschheit, für welche es uns an historischen Documenten fehlt. Seine Untersuchungen gewähren jedem denkenden Leser eigenthümliches und vielseitiges Interesse.

„Die Lösung des Weltenrätsels"

„Sein und Schein", „Der Urgrund des Daseins", diese drei Bücher zus. 1300 Seiten Umf. Preis 10 M., für der. krit. Abh. ein **Preis v. Tausend Mark** ausgef. i. worden, sind erschienen im Verlage von **Greßner u. Schramm** in **Leipzig.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lebensbilder.

Von

Moriz Carriere.

8. Geh. 9 M. Geb. 10 M. 50 Pf.

(Bildet zugleich den zwölften Band der „Gesammelten Werke".)

Inhalt: Oliver Cromwell der Zuchtmeister zur Freiheit. — Deutsche Geisteshelden im Elsaß. — Deutschlands und Frankreichs gemeinsame Culturaufgaben. — Börne. — Peter Cornelius. — Bettina von Arnim. — Liebig und Platen. — Hermann Immanuel Fichte. — Hermann Ulrici. — Johannes Huber. — Melchior Meyr. — Ferdinand Freiligrath. — Emanuel Geibel. — Wer ist der Faustdichter? — Dreißig Jahre an der Akademie der Künste zu München.

Der berühmte Verfasser vereinigt in diesem Werke eine Reihe von Aufsätzen aus älterer und neuerer Zeit, welche als Beiträge zur Biographie, Geschichte, Literatur- und Culturgeschichte von bleibendem Werth sind. Die Sammlung empfiehlt sich durch Vielseitigkeit des Inhalts den weitesten Leserkreisen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die

Englische Bühne zu Shakespeare's Zeit.

Zwölf Dramen seiner Zeitgenossen.

Uebersetzt von **F. A. Gelbcke.**

Mit Einleitungen von **Robert Boyle.**

Drei Theile. Geh. 15 M.

Inhalt.

I. Campaspe. — Eduard II. — Volpone oder der Fuchs. — Die spanischen Zigeuner.
II. Fortunatus und seine Söhne. — Der englische Reisende. — Appius und Virginia. — Ein König und kein König.
III. Die beiden edlen Vettern. — Der römische Mime. — Mynheer Jan van Olden Barneveld. — Ein gebrochenes Herz.

Eine wichtige Ergänzung der Shakespeare-Literatur. Die neben Shakespeare hervorragendsten Dramatiker der Elisabethanischen Zeit sind durch je ein bedeutendes Stück vertreten. In den mit ausführlichen biographischen Notizen versehenen Einleitungen zu jedem einzelnen Drama ist der Einfluß, welchen Shakespeare von seiner literarischen Umgebung erfuhr und auf dieselbe übte, deutlich nachgewiesen; in Verbindung mit der allgemeinen Einleitung enthalten sie außerdem eine Geschichte des englischen Dramas jener denkwürdigen Periode.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig (Querstr. 16).

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer.
Preis vierteljährlich 7 M. 50 Pf.,
jährlich 30 M.

Nr. 21.

Leipzig,
20. Mai 1897.

Inhalt: Ein deutsches Wörterbuch für Deutsche. Von Eugen Mogk. — Eine neue Geschichte des Merowingerreichs. Von A. Baldamus. — Neue Goethe-Schriften. Von Karl Heinemann. — Slawische Literatur. Von Bernhard Münz. — Neue Lyrik. Von Ludwig Jacobowski. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Ein deutsches Wörterbuch für Deutsche.

In Lund liegt an der östlichen Seite des Tegnérplatzes ein schlichtes, niedriges Haus, dessen Front vom Grün umrankt ist, und das durch seine stille Lage gleichsam zu emsiger Arbeit einladet. Und es ist ein Gebäude, ausschließlich der Arbeit bestimmt, einer großen nationalen Arbeit. Denn hier sind nicht nur die Sammlungen von Sprachproben niedergelegt, die ein großer Theil des schwedischen Volkes zusammengetragen hat, sondern hier sind diese auch nach Stichwörtern geordnet, und diese sind in besondere Folianten eingetragen. Da steht, wann und wo ein jedes Wort zum ersten mal in der Literatur auftaucht, wann und wo es am häufigsten gebraucht wird, ob es allgemein gebräuchlich, ob es nur gewissen Gegenden eigen, ob es nur in gewissen Ständen oder Berufen gäng und gebe ist. Unter der Leitung dreier Männer, der besten Kenner der heimischen Sprache, ist diese Arbeit in stiller Emsigkeit jahrelang geübt worden. Als sie vor einigen Jahren so leidlich abgeschlossen war, konnte mit dem eigentlichen Werke, dem jene Vorarbeiten dienten, begonnen werden, mit der Ausarbeitung des großen Wörterbuchs der Schwedischen Akademie der Wissenschaften. In dieser Arbeitsweise liegt Methode und Plan; schon sie bürgt dafür, daß das begonnene Werk stetig fortschreitet, daß sich durch das Ganze ein gleicher Faden zieht, der nicht bald dünner, bald stärker ist. Und das Volk hat Vertrauen zu diesem Werke, denn nicht weniger als 3795 Subscribenten unterstützen das Unternehmen. Wie ganz anders ist es mit unserm großen deutschen Wörterbuche beschaffen! Wo ist da die Einheit in der Arbeit, in der Methode, im Ziele? In den ersten drei Bänden, die die Brüder Grimm allein ausgearbeitet haben, kann man die Einheit noch einigermaßen finden. Aber sie sind heute in Gehalt und Methode veraltet, denn die Literatur und Sprache der ersten Jahrhunderte der neuhochdeutschen Zeit ist in ihrem vollen Umfange erst in den letzten Jahrzehnten erschlossen worden, und die unglückliche zeitliche Begrenzung (bis Goethe) läßt uns manches Wort vermissen, das wir heute fast täglich hören und in den Mund nehmen. Seit dem Tode der Begründer des großen Werkes haben einzelne Artikel wol vielfach an Gehalt gewonnen, aber die Einheit ist ganz geschwunden, und in neuester Zeit sprechen aus den Artikeln und aus den wenigen Nachrichten, die über den Fortgang des Werkes an die Oeffentlichkeit kommen, die Worte des Verlegers: nur fertig! fertig! fertig! Ueberall zeigen sich die Mängel, die aus einer ungenügenden Stoffsammlung entspringen mußten, und mit gutem Rechte ist bereits der Wunsch nach einem neuen großen deutschen Wörterbuche ausgesprochen worden. Auch der Regierung, die das Unternehmen unterstützt, scheint es vor allem darauf anzukommen, daß das Werk mit möglichst wenig Mitteln baldigst vollendet werde. Die meisten Forscher, die dem Wörterbuche ihre Kraft geopfert haben, K. Weigand, M. Lexer, E. Wülcker, O. Erdmann, sind schlafen gegangen. Auch das treue Auge Hildebrand's liest und sammelt nicht mehr, und sein immer frischer Geist bildet nicht mehr das Wort zum lehrreichen Artikel, in der die Sprach- und Culturgeschichte unsers Volkes in einziger Weise verquickt sind. Seine Bibliothek mit den vielen sinnigen Bleistiftnotizen ist über den Ocean gewandert — man hatte kein Geld, um sie Deutschland zu erhalten —, und dadurch ist von der Arbeit des besten der Arbeiter an dem nationalen Werke ein Theil für immer dem Vaterlande genommen worden. Nur in Göttingen leitet noch einer von den Alten, M. Heyne, die Arbeit jüngerer Kräfte, aber auch in dieser Werkstatt merkt man die Eile zum Schluß. Sonst ruht jetzt die Arbeit, denn im Interesse der Sache ist es doch wol nicht anzunehmen, daß man Erdmann's bisherigen Assistenten selbständig schaffen läßt. Allerdings

ist jüngst wieder eine neue Kraft gewonnen, ein Docent der deutschen Sprache, der sich bisher durch kein Wort als Kenner der deutschen Sprachentwickelung und Literatur hervorgethan, der sich nur über die friesische Sprache ausgesprochen hat. Wird er wol der großen Arbeit am Wörterbuche genügen, die Ausdauer, Belesenheit, Selbstentsagung, umfassende Kenntniß der Geschichte und Cultur unsers Volkes und noch anderes verlangt? Eine tröstliche Aussicht für die armen Abonnenten, für die deutsche Philologie, die deutsche Wissenschaft. Sollte es denn niemand geben, der sich außer Heyne des verwaisten Kindes annehme? Gewiß gibt es noch erfahrene und in unserer Muttersprache bewanderte Forscher, die sich auch bereit erklärt haben, der großen nationalen Arbeit ihre Kraft zur Verfügung zu stellen; aber diese stellen Bedingungen, und Bedingungen kosten Geld, und dies ist für sie ebenso wenig da, wie seinerzeit die wenigen Mark für die Alemannia.

In dieser trüben Zeit unserer Sprach- und Wortforschung kommt ein Lichtstrahl aus München, der die Aprilschauer verscheucht und uns einen neuen Frühling hoffen läßt. Im Jahre 1894 hatte hier Professor Paul in der Königl. Bairischen Akademie der Wissenschaften „Ueber die Aufgaben der wissenschaftlichen Lexikographie mit besonderer Rücksicht auf das deutsche Wörterbuch" gelesen. Der Vortrag war eine ruhige, ganz objective, aber doch scharfe Kritik des Grimm'schen Wörterbuchs. Man merkt es aus jeder Zeile, daß es nicht Nörgelsucht ist, die ihm das Wort in den Mund gegeben hat, sondern wissenschaftlicher, heiliger Ernst. Paul kritisirt auch nicht in erster Linie, das liegt seiner Arbeitsweise fern, sondern er baut auf und zeigt an dem Entwurf seines Baues, wo und warum die Arbeiter am großen Wörterbuch gefehlt haben. Vieles, was er von einem wissenschaftlichen, für Deutsche bestimmten deutschen Wörterbuche verlangt, deckt sich mit dem, was die Schweden ganz unabhängig von ihm gethan hatten. Daher äußert auch Professor Cederschiöld, einer der Bearbeiter des schwedischen Wörterbuchs, über Paul's Vortrag: „In vielen wesentlichen Punkten kann Paul's Abhandlung als das Ideal bezeichnet werden, das die Wissenschaft in unserer Zeit für ein historisches Wörterbuch aufstellen muß." Viererlei verlangt Paul vor allem von einem wissenschaftlichen deutschen Wörterbuch:

1) Genügende Ausnutzung der Quellen, von denen eine der wichtigsten die Sprache der Gegenwart ist, da sie uns vor allem das Verhältniß zwischen Schriftsprache und Mundart aufhellt.

2) Scharfe Begrenzung der Wortbedeutungen. Dabei muß der allgemeine Sprachgebrauch der Gegenwart vorausgesetzt werden. Allgemein bekannte Worte wie roth, süß, Hand u. dgl. bedürfen keiner Erklärung. Dagegen wird diese nöthig, wenn ein Wort vorliegt, das nicht mehr oder wenigstens nicht allgemein üblich ist. Solche Wörter sind durch deutsche, nicht durch fremde zu erklären. Vor allem ist bei nahe verwandten Wörtern die Abweichung im Begriff genau anzugeben.

3) Genaue historische Darstellung des Bedeutungswandels der Wörter. Hier ist von der Etymologie des Wortes und der frühesten nachweisbaren Bedeutung auszugehen und diese in ihrer historischen Entwickelung zu verfolgen. Bindungen und Composita haben noch oft die ältere Bedeutung erhalten, während das einfache Wort ganz andere angenommen hat. Auch ist darauf zu achten, ob ein Wort in dieser oder jener Bedeutung allgemein gebräuchlich, oder ob diese local begrenzt, oder nur dem Geschmacke des Schriftstellers eigen ist, ob sich nur ein gewisser Stand, eine gewisse Klasse von Leuten des Wortes in besonderer Bedeutung bedienen u. dgl.

Endlich dürfen 4) die Wörter nicht isolirt betrachtet werden, sondern mit stammverwandten und solchen, die gleiche oder ähnliche Entwickelung durchgemacht haben, mag diese formaler oder inhaltlicher Natur sein.

Diese Grundsätze sind zweifellos richtig, aber ihre Durchführung ist, zumal für eine einzelne Kraft, durchaus nicht leicht. Doch Paul ist nicht der Mann, der vor irgendwelchen Schwierigkeiten zurückschreckt: der Theorie ist auch bald die Praxis gefolgt. Paul hat uns selbst ein Wörterbuch geschenkt, das nach seinem Entwurfe aufgebaut ist.*) Nicht umfangreich ist das Werk, aber es enthält vieles, was wir sonst in keinem Wörterbuche, nicht einmal im Grimm'schen finden, und wir zweifeln nicht, daß es auf das Grimm'sche einwirken wird. Wir können das Buch in gewisser Beziehung einen kleinen Hildebrand nennen, denn die Grundsätze, die hier zum Ausdruck kommen, decken sich vielfach mit denen, die Hildebrand in seinen Artikeln vor Augen gehabt hat, wenn auch bei Paul innerhalb der Artikel unstreitig mehr Ordnung herrscht.

Es liegt nicht in der Kraft eines Einzelnen, ein Wörterbuch zusammenzustellen, das Paul's Forderung in jeder Beziehung gerecht werde; dazu bedarf es der Arbeit eines großen Theiles des Volkes unter sprachkundiger Leitung. Auch an dem Paul'schen Werke wird jeder, der nur will, auszusetzen haben. Das aber muß unumwunden gesagt werden: was einer allein thun kann, das hat Paul in einer Weise gethan, wie es nur wenige vermocht, wie es vielleicht niemand gekonnt hätte. Das Buch ist für Deutsche, nicht für Ausländer. Daher fehlen viele Wörter, die uns von Jugend an ganz geläufig sind, aber dadurch verliert es nicht an Werth. Jedes Kind weiß z. B. was ein Apfel ist, das holsteinische ebenso gut wie das oberbairische, das rheinländische wie das ostpreußische. Das Wort „Apfel" hat in seiner Bedeutung auch nirgends einen Nebenbegriff, es hat in alter Zeit

*) Deutsches Wörterbuch von Hermann Paul, Professor der deutschen Philologie an der Universität München. Halle a. S., M. Niemeyer. 1897. Gr. 8. 8 M.

denselben Gehalt wie heute. So hat es denn Paul mit Fug und Recht weggelassen. Oder lernen wir vielleicht etwas Neues, wenn wir in Heyne's Wörterbuche lesen: „Apfel, die bekannte Frucht"? Wie Apfel wird man manches Wort vermissen, das sprachgeschichtlich oder in seinem Begriffswandel und seiner Begriffsschattirung keine Veranlassung zu Erörterungen gibt. Durch den Ausfall solcher allen verständlicher Wörter wird Raum für wichtigere Dinge gewonnen. Sofort wird aber die Sache anders, wenn sich an das Wort irgendetwas Sprachgeschichtliches oder Mundartliches knüpft. Was „Vater" bedeutet, weiß auch jedermann. Wie aber Vater sich allmählich zum Begriffe „Vorfahre" erweitert, wie das Appellativum in Norddeutschland seinem Charakter nach sich dem Eigennamen nähert und deshalb ohne Artikel steht und nicht selten schwach flectirt wird*), wie es dann in „Schwiegervater", „Hausvater", „Beichtvater" und andern Compositis viel weitern Gehalt angenommen hat, wie schließlich in Bindungen wie „Vater Gleim", „Turnvater Jahn" u. ähnl. das Ehrwürdige des erweiterten Wortinhaltes in den Vordergrund tritt, das alles wird wol den meisten bekannt, aber nicht ins volle Bewußtsein getreten sein. Paul will zum Nachdenken über unsere Muttersprache anregen, wer nicht denken will, für den ist sein Buch nicht. Die Artikel wollen auch genau gelesen sein, nicht überflogen. Wer das nun thut, wird reiche Belehrung und Anregung schöpfen, und das öfter bei ganz bekannten Worten. Was z. B. heute „Kopf" bedeutet, weiß jedermann. Aber das Wort ist in seiner heutigen Bedeutung gar nicht so alt, wie es auf den ersten Blick aussieht. Wer Luther's Werke kennt, wird ihm fast nie begegnet sein; er gebraucht immer „Haupt", wo wir heute allgemein „Kopf" sagen. In unserer Sprache hat dieses ältere Wort sein Gebiet wesentlich eingeschränkt, wir finden es heute fast nur noch in höherm Stile angewendet und fast nie mit Rücksicht auf die geistigen Functionen. In demselben Grade wie „Haupt" im Gebrauche zurückgegangen, in demselben ist „Kopf" seinem Gehalte nach gewachsen. Wer die ältere deutsche und die andern germanischen Sprachen kennt, weiß, daß dort „Kopf" nur „Gefäß, Becher" bedeutet, und wer in Kopenhagen oder Stockholm eine Tasse Kaffee trinken will, verlangt „en Kop Kaffe". Was hat ferner unser „Schröpfkopf", „Pfeifenkopf" mit dem Haupte zu thun? In diesen Zusammensetzungen steckt noch die alte Bedeutung „Gefäß, runde und oben offene Schale". Nun hieß aber schon in der mittelhochdeutschen Sprache die Hirnschale „hirnkopf". Von diesem Compositum ging die Entwickelung des neuen Begriffes aus. Es trat in den Vordergrund, drängte alle andern Composita zurück, warf den ersten Theil seiner Zusammensetzung ab, und das Wort „Kopf" steht in seiner neuen Bedeutung, in der heute allgemein herrschenden an Stelle des ältern „Hauptes", dessen Gebiet es ganz erobert hat. Aber diese „gerundete Hirnschale" ist nicht nur der Sitz der Gedanken und des Willens geworden, sondern hat in der Auffassung des Menschen auch die Gestalt geändert: aus der offenen Schale ist die eirunde, geschlossene Form hervorgegangen, die an dem einen Ende auf einem dünnern Halse ruht, und von dieser Vorstellung aus hat der Sprachgeist Wörter wie „Mohnkopf", „Krautkopf" u. dgl. geschaffen.

Ganz besonders eingehend und lehrreich sind die Partikeln, die Verhältniß- und Bindewörter, behandelt. Hier zeigt sich vor allem, wie sich Paul in den Geist der Sprache zu versetzen gewußt hat, den er kennt, wie wol nur wenige nach Hildebrand's Tode. Hier lernt man für die Syntax nicht weniger als für die Sprachgeschichte. Man lese z. B. den Artikel „daß", wo gezeigt wird, wie sich die Conjunction aus dem Fürwort entwickelt hat, wie die ältesten daß-Sätze ursprünglich weiter nichts als reine Objecte, aus welchen geistigen Vorstellungen heraus die mit „daß" eingeleiteten Conjunctionalsätze entstanden sind. — Bei „und" ferner wird Stellung genommen zur Inversionsfrage, die ja in letzter Zeit so viel Staub aufgewirbelt hat und von den „Sprachmeistern" als ganz unzulässig verworfen worden ist. Es ist das die bekannte Umstellung von Subject und Prädicat in beigeordneten, durch „und" angeknüpften Sätzen (z. B. Die Gräber thaten sich auf und standen auf viele Leiber der Heiligen). Paul zeigt an classischen Stellen aus der Literatur von Luther bis zu den Brüdern Grimm, daß die Umstellung bei den besten unserer Schriftsteller vorkommt und daß sie, was Sprachkenner schon längst erwiesen, sprachgeschichtlich vollständig berechtigt ist. Allein er geht weiter, er begrenzt das Gebiet ihrer Möglichkeit: „Sie ist nur möglich, wenn der zweite Satz eine Folgerung aus dem ersten ist, oder wenn der zweite einen begleitenden Umstand zu dem ersten angibt, in welchem Falle meist Vertauschung mit *auch* möglich ist, welches ja regelmäßig Inversion nach sich hat, vielfach auch *und zwar* eingesetzt werden könnte." — In ähnlicher Weise nimmt Paul auch zu der Frage Stellung, ob „welcher" als Relativpronomen zulässig sei, was bestritten worden ist. Sein klarer Blick weiß die Sache kurz zu erledigen: „*welch* ist von Haus aus ein Fragepronomen. Wie alle Fragepronomina und -adverbia wird es auch indefinit und relativ gebraucht." —

Ganz besonders eins macht das Paul'sche Wörterbuch wichtig, ja man kann wol sagen für den Lehrer der deutschen Sprache unentbehrlich, wenn es auch gerade nach dieser Richtung hin noch sehr des Ausbaues bedarf. Die Sprache befindet sich in fortwährendem Gärungsprozesse. Viele Wörter, die früher jedermann geläufig waren, sind heute ganz geschwunden, andere sind an ihre Stelle getreten, das eine hat seinen Begriff erweitert, das andere verengt, sonst seltene Wörter sind durch den Gebrauch einzelner Schriftsteller allgemein bekannt geworden, andere

*) Nicht nur der consonantische Accusativ, auch der Dativ „Vatern" ist in Mitteldeutschland vielfach herrschend.

werden nur noch in höherm Stile verwandt. Die alte Lutherbibel enthält bekanntlich gleich auf den ersten Seiten eine Erklärung alterthümlicher und dunkler Ausdrücke, damit sie der gemeine Mann verstehe. Selbst wer Lessing, Goethe, auch Schiller genau liest, wird zuweilen an ihrer Sprache Anstoß nehmen und auf ungeläufige Worte stoßen. Besonders häufig ist dies der Fall bei Schriftstellern, die volksthümliche Stoffe behandeln. Hier macht sich nicht selten der Wortschatz einer bestimmten Gegend oder des Mannes aus dem Volke geltend. Wem sind z. B. bei der Lektüre von Immermann's „Oberhof" nicht ungebräuchliche Worte aufgestoßen? Solchen Wörtern aus unsern Classikern hat Paul in seinem Wörterbuche besondere Aufmerksamkeit gewidmet und dadurch dieses zugleich zu einem Führer bei dem Studium unserer ältern Schriftsteller gemacht. Aber in dieser Beziehung Vollständigkeit zu erlangen, ist keine leichte Aufgabe. Hier möchten vor allem aufmerksame Leser mitwirken, und Paul wird gewiß für jeden Nachweis dankbar sein. Wer liest, wird allerorten Dinge finden, die von seinem Sprachgebrauch abweichen, seinem Sprachgefühl widerstreben. Man ziehe dann das neue Wörterbuch zu Rathe, und selten wird dies die gewünschte Auskunft versagen. Und doch ist es für die Lektüre erst in zweiter Linie bestimmt, in erster ist es jedem Deutschen gewidmet, der seine Muttersprache lieb hat, der ihre Worte ihrem Ursprunge und ihrer geschichtlichen Entwickelung nach kennen lernen, der den psychologischen Zusammenhang verschiedener Begriffe in gleicher Form erfahren, der wissen will, wie sich Hildebrand einmal ausdrückt, wie Sitte und Cultur unserer Vorfahren sich in der Sprache bis heute erhalten hat, wenn auch Zustände und Dinge, denen das Wort seinen Ursprung verdankt, längst verschwunden sind. Paul verlangt sorgfältige Lektüre der einzelnen Artikel. Geschieht dies, dann gewährt das Wörterbuch literarische Unterhaltung im besten Sinne der Worte.

Eugen Mogk.

Eine neue Geschichte des Merowingerreichs.

Deutsche Geschichte von der Urzeit bis zu den Karolingern. Zweiter Band: Das merowingische Frankenreich. Von Walther Schultze. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1896. Gr. 8. 6 M.

Das große Unternehmen der von H. von Zwiedineck-Südenhorst herausgegebenen „Bibliothek deutscher Geschichte" schreitet rüstig fort. Heute liegt uns der zweite Band der Anfänge deutscher Geschichte vor, deren ersten Band wir früher (vgl. Nr. 13 f. 1894 d. Bl.) angezeigt haben. Der Stoff ist auf diese beiden Bände nicht streng chronologisch vertheilt; der erste Band stellte die durch die ostgermanische, (die Völker-)Wanderung am Mittelmeere entstandenen Germanenstaaten dar bis zu ihrem Untergang, auch das Westgothenreich in Spanien und das Langobardenreich in Italien, der zweite Band behandelt nun das merowingische Frankenreich und greift damit zeitlich natürlich weit hinter den Schluß des ersten zurück. Handelte es sich bei dem vorliegenden Unternehmen um eine „Weltgeschichte", so würde man diese Stoffvertheilung vielleicht nicht ganz billigen können, vom Standpunkt der deutschen Geschichte ist sie durchaus richtig, weil so der Staat eine in sich geschlossene, durch nichts unterbrochene Darstellung erhält, an den die eigentlich deutsche Geschichte anknüpfen muß. Der erste Band behandelt die der deutschen Geschichte in der Hauptsache verlorenen Stämme, der zweite den Stamm, dem die erste dauernde Staatsschöpfung gelungen ist, eine Staatsschöpfung von maßgebendstem Einfluß für die Zukunft der Deutschen.

Der Verfasser bewährt sich als sehr guter Kenner der Merowingerzeit. Dem Charakter der „Bibliothek" entsprechend verzichtet er zwar auf Quellen- und Literaturnachweisungen, aber man merkt überall, daß er sie völlig beherrscht. Dabei nimmt er Stellung zu den zahlreichen Streitfragen, soweit das eben möglich ist; wie er selbst sagt, steckt oft in wenigen Zeilen viel wissenschaftliche Arbeit, und wir vermuthen, daß es ihm häufig schwer geworden ist, auf eine Erörterung der Streitfragen, auf eine Begründung seiner Ansicht gegen andere zu verzichten. — Natürlich können wir aus dem Werke hier nur einiges herausheben. Einleitend gibt Schultze eine gute Schilderung der Zustände des römischen Gallien nach allen Richtungen hin (vornehme Gesellschaft, Kleinbauern, städtische Bevölkerung, Behörden, Besteuerung, Christenthum, Hierarchie u. s. w.) und fällt über sie abschließend folgendes Urtheil (S. 34):

> Während man in den höhern Schichten noch immer in den alten Ueberlieferungen fortlebte, stand man in den niedern Klassen der barbarischen Invasion nicht nur nicht feindlich gegenüber, sondern begrüßte sie, wenn auch nicht mit directer Zustimmung, so doch mit einer gewissen passiven Sympathie und mit der Hoffnung auf Besserung des eigenen Loses. Dafür wandte sich gegen die Vertreter der Staatsgewalt unverhohlener Haß. — Dazu nun jene tiefgehenden Gegensätze von Arm und Reich, von Stadt und Land, von Gebildet und Banausisch; dazu jener Mangel an politischem Sinn und militärischer Tüchtigkeit, an Energie des Charakters und des Willens, an Kampfes- und Kriegeskenntniß; dazu der Verfall der öffentlichen Autorität, die sinkende wirthschaftliche und finanzielle Kraft des Landes; dazu endlich die schon in weite Kreise eingedrungene Corruption und Fäulniß; dann auf der andern Seite die Jugendfrische, die Kriegslust, die politische und geistige Bildungsfähigkeit, die wirthschaftliche Expansionskraft der Barbaren; hält man dies alles zusammen, so wird man sich nicht mehr wundern, daß das römische Gallien trotz seiner anscheinend immer noch glänzenden Lage so schnell und leicht eine Beute der germanischen Invasion wurde.

Nun folgt das erste Buch, das die Ueberschrift trägt:

„Personen und Ereignisse"; es zerfällt in die Abschnitte: „Das Volk der Franken und die ersten Merowinger", „Die Regierung Chlodowech's", „Die Burgunder in Gallien", „Die Thüringer und Baiern", „Chlodowech's Söhne und Enkel", „Das Zeitalter Brunichild's", „Die Auflösung der Gesammtmonarchie", „Die Anfänge von Sonderbildungen im Westen und im Osten", „Die Nordseestämme". Der Verfasser führt hier die Frankengeschichte von ihren sagenhaften Anfängen bis zum Verfall des Merowingerreichs, er sagt, daß er dabei bemüht gewesen sei, von der politischen Individualität der einzelnen Herrscher ein bestimmteres und anschaulicheres Bild zu gewinnen. Nun bleibt zweifellos die gewaltigste und historisch bedeutsamste Gestalt dieser Zeit die Chlodowech's, und so werden wir unsern Lesern am besten zeigen, wie der Verfasser das eben angedeutete Ziel erreicht, wenn wir die Grundzüge des Charakterbildes wiedergeben, das er von diesem Herrscher entwirft. „Nichts", sagt er (S. 79), „wäre unrichtiger, als wenn man sich in Chlodowech einen Monarchen vorstellte, der eine gewisse allgemeine Idee, sei es nun die Eroberung des gesammten Gallien, oder die Vereinigung aller rechtsrheinischen Germanen, oder die Begründung eines fränkischen Weltreiches zur Richtschnur seines Handelns gemacht hätte." Alle seine Kriege seien das Ergebnis rascher Entschließung, Chlodowech sei eine leidenschaftliche, impulsive Natur gewesen, die sich „bis zu einem gewissen Grade ganz den Eindrücken des Augenblicks" überlassen habe. Seine Begabung trete vor allem darin hervor, „eine gegebene Situation sofort richtig zu beurtheilen und mit kühner, stets an der rechten Stelle einsetzender Initiative zu seinem Vortheil auszunutzen". Er sei kein feiner, die Welt umspannender Diplomat gewesen, aber energisch dreingefahren, unbekümmert um sentimentale Rücksichten und wenig danach fragend, ob seine Mittel der guten Sitte entsprachen, aber scharfblickend die schwache Seite des Gegners treffend; und doch habe er auch vermocht, im rechten Augenblicke innezuhalten. „Es sind kaum größere Gegensätze denkbar als Chlodowech und Theoderich: der Ostgothenherrscher ein Idealist von kühnstem Schwunge der Gedanken, der in seiner innern wie äußern Politik sich von vornherein die umfassendsten Probleme stellt, der mit wunderbarer Accommodationsfähigkeit sich in eine fremde Cultur hineinzuleben versteht; der Frankenkönig ein Realpolitiker, dessen Blick sich nur auf das Nächstliegende richtet, hier aber sofort Mögliches und Unmögliches zu scheiden weiß, der, indem er überall nur die durch die vorgefundenen Verhältnisse wünschenswerthen Einrichtungen trifft, dabei unbewußt einen ganz neuen und eigenthümlichen Bau aufführt." Hinterlist, Tücke, Verschlagenheit seien ihm gewiß mit Recht zugeschrieben, aber man dürfe ihn sich deshalb nicht als Ungeheuer vorstellen; er sei im Guten und Bösen ein Kind seiner Zeit, „Vollblut, wenn auch barbarisches Vollblut". In seinem Verhältniß zur Religion „war er kein Heuchler, aber ebenso wenig ein Christ im eigentlichen Sinne. Er glaubte an Christus, weil sich dieser in der Erfahrung als der stärkere Gott erwiesen, nicht weil er der bessere Gott ist". — Gern würden wir dieser Charakteristik noch die Brunichild's hinzufügen, die zu dem Ergebniß kommt, daß „die Brunichild der Geschichte nichts gemein hat mit dem Blutweib der populären Legende" (S. 171), und unter anderm auch den Erörterungen über den Kampf zwischen Adel und Königthum nachgehen; aber wir müssen dem zweiten Buche des Werkes noch einige Zeilen widmen.

In diesem behandelt der Verfasser die „Zustände und Entwickelungen" und theilt den Stoff in zehn Abschnitte mit den Ueberschriften: „Die äußern Bedingungen des Lebens", „Die Familie und das häusliche Leben", „Die wirthschaftlichen Zustände", „Sociale Schichtungen und Entwickelungen", „Das Königthum", „Die Organe des öffentlichen Lebens", „Die einzelnen Aeußerungen staatlichen Daseins", „Das Recht", „Wissenschaft und Kunst", „Sittlichkeit, Kirche, Christenthum". Schon diese Uebersicht zeigt, daß der Verfasser hier das Leben in *allen* seinen Richtungen vorführt; er will „eine selbständige Wissenschaft der sogenannten Culturgeschichte" neben der Geschichte nicht anerkennen, aber deren Aufgaben selbst lösen. So behandelt er „alle Gebiete menschlicher Thätigkeit und menschlichen Wirkens, z. B. auch das Ehe- und Erbrecht, die Alterthümer, das Urkundenwesen, das Kunsthandwerk". Man wird dem Grundsatz, daß die Geschichte die gesammte Cultur darzustellen habe, gewiß zustimmen, aber der Verfasser spricht es selbst aus, daß für spätere Perioden ein solcher Querschnitt, wie er ihn gibt, „aus äußern Gründen" schwer ausführbar sein würde, und damit wird praktisch doch wieder eine gewisse Arbeitstheilung eintreten müssen, nur darf dabei der Blick auf das Ganze nie verloren gehen. Für seine Periode hat der Verfasser die Aufgabe einer wirklichen Gesammtdarstellung der Cultur gelöst. Dabei hatte er Fragen der Verfassung u. s. w. zu behandeln, die viel umstritten sind; wie schon gesagt, nimmt er selbständig zu ihnen Stellung. So sieht er zwar (S. 380) im Majordomus zuerst auch den Leiter des Hofhalts, lehnt aber die Ansicht, daß der Majordomus ursprünglich mit dem Seneschall identisch sei — eine Ansicht, die auch Brunner und Schröder theilen —, ab und läßt das neue Amt entstehen, seitdem der König wegen anderer Geschäfte die des Hauptvorstandes nicht mehr versehen kann. In der Weiterentwickelung unterscheidet er dann scharf die rechtliche und politische Geschichte des Majordomats. Aus jener sei nur sicher, daß der Majordomus der Anführer des königlichen Gefolges, der Antrustionen, von Anfang an gewesen oder bald geworden sei; die Oberaufsicht über das Domänenwesen und die Vormundschaft über minderjährige Herrscher habe er erst erlangt, *nachdem* er bereits eine einflußreiche, machtvolle Stellung gewonnen hatte. Diese aber habe er gewonnen durch den großen Kampf zwischen Königthum und Adel, dessen Wirkungen der Verfasser

auch sonst scharf hervorhebt, speciell während der vormundschaftlichen Regierung Brunichild's, wo ihm die Führung der dem Königthum zur Verfügung stehenden Macht gegen den Adel anvertraut sei. Nun habe der Adel gestrebt, dies als Organ des Königthums einflußreich gewordene Amt in seine Hand zu bekommen; dies sei in Austrasien gelungen, als die Führer des Adels, die Arnulfinger, in den Erbbesitz des Amtes gelangten: damit sei es Organ des Adels geworden. Dann habe Ebroin versucht, das Amt auch vom Adel zu befreien und eine autonome Gewalt über beiden Parteien zu begründen; das sei zwar gescheitert, doch sei der Majordomus noch mehr als früher der faktische Herrscher gewesen. Die Entwickelung habe also zwar in der rechtlichen Stellung des Majordomus einen Ausgangspunkt gefunden, sei aber nicht aus dem Amt an sich erfolgt, sondern eine rein thatsächliche gewesen. Der hierin ausgesprochene Grundgedanke ist zweifellos richtig.

Aehnlich interessant würde ein Eingehen auf andere Einzelheiten und auf die treffliche zusammenfassende Schlußbetrachtung sein, indeß wir müssen abbrechen. So schließen wir denn, indem wir das auch formell gelungene Werk unsern Lesern warm empfehlen: sie werden viel Belehrung und Anregung, auch wo sie etwa widersprechen, daraus schöpfen.

A. Baldamus.

Neue Goethe-Schriften.

1. Goethe-Schriften. Von Fr. Zarncke. („Kleine Schriften." Erster Band.) Mit einem Bild Zarncke's und einem Facsimile in Lichtdruck. Leipzig, E. Avenarius. 1897. Gr. 8. 10 M.
2. François de Théas, Comte de Thorane. Goethe's „Königslieutenant". „Dichtung und Wahrheit." Drittes Buch. Mittheilungen und Beiträge von Martin Schubart. München, Verlagsanstalt F. Bruckmann, A.-G. 1896. Gr. 8. Geb. 15 M.
3. Auf Goethe's Spuren in Italien. Von Julius R. Haarhaus. Zweiter Theil: Mittelitalien. Leipzig, C. G. Naumann. 1897. 8. 2 M. 50 Pf.

Friedrich Zarncke (Nr. 1) gehört zu den Männern, die nicht nur eine große wissenschaftliche Thätigkeit entfaltet und deren Ergebnisse in bedeutenden Werken für die Mit- und Nachwelt niedergelegt haben, sondern die auch zugleich als Lehrer der Wissenschaft durch ihre bedeutende Persönlichkeit, den Zauber ihrer hinreißenden Beredsamkeit und ihr hellleuchtendes Beispiel großen Einfluß auf Tausende von lernbegierigen Jünglingen ausgeübt haben. Als Zarncke, dem es bekanntlich vergönnt war, jahrzehntelang an einer der größten Universitäten zu wirken, zu lehren begann, war das Studium der Germanistik noch in seinen Anfängen. Durch die überzeugte und ehrliche Begeisterung für seine Sache, noch mehr durch die Wirkung seiner Person, gewann Zarncke Hunderte von Studirenden für sein Fach und wußte sie festzuhalten. Zu denen, die ursprünglich andern Studien sich widmend durch Zarncke der Germanistik zugeführt wurden, gehört auch der Verfasser dieser Zeilen, der noch heute mit begeisterter Freude und mit dankbarem Herzen an das Faust-Colleg Zarncke's oder an seine Interpretation des Parcival im Deutschen Seminar zurückdenkt. Der hohe wissenschaftliche Ernst, der doch mit Milde und Humor gewürzt war, das liebevolle Eingehen und freundliche Entgegenkommen, überall wo er Streben und Arbeitslust entdeckte, machte uns den Lehrer theuer und unvergeßlich; aber das eigentlich Hinreißende und Entscheidende war doch, daß Zarncke bei allem, was er schrieb oder lehrte, stets seine ganze Person einsetzte; mochte er über das Faust-Problem sprechen oder eine unbedeutende Schrift recensiren, immer gab er den ganzen Menschen.

Darum sind auch die kleinen Schriften und Recensionen Zarncke's von großem Werth und allgemeiner Bedeutung, und deshalb regte sich auch nach dem frühen Tode des unvergeßlichen Gelehrten bei seinen zahllosen Freunden der lebhafte Wunsch, die im „Centralblatt", der „Allgemeinen Zeitung", den „Berichten der Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften" und anderswo zerstreuten kleinen Arbeiten Zarncke's gesammelt und herausgegeben und so diesen Schatz gehoben und vor dem Untergange gerettet zu sehen. Der schönen Aufgabe, diesen Wunsch zu erfüllen, hat sich der Sohn des Verewigten, Dr. Eduard Zarncke, Professor an der Universität Leipzig, pietätvoll unterzogen. Er beabsichtigt drei Bände zu veröffentlichen, von denen der zweite die Schriften zur Cultur und Zeitgeschichte, der dritte die Schriften über das Nibelungenlied enthalten soll. Der erste, „Goethe-Schriften" betitelt, liegt vor uns. Er gliedert sich in die Rubriken: 1) „Allgemeines über Goethe"; 2) „Ueber Goethe's Bildnisse"; 3) „Zu Goethe's Leben"; 4) „Zu Goethe's Werken"; 5) „Zur Faust-Dichtung von Goethe"; 6) „Ueber den fünffüßigen Jambus bei Lessing, Schiller und Goethe".

Habent sua fata libelli.... Nicht nur Bücher, auch Recensionen haben ihr „Erlebtes". Die Bücher, die Lessing kritisirt hat, sind heute meist verschollen und unbekannt, aber Lessing's Recensionen werden noch gelesen und immer wieder gelesen werden; nicht etwa nur deshalb, weil sie von Lessing geschrieben sind, sondern weil ihm die Recension immer nur Mittel zum Zweck war, weil es sich bei ihm nicht nur um das Buch handelt, sondern immer auch um die Förderung der Wissenschaft, weil er über das, was der Autor versucht hatte, hinausging durch Nachweis des Verfehlten, durch Hinweis auf den bessern, richtigern Weg, und weil auch seine Recension ein kleines Kunstwerk sein sollte, ein Muster ihrer Gattung. Aehnliches kann man von mancher der Zarncke'schen Recensionen sagen, von

den meisten derer, die des Herausgebers Geschick ausgewählt hat. Mag man die Recension über das „Goethe-Jahrbuch", über Bernays' „Goethe und Gottsched", über Arndt's Ausgabe der „Briefe Goethe's an die Gräfin Stolberg", oder die Fielitz'sche Ausgabe der „Briefe Goethe's an Frau von Stein", über Creizenach's „Briefwechsel zwischen Goethe und Suleika" oder über eine so verschollene Schrift wie die von Robert Koßmann (S. 227) lesen, immer ist der Kritiker geistreich und anregend, immer nicht nur referirend, sondern auch belehrend, immer erscheint er als der souveräne, weil über dem beurtheilten Autor stehende Gelehrte, immer gibt er etwas dazu, und das ist oft das Beste, manchmal das einzig Werthvolle, immer steht er auf der Höhe, das Auge auf das eine Ziel gerichtet: die Förderung der Wissenschaft. Und überall blickt Zarncke's vornehme, milde, echt menschenfreundliche und humane Lebensauffassung hindurch. Heute sind wir, um nur eins zu erwähnen, über die vielverleumdete Christiane durch die Veröffentlichung der Briefe an sie und andere Quellen aufgeklärt. Aber daß Zarncke schon vor vierzig Jahren der Meinung Ausdruck gegeben hat, die heute die allgemeine ist, verdient hervorgehoben und gepriesen zu werden. Er schließt eine Recension über die Ausgabe der „Freundschaftlichen Briefe von Goethe und seiner Frau an Nicolaus Meyer 1856" mit den Worten (S. 198): „Wer nicht in moralischer Pedanterie eingerostet ist, der wird auch aus diesem Briefwechsel die angenehme Gewißheit gewinnen, daß auch über jenem Verhältnisse der innig wohlthuende Geist waltete, den Goethe's Seelenadel in keiner Lebenslage verleugnet hat."

Einen großen Theil des vorliegenden Bandes nehmen die Abhandlungen Zarncke's über die Bildnisse Goethe's ein. Auf diesem Gebiete war Zarncke Begründer und Vollender zugleich. Eine Liebhaberei, die aber, wie alles was er that, echt wissenschaftlich betrieben wurde, veranlaßte ihn, eine Sammlung der Bildnisse Goethe's anzulegen. Es entstand allmählich jene großartige Sammlung, von der gewiß jeder unserer Leser gehört hat, Zarncke's Stolz und Freude. An diese Sammlung knüpfte sich nun eine großartige wissenschaftliche Thätigkeit Zarncke's, die sich durch sein ganzes Leben hindurchzog, und die sich auf den Nachweis der Echtheit oder Unechtheit, die Feststellung des Künstlers und der Datirung, die Geschichte jedes einzelnen Bildes und zahllose kritische Fragen erstreckte. Das Endergebniß dieser Studien war das berühmte Werk „Kurzgefaßtes Verzeichniß der Originalaufnahmen von Goethe's Bildniß. Mit 15 Tafeln" (Leipzig 1888). Die Einzelstudien dazu hatte Zarncke in zahlreichen, meist in der „Allgemeinen Zeitung" erschienenen Aufsätzen niedergelegt. Daß wir sie jetzt alle beieinander haben (S. 29—143), macht schon allein diesen Band dem Goethe-Forscher unentbehrlich. Wie ein Epilog zu dieser gewaltigen Arbeit liest sich der Artikel (S. 51) „Ueber ein künftiges weimarer Bildwerk", das Zarncke als erhoffte und erstrebte Krönung seiner Studien ansah und dem eine zuverlässige Grundlage zu schaffen er nie müde wurde. Wie vielen Sammlern ist das Sammeln Hauptsache und wird das Sammeln zur Spielerei, weil es eines höhern Zweckes entbehrt. Zarncke aber war sich stets der eigentlichen Aufgabe, von der er ausgegangen, bewußt, die Antwort auf die Frage zu finden: wie sah Goethe aus? Es ist rührend zu lesen, wie Zarncke nach so vieljähriger riesiger Arbeit doch eingesteht, weit vom Ziele zu sein, aber die Hoffnung nicht aufgibt, daß auf dem von ihm eingeschlagenen Wege die Lösung erfolgen muß. Er schreibt in der Selbstrecension des „Kurzgefaßten Verzeichnisses":

> Hier hat man alles, was dem Verfasser bis vor kurzem an Goethe-Bildnissen bekannt geworden war, beisammen, wiedergegeben in Phototypien und Photographien, die unmittelbar von den Originalen abgenommen worden sind, und manchen wird es doch wol interessiren, die lange Reihe der Bildnisse vom Jahre 1772 bis 1832 zu durchblättern und Betrachtungen über die Mannichfaltigkeit der Erscheinung, in der Goethe uns hier entgegentritt, anzustellen. Sie wirken etwas niederschlagend. Wie viele der Bilder würden wir gern hingeben, wenn wir eine einzige Photographie von Goethe besäßen! Hier lernen wir immer von neuem, wie bei den Porträts aus Goethe's Zeit die Hälfte und fast mehr der Individualität und der bestimmten technischen Stilauffassung des Künstlers gehört. Vergleicht man die verschiedenen Jugendbilder miteinander, sieht man, was Chodowiecki aus der ihm vorliegenden Zeichnung von Krauß gemacht hat, vergleicht man die demselben Monat angehörende Zeichnung von Juel und Lips, die beiden verschiedenen Bilder von Kolbe, also von demselben Maler, aber in verschiedenem Stil gehalten, untereinander, das Bild von Kiprinski mit dem um zehn Jahre später entstandenen von Vogel von Vogelstein, so möchte man fast den Muth verlieren, irgendwelche Schlüsse auf die äußere Erscheinung Goethe's hin, wie sie sich in diesen Bildern darlegt, zu wagen. Gelingt es einmal, sämmtliche Originale zu einer Ausstellung zu vereinigen, dann wird es einem scharfen und verständnißvollen Auge vielleicht gelingen, den Ariadnefaden, der durch das Labyrinth führt, zu finden.

Von den übrigen hier abgedruckten Goethe-Schriften Zarncke's heben wir hervor: „Goethe's Notizbuch von der schlesischen Reise 1790", dessen Original sich in der Hirzel'schen Sammlung befindet und das von Zarncke entziffert und 1884 veröffentlicht wurde (Blatt 17^a und 30^b des Originals sind in Lichtdruck beigegeben), ferner den bisher schwer zugänglichen Aufsatz über Elpenor, die Schriften zur Faust-Dichtung, Zarncke's eigentliche Domäne, und die große bekannte Arbeit über den fünffüßigen Jambus bei Lessing, Schiller und Goethe. Ein Verzeichniß der Goethe-Schriften Zarncke's, die der Herausgeber nicht aufgenommen hat, und ein Register bilden den Schluß des schönen Werkes.

Wenn man freilich dem Verfasser des an zweiter Stelle genannten Buches, Martin Schubart, glauben wollte, so wäre es mit den oben gepriesenen Forschungen und Kenntnissen Zarncke's auf dem Gebiete der Goethe-Bildnisse nicht weit her. Auf Seite 178 finden wir folgende Auslassung:

> Wilhelm Scherer hat einmal vor Jahren im „Neuen Reich" einen bedeutsamen Aufsatz über „Goethe-Philologie" veröffentlicht und da in treffendem Wort von einem gewissen, auf diesem Ge-

biete vorhandenem „Sport" gesprochen, womit er denn doch wol nichts anderes als den Unterschied zwischen wissenschaftlichem und dilettantischen Vorgehen bezeichnen wollte. Unter den Begriff des letztern fällt die Zarncke'sche Arbeit über die Goethe-Bildnisse. Der auf seinem germanistischen Gebiete so Hochstehende hat sich trotz aller staunenswerthen Emsigkeit im Zusammentragen die unerfreulichsten Blößen gegeben, die auch von der Vorbemerkung nicht gedeckt werden können, daß er, Zarncke, im Verzeichnen von Kunstgegenständen keine Erfahrung besitze, und daß es somit möglich sei, daß ein geübter Kunstantiquar manches kürzer, treffender und konsequenter anzuführen verstanden hätte. Ich werde mich künftighin in einer anderweiten Veröffentlichung, nicht zu meiner Freude, denn auch ich hatte Gelegenheit genug, Fr. Zarncke in seinen eigentlichen Leistungen zu schätzen und zu bewundern, bestimmt sehen, mit dem verdienstvollen Gelehrten zu rechten, und bedaure es aufrichtig, daß dies nicht noch zu seinen Lebzeiten geschehen konnte.

Daß Martin Schubart es wagt, eine solche Behauptung auszusprechen, und statt des Beweises auf eine künftige, anderweite Veröffentlichung hinweist, bedauern wir nicht um Zarncke's, sondern um Schubart's willen. Was er auf Seite 179 fg. anführt, gibt ihm kein Anrecht zu seiner Behauptung, selbst wenn die Vorwürfe berechtigt wären, denn es handelt sich hier gar nicht um wirkliche Goethe-Porträts. Zuerst ist die Rede von dem bekannten Familienbild Seekatzens, das ich zuerst veröffentlicht habe (1891). Ueber dieses Bild hat Zarncke 1888 die ihm von glaubwürdiger Seite mitgetheilten Nachrichten wiedergegeben — übrigens nur in der Form der Vermuthung —, die sich später als unrichtig erwiesen haben. „Zarncke hat", so sagt Schubart, „thatsächlich sich nicht einmal von Leipzig nach Berlin bemüht . . . er verläßt sich auf den ihm aus Berlin mitgetheilten Zweifel und gibt infolge davon völlig unbrauchbaren Bericht." Abgesehen davon, daß Zarncke in seinen letzten Lebensjahren überhaupt nicht gereist ist, woher weiß denn Schubart, ob nicht Zarncke andere Gründe hatte, diese Reise zu unterlassen, z. B. weil er den Versuch für erfolglos hielt? Ich kann zufälligerweise Martin Schubart mittheilen, daß Zarncke ganz untröstlich war, gerade dieses Bild nicht gesehen zu haben, und daß er mir gegenüber von dem wiederholt gegebenen, aber nicht gehaltenen Versprechen des Besitzers, ihm eine Photographie zu senden, gesprochen hat. Auf Zarncke's Anregung schrieb ich in dieser Sache an einen dem Besitzer des Bildes befreundeten Gelehrten und erhielt eine Zusage, weil der Besitzer sich entschlossen hatte, das Bild nach Weimar in das Goethe-Haus zu schenken, wodurch es ja allgemein zugänglich wurde. Als ich die heißersehnte Photographie Zarncke übersandt hatte, schrieb er mir — ich habe den Brief leider nicht zur Hand, da ich diese Besprechung fern von der Heimat, in der arabischen Wüste schreibe —, daß es eine der größten Freuden seines Lebens wäre, dies Bild endlich zu sehen, leider sei es zu spät für sein Werk. Wo bleibt nun Schubart mit seinem Vorwurf?

Was nun die beiden andern, im Besitze Schubart's befindlichen Bilder und die Zarncke'schen Angaben über sie anbetrifft, so sind Zarncke's Irrthümer, wenn man von solchen reden kann, einfach Misverständnisse infolge getrübter Erinnerung. Welchen Grund er gehabt hat, nicht nochmals bei dem Besitzer anzufragen, weiß ich nicht, aber einen Grund muß er gehabt haben; denn er hat viele Hunderte von Briefen unermüdlich und oft aussichtslos in Angelegenheit der Bilder geschrieben. Auch Schubart's Werk wird wol nicht frei von Versehen und Irrthümern sein. Einen solchen Irrthum kann ich auch von hier aus nachweisen. Er behauptet (S. 137), daß ich das Familienbild nach Junker's Copie wiedergegeben habe. Es ist das durchaus unrichtig. Ich habe das Original photographiren lassen. Durch eine Postkarte hätte sich Schubart darüber aufklären lassen können.

Nach dieser um des an erster Stelle genannten Buches willen nothwendigen Abschweifung kommen wir zu dem Inhalte des Schubart'schen Werkes selbst. Das prächtig ausgestattete, mit dem Porträt des Grafen Thorane, 7 Photogravuren, 6 Lichtdrucken und einer Chromolithographie geschmückte Buch war seit Jahren mit Spannung erwartet worden. Die Auffindung der in „Dichtung und Wahrheit" von Goethe erwähnten frankfurter Bilder in Grasse durch Schubart war nicht unbekannt geblieben. Nähern Aufschluß brachten dann Aufsätze Schubart's in der „Frankfurter Zeitung". Nun liegt das Ganze vor uns, dem Titel nach eine Biographie des „Königslieutenants", in Wirklichkeit eine Erläuterung, Berichtigung und Erweiterung dessen, was uns Goethe über Thorane erzählt, was ja auch durch den Nebentitel angedeutet werden soll. Die Thorane-Untersuchungen des Verfassers gehen bis auf das Jahr 1876 zurück. Damals befand sich Schubart zufällig in Cannes, zwischen Grasse und Antibes, jenen beiden Orten, die Goethe bei Bestimmung der Heimat des Grafen angibt. Schubart begab sich nach Grasse und fand dort wirklich in dem Hause, das ursprünglich dem Bruder des Königslieutenants gehört hatte, eine Anzahl der frankfurter Bilder, andere von ihnen in dem Hause, das der Graf selbst später bewohnt hatte, wieder andere, darunter die Joseph-Bilder, in dem Schlosse des Großneffen des Königslieutenants, eines Grafen Sartoux in Mouans bei Cannes. Hier fand er auch ein Porträt des Grafen, das jetzt als Titelbild das Buch schmückt, und konnte hier Folgendes feststellen: der Name des Grafen lautete Thorane, nicht Thorane; die Frankfurter faßten das undeutlich geschriebene e als e auf: daher der Irrthum Goethe's; Thorane wurde am 19. Januar 1719 in Grasse geboren, trat 1734 als Lieutenant in die Armee ein und erhielt am 21. Januar 1762 zur Belohnung für sein Verdienst als Lieutenant du roi in Frankfurt den Grafentitel. Er ging als Brigadier 1763 nach Domingo, wurde nach seiner Rückkehr „Maréchal de camp", nahm den Abschied und verheiratete sich mit Julie de Montgrand de la Napoule. Bei seinem Tode, 1794, hinterließ er einen Sohn und eine Tochter. In den Aufzeichnungen von Thorane's Hand, die Schubart zur Durch-

sicht und Veröffentlichung erhielt, findet sich, obwol sie die frankfurter Zeit behandeln, kein Hinweis und keine Erwähnung der Goethe'schen Familie. Aus der Thorane'schen Darstellung der Uebersumpelung Frankfurts ergibt sich, daß der Antheil des Königslieutenants an dem Erfolg des Unternehmens viel größer gewesen ist, als bisher angenommen war.

Einen großen Theil des Buches nimmt, wie natürlich, die Besprechung der von Thorane in Frankfurt für das Haus seines Bruders in Grasse bestellten Bilder ein. Weit über 100 Bilder hat Schubart in Grasse gefunden, freilich kein einziges darunter, das von der durch Goethe launig beschriebenen gemeinsamen Arbeit mehrerer Künstler Zeugniß ablegte. Unter den Malern werden Fiedler und Seekatz besonders ausführlich behandelt, und es ist erfreulich, daß Schubart über den darmstädter Hofmaler Fiedler, von dem die Goethe-Forschung bisher noch gar keine Notiz genommen und auf dessen Beziehungen zu Goethe ich zuerst in meiner Goethe-Biographie unter Hinzufügung seines Selbstporträts hingewiesen habe, eingehendere Nachricht bringt. Schubart hält ihn auch für den Maler des Porträts des Grafen. Unter den Bildern interessiren uns hauptsächlich die fünf Bilder aus der Geschichte Joseph's, die jetzt alle im Besitze Schubart's sind und die er uns in trefflicher Gravure vor Augen führt. Schubart hält für ihren Urheber den Maler Trautmann. In dem Bilde „Der Verkauf Joseph's an die Midianiter" ist der Knabe Joseph nach Thorane'scher Tradition der Knabe Goethe. Ob diese Tradition die Wahrheit sagt, wird sich nicht entscheiden lassen, aber sie hat viel Wahrscheinliches für sich. Schubart stützt sie nach Kräften durch Wort und Bild.

So ist denn durch Schubart's Buch unsere Kenntniß und das Verständniß einer für die Entwickelung des Knaben Goethe sehr bedeutungsvollen Episode seines Lebens bedeutend gefördert worden. Es hätte zwar nicht eines so großen Werkes und eines so großen Apparates bedurft, um das, was Schubart Neues zu bringen hatte, mitzutheilen; immerhin werden ihm alle Goethe-Freunde dankbar sein für die Opfer, die er der guten Sache gebracht hat.

In die Zeit der Höhe des Goethe'schen Lebens führt uns das Büchlein „Auf Goethe's Spuren in Italien", von Julius R. Haarhaus (Nr. 3); es ist schon vor einigen Jahren in anderer Form veröffentlicht worden (in der „Leipziger Zeitung") und damals von uns besprochen und empfohlen worden (vgl. Nr. 3 d. Bl. f. 1895). Tüchtige Kenntniß, eingehende Studien an Ort und Stelle, geschichtliche und culturgeschichtliche Betrachtungen und Rückblicke geben dieser lebendig und unterhaltend geschriebenen, fast erschöpfenden Darstellung der Goethe'schen Reise die wissenschaftliche Folie. Den Inhalt bildet, wie natürlich, hauptsächlich Rom, das der Kenner der antiken und modernen Ewigen Stadt anregend und belehrend zu schildern weiß. Der Verfasser hat in dem Neudruck auch das Allerneueste verwerthet, wie die Erwähnung der Auffindung des von Angelika gemalten Porträts von Maddalena Riggi durch Carletta beweist, von der die Kunde soeben erst hierher gedrungen ist. Daß Haarhaus dabei immer noch an dem von Keil veröffentlichten sogenannten Bilde der schönen Mailänderin als einem echten festhält, ist allerdings verwunderlich.

Karl Heinemann.

Slawische Literatur.

1. Die Töchter des Popen. Von Marguerite Poradowska. Deutsch von M. Pillet. Dresden, Carl Reißner. 1896. 8. 2 M.

Bei der Lektüre des vorliegenden Romans erinnerte ich mich an die beachtenswerthe Betrachtung, die der berühmte tiroler Dichter Adolf Pichler in seinem Werke „Zu meiner Zeit" über den Cölibat anstellt. Er weist auf die Thatsache hin, daß die verheiratheten Popen der griechischen Kirche bei dem Volke wenig Achtung genießen und dieses sich in der Beichte lieber an den Mönch wendet als an diese „Schnapsbrüder". Er betont ferner, daß die Rücksicht auf die Familie den Priestern die Erfüllung mancher Pflicht erschwert, sobald sie den Mächten dieser Welt nicht mehr frei und unabhängig gegenüberstehen oder der Würgeengel der Seuchen die Thüren zeichnet. Er fährt dann fort: „Ich ehre und achte das Weib, wie es Gott Vater in der Bibel dem Manne als Gehülfin zuführt, wir sind jedoch leider bei der Dame, der gnädigen Frau angelangt: diese macht aber ihre Erziehung ungeeignet für ihren heiligen Naturberuf. Was soll einem Manne so ein überreiztes, hysterisches, nervöses Ding mit den tausendfachen Bedürfnissen des Luxus? — Brave Frauen sind an ihren schlechten Männern zu Grunde gegangen, nach meiner Ueberzeugung weit mehr wackere Männer an ihren Frauen, die ohne Theilnahme am idealen Streben ihres Gatten, ohne wahre Liebe, die der Aufopferung fähig ist, ihn zu Boden zogen. Je edler er ist, um so tiefer verbirgt er sein Elend schon der Kinder wegen. Und wenn dann auch diese misrathen, nicht selten durch die Schuld des Weibes?" Und er fügt noch hinzu, daß Geistliche ihm und andern oft erzählt haben, sie hätten in ihrer Jugend heimlich über den Cölibat gemurrt, später jedoch, nachdem sie mehr Erfahrung gesammelt und in das Elend, den Jammer so vieler Ehen als Gewissensräthe einen Einblick gethan, der Kirche dafür gedankt, daß sie sie zur Ehelosigkeit verpflichtete.

Der Pope Thymostäus Ivanicki und seine bessere Hälfte Diotyma, wie sie uns hier von der Verfasserin realistisch vorgeführt werden, sind ganz danach angethan, den Bemerkungen Pichler's Nachdruck zu verleihen. Bei schrecklichem Wetter wird der „Wohlthäter" — lucus a non lucendo — des Nachts gebeten, zu einem sterbenden Arbeiter zu kommen, um eine Eheschließung in extremis vorzunehmen, damit sein Sohn einen Namen habe. Rathlos schwankt der Priester zwischen dem Wunsche, einer Regung der Menschlichkeit nachzugeben, und der Furcht vor einer häuslichen Scene. Die Frau gibt den Ausschlag, indem sie mit herrischer Stimme ruft: „Nein, nein, Thymostäus, es ist unmöglich, das werde ich nie erlauben, es wäre eine Thorheit bei solchem Wetter. Glaubst du, ich hätte Lust, dich zu pflegen, wenn du morgen an einer Lungenentzündung krank liegst? Merkst du denn nicht, wie es draußen aussieht?" Und da die Bäuerin Frena, welche trotz des Unwetters dem Sterbenden den Liebesdienst erwiesen, sich nach dem Pfarrhofe zu begeben, ihr mit Bitterkeit erwidert, daß der römische Pfarrer in Sambor anders gehandelt haben würde, daß er, wie es sich namentlich in der traurigen Zeit der Cholera gezeigt, Tag und Nacht zu jeder Stunde seinen Pfarrkindern zur Verfügung stehe, schreit die wüthende Popadia sie an: „Du bist unverschämt, es ist mir sehr gleichgültig, was die römischen Priester thun. Sie sind frei, ohne Familie; aber bei uns ist es etwas anderes; ein Familienvater darf sich nicht der Gefahr aussetzen."

Das priesterliche Ehepaar läßt sich aber nicht nur im Verkehr mit den Gemeindemitgliedern durch die Rücksicht auf sein Wohl leiten, sondern es legt auch im Familienkreise eine schnöde Selbstsucht an den Tag. Da es ein halbes Dutzend Töchter besitzt, aber keine Mitgift für sie hat, so wird alles für die älteste Tochter, welche wenigstens von der Mutter Natur strahlende Schönheit als Mitgift erhalten hat, geopfert, während die zweite wie ein Aschenbrödel behandelt und zu einem unbedingt willenlosen, bis zur Selbstverneinung gehorsamen Mädchen erzogen wird. Und wie sein Interesse den Popen hindert, ein guter Christ und ein guter Vater zu sein, so stempelt er auch den Patriotismus zu einem Luxus, welchen sich nur reiche Leute gestatten können. Sein Princip ist eben die Principlosigkeit: „Es handelt sich nur darum, geschickt zu laviren. . . . Ich bin ebenso wenig Pole, wie Ruthene, Russe oder Deutscher; ich habe immer gefunden, daß es hinderlich ist, ein guter Patriot zu sein; aber man muß den unschuldigen Manieren der Leute schmeicheln. Ich wünsche ja nichts weiter, als einige kleine Vortheile in meiner Carrière zu erreichen und besonders die ganze Mädchenschar, die uns das Haus füllt, vortheilhaft unterzubringen." Sehr drollig schildert die Verfasserin, wie er dies zu erreichen sucht. Er ködert zwei junge Leute, die sogenannte gute Partien sind, aber in feindlichen, sich auf Leben und Tod bekämpfenden Lagern stehen — der eine ist ein heißblütiger Pole, der andere ein Seminarist mit ausgesprochen schismatischen Neigungen —, dadurch, daß er sich für beider Ideen begeistert, sie an verschiedenen Tagen empfängt und dem einen zu Ehren die Wände seines Hauses mit den Bildern des Heiligen Vaters und der polnischen Nationalhelden, für den andern hinwiederum mit den Porträts der russischen Zaren schmückt. Den schlauen Fuchs ereilt indeß die gerechte Strafe, und an seinen Töchtern erfüllt sich durch das Eingreifen des edeln, hülfreichen und guten Oberförsters Thaddäus, der Spruch „Per spinas ad rosas". Die reine Liebe triumphirt über die grausame Maulwurfsarbeit der Aeltern.

Auch die Amtsbrüder Ivanicki's huldigen dem Grundsatze, daß die Nächstenliebe bei sich selbst anfängt. Sie beten das goldene Kalb an und scheuen sich nicht, offen darüber Klage zu führen, daß ihr Einkommen durch den Mangel an Epidemien leidet. Die Verfasserin bezeichnet sie als „ungehobelte Menschen, die mit der Holzaxt zugehauen sind".

Marguerite Poradowska offenbart sich in ihrem Roman als eine Schriftstellerin, die in der Seele des Menschen zu lesen versteht. Sie verdient alle Anerkennung für den sehr geschickt und raffinirt eingefädelten Plan des Popen, wie auch für die Schilderung der Entwickelung des Verhältnisses Janek's zu der einst von ihm gehaßten Binia — einer Liebe, die den in Moll gesungenen slawischen Melodien gleicht, deren naive Worte zu Thränen rühren.

2. Eine Familiengeschichte. Von J. N. Potapenko. Aus dem Russischen übersetzt von Wilh. Henkel. Dresden, Carl Reißner. 1896. 8. 2 M. 50 Pf.

Der vorliegende Roman ist nichts anderes als eine große, ungeheuerliche Lüge. Es ist zunächst psychologisch ein Ding der Unmöglichkeit, daß Wladimir das intime Leben seines Vaters auszuspioniren sucht. Wladimir ist ein junger, sittsamer, in Idealen schwelgender Mensch; er gehört zu den Reinen, denen alles rein ist. Es erhellt dies schon daraus, daß ihm das das Publikum in Entzücken versetzende Spiel der jungen, hübschen und kecken Opernsängerin Lidowa „vulgär, platt, thierisch" zu sein scheint. „Wir waren zu jung", fügt er zu seiner Rechtfertigung hinzu, „um davon bezaubert zu werden." Und in die Brust dieses naiven, keuschen Jünglings, dem das Leben mit seinen Verirrungen ein böhmisches Dorf ist, könnte sich ein Argwohn gegen den über alle maßen geliebten Vater, welchen er in der Commission beschäftigt wähnt, schleichen, weil er ihn mit einem alten Herrn in einer Loge erblickt und in dem kleinen Raum neben ihr einen prächtigen Blumenstrauß? Und der in ihm sich regende Zweifel an der Treue des Vaters sollte Bestand haben gegenüber der ihn ablösenden Erwägung, daß das Bouquet und die Loge dem Alten gehören können und der Vater nur wegen des Zwischenactes eingetreten sei, um ein wenig zu plaudern? Der Verfasser bricht über die Corruptionsriecherei des Sohnes selbst den Stab,

indem er ihm die Worte in den Mund legt: „Alles dies überlegte ich in Gedanken so leidenschaftlich, als ob die Thatsache, daß mein Vater nicht in der Commission, sondern im Theater sitzt und irgendjemand ein Bouquet überreichen will, schon ein Verbrechen sei; als ob ich nicht selbst schon bedauert hätte, daß mein Vater so viel arbeitet und niemals ruht.“ Es ist absolut unmöglich, daß ein Sohn ohne jegliche begründete Veranlassung einer Schlange gleich förmlich darauf lauert, wie der Vater sich entpuppen wird. Die Erfahrung lehrt uns, daß man, wenn man jemand innig liebt und plötzlich Verhältnisse eintreten, die Zweifel zu erwecken geeignet sind, die Augen zudrückt und sich furchtsam abwendet; erst dann, wenn der Zweifel sich der Seele bemächtigt, sich in ihr eingenistet hat, sucht man leidenschaftlich nach Thatsachen, die ihn bestätigen. Die Krone setzt der Verfasser aber seiner grundfalschen Voraussetzung auf, indem er Wladimir's Ungestüm so auf die Spitze treibt, daß er keinen Anstand nimmt, dem Vater in das Restaurant, in dem er mit seiner Geliebten soupirt, zu folgen, um ihn gleichsam auf frischer That zu ertappen, Wozu soll dies, nachdem er gegen ihn bereits ein gravirendes, erdrückendes Beweismaterial gesammelt hat? Wie lendenlahm ist doch die Entschuldigung: „Ich zweifelte immerhin noch ein wenig und dachte zuweilen, es könnte doch vielleicht eine seltsame Verkettung von Umständen vorliegen und im Grunde genommen sich alles ganz anders verhalten! Es war das ein unsinniger Zweifel, aber er gewährte mir einigen Trost und ich hegte die Hoffnung, die Thatsachen könnten erweisen, daß ich geirrt habe!“ Fällt es Wladimir, wie nicht anders zu erwarten ist, so schwer, den Glauben an den Vater zu verlieren, so bleibe er ein natürlicher Sohn, klammere sich an den sich ihm bietenden Rettungsanker, gebe die wilde Jagd auf und nähre in seinem Busen die Flamme des Glaubens, denn der Glaube macht selig.

Und nun gehen wir zur zweiten Lüge über. Bei aller Disharmonie zwischen Vater und Mutter sind sie doch miteinander darin einig, daß sie, ob auch ihre Wege auseinandergehen, zu Nutz und Frommen ihrer Kinder sich nicht trennen, um ihnen ein für ihre gedeihliche Erziehung und Entwickelung unentbehrliches Familienleben zu bieten. Der vom Sohne zur Rechenschaft über seine und der Mutter Lebensführung gezogene Vater schließt seine Darlegung mit den Worten: „Wer leidet denn eigentlich darunter? Ist nicht unsere Familie die glücklichste von allen, die wir kennen? Lieben wir, ich und deine Mutter, euch Kinder nicht innig? Findet ihr jemals unsere Sorge um euch lässig, unsere Liebkosungen kalt? Leidet etwa einer von euch dadurch, daß wir — jeder in seiner Art — glücklich sind?“ Und die Mutter, die sich dem Geliebten ihrer Seele hingegeben, setzt sich auf das hohe Roß und declamirt pathetisch, daß sie aus erziehlichen Gründen stark genug sein werde, um dem Glücke zu entsagen, das die Liebe gewährt, sie verläßt, nachdem Wladimir ihrem Liebhaber seine Misachtung ausgedrückt, den Gatten und die Kinder, weil sie als Lohn für die ihretwegen erlittenen Qualen deren Tyrannei über ihre Seele geerntet, und schilt Wladimir einen Egoisten, weil er sich vermessen, die Freiheit seiner Mutter einzudämmen. Führen diese Aeltern nicht ein Fastnachtsspiel auf, wenn sie von ihrer zärtlichen Fürsorge für ihre Sprößlinge, von den Opfern, die sie sich im Interesse ihrer Erziehung auferlegt haben, sprechen? Zwischen ihren Worten und Thaten gähnt eine unüberbrückbare Kluft. Die Söhne bleiben sich selbst überlassen, und Mischa's Phrase: „Bei uns herrscht volle Freiheit, keinem wird Zwang angethan“ hat im weitesten zügellosesten Sinne des Wortes Geltung. Man sah im Hause ruhig zu, wie Wladimir in beschränktem Ehrgeize einseitig in den Gymnasialstudien aufging, nur für seine trockenen, langweiligen, leblosen Lehrbücher lebte und im übrigen geistig und körperlich verkümmerte. Der jüngere Mischa machte sich hochmüthig über das Lernen lustig und wuchs wie eine Sumpfpflanze heran; dafür war er ein Kenner guter Cigarren, ein Gigerl und ein Sportsmann, der sich sehen lassen konnte. Und die feurige Seele der Schwester erkaltete in der Welt schaler, hohler Lustbarkeiten, in der sie sich unter den Auspicien der Mutter bewegte. Besser ist fürwahr gar kein Familienleben, als der bloße Schein davon, der eine gesunde Erziehung der Kinder nicht aufkommen läßt, weil die einander entfremdeten Aeltern nicht viribus unitis an ihr arbeiten können.

Ist ferner nicht das in dem Roman verfochtene Princip, daß eine streng sittliche Familie, deren Glieder auf denselben Ton gestimmt sind, nie und nirgends existirt, eine himmelschreiende Lüge? Ist es nicht eine grobe Unwahrheit, daß die Unschuld nur auf einer völligen Unkenntniß des Lebens, der Menschen und der menschlichen Verhältnisse beruht, daß die Reinheit nur eine physische und moralische Unreife, „ein Unvorbereitetsein fürs Leben“ ist? Nur wer stets und immerdar im Kothe watet, kann sich zu solchen leichtfertigen, die Menschenwürde aufs tiefste verletzenden und der Wirklichkeit ins Gesicht schlagenden Behauptungen versteigen. Ist man aber von der Ueberzeugung durchdrungen, daß das Leben, wenn es angenehm verstreichen soll, nichts anderes als eine Reihe von Compromissen ist, von denen einer aus dem andern entspringt, und daß man es verstehen muß, sich so einzurichten, daß alle Leute, die auf diese oder jene Weise verbunden sind, nach Möglichkeit frei und behaglich miteinander leben, dann ziehe man gleich lieber die letzte radicale Consequenz, erkläre die Ehe für eine veraltete Einrichtung und proclamire an ihrer Statt als alleinseligmachend die freie Liebe!

3. Anna Karenina. Roman in drei Bänden. Von Graf Leo Tolstoi. Erste vollständige autorisirte deutsche Ausgabe von Helene Mordaunt. Zweites Tausend. Berlin, Hugo Steinitz' Verlag. 1897. 8. 10 M.

Zahlen sprechen eine unwiderlegliche, beredte Sprache: „Zweites Tausend“ heißt es auf dem Titelblatte. Diese

zwei stolzen Worte rufen uns zwei Strophen in Erinnerung, die Homjakow, ein russischer Dichter und Gelehrter, vor vier Jahrzehnten in hellodernder Begeisterung gesungen:

Gewiß, es wird die Stunde schlagen,
Hoch schwillt der Fluß im Siegeslauf
Und blickt empor zur Aetherbläue
Und nimmt den Himmel in sich auf. . . .

O seht, wie jubelnd sich die Wogen
Weithin ergossen durch das Thal —
Wie nah'n, nach geist'gem Tranke dürstend,
Die fremden Völker allzumal! . . .

Die Prophezeiung hat sich glänzend erfüllt. Ganz außerordentlich ist die Anziehungskraft, die Graf Leo Tolstoi auf die Geister in allen Culturstaaten ausübt.

Wie Tolstoi in der russischen Iliade „Krieg und Frieden" die Liebe in ihrer gesunden Entwickelung und das Glück eines geordneten Familienlebens darstellt, so zeichnet er in seinem zweiten Roman, welcher vor neunzehn Jahren das Licht der Welt erblickt hat, die Liebe in ihrer Entartung und ein durch sie zerstörtes Familienleben. Er bewährt sich auch hier als ausgezeichneter Beobachter und Schilderer der geheimen Falten des Seelenlebens. Freilich wird über der Fülle der Einzelheiten die Composition des Romans sehr lose. Tolstoi erspart uns keinen einzigen kleinen Zug in der Entwickelung des pathologischen Liebeslebens der Titelheldin, das in hundert langsamen Windungen zu der Katastrophe unter den Rädern des Eisenbahnwagens hinrollt. Von der plötzlich entfachten Liebesglut, von wilden Ausbrüchen der Wollust und schamhafter Uebersättigung zu quälender Eifersucht, verzehrender Leidenschaft und bis zur Verzweiflung, die den frei gewählten Tod im Gefolge hat, ist die ganze erschütternde Scala der Liebe des ehebrecherischen Weibes, das die Frage der wilden Ehe praktisch zu lösen versucht, mit grausamer, unerbittlicher Realistik durchlaufen. Hierin bekundet sich eben die Eigenart Tolstoi's, welcher die Dichtung nur als ein Organ der Erkenntniß gelten läßt. Es gibt nur ein Ding, das er Zeit seines Lebens unermüdlich sucht — die ewige Wahrheit. Seine Werke sind nicht gedruckte Bücher, sondern das Leben selbst. Sie sind mit seinem Herzblute geschrieben, und es vollzieht sich in ihnen gewissermaßen eine κάθαρσις τῶν παθημάτων. Wovon ihm die Seele voll ist, davon geht ihm der Mund über. Er greift nur dann zur Feder, wenn er sich innerlich dazu getrieben fühlt. Was sein mächtiger Geist erlebt und ersonnen oder der Außenwelt abgelauscht hat, drängt sich mit elementarer Gewalt aus ihm heraus zu dichterischer Gestaltung.

Der uns vorliegende Gesellschaftsroman ist aber nicht nur eine Brandmarkung der fleischlichen Sinnenlust, der Liebe in ihrer sträflichen Form, sondern auch ein hohes Lied des einfachen, auf gegenseitiger Achtung, Zuneigung und Gottesfurcht begründeten Ehelebens, wie es nur ein Dichter, dem keine Faser des menschlichen Herzens unbekannt ist, entwerfen und ausführen kann. Dem Roman der Anna Karenina steht der Roman Konstantin Ljewin's gegenüber. Ljewin ist ein schlichter, redlicher, pflichtbewußter, tüchtiger Landedelmann, der auf seinen Gütern wirthschaftet. Bei all seinem Reichthum und seiner kraftstrotzenden Jugend fühlt er sich jedoch nicht glücklich, weil ihm die Wahrheit und Harmonie des Daseins immer und immer wieder unter den Händen verschwindet. Er erreicht das scheinbar Höchste, er führt die zarte Kitty, welche seit langer Zeit die Sehnsucht seines Lebens gewesen ist, heim und schwelgt in dem Anblicke der holden Kinder, mit denen seine Ehe gesegnet ist; gleichwol kommen ihm inmitten dieses idyllischen Glückes, welches eine Steigerung nicht mehr zuzulassen scheint, Selbstmordgedanken, da der nagende Skepticismus ihn der Verzweiflung in die Arme treibt. Ein neues Leben erblüht ihm erst, seitdem ihm in der unendlichen Begriffsfähigkeit des unmittelbaren Gefühls das Heil winkt und der ascetische Grundsatz des alten Bauern Fokanitsch, man müsse nur an Gott denken und für die Seele leben, den Einzug in seinen Geist gehalten hat. So wird die Dichtung durch den religiösen und socialen Doctrinarismus allzu sehr überwuchert.

Dem Landedelmann Ljewin sitzt der Philosoph Tolstoi als Modell, welcher nach langem schwerem Ringen mit den herrschenden Geistesströmungen des Empirismus und des Idealismus sich der Unzulänglichkeit und Beschränktheit des Verstandes bewußt wird, mit dem Glauben an den Fortschritt und die Entwickelung bricht und in das Fahrwasser des Mysticismus geräth, der ihn immer mehr und mehr umgarnt.

Bernhard Münz.

Neue Lyrik.

1. Zum Licht. Gedichte. Von Wilhelm Holzamer. Berlin, Schuster u. Loeffler. 1897. 12. 2 M.
2. Jugend und Tod. Gedichte. Von Felix Lorenz. Berlin, Belling u. Schweder. 1897. 8. 1 M. 25 Pf.
3. Ewige Messe. Dichtungen. Von Max Beyer. Leipzig, P. Friesenhahn. 1897. 8. 1 M.
4. Gedichte. Von Manfred Eimer. Straßburg i. E., Schlesier u. Schweikhardt. 1897. 12. 1 M.
5. Walter Wendrich's Neue Lieder. Aufgezeichnet von Mauriee Reinhold von Stern. Zürich, Verlag von Stern's „Literarischem Bulletin der Schweiz". 1897. 12. 2 M.

Auf dem Widmungsblatt der Gedichtsammlung von Wilhelm Holzamer (Nr. 1) prangt der Name „Gustav Falke". Das Einleitungsgedicht ist ihm gewidmet, im Buche selbst stößt man auf seinen Namen und zu manchem

Liede hat er als heimlicher Kapellmeister den Taktstock geschwungen. Falke wächst sich immer mehr zum ersten Lyriker der Gegenwart aus; wenn er zur Linken der kühlen Classicität entweicht und zur Rechten das krause Gestrüpp Dehmel'schen Unsinns meidet, wird er eines Tages wirklich der erste Lyriker des jüngsten Deutschland sein. Ihn zu seinem Schutzpatron erklären, heißt ein gewisses Maß von Schönheit, Wahrheit und Ehrlichkeit in der Poesie anerkennen. Holzamer ist ein directer Schüler Falke's. Nur einmal, in der „Schönen Adele" (S. 19), hat er „modern" sein wollen; die Poesie hat sich aber gerächt und ihn vollkommen sitzen lassen. Sonst ist Holzamer als Dichter von einer gewissen Ruhe. Allzu freie Rhythmen drängen sich hin und wieder anspruchsvoll hervor, aber meist fließt der Rhythmus in geglätteter Form dahin.

Modern ist an diesem Poeten keine Spur, trotz des koketten Umschlags und des Verlags. Er bekommt es im Gegentheil fertig, die Musen herbeizuschleppen, die Kithara zu schlagen, aus Kastalia's Quell zu trinken und in des Musageten Haus zu flüchten. Ganz wie vor hundertundfunfzig Jahren. Heute haben diese Worte keine lyrische Atmosphäre mehr, und sie sind nur Schall und Ton, wo wir Seele und Anschauung erwarten. Unmodern geworden ist auch das ewige Ansingen der Poeterei, des Dichterwahnsinns, des Poetenmartyriums u. s. w. Unzähligemal variirt Holzamer dieses Motiv, das für jeden blutjungen Poeten von zwanzig Jahren etwas Süß-Sentimentales hat. Aber sechzig Lieder *über* die Poesie sind weniger werth als *ein* Lied *voll* Poesie. Ich glaube, Gottfried Keller hat einmal die Stücke, in denen Poeten die Hauptrolle spielen, eine Poesie aus zweiter Hand genannt. Solcher Poesie zweiter Ordnung begegnet man bei Holzamer auf Schritt und Tritt. Die Henckell, Hart, Conradi fingen 1885 mit ähnlichen Poesien über Poeten an; damals hatte der Schmerz über das Einsamkeitsgefühl echter Dichter einen Sinn. Wer ihnen heute das nachsingt, ist nur ein Epigone der Modernen.

Vom Leben der Gegenwart klingt kein Ton in das Buch und aus dem Buche. Holzamer entstammt gewiß nicht der Großstadt; es ist deshalb nicht seine Schuld, wenn er aus ihrem Treiben seine Motive nicht herholt. Aber leider entschädigt seine, wie soll ich sagen, Kleinstadt- oder Landpoesie durchaus nicht dafür, wie sie bei Storm, Lilieneron, Falke u. s. w. wundervoll blüht. Er hätte modern sein können in der intensivern Anschauung der Natur. Aber auch hier versagt sein Talent. Er sieht nur so, wie viele leidlich begabte Menschen, und wo er vor einer großen Aufgabe steht, ist seine Naturanschauung alltäglich und gewöhnlich. Ein Beispiel: ein Gedicht (S. 127), betitelt „Schweigend", soll ein Schloß im Walde schildern, das in tiefster Ruhe daliegt. Wie schildert man lyrisch die Ruhe? Holzamer reiht die Worte aneinander: „Einsam, Schweigen, stumm, still, geisterleise", und sein Gedicht ist natürlich nur ein leeres Gerede ohne Eindruck. Wie anders beispielsweise Storm! In seinem Gedicht „Abseits" wird die Stimmung der völligen Ruhe nur durch Bewegung dargestellt. Satz für Satz stellt ein Bild dar; jedes ergänzt das andere, und alles ist tiefe, träumerische Ruhe in der Bewegung.

Bleibt für Holzamer nur das reine Gebiet der Phantasielyrik übrig. Und hier pflücke ich ein redliches Lorbeerblatt für ihn. Sein Gedicht „Der Tänzer" ist in Form und Inhalt gleich vollendet, und von tiefster Nachwirkung das barocke Bild vom Tode, der mit dem Mädchen über den Rasen dahinfliegt, indeß der Pan die Flöte dazu bläst. Hier liegt das Gebiet, auf dem Holzamer's Begabung selbständig gehen lernen wird. Als ordentlicher Deutscher wird er lieber in seinem Stübchen Herr sein wollen, als im Palast mit neunundneunzig andern ein unbeachteter Tischgenosse.

Felix Lorenz (Nr. 2) mit seinen zweinndzwanzig Jahren ist ein „Jüngster", aber nur seinem Alter, nicht seiner poetischen Kraft nach. Er beherrscht den Rhythmus der äußern Form in anerkennenswerther Weise, sodaß in dem vierzig Seiten starken Bändchen kaum eine dilettantisch-unbeholfene Strophe zu finden ist. Wenn man in der Lyrik eine charakteristische und eine musikalische Form unterscheidet, so gehört Lorenz durchaus zur letztern Richtung. Aber sein musikalischer Ton ist nicht eigenes Gewächs; noch saugt sein junges Talent aus fremdem Boden seine Kräfte. Eine ganze Reihe von Dichtern klingt und singt aus seinen Liedern und deckt den Eigenton seiner Begabung zu. Schlimmer noch ist die den jugendlichen Poeten verrathende Freude an berauschenden Prachtworten. Sie bilden manchmal ein ganzes Gedicht und mühsam ringt sich aus dem Geflimmer der prahlenden Worte eine Anschauung, eine Pointe, eine Idee heraus. So träumt er von glänzenden und strahlenden Räumen, „wo die versunkenen Schatten wohnen" und er aus flammendrothen Prachtpokalen den Wein der Ewigkeiten trinkt; Psalmen klingen, Harmonien, Märchenschwingen, schwellende Rosenkelche, schwanenweiße Lilien u. s. w. vervollständigen den bombastischen Erguß. Ein Gedicht ist das nicht. Wenn Lorenz nur einmal versuchte, eine schlichte Empfindung schlicht zu sagen! Da phantasirt er sich in eine Wortbetrunkenheit hinein, die den Lauf eines Gedichts immer aus der geraden Linie schleudert. Eine Warnung ist hier doppelt geboten, da Lorenz Begabung besitzt. — Sein Verleger sollte nicht so geschmacklos sein, auf der dritten Umschlagseite einen Roman von Lorenz als demnächst erscheinend anzuzeigen und ihn als „eine einzig dastehende Erscheinung auf dem deutschen Büchermarkte" zu bezeichnen. Erst abwarten!

Eine kleine Begabung spürt man aus *Max Beyer's* Heftchen: „Ewige Messe" (Nr. 3), heraus. Wo er ein Naturgedicht gibt, kommt er nicht über zusammengelesene und ausdruckslose Gemeinplätze hinweg. Ein Lied aus „Schleier der Nacht", „Himmelslichter", „Einsamer Stern" u. s. w. ballt sich fast von selber zu einer Reimerei zusammen, ohne daß eine Poetenhand den Anstoß gibt. Wo er ein

Gedicht aus reiner Empfindung heraus krystallisiren will, häufen sich die Schmuckworte, und ein Uebermaß von Rhetorik erstickt das einfachste Gefühl. Dann schwingt sich die Seele „weißflatternd mit gellendem Laut auf die Steine, die kalten, herab und jammert dort thränenbethaut" und dergleichen Unsinn mehr. Eine Idee, ein Problem löst in Beyer die relativ reinsten Rhythmen los: das Sterben. Der Tod verfolgt ihn überall, Tag und Nacht. Er befruchtet seine Phantasie, entzündet sein Gefühl und legt ihm wirklich eigene Töne und Klagen in den Mund. Sterbescenen malt er mit Vorliebe aus; das Wort „Leiche" findet sich sehr oft, und Leichenphantasien scheinen sein Hauptthema zu sein. Diese tiefe Wollust des Todes macht das Büchlein lebensfeindlich und grau. Hoffen wir, daß sich Max Beyer einmal zur tiefen Lust am Leben durchringt. Ein Pessimist sagte einmal zu einem Freunde: „Das Leben, . . . wie scheußlich ist das!" Und kühl antwortete dieser: „Weißt du was Besseres?" Dieses Scherzwort ersetzt lange Abhandlungen.

Das Beyer'sche Büchlein enthält eine Unzahl reizvoller Vignetten und Schlußstücke. Aber thörichter kann die Anordnung nicht sein. Wenn schon Bildschmuck ein Werk zieren soll, dann muß in der Anordnung Stil sein. Nach einer „Vision" im Moor kommt das Bild einer Eule; die Todessense klirrt, und im Bilde schnäbeln sich Tauben; vor einem Sterbegedichte reckt eine nackte Fee die holden Glieder u. s. w. Fast nirgends passen die Verzierungen zum Inhalte der Gedichte.

Manfred Eimer's „Gedichte" (Nr. 4) sind Versuche eines Dilettanten, für den die Sprache dichtet und denkt, leider alltäglich dichtet und gewöhnlich denkt. Es genügt ein paar Gedichte zu analysiren, um zu zeigen, daß diesem „Dichter" nur die trivialsten Worte, Gleichnisse und Gedanken zur Verfügung stehen. Der Jugend Träume sind wie die Blumen zur Frühlingszeit; sie sterben wie der Schmuck der Bäume, „deren Haupt der Winter ernst beschneit". (S. 5.) In duftender Laube malt er mit der Liebsten sich aus, wie ihre Zukunft beschaffen sein sollte. „Ich und die Geliebte, die Meine", fügt er hinzu, um auf „Sternenscheine" einen Reim zu finden. „Die Seine" wäre ja auch höchst frivol! Ein „Röslein wird „geschlücket", „die Fluten rauschen und kosen", „Die grünen Au'n, Wo Vöglein blau'n, Die sind nun meine Lust! Da geh' ich hin, mit frohem Sinn, Und jauchz' aus voller Brust." Derselbe gefährliche Dilettantismus wagt sich auch an den Vater Rhein, um ihn wie folgt anzuseifensiedern:

„Das ist der Rhein?" — Ja, Kind, das ist der Rhein,
Das ist der hocherhabene Ehrenstrom!

Nach einem solchen Nichtskönner sollte ein Maurice von Stern (Nr. 5) wie Erlösung wirken. Er sollte! Aber auch dieses neue Werk Stern's ist ein Beweis, daß er sich auf absteigender Linie befindet. Er ist ein Meister in der Naturbeschreibungslyrik und findet auf diesem Gebiete wenige seinesgleichen. Aber es ist doch nur eine Meisterschaft auf kleinem Gebiete. Und dieses Gebiet hat er so gepflegt und angebaut, seine Bücher so mit Farben und Lichtern angefüllt, daß man an dieser Ueberfülle das richtige natürliche Sehen verlernen konnte. Er war farbentrunken, seine Lyrik wurde worttrunken und der Leser — naturblind. Seine neue Sammlung bestätigt meine Ansicht von dem Verfall dieser Stern'schen Descriptionslyrik. Neue Nuancen und Töne finden sich nicht — ich nehme das bedeutende Gedicht „Friedenstraum" (S. 28) aus — im Gegentheil macht sich der Unterschied zwischen Wollen und Können immer auffallender bemerkbar. Dieser Unterschied ist freilich am grellsten in seinem autobiographischen Roman „Walter Wendrich" zu Tage getreten, dessen zweiter Band noch aussteht. Maurice von Stern fehlt die Freude an der feinern Ausarbeitung, die nach Goethe den wirklichen Künstler macht. Er sollte sich auf sich selbst besinnen; anstatt sich in seinem Blatte mit aller Welt herumzuschlagen, anstatt Angriffe zu veröffentlichen, die mir nicht fair erscheinen und von ungerechtfertigter Erbitterung zeugen, sollte er sein Talent in Zucht nehmen. Besser als Einbildung ist Ausbildung der Persönlichkeit!

Ludwig Jacobowski.

Feuilleton.

Die Geschichte Rußlands ist reich an Ueberraschungen. In keinem der europäischen Staaten ist der Absolutismus der Person des Herrschers in solchem Maße ausgebildet worden wie in Rußland, und doch ist nirgends die Person des Herrschers weniger geschützt als im Zarenreiche. Heute droht ihr die Gefahr von der weitverbreiteten, aus verwegenen Elementen aller Stände gebildeten Partei der Nihilisten, früher lauerte sie in unmittelbarer Nähe des Throns im Kreise der Verwandten, von denen mancher beim Mangel eines Thronfolgegesetzes nähere Ansprüche an die Herrschaft zu haben meinte als der regierende Zar. Daher sind die russischen Thronwechsel im Laufe des 18. Jahrhunderts meist in mehr oder minder gewaltthätiger Form erfolgt. Den Palastrevolutionen folgten aber fast nie durchgreifende politische Umwälzungen, die den Sturz des vorangehenden Herrschers berechtigt erscheinen ließen, sondern da nicht sowol irgendwelche Gegensätze der Principien als vielmehr der Vortheil der einzelnen solche Katastrophen herbeizuführen pflegte, blieb meist alles beim alten. Das russische Volk, an sklavischen Gehorsam gewöhnt, aller politischen und socialen Organismen bar, stand als müßiger Zuschauer den Dingen gegenüber, die sich im geheimnißvollen Bannkreis des Zarenschlosses vollzogen. Hier aber genügte fast immer die Initiative weniger Wagehälse, um die Umwälzung in Scene zu setzen. Die furchtbarste dieser Katastrophen ist unstreitig die Ermordung des Zaren Paul I. in der Nacht vom 11. zum 12. März

1801. Ein Ungenannter (R. R.) hat sie soeben in einer stattlichen Monographie „Kaiser Paul's I. Ende" (Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, 4 M.) zum Gegenstand einer umfassenden historischen Untersuchung gemacht. Nach einer einleitenden Betrachtung über Motive und Art der russischen Thronumwälzungen während des 18. Jahrhunderts und einer Kritik der für die Darstellung benutzten Quellen schildert der Verfasser in einem ersten Abschnitt die „Lage vor dem Regierungswechsel". Aus den Klagen der Staatsmänner und Militärs über Paul's I. tyrannische und launenhafte Regierung geht mit Gewißheit hervor, daß Paul I. von den schlimmsten aller Regentenkrankheiten, dem Cäsarenwahnsinn, befallen war und zwar in einer maßlos gesteigerten Form. Durch die Liebe zu seinen Maitressen — erst der Nelidow, dann der Lopuschin, die auch nach der Vermählung mit dem Fürsten Gagarin des Zaren Favoritin blieb — seiner Gemahlin und seinen Kindern entfremdet, beraubte er sich selbst des Schutzes, den ihm die Familie gewähren konnte; denn je mehr seine nächsten Angehörigen sich durch die rohe Willkür des Zaren bedroht fühlten, um so geneigter mußten sie dem Plane einer Thronveränderung werden, wenn ihnen von dritter Seite die Nothwendigkeit einer solchen im Interesse der eigenen persönlichen Sicherheit nahe gebracht wurde. Die „Genesis der Krisis" wird im zweiten Abschnitt dargelegt. In der Geschichte der Beseitigung Paul's I. sind zwei Phasen zu unterscheiden. In der ersten, in der Graf Panin die Hauptrolle spielt, handelt es sich nur um die durch die Geisteskrankheit des Kaisers motivirte Einsetzung einer Regentschaft — diese Phase war vorbei mit der Verbannung Panin's aus der Hauptstadt, die gegen Ende des Jahres 1800 erfolgte; denn Panin mußte, indem er dem Befehl des Kaisers folgte, die Ausführung des Vorhabens andern Händen überlassen, die durch keinerlei sittliche Bedenken sich leiten ließen und auch zum Morde bereit waren, wenn der Zweck nicht anders zu erreichen war. Es ist als ein Verdienst des Verfassers zu betrachten, daß er den Grafen Panin von jedem Verdacht der Mitschuld an dem Morde Paul's I. gereinigt hat; die That ist das Werk des Grafen Pahlen. Denn wenn er sie auch nicht gerade direct anbefohlen hat, so hat er doch die Gehülfen, die er zur Ausführung der Blutthat warb, in der Ueberzeugung bestärkt, daß der Tod des Kaisers die erwünschteste Lösung der Krisis sei. Als vorsichtiger Mann blieb er der Ausführung der That fern, in der Nähe Alexander's, den er bis zuletzt in dem Glauben ließ, daß es sich um keinerlei Gewalt, sondern nur um Einsetzung einer Regentschaft für den geisteskranken Zaren handle. Der dritte Abschnitt schildert die Vorbereitung und Ausführung des Verbrechens in der Nacht vom 11. zum 12. März sowie die Vorgänge am Morgen nach der That, insbesondere die Aufnahme, die das Verbrechen bei der Kaiserin Maria Feodorowna fand. Darin ist das Interessanteste der Nachweis, daß die Kaiserin eine Zeit lang beabsichtigte, ihrem Sohne Alexander, den sie als Mitschuldigen der Mörder betrachtete, den Thron streitig zu machen und dadurch die ohnehin schwierige Lage zu compliciren. Sie hat den Gedanken erst aufgegeben, nachdem beide ältere Söhne, Alexander und Konstantin, sich durch einen Eid von dem Verdachte gereinigt hatten. Der letzte Abschnitt berichtet über den Eindruck des Ereignisses auf das russische Volk. Je brutaler in den letzten Jahren die Militärherrschaft Paul's gewesen war, um so größer war der Jubel über den Thronwechsel, zumal da die Einzelheiten des furchtbaren Ereignisses nur im engern Kreise bekannt wurden. Die Zusage Alexander's I., im Geiste seiner Großmutter Katharina regieren zu wollen, empfand das Publikum wie einen Protest gegen den Unfug der Regierung Paul's und eilte in toller Ausgelassenheit die wiedergewonnene Freiheit zu genießen. Den Mördern geschah kein Leides, Graf Pahlen aber, den die Kaiserin-Mutter als den eigentlichen Urheber kannte, wurde in die Verbannung geschickt, und das gleiche Schicksal hatte auch einige Jahre später Graf Panin, dem Alexander, wie es scheint, nie vergessen konnte, daß er ihn zuerst auf die Nothwendigkeit eines Thronwechsels aufmerksam gemacht hatte. Bis an sein Lebensende (1837) blieb er in Acht und Bann, ohne je den wahren Grund seiner Strafe zu erfahren. — Wir können das gut geschriebene und lesenswerthe Buch aus Ueberzeugung empfehlen.

Bibliographie.

Bliß, V., 100 Mark Belohnung und Anderes. Novelletten und Humoresken. Berlin, Richard Taendler. Schmal 8. 1 M.

Böhmert, V., Handelshochschulen. Dresden, O. V. Böhmert. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Bois-Reymond, E. du, Hermann von Helmholtz. Gedächtnißrede. Leipzig, Veit u. Comp. Gr. 8. 2 M.

Bredenbrücker, R., Der ledige Stiefel. Tiroler Novellen. Berlin, F. Fontane u. Comp. 8. 3 M. 50 Pf.

Duncker, Dora, Mütter. Novellen. Berlin, F. Fontane u. Comp. 8. 2 M.

Eckstein, E., Der Referendar. Novelle. Leipzig, A. Schumann's Verlag. Gr. 8. 2 M.

Eicke, Th., Picôtin. Die Liebesgeschichte eines Clown. Berlin, Richard Taendler. Schmal 8. 1 M.

Flaischlen, C., Professor Hardtmut. Charakterstudie. Flügelmüde. Ein Abschnitt aus dem Leben eines Jeden. Berlin, F. Fontane u. Comp. 8. 2 M.

Graeser, E., Hunger und Liebe. Roman. Berlin, Schuster u. Loeffler. 8. 3 M. 50 Pf.

Hiller, Olga, Ich habe verstanden. Novelle. Berlin, Richard Taendler. Schmal 8. 1 M.

Jacobsen, F., Sturm. Schauspiel. Leipzig, A. Schumann's Verlag. Gr. 8. 2 M.

Kirchbach, W., Was lehrte Jesus? Zwei Ur-Evangelien. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung. Gr. 8. 5 M.

Krag, V., Der lustige Leutnant. Deutsch von E. von Enzberg. Berlin, F. Fontane u. Comp. 8. 2 M.

Krauß, R., Lene. Roman. Berlin, F. Fontane u. Comp. 8. 3 M.

Langmann, Ph., Bartel Turaser. Drama. Leipzig, Robert Friese, Sep.-Cto. Gr. 8. 2 M.

Lie, M., Tragedier om Kjaerlighed. Christiania, Cammermeyer's Verlag. 8. 2 Kron. 50 Oer.

Lössel, G., Diesseits und jenseits des Oceans. Novelletten. Berlin, Richard Taendler. Schmal 8. 1 M.

Marholm, Laura, Zur Psychologie der Frau. Erster Theil. Berlin, Carl Duncker. 8. 4 M. 50 Pf.

Martens, K., Die gehetzten Seelen. Novelletten. Berlin, F. Fontane u. Comp. 8. 2 M.

Meyer, Chr., Ausgewählte Selbstbiographien aus dem 15.—18. Jahrhundert. Leipzig, J. J. Weber. 8. 5 M.

Munkaesy, M. von, Erinnerungen. Berlin, F. Fontane u. Comp. 8. 2 M.

Novellen-Bibliothek der „Illustrirten Zeitung". Zwanzigster Band. Leipzig, J. J. Weber. 8. 2 M.

Ompteda, G., Freiherr von, Maria da Caza. Roman. Berlin, F. Fontane u. Comp. 8. 3 M. 50 Pf.

Pages choisies de Jules Claretie. („Collection de Pages choisies des Auteurs contemporains.") Paris, Armand Colin u. Comp. 8. 3 Frs. 50 Cent.

Passarge, L., Schweden. Fahrten in Schweden, besonders in Nordschweden und Lappland. Berlin, F. Fontane u. Comp. 8. 5 M.

Persall, A. von, Ihr Glück. Novelle. Berlin, Richard Taendler. Schmal 8. 1 M.

Philippi, A., Kunstgeschichtliche Einzeldarstellungen. Nr. 1: Die Kunst der Renaissance in Italien. Erstes Heft: Die Vorrenaissance. Leipzig, E. A. Seemann. Gr. 8. Cart. 2 M.

Reinsberg-Düringsfeld, O. Freiherr von, Das festliche Jahr in Sitten, Gebräuchen, Aberglauben und Festen der germanischen Völker. Zweite Auflage. Erste Lieferung. (Vollständig in sechs Lieferungen.) Leipzig, H. Barsdorf. Gr. 8. Jede Lieferung 1 M.

Schäfer, W., Zwanzig Dehmel'sche Gedichte mit einem Geleitbrief. Berlin, Schuster u. Loeffler. 8.

Schneider, H., Durch Wissen — zum Glauben. Eine Laienphilosophie. Leipzig, Hermann Haacke. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Schoepp, M., Moment-Aufnahmen. Bilder aus dem Leben. Berlin, Richard Taendler. Schmal 8. 1 M.

Seydlitz, R. von, In Licht und Sonne. Novellen. Berlin, F. Fontane u. Comp. 8. 2 M.

Viebig, C., Kinder der Eifel. Novellen. Berlin, F. Fontane u. Comp. 8. 3 M. 50 Pf.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Vocabulaire technique

français-allemand et allemand-français.

Technisches Vokabular

für höhere Lehranstalten, sowie zum Selbstudium

für Studierende, Lehrer, Techniker, Industrielle

von **Prof. Dr. F. J. Wershoven.**

Zweite, umgearbeitete und vermehrte Auflage.

8. Geh. 2 M. 50 Pf. Cartonnirt 2 M. 80 Pf.

Das „Technische Vokabular" bietet praktisch, übersichtlich und leicht auffindbar nach den Materien geordnet die Ausdrücke der Physik, Meteorologie, Elektrotechnik, der Chemie und chemischen Grossindustrie, des Bergbaues und Hüttenwesens, der Mechanik und Maschinenkunde, des Eisenbahn- und Brückenbaues. In dieser zweiten Auflage ist das Werk in sehr umfassender Weise erweitert worden, wodurch der praktische Gebrauchswerth sich wesentlich erhöht.

Ein Prospect mit Urtheilen hervorragender Fachmänner und Zeitschriften ist durch jede Buchhandlung zu erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Sechzig Upanishad's des Veda

aus dem Sanskrit übersetzt

und mit Einleitungen und Anmerkungen versehen

von

Dr. Paul Deussen,

Professor an der Universität Kiel.

8. Geh. 20 M. Geb. 22 M.

Durch diese musterhafte Uebersetzung der Upanishad's, die in der indischen Religionsphilosophie denselben Rang behaupten, der dem Neuen Testament in der Bibel zukommt, werden diese uralten Urkunden zum ersten mal dem Kreise aller Freunde religiöser und philosophischer Erkenntniss erschlossen. Die Upanishad-Ausgabe Deussen's schliesst sich eng an dessen „Allgemeine Geschichte der Philosophie" an und wird daher allen Lesern dieses durch seine neue Auffassung hervorragenden Werks besonders willkommen sein.

Ein Prospect ist durch alle Buchhandlungen und direct von der Verlagsbuchhandlung F. A. Brockhaus in Leipzig zu erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Mythus und Wissenschaft.

Eine Studie von Tito Vignoli.

8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 47. Band.)

Geistreiche Untersuchungen des italienischen Gelehrten Vignoli über die Sinneseindrücke beim Thiere und beim Menschen sowie über die Entwickelung des menschlichen Intellects zur Wissenschaft und Freiheit.

„Die Lösung des Weltenrätsels"

„Sein und Schein", „Der Urgrund des Daseins", diese drei Bücher zus. 1300 Seiten Umf. Preis 10 M., für der. krit. Abh. ein **Preis v. Tausend Mark** ausgef. i. worden, sind erschienen im Verlage von **Greßner u. Schramm** in **Leipzig.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dr. Katzenberger's Badereise.

Von

Jean Paul.

Mit Einleitung und Anmerkungen

herausgegeben von

Otto Sievers.

(Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts.)

8. Geh. 1 M. 20 Pf. Geb. 2 M.

Zu den unvergänglichen Schöpfungen des Jean Paul'schen Humors gehört „Dr. Katzenberger's Badereise". Obige Ausgabe ist mit einer eingehenden literarhistorischen Würdigung und einem Lebensabriß Jean Paul's, sowie mit ausführlichen erklärenden Anmerkungen versehen und hat daher besonders viele Freunde gefunden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Jenny Lind.

Ihre Laufbahn als Künstlerin.

1820 bis 1851.

Nach Briefen, Tagebüchern und andern von Otto Goldschmidt gesammelten Schriftstücken.

Von

H. S. Holland und **W. S. Rockstro.**

Autorisirte deutsche Uebersetzung von

Hedwig F. Schoell.

Mit 6 Heliogravüren, 8 Abbildungen und Musikbeilagen.

Zwei Bände.

8. Geh. 18 M. Geb. 20 M.

Eine treffliche Biographie Jenny Lind's, der als „schwedische Nachtigall" hochgefeierten Sängerin: allen, welche sie selbst noch gehört, gewiß besonders willkommen, aber von hervorragendem Interesse auch für jeden Freund der Musik und des Theaters. Die deutsche Ausgabe wird durch ein Vorwort von Otto Goldschmidt, dem Gemahl der Künstlerin, in Deutschland, ihrer „künstlerischen Heimat", eingeführt. Die englische Ausgabe ist bereits in dritter Auflage erschienen.

Mit einer Beilage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig (Querstr. 16).

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer.
Preis vierteljährlich 7 M. 50 Pf.,
jährlich 30 M.

Nr. 22.

Leipzig,
27. Mai 1897.

Inhalt: Literarische Sensationen. Von Moritz Necker. — Reisebeschreibungen. Von Willi Ule. — Theologische Literatur. Von Karl Kallmann. — Rheinische und schwäbische Minnesinger. Von Rudolf Wustmann. — Neue Unterhaltungsliteratur. Von Ludwig Jacobowski. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Sensationen.

„Austoben lassen! Sie mögen ans Ruder kommen, wir wollen dann sehen, was sie leisten! Thaten reden mehr als Worte!“ Diese und ähnliche Reden hört man im politischen Kampfgewühl oft genug fallen. Wenn eine Zeitströmung so mächtig wird, daß sie die stets kleine Minorität der Vernünftigen verdrängt, so bleibt dieser Minorität nichts übrig, als sich zurückzuziehen, der Menge das Feld zu überlassen und sich auf den Zuschauerstandpunkt zu stellen. Schließlich nützt ja alles Vernünfteln, alles Theoretisiren gar nichts. Hic Rhodus, hic salta. Thaten allein beweisen.

Im literarischen und künstlerischen Leben geht es nicht anders. Auch hier werden die entscheidenden Wendungen nicht von Reden, sondern von Thaten herbeigeführt. Die Literatur ist ganz ebenso ein Kampfplatz der Leidenschaften, Interessen, Parteien, wie die Politik. Es verschlägt nicht viel, daß die Interessen zunächst als nicht rein materieller Art erscheinen, obwol es schließlich auch ökonomisch meßbar ist, wenn für einen Dichter gehörig Reclame gemacht wurde. Aber die Leidenschaften sind zunächst so groß, daß mit Vernunft nichts auszurichten ist. Sage du einem Dichter, dessen Stück mit gewaltigem Hochdruck auf den Theaterdirector und auf die öffentliche Meinung soeben seine Première erlebt hat: „Lieber Freund, das geht nicht! Dein Stück ist schlecht, stümperhaft, du bist kein Dramatiker, so schöne lyrische Gedichte du auch schreiben magst“ — sage das einem Dichter, und du erwirbst an ihm einen Todfeind. Nach wenigen Monaten hat sich dein Urtheil bewährt, kein Mensch außerhalb der guten Freundschaft will von dem Stücke etwas wissen; es ist verschwunden in den Abgrund der Vergessenheit, wie so viele andere Stücke. Das ist wahr und unleugbar. Aber ebenso wahr ist auch der Haß des Dichters, den du warntest, in der allerehrlichsten Weise warntest. Also bleibt nichts übrig: als gehen lassen, austoben lassen. Die Klugen, die mit der Kritik Handel treiben, richten den Mantel nach dem Winde. Sie rechnen damit, daß kein Mensch Zeitungsartikel von gestern und vorgestern wieder zur Hand nimmt, daß aber das Gefühl, in einem kritischen Zeitpunkt durch dick und dünn mitgegangen zu sein, den Dichtern in Erinnerung bleibt. So bleibt man beliebt, immer oben auf, und der Allerweltsfreund ist ein großer Mann, ein Kenner, ein mächtiger Kritiker.

Ob die nicht am Ende recht haben, die so denken? Was ist die Kunst? Ein Spiel. Weiter nichts. Die größten Kunstdenker haben sie so definirt. Was soll die Kunst? Ideale schaffen? Unvergängliche Werke der Schönheit aus dem Herzen der eigenen Zeit? Nein, das ist veraltet. Wenn wir nur auf solche Werke warten wollten, dann wäre es zu langweilig, dann hätten unsere Theater wenig zu thun, die Kunstausstellungen würden auf kleine Salönchen zusammenschrumpfen, es gäbe keine Aufregung, keine Sensation. Zweck der Kunst ist nur „Emotion“ und nichts anderes. Also spielen wir darauf hinaus.

Heutzutage haben wir kein anderes Ideal als das der Persönlichkeit. Jeder Mensch, der mit dem Anspruch auftritt, eine Persönlichkeit zu sein, hat das Recht gehört und ausführlich begutachtet zu werden. Respect vor der Persönlichkeit, so hört man es aus allen Blättern des Zeitungswaldes rufen. Es gibt keine außerhalb des Einzelnen, für alle gleich verbindlichen Gebote, Normen, Forderungen. Die Geschichte hat es uns ja gelehrt. Alle Stile haben ihre Zeit gehabt. Die gelehrtesten und geistreichsten Kunsthistoriker haben nachgewiesen, daß jeder Stil der Ausdruck seiner Zeit war, und jede Zeit hat die Kunst, die sie verdient. Wir wollen auch unsere Kunst haben. Man hat uns so lange gedrillt, Respect

vor der Kunst der Vergangenheit zu haben, daß wir des starren Zwanges nun endlich satt geworden sind. Es ist ganz abscheulich, immer nur Vergangenes zu verehren. Ein unerträglicher Druck. Wir wollen wir selbst sein. Je wahrer, desto lieber. Und wenn wir erklären, daß wir in diesem und jenem Werke uns selbst wiederfinden, so hat es dabei zu bleiben. Das Werk verletzt euch, langweilt euch, erscheint euch stümperhaft, einseitig, verbohrt; thut nichts! „Wahr" ist es! So sind wir, es ist ein Stück von uns, eine Station auf unserm Entwickelungsgange, und darum muß es anerkannt werden. Und wenn auch nicht anerkannt, so doch besprochen werden. Auch das genügt uns. Wir wollen die Zeit beschäftigen, die Zeit soll sich nur mit uns beschäftigen; sie sollen schimpfen und höhnen, sie sollen ganze Bücher gegen unsere Bücher schreiben. Das ist uns gerade recht. Denn darin besteht unser Leben. Das allein ist Leben, Schweigen ist Tod. Durch die Debatte wird schon etwas entstehen, was uns weiter hilft, neu anregt, die Gegner werden unsere Verbündete, sie helfen uns von unserer Unklarheit frei werden, aus dem Kampf und Streit wird schon der Gedanke aufleuchten, den wir suchen, denn wir kommen nur so auf Gedanken. . . .

Nur wenn man diese bodenlos frivole Tendenz der Sensationsliteratur kennt, begreift man die Zwecke, welche mit der Aufführung von Stücken verfolgt werden, die in Buchform längst bekannt und beurtheilt sind, über die man schon seit Jahren eine feststehende Meinung hat, und über deren Wirkung von der lebendigen Bühne herab man sich von vornherein klar sein konnte.

In Wien wurde das Trauerspiel „Der Vater" von August Strindberg gelegentlich des Gastspiels von Emanuel Reicher aus Berlin aufgeführt. Dieses Stück — seit vielen Jahren schon in Reclam's „Universalbibliothek" gedruckt — ist bekanntlich der leidenschaftlichste Ausdruck von Strindberg's Weiberhaß. Es soll zeigen, wie der Mann, auch der edelste, der selbstloseste, der seine Pflichten in voller Hingebung erfüllende Gatte, durch die Dummheit, den Eigensinn, die falsche Weichheit des Weibes vergewaltigt wird, sodaß er in den Wahnsinn getrieben wird. Im letzten Acte wird dem Vater von der eigenen Nährmutter (der Amme) in der That die Zwangsjacke angelegt, und vor unsern Augen tobt der Unglückliche in ihr, bis ihn ein Gehirnschlag trifft. Es gibt nichts Entsetzlicheres als einen Wahnsinnigen in medicinisch-getreuer Nachbildung auf der Bühne. Dieses Entsetzlichste haben wir in diesem Stücke zu sehen. Es ist selbst das Werk eines Monomanen. In der Form oft bewunderungswürdig, und in der Zeichnung der Menschen, soweit sie innerhalb der leidenschaftlichen Tendenz des Dichters sich bewegen, von schneidiger Kraft. Man hört oft das unter seiner Hypochondrie tief leidende Gemüth des Dichters reden, stöhnen, schreien. Seine Dialektik ist vom Haß ebenso geschärft wie sein Blick für die Schwächen des Weibes. Stellenweise blitzen geniale Funken auf. Die Exposition der Handlung wie der Charaktere ist bewunderungswürdig — — das Ganze aber abscheulich, weil es in so leidenschaftlicher Weise, ohne eine Spur von Humor, vereinzelte Fälle zu typischen Vorgängen zu stempeln strebt, und weil der Dichter in seiner Monomanie nicht merkt, daß er selbst der kranke Mensch seines Stückes ist. Man steht in seinem Banne, aber es ist ein böser Alpdruck und nicht der Zauber der hohen tragischen Kunst. Die Wirkung war denn auch danach: entsetzlich, und um so entsetzlicher, als die Darstellung die Tendenzen des Dichters mit wahrer Virtuosität zur Geltung brachte. Ueber einen schlechten Schauspieler in der Zwangsjacke hätte man gelacht; bei Emanuel Reicher's tragischen Lauten krampfte sich das Herz zusammen. Man war froh, wieder aus dem Theater zu kommen.

Nun aber die Nutzanwendung, denn diese Aufführung des Strindberg'schen Stückes ist uns ein theatralisches Erlebniß von weittragender Bedeutung; das ist auch das einzig Gute daran. Diejenigen, welche die Politik der Sensationen befolgen, haben ihren Zweck erreicht: die Sensation war da. Aber was weiter? Erhalten kann sich das Stück auf der Bühne nicht, und der Dichter Strindberg wird dem Publikum schwerlich sympathischer geworden sein, als er es bisher war. Bisher konnte man nach der Lektüre des Stückes mit Georg Brandes wenigstens glauben, daß in der Zwangsjacke, die dem vom Weibe tyrannisirten Manne auferlegt wird, ein symbolisch ergreifender Vorgang stecke. Jetzt hat sich jede Spur von poetischen Gefühlen in uns verflüchtigt, nur der Abscheu ist geblieben. Eine naturalistisch treue Scene kann nie symbolisch wirken. Das Entsetzen ferner, das dieses Stück erzeugte, muß wol endlich auch einen dauernden Abscheu gegen alle monomanischen Stücke erregen, welche jetzt so oft von Paris aus über die Bühnen wandern. Auch der versöhnlichere Standpunkt, den ein Brandes dieser Literatur gegenüber einnimmt, indem er sie, wie eben Strindberg's Stück, im Zusammenhang der ganzen Zeit betrachtet, wird durch die Aufführung des Werkes unmöglich gemacht. Es verletzt doch gar zu sehr, als daß man sich damit begnügen könnte, zu sagen: Nun ja, die Emancipirten und die Keuschheitsapostel haben auch gesündigt, indem sie die volle Gleichartigkeit des Weibes mit dem Manne oder gar die sittliche Ueberlegenheit des Weibes über den Mann verkündeten. So nämlich nimmt Brandes von der Höhe seiner zeitpsychologischen Betrachtungsweise Stellung zu Strindberg's „Vater". Wenn man das Stück aber spielen sah, dann kann man Brandes' kühle Ruhe nicht mehr mitfühlen. Und das ist eine sehr wichtige Erfahrung; denn seine zeitpsychologische Betrachtungsweise, die so sehr Schule machte, schwächt die ästhetische Kraft im Ablehnen und Zustimmen; mit ihr lassen sich alle Auswüchse und Thorheiten der Zeit kühl entschuldigen. In Wahrheit fördert sie doch nicht das künstlerische Leben und Schaffen. Und alle diese Erkenntnisse verdanken wir der Aufführung des „Vater". Sie klärte die Situation. Man kann nun

nicht mehr streiten, nachdem das Experiment gewagt wurde. Je mehr solche Abende — um so rascher muß die Gegenwirkung kommen. Eine Sensation mag die andere jagen — nur zu! Nachgerade stumpfen sich wol auch ihre Wirkungen ab, und es wird Raum für eine gute ehrliche Kunst des gesunden Sinnes und Geschmackes.

Also, wie ich schon sagte: austoben lassen.

Moritz Necker.

Reisebeschreibungen.

1. Westfalen. Land und Leute in Wort und Bild. Von Otto Weddigen. Mit 10 Abbildungen. Paderborn, F. Schöningh. 1896. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Nicht die Provinz, sondern das Land Westfalen hat der Verfasser in dem vorliegenden Buche zum Gegenstande einer ausführlichen Darstellung gemacht. Er selbst hat seit einer längern Reihe von Jahren mit der Erforschung dieses Landes, das seine Heimat ist, sich beschäftigt und eine Reihe von Abhandlungen und Büchern darüber veröffentlicht. Aber die vorliegenden Bilder aus der Culturgeschichte der „Rothen Erde" stammen nicht alle aus seiner Feder, sondern sie sind zum Theil von seinem Urgroßvater, dem Prediger Dr. P. F. Weddigen, verfaßt. Sie sind unter der erforderlichen Verbesserung und Ergänzung neu abgedruckt, da ihnen ein hoher Werth allgemein zuerkannt ist.

Das behandelte Land Westfalen umfaßt ungefähr die preußische Provinz gleichen Namens, das einstige Stiftsgebiet von Essen, kleine rheinische Saumpartien, den Regierungsbezirk Osnabrück, das oldenburgische Münsterland, die Grafschaft Lippe und Pyrmont und ungefähr die Nordhälfte von Waldeck. Im Laufe der Geschichte sind diese Grenzen oft verschoben worden. Westfalen bewahrte jedoch durch alle Zeiten seine Einheit durch die starke Eigenart seines Volksschlages, seine Cultur und Lebensart, Sprache und Bauweise. Diese charakterisirt nun der Verfasser eingehend. Er gibt uns eine Darstellung von der Urgeschichte Westfalens, von den Zuständen zur Zeit der Römer, von der Lage des alten Westfalen oder Sachsen, weiter von der Leibeigenschaft, von der Entstehung der Gefolge, schildert und beschreibt den westfälischen Bauernhof und die innere Einrichtung der Häuser, behandelt dann zum Theil auf Grund des Lindner'schen Werkes die Femgerichte, liefert auch eine Zeichnung des westfälischen Bauern in allen seinen Eigenthümlichkeiten und seinen Sitten und Gebräuchen. Das Ganze bekundet das ernste Streben, ein wahrheitsgetreues und unparteiisches Bild von Westfalen und seiner Bewohner zu entwerfen. Den Verfasser betrübt es, daß sein Heimatland noch jetzt in vielen Büchern so ungünstig beurtheilt wird, während es doch thatsächlich durch natürliche Schönheit, Lage und Fruchtbarkeit ausgezeichnet ist und von einem Volke bewohnt wird, das wol bessere Würdigung verdient. Denn nach seiner Auffassung ist der westfälische Bauernstamm, trotz seiner Fehler und Schwächen, einer der tüchtigsten Menschenschläge im ganzen Deutschen Reiche. In der That, wenn man Westfalen bereist und sieht, wie die Menschen dort in harter Arbeit den Boden gepflegt und die unfruchtbarsten Gegenden in blühende Gärten, Wiesen und Aecker umgewandelt haben, dann wird man nicht zögern, einem solchen Urtheil beizustimmen.

2. Aus dem Lande der Gegensätze. Englische Reisebriefe. Von Julius Werner. Dessau, Paul Baumann. 1896. Gr. 8. 2 M.

Das Land der Gegensätze ist England. Als solches kann man es in der That bezeichnen. Ganz vortrefflich hat es aber der Verfasser verstanden, die Berechtigung dieses Epithetons darzuthun, indem er die englischen socialen Zustände schildert und deren Verschiedenartigkeit ins rechte Licht setzt. Die großen Contraste auf allen Gebieten des Lebens, auf dem wirthschaftlichen wie auf dem sittlich-religiösen Gebiete, treten namentlich in der kurzen Charakterisirung Londons hervor. Dort grenzt wirklich das darbende Elend unmittelbar an den berauschenden Reichthum, dort gewahrt man überall „Himmelshöhen und Höllentiefen, Großthaten und Unthaten, Heroen und Halunken".

Der Verfasser ist nicht als Vergnügungsreisender, sondern zum Zwecke ernster socialer Studien nach England gekommen. Das gibt seinen Ausführungen ein bestimmtes Gepräge. Ueberall streut er sociale Bemerkungen und Gedanken in den Text ein, die aber nirgends störend hervortreten, da sie nicht in der Form alleinseligmachender Behauptungen, sondern mehr in der Art geistiger Spielereien gegeben sind. Darin erkennt man die ursprüngliche Bestimmung der Briefe. Sie sind unmittelbar unter dem frischen Eindruck des Geschauten und Erlebten geschrieben als Plaudereien oder Feuilletons, als welche sie zum Theil auch schon veröffentlicht sind.

Die leichte Art des Stils erfreut. Das Buch liest sich flott; man ermüdet nie und es fehlt auch nicht an witzigen Ausfällen, die den Text angenehm beleben. In unserer Anzeige können wir natürlich auf Einzelheiten des Inhalts nicht eingehen. Die Bilder, die uns entworfen werden, sind dazu auch zu mannichfaltig. In dem einen Briefe gibt der Verfasser uns Schilderungen von einigen Sehenswürdigkeiten Londons, in andern berichtet er von den religiösen Ideen und socialen Thaten der Heilsarmee, in wieder andern hat er sich dem internationalen Arbeiterfeiertag in London oder die Actions- und

Kampfesfähigkeit des englischen Kirchenthums zum Vorwurf genommen, dann wieder führt er uns auf die Hebriden Jana und Staffa oder beschreibt uns Oxford, die englische Hochburg mittelalterlicher Romantik und moderner Wissenschaft.

3. Streifzüge durch Großbritannien. Schilderungen und Beobachtungen aus Stadt und Land. Von F. Gustaf Steffen. Aus dem Schwedischen von Oskar Reyher. Stuttgart, Hobbing u. Büchle. 1896. Gr. 8. 7 M.

Es ist keine Reisebeschreibung gewöhnlicher Art, die uns in Steffen's Streifzügen durch Großbritannien geboten wird. Der Verfasser deutet selbst in seinem Vorwort an, daß ihm unter der Feder die ursprünglich geplante harmlose Reiseschilderung sich in eine mehr oder weniger gründliche Erörterung der Frage umgewandelt habe: welchen Werth hat überhaupt die Großindustrie für das Culturleben? Eine solche Frage muß sich allerdings einem Manne wie Steffen, der das Studium des socialen Lebens sich zur Aufgabe gemacht hat, in dem industriellen England aufdrängen. Seine Darstellung hat aber darum etwas besonders Reizvolles. Das englische Industrie- und Fabrikleben wird unter einem bestimmten Gesichtspunkt beleuchtet, und das entworfene Bild bekommt dadurch klarere, faßlichere Züge, wenn es vielleicht auch etwas subjectiv gefärbt ist. Jedenfalls hat man bei dem Lesen der Erlebnisse, bei den Schilderungen der Zustände das Gefühl, daß man von einem Sachkundigen geführt wird. Der Referent würde das Buch ohne Bedenken als eine socialwissenschaftliche Studie bezeichnen. Doch liegt in einem solchen Titel doch etwas anderes, als Steffen liefert. Das Wort socialwissenschaftlich schmeckt etwas nach „grauer Theorie". So manche socialwissenschaftliche Arbeit mag theoretisch sehr schön sein, ihr fehlt nur gar zu oft der praktische Boden. Das ist nun in dem vorliegenden Buche ganz und gar nicht der Fall. Der Verfasser bleibt auf dem Boden der Wirklichkeit, urtheilt gerecht und benutzt nicht die Erfahrungen und Beobachtungen zu philosophischen Speculationen, wie sie jetzt auf dem Gebiete der Volkswirthschaft so beliebt sind.

Wenn oben behauptet wurde, daß eigentlich hier mehr eine Studie vorliege als eine Reiseschilderung, so soll damit nicht gesagt sein, daß die Schilderung ganz zurücktrete. Das ist keineswegs der Fall, im Gegentheil, der Verfasser schildert und beschreibt vortrefflich. Durch seine lebendigen Malereien von allem, was er gesehen, ist das Buch so außerordentlich anziehend. Man langweilt sich nie, auch bei den mehr subjectiven Auslassungen des Verfassers nicht, weil man immer ganz und gar hineinversetzt wird in die Situation, in der er sich befindet. Wir möchten diese Verknüpfung speculativer Betrachtungen mit lebendiger Schilderung als das Muster für Reisebeschreibungen hinstellen. Jedenfalls gewährt eine solche Art der Darstellung am ehesten dem Leser Anregung und Belehrung, ohne die Freude an dem Beschauen der neuen Bilder der durchreisten Länder zu verkürzen.

Der Inhalt des Buches ist außerordentlich reich. Man lernt eigentlich fast alle Theile Großbritanniens kennen. Man wird zu den Eisenwerken, zu den großen Steinkohlengruben, in das Land der Textilindustrie, aber auch nach den schottischen Hochflächen wie in das arme Irland geführt. Der Referent wüßte kaum ein anderes Buch, das so gut zu einer Reise durch England vorbereiten könnte als gerade das vorliegende. Man lernt daraus Großbritannien wirklich kennen.

Ein besonderer Vorzug des Buches mag auch die treffliche Charakteristik des Engländers und die scharfe Zeichnung englischen Lebens und Geistes sein. Für uns Deutsche ist zweifellos der Engländer ein Sonderling. Der Brite ist in erster Linie praktisch. Nach dem Lebensmaxim, möglichst praktisch zu sein, gestaltet er sein ganzes Dasein. Das ist auch auf dem Gebiete der Wissenschaft maßgebend. Auf den englischen Hochschulen ist nichts zu bemerken von dem ernsten, rein idealen Geiste, von dem unsere deutschen Universitäten wenigstens in der Idee durchdrungen sein sollen.

Zum Schluß unserer Besprechung möchten wir auch noch auf die äußere Ausstattung des Buches hinweisen. Sie ist geradezu großartig. Es ist überaus reichhaltig mit trefflichen, lehrreichen Bildern versehen. Da der Verfasser neben der Nationalökonomie auch die Aesthetik für seine Reise als leitenden Gesichtspunkt aufgestellt hatte, so richtete er seine Schritte oft auch von den Industriecentren weg zu den alten Kathedralen und Feudalburgen, die England in so großer Fülle besitzt. Von vielen davon bietet er uns ausgezeichnet gelungene Abbildungen dar.

4. Gedanken eines Hinterwäldlers Brasiliens über sociale Verhältnisse, besonders in Bezug auf die deutsche Auswanderung nach Brasilien. Von Georg Adolf Stolze. Leer, C. Meyer's Buchhandlung. Gr. 8. 75 Pf.

Recht gesunde Gedanken sind es, die der deutsche Colonist Stolze in dem kleinen Buche niedergelegt hat. Die Grundidee ist: „Wandert aus und laßt euch an möglichst vielen Plätzen der Erde nieder, ihr alle, die ihr daheim nicht mehr den rechten Platz und genügend Arbeit findet. Unserm Vaterlande wird dadurch nur Nutzen erwachsen!" Der Verfasser hat recht. Wir Deutschen kleben viel zu fest an der Scholle, wir lieben unsern heimatlichen Boden bis zu Engherzigkeit. Wer je Deutschlands Grenzen überschritten und sich in anderer Herren Ländern mit Verständniß umgeschaut hat, der wird, wenn er nicht gerade mit Blindheit geschlagen ist, zu der Ueberzeugung gekommen sein, daß etwas Wahres ist an dem deutschen Michel. Das Sprichwort „Bleibe im Lande und nähre dich redlich" kennzeichnet unsern Volkssinn vortrefflich. Als ob es etwas Unrechtes sei, sich auch in der Fremde redlich zu ernähren. Aber der Hauptgrund für den Mangel einer richtigen Auswanderung liegt nicht im Charakter des Deutschen, sondern, wie der Verfasser klar darlegt, an dem Verhalten unserer Regierung. An-

statt die Auswanderung in gesunde Bahnen zu lenken und den Söhnen des Landes auch in der Fremde noch Schutz angedeihen zu lassen, ist sie ihr bisher überall im Gegentheil hemmend entgegengetreten. Sie hat dem Lande dadurch unendlichen Schaden zugefügt. Man braucht nur an das von der Heydt'sche Rescript zu denken, das die Auswanderung nach Brasilien aus völlig unzureichenden Gründen verbot. Brasilien hätte für uns eine Quelle großer Reichthümer werden können. Man darf doch nie vergessen, führt ungefähr Stolze aus, daß, je mehr Deutsche im Auslande sind, um so umfangreicher die Theilnahme der Deutschen daheim am Welthandel wird. Dieser sehr richtige Gedanke drängt unwillkürlich die Erwägung auf, was für unser Reich werthvoller sei, der Besitz kostspieliger Colonien oder die mit wenig Mitteln durchgeführte Ansiedelung Deutscher in allen Ländern der Erde. Nach Stolze muß man das Letztere für das Vortheilhaftere halten. Freilich muß dann unsere Regierung andere Saiten aufziehen als bisher. Aber auch die Bürger des Reiches müssen aus ihrer Gleichgültigkeit heraustreten und mehr Unternehmungsgeist an den Tag legen. Das gilt namentlich für die Kapitalisten. Sie können, wenn sie nur wollen, mit ihren Geldmitteln unendlich viel Gutes stiften, wenn sie ihr Kapital in einer systematisch geleiteten Auswanderung, namentlich nach den Tropen, anlegen. Deutschland würde geistig und materiell dadurch gewinnen. — Möchten die Gedanken des Hinterwäldlers Brasiliens auf fruchtbaren Boden fallen.

5. Unter fremder Sonne. Von Paul Remer. Berlin, Schuster u. Loeffler. 1896. 8. 3 M.

Wenn man eine Reisebeschreibung zur Hand nimmt, thut man es, um Land und Leute des vom Autor durchreisten Gebietes kennen zu lernen. Man erwartet mit Recht frische, lebendige Schilderungen von dem Gesehenen und Erlebten. Man möchte eben im Geiste mit dem Erzähler reisen. Da stört es auch nicht, wenn das Ich des Verfassers stark hervortritt, vielmehr berührt das Persönliche angenehm. Man gewinnt den Erzähler lieb, er wird einem ein guter Bekannter, dessen Worten man gern lauscht und mit dem man gern die Freuden und Leiden seiner Reise durchlebt. Und doch liegt für den Autor gerade darin eine gewisse Gefahr. Es gibt eine Grenze, bis zu welcher das Ich in der Erzählung hervortreten darf. Wird diese überschritten, so wirkt der Bericht leicht ebenso abstoßend, wie er vorher gerade durch das Hervortreten der Person des Berichterstatters anziehend war. Das ist z. B. der Fall, wenn statt der lebendigen Schilderung des Gesehenen nur die Gefühle und Empfindungen wiedergegeben werden, die den Reisenden bei dem Anblick der Landschaftsbilder ergriffen haben. Solche Gefühle, solche Stimmungen in richtiger Form wiederzugeben, ist außerordentlich schwer. Es muß so geschehen, daß der Leser ganz gefesselt wird, daß er zum Mitfühlen gleichsam gezwungen wird. Dem Verfasser des vorliegenden, trefflich ausgestatteten Buches ist das nicht ganz gelungen. Seine Darstellung hat, wie es sich schon im Titel ausspricht, etwas Unbestimmtes. Man bleibt oft unbefriedigt, weil man in der Erwartung, daß etwas Thatsächliches über Land und Leute kommen soll, getäuscht wird. Statt der wirklichen Schilderung kommen Gefühlsausbrüche, die in der Form wol schön und treffend abgefaßt sind, aber oft zu sehr in reine Gefühlsduselei übergehen. Schon die zahlreichen Gedankenstriche und Ausrufungszeichen deuten auf die Fülle tiefer Empfindungen hin. Zuweilen wirken diese Auslassungen geradezu lächerlich. Als der Verfasser vor St.-Thomas in Westindien angekommen ist, spricht er von seiner Sehnsucht nach der Neuen Welt. Nach drei inhaltschweren Punkten heißt es da: „Auf dem Lande drüben fällt ein Schuß, und ich glaube zu sehen, wie ein mächtiger Vogel mit blutenden Flügeln an den Felswänden ins Meer niederstürzt — stirbt dort meine Sehnsucht? . . ." Doch wir dürfen auch nicht zu streng urtheilen. Es mag eine allzu subjective Auffassung sein, der wir im Vorstehenden Ausdruck verliehen haben. Es gibt glücklicherweise Menschen, die anders denken, zu denen eben der Verfasser gehört und für die er auch geschrieben hat. Sie werden ihm gern seine seelischen Stimmungen nachempfinden, die ihn auf seiner Reise nach Westindien und dem nördlichen Südamerika bewegt haben.

6. Land und Leute zwischen Zambesi und Limpopo. Von P. N. Hendrik Muller. 12 Abbildungen und 1 Karte. Gießen, E. Roth. 1896. Gr. 8. 6 M.

Afrika hat aufgehört, der dunkle Erdtheil zu sein. Die kühnen Forschungsreisen während der letzten Jahrzehnte haben Licht selbst bis in das Innerste des Continents gebracht. Aber wenn auch die weißen Flecke auf der Landkarte verschwunden sind, so ist Afrika im Sinne der modernen Geographie noch lange nicht erforscht. Wir besitzen wol Schilderungen der Länder, aber nur vereinzelt eine wirklich erschöpfende Länderkunde von Afrika. Dazu fehlt es überall noch an ausreichendem Beobachtungsmaterial. Das zeigt sich auch in dem vorliegenden Buche. Der Verfasser war bestrebt, ein möglichst klares Bild von dem Theil Afrikas zu geben, der von Zambesi im Norden, Limpopo im Süden und von dem Gwai und Shashi im Westen begrenzt wird; aber er stieß auch bei der Darstellung dieses bekanntern Landes auf Schwierigkeiten. Er erkannte, daß noch eine lange Reihe von Untersuchungen angestellt werden müsse, ehe eine erschöpfende Beschreibung jener Länder und Völker geliefert werden könne. Auch eine vollständige und genaue Karte von diesem Gebiet gibt es noch nicht.

Bei der Ausarbeitung des Textes konnte sich der Verfasser zum Theil auf eigene Erfahrungen stützen, die er bei einer Anfang der achtziger Jahre ausgeführten Reise gemacht hatte. Sodann aber benutzte er zahlreiche schriftliche und mündliche Berichte von andern Reisenden. Der Inhalt bietet zum Theil das, was wir in einer Landes-

kunde zu erwarten haben. Es werden das Land — Meer, Inseln und Küstenlinie, Oberflächengestalt, Gewässer —, das Klima und die Bewohner behandelt. Vorausschickt der Verfasser einen Abschnitt über das Kartenmaterial. Weiter gibt er eine Entwickelung der geographischen Kenntniß von dem fraglichen Gebiete und zum Schluß werden auch noch die politischen Verhältnisse erörtert, die infolge der jüngsten Vorgänge in Südafrika ganz besonders unser Interesse erwecken. Einige recht gelungene Illustrationen und eine neu entworfene Karte sind dem Buche beigefügt und dienen vortrefflich zur Erläuterung des Textes. Das Buch kann dem Fachmann wie dem Laien in gleicher Weise empfohlen werden, da es auf streng wissenschaftlicher Grundlage beruht.

7. Lieder und Geschichten der Suaheli. Von Emil Fromm. („Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Virchow und Wattenbach", Heft 251.) Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei, A.-G. 1896. 8. 60 Pf.

Die Suaheli sind Neger, welche das ostafrikanische Küstengebiet bewohnen und sich des Kisuaheli, der Sprache der Suaheli, bedienen. Sprache, Glauben und Sitten dieser Neger, die dem großen Bantustamme angehören, sind von dem islamitischen Araberthum durchsetzt. Dadurch ist hier eine „Zwitter-Halbcultur" entstanden, der von seiten der Ethnologen und Sprachforscher alle Aufmerksamkeit gebührt. Uns Deutsche interessiren aber jene Stämme noch ganz besonders, weil sie die Bewohner unserer ostafrikanischen Colonie sind.

Von einem Volke, das uns in seinem ganzen Wesen so fern steht wie die Neger, erhält man erst eine richtige Vorstellung, wenn man Einblick bekommt in ihre ganze Denkweise. Diese spiegelt sich aber am klarsten in ihren Erzählungen, ihren Geschichten und Dichtungen wieder. Darum hat sich der Verfasser des vorliegenden Schriftchens sicher ein großes Verdienst um die Verbreitung eines tiefern Verständnisses von unsern schwarzen Schutzgenossen erworben, wenn er es unternimmt, den Laienkreis mit einer Reihe von Märchen und Dichtungen der ostafrikanischen Neger bekannt zu machen. Ihm war für einen solchen Vorwurf eine gute Grundlage gegeben in den trefflichen Publicationen des rühmlichst bekannten Afrikamissionars C. G. Büttner, der uns im zweiten Theile seiner „Anthologie aus der Suahelililiteratur" eine Sammlung von Liedern und Geschichten der Suaheli hinterlassen hat. Unter den Erzählungen dürften den Laien ganz besonders die am Schluß des Schriftchens wiedergegebenen Berichte eines Suaheli, der als Lector am königlichen Seminar für orientalische Sprachen thätig ist, fesseln. Diese Berichte sind höchst originell. Es hat, sagt der Verfasser mit Recht, einen eigenen Reiz, zu sehen, wie ein Msnaheli unsere Zustände auffaßt. Büttner hat zugleich die Lectoren veranlaßt, allerlei Schilderungen afrikanischer Sitten und Gebräuche aufzuzeichnen. Diese gewähren uns, wie die Büttner'sche Sammlung überhaupt, thatsächlich tiefe Einblicke in das innere Geistesleben unserer Schutzvölker.

8. Fridtjof Nansen 1861—96. Von W. C. Brögger und R. Rolfsen. Deutsch von Eugen von Enzberg. Berlin, Fussinger's Buchhandlung. 1896. Gr. 8. 9 M.

Fridtjof Nansen steht jetzt im Vordergrunde des geographischen Interesses. Man darf es wol sagen, daß er zu den hervorragendsten Entdeckungsreisenden unsers Jahrhunderts gehört. Erfüllte schon seine kühne Durchquerung Grönlands alle mit Achtung vor der Thatkraft und Leistungsfähigkeit des jungen Norwegers, so flößte sein jüngstes Unternehmen jedermann geradezu Bewunderung ein. Was man jahrhundertelang vergeblich erstrebt, was mit allen Mitteln und Kräften bisher unerreichbar geblieben, das wollte der unerschrockene Held in frischem Wagemuth erzwingen. Mit Spannung erwarteten alle den Verlauf der kühnsten aller Expeditionen; denn die ganze Eigenart des Mannes erweckte den berechtigten Glauben, daß, wenn überhaupt mit den zur Zeit zu Gebote stehenden Kräften der Pol zu erreichen sei, Nansen ihn erreichen werde. Jetzt ist er zurück: zum Pol ist er nicht durchgedrungen, aber er ist um ein so bedeutendes Stück ihm näher gekommen, daß für die zweite Reise ihm die sichersten Aussichten für ein Erreichen des ersehnten Zieles gegeben sind. Ehre und Achtung vor ihm, dem opferfreudigen Vorkämpfer für die Erweiterung unserer Kenntniß von der Erde! Ihm bringen wir alle ohne Ausnahme unser vollstes Interesse entgegen. Aber es fesseln uns nicht nur seine augenblicklichen Thaten, sondern wir nehmen Antheil auch an dem ganzen Menschen, an seinem Wesen und seiner Entwickelung. Wir möchten ihn kennen lernen von seiner ersten Kindheit an und erfahren, wie allmählich der kühne Entdecker sich in dem heranwachsenden Mann entwickelte. Dazu bieten uns die Verfasser des vorliegenden Werkes das beste Mittel. Sie geben uns auf Grund sicherer Quellen eine fesselnde Schilderung von der Jugend, von der Arbeit und Berufsthätigkeit Nansen's. Der Stoff wird uns in einer außerordentlichen Reichhaltigkeit geboten, sodaß man zugleich auch über die ganze Nordpolfrage eingehend unterrichtet wird. Den Verfassern haben auch eine Reihe bedeutender Gelehrter Beiträge geliefert, so von Richthofen, Professor Mohn u. a. In einem Anhange ist auch noch besonders der Verdienste der deutschen Gelehrten und Seeleute um die Polarforschung gedacht. Treffliche Illustrationen und Kartenbeilagen ergänzen den Text.

Willi Ule.

Theologische Literatur.

1. Die Entstehung des Judenthums. Eine historische Untersuchung. Von Eduard Meyer. Halle a. S., Max Niemeyer. 1896. Gr. 8. 6 M.
2. Evangelische Missionslehre. Ein missionstheoretischer Versuch. Dritte Abtheilung: Der Betrieb der Sendung. I. Von G. Warneck. Gotha, Fr. A. Perthes. 1897. Gr. 8. 5 M. 60 Pf.
3. Der evangelische Diakonieverein. Seine Aufgaben und seine Arbeit. Von Friedrich Zimmer. Vierte Auflage. Herborn, Evangelischer Diakonieverein. 1897. 12. 1 M.
4. Die Entstehung des Alten Testaments. Von B. Duhm. Freiburg i. Br., J. C. B. Mohr. 1897. Gr. 8. 60 Pf.
5. Religion oder Aberglaube? Ein Beitrag zur Charakteristik des Ultramontanismus. Von Graf Paul von Hoensbroech. Berlin, H. Walther. 1897. Gr. 8. 2 M.
6. Religion und Aberglaube. Von F. B. Stubenvoll. Leipzig, Friedrich Jansa. 1897. 8. 80 Pf.
7. Das Urbild Christi. In vier Theilen: Lehre, Charakter, Leben und Nachwirkung bis in die Gegenwart. Von A. Matthes. Berlin, S. Calvary u. Comp. 1897. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Aus Vorarbeiten für die Geschichte des Perserreichs im dritten Bande seiner „Geschichte des Alterthums" erwachsen, behandelt Eduard Meyer's Werk (Nr. 1) die schwierige, aber in mehr als einer Beziehung anziehende Frage der Entstehung des Judenthums, d. h. des jüdischen Gemeinwesens in der Zeit nach dem Exil, und zwar so, daß zunächst der geschichtliche Stoff methodisch geprüft und gesichtet und dann im Schlußabschnitt eine kurze Skizze des in Betracht gezogenen Gegenstandes entworfen wird.

Wie man von Ed. Meyer nicht anders erwarten kann, sind die angestellten Untersuchungen sorgfältig und gründlich: Keiner Schwierigkeit aus dem Wege gehend, in die geschichtlichen und sprachlichen Fragen, die zu lösen waren, tief eindringend, die einschlagende Literatur bis auf die jüngste Gegenwart herab gewissenhaft berücksichtigend, gelangt der gelehrte Forscher vielfach zu neuen, höchst bedeutsamen Ergebnissen, durch die in nicht wenigen wesentlichen Punkten die Zweifel und Angriffe der letzten Jahre gegenüber der Ueberlieferung, dem Verfasser selber unerwartet, ihre Widerlegung finden. Besonders reichen Ertrag hat die auf die Stammes- und Geschlechtsorganisation gerichtete Untersuchung gebracht.

Von den vier Kapiteln des Buches behandelt das erste die persischen Urkunden: Ezra, Kapitel 4—7, das zweite die daraus gewonnenen Ergebnisse und Folgerungen, das dritte das jüdische Gemeinwesen vom Exil bis auf Nehemia, das vierte endlich das Gesetzbuch Ezra's.

Der Gang der Ereignisse war, kurz zusammengefaßt, nach Ed. Meyer der: Durch den Zusammenbruch des Chaldäerreichs, dieses jüdischen Todfeindes, der Jerusalem zerstört hatte, und die Erhebung des Kyros, der den in Babylonien gefangen gehaltenen Juden die Erlaubniß zur Rückkehr ertheilte, mußte dieser als der Vorbote der so oft verheißenen messianischen Zeit erscheinen. Der Wiederaufbau des in Trümmern liegenden Tempels konnte in Angriff genommen werden, ein Sproß David's stand wieder, wenn auch nur als persischer Statthalter, an der Spitze des Volkes. So betheiligten sich denn gewaltige Scharen von Exulanten an der Rückkehr. Die Einrichtung des neuen Gemeinwesens suchte man soviel wie möglich nach den Weisungen Ezechiel's zu gestalten. Man theilte den Grundbesitz mit den im Lande ansässigen Stammverwandten und nahm sie als Proselyten in die religiöse Gemeinschaft, wenn auch nicht in die engere Volksgemeinde auf. Man schied zwischen Priestern und Leviten, man errichtete einen Altar, ordnete nach den neuen Idealen einen Opfercultus, beobachtete die Reinigungsgesetze und suchte sich unvermischt zu halten mit den Heiden. An die Spitze der Geistlichkeit trat der Nachkomme des alten Oberpriesters als Hoherpriester mit gesteigerter Machtvollkommenheit, dem Ansehen nach schon bei Haggai und Zacharja der nächste nach dem davidischen Statthalter.

Brachte indeß im übrigen die Rückkehr eine ungeheuere Enttäuschung, endigte der Versuch, Zerubbabel zum messianischen König auszurufen, mit einem kläglichen Mißerfolg, gewöhnten sich bereits die besser gestellten Volkskreise daran, die Dinge zu nehmen, wie sie nun einmal lagen, ja legten selbst die Häupter der Priesterschaft die frühere Scheu ab, zu den samaritanischen Nachbarn in nähere Beziehung zu treten und sogar Ehebündnisse mit ihnen abzuschließen: durch die mit Bewilligung des Perserkönigs seitens der babylonischen Juden ins Werk gesetzte Sendung Ezra's nach Jerusalem nahmen die Dinge wieder eine günstigere Wendung. Im Hochsommer 458 traf Ezra in der jüdischen Hauptstadt ein, mit ihm der von seiner Hand ausgearbeitete Priestercodex, den er mit allerhand ältern Gesetzen zu einem „Buch der Tora Moses" zusammengestellt hatte. Und nun begann eine Zeit der religiösen Reformen, die Mischehen wurden aufgelöst, die Stadtmauern begann man wieder aufzubauen, der Widerspruch der gegen die Neuerungen sich sträubenden Elemente blieb ohne Wirkung. Zwar mußte auf ihre Klagen am persischen Hofe auf Befehl des Königs der Mauerbau eingestellt werden, Ezra's Autorität kam zu Falle. Aber im Frühjahr 445 gelang es dem jüdischen Mundschenk Nehemia, von dem Perserkönig seine Entsendung nach Juda als Statthalter und die Erlaubniß zur Wiederaufnahme des Mauerbaues zu erwirken. Nehemia's Mission gelang vollständig, wie groß auch die mannichfachen Hindernisse waren, die sich ihm entgegenstellten. Jetzt konnte auch Ezra wieder hervortreten. Am 24. Tisri 445 wurde die von ihm niedergeschriebene Urkunde unterzeichnet, durch die sich alle Volksgeschlechter

auf das Gesetz verpflichteten. Damit war durch eine Intervention des Perserkönigs und kraft der Autorität seines Reichs das Judenthum geschaffen, das mit einer unvergleichlich zähen Lebenskraft sein Dasein bis auf den heutigen Tag sich erhalten hat.

Ed. Meyer's Buch, das uns die Entstehung dieser Religionsgemeinschaft zur Darstellung bringt, wird zweifellos von Freunden wie von Gegnern seiner Ansichten zu den Zierden unserer theologischen Literatur gerechnet werden.

Aus der Welt des Judenthums in die christliche Mission an der Welt des Heidenthums führt uns G. Warneck mit seiner „Evangelischen Missionslehre" (Nr. 2). Wir haben in d. Bl. der beiden ersten Bände des vorliegenden Werkes seinerzeit rühmend gedacht und dürfen das ihnen gespendete Lob rückhaltlos nun auch auf die neuerschienene erste Hälfte des dritten Bandes ausdehnen. Warneck darf, ohne daß ein Widerspruch zu fürchten wäre, als der gegenwärtig hervorragendste Vertreter der evangelischen Missionswissenschaft bezeichnet werden, wie ihm denn auch gelungen ist, dieser Wissenschaft einen Platz in den akademischen Fächern zu erkämpfen. Streng methodisches Verfahren, gründliche Sachkenntniß, gediegene, tiefgründende Schriftauslegung, nüchternes Maßhalten im Urtheil sind die Vorzüge seiner schriftstellernden Thätigkeit, sodaß man sich jedesmal freut, wenn man einer neuen Veröffentlichung aus seiner Feder begegnet. Er ist auch der erste, der gleichsam als Bahnbrecher eine wissenschaftliche Theorie der Missionslehre aufgestellt hat, und wenn er sein Hauptwerk als bloßen Versuch bezeichnet, so ist das eine fast zu weit gehende Bescheidenheit.

Eine kurze Uebersicht des Gebotenen mag erkennen lassen, welch eine Fülle des anziehendsten, bedeutsamsten Stoffs auch in dieser neuesten Veröffentlichung wieder verarbeitet ist.

Der erste Abschnitt, der das Sendungsgebiet behandelt, bespricht in vier Kapiteln Umfang und Begrenzung des Missionsgebiets, Verschiedenartigkeit des Missionsgebiets (nach seiner sprachlichen, klimatischen, volklichen, politischen, culturellen Seite), religiöse Beschaffenheit und Wahl desselben. Der zweite Abschnitt, der sich mit der Sendungsaufgabe beschäftigt, erörtert der Reihe nach den religiösen Grundcharakter der Missionsaufgabe, die Missionsaufgabe als Christianisirung, als Volkschristianisirung, endlich die Missionsaufgabe hinsichtlich der wichtigsten social-ethischen Probleme (wie Sklaverei, Vielweiberei, Kaste, Ahnendienst).

Das Verständniß für die Bedeutung der Heidenmission geht allmählich immer weitern Kreisen auf. Wie könnte es auch anders sein, da es sich dabei um rund eine Milliarde Nichtchristen, also zwei volle Drittel der Menschheit, handelt, an deren Christianisirung zur Zeit Tausende von Missionaren in dreihundert Sprachen arbeiten. Nun hat neuerdings z. B. der Buddhismus selbst in der alten Christenheit überschwengliche Lobredner gefunden. Allein ein idealer Buddhismus existirt nur in den Köpfen der abendländischen Philosophen. In dem Leben seiner asiatischen Anhänger — und es sind ihrer über vierhundert Millionen — ist der wirkliche Buddhismus ein Gemenge von Götzen-, Dämonen- und Heiligendienst, Priesterbetrug, Aberglauben und einem geistlosen Mechanismus des todtesten Formelwesens. Gerade die Missionswissenschaft lehrt uns diese Dinge kennen, wie sie wirklich sind, nicht wie sie durch die Brille eines um jeden Preis systematisirenden Halbgelehrten erscheinen. Darum hat auch nächst der Kirche der Culturhistoriker wie Colonialpolitiker an der christlichen Mission kein geringes Interesse, und darum sind wir Männern wie Warneck zu doppeltem Danke verpflichtet, wenn sie auf dunkeln, vielfach noch unbetretenen Pfaden uns Führerdienste leisten.

Nur der sprachliche Ausdruck ist nicht immer unanstößig. Wortbildungen wie: „coneretisiren", „sich eigenarten", „weltreichlich" sind doch zu vermeiden. Von Druckfehlern, die uns begegnet sind, erwähnen wir Act. 13, 16 statt 13, 36 (S. 226) und die verschiedene Schreibung Schulze und Schultze für den bekannten Verfasser der „Geschichte des Untergangs des griechisch-römischen Heidenthums" (S. 250 und 251).

Ueber die Schrift des verdienten herborner Professors Friedrich Zimmer: „Der evangelische Diakonieverein. Seine Aufgaben und seine Arbeit" (Nr. 3), können wir uns kurz fassen, da wir eine frühere Auflage des sehr lesenswerthen Büchleins erst vor Jahresfrist in d. Bl. angezeigt haben. Wir beschränken uns auf die Bemerkung, daß außer einigen weniger belangreichen Zusätzen in der neuen, vierten Auflage frisch hinzugekommen sind der Abschnitt Seite 145—158: „Eine Zukunftsaufgabe der Pflegediakonie", und im Anhang Seite 174 fg. das „Vertragsschema für ein Diakonieseminar". Der evangelische Diakonieverein ist im Laufe des letzten Jahres abermals gewachsen an Umfang und Bedeutung, gleichzeitig damit auch seine Arbeit nebst deren Aufgaben. Und wie ein Hauptverdienst daran Zimmer's unermüdlichen Anregungen gebührt, so wird sein Büchlein auch in der neuen Gestalt der guten Sache zahlreiche neue Freunde zuführen.

B. Duhm's „Entstehung des Alten Testaments" (Nr. 4) ist eine am 6. November v. J. in Basel gehaltene Rede zur Rectoratsfeier und zur Einweihung der neuen Universitätsbibliothek. Neue Forschungsergebnisse wird man daher nicht erwarten dürfen. Aber die schon gesicherten unter diesem und jenem neuen Gesichtspunkt darzustellen und geschmackvoll auseinanderzulegen, ist auch ein nicht zu unterschätzendes Verdienst, und Duhm hat es verstanden, seinen Gegenstand so zu behandeln, daß nicht blos Theologen daraus Anregung und Belehrung schöpfen können.

Die Schriftchen von Graf Paul von Hoensbroech und F. B. Stubenvoll (Nr. 5 und 6) handeln vom Aberglauben, speciell dem religiösen, und wenn nur ersteres seinen Titel mit dem Zusatz versieht: „Ein Beitrag zur

Charakteristik des Ultramontanismus", so will doch das zweite nicht weniger einen solchen Beitrag liefern.

Es ist ein überaus trauriges Bild intellectueller Verwahrlosung, das uns da entrollt wird. Des unerhörten Miß Vaughan-Schwindels brauchen wir nicht erst ausführlicher zu gedenken. Auf gleicher Höhe steht die Aufforderung eines hochgestellten Geistlichen an die Miß Vaughan, eine junge Nonne, die behauptet, Jeanne d'Arc sei ihr erschienen, in ihren Ideen nach Kräften zu bestärken. Als in den achtziger Jahren Taxil's Roman „Die Drei-Punkte-Brüder" erschien, beeilte sich der Jesuit H. Gruber mit Genehmigung seines Ordens eine Uebersetzung zu liefern. In diesem Werk kommt auch eine angebliche freimaurerische Teufelsanrufung vor: „Hémen-Etan! Hémen-Etan! Hémen-Etan! . . El Ati! . . Titeip! . . Azia! . . Hin! Teu! Minosel! . . Achadon! Vai, vaa, Eyé! . . Aa! Eyé! Exe! . . A! . . El! . . El! . . El! . . A! . . Hy! . . Hau! . . Hau! . . Hau! . . Hau! . . Va, va, va, va! ++ Chavajoth! . . Aïe Saraye! Aïe Saraye! Aïe Saraye! . . Per Elohim, Archima, Rabur! . . Bathas super Abrac! . . Ruens superveniens Abeor! . . Super Aberer! . . Chavajot, Chavajot, Chavajot! . . Impero tibi per clavem Salomonis et nomen magnum! . . Schem-Hamm-Phorasch!" Das wurde von der ultramontanen Presse ebenso für baare Münze genommen, wie das in demselben Buche über den Möpse-Ritus der Frauen-Loge und in Taxil's „Schlüssel der geheimen Symbole" Berichtete. Wir müssen es uns versagen, auf den haarsträubenden Aberwitz noch weiter einzugehen, den Hoensbroech beibringt aus Görres' „Mystik", Liguori's „Herrlichkeiten Mariä", des Jesuiten Rosignoli „Wunderbare Ereignisse aus dem Jenseits", des Franciscaners Brognoli „Handbuch für Exorcisten", des münsterschen Docenten Bautz „Die Hölle", des Jesuiten Terwekoren „Ignatius-Wasser", des Redemptoristen Schmöger „Leben der ehrwürdigen Anna Katharina Emmerich", des Franciscaners Seiler „Leben der ehrwürdigen Crescentia Höß", den Jesuitenzeitschriften „Stimmen aus Maria Laach" und „Sendbote des göttlichen Herzens", des Jesuiten Lehmkuhl Aeußerungen über Verträge und geschlechtlichen Verkehr mit dem Teufel, der von dem Papst und dem Jesuiten Cardinal Steinhuber belobten Zeitschrift „Pelikan" u. a. Ueberall der gleiche abgründige Aberglaube, überall die gleiche Verbrämung des Aberglaubens mit vorgeblichen religiösen Interessen.

Während Paul von Hoensbroech uns an der Hand von Druckschriften durch das Wirrsal des religiösen Aberglaubens führt, bespricht der heidelberger altkatholische Pfarrer Stubenvoll seinen Stoff nach getrennten Abtheilungen: „Religion und Aberglaube im allgemeinen", „Aberglaube in deutschen Ländern", „Aberglaube in außerdeutschen Ländern", „Wunderglaube, Religion und Volksbildung".

Zum Schluß und nicht ohne ein gewisses Widerstreben bringen wir noch A. Matthes' Buch (Nr. 7) zur Besprechung: „Das Urbild Christi, in vier Theilen: Lehre, Charakter, Leben und Nachwirkung für die Gegenwart, nebst einer Einleitung in das Verständniß der Quellen, besonders des Neuen Testaments, nach den Ergebnissen der Wissenschaft und eigenen Forschungen", wie der langathmige Titel lautet. Wir haben es da mit einem unglaublich seichten, elenden Machwerk zu thun, dessen mehr als vierhundert Seiten zu Ende zu lesen keine geringe Ueberwindung kostet. Was für eine Sorte von Wissenschaft das sei, deren Ergebnisse hier verwerthet werden, ist noch leichter festzustellen, als worin die angeblichen eigenen Forschungen des Verfassers bestehen, es müßten denn damit die curiosen Spielereien mit kompaßähnlichen Figuren gemeint sein, wie sie Seite 45, 71, 196 abgebildet sind. Seite 40 und 41 finden sich allerhand hochtönende, nichtssagende Phrasen über die einzuhaltende Methode, und wie ein Urbild der Menschheit auch eine urbildliche äußere Form für seine Darstellung beanspruche. Im Verlaufe des Buches ist weder von Methode, noch von einer auch nur halbwegs genügenden, geschweige denn urbildlichen Darstellung etwas zu verspüren. Dazu soll das Buch für einen weitern Leserkreis bestimmt, also populär gehalten sein. Aber das muß ein sonderbares Publikum sein, das sich in diesem Gemengsel von hohlen Schlagwörtern und überflüssigen Fremdwörtern zurechtfindet. Großes Gewicht wird auf die Prüfung der Quellen gelegt, und dann werden unbesehen das vierte Evangelium sammt der Apokalypse und den Johannes-Briefen, der Jakobus- und Judas-Brief für echt, die Pauliniischen Briefe an die Epheser, Philipper, Kolosser und der zweite an die Thessalonicher für unecht erklärt. Seite 421 wird das altdeutsche Wort „Jul" mit „Jubel" zusammengestellt, Seite 288 „Bethanien" mit „Beth Nain", an anderm Ort „Salbaderei" von „Salve pater" abgeleitet, und religere soll bedeuten „gewissenhaft handeln". Kurz, es ist die oberflächlichste Halbbildung, die sich auf Schritt und Tritt breit macht, und die durch solche gelehrt aussehende unnütze Abschweifungen, wie die Seite 58 fg. über Einheit, Einfachheit, Vollkommenheit und Unbegrenztheit der menschlichen Erkenntnißthätigkeit oder die ebenso unnützen Erörterungen über die christlichen Hauptfeste Seite 420 fg. nichts weniger als verdeckt wird.

Sachlich ist es der wässerige Aufklärricht des Vulgärrationalismus seligen Angedenkens, was uns als funkelnagelneue Weisheit aufgetischt wird. Die geheilten Kranken der Evangelien waren danach nur eingebildete Kranke, der von Mutterleib Lahme der Apostelgeschichte war ein Heuchler, der sich nur verstellte, die Aussätzigen waren in Wirklichkeit blos mit einem ganz unschädlichen Ausschlag behaftet, die angeblich vom Tode Auferweckten im Starrkrampf liegende Scheintodte, außer Lazarus von Bethanien, dessen Auferweckung in Gegenwart einer großen, eigens dazu geladenen Menge die mit ihm und seinen Schwestern vorher abgekartete künstliche Veranstaltung einer öffentlichen Schaustellung war. Die Erscheinungen des Auferstandenen selbst waren Visionen. Die Heilun-

gen in die Ferne erklären sich ganz einfach aus dem zufälligen Zusammentreffen von allerhand günstigen Umständen, der Fisch mit dem Stater im Maul war ein beim Verkauf gut bezahlter Geldfisch, die sogenannten messianischen Verheißungen beruhen zum größten Theile auf Misverständniß. Jesu Wiederkehr löst sich, indem er in kühner, bildlicher Prophetensprache sich mit seinen Ideen und ihren Trägern in der zukünftigen Geschichte der Menschheit gleichsetzt, in das Aufkommen eines Reiches freier Sittlichkeit auf, wenn erst einmal die Menschheit in der Mehrzahl ihrer Glieder zur Besinnung kommen wird. Die göttliche Dreieinigkeit bedeutet die Thatkraft, die Liebe und die Wahrheit, der Heilige Geist ist der ideal gerichtete Mensch. Die pharisäische Forderung eines Zeichens wird von Jesus als Ehebruch gegeißelt, weil sie ein Bruch war „zwischen Gott Vater und Mutter Natur, d. h. der Gesetzmäßigkeit des Weltalls". Das Wahrzeichen des Kreuzes bezieht sich nicht vornehmlich auf Jesu Marterpfahl, sondern findet seine tiefere Deutung erst in dem über China, Aegypten, Aschantiland, Troas, ganz Europa und die Halbinsel Yukatan seit Urzeiten verbreiteten Symbol, das übereinstimmend fast überall Glück, Wohlsein, Heil bedeutet. Für die Fassung des Vaterunsers hat Jesu das mosaische Zehngebot vorgeschwebt. Die Begründung einer Kirche oder auch nur irgendeiner äußern Cultusgemeinschaft lag ihm so fern, daß er auch nicht einmal ein Abendmahl als sakramentliche Handlung eingesetzt hat.

Demnach wird denn auch die Frage, auf die in einem Leben Jesu alles ankommt, die Frage, inwiefern und inwieweit der geschichtliche Jesus mit dem idealen Christus zusammenfalle, einfach offen gelassen. Und doch hätte der Verfasser nach seiner Auffassung von Jesu ein solches Zusammenfallen auf das entschiedenste verneinen müssen. Denn was er über Jesu sittlichen Charakter zu berichten weiß, stellt diesen weit unter das Durchschnittsmaß auch nur eines rechtschaffenen Heiden. Schon daß Jesus den Verräther Judas, der zu einem reumüthigen Selbstmörder gestempelt wird, in die Zahl seiner Jünger aufnimmt, wirft einen dunkeln Schatten in die sonst lichten Einsichten des Meisters, beweist, daß die christliche Kirche sehr mit Unrecht ihrem Stifter Irrthumslosigkeit und Sündlosigkeit zuschreibt; vielmehr „muß der Mensch sich erst selbst erlösen, ehe er die Menschheit erlösen kann".

Dazu stimmt denn auch, was über Jesu Verhältniß zu den Frauen vorgetragen wird. Auch er muß die Fehltritte der Sinnlichkeit erst an sich durchgemacht haben, um sich über das Sinnliche hinaus zur reinen Geistigkeit zu erheben. Man lese Seite 180, 281 u. a., um einen Begriff zu bekommen, wohin eine schmuzige Phantasie führen kann. Wir wollen über solche Verirrungen kein Wort verlieren.

Und dieser Mann unterfängt sich, ein Leben Jesu zu schreiben, redet von einem Urbild Christi, will ein Vertreter sein des „freien, geistig-sittlichen Menschenthums"! Die Leser d. Bl. werden es uns Dank wissen, wenn die Berichterstattung hier abbricht und sie mit der Nachwirkung des Matthes'schen Zerrbildes verschont.

Karl Hallmann.

Rheinische und schwäbische Minnesinger.

Geschichte der Minnesinger. Von Fritz Grimme. Erster Band: Die rheinisch-schwäbischen Minnesinger. Paderborn, Ferdinand Schöningh. 1897. Gr. 8. 6 M.

Eine wirkliche Geschichte des Minnesanges zu schreiben ist keine leichte Aufgabe. Nicht nur daß es der Urtheilsfähigkeit und vieler Kenntnisse auf den verschiedensten Gebieten dazu bedarf, dem der deutschen Sprachgeschichte, der deutschen Mundartenkunde, dem der Beeinflussung unserer geistigen Rittercultur der Stauferzeit durch die romanische, dazu einer gründlichen Einsicht in die metrische und musikalische Entwickelung der mittelalterlichen Dichtung, ausgedehnter Belesenheit in den Geschichtsquellen — wichtiger als alles das, so unentbehrlich jedes ist, ist die historische Zucht, die in den Stand setzt, alle die Einzelzüge zu einem organischen Gesammtbilde zu vereinigen.

Viel weniger bedarf es, die Lebensschicksale der Minnesinger zu erzählen — und das blos hat sich Grimme zur Aufgabe gemacht, wenn es auch der etwas unklare Titel seines Buches zunächst verhüllt. Um seine kleinere Aufgabe zu erfüllen, mußte er nur über eine genaue Kenntniß der Dichtungen verfügen, um ihnen etwaige Züge oder doch Winke für die Lebensbeschreibungen seiner Helden zu entnehmen, und über eine möglichst umfassende Kenntniß des vorliegenden Urkundenmaterials, von dem ja bekannt ist, daß es uns den und jenen Dichter hier und da als Urkundenzeugen in dem Getriebe der politischen, der rechtlichen und wirthschaftlichen Welt zeigt.

Aber auch diese beiden Gebiete hat Grimme in seinen Lebensbeschreibungen rheinischer und schwäbischer Minnesinger nicht gleichmäßig berücksichtigt. Er stützt sich ganz überwiegend auf das Urkundenmaterial. Der Inhalt der Gedichte wird fast nur herangezogen, wenn dieses versagt, die sprachliche Form der Gedichte nur in der blassesten Weise. So sagt Grimme z. B. von dem Grafen Konrad von Kirchberg Seite 205: „Der nach der Sprache seiner Lieder Oberdeutschland angehörende Dichter kann nicht dem thüringischen Geschlechte (der Grafen von Kirchberg) entstammen, dessen Mundart sicher das sogenannte Mitteldeutsche war." Und wo es sich für ihn darum handelt,

das vielumstrittene Hausen festzustellen, das dem größten rheinischen Minnesinger, Friedrich von Hausen, den Namen gegeben hat, denkt er nicht daran, den für die Entscheidung dieser Frage so wichtigen mundartlichen Reim des Dichters frouwen: rouwen heranzuziehen.

Desto besser beherrscht er dafür das Urkundenmaterial. Er hat namentlich die in den letzten Jahrzehnten veröffentlichten Urkunden mit solchem Fleiße durchgearbeitet, daß er für die äußere Lebensgeschichte der zunächst behandelten Dichter eine ganze Anzahl nicht unwichtiger Daten zu Tage gefördert hat. Und auch das Verdienst gebührt ihm, daß er im ganzen mit Geschick den Versuch durchgeführt hat, die einzelnen Lebensläufe der Dichter „mit der großen Zeitgeschichte und den Verhältnissen ihrer engern Heimat in Verbindung zu bringen", wenn ihm dabei auch Trivialitäten unterlaufen, wie folgende Vertheidigung Kaiser Rudolf's gegen die leidenschaftlichen Angriffe des politisirenden Schulmeisters von Eßlingen: „Wol war er keine kühne trotzige Reckengestalt, aber er füllte seinen Platz aus und kam den Anforderungen gewissenhaft nach, welche man bei der Wahl an ihn gestellt, und als das Scepter schließlich seinen alten Händen entfiel, konnte er mit Recht von sich sagen, daß er voll und ganz seine Pflicht gethan." Mehr als dreißig Dichter, von Friedrich von Hausen bis auf Bruno von Hornberg und von Meinloh von Sevelingen bis auf Heinrich Offenbach von Isny, von den Tagen Barbarossa's bis in die Mitte des 14. Jahrhunderts, bespricht Grimme, prüft, was wir von ihrem Leben wußten, an seinen reichen Sammlungen und ergänzt es aus ihnen. Das letzte Viertel seines Buches bilden Urkunden und Regesten, ein stattliches Orts- und Personenverzeichniß schließt den Band.

Ein ausführliches Beispiel für die Behandlungsweise Grimme's sei der Minnesinger Goeli, wenn der Verfasser auch gerade bei diesem nur bis zu einem hohen Wahrscheinlichkeitsgrade vordringt. Noch als Wilhelm Wackernagel den ersten Band seiner schönen Literaturgeschichte zum zweiten male herausgab, war ein Träger dieses Namens nirgends nachgewiesen. Da nun Goeli's Lieder nur in der großen Heidelberger Handschrift unter seinem Namen überliefert sind, anderwärts aber unter Neithard's Namen, an den sie in der That mehrfach anklingen, hielt sich Wackernagel für berechtigt, den Namen und die Gestalt eines Goeli überhaupt zu streichen. Heute sind sechs Goeli bekannt, und es gilt also nun, zu suchen, ob auf einen von diesen die Beziehungen der Gedichte passen und auf welchen etwa. Leider sind derartige Beziehungen nur sehr wenig da: der Rhein wird erwähnt, die Hüte von Colmar, von einem Modeprotzen von Bauern heißt es: „sin kursit ist ein schampeneis" (sein Rock ist aus der Champagne), und endlich werden ein Weibel Kunz und min frou Bele genannt. Die beiden ersten Punkte weisen auf Südwestdeutschland, sodaß wir einen in einem Freisinger Urbar als dort ansässig erwähnten Goeli aus der weitern Behandlung wol ausscheiden können. Die drei letzten Punkte aber schrumpfen bei Lichte besehen in nichts zusammen. Zwei davon bezeugen nur die Zugehörigkeit der Dichtungen zu der von Neithard geschaffenen höfischen Spottpoesie auf die Bauern: Bele kommt als typischer Bäuerinnenname oft genug darin vor (die Anrede min frou ist der reine Spott) und der Vorwurf zu reicher fremder Trachten auf groben Bauernrücken und -schädeln ist auch einer ihrer stehenden Züge. Bleibt der Weibel Kunz. Kunz war schon damals — man denke an unser Hinz und Kunz — namentlich in niedern Schichten ein sehr verbreiteter, wenn nicht schon für sie typischer Name. Auch damit wird also wenig zu machen sein. Selbst wenn sich ein Weibel Kunz irgendwo nachweisen lassen sollte, wird man behaupten dürfen, daß in einem nicht zu großen Umkreise davon zehn Namensvettern in der gleichen Eigenschaft zu derselben Zeit herumgelaufen sein mögen.

In dieses Dunkel schien ein Licht zu fallen, als es gelang, gleichzeitig in Basel einen Weibel Namens Kunz und unter dem Adel der Stadt mehrere Goeli nachzuweisen. Der älteste, Konrad Goeli, von 1240 bis 1261 bezeugt, ist zu hohen geistlichen Würden emporgestiegen — das paßt schlecht zu Liedern im Tone Neithard's. Derselbe Grund, der geistliche Stand, läßt sich gegen den jüngsten, einen 1280 erwähnten Heinrich Goeli, geltend machen. Aber dessen Vater, der Edle Diethelm Goeli, paßt? Er begegnet achtmal in Baseler Urkunden von 1254 bis 1276, der Weibel von 1241 bis 1265! In der That, die Möglichkeit, hier den Dichter gefunden zu haben und das Original des von ihm erwähnten Weibels dazu, liegt vor. Mehr freilich nicht.

Neben diese Möglichkeit stellt Grimme nun eine andere. Er hat noch zwei badische Goeli in petto. Mit einem 1248 in Freiburg erscheinenden Conrad de Golins ist allerdings nichts anzufangen. Aber da ist endlich ein Vogt Goeli des Grafen Egino III. von Freiburg siebenmal in den Jahren 1273—89 bezeugt. 1286 am 4. Mai stellt er „selbst eine Urkunde aus, betreffend die Verzichtleistung des Konrad Berger aus Basel auf alle Ansprüche an das Kloster Thennenbach wegen eines Hofes zu Theningen". In Theningen war ein Dinghof, und in dem ersten Liede Goeli's ist von einem tinchof-tor die Rede. Dasselbe Theningen „ist noch heute durch seinen ausgedehnten Hanfbau bekannt, und vielleicht gerade mit Anspielung auf die Hauptbeschäftigung der Bauern daselbst singt Goeli im ersten Liede:

wil sich einer in dem hanfe iht sumen,
der bedarf zer rechten hant des dumen."

Dieses erste Lied ist es auch, in dem die werde (Inseln, Werder) bi dem Rine erwähnt werden.

Colmar liegt Freiburg näher als Basel, in der Gegend von Freiburg neigt der Rhein mehr zu Inselbildung als in der von Basel. Und wiegt den Weibel Kunz in Basel nicht das beziehungsreiche Theningen reichlich auf? Dazu kommt endlich noch der gegen die Bauern gerichtete Vers

si went (wollen) sich vor allen vögten frien,

der in dem Munde eines Vogtes ganz andere Farbe erhält als in dem eines vornehmen Städters. Bescheiden faßt Grimme zusammen: „Wenngleich ich nicht behaupten will, daß sämmtliche von mir beigebrachten Gründe volle und unumstößige Beweiskraft haben, so glaube ich doch, daß Vogt Goeli immerhin mehr Anrecht auf die Gedichte hat als der von Bartsch für den Sänger erklärte Diethelm Goeli." Ganz gewiß.

Rudolf Wustmann.

Neue Unterhaltungsliteratur.

1. Ein falsches Liebeslied. Novelle. Von Rudolf Golm. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1897. Gr. 8. 3 M.
2. Doctor Eisenbart. Familienroman. Von Agnes Harder. Berlin, Otto Janke. 1897. 8. 2 M.
3. Aus Mitleid. Roman. Von Konrad Telmann. Berlin, Otto Janke. 1897. 8. 2 M.
4. Gespenster der Erinnerung. Von Ottilie Siebenlist. Zürich, Verlag von Stern's „Literarischem Bulletin der Schweiz". 1897. 8. 1 M.
5. Sklaven der Feder. Roman. Von Reinhold Günther. Berlin, Carl Duncker. 1897. 8. 4 M.
6. Nichts. Roman. Von Ida Boy-Ed. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 1897. 8. Geb. 5 M. 50 Pf.

Rudolf Golm (Nr. 1) hat bereits zwei Romane geschrieben. Wer die schlechte Melodie seines „Falschen Liebeslieds" hat erklingen hören, dem wird es nach weitern Compositionen Golm's kaum gelüsten. Er gehört zu den Erzählern, die nie eine eigene Note haben, nie eine eigenartige Zeile schreiben, deren Erzählungstalent aber dahinplätschern kann, einförmig wie Sommerregen und ebenso fruchtbringend. Er wird einmal ein sogenannter „beliebter" Erzähler werden und zu jener großen Gruppe gehören, die Literatur machen, aber keine Poesie.

Er zeichnet einen reichen Nichtsthuer hin, der sich langweilt. Dieser kennt alles, weiß alles; ihm ist alles — ich muß hier berlinisch reden — „Hefe". Was thut Golm, um uns so einen blasirten Globetrotter glaubhaft zu machen? Er reiht ein Dutzend Schlagworte aneinander: Socialdemokratie, radicale Aristokratie, pedantischer Naturalismus, mystischer Symbolismus, und fügt die Worte hinzu: „Für all das hatte er sich im Laufe der Jahre abwechselnd schrankenlos begeistert." Damit ist die „fürchterlichste Blasirtheit" genügend begründet, und nun folgt der zweite originelle Streich: wie wird unser Held seine Blasirtheit los? „Eines Tages kam es zwischen all diesen mislichen Erwägungen plötzlich wie eine Erleuchtung über ihn: Ehe, Ehe! Er jubelte auf. . . . Das war das Neue. . . .!" Ich meine, dieses „Neue" hätte selbst der Bauer mit den berühmten großen Kartoffeln gefunden, ohne aufzujubeln. Nun beginnt die Suche nach einer Frau. Im hochmodernen Badeort, wo Männlein und Weiblein zusammen baden, sieht er zwei Schwestern, verliebt sich in eine und verlobt sich mit ihr; dann liebt er flugs die kleinere Schwester, und die Folge ist: Entlobung, Verlobung und Hochzeit. Und der Ehemann glaubt fest, daß er nun doch wieder Nummer 1 liebt.

Jeder Stoff verlangt seine Atmosphäre. So närrisch dieser hier ist, bei richtiger Behandlung, unter ironisch-tragischer Beleuchtung hätte er wirksam ausgestaltet werden können. Einmal wagt Golm anzudeuten, daß der Held andern Sinnes wird, sobald er die beiden Damen im Bade-, Reise-, Touristen- und Ballcostüm sieht. Die Linie am Weibe läßt seine Liebe steigen und fallen. Erschütternd hat ja Tolstoi's „Kreutzersonate" dieses Problem berührt: die Abhängigkeit der männlichen Leidenschaft von den Linien am Weibe, die so oft nur Kunstwerke der Schneiderinnen sind. Nicht läppisch darf dieser heikle Stoff behandelt werden, wie bei Rudolf Golm, bei dem der Held durch Pluderhosen bedenklich afficirt wird, sondern mit feinster Psychologie und ernster Kunst.

Daß Golm sein Buch selber hoch einschätzt, verarge ich ihm nicht. Er hat nämlich immer nur eine Seite bedrucken lassen, und er hat es auf dem Gewissen, wenn lustige Kritiker ihrerseits die 146 leeren Seiten ein wenig mit Bemerkungen füllen.

Agnes Harder's (Nr. 2) neuer Roman steht künstlerisch um keinen Deut höher als das Buch Golm's. Es steckt nur mehr Beobachtung drin, ja einzelne Züge aus dem geschäftigen Stillleben der Kleinstadt sind erfreulich, aber das Ganze ist doch nur ein großes Knäuel Wolle, aus dem die gewandten Finger einen „spannenden" Familienromanstrumpf zurechtstricken. Dörte Wendenburg aus Stettin besucht ihre verheirathete Freundin, die einen Rechtsanwalt in einer ostpreußischen Kleinstadt geheirathet hat. Das Leben und Treiben in diesem Nest, die Typen seiner Bewohner, eine Liebelei zwischen Dörte und einem lockern Amtsrichter, schließlich ihre Liebe zum angejahrten Doctor Eisenbart-Völker, das ist der Inhalt der dreihundert Seiten. Agnes Harder ist nicht ungeschickt in der Erfindung von Episoden, die ein neues Kapitel füllen; sie hat eine Reihe Nebenhandlungen eingeführt, um das Interesse zu erhöhen; aber das stoffliche Element überwiegt weitaus, und so ist ihr Buch an Handlungen reich, aber an Feinheit, Charakteristik, namentlich an Poesie arm geworden. Eine Dichterin steckt in Agnes Harder anscheinend überhaupt nicht. Und wie leicht hat sie sich ihr Motiv zurechtgelegt! Ihre Dörte ist ein so vollkommener Engel; mit Gefühl und Thränen ist sie so leicht bei der Hand! Daß sie das kleine Städtchen auf den Kopf stellt, ruft uns jede Seite entgegen; wie das humoristisch-ernsthafte Kleinstadtleben aber ihr erscheint, wird

nicht erwähnt. Schließlich wirbeln Handlung und Personen so wirr durcheinander, daß die Verfasserin Dörte wieder nach Hause schickt, ihr drei Jahre Ruhe gönnt, bis sie in Heringsdorf dem Amtsrichter einen Korb und dem Doctor Eisenbart die Hand reicht.

Kaum höher steht der Roman „Aus Mitleid" (Nr. 3) des unlängst verstorbenen Konrad Telmann. Das war ein fleißiger Schriftsteller, der manchmal sich zu den Höhen der Poesie erhob, nie in die Tiefen der flachen Erzählungsliteratur hinabsank. Zwei Gruppen lassen sich in der Fülle seiner Werke unterscheiden. Die eine lehnt sich an Gutzkow-Spielhagen an und ist bemüht, aus dem Sturm und Streit des Tages Probleme herauszugreifen und sie im Widerspiel von Personen und Schicksalen nach verschiedenen Seiten hin zu beleuchten. Redliche Parteinahme ist häufig. Die andere Gattung ist lediglich Produkt einer geschickten Fabulirkunst, die nur dann geadelt werden kann, wenn ein Strom voller Poesie hindurchgeht. Während Telmann im Problemroman begründete Erfolge errungen hat, war ihm das Letzte und Höchste, die Poesie des Intimen, nur selten erschlossen. Der vorliegende Roman gehört zur zweiten Gattung. Er hat sich eine Aufgabe psychologischer Art gestellt, indem er darzustellen versucht, wie ein junges schönes Weib, das einen Schwindsüchtigen aus Mitleid ehelicht, sich nach und nach zu wirklicher Liebe durchringt. Die Aufgabe war für seine mehr auf äußere Handlung angelegte Begabung zu groß. Psychologische Analysen müssen zwingend auf den Leser wirken; das Ende muß consequent gedacht sein, aber bei Telmann wirkt es ganz überraschend. Es hätte nach der vorhergehenden Katastrophe auch ganz anders ausfallen können. Gänzlich unpoetisch und unanschaulich ist die Schilderung der italienischen Landschaft; da ist auch nicht ein Ausdruck, der überrascht, nicht ein Bild, das haftet. Ich habe früher gedacht, daß kranke Poeten wie Telmann so sehr von ihrem Innenleben in Anspruch genommen werden, daß sie für die Außenwelt wol viel Empfänglichkeit, aber nur ein ungeübtes Auge besitzen. J. P. Jacobsen — der unerhört Ueberschätzte — hat mich eines bessern belehrt. Nicht übel ist die Darstellung der internationalen Kreise Palermos, wenn sie auch etwas nach Caricatur aussieht. Hier hat Telmann mit wenigen Strichen Charaktere entworfen, während die Hauptfiguren eindruckslos wie Schatten am Auge vorübergleiten. Alles in allem eine Leistung von geringem literarischem Werth.

In den kurzen Novellen, die Ottilie Siebenlist (Nr. 4) in ihrem Bändchen vereinigt hat, gibt sich eine literarische Begabung von eigenthümlichem Gepräge zu erkennen. Weder die schlechten Eigenschaften der Schriftstellerinnen, noch die ihrer männlichen Collegen stören in dem Büchlein, sondern männliche Unerbittlichkeit und weibliche Schmiegsamkeit vereinigen sich und machen die Novellen interessant. In allen schweben die Gespenster der Vergangenheit in die Gegenwart hinein, und alte Schuld findet frische Sühne. Ganz deutlich ist der Einfluß französischer Muster zu spüren, namentlich Maupassant scheint die Verfasserin genau studirt zu haben. Die junge Frau, die ihrem Geliebten das erste sündige Rendezvous gewährt und in deren Armen er einem Herzschlag erliegt, hat ihre Schwestern in den Werken dieses echten Galliers, wenn auch Ottilie Siebenlist nicht über die gleiche knappe und strenge Darstellungsform verfügt. Weiche Töne schlägt sie nicht an, Sentiments stehen ihr näher als Empfindungen, Sentimentalität näher als Gemüth, nichtsdestoweniger hinterlassen die meisten der kurzen Geschichten einen so starken Eindruck, daß er die Lektüre des Büchleins lohnend macht.

Reinhold Günther's Erzählung (Nr. 5) gehört zu jener unangenehmen Gattung von modernen Romanen, bei denen das stoffliche Element modern ist, das poetische aber gänzlich fehlt. Modern sind die Typen, die Günther schildert, auf jeden Fall, denn in ihren Eigenschaften und Handlungen sind sie gewißlich aus unserer Zeit heraus geboren, auch die Hand voll Ideen, die diese Journalistenclique zum besten gibt, haben modernes Gewand an. Aber merkwürdig! Wie unmodern erscheinen uns diese Sklaven der Feder, dieser widerliche Zeitungsverleger, dieser Legationsrath u. s. w.! Das rührt daher, weil sie nicht individuell aufgefaßt und angeschaut, sondern nach Schablonen gearbeitet sind. Es ist höhere Reporterei, die Günther darbietet, keine Kunst, keine Poesie. Wer viele Dutzend Romane gelesen hat, stattet von selbst jede Figur mit gewissen Eigenschaften aus, aber diese typisirende Charakteristik kann sich jeder Macher aneignen, indeß ein Poet immer auf das Besondere ausgeht. Einmal, in der Gestalt einer jungen Schriftstellerin, die Reporterdienste thun und Nachtcafés besuchen soll, hätte Günther seine Kunst erproben können; aber jeder Stümper hätte seine Erfindungsgabe übertroffen und jeder Reporter ihre Abenteuer nicht schlechter erzählt. So bildet sein Buch eine unerfreuliche Bereicherung jener modernen Literatur, die keine künstlerischen, auch nicht sittliche Ziele verfolgt, sondern in roher Weise den Stoffhunger der Masse befriedigt. Daß das Buch schlecht ausgestattet ist und auseinanderfällt, verdient noch bemerkt zu werden.

Ende gut, alles gut. — Wiederum muß ich Ida Boy-Ed (Nr. 6) reichlichen Lorber darreichen. An dieser Stelle habe ich ihrem Roman „Die Lampe der Psyche" eine besondere Stelle anweisen müssen, weil sich darin feines weibliches Empfinden mit vornehmer reifer Kunst gepaart hat. Und auch der neue Roman „Nichts" steht auf gleicher Höhe. Wie in der „Lampe der Psyche" ist auch hier ein trefflicher Gedanke der Mittelpunkt des Romans; aber er wird nicht in kühlem Lehrton vorgetragen, sondern mit dem Griffel des Künstlers hat sie die Grundidee in die Herzen der Helden geschrieben und läßt sie nur für ganz feine Augen am Schlusse des Buches hindurchschimmern. Sie nimmt gern zur Frauenfrage das Wort, aber doch in ganz anderer Weise wie die meisten ihrer Colleginnen.

Niemals docirt sie; die Worte „Frauenfrage", „Frauenemancipation" fallen einem nicht wie Steine vor die Füße, sondern ein Weib hat allerhand Erlebnisse innerer und äußerer Art, und in ihren Empfindungen und Ideen spiegeln sich große Kämpfe und größere Anschauungen wieder. Die junge Claudine von Ahlefeld, die den verwundeten Offizier von Brandow geheirathet hat, muß immer gegen den Trübsinn ihres Mannes ankämpfen, der meint, nur wenn er sich als Kraft, als Herrscher geberde, könne ihn sein Weib lieben. Kein Jüngling, der nicht daran glaubt, daß nur über Furcht, Bewunderung und sklavische Anbetung der Weg zur „wahren" Liebe führe! Wie unendlich fein überzeugt das junge Weib ihren Mann, daß sein Ideal unreif ist, daß Liebe nicht Herrschen und Knechten ist, sondern ein unerschöpfliches Geben und Nehmen, ohne jegliche Abrechnung! Und so wächst sich dieser Roman immer mehr zu einem Hoheliede der sittlichen Kraft weiblicher Aufopferung aus. Wie eine große Milde liegt es auf diesem Werke; herbstlicher sonniger Himmel blaut darüber, aber nicht der Herbst, der vom Sterben kündet, sondern der von Reife, Fülle und Segen zeugt. In wundervollem Contrast zu dieser klaren und klugen Kunst steht das zeitliche Milieu, das Ida Boy-Ed sich gewählt hat. Menschen und Schicksale aus dem Jahre 1848 zeichnet ihre Kunst, und der Donner des Straßenkampfes tönt grell in das Idyll im Hause der Frau von Ahlefeld hinein. Wenn auch die Schilderung des großen socialen Hintergrundes nicht sehr individuell ausgefallen ist, so ist dafür die Charakteristik der Gestalten um so trefflicher gelungen. Man hat den Eindruck, als ob hier Wollen und Können ohne Rest ineinander aufgegangen seien, eine Erscheinung, die ungemein selten ist.

Ludwig Jacobowski.

Feuilleton.

Nachdem vor einiger Zeit Georg Steinhausen über den Wandel des deutschen Gefühlslebens ein kleines, aber inhaltreiches Schriftchen veröffentlicht hat, unternimmt es jetzt Wilhelm Rudeck in seinem Buche „Die Liebe" („Cultur- und moralhistorische Studien über den Entwickelungsgang deutschen Gefühls- und Liebeslebens in allen Jahrhunderten", mit zahlreichen Illustrationen, Leipzig, Gustav Weigel, 1897), die Geschichte eines einzelnen moralischen Gefühls zu verfolgen, und zwar desjenigen, das am tiefsten in alle menschlichen Verhältnisse eingreift. Der Verfasser bietet nicht eigene gelehrte Forschung, sondern hält sich an eine Auswahl gediegener Werke, die er gewissenhaft anführt und mit Wahrung des eigenen Urtheils benutzt. Am ausführlichsten verweilt er bei der ritterlichen Zeit und behandelt hier nicht nur die deutschen Zustände, sondern auch die französischen, weil ihm hier die reichsten Fundgruben zur Verfügung stehen, Werke wie Weinhold's „Deutsche Frauen" einerseits und Diezens Bücher über das Leben und die Werke der Troubadours andererseits. Wenn er dann auch im Gegensatz zur ritterlichen Liebe die bürgerliche Liebe der spätern Zeit behandelt, so können wir ihm doch nicht zugeben, daß er damit eine wirkliche Geschichte der Liebe in neuerer Zeit gäbe. Dazu sind seine Ausführungen, die hier wiederum an schon vorhandene Bücher anknüpfen, doch nicht eindringend genug. Auch können wir ihm nicht zugeben, daß er den Gefühlswandel, der sich zwischen den genannten Zeiten vollzog, in jeder Beziehung überzeugend dargethan habe. Zur Erklärung der specifisch ritterlichen Liebe führt er Folgendes an: „Eine Fülle von Bildungsmaterial gab dem Geiste neuen und höhern Aufschwung. Die Ritter wurden die Träger dieser geistigen Cultur: aus rein irdischen Interessen hoben sie sich empor zu hehren, erhabenen Idealen. Aber nur ihre Frauen, nicht ihre Töchter, vermochten einen ähnlichen Aufflug zu nehmen und das mitzufühlen, was die entflammende Seele des Ritters bewegte. Die Mädchen blieben in ihrer Kemenate, stumpf auf die Alltäglichkeit niedriger häuslicher Beschäftigung beschränkt und ängstlich vor jeder Berührung mit dem pulsirenden Leben bewahrt. Was hätten die jungen Mädchen dem länderkundigen, feingebildeten Manne bieten können, was dem hochsinnigen Ritter, dessen Ehrgeiz nicht nur das Tournier (!) mit den Waffen, sondern auch der geistige Weltkampf (!) in den schönen Künsten erfüllte?" In diesen Worten liegt gewiß etwas Wahres, aber insofern irrt der Verfasser, als er ausschließlich verheirathete Frauen als Gegenstand der ritterlichen Liebe annimmt. Wäre das richtig, so wäre die ritterliche Liebe durchaus unsittlich, und darüber würden uns auch Wendungen nicht hinweghelfen, wie die des Verfassers: „Was auf den ersten Blick vom Standpunkte unserer heutigen Moral als verwerflich erscheint, wird bei solcher Betrachtung zu einem nothwendigen Gliede in dem Ringe der seelischen Culturgüter ritterlicher Zeit." Nun aber fehlt es keineswegs an Spuren gesunderer Gefühlsregung in jener Zeit. So hat sich in einer 1895 erschienenen Schrift Reinhold Becker mit Erfolg bemüht, Spuren der Mädchenminne im Minnesange nachzuweisen. Unter diesen Umständen muß unsere Auffassung von dem weitern Verlauf der Sache gleichfalls von der des Verfassers abweichen. Im übrigen ist er erfüllt von der Würde des behandelten Gegenstandes, und hofft mit seinem für die weitesten Kreise geschriebenen Buche „in unserer Zeit der Herrschaft materiellen Sinnes die Freude und Begeisterung für das köstlichste aller Ideale zu stärken und zu heben". Mit Rücksicht auf das in Aussicht genommene große Publikum hätte er an manchen Stellen sich etwas deutlicher äußern können. Nicht verständlich ist in seinem Schlusse folgender Satz: „Blos haben wir in solchen Maximen nichts Feststehendes zu sehen, wie das Beispiel älterer Disciplinen beweist, sondern etwas Modellirbares." Die beigefügten Bilder, recht verschieden in der Ausführung und zum Theil wenig gelungen, sind ein buntes Allerlei und stehen oft in keiner Beziehung zum Texte. Sie können nicht gerade als eine vornehme Zuthat des Buches angesehen werden.

— „Kleine Gespräche", Betrachtungen und Bilder, ist ein Schriftchen von H. von Haugwitz betitelt (Breslau, Ed. Trewendt, 1896). Es handelt unter den Rubriken „Der gute Ton", „Gastfreundschaft", „Schule", „Gesellschaft", „Dienstboten und Herrschaft", „Haus" über alle möglichen Fragen des menschlichen Lebens. Der Verfasser, offenbar ein erfahrener Mann, spricht manchmal als Edelmann, öfter als Mensch schlechthin. Vieles was er dem Leser ans Herz legt, ist sehr wahr, aber doch auch recht billige Weisheit. Einzelnes erhebt sich über das Niveau

des Gewöhnlichen, und ist durch Anführung wirklicher Vorkommnisse gewürzt. Bietet auch die Schrift nichts wesentlich Neues, so ist es doch für jeden Menschen von Zeit zu Zeit angezeigt, sich die gewöhnlichen Regeln über den Verkehr mit Menschen ins Gedächtniß zurückrufen zu lassen. In dem Abschnitte über die Schule redet der Verfasser von den Verhältnissen vor dreißig bis vierzig Jahren, und gibt darauf der Hoffnung Ausdruck, daß jetzt mit mehr Verständniß verfahren werde als damals. Bei dieser Einschränkung des eigenen Urtheils kann man sich nur wundern, daß er andererseits im Anschluß an einzelne herausgegriffene Beobachtungen wieder recht bittere Bemerkungen über moderne Schulverhältnisse macht.

— Wilhelm Herbst's „Hülfsbuch für die deutsche Literaturgeschichte" liegt jetzt in siebenter, vollständig umgearbeiteter Auflage vor, Emil Breuning hat sie besorgt (Gotha, F. A. Perthes, 1897). Im ganzen genommen entschieden verdienstlich, über den alten Umfang des Büchleins übrigens weit hinaus wachsend, leidet sie doch daran, daß der Verfasser zu der ältern Literatur bei weitem nicht das nahe Verhältniß hat wie zu der neuern. In den Anmerkungen sind uns überdies eine ziemliche Menge flüchtiger und veralteter Angaben aufgefallen, wie „Des Minnegesangs Frühling", ein Werk, von dem, wie von Bartsch's „Liederdichtern", nur die erste Auflage genannt ist; auch in der spätern Zeit fehlen wichtige neue Ausgaben, während veraltete dastehen, z. B. ist weder Erich Schmidt's und Suphan's Ausgabe der „Xenien", noch Spanier's Ausgabe der „Narrenbeschwörung" erwähnt, Boas und Goedeke aber angeführt. Besonders scheint es der Herausgeber auf die Vornamen abgesehen zu haben: aus Anton Schönbach macht er Arnold Schönbach, aus Franz Kern Johannes Kern, aus O. Behaghel A. Behaghel und aus dem Herausgeber d. Bl. einen C. von Heinemann.

— Als 8. Heft des Bandes XXI der von E. Freiherrn von Ungern-Sternberg und H. Dietz herausgegebenen „Zeitfragen des christlichen Volkslebens" (Stuttgart, Chr. Belser'sche Verlagshandlung, 1896) ist um die Jahreswende eine Abhandlung „Ueber die Wirren im Orient" von Jakob Ernst erschienen, die angesichts des inzwischen ausgebrochenen Conflicts zwischen Türkei und Griechenland ein vermehrtes Interesse in Anspruch nehmen darf. Alles, was da über die türkische Miswirthschaft mitgetheilt wird, gestaltet sich zu einer Anklage der europäischen Großmächte und ihrer diplomatischen Vertreter im Orient. Was ist aber zu thun? Jeder Versuch, liberale Anschauungen in das öffentliche Leben des Orients einzuführen, ist von vornherein aussichtslos, könnte sogar nur als ein gewisses Zeichen der beginnenden Zersetzung angesehen werden. Unter allen Umständen gebietet schon die Christenpflicht, Metzeleien, wie sie in Armenien und anderwärts vorgekommen, nachdrücklich, nöthigenfalls unter Anwendung von Gewalt, entgegenzutreten. Demnächst ist die Besiedelungsfrage in den heute noch dem Großtürken unterworfenen Gebieten Vorderasiens ins Auge zu fassen. Endlich ist dem jüdischen Einfluß zu wehren, der sich überall im Orient zum Schaden einer gesunden Entwickelung geltend macht. — Das sind freilich nur sehr allgemein gehaltene Vorschläge. Aber der Wirrwarr dort ist auch so groß, daß es rein unmöglich ist, bestimmtere Pläne zu fassen, und daß insbesondere Deutschland vor einem unzeitigen Eingreifen in den Gang der Dinge sich zu hüten hat.

— Uhland's Gedichte sind zwar, seitdem die Werke dieses Dichters freigegeben sind, in zahlreichen Ausgaben erschienen, gleichwol ist die aus dem Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart (1897) nicht überflüssig. In schmuckem Einband, auf gutes Papier gedruckt, mit einer Einleitung von Dr. Bertold Pfeiffer versehen, dürften Uhland's Dichtungen zu dem geringen Preise von 3 Mark ein vielen willkommenes Geschenk sein. Wir empfehlen darum diese Ausgabe auf das angelegentlichste.

— Von Jiriczek's „Deutscher Heldensage" („Sammlung Göschen", Band 32 [Leipzig, Göschen'sche Verlagshandlung, 1897]) ist nach kurzer Zeit eine zweite Auflage nöthig geworden. Das Buch ist bei seinem ersten Erscheinen in d. Bl. bereits empfohlen worden. Die neue Auflage stellt sich in mehrfacher Hinsicht als eine verbesserte dar. Abgesehen von einzelnen Zusätzen und Erweiterungen ist im Kapitel von der Dietrichs-Sage ein Abschnitt, „Wittich's Ausfahrt zu Dietrich", hinzugekommen. Außerdem ist das Buch mit drei lehrreichen Tafeln versehen, die die Holzthüren von Hylleſtad, den Ramsund-Stein und die Wieland-Scene auf dem angelsächsischen Runenkästchen vorführen. So sei das Büchlein abermals besonders den Schülern höherer Lehranstalten, aber auch sonst den Gebildeten empfohlen, die für die deutsche Heldensage Interesse haben.

— Von dem zweiten Jahrgange der von Karl Henckell herausgegebenen „Sonnenblumen" liegen die Nummern 9—12 vor (jährlich 24 Nummern, Preis des Jahrgangs 2 M. 25 Pf., einzelne Nummer 10 Pf. [Zürich, Karl Henckell u. Comp.]). Sie enthalten Gedichte von Shelley, Lenau, Carl Spitteler, Maria Janitschek, und seien wie die frühern Nummern angelegentlich empfohlen. Daß man dabei nicht immer mit der getroffenen Auswahl einverstanden zu sein braucht, ist schon früher gesagt worden. Was Henckell von den Dichtern bietet ist jedenfalls werthvoll, ob es immer das anerkannt Schönste und Beste bringt, ist eine andere Frage. Von Nr. 10 ab ist jeder „Sonnenblume" ein Anzeiger beigegeben, der sich ausführlich mit dem betreffenden Dichter beschäftigt, und außerdem Anzeigen sowie eine „Sonnenblumenpost" enthält.

Bibliographie.

Bethusy-Huc, Valeska Gräfin, Glückskinder. Roman. Berlin, Schall u. Grund. 8. 3 M.

Bulthaupt, H., Das Friedenshaus. Eine Sonderlingsgeschichte aus der Gegenwart. Leipzig, H. Haessel. 8.

Das neue Universitätsgebäude zu Würzburg. Baugeschichte und Einweihungsfeier. Würzburg, Stahel'sche Hof- u. Universitätsbuchhandlung. Folio. 3 M.

Genschen, O. F., Zu den Sternen. Roman. Berlin, Gebrüder Paetel. 8. 5 M.

Hanstein, A. von, Ibsen als Idealist. Vorträge über Henrik Ibsen's Dramen. Leipzig, Georg Freund. Gr. 8. 4 M.

Jastrow, H., Das Recht der Frau nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch. Dargestellt für die Frauen. Berlin, Otto Liebmann. 8. Geb. 2 M. 80 Pf.

Köhler-Haußen, F. E., Kleine Geschichten. Leipzig-Reudnitz, August Hoffmann. 8. 1 M.

Liebich, C., Im Abgrund. Socialer Roman. Berlin, Vaterländische Verlagsanstalt. 8. 2 M. 50 Pf.

Lübke, H., Volkslieder der Griechen. Zweite Auflage. Berlin, S. Calvary u. Comp. 8. 2 M. 50 Pf.

Procházka, R., Freiherr, Arpeggien. Musikalisches aus alten und neuen Tagen. Dresden, Oscar Damm. Gr. 8. 3 M.

Ruland, W., Die Handelsbilanz. Eine volkswirthschaftliche Untersuchung. Berlin, Otto Liebmann. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Spamer's illustrirte Weltgeschichte. Band IX: Geschichte der neuesten Zeit. II. Theil: Von dem Beginne des nationalen Kampfes gegen Napoleon I. bis zum Kaiserthum Napoleon's III. Leipzig, Otto Spamer. Gr. 8. 8 M. 50 Pf.

Stein, K. H. von, Vorlesungen über Aesthetik. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. Gr. 8. 3 M.

Unterwegs und Daheim. Vierte Serie. 1) Vom Orient zum Occident. Von Kerimée Hanoum. 2) Streifzüge im Süden. Von E. Freund. 3) Kleinstädtische Geschichten. Erster Band. Von E. Gnade. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- u. Verlagsanstalt v. S. Schottlaender. Schmal 8. Jeder Band 75 Pf.

Westenholz, F. von, Idee und Charaktere in Shakespeare's „Julius Cäsar". Stuttgart, Fr. Frommann's Verlag (E. Hauff). Gr. 8. 75 Pf.

Wundt, W., System der Philosophie. Zweite umgearbeitete Auflage. Leipzig, Wilhelm Engelmann. Gr. 8. 12 M.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von **F. A. Brockhaus** in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dichtungen von Friedrich von Bodenstedt.

Aus dem Nachlasse des Mirza Schaffy.

Neues Liederbuch.

Miniatur-Ausgabe. 17. Auflage. Geb. mit Goldschnitt 4 M. 50 Pf.
Volks-Ausgabe. 16. Auflage. Geb. 2 M.
Octav-Ausgabe. 13. Auflage. Geb. mit Goldschnitt 6 M.
Pracht-Ausgabe. 4. Geb. 12 M., in Pergament 20 M.

Ein Seitenstück zu den „Liedern des Mirza Schaffy"; wie diese ein unerschöpflicher Quell heiterer, in anmuthigstem Gewande erscheinender Lebensweisheit.

Aus Morgenland und Abendland.

Neue Gedichte und Sprüche.

Dritte Auflage. Gebunden mit Goldschnitt 3 M.

Neben Vorläufern des Mirza-Schaffy und anderen Dichtungen aus dem Morgenlande bietet diese Sammlung auch die Bilder, Eindrücke und Stimmungen, welche der Dichter während seines Aufenthalts in Amerika in sich aufnahm, in poetischer Gestalt dar.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Kunst

im Zusammenhang der Culturentwickelung und die Ideale der Menschheit.

Von

Moriz Carriere.

Dritte Auflage.

Fünf Bände. 8. Geh. 56 M. Geb. 63 M. 50 Pf.

Inhalt:

1. Band: **Die Anfänge der Cultur und das orientalische Alterthum** in Religion, Dichtung und Kunst. Geh. 10 M. Geb. 11 M. 50 Pf.
2. Band: **Hellas und Rom** in Religion und Weisheit, Dichtung und Kunst. Geh. 10 M. Geb. 11 M. 50 Pf.
3. Band: **Das Mittelalter** in Dichtung, Kunst und Wissenschaft. (1. Das christliche Alterthum und der Islam. 2. Das europäische Mittelalter.) Geh. 14 M. Geb. 15 M. 50 Pf.
4. Band: **Renaissance und Reformation** in Bildung, Kunst und Literatur. Geh. 11 M. Geb. 12 M. 50 Pf.
5. Band: **Das Weltalter des Geistes im Aufgange.** Literatur und Kunst im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert. Geh. 11 M. Geb. 12 M. 50 Pf.

Jeder Band ist auch einzeln käuflich.

Carriere's Geschichte der Künste in ihrer Wechselwirkung und ihrem Zusammenhange mit der Lebensentwickelung der Menschheit ist als eins der werthvollsten Werke unserer Literatur anerkannt. Dem Künstler, Philosophen, Sprach- und Geschichtsforscher wie jedem Gebildeten bietet es eine Fülle anregender Gedanken und umfassender Gesichtspunkte: denn es zeigt, wie die Stimmungen und Ideen der Völker und Zeitalter in Bauten und Bildwerken, in Musik und Poesie Form und Gestalt gewinnen, und betrachtet die Kunstschöpfungen als Denkmale der Geschichte des menschlichen Geistes. Alle fünf Bände liegen bereits in dritter vermehrter Auflage vor; dem fünften Bande ist ein Generalregister zum ganzen Werke beigefügt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die Insel Capri.

Idylle vom Mittelmeer
von
Ferdinand Gregorovius.

Dritte Auflage. 8. Cart. 1 M. 80 Pf.

Diese elegante Separatausgabe der classischen Schilderung von Capri aus Gregorovius' „Wanderjahren in Italien" ist nach dem Wunsche des Dichters zunächst bestimmt, von den Besuchern Italiens mitgeführt zu werden; sie empfiehlt sich aber durch ihre zierliche Ausstattung auch für den heimischen Büchertisch und ist bereits die dritte Auflage dieser Separatausgabe zur Ausgabe gelangt.

Ein Pendant zu obiger Schilderung ist:

Korfu.

Eine ionische Idylle.
Von
Ferdinand Gregorovius.

Zweite Auflage. 8. Cart. 1 M. 80 Pf.

Gregorovius entwirft in dieser Skizze ein anmuthiges Bild von Korfu, jenem ionischen Eiland, das mit dem doppelten Reize griechischer Natur und homerischer Mythe geschmückt ist.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

In Freud und Leid.

Letzte Lieder
von
Julius Sturm.

8. Geb. m. Goldschnitt 3 M.

„In Freud und Leid" ist die letzte Gabe, die Julius Sturm aus dem reichen Schatze seiner dichterischen Schöpfungskraft dem deutschen Volke bietet. Sie hat gleich seinen frühern Dichtungen überall willkommene Aufnahme gefunden, wo religiöse Gefühle und die Liebe zum Vaterlande in deutschen Herzen Platz haben, und wird allen in Freud und Leid ein Genuß und eine Erhebung sein.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsere Kolonien: Land und Leute

geschildert von
Dr. Berthold Volz.

Mit 72 Abbildungen und 2 Karten.
Geh. 5 M. Geb. 6 M. 50 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig (Querstr. 16).

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer.
Preis vierteljährlich 7 M. 50 Pf.,
jährlich 30 M.

Nr. 23.

Leipzig,
3. Juni 1897.

Inhalt: Emanuel Geibel. Von J. Wychgram. — Aus der historischen Literatur. Von Horst Kohl. — Neue Schriften zum Buch- und Bibliothekswesen. Von A. L. Jellinek. — Philosophisches. Von Bernhard Münz. — Zu Thomas Murner. Von Rudolf Wustmann. — Frauenliteratur. Von Ernst Roeder. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Emanuel Geibel.

Der größte deutsche Lyriker seit Goethe's Tode ist von den Gebildeten der Nation noch lange nicht nach seinem vollen Werthe gewürdigt worden. Wol singen die Burschen, die da wandern, seine Lieder; wol finden die Mädchen, die da lieben, in seinem Worte alles ausgeprägt, was ihr Herz bewegt, die Lust und auch das Leid; wol klingt in allen Schulsälen an vaterländischen Festen das eherne Lied wider auf die Schlacht bei Sedan, dem Glockenklange gleich, den es von Thurm zu Thurm frohlocken heißt; wol wird, soweit die deutsche Zunge klingt, der Frühling mit seinem Liede begrüßt, das uns hoffen heißt „und bräut der Winter noch so sehr"; aber ein zusammenstimmendes Bild von Geibel lebt noch nicht in der Seele des Volkes. Der größern Zahl der Deutschen ist er der Sänger der zarten, leicht ins Sentimentale spielenden Liebe; Banausen — und sie gibt es wie Sand am Meer — nennen ihn wol gar den Dichter der Backfische; einer geringern Zahl ist er als der Herold des Deutschen Reiches bekannt, als der Tyrtäus, der die großen Lösungen zu wagen anfeuerte, als der Pindar, der die großen Siege mit klangvollem Wort und mit dem Schwung eines idealistischen Gemüthes feierte. Aber wie wenige kennen den Dichter in seiner Vollendung, wie wenige wissen, daß aus dem Munde des Sängers jugendlicher Liebe und patriotischer Gefühle auch Gesänge geflossen sind, die die tiefsten Gedanken über Welt und Leben, über irdische und göttliche Dinge in Formen von edelster Schönheit aussprechen. Wenn das, worin Schiller das Wesen des Schönen in der Poesie sah, die völlige Harmonie von Form und Stoff, der bedeutende Gedanke in dem ihm gemäßesten Gewande, wirklich das Wesen des Schönen ausmacht — und alle moderne Reflexion bringt uns nicht über diese Definition hinaus —, dann ist Geibel einer unserer größten Meister. Man lese doch einmal die so wenig bekannten Gedichte „Mein Schicksalsschluß", „An Wilhelm Deecke" und ähnliche, und man wird sich von dem allzu festen Vorurtheil, daß Emanuel Geibel nur die Liebe und nur das Vaterland besungen habe, leicht abwenden. Die Ergebnisse eines reichen, nicht sturmlosen Innenlebens, einer alles Geschehende tief erfassenden und künstlerisch läuternden Weltanschauung liegen uns in den Gedichten und Gedenkblättern, in den Spätherbstblättern, in dem Nachlaß vor. Aber leider haben diese Bände wenig Auflagen erlebt, während die Jugendgedichte in Hunderttausenden von Exemplaren über Deutschland verbreitet sind.

Emanuel Geibel ist nun seit dreizehn Jahren todt; ein genügend langer Zeitraum trennt uns von seinem Leben, um die Ueberzeugung zu rechtfertigen, daß nun eine umfassende Würdigung des großen Dichters eintreten *könne*, und den Glauben, daß sie erfolgen *müsse*. Wenn in erster Linie dazu eine weitere Verbreitung gerade der obengenannten Bände seiner Gedichte nöthig ist, so werden wir doch auch die Bücher mit Freuden begrüßen müssen, die sich mit Geibel beschäftigen, mit seinem Leben und seinen Schriften, und die jene umfassende Würdigung vorzubereiten helfen.

Es möchte manchem scheinen, als ob eine Kenntniß seines Lebens gerade bei Geibel wenig bedeuten könne; seine Dichtungen, obgleich überall der Pulsschlag starken persönlichen Empfindens verspürt wird, scheinen doch dermaßen zur reinen Kunst hinaufgeläutert zu sein, daß ihnen nichts von der Eierschale des Lebens, der Wirklichkeit, der „Gelegenheit" mehr anhaftet. Er gleicht darin dem ihm verwandtesten unter unsern Dichtern, Schiller. Man sieht nur die Farbenpracht der Blume und spürt nur ihren Duft und vergißt des Erdreichs, aus dem sie entsprossen, des Blätterwerkes, durch das sie lebt. Aber gerade darin gleicht er doch auch wieder Schiller, daß ein tieferes Verständniß seines Werkes uns immer wieder

auf den Menschen hinweist, der hinter dem Dichter steht. Wie Schiller war Geibel eine durch und durch liebenswerthe Persönlichkeit, voll Leidenschaft für das Ideal, vornehm hinwegschreitend über das Gemeine, ringend nach menschlicher und dichterischer Vollkommenheit, im Herzen stets ein lebendiges Bild tragend des, was er werden sollte und konnte; und auf seinen Lippen schwebte stets nur das Wort, das diesem hochgestimmten Innenleben entsprach. Wol mögen wir in Goethe den größten Lyriker verehren; an das Herz seines Volkes hat er nicht so geschlagen wie Schiller und Geibel. Nur einen noch wage ich diesen beiden, was ihre unmittelbare, erzieherische Wirkung auf die ganze Nation angeht, an die Seite zu stellen: Ludwig Uhland.

So ist Geibel zur Volksthümlichkeit im besten Sinne des Wortes bestimmt. Und wenn uns sein Leben und seine Persönlichkeit jetzt mehr und mehr bekannt wird, so werden wir auch mehr und mehr der wahrhaft deutschen Züge in diesem Manne inne werden.

Mit Dank und Freude kündigen wir heute den Beitrag an, den uns Karl Theodor Gaedertz*) zur Kenntniß Geibel's gegeben hat. In seinen Reuter-Schriften, die wir an dieser Stelle mit denselben Gefühlen angezeigt haben, zeigte sich uns die freundliche Anlage des Verfassers, sich mit Pietät in eine Persönlichkeit zu versenken und sie uns in anspruchslosem Berichte nahe zu bringen. Hier finden wir dieselbe Anlage wieder wirksam. Er geht nicht sowol den innern Zusammenhängen der künstlerischen Entwickelung nach, als vielmehr den Lebensschicksalen selbst. Schon im Jahre 1886 hat er in seinen „Geibel-Denkwürdigkeiten" eine Fülle von Nachrichten gegeben, die den Titel aufs würdigste rechtfertigten. Nun sind diese „Denkwürdigkeiten" seit lange vergriffen; sie einfach wieder abzudrucken, ließ der inzwischen hinzugekommene reiche Stoff nicht zu; so ist das neue Buch „unter Zugrundelegung des alten Textes" entstanden. Es hat die Eigenart der Gaedertz'schen Reuter-Schriften, daß nicht ein abgerundetes, in allen Theilen gleichmäßig gearbeitetes Bild des Dichterlebens gegeben wird, sondern daß unter Uebergehung oder bloßer Andeutung des schon Bekannten das Neue, nur dem Verfasser Zugängliche mitgetheilt wird. Dadurch verliert der künstlerische Werth des Buches, aber es steigt der Werth, den es als Quelle für eine künftige umfassende Biographie hat.

Karl Theodor Gaedertz hat in mehr als einer Beziehung besondern Beruf zu dieser Arbeit gehabt. Sein Vater war mit Geibel befreundet und hat ihm manches mittheilen können, was keine schriftliche Quelle aufbewahrte; er selbst stammt aus Lübeck, er kannte und kennt die Menschen des Geibel'schen Kreises; ihm erschließt sich darum so manches in dem Wesen und Leben des Dichters, was einem andern, der nicht die Glocken von Sanct-Marien hat läuten hören, verborgen bleibt. Und zu alledem kommt der Umstand, daß in Gaedertz ein besonderes Verständniß alles Norddeutschen, Niederdeutschen lebt; der größte moderne Meister der hochdeutschen poetischen Sprache war doch in seinem Wesen durch und durch ein Niederdeutscher; er hat wol das local Beschränkte abgestreift, aber das Beste, was in dem Anwohner der deutschen Küste tief innen lebt, das hat Geibel bewahrt und zu edelstem Gehalte ausgebildet. Er hat weder unter dem blauen Himmel Athens und an den Gestaden des Aegäischen Meeres, noch in der schönen Isarstadt, noch in Berlin, noch irgendwo anders sich recht und dauernd heimisch gefühlt. Wie oft klingt in den Liedern das wehmüthige Heimbegehren an, das uns Niederdeutschen so tief im Herzen steckt; wo die Trave zu Meere geht, wo die Thürme Lübecks sich spiegeln, da fühlte er seines Herzens Heimat, und laut jubelt er auf, als eine an und für sich zunächst gefahrdrohende Wendung seines Lebens ihm die endgültige Rückkehr in die geliebte Vaterstadt ermöglicht. Dieses Festhalten am Heimatlichen klingt wider in der Seele des Biographen, und ich rechne gerade diese Empfänglichkeit besonders zu den Eigenschaften, die der haben muß, der Emanuel Geibel's Leben beschreiben will.

Was soll ich nun von dem thatsächlichen Inhalte des Buches sagen? Man steht einer solchen Arbeit, die nichts weiter sein will als ein anspruchsloser, freundlicher Bericht, etwa wie eines Sohnes von dem geliebten Vater, oder eines Schülers von dem verehrten Lehrer, als Recensent mit dem Gefühle gegenüber, daß es nicht recht ist, aus dem Thatsächlichen etwas herauszuheben und es losgelöst den Lesern aufzutischen. Solch ein Buch muß von Gleichgesinnten ganz gelesen werden; es berichtet viele Einzelheiten, die, herausgehoben als solche, vielleicht nicht überall Interesse finden würden, in ihrer Gesammtheit aber sind sie überaus anziehend. Mancher Brief, manches kleine Geschehniß, manches harmlose Gespräch zeigt uns den herrlichen Mann, und aus all diesen mit Herodoteischer Behaglichkeit zusammengereihten Zügen setzt sich uns ein Bild zusammen, das unendliche Sehnsucht in uns weckt.

Darum wollen wir hier nichts von dem Inhalt nacherzählen und nur darauf hinweisen, daß auch einiger Bilderschmuck das liebenswerthe Buch ziert. Zumal haben wir mit Rührung die Schriftzüge des alten Kaisers gesehen, der den Herold des Reiches wieder nach Norddeutschland zu ziehen seinem Minister aufträgt; auch der Brief, den Kronprinz Friedrich Wilhelm nach Geibel's Tode an Ernst Curtius schrieb, ist in getreuer Nachbildung beigegeben. Sie sind nun alle dahin, der alte Kaiser und sein edler Sohn, der Geschichtschreiber des alten Hellas und der deutsche Dichter — wir Lebenden aber halten es mit dem Worte, das Tacitus von unsern Altvordern braucht und mit dem Gaedertz seine ersten „Geibel-Denkwürdigkeiten" vor einem Jahrzehnt eröffnete: „Viris meminisse honestum est." F. Wychgram.

*) Emanuel Geibel. Ein deutsches Dichterleben. Von K. Th. Gaedertz. Leipzig, Georg Wigand. 1897. Gr. 8. 6 M.

Aus der historischen Literatur.

Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß es eine gute, größern Ansprüchen genügende Biographie des Großen Kurfürsten bis auf den heutigen Tag nicht gibt. Seine Bedeutung für Preußen und Deutschland, seine Leistungen als Neugründer des preußischen Staates, als Vorkämpfer der deutschen Nation gegen den französischen Eroberer, gegen Polen und Schweden, als Schöpfer einer landesherrlichen Gewalt und eines stehenden Heeres, seine Erfolge als Staatsmann in den langwierigen und schwierigen politischen Verhandlungen, die den Friedensschlüssen von Osnabrück-Münster und Oliva vorausgingen und ihnen folgten: alles das ist schon vielfach in Monographien dargelegt und in umfangreichern Werken zur Geschichte des 17. Jahrhunderts gewürdigt worden; zur Abfassung einer Lebensbeschreibung, in der der Große Kurfürst im Mittelpunkte der Darstellung steht und sein Wirken nach allen Seiten hin entwickelt wird, hat sich noch keiner von den Meistern der historischen Kunst, auch keiner von den Historiographen des preußischen Hofes entschließen können. Und doch ist die Wissenschaft nicht unthätig gewesen, seine Zeit und sein Thun zu erforschen. In stattlichen Bänden sind die Ergebnisse ihrer Arbeit niedergelegt worden, aber die Reihe der Urkundenpublicationen ist noch lange nicht abgeschlossen, und Jahrzehnte dürften noch vergehen, ehe alle Schätze aus den preußischen Archiven gehoben sind, die von Friedrich Wilhelm's universeller Arbeit in einer fast halbhundertjährigen Regierung Zeugniß ablegen. Und diese erdrückende Fülle des Stoffes, die erst zum kleinen Theile der Forschung zugänglich ist, mag von dem Versuche abgeschreckt haben, eine Biographie des großen Bauherrn des preußischen Staates zu schreiben, da jeder, der ihn wagen wollte, sich schnell von den unendlichen Schwierigkeiten überzeugte, die das Gelingen in Frage stellten. Es darf deshalb mit besonderm Danke anerkannt werden, daß Martin Philippson wenigstens den Muth gehabt hat, sich an die große Aufgabe zu wagen. Er hat sie sich selbst weise beschränkt, indem er darauf verzichtete, „aus Archiven und Bibliotheken neuen Stoff herbeizutragen", und sich damit begnügte, „aus dem schon veröffentlichten Material und den Hunderten von Einzelschriften ein möglichst zusammenhängendes und klares Bild von dem Wollen und Wirken Friedrich Wilhelm's von Brandenburg zu formen". Das Werk ist auf zwei Bände berechnet; der erste Band ist vor kurzem ausgegeben worden.*) Der größere Theil desselben ist der Geschichte des Wiederaufbaues des brandenburgischen Staates gewidmet, der mit den schwierigen Verhandlungen mit Schweden über die Befriedung der Kurmark begann und mit der Erwerbung der vollen Souveränetät über das Herzogthum Preußen im Frieden zu Oliva endete. Es ist ein gewaltiges Stück Arbeit gewesen, das Friedrich Wilhelm in den ersten zwanzig Jahren seiner Regierung vollbracht hat. Er übernahm die Mark in einem Zustande völliger Auflösung; sie war aller Machtmittel beraubt, verödet in Stadt und Land durch den verheerenden Krieg, geknechtet von trotzigen Feinden — und zwanzig Jahre später schon ist durch ihn Brandenburg zu einem weithin geachteten und gefürchteten Staate geworden, der nicht blos in allen deutschen Verhältnissen, sondern auch in allen europäischen Fragen ein Factor war, mit dem die führenden Mächte rechnen mußten. Der Jüngling von 1640, den man für einen eigennützigen und leidenschaftlichen, aber im Grunde wenig bedeutenden Fürsten halten zu dürfen glaubte, war unter den Stürmen der Weltbegebenheiten, die an seinem hart mitgenommenen Staate rüttelten, zu einem Meister herangereift, der wie der kundigste Diplomat jede Schwäche des Gegners zu eigenem Vortheil zu nutzen und an der Spitze eines kleinen, aber tüchtig geschulten und in entscheidenden Momenten von ihm selbst geschickt geleiteten Heeres den brandenburgischen Waffen unsterblichen Ruhm zu erwerben verstand. Den Stoff hat Philippson auf zwei Bücher vertheilt, innerhalb derselben in Kapitel zerlegt. Das erste Buch „Die Lehrjahre" schildert uns in einem einleitenden Kapitel die Jugendzeit des Kurprinzen, es folgt die Charakteristik des „neuen Herrn" und der Aufgaben, die seiner warteten. Das dritte Kapitel zeigt, wie er die ersten Schritte that, um zwischen Schweden und den Kaiserlichen geschickt lavirend sein Land aus der Reihe der kriegführenden Staaten herauszulösen und durch den Anschluß an Frankreich einen starken Halt gegenüber den Anmaßungen Schwedens zu gewinnen. Im vierten Kapitel erzählt Philippson die Geschichte der Vermählung des Kurfürsten mit Luise Henriette von Oranien: die Romantik hatte keinen Raum im Leben dieses Fürsten, der mit den harten Mächten des realen Lebens in stetem Kampfe lag, und so bestimmte ihn auch die Politik allein zur Wahl der oranischen Prinzessin, nachdem seine auch nur von der Politik empfohlenen Werbungen um die Hand der jungen Schwedenkönigin Christine erfolglos gewesen waren. Es ist für beide Theile das beste Zeugniß ihrer sittlich gefesteten Charaktere, daß aus solcher Convenienzheirath eine so glückliche Ehe wurde und der Kurfürst in der oranischen Prinzessin nicht blos eine Gemahlin aus fürstlichem Geblüt, sondern auch eine thatkräftige und scharfsinnige Gehülfin fand, die den geistvollen und unermüdlich thätigen Fürsten bewunderte und seine unwandelbare Treue mit hingebender Liebe erwiderte.

*) Der Große Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg. Von Martin Philippson. Erster Theil: 1640–60. Berlin, Siegfried Cronbach. 1897. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

In den weitern Kapiteln erzählt Philippson von dem Verlaufe des Streites um die jülicher Erbschaft bis zum Provisionalvergleich von 1647, von dem Kampf um Pommern, von den Bemühungen des Großen Kurfürsten um die Herstellung des Westfälischen Friedens, von seinen Hoffnungen und Enttäuschungen, den mancherlei ärgerlichen Verwickelungen — mit den Ständen wegen der Heeresrüstung, mit den Schweden wegen der Räumung Hinterpommerns —, die der Friede im Gefolge hatte, dem neuen Streit mit dem Neuburger über das jülicher Erbe, der zu dem mislungenen Feldzug von 1651 führte, aber durch einen unter kaiserlicher Vermittelung günstig abgefaßten Vergleich beendet wurde. Das letzte Kapitel des ersten Buches handelt von der Regierung des Grafen von Waldeck, dieses geistvollen, aber dilettantisch vorschnellen Staatsmannes, der, immer von großen Entwürfen erfüllt, sich geschickter erwies, den Staat in unheilvolle Verwickelungen, als besonnen großen Zielen entgegenzuführen. Das zweite Buch ist ganz der Geschichte des Nordischen Krieges gewidmet, in dem Friedrich Wilhelm's Bundesgenossenschaft von allen Seiten so umworben war, daß des Brandenburgers Streben nach Machtzuwachs reiche Befriedigung finden mußte, wenn er mit diplomatischer Gewandtheit die Chancen ausnutzte, die Schwedens Doppelkrieg gegen Dänemark und Polen ihm bieten konnte. Wie er sie nutzte, ist bekannt genug: die Verträge von Königsberg, Labiau und Wehlau bildeten die Stufen, auf denen er zur Souveränetät im Herzogthum Preußen emporstieg, und der Friede von Oliva bestätigte ihm den schwer errungenen Besitz. Aber beneidenswerth war seine Lage nicht, Brandenburg war aller Freundschaft in Europa bar, selbst die protestantischen Fürsten in Norddeutschland hatten lieber zu den beiden fremden Kronen gehalten als zu dem deutschen Genossen, dessen Ehrgeiz sie fürchteten: vor den Anfeindungen der eigenen Glaubensgenossen mußte der Große Kurfürst Schutz und Anlehnung bei Oesterreich suchen, das ihm doch im Grunde aus politischen und religiösen Ursachen übel wollte und jede weitere Entfaltung seiner Macht zu hindern entschlossen war. Und nicht minder bedenklich lagen die Verhältnisse im Innern des Staates. Der neue, jahrelang währende Krieg hatte das Land, das eben erst aus dem Elend des Dreißigjährigen Krieges zu neuem Aufschwung sich aufgerafft hatte, aufs neue verarmt, und in dem Volke gärte eine wohlzuverstehende Unzufriedenheit mit der Regierung des Fürsten, die zunächst nur in harten Forderungen an den Geldbeutel der Unterthanen und in maßloser Steigerung der landesherrlichen Gewalt gegenüber den eifersüchtig gewahrten ständischen Rechten fühlbar wurde. Und doch bildet der Friede von Oliva einen wichtigen Einschnitt in der Geschichte Brandenburg-Preußens nicht minder als in der Geschichte Deutschlands. Lassen wir Philippson das Wort:

> Zunächst war es nichts Geringes, daß das alte Ordensland Preußen, wenigstens in seiner östlichen Hälfte, von der slawischen Hoheit erlöst und als unabhängiger, rein deutscher Staat hergestellt war; daß der Kurfürst-Herzog nicht mehr Vasall war eines ausländischen Königs von fremder Rasse, sondern sein eigener Herr, der in Verwaltung und äußerer Politik nur sein und seines Landes Interesse in Betracht ziehen durfte als ein noch kleiner, aber unumschränkter König in Preußen. Erfreulich war auch, daß die ehemals zu Pommern gehörigen Bezirke Lauenburg, Bütow und Draheim von dem wüsten polnischen Wesen befreit und ihrem nationalen Zusammenhange wieder eingefügt waren. Aber wichtiger war ein Anderes: zum ersten mal seit vielen Jahrhunderten hatte ein deutsches Fürstenthum sich aus dem kläglichen und entwickelungsunfähigen Gewirre der Reichspolitik befreit und selbstherrlich nur auf sich beruhend, mit eigener Kraft und eigenen Zielen in das Getriebe der europäischen Verhältnisse eingegriffen. Zum ersten mal war hier ein deutscher Staat entstanden, der sich nicht zum Spielball, sei es der dynastischen Bestrebungen der Habsburger, sei es der Eroberungs- und Herrschbegier der fremden Kronen hergab. In Politik und Krieg hatte Friedrich Wilhelm sich wenigstens den nordischen Königen gleichberechtigt gezeigt — das wurde von Freund und Feind anerkannt — und den stolzen Monarchen Schwedens und Frankreichs gegenüber eine Sprache geführt, wie sie solche seit einem Jahrzehnt sogar nicht von dem gedemüthigten und besiegten Oesterreich, geschweige denn je von einem Reichsfürsten zu hören gewohnt waren. Deutsches Wesen und deutsche Interessen hatten wieder — seit einem halben Jahrtausend war das unerhört — einen klugen Kopf und starke Hand gefunden, die ihre Verfechtung übernahmen. Nicht als ob Friedrich Wilhelm sich in erster Linie von allgemein deutschen Rücksichten hätte leiten lassen: vielmehr im Vordergrund stand ihm, wie das damals nur allzu natürlich war, der eigene Staat; aber die Dinge lagen doch so, daß die Freiheit und Größe Brandenburg-Preußens am Rhein, an der Oder und am Niemen auf das engste mit der Freiheit und Größe ganz Deutschlands verknüpft waren.

Mit der innern Geschichte des brandenburgischen Staates im gleichen Zeitraum beschäftigt sich das dritte Buch. Wie billig wird es durch eine Charakteristik des Großen Kurfürsten und seiner Gemahlin Luise Henriette eingeleitet; ganz ohne Wiederholungen geht es dabei nicht ab; aber der Leser nimmt sie gern mit in Kauf, da die Parallele zwischen dem Jüngling von 1640 und dem Manne von 1660 interessant genug sich gestaltet. Im weitern Verlaufe wird erst der Kampf der fürstlichen Gewalt gegen die Stände in Pommern, Kurmark, Cleve-Mark und Preußen geschildert, dann in einem besondern Kapitel die Leistungen der landesherrlichen Regierung auf den Gebieten des Finanz- und Postwesens, der Rechtspflege und des Heerwesens, ihre Bemühungen um Herstellung einer Union der protestantischen Bekenntnisse, Erziehung des Volks zur Duldung gegen Katholiken und Juden und Förderung von Kunst und Wissenschaft, inmitten des mühseligen Kampfes um die Existenz und trotz der Knappheit der für solchen Luxus zur Verfügung stehenden Mittel.

Ich muß es bei diesem Hinweis auf den Reichthum des Buches bewenden lassen, so sehr der Stoff lockt, ins einzelne zu gehen. Mag es dem Verfasser gelingen, recht bald das Werk durch den zweiten Band zu beschließen. Der schwierigere Theil seiner Aufgabe steht ihm noch bevor, aber sie wird ihm gelingen, soweit die Quellen es

gestatten. In solchem Falle gilt das Properzische „In magnis et voluisse sat est". Die Ausstattung des Buches in Papier und Druck ist gut; die Anwendung lateinischer Typen in einem deutschen Buche gehört zu den Modethorheiten unserer Zeit, gegen die der einzelne vergebens ankämpft.

Horst Kohl.

Neue Schriften zum Buch- und Bibliothekswesen.

1. Begriff und Aufgabe der Bibliothekswissenschaft. Vortrag, gehalten im Oesterreichischen Verein für Bibliothekswesen in Wien von Dr. Ferdinand Eichler. Leipzig, Otto Harrassowitz. 1896. Gr. 8. 1 M.
2. Manuel pratique du bibliothécaire. Suivie 1° d'un lexique des termes du livre. 2° des lois, décrets etc., concernant les bibliothèques universitaires de 1837 à 1894. Von Albert Maire. Paris, Picard u. Fils. 1896. 8. 10 Frs.
3. Beiträge zur Kenntniß des Schrift-, Buch- und Bibliothekswesens. Herausgegeben von Karl Dziatzko. III. (Sammlung bibliothekswissenschaftlicher Arbeiten. 10. Heft.) Leipzig, M. Spirigatis. 1896. Gr. 8. 6 M.
4. Geschichte der Universitätsbibliothek zu Marburg von 1527 bis 1887. Von Gottfried Zedler. Marburg, N. G. Elwert's Verlag. 1896. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.
5. Verzeichniß von Privatbibliotheken. I. Vereinigte Staaten. Canada. Leipzig, G. Hedeler. 1897. Gr. 8. 8 M.
6. The Theorie of National and International Bibliography. Von Frank Campbell. London, Library Bureau. 1896. Gr. 8. 10 Sh.
7. Hinrichs' Fünfjahrs-Katalog der im deutschen Buchhandel erschienenen Bücher, Zeitschriften u. s. w. Titelverzeichniß mit Sachregister. IX. Band 1891—95. Bearbeitet von Heinrich Weise. Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung. 1896. 8. Drei Bände. 100 M.
8. Bibliotheca historica medii aevi. Wegweiser durch die Geschichtswerke des europäischen Mittelalters bis 1500. Mit einem Anhang Quellenkunde für die Geschichte der europäischen Staaten während des Mittelalters. Von August Potthast. Zwei Bände. Zweite Auflage. Berlin, W. Weber. 1895—96. Gr. 8. 48 M.
9. Zeitschrift für Bücherfreunde. Monatshefte für Bibliophilie und verwandte Interessen. Herausgegeben von Fedor von Zobeltitz. 1. Jahrgang 1897. (Jährlich 12 Hefte.) Erstes Heft. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 1897. Gr. 8. 2 M.

Die „Bibliothekswissenschaft", d. i. die Kenntniß der literarischen Denkmale, ihrer Entstehung und Verbreitung, die Vertrautheit mit den durch langjährige Erfahrung sich ergebenden Grundsätzen ihrer Anordnung und Benutzung, die Bekanntschaft mit den Bestimmungen und Regeln ihrer Aufbewahrung und den Hülfsmitteln zu ihrer Auffindung, ist durchaus keine neue Wissenschaft. Wenn auch aus dem Alterthum, trotz unserer ziemlich genauen und in den letzten Jahren wiederholt geförderten Kenntniß des damaligen Bibliothekswesens uns Nachrichten über eine eigene Bibliothekswissenschaft, nicht erhalten sind, so dürfen wir doch bei der hohen Stufe, welche die Bibliotheken in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten erreicht haben, unbedenklich annehmen, daß es auch damals gewisse Grundsätze und Erfahrungen gab, nach denen in Alexandria, Rom oder Pergamon die Bücher aufbewahrt, geordnet und verliehen wurden, und daß, um die Summe dieser Kenntnisse zu erwerben, ein längeres Studium und eingehendere Beschäftigung nothwendig war.

Die älteste erhaltene methodische Behandlung der Bibliothekslehre stammt aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts, also aus einer Zeit noch vor Erfindung der Buchdruckerkunst. Aus England, das noch heute neben Amerika auf dem Gebiete des Bibliothekswesens unbestritten die Führung hat, stammt das „Philobiblon" Richard de Bury's, der, aus einem altadeligen Geschlecht Englands stammend, Kanzler und Schatzmeister Eduard's III. war und als Bischof von Durham im Jahre 1345 gestorben ist. Zeit seines Lebens von einer warmen Liebe zu den Büchern und einem eindringenden Verständniß für ihre Bedeutung erfüllt, hat er mit beredten Worten in dem kurz vor seinem Tode abgefaßten „Philobiblon" den Werth der Bücher gepriesen, „die im Glücke erfreuen, im Unglück trösten, aus denen Kunst und Wissenschaft geschöpft wird und deren Vorzüge insgesammt aufzuzählen niemand im Stande sei". Mit der Erfindung der Buchdruckerkunst, der Vermehrung der Bücher und der Erweiterung der Bibliotheken mehrt sich auch die Zahl der Hand- und Lehrbücher. Im Jahre 1627 erscheint in Paris Gabriel Naudé's „Advis pour dresser une bibliothèque". Im Jahre 1666 gibt Joan Maderus aus Helmstadt ein Sammelwerk der wichtigsten Schriften über Bibliothekslehre aus dem 16. und 17. Jahrhundert heraus: „De bibliothecis atque archivis virorum clarissimorum libelli et commentationes." Mit Uebergehung all der andern einschlägigen Schriften sei nur Martin Schrettinger's „Versuch eines vollständigen Lehrbuchs der Bibliothekswissenschaft", Band I, II (München 1808—29), mit dem der Ausdruck „Bibliothekswissenschaft" in die Literatur eingeführt wird, Julius Petzholdt's, des Altmeisters der Bibliographie, vortrefflicher, 1856 zum ersten male erschienener und seitdem wiederholt aufgelegter „Katechismus der Bibliothekslehre" genannt. Im Jahre 1890 endlich erschienen, den gesammten Umfang unsers Wissens zusammenfassend, gleich ausgezeichnet durch sichere Beherrschung des Stoffes wie durch warme Begeisterung für den Gegenstand Graesel's „Grundzüge der Bibliothekslehre" (Leipzig, J. J. Weber), die einen Abschnitt in der Entwickelung der Wissenschaft bedeuten. Nach Vollendung der gegenwärtig im Erscheinen begriffenen vielfach vermehrten französischen Ausgabe wird sich Gelegenheit bieten, das anregungsreiche Buch eingehender zu würdigen.

Eine Einleitung in die Bibliothekslehre bildet Eichler's unter Nr. 1 angeführte Schrift „Begriff und Aufgabe der Bibliothekswissenschaft", die aus einem im Oesterreichischen Verein für Bibliothekswesen gehaltenen Vortrag erwachsen ist. Von der allgemeinen Entwickelung der Geisteswissenschaften, allerdings etwas weit her, ausgehend, zeichnet der Verfasser die Bedeutung, welche im Rahmen dieser Entwickelungen den Bibliotheken zukommt, und sucht nach einer knapp gehaltenen Darstellung der Geschichte der Bibliothekswissenschaft für diesen vielumstrittenen Begriff eine zutreffende Definition zu gewinnen. „Die Bibliothekswissenschaft", heißt es, „ist die Erforschung der literarischen Denkmäler mit Rücksicht auf die Voraussetzungen und die Art ihrer Entstehung, Verbreitung und Benutzung." Im Folgenden hebt Eichler verschiedene Theile der Bibliothekswissenschaft, wie die Katalogisirungsarbeiten, Vorbildung des Bibliothekars, Beziehungen zwischen Bibliothek und Schule hervor, wobei einiges ergänzt und schärfer präcisirt wird. Die Schrift ist wohlgeeignet, auch weitern Kreisen die Grundbegriffe dieser Wissenschaft zu vermitteln, die im Bildungsleben der Zukunft eine noch weit größere Rolle zu spielen bestimmt ist.

Ein vollständiges Handbuch ist das unter Nr. 2 genannte, ziemlich umfangreiche Werk von Albert Maire, Bibliothekar an der Sorbonne. Hauptsächlich für französische Bibliothekare bestimmt, enthält es einen wol ein Drittel des ganzen Buches umfassenden Anhang, der alle seit 1837 in Frankreich erlassenen Gesetze, Verfügungen und Instructionen, die auf das Bibliothekswesen Bezug haben, vollständig wiedergibt. So sind auch die meisten Beispiele den an französischen Bibliotheken geltenden Einrichtungen entnommen. Wenn daher Maire's „Manuel pratique" für Nichtfranzosen mehr theoretische als praktische Bedeutung hat, so ist es nichtsdestoweniger als eine fleißige und darum werthvolle Leistung auf dem Gebiete der Bibliothekswissenschaft zu bezeichnen. Der lesenswertheste Abschnitt ist unbedingt der historische Ueberblick, der als Einleitung vorangestellt ist. Allerdings hätten hier neuere Schriften, wie Gottlieb's „Bibliotheken im Mittelalter" (1890), Berücksichtigung finden sollen. Im Folgenden wirkt die Ausführlichkeit und Breite der Darstellung, die vielleicht für Anfänger, welche nicht die geringsten praktischen Erfahrungen mitbringen, von Werth sein mag, ermüdend. Diese Gründlichkeit geht so weit, daß nicht nur alle möglichen, in französischen Bibliotheken in Gebrauch stehenden Ausleihformulare, Registerscheuen u. s. w., sondern auch praktische Tintenzeuge und Tische abgebildet und beschrieben werden. Dagegen hätte man in den Abschnitten über Katalogisirung eher ein näheres Eingehen, insbesondere auf die vielfachen, voneinander abweichenden Instructionen, die in den einzelnen Ländern Geltung haben, gewünscht. Beigegeben ist dem Bande außer dem bereits erwähnten Anhange der für das Bibliothekswesen geltenden Gesetze ein umfassendes Fachlexikon der im Buchwesen üblichen technischen Ausdrücke. Dieses Fachlexikon, das allerdings noch sehr erweiterungsfähig ist, insbesondere, was die den einzelnen Artikeln beigegebene Literatur betrifft, ist als erster Versuch dieser Art dankbar zu begrüßen. Wichtige Ausdrücke scheinen nicht zu fehlen. Eher ist des Guten wieder zu viel gethan, wenn Ausdrücke wie pagination, fiches, habillement u. s. w. umschrieben werden. Viel wichtiger wären ausführlichere Literaturangaben zu den einzelnen Artikeln gewesen. Bei den Stichworten Ex-libris, Reliure, Gravure u. a. fehlen sie ganz, bei Incunables, Paléographie, Typographie sind sie lange nicht erschöpfend genug.

Von der von Karl Dziatzko in Göttingen, einem der hervorragendsten unter den gegenwärtigen deutschen Bibliothekaren, seit 1887 herausgegebene „Sammlung bibliothekswissenschaftlicher Arbeiten" liegt ein neues, das zehnte Heft vor, das sich seinen Vorgängern in durchaus würdiger Weise anschließt. Unter dem Titel „Beiträge zur Kenntniß des Schrift-, Buch- und Bibliothekswesens" (Nr. 3) faßt es neun selbständige Arbeiten zusammen. Vier davon stammen aus der Feder des Herausgebers, darunter die beiden interessantesten und werthvollsten des Bandes, die Abhandlungen über „Die Bibliotheksanlage von Pergamon" und „Ueber Incunabelnkatalogisirung". In äußerst scharfsinniger Weise wird in dem erstgenannten Aufsatze unter Zuhülfenahme der alten Berichte und der durch die Ausgrabungen in der jüngsten Zeit gewonnenen Resultate versucht, ein Bild der baulichen Einrichtung dieser berühmten Büchersammlung zu entwerfen. Und dieser Entwurf ist so genau, daß Länge und Höhe der einzelnen Säle, ja sogar der Fassungsraum jedes einzelnen mitgetheilt werden. Ebenso gründliche Gelehrsamkeit verrathen die andern Aufsätze aus der Feder Dziatzko's: der bereits genannte Aufsatz über Incunabelnkatalogisirung, dessen Würdigung seines rein sachlichen Inhalts wegen einer andern Stelle vorbehalten werden muß, und die interessante Studie über William Caxton, den Gutenberg Englands, der, zwar nicht Erfinder der neuen Kunst, dieser in seiner Heimat eine Stätte geschaffen und dauernde Verbreitung gesichert hat. Von den weitern Abhandlungen des Bandes mögen noch Erwähnung finden Brambach's etwas kurz gerathene Skizze der Entwickelung der päpstlichen Bibliotheken, die schon mit Beginn des 15. Jahrhunderts abbricht, und der für die Literaturgeschichte gleich werthvolle Aufsatz von Max Spirigatis: „Die Nürenberger Molière-Uebersetzungen und ihr Verleger Johann Daniel Tauber", der über den Rahmen des Themas hinaus einen werthvollen Beitrag zu der noch ungeschriebenen Geschichte der Einbürgerung Molière's in Deutschland bietet.*) Ergebnißreich, wenn auch nicht abschließend, handelt Eichler, dessen Schrift oben besprochen wurde, über die vielumstrittene Frage der „Autorschaft der akademischen Disputationen". Kein Lob kann aber dem Aufsatze von Jo-

*) Ehrhard's einschlägiges Buch „Les comédies de Molière en Allemagne" (1888) kann ein derartiges Werk nicht ersetzen.

hannes Joachim „Ueber das Brüsseler (Melvil Dewey'sche) Decimalsystem" gespendet werden. In wenig fördernder Weise wiederholt der Verfasser eine Reihe von Einwänden, die schon lange vor ihm von anderer Seite geltend gemacht worden sind, wobei eine bedenkliche Unkenntniß der einschlägigen Literatur die Arbeit fast überflüssig macht. Dziatzko hätte nicht den Werth seines schönen Buches durch den Abdruck dieser, zur Zeit, als das Buch erschien, bereits veralteten Seminararbeit mindern sollen.

In das Gebiet der in jüngster Zeit mit Recht vielgepflegten Bibliotheksgeschichte führt uns Gottfried Zedler's „Geschichte der Universitätsbibliothek zu Marburg" (Nr. 4). Es ist kein tröstliches Bild, das uns der Verfasser hier zeichnet. Im Jahre 1527 begründet, hätte die Bibliothek bei ruhiger und ungestörter Entwickelung eine der werthvollsten Sammlungen Deutschlands werden können, während Theilungen, Verluste und mangelnde Theilnahme der Landesherren die Bibliothek trotz der zahlreichen Schenkungen auf kaum anderthalbhunderttausend Bände anwachsen ließen. Es ist die Leidensgeschichte einer kleinen Bibliothek, ähnlich der so vieler anderer, ein Stück deutscher Culturgeschichte und deutschen Geisteslebens, das vor unsern Augen entrollt wird. Man wird wehmüthig bewegt, wenn man von all den Kämpfen, von all dem Streben der tüchtigen Bibliothekare liest, das so selten von Erfolg gekrönt wird. Zedler hätte seine dankenswerthe Schrift aber nicht mit dem Jahre 1887 abschließen, sondern bis auf die Gegenwart führen, über den jetzigen Stand der Sammlungen, über Organisation und Benutzung Mittheilung machen sollen.

Nicht minder werthvoll verspricht ein groß angelegtes Unternehmen des leipziger Verlagsbuchhändlers G. Hedeler zu werden. Von dem „Verzeichniß von Privatbibliotheken" (Nr. 5) liegt der erste Band, das Verzeichniß der Sammler der Vereinigten Staaten und Canadas umfassend, vor. Der weitreichende Nutzen, den das Verzeichniß gewährt, liegt darin, daß ein übersichtlich gearbeitetes Sachregister, das noch vollständiger hätte sein können (z. B. Shakespeare), diejenigen Sammler nennt, welche einen Zweig besonders pflegen. In den zahlreichen Fällen, wo öffentliche Bibliotheken versagen, wird eine Anfrage an die großen Sammler, die man hier verzeichnet findet, vielleicht auch Erfolg haben. Der erste Theil zählt im ganzen sechshundert Privatbüchereien auf und gibt bei jeder Zahl der Bände und Hauptrichtung an. Besonders gespannt darf man auf den in Aussicht gestellten dritten Band sein, der die Privatbibliotheken Deutschlands verzeichnen soll.

In das Gebiet der Bibliographie, und zwar in den theoretischen Theil derselben gehört das unter Nr. 6 genannte Buch Frank Campbell's. Aus einer Reihe von Vorträgen, die anläßlich der Jahresversammlungen der Library Association of the United Kingdom gehalten wurden, hervorgegangen, sucht es in rein theoretischer Weise verschiedene Punkte der Bibliographie zu erörtern, ohne daß dabei im Verhältniß zum Umfange viel Neues gebracht wird. Uebelstände in unserer heutigen Buchausstattung hinsichtlich der ungleichmäßigen Vertheilung des Inhalts in Bände, Abschnitte und Kapitel, der ungenauen und den Inhalt nicht erschöpfenden Titelblätter und andere Fehler, die vor Campbell schon von andern Seiten gerügt worden sind, werden nochmals weitschweifig behandelt; aber gerade über die springenden Punkte gleitet der Verfasser rasch hinweg. Von den zahlreichen Abschnitten, welche nur auf englische Verhältnisse Bezug und nur für diese Werth haben, abgesehen, erregt die Darstellung der verschiedenen Arten der bibliographischen Nachschlagewerke (Universal- und Specialkataloge, Register, Verzeichnisse, Verfasser- und Schlagwortbibliographien u. s. w.) sowie der Versuch einer Definition der Bibliographie allgemeineres Interesse, allerdings nur für den Fachmann. Als eine Bereicherung der Fachliteratur wird Frank Campbell's Buch dankbar begrüßt werden, dem Laien bietet es wenig.

Unter den bibliographischen Werken der letzten Zeit ist der unter Nr. 7 genannte „Fünfjahrs-Katalog", der von der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig herausgegeben und verlegt wird, zweifellos das bedeutendste. Seit gerade hundert Jahren hat diese 1791 von August Lebrecht Reinicke begründete Buchhandlung sich dem schwierigen Amt der bibliographischen Verzeichnung aller in Deutschland erscheinenden Bücher unterzogen und bis heute diese Aufgabe mit immer wachsender Genauigkeit und Pünktlichkeit erfüllt. Im Jahre 1798 erschien in noch sehr bescheidenem Umfange der erste Band des allbekannten „Halbjahrs-Katalogs", der seitdem, trotz aller Stürme, welche Deutschland in der Folgezeit durchbraust haben, trotz der anfangs bald sinkenden, bald wieder beträchtlich steigenden Production des deutschen Buchhandels in regelmäßigen Zwischenräumen erschienen, was deutsche Federn Werthvolles und Minderwerthiges in einem Halbjahre vollendet haben, verzeichnend. Seit 1865 läßt die Hinrichs'sche Buchhandlung einen, zehn Halbjahrs-Kataloge umfassenden „Fünfjahrs-Katalog" erscheinen, der von 1850 an reichend, ein schätzbares bibliographisches Hilfsmittel bildet, ohne daß dadurch das nun hundertundfunfzig Jahre weiter zurückreichende und für uns schon darum unentbehrliche, von Wilhelm Heinsius zu Anfang unsers Jahrhunderts begründete „Allgemeine Bücherlexikon", das im Verlage von F. A. Brockhaus erscheint, entbehrlich gemacht würde. Der vorliegende neunte Band des „Fünfjahrs-Katalogs", der die Erscheinungen der Jahre 1891—95 umfaßt, übertrifft, was Anordnung, Uebersichtlichkeit und bibliographische Genauigkeit anbelangt, alle seine Vorgänger. Er verzeichnet auf ungefähr 1500 Seiten über 100000 Bücher, ein Zeugniß ebenso für die ungeheuere Production des deutschen Buchhandels als für die gewaltige Arbeit, die erforderlich war, diese Production bibliographisch zu bewältigen. Den größten Nutzen gewährt der Katalog durch das beigegebene Sachregister,

das nach Schlagworten alphabetisch geordnet, Uebersicht über alle in der angegebenen Zeitperiode, über einen Gegenstand, beispielsweise Erziehung, Schule, Theater, Goethe u. s. w. erschienenen Bücher gewährt. Hinrichs' Katalog ist ein Werk, auf das der deutsche Buchhandel mit Recht stolz ist.

Nicht minder Bewunderung verdient das unter vielleicht schwierigern Verhältnissen abgefaßte Werk August Potthast's: „Bibliotheca historica medii aevi" (Nr. 8), das durch Umfang und Zuverlässigkeit seiner Angaben sich als eins der hervorragendsten bibliographischen Werke der letzten Decennien zeigt, und als Riesenwerk des sprichwörtlichen deutschen Fleißes um so bewunderungswürdiger ist, weil es im Gegensatz zu den zahlreichen, nicht minder vortrefflichen amerikanischen und französischen bibliographischen Werken, die durch eine weitgehende Arbeitstheilung ermöglicht wurden, von einem einzelnen Menschen ausgearbeitet und vollendet worden ist. August Potthast, aus Höxter in Westfalen, lange Jahre Bibliothekar des Deutschen Reichstages, hat bereits 1862 einen „Wegweiser durch die Geschichtswerke des europäischen Mittelalters" erscheinen lassen, der 1868 um ein Supplement vermehrt, oft begehrt und benutzt, bald gänzlich vergriffen und wegen seines dauernden, durch kein ähnliches Werk irgendwie geminderten Werthes bald zu den gesuchtesten Büchern dieser Gattung gehörte. Als zweiundsiebzigjähriger Greis gibt nun der Verfasser sein Hauptwerk beträchtlich vermehrt und berichtigt nochmals heraus. Die „Bibliotheca historica medii aevi" enthält in ihrem ersten Theile eine Aufzählung aller auf die Geschichte des Mittelalters bezüglichen Sammelwerke. Die „Acta Sanctorum" der Bolandisten, diese berühmte Sammlung von Legenden und Heiligenbiographien, die, 1643 begonnen, 1894 bis zum 62. Bande gediehen war und heute in vollständiger Reihe einen Werth von 5—8000 Mark bedeutet, sind hier mit erschöpfender Genauigkeit verzeichnet; desgleichen Migne's „Patrologiae cursus completus . . .", eine Sammlung der Schriften sämmtlicher Kirchenväter, in 551 Foliobänden, wol eins der bändereichsten Werke, das je gedruckt worden ist. Die zweite Abtheilung enthält die Sonderausgaben der einzelnen historischen Schriften des Mittelalters, die Angabe aller Uebersetzungen, Erläuterungsschriften, einschlägigen Aufsätze in Zeitschriften u. s. w. Ueber dreitausend Schriften sind hier verzeichnet. Der ganze Reichthum der historischen Literatur des Mittelalters erschließt sich hier, daran knüpft sich die Erinnerung an alle die Männer, welche ihr Leben in den Dienst der Erforschung der deutschen Vergangenheit gestellt haben, an Stein, Pertz, Waitz, Dümmler, Giesebrecht und viele andere. Das Bild der reichen Vergangenheit, aus der unser Volksthum in den Zeiten der schwersten Bedrängniß unversiegbare Kraft geschöpft hat, steigt vor unsern Augen auf, wir sehen die Anfänge jener Bewegung, aus der im Wandel der Zeiten ein neues Deutsches Reich entstanden ist. Potthast hat uns ein wissenschaftlich unschätzbares, eulturhistorisch werthvolles und vom vaterländischen Standpunkte dankbar zu begrüßendes Werk geschenkt.

Zum Schlusse sei einer neu ins Leben tretenden Zeitschrift gedacht. Im Verlage von Velhagen u. Klasing beginnt eine „Zeitschrift für Bücherfreunde" (Nr. 9) zu erscheinen. Ein derartiges Organ hat in Deutschland bisher gefehlt, während Frankreich, England und Amerika seit längerer Zeit ein oder mehrere ausschließlich bibliophilen Interessen gewidmete Blätter besitzen. Der Zweck der Zeitschrift ist nach den einleitenden Worten des Herausgebers: im Lande Gutenberg's das Verständniß für die Bücherkunde in weitern Kreisen in interessanter und anregender Form zu fördern. Besondere Aufmerksamkeit soll der typographischen Ausstattung moderner und älterer Werke gewidmet werden. Dadurch wird die Zeitschrift auch für den bibliophilen Interessen ferner stehenden Kunsthistoriker werthvoll. Nicht minder reiche Belehrung und Anregung wird, wenn die folgenden Hefte, wie zu erwarten, halten, was das erste verspricht, wer Culturgeschichte treibt, in diesen Blättern finden. Die Wandlungen des Geschmacks, die Abhängigkeit der Literatur von zeitgenössischen Ereignissen, Strömungen, oft von vorübergehender Bedeutung, die Entwickelung eines wichtigen Industriezweiges der „Bücherfabrikation", dies und mehr sollen die „Monatshefte für Bibliophilie und verwandte Interessen" verzeichnen; sie werden von Fedor von Zobeltitz, dessen Name den Bibliophilen durch einschlägige Aufsätze, dem größern Publikum durch belletristische Arbeiten bekannt ist, geleitet. Das vorliegende Heft enthält eine Reihe beachtenswerther Aufsätze. Des Herausgebers Aufsatz über moderne Buchausstattung, Oskar Hecker's Beitrag über „Die Schicksale der Bibliothek Boccaccio's" und Meier-Graefe's Artikel über „Das moderne Buchgewerbe in Paris und Brüssel" gehören zu diesen. Man darf dem jungen Unternehmen den besten Fortgang wünschen. A. L. Jellinek.

Philosophisches.

Der letzte Grund der Dinge und die Entstehung der beseelten und geistigen Organismen. Von Eduard Loewenthal. Berlin, Hannemann. 1896. Gr. 8. 90 Pf.

Die begriffliche Vorbemerkung, daß das Sinnliche das Seinliche oder Seiende überhaupt ist, ist ein Axiom des Materialismus, welches wir entschieden von uns weisen. Damit fällt die Schlußfolgerung, daß es durchaus widersinnig ist, von Uebersinnlichem zu sprechen, geschweige denn dessen Erkenntniß oder Nichterkenntniß zu erörtern, wie es seitens Kant's und der Anhänger des Kant'schen

Kriticismus geschehen ist. Der Verfasser fügt in der Fußnote hinzu: „Kant maßt sich übrigens, gerade indem er behauptet, man könne das sogenannte Uebersinnliche nicht erkennen, eine Kenntniß desselben an. Denn von etwas Unbekanntem kann auch Kant nicht wissen, ob dessen Erkenntniß möglich ist oder nicht.“ Die angebliche Anmaßung Kant's fällt auf des Verfassers Haupt zurück, denn der Altmeister hat seine Behauptung auf die Erkenntnißtheorie gestützt.

Das Ding an sich findet Loewenthal in dem mit dem absolut freien, neutralen Geiste gleichbedeutenden absolut freien, neutralen Stoffe, welcher auch mit dem absolut freien, neutralen Aether gleichbedeutend ist. Aus der Ueberfülle des absolut freien, neutralen Stoffes oder Geistes entwickeln sich in ewiger, allmählicher Wiederholung Verdichtungen, d. h. concrete Stoffgebilde, die ihrerseits von dem Drange erfüllt sind, wieder zur absolut freien, neutralen Stoffform zurückzukehren. Der absolut freie, neutrale Stoff verliert die Eigenschaft der absoluten Freiheit, indem er in dem Verdichtungsprocesse zum Theil die Gasform, die flüssige Form oder die feste Form annimmt beziehungsweise gebunden wird. Dem wechselseitigen Verdichtungs- und Verflüchtigungsdrange entspricht eine hochgradige Doppelspannung in entgegengesetztem Sinne, welcher der allgemeine Athmungsproceß der Lebewesen, der Kreislauf der Planeten innerhalb der Sonnenorganismen und die sonstigen dualistischen Erscheinungen in der Natur, einschließlich des Geschlechtsdualismus, entspringen. Der auf Rückkehr zum absolut freien, neutralen Stoffe gerichtete Drang in den verdichteten Stoffgebilden erzeugt und entwickelt die Triebkraft, der alle Bewegung und alles Leben entspringt, und demselben Drange entsprechend kommt innerhalb der belebten concreten Stoffgebilde der absolut freie Stoff oder Geist wieder zu gewisser Geltung, jedoch nicht mehr als neutraler, sondern in bestimmtem Gegensatze zum concreten Stoffe und mit dem Bewußtsein dieses Gegensatzes —, einem Bewußtsein, das in den höhern Lebewesen zum Selbstbewußtsein wird. Es liegt klar auf der Hand und bedarf nicht erst einer längern Auseinandersetzung, daß die einander entgegengesetzten Triebe der Verdichtung und Verflüchtigung, welche den Weltproceß zu erklären berufen sind, ihrer Aufgabe nicht gewachsen sind, da sie selber eines Erklärungsgrundes bedürfen.

Der Verfasser sagt weiter, daß von dem Augenblicke an, in dem eine Weltkörpergruppe den Charakter eines abgeschlossenen organischen Ganzen, speciell eines Sonnenorganismus, annimmt, der relativ freie Stoff innerhalb derselben in das Stadium größter Entwickelung, gleichsam in seine Sturm- und Drangperiode eintritt. Der Kreislauf der einzelnen Weltkörper erzeugt alsdann gesteigerte Schwingungen und Spannungen, Strömungen und Gegenströmungen, welche blitzschlagartig den elektrisch strahlenden Zustand der Sonne selbst und die Erleuchtung und Belebung des ganzen Organismus bewirken, ebenso wie die Belebung der einzelnen Weltkörper mit den einem jeden derselben entsprechenden mikrokosmischen Lebewesen, die wir auf der Erde in der Thier- und Menschenwelt vor uns haben. Jener blitzschlagartige, implosive Selbstbelebungsmoment im Entwickelungsstadium eines Sonnenorganismus fällt also mit dem Moment der Entstehung und des Selbstempfindens der mikrokosmischen Lebewesen zusammen. Gemahnt diese Sebstbelebung nicht an die veraltete und längst überwundene Generatio spontanea eines Swammerdam, Redi, Malpighi u. s. w.? Ist sie nicht eine neue veränderte Auflage derselben?

Wie bei der Wesenseinheit von Geist und Stoff dem Fortbestande des Geistes nach dem Tode das Wort geredet werden kann, will mir nicht recht einleuchten. Dagegen stimme ich Loewenthal gern darin zu, daß die geistige Entwickelung der Menschheit den Schwerpunkt ihrer Gesammtentwickelung bildet, und daß demgemäß die Leiter der staatlichen Gemeinschaften sich der Pflicht nicht entziehen sollten, ihr ein ganz anderes Augenmerk als bisher zuzuwenden: „Die geistigen Werthe müssen danach alles andere überwiegen, und ihnen zu dienen muß der ausschließliche Zweck der materiellen Werthe oder Güter sein. Denn von den geistigen Werthen hängt nicht nur die Erreichung der höchsten Ziele der Menschheit, sondern in Wirklichkeit auch deren materielles Wohl und Wehe ab.“

Nach alledem kann ich des Verfassers zuversichtlichen Ausspruch: „Mit dem Erscheinen der gegenwärtigen Schrift kann die Transscendenz vom bekannten zum unbekannten Sein im Princip exact wissenschaftlich als vollzogen — die Erkenntniß des «Dinges an sich» als gewonnen betrachtet werden“, nicht gelten lassen.

Bernhard Münz.

Zu Thomas Murner.

1. Thomas Murner's Narrenbeschwörung. (Text und Bilder der ersten Ausgabe.) Mit Einleitung, Anmerkung und Glossar von M. Spanier. („Neudrucke deutscher Literaturwerke des XVI. und XVII. Jahrhunderts“, 119—124.) Halle, M. Niemeyer. 8. 3 M. 60 Pf.
2. Ueber Murner's Verhältniß zu Geiler. Von Karl Ott. Bonn, P. Hanstein. 1896. 8. 2 M.
3. Thomas Murner, die Gäuchmatt (Basel 1519). Herausgegeben von Wilhelm Uhl. Mit Einleitung, Anmerkungen und Exkursen. Leipzig, B. G. Teubner. 1896. 8. 2 M. 80 Pf.

Mit Murner, dem Classiker der typisch denkenden, also im Grunde mittelalterlichen Satire, hat sich die

deutsche Philologie in den letzten Jahren lebhaft beschäftigt, namentlich sein Verhältniß zu seinen nächsten Vorgängern hat man sich bemüht festzustellen. Vor nun bald funfzig Jahren hat schon Zarncke in seiner berühmten Ausgabe von Brant's „Narrenschiff" energisch auf Murner's Anlehnung an Brant hingewiesen. Mit einem Muthe der Persönlichkeit, den die Wissenschaft heute abgelegt hat, meinte er, ohne sich auf zahlenmäßige Feststellungen zu stützen: „Murner's Werke, vor allem seine «Narrenbeschwörung», müßten so herausgegeben werden, daß die aus Brant's Werke evident entlehnten ganzen Verse cursiv gedruckt würden, es würde das mehr als ein Drittel des Ganzen austragen." Wir hüten uns, diesen Wunsch zu erfüllen; Murner's Abhängigkeit von Brant ist viel geringer, als Zarncke annahm. Er hält ihm geradezu Widerpart, allerdings innerhalb desselben Rahmens volksthümlich satirischer Anschauungen, und scheidet sich als Volksprediger weit von dem Stubengelehrten, dem er an humanistischer Bildung unterlegen, an lebendiger Anschauung aber, an bildender Kraft auch in Vers und Reim überlegen ist. Schon die Art, wie er bewußt seine „Narrenbeschwörung" vielfältig witzig aus dem „Narrenschiff" herausgesponnen hat, ist charakteristisch für seine Selbständigkeit. Die Vorstellung jenes Narrenschiffes erweckt in ihm den Gedanken, die Narren wieder hinauszubefördern, die Brant's Schiff ins Land gebracht habe, es lockt als Sammelbegriff in ihm die Parallelvorstellungen der Schelmenzunft und später — mit Anspielung auf die baseler „Vogelwiese" — der Gänchmatt; die Bilder des „Narrenschiffes" deutet Murner bewußt anders, als sie gemeint sind, gibt ihnen Ueberschriften in sprichwörtlichen Redensarten, die das satirische Bedürfniß des ausgehenden Mittelalters in der deutschen Sprache in Hülle und Fülle geschaffen hatte, und schreibt nun, oder predigt vielmehr in Versen zu den umgedeuteten Bildern und neuen Ueberschriften die dazugehörigen Kapitel. Z. B.: Brant macht sich über Leute lustig, die wie Hans im Glücke auf thörichten Tausch eingehen, was der Volksmund damals nannte: einen Esel, ein Roß um eine Sackpfeife geben. In der That zeigt das zu den Versen gehörige Bild einen Narren mit der Schellenkappe, der mit der Linken ein strammes, wohlgezäumtes und gesatteltes Eselein heranführt, mit der Rechten einen Dudelsack dem Pfeifer abzunehmen im Begriff ist. Murner schreibt darüber „Ein esel latyn leren", unbekümmert darum, daß nun so und so viele Züge des Bildes beziehungslos sind, und läßt seine spöttischen Verse folgen über die Thorheit, Esel Latein lehren zu wollen und ähnliche Thorheiten. Das Verfahren ist grob, bezeugt aber doch Selbständigkeit. Zu studiren ist es sehr bequem in M. Spanier's Ausgabe der „Narrenbeschwörung" (Nr. 1), die überhaupt dem, der sich ein eigenes Urtheil über Murner bilden möchte, zu empfehlen ist. Namentlich die Beigabe der Holzschnitte ist dafür wichtig, zu Hülfe kommen außerdem die reichlichen zuverlässigen Anmerkungen und ein kleines Wörterbuch, das auch dem Nichtgermanisten über jede Schwierigkeit hinweghelfen wird. Die Deutung der Bilder ist noch nicht überall gelungen, namentlich räthselhaft ist eins, das bei Brant das Kapitel „Von nyd und has" illustriren soll. Versuchen wir eine Deutung. Es zeigt in der Mitte hinten eine felsige Anhöhe mit einem großen Holzfeuer darauf, wol einem Scheiterhaufen. Rechts davor befindet sich auf einem zweiräderigen Gefährt ein Faß, aus dessen großem Spundloch ein Kopf mit edlem Ausdrucke herausieht, während aus dem offenen Boden des Fasses, der dem Beschauer ziemlich ganz zugekehrt ist, eine Schar Bremsen oder etwas Aehnliches herausfliegen. Auf die Insekten gehen von links drei Narren, hier wol Henkersknechte, mit Spießen und Schwertern los, — um den Schwarm von sich ab und wieder auf das Opfer im Fasse zuzujagen? Im ganzen paßt der Inhalt des Bildes jedenfalls zu Brant's Kapitel. Was macht nun Murner daraus? Er faßt das fliegende Gethier als Grillen, närrische Gedanken, Narreteien auf, die gegen Narren losgelassen erscheinen, und benutzt nun das Bild zur Illustrirung eines Kapitels, das er überschreibt „Schelck jagen" und das die volksthümliche Spruchweisheit jener Zeit „Schelke muß man mit Schelken fahen" an geschichtlichen Beispielen darthut.

Was Brant nicht gebührt, eine weitgehende Beeinflussung Murner's im einzelnen, müssen wir dafür nach der Untersuchung von Karl Ott (Nr. 2) dem großen straßburger Prediger Johann Geiler, nach seiner Heimat genannt von Kaisersberg, zugestehen. Wichtig dafür ist Ott's Hervorhebung der Predigernatur Murner's auch in seinen Dichtungen, des verwandten, ja man kann oft sagen gleichen Stimmungsgehaltes in den Predigten Geiler's und den satirischen Dichtungen Murner's, der ausdrücklichen Beziehung Murner's auf Geiler, des gewandten Sprechtones beider im Gegensatz zu Brant's Art, die Sätze oft abgerissen nebeneinanderzustellen, und endlich sein Nachweis einer in der That sehr großen Menge einzelner inhaltlicher Parallelen, die ein Urtheil im Sinne Ott's erlaubt, auch wenn man sich hier und da genöthigt sehen sollte, einzelne Parallelfälle unmöglich als beweisend ansehen zu können. Auch die Technik Geiler's und Murner's weist Brant gegenüber eigenthümliche gemeinsame Züge auf: die häufige Verwendung der Wechselrede und sprichwörtlicher Redensarten, die resolute Heranziehung von Beispielen aus dem täglichen Leben. Ott schreibt gewandt, doch etwas geistreich parfumirt, und in dem Wohlgefühle seines stilistischen Subjectivismus scheut er auch Wiederholungen nicht. Auch sachliche Böcke schießt er vereinzelt fröhlich: „Witzig meint Murner: «So ist der arm man hoch geschetzt», daß er sich kaum noch seinen Lebensunterhalt zu schaffen weiß" — das Verbum hat nur den Sinn von bestenern, nicht den des viel modernern hochschätzen = hochachten, von einem Witz kann also keine Rede sein; ahnungslos citirt er Geiler's Citat aus der ersten Satire des Persius, Vers 28: „digito monstrari et dicier hic est" mit einem (eri) hinter dicier!

Wilhelm Uhl's neue Ausgabe der „Gäuchmatt" (Nr. 3) ist schon darum verdienstlich, weil es, abgesehen von einer ungenügenden Wiedergabe in Scheible's Kloster, keinen Neudruck davon gibt. Auch sie scheint mit einem größern Publikum zu rechnen, den weitläufigen Anmerkungen nach zu schließen. Diese bringen allerlei: Sachliches, Parallelen, Etymologisches, Grammatisches, Metrisches. Um mit dem letzten anzufangen: einen auffälligen Irrthum enthält die Anmerkung zu Vers 320: „Dieser Vers hat keinen Auftakt; bei Murner eine seltene Erscheinung"; allein das Kapitel, in dem er steht, hat vierzehn solche Verse. In grammatischen Dingen spricht sich der Verfasser theils überflüssig zurückhaltend aus („zucken ist wol Intensivbildung zu ziehen", „«dicht» ist wol kaum anders aufzufassen, denn als part. prät. pass. mit fehlender Vorsatzsilbe «ge-»" — natürlich ist es diese Form, doch fehlt ge- nicht, sondern ist nach Unterdrückung seines Vocals an den anlautenden Stammconsonanten assimilirt worden und wird nun nicht mehr geschrieben), theils zu bestimmt absprechend (zu 1641 «on hilffes schin»: „das Schluß-s in «hilffes» erscheint völlig unberechtigt; es wurde wol veranlaßt durch den Anlaut des folgenden Wortes." Gewiß nicht; es ist das Binde-s, das sich auch sonst bei Murner am Ende eines weiblichen ersten Compositionsgliedes schon findet, z. B. 229 geuchmats tandt). Etymologisch köstlich ist die Anmerkung zu dem auf den ersten Blick allerdings seltsamen „lackeyer landt". Recht hat Uhl, wenn er darin eine absichtliche Entstellung sieht „mit Anspielung auf «locken»". Aber nun fährt er fort: „Gemeint ist wol Algier. Vgl. den Familiennamen Allgeier." Natürlich ist das allgäuer Land gemeint, von dem ja eben auch der angeführte Name kommt. Von den Exkursen sind der erste (Thomas Murner und seine Uebersetzung der Institutionen) und der letzte die interessantesten. Der letzte, von Dr. Ernst Jeep beigesteuert, geht dem Namen Eulenspiegel auf den Grund und kommt dabei langsam, aber sicher zu dem Ergebniß, daß wir auch hier wie so oft in Namen mit der Mittelsilbe -en- (Suchenwirth, Hebenstreit, Griepenkerl) eine imperativische Namenbildung vor uns haben. Ihre ursprüngliche Theile sind: Uhle (putze) den Spegel. Was für ein Spegel, Spiegel hier gemeint ist, räth der Leser gern und leicht aus den derben pommerschen Redensarten: Den Sassenspegel wisen; Sett di up dinen Sassenspegel; Ut'n Sassenspegel predigen. Wenn nicht, dann schlage er „Sachsenspiegel" in Wander's „Sprichwörterlexikon" auf. Rudolf Wustmann.

Frauenliteratur.

1. Buen Retiro. Um meinetwillen. Die Freude. Drei Erzählungen. Von Marie Bernhard. Leipzig, Ernst Keil's Nachfolger. 8. 4 M. 50 Pf.
2. Um fremde Schuld. Roman. Von W. Heimburg. Leipzig, Ernst Keil's Nachfolger. 8. 5 M.
3. Die rothe Ulla. Roman aus der Gesellschaft. Von H. Palmé-Paysen. Erfurt, Eduard Moos. 8. 3 M.
4. Einsam und arm. Von Bertha von Suttner. Zwei Bände. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1896. 8. 8 M.

Wenn man von neuer Romanliteratur sprechen hört, werden Namen wie die der „Gartenlaube"-Heldinnen Marie Bernhard und W. Heimburg immer in erster Reihe genannt. Sie und ihresgleichen beherrschen überhaupt fast die ganze Familienblatt- und Zeitungsfeuilletonliteratur. Schriftsteller ernsterer Richtung, von vornehmer, künstlerischer Gesinnung, die mehr anstreben als den trivialen Ton der vulgären Erzählungsart, finden hier verschlossene Thüren, was den meisten weniger vom idealen als vom materiellen Standpunkt schmerzlich ist. Es ist bedauerlich, daß eine aufgeklärte Welt wie die unserige hinsichtlich ihres literarischen Bedürfnisses auf so niederer Stufe steht, daß — gerade, was die Erzählungsliteratur betrifft — eigentlich nur das Schlechte auf wirklichen pecuniären Erfolg rechnen kann. Man sollte meinen, diese Herren Autoren und p. t. Autorinnen müßten das Unwürdige solcher literarischen Verdienste selbst empfinden, aber gewöhnlich halten sie gerade merkwürdig viel von sich selbst. Es geht ihnen eben nicht nur die Selbstkritik, sondern überhaupt der Sinn und das Verständniß für Literatur und deren Aufgaben ab.

Man kann Damen wie Marie Bernhard und W. Heimburg den Vorwurf nicht ersparen, daß sie das Ihrige dazu beigetragen haben, den Geschmack des großen Publikums zu verderben. Die vorliegenden Werke sind concrete Beispiele dafür.

Die erste der drei Erzählungen (Nr. 1) von Marie Bernhard ist „Buen Retiro" betitelt. Auf den Namen Buen Retiro hat ein Gelehrter, Namens Dr. Röder, eine Landvilla getauft; er will hier einsam seinen Studien leben, denn in die Stadt paßte er nicht mehr, „weil er in einer leichten Stoffkappe und in Leinenschuhen einhergehen will". Die gelehrten Studien und die Stoffkappe lassen dem Herrn Doctor zum Glück Zeit genug, an einen alten Freund nach langer Zeit einmal wieder zu schreiben, und zwar einen langen Brief. Er erzählt darin seinen und seiner alten Wirthschafterin Lebenslauf haarklein, und so überflüssig und sinnlos manche Dinge auch sind, enthält der Brief doch auch alles, was dazu gehört, um der Verfasserin das Schreiben der kommenden Geschichte zu ermöglichen. Das ist gewiß sehr freundlich von dem Herrn Doctor, aber es gibt eben solch liebenswürdige Helden in Romanen, die ihren Verfassern das schwierige Metier des Dichtens nach Möglichkeit erleichtern! Da in dem Briefe von der verschollenen Tochter einer verstorbenen Pflegeschwester des Doctors die Rede ist, so ist

es nicht mehr als selbstverständlich, daß diese Tochter sich nunmehr alsbald einstellt und — da der Doctor ein Theaterfeind ist — selbst dem Theater angehört. Wo sollten denn die Conflicte herkommen, wenn man sie nicht auf solche Weise künstlich schaffte! Aus demselben Grunde wird nun Buen Retiro mit noch einem Dutzend anderer Theaterleute bevölkert, die sich, fremd wie sie sind, einfach selbst einladen, um die Villa des Doctors zu allem Möglichen zu machen, nur nicht zu dem, was ihr Name besagt. Warum der gute Doctor sich das alles gefallen läßt, ist nicht bekannt geworden, aber wahrscheinlich hatte es die Verfasserin in ihrer Weisheit also beschlossen. Sie hält die Marionetten ihres Puppenspiels schön am Schnürchen, wie sich das für todte Figuren gehört, die nun einmal nicht selber reden und handeln können, um dann in kindlicher Freude in die Worte auszubrechen: „Das paßt ja alles vortrefflich — ganz vortrefflich!" Zum Verständniß für diejenigen ihrer Leser, die auf zoologischem Gebiete nicht ganz taktfest sind, und die etwa glauben, daß die Hähne das Brutgeschäft ausführen, theilt Marie Bernhard gelegentlich mit, daß junge Hühnchen von einer Glucke ausgebrütet werden.

Die zweite Geschichte heißt „Um meinetwillen", weil darin ein junges Mädchen, Namens Anneliese, nicht seines Geldes, sondern seiner selbst willen geheirathet sein will. Zu diesem Zweck benimmt sich die junge Dame denn auch so ungeschickt wie möglich, aber dennoch paßt auch hier alles ganz vortrefflich. Da Anneliese den schönen Lieutenant mit der hoffnungsvollen Carrière nun einmal nicht will, so wendet sie sich an einen ganz unmöglichen Universitätsprofessor, der ihr denn auch den Gefallen thut, sich ganz unsterblich in sie zu verlieben und sie dem Lieutenant wegzuschnappen. Daß es dazu vorher einer königsberger Pension, deren Geschichte bis in die intimsten Einzelheiten ihrer Inhaber beschrieben wird, und der berühmten königsberger Malerakademie bedurfte, sieht zwar kein Leser ein, aber es ist nun einmal so, und daran läßt sich nichts ändern.

Etwas mehr Sinn hat die kleine, dritte Geschichte: „Die Fremde", obgleich es auch hier ohne Unwahrscheinlichkeiten nicht abgeht. Daß der Bauer, der seine an einen Bankkassirer in der Stadt verheirathete Tochter mit seinem Besuch erfreuen will, als ungebetener Gast kommt, das mag wahr sein, daß aber sein Mentor in der Stadt gerade der Staatsanwalt ist, der bereits die Anklage wegen Unterschlagung u. s. w. gegen den Schwiegersohn fertig hat, das erscheint, wenigstens in der hier gegebenen Darstellung, nicht glaubhaft.

Um nichts werthvoller als die Erzählungen von Marie Bernhard ist der Roman „Um fremde Schuld" (Nr. 2), von W. Heimburg. Zwar ist die Erzählung in ihrer Gesammtanlage technisch etwas geschickter geführt, aber angesichts des geringwerthigen geistigen Gehalts will das nichts besagen, um so weniger, als die technischen Einzelheiten crasse Mängel aufweisen, Mängel, die auch hier den blühenden Dilettantismus der „berühmten" Erzählerin glänzend darthun. Es ist alles gewöhnliche Schreibarbeit und „Zeilenschinderei", um einen journalistischen terminus technicus zu gebrauchen, die man, ebenso wie bei Marie Bernhard, schon daran erkennt, daß man ganze Seiten überspringen kann, ohne im Zusammenhang des Textes etwas einzubüßen.

Die Handlung selbst ist eine verwickelte Räuber- und Gaunergeschichte, in deren Mittelpunkt quasi als Opfer ein junges Mädchen, das ebenfalls den beliebten Namen Anneliese führt, steht, dem die Verfasserin die ganze Sympathie des Lesers zuwenden will. Sie scheint aber nicht zu bemerken, wie sie die Figur vollständig verzeichnet, wie sie ein weibliches Wesen schildert, das an Eigensinn, Egoismus, Weichlichkeit und allen andern Unarten seinesgleichen sucht, das gegen die eigene unglückliche Mutter rücksichtslos genug ist, zu verlangen, sie möge lieber betteln gehen als ihr, der Tochter, nicht jeden Willen thun. Die Verfasserin wird diesen Sinn zwar ableugnen, aber sie drückt ihn mehr als einmal deutlich aus, natürlich unabsichtlich, weil ihr vollkommen die Klarheit der Sprache fehlt, und weil sie ganz oberflächlich arbeitet und unüberlegt schreibt. Wie wäre es sonst möglich, daß sie — Seite 174 — sagt: „Stundenlang, jeden Tag lief ich umher mit dem Teckel zur Seite — ja, das war schön, das wirkte groß auf das Herz, das gab Muth!" Das muß ja ein beneidenswerther Teckel gewesen sein! Nur schade, daß sonst in dem ganzen Buche nicht mehr von ihm die Rede ist. Man hätte von einem solch merkwürdigen Thier gewiß gern mehr erfahren! Eine ähnliche Unüberlegtheit ist es, zu schreiben — Seite 294: „Ich saß während der ganzen Zeit auf dem nämlichen Fleck im Lehnstuhl am Ofen, die Füße emporgezogen, ohne Speise und Trank." Auch hat die Verfasserin ein ganz ungewöhnliches Ungeschick in der Charakterisirung einer jungen Dame an den Tag gelegt, indem es ihr gelungen ist, aus einer, wie beabsichtigt war, opferfreudigen, gütigen, milden Tochter ein starrköpfiges, launenhaftes, immer nur sein eigenes bedeutungsloses Ich im Munde führendes Ding zu machen. Im übrigen enthält das Buch, ganz abgesehen von den allgemeinen Mängeln des „Ichromans" auch mancherlei unrichtige Voraussetzungen, wie z. B. diesen Einjährigen, der unter deutschen militärischen Verhältnissen undenkbar ist. Dann wird niemand glauben, daß man einen Menschen, den man nie gesehen hat, an ganz fremdem Ort bei zufälliger Begegnung auf den ersten Blick erkennt, nur weil man einmal gehört hat, daß er „so braune Haare und solche Augen" hat.

Auch der Roman aus der Gesellschaft: „Die rothe Ulla" (Nr. 3), von H. Palmé-Paysen, ist kein Werk, das danach angethan wäre, der Verfasserin die Unsterblichkeit zu sichern. Es werden auch hier allenthalben viel zu viel Worte gemacht. Viele Autoren, und namentlich

die weiblichen, scheinen in dem Irrthum befangen zu sein, daß eine lebenswahre, überzeugende Darstellung durch viele Worte geschaffen werde. In Wahrheit liegen die Verhältnisse aber gerade umgekehrt, die Darstellung ist um so werthvoller, je weniger Worte man dazu gebraucht, nur müssen die wenigen Worte den nöthigen Gehalt haben. Immerhin enthält der Roman von Palmé-Payfen manche wohlgelungene Scene; besonders sind die einzelnen Personen recht gut gezeichnet, jede einzelne hebt sich plastisch von dem breiten Hintergrunde der lang ausgedehnten Erzählung ab. Daß die Verfasserin aber ein solches Ungeheuer von Titelheldin schaffen konnte, ist — gelinde gesagt — eine Geschmacksverirrung. Der etwaige Einwurf, daß es im Leben so was gebe, ist für die schöne Literatur nicht stichhaltig. Die rothe Ulla — merkwürdig, daß die Bösewichte in den Romanen so gern roth sind! — ist in dieser Form ein künstlerisches Unding. Sie begeht nur Schlechtigkeiten, und alles ohne irgendwelchen Grund, nicht einmal aus Princip, das wäre doch wenigstens ein Standpunkt, aber nein, sie thut's, weil sie's thut. Kein Mensch, nicht ihr eigener Bruder ist vor ihr sicher. Das wirkt abstoßend und nimmt der Lektüre jedes tiefere Interesse. Ulla verfolgt alle Menschen mit ihrem Haß, obgleich ihr niemand etwas in den Weg gelegt hat: den Rittmeister von Rodeck aus dem ganz unsinnigen Grunde, weil sie ihn liebt! Das ist jedenfalls eine ganz neue Aeußerung der Liebe eines aristokratischen, feingebildeten Weibes einem Manne gegenüber, der von ihrer Zuneigung keine Ahnung hat, nach Lage der Dinge sie kaum haben kann. So fehlt gerade der Heldin der Geschichte jedwede Logik, und im Zusammenhang damit stehen mancherlei Hypothesen, die einen schwachen Unterbau für das Gebäude der Erzählung bilden. Etwas ganz Ausgezeichnetes an der Geschichte sei schließlich hier nicht übersehen, und zwar der Ausspruch auf Seite 79, der da lautet: „Das Erzählertalent allein macht noch keinen Dichter."

Wie schon des öftern bei Besprechung der Romane von Bertha von Suttner hervorgehoben worden ist, beschreibt der Werth ihrer literarischen Erscheinungen merkwürdige Curven. Die Curve der vorliegenden Erzählung: „Einsam und arm" (Nr. 4), zeigt etwas aufsteigende Tendenz. Zwar bietet das Ganze etwas wenig für ein zweibändiges Werk, und man sucht eigentlich vergebens nach etwas Faßbarem an der Geschichte, nach etwas Großem. Man muß sich mit kleinen Einzelheiten begnügen, die an sich allerdings hübsch geschrieben sind und von ebenso guter Lebensbeobachtung wie flotter Schreibart Zeugniß ablegen. Diese vielen kleinen episodenhaften Geschichten muthen kaleidoskopartig an, wenn sie auch durch ein und denselben Helden, der sie in Form von Tagebuchaufzeichnungen gibt, zu etwas Einheitlichem gestempelt werden sollen. Was anderes wäre es, wenn die jetzt als Episoden auftretenden Erzählungen, wie sie dem siebzigjährigen Manne ganz zufällig ins Gedächtniß kommen, in chronologischer Reihenfolge als zusammenhängende, sich fortentwickelnde Geschichte erschienen! Daß aber die lebensfreudigsten Jugenderinnerungen stets von den Betrachtungen des lebensmüden Greises, der schließlich durch Selbstmord endigt, schroff abgeschnitten werden, nimmt dem Werke, trotz aller Zusammengehörigkeit des Inhalts, den einheitlichen Charakter. Im übrigen enthält das Buch, wie gesagt, mancherlei sehr lobenswerthe Einzelheiten, mancherlei Gebiete werden, wenn auch nur flüchtig, berührt und mancherlei Anregung wird gegeben, wenn auch keiner der Gedanken weiter ausgeführt worden ist.

Ernst Roeder.

Feuilleton.

Von den neuesten englischen Büchern erwähnen wir zuerst Albert H. Smyth's „Bayard Taylor" (Boston, Houghton, Mifflin u. Comp., 1896). Diese kurzgefaßte Biographie des in Deutschland rühmlich bekannten amerikanischen Dichters gehört dem Sammelwerke „American Men of Letters" an, von dem sie den vierzehnten Band bildet. Der Verfasser schickt eine sehr gedrängte Darstellung der vom Staate Pennsylvanien in der Literatur gespielten Rolle als Einleitung voraus, die jedoch mit dem Gegenstand des Buches in keinem engen Zusammenhange steht. Die dortigen Verhältnisse haben zwar, namentlich in den Jugendjahren, auf die Bildung von Taylor's Charakter mächtig eingewirkt, aber abgesehen von einigen flüchtig hingeworfenen und weniger bedeutenden Romanen keinen bestimmenden Einfluß auf seine dichterische Thätigkeit und Schöpferkraft ausgeübt. Bayard Taylor wurde am 11. Januar 1825 zu Kennett Square als viertes, aber als erstes am Leben gebliebenes Kind seiner Aeltern geboren. Sein Ahnherr war Robert Taylor, ein reicher Quäker, der im Jahre 1681 mit William Penn nach Pennsylvanien kam und sich in der Nähe des Brandywineflusses ansiedelte. Seine beiden Großmütter stammten von Auswanderern aus Süddeutschland ab. Die Großmutter väterlicherseits konnte sogar weder deutsch noch englisch ordentlich sprechen, sondern bediente sich des als „Pennsylvania Dutch" bekannten wunderlichen Mischmasches von beiden Sprachen. Der Knabe wurde nach den Grundsätzen der Quäker ziemlich streng erzogen, und wuchs unter den in der Umgegend vorherrschenden Einflüssen der Quäker auf, obwol sein Vater kein Mitglied der „Gesellschaft der Freunde" war. Als der Junge vierzehn Jahre alt war, sagte ihm ein Phrenolog, er würde nicht auf der heimatlichen Scholle bleiben, sondern als Reisender die Welt durchwandern und auch als Dichter berühmt werden. Ob es möglich sei, aus der Schädelbeschaffenheit auf die Geistesanlagen und den Lebensberuf eines Menschen so genau schließen zu können, dürfte man wol in Zweifel ziehen; diesmal jedoch hat der scharfsinnige Kraniolog das Richtige getroffen und das geistige Wesen und die zukünftige Laufbahn des Jünglings in überraschender Weise er-

rathen. Von frühester Kindheit an quälte ihn die unüberwindliche Sehnsucht fremde Länder zu besuchen, und während er im Felde arbeitete oder auf den Wiesen seines Vaters das Vieh hütete, streifte er im Geiste an den Ufern des Mittelländischen Meeres oder in europäischen und morgenländischen Städten herum. Wie er im Jahre 1844 diese Träume zu verwirklichen begann, unter welchen schwierigen Umständen und mit wie großem Erfolg er seine kühnen Pläne ausführte, wird der geneigte Leser aus „Views Afoot", „A Journey to Central Africa", „The Lands of the Saracens", „A Visit to India, China and Japan", „Northern Travel" und andern Reiseschilderungen am besten selber erfahren. Auf seinen Wanderungen hat sich seine angeborene Liebe zum Dichten auch weiter entwickelt, und es erstanden auf diese Weise eine Reihe von Gelegenheitsgedichten, „Rhymes of Travel", „Poems of the Orient" und andere Romanzen, Balladen, Lieder und poetische Erzählungen, welche seine immer rege Schaffenskraft bekunden und seine lebhafte Freude an dem Gesehenen und Geschehenen zum Ausdruck bringen. Die gediegensten Erzeugnisse seiner Muse sind „The Picture of St. John" und „The Poet's Journal", beide einigermaßen autobiographisch, „The Masque of the Gods", „Lars, a Pastoral of Norway", und die Dramen „The Prophet", eine Darstellung des Mormonenthums, und „Prince Deukalion", von denen das letztere kurz vor seinem Tode erschien, und das Gesetz der Erhaltung der Kraft als einen Beweis für die Fortexistenz der Seele anführt. In Deutschland ist Taylor durch seine meisterhafte „Faust"-Uebersetzung besonders bekannt, und es ist sehr zu bedauern, daß ein Mann, dem es gelungen ist, den Geist dieses wundervollen Gedichts sich so zu eigen zu machen, auch sein Vorhaben, das Leben Goethe's zu schreiben, nie zur Ausführung brachte. Taylor wurde am 15. Februar 1878 zum Bevollmächtigen der Vereinigten Staaten in Deutschland ernannt und ist am 15. December desselben Jahres zu Berlin gestorben. Er traute seiner scheinbar unerschöpflichen Lebenskraft zu viel zu und richtete sich durch vielfache, aufreibende und unaufhörliche Ueberarbeitung frühzeitig zu Grunde. Die vorliegende Lebensbeschreibung ist gut geschrieben und bestens zu empfehlen.

Seit einiger Zeit haben nicht nur die Psychologen, sondern auch die Romanschriftsteller eine besondere Vorliebe für Kinderstudien an den Tag gelegt. Vor kurzem hat in Chicago sogar ein sechsjähriges Mädchen ein Bändchen von Novelletten veröffentlicht, von dem drei Auflagen bald verkauft wurden. Eine derartige Erscheinung verräth eine sehr niedrige Stufe der allgemeinen Bildung und wäre nur in einem Lande möglich, in welchem Buben, die die Kinderschuhe noch nicht ausgezogen haben, als Prediger aufzutreten und von der Kanzel herab die Heilige Schrift zur Erbauung der versammelten Andächtigen auszulegen pflegen. Aber die allerneuesten Prosadichtungen, in welchen mehr oder weniger verwahrloste und ungezogene Buben die Hauptrollen spielen, stammen nicht aus Amerika, sondern aus Schottland. Einer der besten Romane dieser Gattung ist jedenfalls J. M. Barrie's „Sentimental Tommy" („Collection of British Authors", vols. 3197, 3198, Leipzig, Tauchnitz, 1897). Dem Helden der Erzählung begegnen wir zuerst in seinem fünften Lebensjahre auf den schmutzigen Treppen eines von allerlei Gesindel wimmelnden londoner Miethshauses, als er und der siebenjährige Spielgenosse, Shovel, einander in kindischen Prahlereien zu überbieten bestrebt sind. Diese einleitenden Kapitel sind nicht besonders unterhaltend, und man wird das alberne und eintönige Geschwätz der beiden Buben bald herzlich satt. Auch leidet der im ganzen durch reiche Erfindung und künstlerische Ausgestaltung ausgezeichnete Roman an einem Uebermaß von Sentimentalität und auch zuweilen an starken Ungereimtheiten, wie z. B. als Tommy mit überraschendem und bei einem solchen Kinde ganz unmöglichem psychologischen Scharfsinn zwischen Genie und Talent unterscheidet. Mit der Verlegung der Handlung von den londoner „Slums" nach „Thrums" in Schottland gewinnt die Geschichte entschieden an Wahrscheinlichkeit, und dementsprechend wächst das Interesse bis zum letzten Augenblick, wo der Knabe beim Examen durchfällt und statt die Universität zu beziehen, um sich für das heilige Amt eines Seelenhirten vorzubereiten, zum niedrigen Dienste eines gedungenen Viehhirten verdammt wird. Hier nehmen wir vorläufig von Tommy Abschied, aber es ist offenbar des Verfassers Absicht, seinen jugendlichen Helden aus der Noth zu retten und in einem spätern Roman wahrscheinlich als Dichtergenie zur Bestürzung und Beschämung aller Schulfüchse glänzen zu lassen. Uebrigens sind Barrie's Charaktere scharf gezeichnet, und er versteht es mit großer Kunst, sich in die Gedankenwelt und Seelenzustände sowie die Ausdrucksweise der verschiedenartigsten Personen vollständig zu versetzen, und die widrigsten Verhältnisse mit einer gewissen Poesie und veredelnden Anmuth zu umgeben, ohne der gemeinen Wirklichkeit und Lebenswahrheit wesentlichen Eintrag zu thun.

In S. R. Crockett's „Cleg Kelly" („Collection of British Authors", vols. 3129, 3130, Leipzig, Tauchnitz, 1896) wird diese die Roheit und sittliche Verderbheit des Lebens mildernde ideale Gestaltung peinlich vermißt. Statt künstlerisch aufgefaßter und ausgeführter Gemälde haben wir vor uns eine Reihe von Photographien, welche die Garstigkeit des Gegenstandes hervorheben und ein äußerst trübes Bild des schottischen Volkes geben.

Unter den neuern englischen Romanschriftstellern nimmt Leonard Merrick eine sehr hohe Stelle als Darsteller des gesellschaftlichen Lebens ein. Seine Sammlung von kurzen Erzählungen: „This Stage of Fools" („Collection of British Authors", vol. 3151, Leipzig, Tauchnitz, 1896) ist in dieser Beziehung ganz ausgezeichnet. Er ergeht sich selten in Betrachtungen, aber die Geschichten regen zum Nachdenken an; er treibt seinen Spott mit den Thorheiten und Lastern des Menschen, aber seine Satire ist stets liebenswürdig und seine Sympathie frei von süßlicher Sentimentalität. Er kennt die Welt, die er schildert, und erbarmt sich ihrer. „The Man who was Good" (vol. 3064) enthält einige vortrefflich gezeichnete Charaktere und ergreifende Situationen, läßt jedoch an künstlerischer Ausführung und Abrundung etwas zu wünschen übrig und ist auch von der moralischen Seite nicht ganz befriedigend. Weit besser und gesünder ist „Cynthia" (vol. 3194), ein Roman, der die Leiden eines angehenden höchst talentvollen und gewissenhaften Schriftstellers mit großer Anschaulichkeit und Lebendigkeit schildert, und dabei ein nichts weniger als günstiges Urtheil über die englischen Verlagsbuchhändler fällt. Die köstliche Episode von „Auntie Bluebell" als Rathgeberin für junge Mädchen in häuslichen Zwistigkeiten und Herzensangelegenheiten in den Spalten des Familienblattes „Winsome Words" erinnert an Bok's „Ladies' Home Journal" und das läppische Zeug, das diese bekannte Monatsschrift ihren Leserinnen aufzutischen pflegt; und Mrs. Deane-Pitt ist offenbar auf eine populäre und unglaublich productive Romanschriftstellerin der Gegenwart gemünzt. Die Art und Weise, wie diese Vertreterin der Dichtkunst und der Demi-Monde Herrn Kent zu umgarnen weiß, das reuige Bekenntniß seiner Untreue, die Gemüthsbewegung seiner Gattin und ihre edelmüthige Verzeihung des Fehltrittes zeugen von scharfer Beobachtung und tiefer Menschenkenntniß, namentlich auf dem geheimnißvollen Gebiete der Weiberlist und der Frauenwürde.

In „The Murder of Delicia" („Collection of British Authors", vol. 3178, Leipzig, Tauchnitz, 1896) deckt Marie Corelli nochmals die seichte Vergnügungssucht, Liederlichkeit und Roheit der vornehmen londoner Gesellschaft schonungslos auf. Die Verfasserin behauptet, die Begebenheiten seien aus dem Leben

gegriffen, und wir haben keinen Grund, an der Richtigkeit dieser Angabe zu zweifeln. Die Darstellung dieser Verhältnisse würde jedoch durch eine höhere Gabe der künstlerischen Composition entschieden gewinnen.

„March Hares by Harold Frederic" („Collection of British Authors", vol. 3164, Leipzig, Tauchnitz, 1896) ist eine recht nette, anziehende Novelle, dürfte jedoch im Vergleich mit dem vortrefflichen Roman „Illumination" als leichte Waare bezeichnet werden.

„Hilda Strafford and the Remittance Man" („Collection of British Authors", vol. 3199, Leipzig, Tauchnitz, 1897) sind zwei kurze Erzählungen von Beatriee Harraden, die das Leben und Treiben einiger Viehzüchter in Californien schildern. Die Hauptpersonen sind ein eingewanderter Engländer und seine Frau, die ihren Gatten durch grenzenlose Selbstsucht und Rücksichtslosigkeit unglücklich macht und schließlich ums Leben bringt. Die Geschichtchen sind in keiner Beziehung von Bedeutung.

„Clarissa Furiosa by W. E. Norris" („Collection of British Authors", vols. 3192, 3193, Leipzig, Tauchnitz, 1897) ist gut erfunden und sorgfältig ausgeführt. Die zahlreichen Charaktere sind vorzüglich gezeichnet, die Scenen verwandeln sich rasch, wenn auch zuweilen etwas gewaltsam, und die frische und lebendige Darstellung zeugt von künstlerischem Sinn und gebildetem Geschmack. Das Fräulein, das die Anträge eines Mannes zurückweist, weil er ein ausschweifendes Leben führt, ist am Ende froh, ihn zu heirathen, wie er ist; die Frau, die ihren Gatten wegen ehelicher Untreue verläßt, kehrt zu ihm reumüthig zurück und bittet ihn um Verzeihung, die ihr gnädig gewährt wird. In den bessern englischen Gesellschaftskreisen dürfen die Weiber den Männern gegenüber nicht gar zu wählerisch sein; dies ist die Lehre der Fabel.

„The Amazing Marriage by George Meredith" („Collection of British Authors", vols. 3195, 3196, Leipzig, Tauchnitz, 1897) wird kaum verfehlen, den aufmerksamen Leser öfters in Erstaunen zu setzen. Daß ein so geistreicher Schriftsteller sich solche stilistische Unbeholfenheiten und Verworrenheiten sollte zu Schulden kommen lassen, wie wir sie hier überall antreffen, wird ohne Zweifel der Hauptgrund des Erstaunens sein. Die in dem Titel als „erstaunlich" bezeichnete Ehe ist die eines jungen, englischen Lords mit einem schönen Fräulein, dem er bei der Begegnung auf einem Ball einen Heirathsantrag macht, und einige Stunden nach der Hochzeit davonläuft. Nach vielen Jahren möchte er zu der verlassenen Gattin, die unterdessen Mutter geworden ist, zurückkehren, aber sie will mit ihm nichts zu thun haben; darauf geht er ins Kloster, wo er bald das Zeitliche segnet. Die Witwe vermählt sich mit einem ehrbaren Manne, der sie aufrichtig und innig liebt und mit dem sie ein glückliches Leben führt. Der Dichter entwickelt eine reiche Fülle von interessanten Situationen und originellen Charakteren, und die Darstellung ist mit philosophischen Reflexionen und historischen Anspielungen zuweilen fast überfüllt; aber der Genuß des Ganzen wird durch Meredith's nachlässige oder vielleicht geflissentlich verwirrte Schreibart ungemein beeinträchtigt.

— Ueber die vierte Versammlung deutscher Historiker, die vom 11. bis 14. September 1896 in Innsbruck abgehalten wurde, ist von der Leitung des Verbandes deutscher Historiker ein Bericht veröffentlicht worden („Bericht über die 4. Versammlung deutscher Historiker in Innsbruck", Leipzig, Duncker u. Humblot, 1897, 1 M. 40 Pf.). Er berichtet über die dort erstatteten Referate und die daran sich anschließenden Debatten. Es sprachen Professor Redlich (Wien) „Ueber das Institut für österreichische Geschichtsforschung in Wien", Professor Prutz (Königsberg) über das Thema „Welche Wünsche haben die Historiker gegenüber den Archivverwaltungen auszusprechen?", Professor Richter (Graz) „Ueber die Anlage eines historischen Atlas der Alpenländer", Professor von Luschin-Ebengreuth „Ueber die Entstehung der Landstände", Professor von Scala (Innsbruck) „Ueber Individualismus und Socialismus in der Geschichtschreibung", Professor Heigel (München) und Geheimrath von Weech (Karlsruhe) über die Frage: „Welche geschichtlichen Aufgaben verdienen von Akademien gemeinsam gefördert zu werden?" Von diesen Vorträgen wird weitere Kreise der von Scala's am meisten interessiren, weil er sich mit einem Gegensatze beschäftigt, der in den letzten Zeiten viel, und oft mit unnöthiger Schärfe, erörtert ist. Erfreulich ist, daß die vierte deutsche Historikerversammlung in Oesterreich tagte und damit die geistige Zusammengehörigkeit Deutschlands und Oesterreichs bekundete, erfreulich ist, daß auch Gent vertreten war; zu wünschen aber bleibt, daß Norddeutschland mehr als bisher für diese Versammlungen gewonnen wird. Nicht vergessen möge man ferner, daß praktische Fragen des Unterrichts den Anstoß zu den Versammlungen gegeben und besonders lebhafte Besprechungen erregt haben.

Bibliographie.

Bang, H., Die vier Teufel. Eine excentrische Novelle. Berlin, S. Fischer, Verlag. 8. 1 M.

Boyesen, H. H., Selbstbestimmung. (Engelhorn's Allgemeine Romanbibliothek. 13. Jahrgang. Band 20.) Stuttgart, J. Engelhorn. 8. 50 Pf.

Brandt, M. von, Ostasiatische Fragen. China. Japan. Korea. Altes und Neues. Berlin, Gebrüder Paetel. Gr 8. 7 M.

Butler, W. A., Zwei Millionen und Nichts anzuziehen. Amerikanische Gedichte. Deutsch von E. Dorsch. Zürich, Karl Heuckell u. Comp. 8. 1 M. 50 Pf.

Deussen, P., Sechzig Upanishad's des Veda. Aus dem Sanskrit übersetzt und mit Einleitungen und Anmerkungen versehen. Leipzig, F. A. Brockhaus. Gr. 8. 20 M.

Deutsch-Oesterreichische Literaturgeschichte. Herausgegeben von J. W. Nagl und J. Zeidner. Erste Lieferung. (Erscheint in 14 Lieferungen.) Wien, Carl Fromme. Gr. 8. Jede Lieferung 1 M.

Friedrich, P., Sonnenblumen. Gedichte. Berlin-Gr. Lichterfelde, Gebrüder W. u. W. Heichen. 8.

Gersdorff, A. von, Idealismus oder Thorheit? Roman. Berlin, Otto Janke. 8. 1 M.

Herzog, R., Nur eine Schauspielerin. Roman. Berlin, Otto Janke. 8. 1 M.

Hesekiel, Ludovica, Prinz Wilhelm. Vaterländische Erzählung. Zweite Auflage. Berlin, Otto Janke. 8. 1 M.

Jahrbuch der Naturwissenschaften. 1896—1897. Herausgegeben von M. Wildermann. Freiburg i. Br., Herder'sche Verlagshandlung. Gr. 8. 6 M.

Janitschek, Maria, Raoul und Irene. Berlin, S. Fischer, Verlag. 8. 1 M.

Köhler-Haussen, F. E., Universitas litterarum. Ein Festspiel. Leipzig, Walther Fiedler. 8. 1 M.

Lenk, H., Wer ist Gott? Leipzig, Bernhard Richter's Buchhandlung. 8. 80 Pf.

Meyer, R. M., Deutsche Charaktere. Berlin, Ernst Hofmann u. Comp. Gr. 8. 5 M. 50 Pf.

Muellenbach, E, Franz Friedrich Ferdinand und Anderes. Dresden, Carl Reißner. 8. 3 M.

Nansen, P., Aus dem Tagebuch eines Verliebten. Liebeslieder und Anderes. Berlin, S. Fischer, Verlag. 8. 2 M.

Neumeister, R., Dichtungen. Berlin, R. Neumeister. 8. 6 M.

Reichenau, von, Einfluß der Cultur auf Krieg und Kriegsrüstung. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. Gr. 8. 1 M. 75 Pf.

Roßmäßler, E. A., Der Mensch im Spiegel der Natur. Neu bearbeitet von Th. Schlegel. Band I. Leipzig, Robert Friese, Sep.-Cto. Gr. 8 1 M. 50 Pf.

Samarow, G., Transvaal. Roman aus dem südafrikanischen Leben der Gegenwart. Zwei Bände. Berlin, Ferdinand Dümmler's Verlagsbuchhandlung. 8. 7 M.

Steinberg, F., Die Handwerkerbewegung in Deutschland, ihre Ursachen und Ziele. Stuttgart, Chr. Belser'sche Verlagshandlung. Gr. 8. 1 M.

Ueberweg's, F., Grundriß der Geschichte der Philosophie. Dritter Theil: Die Neuzeit. Zweiter Band: Nachkantische Systeme und Philosophie der Gegenwart. Achte Auflage. Herausgegeben von M. Heinze. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. Gr. 8. 9 M.

Verga, G., Königstigerin. (Engelhorn's Allgemeine Romanbibliothek. 13. Jahrgang. Band 19.) Stuttgart, J. Engelhorn. 8. 50 Pf.

Weitbrecht, C., Schiller in seinen Dramen. Stuttgart, Fr. Frommann's Verlag (E. Hauff). Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Wilda, J., Die Seebraut und andere Novellen. Dresden, Carl Reißner. 8. 2 M.

Z., G., 48 Tage im Irrenhaus. Erlebnisse und Studien eines Freiwilligen und Nichtentmündigten. Leipzig, Robert Friese, Sep.-Cto. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von **F. A. Brockhaus** in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

☛ Vollständig liegt vor: ☚

In Nacht und Eis.

Die Norwegische Polarexpedition 1893–1896.

Von **Fridtjof Nansen.**

Mit einem Beitrag von Kapitän Sverdrup,

207 Abbildungen, 8 Chromotafeln und 4 Karten.

Autorisirte Ausgabe.

Zwei Bände. Elegant gebunden 20 M. Auch in 36 Lieferungen zu 50 Pf.

Nansen's Reise ist die kühnste und erfolgreichste Polarfahrt, die je unternommen worden ist. „In Nacht und Eis" ist das einzige Werk, in welchem der berühmte Reisende selbst über seine Expedition berichtet.

Prospect und die erste Lieferung sind in jeder Buchhandlung zu erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Allgemeine

Geschichte der Philosophie

mit besonderer Berücksichtigung der Religionen.

Von

Dr. PAUL DEUSSEN

Professor an der Universität Kiel.

Erster Band, erste Abtheilung:

Allgemeine Einleitung und Philosophie des Veda bis auf die Upanishad's.

8. Geh. 7 M.

Hiermit beginnt die Veröffentlichung einer grossartig angelegten, umfassenden Geschichte der Philosophie in gänzlich neuer Darstellungsweise. Das Werk wird aus zwei Bänden in sechs Abtheilungen bestehen. Im ersten Band wird die ostasiatische Philosophie (Inder: Hymnenzeit, Brâhmanazeit, Sanskritzeit; nebst Anhang über China und Japan) behandelt, während der zweite Band die westasiatisch-europäische Philosophie (Griechen, biblisch-mittelalterliche Philosophie, neuere Philosophie bis zur Gegenwart) darstellen wird.

Schon diese erste Abtheilung des ersten Bandes hat die allgemeine Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen Welt auf das bedeutende Werk gelenkt. Ausführliche Prospecte mit genauer Uebersicht über die Eintheilung des ganzen Werks gratis.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Briefe an eine Freundin

von

Wilhelm von Humboldt.

Zwölfte Auflage.

Mit einem Facsimile, einem Vorwort und Sach- und Namenregister.

8. Geh. 4 M. 50 Pf. Geb. 6 M.

Das berühmte Buch, welches durch die geistvolle Aussprache über die tiefsten, den denkenden Menschen bewegenden Fragen des Lebens und durch die edle ungekünstelte Sprache zu einer bleibenden Zierde der deutschen Nationalliteratur geworden ist, liegt bereits in zwölfter Auflage vor.

Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Soeben erschien:

Aus Dur und Moll.

Gedichte

von

Paul Heinze u. Anna Heinze.

Preis geh. M. 3.50; in Leinwand geb. M. 4.50.

☛ Den zahlreichen Verehrern des früheren Herausgebers des „Deutschen Dichterheims" dürften diese Gedichte hochwillkommen sein.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Heinrich Schliemann's Selbstbiographie.

Bis zu seinem Tode vervollständigt.

Herausgegeben von Sophie Schliemann.

Mit einem Porträt in Heliogravüre und 10 Abbildungen.

8. Geh. 3 M. Geb. 4 M.

Eine Einzelausgabe der sehr interessanten und charakteristischen Selbstbiographie des berühmten Entdeckers von Troja, welche allen, die über seinen merkwürdigen Lebensgang und seine erfolgreiche Thätigkeit Näheres zu wissen wünschen, zu empfehlen ist.

Ein neues Bildniss Schliemann's in Heliogravüre und Abbildungen der Hauptstätten seiner Wirksamkeit (Troja, Mykenae, Tiryns) schmücken das Werk.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lebensbilder.

Von

Moriz Carriere.

8. Geh. 9 M. Geb. 10 M. 50 Pf.

(Bildet zugleich den zwölften Band der „Gesammelten Werke".)

Inhalt: Oliver Cromwell der Zuchtmeister zur Freiheit. — Deutsche Geisteshelden im Elsaß. — Deutschlands und Frankreichs gemeinsame Culturaufgaben. — Börne. — Peter Cornelius. — Bettina von Arnim. — Liebig und Platen. — Hermann Immanuel Fichte. — Hermann Ulrici. — Johannes Huber. — Melchior Meyr. — Ferdinand Freiligrath. — Emanuel Geibel. — Wer ist der Faustdichter? — Dreißig Jahre an der Akademie der Künste zu München.

Der berühmte Verfasser vereinigt in diesem Werke eine Reihe von Aufsätzen aus älterer und neuerer Zeit, welche als Beiträge zur Biographie, Geschichte, Literatur- und Culturgeschichte von bleibendem Werth sind. Die Sammlung empfiehlt sich durch Vielseitigkeit des Inhalts den weitesten Leserkreisen.

Mit einer Beilage: Mittheilungen von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig**, 1897, Nr. 1.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig (Querstr. 16).

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer.
Preis vierteljährlich 7 M. 50 Pf.,
jährlich 30 M.

Nr. 24.

Leipzig,
10. Juni 1897.

Inhalt: Schleswig-Holsteins Befreiung. Von Horst Kohl. — Aus der biographischen Literatur. Von Karl Lallmann. — Russische Reiseliteratur. Von Bernhard Münz. — Zur Prähistorie und Völkerkunde. Von Th. Achelis. — Wege und Ziele deutscher Literatur und Kunst. Von Heinrich Kraeger. — Aus der Erzählungsliteratur. Von Edmund Lange. — Dramatische Werke. Von Friedrich Kummer. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Schleswig-Holsteins Befreiung.

Vor kurzem erst habe ich an der Hand der Tagebuchblätter Bernhardi's die Erwerbung Schleswig-Holsteins für Preußen erörtert; heute liegt ein umfangreiches Werk vor mir, das aus dem Lager der Augustenburger stammt und mit einer reichen Fülle von urkundlichem Material und zahlreichen Auszügen aus privaten Briefen die Geschichte der Jahre 1863—66 mit Rücksicht auf die Schleswig-Holsteinische Frage zur Darstellung bringt.*) Verfasser ist der im Jahre 1894 verstorbene Professor Karl Jansen, Herausgeber der Sohn des ehemaligen Berathers des Erbprinzen Friedrich von Augustenburg, Karl Samwer, den der Vater ermächtigt hat, etwa ein Menschenalter nach den Ereignissen von 1863—66 das von ihm gesammelte urkundliche Material zu veröffentlichen. Der geschichtlichen Kenntniß ist damit ein unzweifelhafter Dienst erwiesen worden. Unstreitig gehört diese Publication zu den bedeutsamsten, die seit dem Sybel'schen Geschichtswerke erschienen sind, und der Charakter einer Parteischrift, den sie an der Stirn trägt, darf an diesem Urtheil nichts ändern. Dem Geschichtschreiber der neuesten Zeit wird die Arbeit unnöthig schwer gemacht; der freien Forschung in den Archiven steht die Staatsraison entgegen, die diplomatische Geschäfte mit dem Mantel des Geheimnisses zu verhüllen gebietet, und von dem freiern Geist, der unter Bismarck sich zu regen begann und einem Treitschke und einem Sybel auch die Benutzung der bisher sorgfältig gehüteten Acten der deutschen Reichsgründung erschloß, ist seit der Entlassung des großen Kanzlers nichts mehr zu spüren. Und doch kann die volle Wahrheit über den Verlauf geschichtlicher Ereignisse, auch wenn sie einzelnen unangenehm wäre, auf die Dauer nicht verstimmend wirken; schlimmer ist das Rannen und Tuscheln, das immer sich einstellt, wenn die Wahrheit ängstlich verschwiegen wird, als wäre sie ein pudendum, das man nicht gern vor die Oeffentlichkeit bringt. Die Schleswig-Holsteinische Frage ist eine von denen, die die deutschen Gemüther am meisten beschäftigt hat; sie bildete die Einleitung zu dem Ringkampf zwischen Preußen und Oesterreich, der den Deutsch-Französischen Krieg zur unvermeidlichen Folge hatte, und wurde so zum Anfangsgliede einer Kette von Ereignissen, die in der Gründung des Deutschen Reichs ihr Schlußglied fand. Es wäre sehr erwünscht, sie objectiv aus einer unparteiischen Feder dargestellt zu sehen, aber dazu wäre vor allem eine unbeschränkte Freiheit in der Benutzung der amtlichen Correspondenzen der betheiligten Regierungen und des Augustenburger Familienarchivs nöthig, und bis die allseitig gewährt wird, mag die Elbe noch viel Wasser in das Meer tragen. Bisher fehlt es noch gänzlich an einer objectiven Darstellung. Sybel war zu solcher kaum befähigt; er hatte selbst zu sehr mitten im Parteikampf gestanden, hatte die Wendung vom enragirten Parteigänger des Augustenburgers zum überzeugten Anhänger Bismarck's zu rasch vollzogen, als daß er immer in der Lage gewesen wäre, mit voller Unparteilichkeit, oder sagen wir lieber Unbefangenheit zu urtheilen. Aber noch weniger objectiv ist das Werk von Jansen. Es ist von der ersten bis zur letzten Zeile eine Tendenzschrift; sie kennt nur Gutes auf der augustenburgischen, nur Böses auf der preußischen Seite. Bismarck wird dargestellt wie der Höllenfürst, der die arme Seele des Königs Wilhelm trotz ihres Widerstrebens zwingt zu thun, was sie nicht will, und das niedrigste Motiv, das des Menschen Herz erfüllen kann, der blinde Haß, der nach Befriedigung lechzt, wird dem Minister

*) Schleswig-Holsteins Befreiung. Herausgegeben aus dem Nachlaß des Professors Karl Jansen und ergänzt von Karl Samwer. Mit einem Bilde des Herzogs Friedrich von Schleswig-Holstein und zahlreichen Urkunden. Wiesbaden, J. F. Bergmann. 1897. Gr. 8. 9 M.

untergeschoben, der doch bei allen seinen Entschließungen sich einzig und allein durch die Rücksicht auf die Ehre seines Königs und die Größe seines Vaterlandes leiten ließ, in der richtigen Erkenntniß, daß die Deutsche Frage sich nur durch ein starkes Preußen lösen ließ. Warum sollte er den Augustenburger hassen? Der Erbprinz selbst hat nie daraus ein Hehl gemacht, daß sein Verkehr mit Bismarck sich in den Formen weltmännischer Courtoisie bewegt habe, und sollte er selbst mitunter das Gefühl gehabt haben, daß die Behandlung, die er von Preußen erfuhr, vom Hasse gegen seine Person dictirt sei, so könnte man ihm das verzeihen, da er wahrscheinlich von seinem Rechte auf die Nachfolge in den Herzogthümern ebenso fest überzeugt war wie Bismarck von seiner Pflicht, die Frage in einer für Preußen günstigen Weise zu lösen. Daß diese Rücksicht ihn allein leite, das hat Bismarck dem Erbprinzen gegenüber nie verschwiegen; schon bei der ersten Unterredung, die er am 18. November 1863 mit dem Erbprinzen hatte, kam der Gegensatz der Auffassung zur Geltung. Bismarck sah sich außer Stande, dem Erbprinzen irgendwelche Versprechungen zu machen, die Preußen verpflichtet hätten. Selbst wenn er wirklich, wie der Erbprinz behauptet, das Recht des Prinzen anerkannt, und es gebilligt hat, wenn dieser seinem Rechte Geltung zu verschaffen suchte, so hat er doch nach dem Zeugniß des Erbprinzen selbst darüber keinen Zweifel gelassen, daß für die amtliche Behandlung der Frage für den preußischen Ministerpräsidenten nicht die persönliche Ueberzeugung vom Rechte des Prätendenten, sondern die Rücksicht auf die von Preußen im Londoner Vertrage eingegangenen Verpflichtungen und die allgemeine Weltlage maßgebend sein könnte. In einem mir vorliegenden Briefe erkennt der Erbprinz ausdrücklich die „loyale" und „offene" Weise an, in der Herr von Bismarck ihm seine Ansicht entwickelt habe, und stellt aus freien Stücken in Abrede, in einer Unterhaltung mit einem Deputirten die von der „Kreuzzeitung" berichtete Aeußerung: „Herr von Bismarck ist mein Freund nicht", gethan zu haben, da er es sich zur festen Regel gemacht habe, das Politische von dem Persönlichen zu trennen. Es ist möglich, daß Herr von Bismarck bei der ersten Unterredung mit dem Erbprinzen die Aeußerung gethan hat, daß er persönlich vom Rechte des Augustenburgers überzeugt sei; aber es muß doch hervorgehoben werden, daß dieser nur von dieser Seite bezeugten Aeußerung eine große Zahl anderer directer Aeußerungen Bismarck's gegenüberstehen, in denen er ein Erbrecht des Erbprinzen bestreitet. Und wer sich den Wortlaut des Vertrags, den Herr von Bismarck im Jahre 1852 mit Herzog Christian vereinbarte, näher ansieht, der wird, wenn er sich durch den schlichten Menschenverstand, und nicht durch rabulistische Interpretationskunst leiten läßt, zu der Ueberzeugung kommen, daß der Erbprinz Friedrich ein wirkliches Recht auf die Herzogthümer nach dem Tode Friedrich's VII. nicht geltend machen konnte. Wenn Herzog Christian in dem Vertrage vom 30. December 1852 sämmtliche herzoglich augustenburgische Güter und Besitzungen auf der Insel Alsen und dem Festlande des Herzogthums Schleswig gegen eine zwischen den Contrahenten unter preußischer Vermittelung vereinbarte Summe an den König von Dänemark überträgt und dabei „für sich und seine Familie" „bei fürstlichen Worten und Ehren" verspricht, „nichts, wodurch die Ruhe in Ihro Königlichen Majestät Reichen und Landen gestört und gefährdet werden könnte, vornehmen, ingleichen den von Ihro Königlichen Majestät in Bezug auf die Ordnung der Erbfolge für alle unter Allerhöchstdero Scepter gegenwärtig vereinten Lande oder die eventuelle Organisation Allerhöchstdero Monarchie gefaßten oder künftig zu fassenden Beschlüssen in keiner Weise entgegentreten zu wollen" — so lag in diesen Worten mindestens für die Person des Vaters ein Verzicht, der, auch wenn er nicht den mündigen Sohn mit verpflichtete — was ich bestreite — ihm verbot, ein nicht mehr vorhandenes Recht auf den Sohn zu übertragen, wie es Christian durch die Urkunde vom 16. November 1863 gethan hat. Indem er dies that, stempelte er selbst den Vertrag vom 30. December 1852 zu einem Trugvertrage, den auch der Zwang der Noth nicht entschuldigen kann: es ist würdiger, in Dürftigkeit zu leben, als sich seine Ansprüche abkaufen zu lassen, wenn man entschlossen ist, bei günstiger Gelegenheit diese Ansprüche wieder geltend zu machen. Das Recht des Erbprinzen wird dadurch nicht erwiesen, daß er nicht unmittelbar zur Unterschrift des Vertrags herangezogen wurde. Misbilligte er den Vertrag, den sein Vater für sich und seine Familie abgeschlossen hatte, so war er verpflichtet, sofort zu protestiren und sein Recht zu verwahren; indem er ausdrücklich zu der Verwendung des von Dänemark gezahlten Geldes seine Zustimmung gab, ohne jede Rechtsverwahrung gegen den aus dem Vertrage herzuleitenden Verzicht des Vaters auf die Erbfolge in den Herzogthümern, hat er nach dem alten Satz qui tacet, consentit dem Vertrage mit Dänemark seinem ganzen Inhalte nach zugestimmt. Wenn Samwer der Jüngere (S. 108 des Jansen'schen Buches) sagt: der Erbprinz habe sich an das dem Vater abgepreßte (?) Versprechen, weder er selbst noch seine Familie würden der dänischen Erbfolge entgegentreten, von Anfang an aus rechtlichen und sittlichen Gründen nicht gebunden gefühlt, so beweist das nur eine bedauerliche Trübung des Rechts- und Sittlichkeitsgefühls bei dem Erbprinzen oder seinen juristischen und politischen Berathern. Seine Entschuldigung liegt in der weiten Verbreitung, die der Glaube an das Recht des Erbprinzen damals im deutschen Volke fand, und in dem Fanatismus, mit dem sich die Deutschen an dieses vermeintliche Recht des Augustenburgers klammerten, weil nur durch die Geltendmachung eines solchen Anspruches die Loslösung der Herzogthümer von der dänischen Krone gefordert werden konnte. Zudem war „augustenburgisch sein" eine Parteisache; alle klein- und mittelstaatlichen Regierungen, die aus Popularitätsbedürfniß mit dem Liberalismus lieb-

ängelten, vertraten die Sache des Augustenburgers und hatten dabei den Vortheil, sich, ohne die Gefahr, ernstlich beim Worte genommen zu werden, als die eigentlichen Vertreter und Hüter des nationalen Gedankens aufspielen zu können, während die Großmächte — insonderheit Preußen — zu dem Vorwurf reactionärer Bestrebungen auch noch den undeutscher Gesinnung auf sich nehmen mußten. Denn sie hatten nicht die Freiheit der Meinung wie die Mittel- und Kleinstaaten. Oesterreich und Preußen hatten den Londoner Vertrag als Großmächte unterzeichnet, und wollten sie nicht den ungleichen Kampf gegen die Mitunterzeichner auf sich nehmen, dessen Hauptlast naturgemäß auf Preußen fallen mußte, so war für sie der Londoner Vertrag die gegebene Basis, solange Dänemark durch Nichterfüllung der im Jahre 1852 übernommenen Verpflichtungen gegen die Herzogthümer ihnen nicht die volle Freiheit des Handelns zurückgab. Die Gegner der Bismarck'schen Politik wollen freilich die Rechtsbeständigkeit des Londoner Vertrags in Abrede stellen, weil er selbst wider das strenge juristische Recht verstieß. Ich gebe das letztere bereitwillig zu. Aber der internationale Vertrag soll erst einmal producirt werden, der in allen Formen des Rechts und unter Wahrung aller Rechtsansprüche zu Stande gekommen ist. Das große Vertragswerk des Wiener Congresses war nicht minder revolutionär als der Londoner Vertrag, und im höchsten Maße ungerecht gegen Fürsten, Stände und Länder. Europäische Verträge schaffen eben ein neues europäisches Recht, das so lange gilt, als es nicht durch neue Tractate ersetzt wird. Am Maßstabe der Moral und der Gerechtigkeit gemessen, müßten fast alle europäischen Verträge abgeschafft werden. Für die von Bismarck geleitete preußische Politik konnte nicht die sentimentale Gefühlsschwärmerei der Liberalen in Preußen und Deutschland maßgebend sein, so bequem es für ihn gewesen sein würde, durch Nachgiebigkeit gegen die Meinung des Tages sich auf dem Strome der Popularität hineintragen zu lassen in einen europäischen Krieg, für ihn gab es nur einen Leitstern: das Interesse des preußischen Staates. Dieses forderte aber fürs erste: Festhalten am Londoner Vertrag als der von allen Großmächten anerkannten Rechtsbasis, und es war ein großer gewichtiger Erfolg seiner besonnenen Politik, daß er auch Oesterreich zu der Ueberzeugung brachte, daß es nicht als führender Staat im Bunde, sondern als Großmacht berufen sei, mit Preußen gemeinsam die Sache der Herzogthümer Dänemark gegenüber zu führen. Die Integrität des dänischen Staates war als eine europäische Nothwendigkeit im Londoner Vertrage anerkannt worden; mithin waren Preußen und Oesterreich nur berechtigt, für die Herzogthümer das Maß von Freiheit und Selbstbestimmung unter dänischer Oberherrschaft zu fordern, welches ihnen von Europa feierlich garantirt war. Es that der Gültigkeit des Londoner Vertrags nicht den geringsten Eintrag, wenn König Friedrich Wilhelm IV. ihn tadelte; indem er dem preußischen Gesandten Bunsen ausdrücklich befahl, seinen Namen unter das „Machwerk der Ungerechtigkeit und Thorheit" zu setzen, verpflichtete er sich und seine Nachfolger dazu, an ihm festzuhalten wie an einem Hauptstück des europäischen Rechts. Gewiß hätte es auf diesem Wege dahin kommen können, daß die Herzogthümer bei Dänemark blieben, wenn der dänische König sich zur Erfüllung der den Herzogthümern im Londoner Vertrage gemachten Zusagen entschlossen hätte; aber so bedauerlich vom deutsch-nationalen Standpunkte aus ein solcher Ausgang der Krisis gewesen wäre, so wenig würde man gerechterweise Bismarck tadeln können, wenn er nur dieses Resultat erreicht hätte: es war eben unter den gegebenen Verhältnissen das Mögliche und wirklich Erreichbare. Nachdem die dänische Regierung unter dem Zwange einer blindwüthigen nationalen Partei die auf dem Londoner Vertrage basirenden Forderungen der deutschen Großmächte zu erfüllen abgelehnt hatte, blieb der Krieg als letztes Mittel übrig, und sein Ziel konnte für die führenden Mächte eben nur die Loslösung der Herzogthümer von Dänemark sein, keineswegs aber ihre Auslieferung an den Augustenburger. Denn dieser hatte durch seine Proclamation vom 16. November 1863 ein Recht auf die Herzogthümer nicht gewonnen, sondern nur usurpirt, und seine Sache war eigentlich von vornherein verloren, da er nicht die geringsten Mittel besaß, seinem vermeintlichen Rechte Anerkennung zu verschaffen. Ganz sicher handelte der „Herzog" bona fide, er hatte dem Vertrage vom 30. December 1852 mit der reservatio mentalis zugestimmt, daß die vom Vater übernommene Verpflichtung, die über die Erbfolge getroffenen Bestimmungen anzuerkennen, ihn nicht binde, und der Jubel, mit dem man in allen deutschen Landen und in den Herzogthümern seine Proclamation aufnahm und als eine rettende That pries, war ganz geeignet, bei ihm selbst jeden Zweifel an der Richtigkeit seiner Auffassung zu ersticken. Aber das Wort: „Mein Recht ist eure Rettung", war doch in seinem Munde schließlich nichts anderes als eine schöne Phrase, und seine Behauptung, daß ohne sein Auftreten die Herzogthümer nicht von Dänemark getrennt worden wären, beruht auch nur auf einer Selbsttäuschung. Nachdem der Wiener Friede Dänemark die Auslieferung der Herzogthümer an die Großmächte auferlegt hatte, trat an diese die Frage heran, was mit dem also gewonnenen Gebiete geschehen sollte. Es liegen meinem Gefühle nach sophistische Erwägungen der Behauptung Jansen's zu Grunde, daß die Herzogthümer für die Großmächte nicht ein erobertes Gebiet gewesen seien: sie hätten den Krieg geführt zur Befreiung des Landes und durch den Wiener Frieden kein Anrecht auf das von Dänemark abgetretene Gebiet erlangt, auch nicht erlangen können. Das ist ja wol ganz ideal gedacht und macht dem deutschen Doctrinarismus, wie er in den Studirstuben der deutschen Gelehrten gepflegt wird, alle Ehre; aber die Politik eines großen Staates kann nicht nach solchen Grundsätzen geleitet werden. Der Egoismus eines Staates ist auch sittlich berechtigt: der

Staatsmann handelte gewissenlos, der das kostbare Blut der eigenen Landsleute opferte pour les beaux yeux irgend eines andern. Bismarck hatte also nicht die Pflicht, nun ungesäumt den Augustenburger in die Herzogthümer einzusetzen und sich mit seinem Dank zu begnügen, sondern er hatte sich zu fragen, wie er aus der preußisch-österreichischen Erwerbung den höchsten Nutzen für Preußen herauszuschlagen hatte; er hatte allein preußische Politik zu treiben. Am liebsten hätte er selbstverständlich die wichtigen Gebiete für Preußen allein erworben; aber einer solchen Erwerbung widersetzte sich Oesterreich oder forderte doch einen Preis, den ein preußischer König nicht zahlen konnte: die Auslieferung des mit Strömen preußischen Bluts erworbenen Schlesien an Oesterreich wäre eine nie wieder gutzumachende Schmach gewesen. So blieben fürs erste nur die beiden Möglichkeiten: Schaffung eines selbständigen Staates Schleswig-Holstein oder ein preußisch-österreichisches Condominat. Die Herstellung eines selbständigen Staates wäre ja wol den Schleswig-Holsteinern die liebste Lösung gewesen, denn ihr Particularismus war nicht minder stark als der Sondergeist, der in den deutschen Bundesstaaten damals sein Wesen trieb und mit centrifugaler Gewalt der politischen Einigung unter einer straffen Reichsgewalt widerstrebte. Die Form des lockern Staatenbundes, welche der Wiener Congreß für Deutschland beschlossen hatte, war den Fürsten der Mittel- und Kleinstaaten in ihrem starken Souveränetätsbewußtsein die bequemste, für das Erstarken Deutschlands zum nationalen Staate war sie das größte Hinderniß. Und so lebhaft man ein solches Erstarken in allen Schichten des deutschen Volkes damals herbeisehnte, so heiß man verlangte nach Kaiser und Reich — so nahm sich doch gerade die national gesinnte liberale Partei der Schleswig-Holsteiner an, die keinen sehnlichern Wunsch kannten als den, unter einem eigenen Dynasten das enge Leben eines deutschen Kleinstaates zu führen. So wenig glaubte man daran, daß das Preußen Bismarck's die nationale Aufgabe zu lösen befähigt sei! Aber gerade aus dem nationalen Gesichtspunkte durfte Herr von Bismarck die Errichtung eines neuen Großherzogthums nur gestatten, wenn der zu ernennende oder zu wählende Großherzog sich vorher in bündigster Form verpflichtete, ein fürstlicher Vasall Preußens in den Nordmarken zu sein. Konnte er diese Garantie nicht erlangen, dann verbot die Rücksicht auf das preußische Interesse die Begründung eines neuen Kleinstaates, den kleinstaatlicher Egoismus zum Anschluß an die preußenfeindliche Majorität am Bundestage und zur Anlehnung an Oesterreich getrieben hätte. Ich habe schon neulich darauf hingewiesen, daß Bismarck auch einem Schleswig-Holstein unter augustenburgischer Herrschaft nicht von Grund aus entgegen gewesen ist. Die Personenfrage war ihm in der Hauptsache gleichgültig; für den Augustenburger sprach der einmüthige Wunsch der Herzogthümer und der großen Mehrheit des deutschen Volkes, und entsprechend lautete die Erklärung Preußens und Oesterreichs vom 28. Mai 1864, auf welche die augustenburgische Partei so gern einen Rechtstitel gründet, so wenig darin von der Anerkennung eines augustenburgischen Erbrechts durch die Großmächte die Rede ist. Die Verhandlungen des Augustenburgers mit dem Könige und Bismarck über die Bedingungen seiner Anerkennung waren pourparlers ohne jede Verbindlichkeit: es galt festzustellen, ob der Erbprinz bereit war, sich unbedingt unter die preußische Gefolgschaft zu begeben. Hätte er es gethan, so wäre ohne Zweifel die Frage zu seinen Gunsten gelöst worden; aber da er das, was Preußen glaubte fordern zu müssen und zu fordern berechtigt war, nur unter gewissen Vorbehalten zu gewähren bereit war und in seinem hochgespannten fürstlichen Souveränetätsgefühl sich immer auf ein Recht stützte, das der andere Theil nicht anerkennen konnte, so kann es dem leitenden Staatsmann sicherlich nicht verdacht werden, wenn er die preußische Annexion als letzte und nach seinem Empfinden angenehmste Lösung in Aussicht nahm. Daß die Herzogthümer, die durch die augustenburgische Agitation aufgewühlt waren, unter dem preußisch-österreichischen Condominat die Leiden des Karnickels durchzumachen hatten, das von zwei streitenden Knaben hin und her gezerrt wird, ist leider wahr, und Jansen läßt sich die Gelegenheit nicht entgehen, durch gehäufte Beispiele in dem Leser das Gefühl des Abscheus gegen die Manteuffel-Zedlitz'sche Paschawirthschaft zu erregen — aber auch hier heißt es durch Nacht zum Licht. Die Herzogthümer werden sich je mehr und mehr mit der preußischen Herrschaft aussöhnen, und seitdem die Tochter des schwergeprüften Erbprinzen die Krone einer deutschen Kaiserin trägt und der Enkel des „Herzogs" dermaleinst das Kaiserliche Scepter über Deutschland schwingen wird, haben sie wahrlich keinen Grund mehr, die Rolle des unbefriedigten Kindes zu spielen. Das Buch von Jansen mag das letzte Lebenszeichen von Bestrebungen sein, die der dröhnende Schritt der Weltgeschichte zertreten hat: im neuen Deutschen Reiche ist alles ausgeglichen, was uneben schien. Fürst Bismarck kann es ruhig ertragen, wenn noch einmal in einem dicken Buche von achthundert Seiten alle die Schimpfworte zusammengehäuft werden, die in den Jahren eines erbitterten Parteikampfes wider ihn geschleudert worden sind: der „Fluch der Nation" (S. 306) ist uns zum wahren Gottessegen geworden, und die Weltgeschichte, die die gerechteste Richterin ist, hat ihm schon bei Lebzeiten den Lorber gereicht, den kein Jansen und kein Samwer ihm vom Haupte werden reißen können.

Horst Kohl.

Aus der biographischen Literatur.

Aus sieben Jahrzehnten. Erinnerungen aus meinem Leben. Erster Band: Von 1831 bis 1862. Von Bernhard Rogge. Hannover, C. Meyer. 1897. Gr. 8. 4 M.

In das Leben eines evangelischen Theologen der alten Christenheit läßt uns Bernhard Rogge einen Blick thun in seinen Erinnerungen „Aus sieben Jahrzehnten". Es sind des Verfassers eigene Lebenserinnerungen, die er uns bietet, und selten haben wir ein Buch mit solcher Befriedigung aus der Hand gelegt wie dieses. Bernhard Rogge besitzt ein sinniges Gemüth, scharfe Beobachtungsgabe, ein gutes Gedächtniß für das Erlebte, ein hübsches Erzählertalent und goldenen Humor — lauter Eigenschaften, die ihn vor vielen andern zum Selbstbiographen befähigen. Dazu kommt, daß er im Osten und Westen unsers deutschen Vaterlandes, in Schlesien und in den Rheinlanden, durch Geburt oder langjährige Arbeit zu Hause ist, seit fast einem Menschenalter die Mark bewohnt, durch Verwandtschaft, Freundschaft oder Dienststellung mit zahlreichen hervorragenden Häuptern des Geburts- und Geistesadels in Verbindung gestanden und als Civil- und Militärprediger reichlich Gelegenheit gehabt hat, die kirchlichen Verhältnisse, zunächst Preußens, nach allen Seiten kennen zu lernen; auch ist er durch seinen rheinischen Aufenthalt in den Stand gesetzt, über katholisches Kirchenwesen aus eigener Erfahrung heraus ein Urtheil abzugeben. Endlich ist er durch das ihm vom Hohenzollernhause geschenkte Vertrauen wiederholt zur Theilnahme an Verhandlungen berufen gewesen, die das innere Leben der evangelischen Kirche betroffen und in dessen Gestaltung entscheidend eingegriffen haben.

Nach einem kurzen Vorwort macht uns der Verfasser zunächst mit seinem Vaterhause in dem schlesischen Bauerndorfe Groß-Tinz bekannt, wo sein streng lutherischer Vater Pfarrer war. Dann folgt die Schulzeit in Pforta, die Universitätszeit in Halle und Bonn, die Amtsthätigkeit in Koblenz und Vallendar, die in Stolberg bei Aachen und schließlich wieder in Koblenz. Mit dem Jahre 1862 schließt die in den Rheinlanden verbrachte Zeit ab und zugleich der erste Band der Lebenserinnerungen. Seine Berufung als Hofprediger nach Potsdam eröffnet dem Verfasser eine neue Art der Wirksamkeit, mit der ein nachfolgender Band sich beschäftigen soll.

Um nur einiges Wenige aus der Fülle des Stoffs herauszugreifen, sei zunächst auf die hübsche Schilderung des schlesischen „Sommersingens" am Lätaresonntag hingewiesen, bei dem die Kinder mit buntgeschmückten Tannenbäumchen von Thür zu Thür ziehen, um sich kleine Geschenke zu ersingen. „Den Winter han mer ausgetrieben", heißt es dann, „den Summer bring mer wieder." Der Vers für den Hausherrn lautet:

Der Herr, der hat 'ne hohe Mütze,
Er hat sie voll Dukate sitze,
Er wird sich wohl bedenke
Und wird uns wohl was schenke.

An die Hausfrau ist der Vers gerichtet:

Die Frau, die steht wohl in der Thür,
Sie hat 'ne schöne Schürze für,
'ne Schürze mit 'nem Bande,
Se ist de Scheenst im Lande.

Mann und Frau zusammen werden angesungen:

Rothe Rosen, weiße Rosen
Blühn uf einem Stengel,
Der Herr is scheen, der Herr is scheen,
Die Frau is wie en Engel;

oder gar:

Kleine Fische, große Fische
Schwimmen uf 'nem Teiche,
Der Herr is scheen, der Herr is scheen,
Die Frau is wie 'ne Leiche.

Das letztere sollte nämlich eine Schmeichelei sein, weil in den Augen der Leute ein bleiches Antlitz für besonders vornehm gilt.

Köstlich sind die aus der Schulpforta mitgetheilten Anekdoten, z. B. die von dem sonst würdigen, aber sich unaufhörlich versprechenden Professor Wolff. Es verlohnt sich ihrer einige anzuführen: „Heinrich IV. war derjenige, der dasjenige, was derjenige Kaiser von Deutschland — ich meine da allerdings Heinrich den Schwarzen — durch seine Strenge verschuldet hatte, büßte." — „Da liegen schon wieder Kirschkerne, die ihr gestern gegessen habt." — „Aetas, das Menschenalter, is $30^1/_3$ Jahr lang; wie alt sin da 30 Menschenalter? Na, habt ihr's? Na, ich glaube, es sin 90 Jahre." — „Es sin einige Bücher da, die sin nicht geheftet; da gehören Sie drunter, Dötinchen. Sie sin auch nicht geheftet, Miller." — „Seid merkend, seid auffallend, seid aufmerkend!"

Ueberhaupt bildet das Kapitel über Schulpforta ein wahres Cabinetsstück feinster Kleinmalerei.

Als Student in Halle gründet Rogge mit den Freunden Schlechtendal und Eiselen einen „Wickelkindclub", der eine von höherm Blödsinn strotzende Wochenschrift, allerdings nur als Manuscript gedruckt, herausgab und dessen jugendliche Liebesschmerzen Genosse Richard Volkmann als Mediciner launig geißelte:

Glaub mir, wir Mediciner
Sind launisch aus Prineip,
Nicht aus Charakterschwäche,
— Der Theorie zu Lieb.

Ist doch das Herz bekanntlich
Getheilt in Kammern vier,
Und jede Herzenskammer
Hat eine Herzensthür.

Vier Kammern und vier Damen,
Das paßt vortrefflich ja:
Luise, Friederike,
Marie, Cäcilia.

Nur schließe ja sorgfältig
Die Thüren mit dem Schloß,
Sonst geht gar bald im Herzen
Ein Mordspectakel los.

Luise, Friederike,
Cäcilia, Marie,
Die fassen sich beim Schopfe
Im engen Herzlogis.

Mit Besen und mit Elle
Ein heiß Turnier entbrennt,
Da dröhnt das Herz und wackelt
Vom Dach zum Fundament.

Und gehst du dann zum Doctor
Und wünschest Medicin,
Spricht er: Herzklopfen, Liebster —
Man heilt's mit Veratrin.

Nicht weniger lustig ist die mitgetheilte Probe der vulgär-rationalistischen Predigtweise eines rheinischen Amtsbruders, der, als er am zweiten Advent vor seiner Gemeinde über den Text Eph. 5, 15 zu reden hat („So seht nun zu, wie ihr vorsichtiglich wandelt, nicht wie die Unweisen, sondern als die Weisen") zum Thema wählt: „Die Vorsicht des Christen", und dieses dann in den drei Theilen durchführt: 1) im Umgang mit werthvollen Gegenständen (als: Broschen, Uhren, goldenen Ketten, die durch Unachtsamkeit beim Befestigen leicht verloren gehen; Geld, das einem dadurch abhanden kommt, daß man es lose in der Tasche trägt oder, statt in ein Portemonnaie, in einen Geldbeutel steckt, obwol dieser, ehe man sich's versieht, ein Loch bekommen kann); 2) im Umgang mit zerbrechlichen Gegenständen (zur Verhütung unvorsichtigen Zerbrechens von Geschirr, das man also, besonders wenn es mit heißer Flüssigkeit gefüllt ist, nie am Henkel in die Höhe heben soll, weil es ja einen Sprung haben und der Inhalt dann verschüttet werden kann); 3) im Umgang mit gefährlichen Gegenständen (Schießgewehren, Streichhölzchen, Feuerwerkskörpern u. dgl.). Das Heiterste an der ganzen Geschichte ist schließlich noch das, daß unser Nützlichkeitspastor, vom Consistorium mit einem Verweis bedacht, ganz naiv antwortet, er begreife nicht, wie man seine Predigt unchristlich nennen könne. Jedes Wort in ihr sei vollkommen wahr, und da das Christenthum die vollkommene Wahrheit sei, so müsse er auch für die in Rede stehende Predigt die Bezeichnung einer christlichen aufrecht erhalten.

Bernhard Rogge selbst mußte es erleben, daß ihm und seiner jungen Frau am Abend ihres Einzugs in Stolberg bei Aachen von dem dortigen Gesangverein zur Begrüßung unter anderm das Lied vorgetragen wurde: „Morgenroth, Morgenroth, leuchtest mir zum frühen Tod."

Der eben mitgetheilten vulgär-rationalistischen Predigtweise stehen die Seite 257 fg. abgedruckten Proben aus dem damals in Stolberg noch gebrauchten, nicht weniger als 1300 Lieder umfassenden Gesangbuch würdig zur Seite. Da hieß es in dem Paul Gerhardt'schen Adventslied: „Wie soll ich dich empfangen, Heil aller Sterblichen, Du Freude, du Verlangen Der Trostbedürftigen", und weiter: „Einst streute man dir Palmen, Jetzt soll die Dankbegier, Mein Heil, in Freudenpsalmen Ergießen sich vor dir"; in der Schlußstrophe: „Er kommt zum Weltgerichte Und bringt, wenn er erscheint, Fluch jedem Bösewichte Und Heil dem Tugendfreund." Luther's Schutz- und Trutzlied der evangelischen Kirche war gewissermaßen entschuldigend in ein Reformationslied eingefügt, das mit den Worten begann: „Herr, unser Gott, Wir denken heut An unsrer Väter Glauben", um ihm selbst dann die Fassung zu geben: „Ein starker Fels ist unser Gott, Der Seinen Wehr und Waffen, — So sangen sie in ihrer Noth u. s. w.", und es damit schließen zu lassen: „Und nehmt ihr uns den Leib, Gut, Ehre, Kind und Weib, Nur hin, nur hin damit, Wir halten festen Schritt, Das Reich muß doch uns bleiben." Ein naturgeschichtliches Lied in diesem Muster von einem Gesangbuch lautete:

„Von Stuf auf Stufe bildest du | der Thiere lange Reihen, | und allen fließt dein Segen zu, | daß alle sich erfreuen; | sie sammeln gern mit froher Müh, | du nährest und du sättigst sie, | läßt auch für sie die Saaten | reif werden und gerathen." In einem andern Liede hieß es: „Kraft zum Schreiben und zum Lesen | gibst du wunderbares Wesen | durch die Kraft zum Sprechen mir. | Welche Kräfte, welche Freuden! u. s. w." Oder der zweckmäßige Körperbau des Menschen wurde mit den schwungvollen Worten gerühmt: „Haupt, Aug und Ohr und Mund und Hand, | die ich zu dir erhebe, | die Haut, so künstlich ausgespannt, | der Nerven fein Gewebe | und alle Glieder sagen mir, | ich sei, o Gott, ein Werk von dir, | ein Werk von deiner Weisheit." — In einem der zahlreichen, der menschlichen Tugend gewidmeten Lieder wird die Sparsamkeit überschwenglich gepriesen: „Wer sich mit Ernst der Tugend weiht, | ist auch ein Freund der Sparsamkeit, | mag nie sein Gut verschwenden", während ein anderes wieder nach der Melodie: „Herr Jesu Christ, dich zu uns wend'" die Ordnungsliebe feiert: „Die Ordnung ist der Menschen Zier; | wer nicht ein Freund der Ordnung ist, | der fühlt gar keine Ehrbegier, | da man die Ordnung gleich vermißt." Sind das nicht unbezahlbare Perlen unfreiwilligen Humors, die sorgfältig aufbewahrt zu werden verdienen?

Auch die Seite 245 kurz skizzirte Abschiedspredigt des originellen Pastors Roßhof lockt einem bei aller Tiefe des Ernstes vor Lachen Thränen in die Augen. In Kronenberg hatten die „Feinen", die an seinem kräftigen Auftreten gegen das Conventikelwesen vielfach Anstoß genommen hatten, unter sich die Abrede getroffen, zwar seine letzte Predigt am Ort zu besuchen, aber bei dem ersten gegen sie gerichteten Wort in geschlossener Reihe die Kirche zu verlassen. Roßhof, der davon gehört, predigte über die Epistel des Sonntags, ohne seines Abgangs auch nur mit einer Silbe Erwähnung zu thun. Als er aber zu Ende gekommen, redete er die Gemeinde also an: „Nun

fühlen sich wol viele unter euch recht getäuscht. Die einen haben wol geglaubt, ich werde in dieser meiner Abschiedspredigt mit ihnen auf die eine, die andern, ich werde auf eine andere Weise mit ihnen abrechnen. Ich habe das nicht gethan, sondern euch in gewohnter Weise das Wort Gottes gepredigt, und wehe mir, wenn ich je etwas anderes predigen wollte. Auch jetzt, wo ich diese Kanzel verlasse, will ich nichts weiter thun, als euch zwei Worte der Heiligen Schrift zurufen. Wer diese Worte nicht hören mag, der kann jetzt die Kirche verlassen." Hierauf zog er die Uhr hervor und hielt sie eine Zeit lang in der Hand. Als dann alle in der Kirche verblieben, die meisten wol aus Neugier, noch, was folgte, zu hören, fuhr er fort: „Also ihr wollt es hören. Das erste ist ein Wort des Herrn, das zweite ein Wort seines Apostels. Das Wort des Herrn lautet also: «Johannes der Täufer ist gekommen, aß nicht und trank nicht, so sagt ihr, der Mensch hat den Teufel; des Menschen Sohn ist gekommen, ißt und trinkt, so sagt ihr, der Mensch ist ein Schlemmer und der Sünder Geselle.» Euch kann's keiner recht machen, und wenn einer käme, der es euch recht machte, dann wehe euch, dann taugt er nichts. Das ist das Wort des Herrn. Nun kommt das Wort seines Apostels. Wollt ihr das auch hören?" Wieder zog er die Uhr heraus und wartete eine Weile, dann fuhr er fort: „Also auch das wollt ihr hören. Das Wort lautet also: «Gehorchet euern Lehrern und folget ihnen.» — Ich bin euer Lehrer gewesen, das werdet ihr nicht leugnen können, und viele von euch folgten mir nicht. — «Denn sie wachen über eure Seelen, als die da Rechenschaft davon geben sollen — davon habt ihr nichts wissen wollen, — auf daß sie das mit Freude thun — das habe ich nicht gekonnt, — und nicht mit Seufzen, — das habe ich genußt. — Denn das ist euch nicht gut» — das werdet ihr erfahren. Amen."

Könnte es nach dem Bisherigen scheinen, als ob den humoristischen Abschnitten ein zu breiter Raum eingeräumt sei, so ist dem in Wirklichkeit nicht so. Im Gegentheil, der Ernst überwiegt, und auch in den ernst gefärbten Darstellungen begegnet uns so viel Bedeutendes und Schönes, daß wir nur ungern der Versuchung widerstehen, aus ihnen gleichfalls dieses und jenes auszugsweise mitzutheilen. Die eingehende Schilderung z. B. der bonner evangelisch-theologischen Facultät, die Erörterungen über die Verhältnisse der Militärgeistlichen, die Auseinandersetzungen über die zunehmende Spannung zwischen römischer und evangelischer Kirche in den Rheinlanden, theils infolge höfischer Einflüsse, theils infolge der schiefen Stellungnahme des Oberpräsidenten von Kleist-Retzow, der in der streitbaren Papstkirche durchaus nun einmal nur die Schwesterkirche sehen wollte, theils auch infolge des bei vielen Evangelischen leider sich findenden Mangels an protestantischer Glaubenstreue — das und noch so manches andere verdiente schon eine ausführlichere Besprechung. Doch Mangel an Raum verbietet es, uns noch weiter darüber zu verbreiten. Mögen die Leser das anregende, schöne Buch selbst zur Hand nehmen. Dann wird die Absicht dieser Zeilen erfüllt sein.

Sollte es aber, wie wir wol wünschen möchten, demnächst zu einer neuen Auflage des Buches kommen, wird der belesene Verfasser wol nicht versäumen, das Versehen zurechtzustellen, das Seite 21 bei Erwähnung des Goethe-Worts mit untergelaufen ist: „Vom Vater hab' ich die Statur, Des Lebens ernstes Führen u. s. w."

Karl Lallmann.

Russische Reiseliteratur.

An der Wolga. Von Nischny-Nowgorod nach Kasan. Reisemomente. Von Bernhard Stern. Berlin, Siegfried Cronbach. 1897. 8. 2 M.

Mit großem Interesse verfolgen wir trotz seines breiten Stils die Wolgafahrt des Verfassers, welcher, selbst ein Kind des gewaltigen nordischen Reiches, die besuchten Städte und ihre Bewohner so anschaulich, lebendig und malerisch schildert, daß wir uns von der Scholle, an welche wir gebunden sind, losgelöst und mitten in das heilige Rußland versetzt wähnen. Mag er auch die Bilder, welche er uns vorführt, Momentbilder nennen, so sind sie doch nicht für den Augenblick geboren und kurzlebig wie dieser; sie sind nicht flüchtig aufgenommen und hingeworfen, sondern aus dem vollen und tiefen Leben geschöpft, zumal Stern die Gegenwart mit der fernen Vergangenheit verbindet, von der modernen Messestadt, der „Diamantenschließe des silbernen Wolgagürtels", und dem modernen Kasan an der Hand der Chroniken, Sagen und Heldenlieder geschichtliche Ausflüge in das alte Nischny-Nowgorod und die einst hochgefeierte „Königin des Ostens" unternimmt. So unterhält und belehrt er uns in einem Zuge.

Nischny-Nowgorod wurde 1222 gegründet, und im Jahre 1612 vollendete es eine große historische Mission, indem es dank der Energie und der Begeisterung zweier seiner Söhne, des schlichten Fleischers Kosjma Minin und des Fürsten Dimtry Michailowitsch Poscharsky, Rußland von dem Joche der Polen befreite und dem jungen Herrscherhause Romanow Rettung brachte. Zu gleicher Zeit aber erstand in ihm, gleichsam eine Ironie der Geschichte, der Raskol oder Dissidentismus. Der Verfasser bemerkt:

Hier blieb auch einer seiner Hauptsitze, und hier ward infolge dessen, eigens zur Bekämpfung der Ketzerei, eine Metropolitankanzel errichtet, von der herab der Archimandrit Philaret, selbst

ein Nischny-Nowgoroder, seine Mitbürger zur rechtgläubigen Kirche wieder zurückführen wollte. Umsonst. Der Raskol breitete sich weiter und weiter aus, eroberte Gouvernement um Gouvernement und steht heutzutage als der stärkste Nebenbuhler, als der mächtigste Feind der russisch-orthodoxen Kirche da, unbesiegbar trotz der strengsten Maßregeln des Heiligen Synod, unbesiegbar trotz der politischen und socialen Bedrückungen der Regierung, unbesiegbar trotz aller Verleumdungen und Verfolgungen. . . .

Obwol die Stadt Nischny-Nowgorod die geborene Messestadt ist, und nur nüchterne, trockene, immer rechnende Menschen in sich birgt, welche für die höhern Güter der Menschheit keinen Sinn haben, so besitzt sie doch einen Ruhmestitel, auf welchen keine andere Stadt, und wäre sie zehnmal so groß und zehnmal so reich, Anspruch erheben kann. Sie ist die Stadt der Wohlthaten par excellence, sie beherbergt Heroen der Wohlthätigkeit. Typhus, Pest und Cholera waren in ihr heimisch, da das elende Flußwasser zur Stillung des Durstes herhalten mußte. Da beschloß der Sohn eines armen Bauern, der Getreidehändler Fedor Andrejewitsch Blinow, die Mitbürger von den verheerenden Seuchen zu befreien. Er that einen kühnen Griff in seine Kasse, entnahm ihr drei Millionen Rubel, berief geschickte Ingenieure und ließ einen Gesundheitsbrunnen in Gestalt einer prächtigen Wasserleitung herstellen. Er schenkte sie der Stadt und gab ihr überdies eine Million für Erhaltungskosten. Nur eine Bemerkung knüpfte er an diese Schenkung: „Nie darf für das Wasser aus dieser Leitung eine Steuer erhoben werden!“ Seines Ursprunges nie vergessend, ließ er es nicht bei dem herrlichen Trinkwasser bewenden, sondern bedachte die Armen auch mit Brot und Kleidern. Zahllosen richtete er Geschäfte ein und Vielen, die arbeitsunfähig waren, wies er allmonatlich eine Spende zu, welche sie vor dem Hunger schützte. So löste ein Mann, welcher wie zwei Drittel seiner russischen Brüder weder lesen noch schreiben konnte und nur mit schwerer Mühe seinen Namen unter die großartige Schenkungsurkunde setzte, für seinen Theil die sociale Frage, indem er es als die Pflicht des Reichen betrachtete, den Armen und Enterbten unter die Arme zu greifen, dem Elend im Verhältnisse zu seinen Kräften zu steuern. A. P. Bugrow sorgte wieder für Schlafstätten, Asyle für Obdachlose, in deren einem sich freundliche Räume für fünfhundert Personen befinden. Martinow errichtete Krankenhäuser, Boltin schenkte der Stadt Waisenhäuser. Ihnen schließen sich andere ebenbürtige Hohepriester der werkthätigen Nächstenliebe an.

Es ist hochinteressant, daß Nischny-Nowgorod sich eines großen Genies rühmen darf, welches 1735 als Sohn eines armen Mehlhändlers geboren ward, als Autodidakt Physik und Mechanik studirte und ein selbstgehendes Schiff erfand. Die Engherzigkeit und Beschränktheit der Stadthäupter, wie nicht minder der Kaiserin Katharina II., welche sich weidlich über den Entdecker lustig machten und ihn als einen Narren behandelten, stutzte Iwan Petrowitsch Kulibin indeß so sehr die Flügel, daß er die Flugkraft verlor. Doch dies ereignet sich nicht selten, daß Männer, welche ihrer Zeit weit vorauseilen, von ihren Zeitgenossen nicht verstanden und der Verzweiflung in die Arme getrieben werden. Ein Unicum aber ist es, daß ein Mann, welcher blos die pädagogische Abtheilung für Volksschullehrer durchgemacht hat, zum Vicecurator und Rector einer Universität bestellt wird, wie dies bei der im Jahre 1814 eröffneten Universität Kasan der Fall war. Schauderhaft, oder sagen wir, echt kosakisch ist die Entstehungsgeschichte der auf tatarischem Boden gegründeten Hochschule. Der Volksschullehrer und Rector Ilja Feodorowitsch Jakowkin wurde noch außerdem durch das Amt und die Würde des „Hauptprofessors“ der Universität ausgezeichnet. Vier Lehrer des Gymnasiums aber wurden ihm als „Professorsadjuncten für verschiedene Wissenschaften“ beigegeben. Dann nahm man vierzig von Jakowkin vorgeschlagene Gymnasiasten ohne weiteres als Studenten an, und die Universität hatte zu existiren begonnen. Der Verfasser ruft aus:

Welch eine Universität! Der Hauptprofessor und die Adjuncten „lasen“, was ihnen gerade gefiel. Jeder konnte alles. Heute trug A. russische Sprache und Geschichte vor, morgen that es B. oder C., und A. lehrte statt dessen Geographie oder orientalische Sprachen. Ein Lehrer, der das Einmaleins gut verstand, ward Professor der Physik und Mathematik. Ein anderer kündigte Naturwissenschaften und einzelne Stücke aus der Medicin an. . . .

Nach und nach begann man den Lehrplan zu festigen, die Lehrkräfte zu mehren, und zog wirkliche Professoren, ernste wissende Gelehrte aus Moskau, Petersburg und selbst aus Deutschland herbei. Aber die hatten hier eine böse Stellung. Jakowkin empfing und betrachtete sie nicht als Collegen, sondern als Untergebene, als seine Diener. Er war der „Chef und Wirth“, sie waren nur die „Gäste“, die „Angestellten“. Besonders die Deutschen erregten den Unwillen des Rectors; sie waren so gebildet, gebildeter als er, der Rector. . . . Und er setzte alle Hebel in Bewegung, um seine Gäste wieder zu entfernen u. s. w. Daß sich aus solchen uns die Haare zu Berge treibenden Anfängen dennoch ein prächtiges Universitätsleben entwickelte, wie es in der Folge geschah, muthet uns schier wie ein Wunder an.

Bevor der Verfasser von Kasan Abschied nimmt, grüßt er die Manen des Dichters Derschawin, eines geborenen Kasaners. Es liegt auf der Hand, daß er am Schlusse der Apostrophe: „Krieger und Staatsmänner hat das Zarenreich genug, und auch an großen Dichtern mangelt es ihm nicht. . . . Aber ein tapferer Kämpe für Recht und Gerechtigkeit — der thäte ihm wahrlich wieder noth!“ der Wahrheit ins Gesicht schlägt. Wie immer man auch über Leo Tolstoi's literarische Thätigkeit urtheilen mag, so kann ihm doch niemand das Eine streitig machen, daß er ein glorreicher Held der Wahrheit und Gerechtigkeit ist.

Bernhard Münz.

Zur Prähistorie und Völkerkunde.

1. Die Cultur Pommerns in vorgeschichtlicher Zeit. Von Hugo Schumann. Mit 5 Tafeln nach Entwurf und Zeichnung von A. Stubenrauch. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. 1897. Gr. 8. 2 M. 20 Pf.
2. Die Erdgebäude im Sudan. Von Hermann Frobenius. Mit 16 Abbildungen. („Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Herausgegeben von R. Virchow und W. Wattenbach." Neue Folge, Heft 262.) Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei (vorm. J. F. Richter) A.-G. 1897. Gr. 8. 80 Pf.

Der Wissenschaft des „Spatens", wie man Archäologie und Urgeschichte wol genannt hat, ist unzweifelhaft manch werthvoller Aufschluß über Perioden menschlicher Entwickelung zu danken, die jenseit aller historischen Kunde, vom dichten Nebelschleier umsponnen, jeder kritischen Bearbeitung sich hartnäckig entzogen hatten —, man denke nur statt aller Beispiele an die epochemachenden, eine Zeit lang mit Unrecht verdächtigten Ausgrabungen Schliemann's! Aber andererseits ist doch auch nicht zu vergessen, daß wir es häufig nur mit spärlichen Bruchstücken einer uralten Vergangenheit zu thun haben, daß große Strecken dieser Zeiträume tiefes Dunkel bedeckt, und daß uns vielfach nur mehr oder minder verläßliche Hypothesen statt exakter Beweise geboten werden. Diesen Eindruck hat auch die Lektüre des vorliegenden Buches von Hugo Schumann (Nr. 1) in uns hervorgerufen; sind doch selbst so grundlegende Fragen, wie die über die Herkunft der Bronzebehandlung in Europa, noch nicht inter viros doctos ausgemacht! Da kann es denn nicht wundernehmen, wenn uns Hugo Schumann über die Körperbeschaffenheit, Sprache, Schrift, Religion u. s. w. dieses Bronzemenschen (der in die Periode 1500 v. Chr. bis 500 v. Chr. gesetzt wird) wenig zu berichten weiß. Selbst die römische Eisenzeit, die von Christi Geburt bis zum 5. Jahrhundert n. Chr. reicht, gibt uns kein detaillirtes Bild der Gesittung und des Lebens, keine Reste der pommerschen Sprache sind aus jener Zeit erhalten, wie etwa andere germanische Stämme uns ihre Runen übermittelt haben. Erst als im 6. Jahrhundert n. Chr. die Wenden sich in jenen Gegenden ansiedeln, fließen die Nachrichten von Schriftstellern (meist zeitgenössischer) reichlicher; wir sind einigermaßen über ihren Tempelbau, ihre religösen Vorstellungen, ihren Cultus u. s. w. unterrichtet. Auch werden uns ihre Burgwälle, Pfahlbauten und Handelsverbindungen geschildert, besonders berühmt ist die Metropole des nordischen Handels, Julin, das heutige Wollin. Während noch mancherlei Geräthschaften und Ornamente aufgefunden sind, kennen wir aus Pommern keine Waffen, die unzweifelhaft wendischen Ursprungs wären; es ist somit anzunehmen, daß die Bewohner dieselben von ihren deutschen Nachbarn bezogen haben. Mit der Germanisirung des Landes beginnt dann, wie überall, die Christianisirung der Bewohner, die mit dem ganzen Pomp eines Kreuzzuges in Scene gesetzt wurde, bis im Jahre 1168 das letzte Bollwerk des alten Heidenthums, die Tempelburg des Swantevit auf Arkona, durch den König Waldemar von Dänemark zerstört wurde. Zur allgemeinen Orientirung über den Stand der Frage kann die Schrift empfohlen werden.

Die Bedeutung des Obdaches für die Culturentwickelung überhaupt ist in der Völkerkunde zur Genüge anerkannt, und man kann ohne weiteres den Satz aufstellen, daß der geistige Fortschritt sich jedesmal auch in dem Stil der Wohnungen bekundet. Welch ungeheurer Abstand trennt den einfachen Windschirm, der dem Buschmann zuweilen schon als flüchtige Behausung genügt, wenn er sich in den Sand einscharrt, vom hochstrebenden Palast eines ägyptischen oder vorderasiatischen Königs, und doch haben wir eine Stufenleiter von einzelnen Formationen vor uns. Auch hier ist man sich noch nicht völlig über die Anfänge des künstlichen Obdaches einig, aber so viel leuchtet von selbst ein, daß für die weitere Entwickelung in der Hauptsache das Material des jeweiligen Landes von entscheidender Bedeutung gewesen sein muß. Wie die Pyramiden Aegyptens nicht ohne die Felsquadern des benachbarten Gebirges denkbar sind, so nicht die gewaltigen Bauten des mesopotamischen Stromlandes ohne den gebrannten Ziegelstein, mit dem der menschliche Scharfsinn dem Mangel der Natur zuvorkam. Hermann Frobenius (Nr. 2) unterscheidet nun für seinen Zweck zwei Bezirke, einen westlichen (Bobo-Bammana-Stil mit ursprünglichen Höhlen- und Kellerwohnungen, über die sich später Obergeschosse erhoben, und mit horizontalem Holz- oder Erddach, davon zweigen sich verschiedene andere Formen ab, so der Timbuktubaustil mit großen zweischössigen Häusern und einem Innenhof, der Stil der Ketere-Ketere, zwischen Volta und Niger, mit runden zu festungsartigen Mauern erhöhten Kegelhütten) und einen östlichen für die Völkerschaften im Süden des Tsadsees mit gleichfalls verschiedenen Unterabtheilungen. Auch hier geht es nicht ohne manche Hypothesen über die Verschiebungen einzelner Stände und ihre gegenseitigen Einflüsse ab, zusammenhängend faßt der Verfasser sein Ergebniß folgendermaßen zusammen:

Der Beweis möchte hiermit erbracht sein, daß der Erdbau als solcher, in welcher Form auch, den alteingesessenen Völkern des centralen Sudan bekannt gewesen ist. Im westlichen Sudan wurde ein Gleiches für die Bobo- und Ketere-Ketere-Völker nachgewiesen, und überblicken wir den ganzen Bereich vom 10. westlichen bis zum 15. östlichen Längengrad, so muß es überraschen, daß die sämmtlichen als Mittelpunkte, bezw. als Reste des autochthonen Erdbaues gefundenen Länder sich in der Nähe des 11. Grades nördlicher Breite befinden, daß sich mit andern Worten der Gürtel des östlichen Theiles auch nach Westen fortsetzt. Es ist die Linie, bis auf welche die alten heidnischen Bewohner von den Mandé, Fulbe, Haussa und Kanuri nach Süden zurückgedrängt wurden; und wie durch Grunner's Forschungen diese zer-

stückte Linie eine wesentliche Ergänzung fand, mögen sich noch manche andere Reste altheimischer Bauten bei weitern Durchforschungen auffinden lassen. (S. 36.)

Um aber ein endgültiges Urtheil über das vorliegende Buch abgeben zu können, bedarf es begreiflicherweise genauer topographischer und ethnographischer Kenntnisse des einschlägigen Materials, die dem Referenten nicht zu Gebote stehen. Th. Achelis.

Wege und Ziele deutscher Literatur und Kunst.

Wege und Ziele deutscher Literatur und Kunst. Von Siegmar Schultze, Privatdocent an der Universität Halle. Berlin, C. Duncker. 1897. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Es wird einem beim Lesen dieser Schrift zu Muthe, wie wenn man auf Gnade und Erbarmen einem Studirenden der Medicin preisgegeben wäre, der zwar für jede Wunde ein Pflaster hat, aber mit seinen wohlgemeinten und verfrühten Künsten dem kranken Körper doch mehr schadet als nützt. Ich weiß wirklich nicht, wem eigentlich alle die guten Phrasen in dieser kleinen Broschüre dienen sollen. Denn der productive Künstler wird sich wenig um die „Leitsätze" des kurzsichtigen Verfassers kümmern, dessen Schilderungen, was den Roman und das Drama der Zukunft angeht, psychisch und physisch an Blutverdünnung leiden. Weshalb will er auch bis in das nächste Jahrhundert die Bahnen der Kunst verlängern und ausdeuten, die jedes große unvorhergesehene Ereigniß stürmisch durcheinanderwerfen kann. Und die Literarhistoriker, an die sich das Schultze'sche Buch auch wendet, ärgern sich über die grüne Weide der Gemeinplätze; also noch einmal: Cui bono? Wer neue Ziele abstecken will, muß wirklich in einer andern Sprache und hinreißender zu reden wissen, damit man ihm auf seinem Wege folgt und willig die Fahnen durch Dorn und Dickicht trägt.

Siegmar Schultze hat viele lästige Angewohnheiten; vor seinen Behauptungen pflanzt er zu Schutz und Trutz die große unbestimmte Masse auf: „Man sagt, daß u. s. w." Wiederholungen müßte er vermeiden und Schlagworte, vom „Jungbrunnen der Romantik" bis zu den Wucherbildungen auf — ismus, ganz beiseitelassen, die, mit einigen neuen Specialitäten für unser Herbarium, nur allzu üppig ins Kraut schießen. Daß in der Sturm- und Drangperiode des vorigen Jahrhunderts „jede Autorität der Vergangenheit entthront" wurde, widerlegt die um Klopstock gescharte Lyrik und die mit Rousseau, Shakespeare und Milton kokettirende Dramatik jener Zeit. Die verdrossene Klage über die mangelhafte Betheiligung unserer Poesie am Feldzuge 1870 mag ich kaum noch hören. Statt müßig darüber zu lamentiren, sollte Schultze lieber den Ursachen nachgehen, die dies Phänomen so gut, wie alles andere auf der Welt, gehabt hat. Die Lieder von 1813 lebten im Volke weiter, und wären wahrlich heute noch kräftig genug, drei oder vier neue Kriege ruhm- und segensreich zu überstehen; in sehnsüchtiger Erwartung des Reiches und der Herrlichkeit, die kommen sollten, hatte die deutsche Dichtung in prophetischen Träumen gelebt; und da sich endlich die Zeiten im Glanz der ritterlichen Waffen erfüllten, stand unsere Poesie vor dieser schönen Erscheinung so verschämt da, wie einst der deutsche Dichter Friedrich Schiller im Uebermaß des Glückes vor seiner Braut auch kein Lied gefunden hatte. Wenn Goethe, wie Schultze jammert, beim Elend des Vaterlandes schwieg, — sollen alle diese auffälligen Erscheinungen nicht auf Eigenheiten des deutschen Genius weisen, der gerade in den höchsten Augenblicken des Schmerzes und der Freude fast eifersüchtig seine Empfindungen bewacht und für sich behält? Bei dem größten Schmerz seines Lebens, dem Verluste Schiller's, schloß sich Goethe in der Stille vor aller Welt ab. Sein Deutschthum lag tiefer, als es in pathetischen Appellen an die unglücklichen Landsleute von 1806 auszudrücken war: das sproßte in Hermann und Dorothea, wob am Faust, hielt die kostbarsten Gewänder des Orients und Occidents gerade für gut genug, um sich dareinzuhüllen, umspannte alte und neue Zeiten und gab dem verachteten deutschen Volke eine literarische Weltherrschaft, der noch jetzt die politisch gleiche nicht an die Seite getreten ist.

Die Scheidung der geschichtlichen Perioden in frauenhafte und männliche Zeiten, die der geniale Scherer zuerst unternahm, hat den Verfasser am Ende seines Buches noch zu einem Aufsatz über „Das weibliche 19. Jahrhundert" verleitet. Wenn er darunter die Frauenbewegung versteht, in der ein gar viriles Element sein Wesen treibt und die auch allen Ernstes mehr auf Kräftigung als Verweichlichung der Zeit ausgeht, so stimmt das nicht. Redwitzens Rühr-Amaranth und die Gretchencostüme mittelalterlich aufgeputzter Trödlerbuden vertreten nicht unsere neue Literatur, durch die Sudermann's Frau Sorge, Keller's lustige Seldwyler und die dämonischen Gestalten von K. F. Meyer kräftig dahingeschritten sind. Ein solches Kriterium einem ganzen Jahrhundert zu geben: das verlangte eine geistreichere Behandlung, wenn es nicht für das neunzehnte, an Thaten so reiche, von vornherein verfehlt sein sollte. Das müßte ein dialektisches Cabinetstück voll blendender Antithesen werden, die das Wagniß der Behauptung geschickt verdecken und mit Trugschlüssen arbeiten, von denen Hörer und Leser nichts merken. Man könnte sich noch lange mit dem Buche schlagen, das es fertig bringt, ohne individuell zu sein, einen doch überall zum Widerspruch zu reizen. Heinrich Kraeger.

Aus der Erzählungsliteratur.

1. Mein Sonnenstrahl. Erzählung. Von G. Aagaard. Autorisirte deutsche Ausgabe von Pastor Hansen in Hohenaspe. Leipzig, E. Ungleich. 1896. 8. 2 M. 20 Pf.
2. Ohne Kompaß. Von B. Lothar. Dessau, Paul Baumann. 1896. 8. 3 M.
3. Dornröschen. Roman. Von A. von Blomberg. Leipzig, E. Ungleich. 1896. 8. 3 M.
4. Vom Bayerwalde. Fünf culturgeschichtliche Erzählungen. Von Karl von Reinhardstöttner. Regensburg, W. Wunderling. 1897. 12. 3 M.

Als ich aus den Büchern, die mir die Weihnachtszeit zur Besprechung gebracht hatte, jetzt wieder einmal eine Auswahl traf, da bin ich offenbar von einem guten Geiste geleitet worden. Denn die vier oben genannten können, wenn auch nicht alle ohne Einschränkung, zu den guten gezählt werden.

Eine solche Einschränkung ist am nöthigsten bei der Erzählung des Norwegers G. Aagaard (Nr. 1). Sollte ich sie als Volksschrift im besten Sinne unbedingt empfehlen — wie man dies etwa bei Hedenstjerna kann —, so müßte vor allem zweierlei anders sein: eins, woran der Verfasser, und eins, woran der Uebersetzer die Schuld trägt. Der Stil Aagaard's ist nämlich, offenbar infolge seines Strebens, den Plauderton des gewöhnlichen Lebens nachzuahmen, allzu springend geworden, und die Uebersetzung, die kaum von einem geborenen Deutschen stammen kann, enthält, obgleich sie sich stellenweise vortrefflich liest, doch viel undeutsche und manche mir geradezu unverständliche Wendungen. Daß auch inhaltlich einige Abschnitte recht unbedeutend sind, darauf will ich weniger Gewicht legen. Infolge des abspringenden Stils werden uns auch die Personen, die sonst lebenswahr und nicht schablonenhaft gestaltet sind, weniger anschaulich, als dies sonst der Fall sein würde. Die liebevollste Mühe ist auf die Gestalt der Heldin verwandt, und sie wird gewiß auch die meisten Leser am stärksten fesseln; aber mir will es scheinen als ob die verschiedenen Züge bei ihr nicht zu voller Einheitlichkeit verschmolzen wären. Es hat sich also doch gerächt, daß gerade sie nach dem Vorworte des Uebersetzers „theilweise ein Phantasiebild" ist; z. B. scheint mir ihr trauriges Ende — an Brandwunden —, mag es auch immerhin der Wirklichkeit entnommen sein, doch künstlerisch bedenklich, da man trotz einer gelegentlichen Vordeutung darauf doch etwas anderes erwartet. Als Probe stehe hier noch eine Stelle aus den Aufzeichnungen von Bertha's (so heißt der „Sonnenstrahl") Pflegevater, der sie heimlich geliebt hat. Er hat erzählt, daß sie mit tödlichen Brandwunden bedeckt ins Hospital gebracht worden sei. Nun heißt es weiter:

Um die Mittagszeit saßen wir bei ihr — und — liebe, liebe Leser, lasset nun mich stark sein, während ich weiter schreibe! — und wir sahen vollständig, daß es nicht lange dauern könne. Es läutete schon zum Abgange am Bord des großen Schiffes.

Sie sagte uns Lebewohl, dem einen nach dem andern. — Johannes saß auch da drinnen, — ach, wie weiß war sein Angesicht, des lieben Jungen! — und Bruder Doctor weinte, wie ich noch nie einen Menschen habe weinen sehen, weder vorher noch nachher. Er weinte eigentlich nicht, — wie soll ich es nennen? — Er rang nach Luft, und tief, tief, aus der Tiefe (!!) der breiten, wackern Brust ertönte ein herzzerreißendes, krampfartiges Schluchzen. — —

Eine einfache Familiengeschichte, wie die eben besprochene, ist im Grunde auch B. Lothar's Erzählung „Ohne Kompaß" (Nr. 2). Aber ich rechne sie unbedenklich zu den bedeutendern Erzeugnissen unserer guten Unterhaltungsliteratur. Sie wirkt im besten Sinne sympathisch; es spricht daraus ein wirklich feiner Geist, oft blitzen treffende Gedanken, in reizvolle Form gekleidet, auf. Die Ansätze zu neuen Entwickelungen, die psychologischen Begründungen, die Art, wie die einzelnen Personen eingeführt, in ihrer Eigenthümlichkeit entwickelt und durch den Gegensatz zu andern in helleres Licht gesetzt werden, erfüllen den Leser meist mit künstlerischem Wohlbehagen. Und dabei sind es Menschen verschiedenster Art, die die Verfasserin mit gleicher Lebenswahrheit zu schildern versteht. Banalitäten sind, im Unterschiede von den meisten Familiengeschichten, sehr selten; dagegen wünschte man einige Stellen weg, wo seltsame Zufälle die weitere Entwickelung beeinflussen; auch scheint der Titel mit Rücksicht auf die in erster Reihe stehenden Personen nicht treffend, denn diese besitzen doch einen „innern Kompaß", dessen Leitung sie unbeirrt folgen. Endlich macht sich im letzten Drittel der Erzählung ein gewisses Ermatten geltend, das erst in dem eigentlichen Schlußkapitel einem neuen Aufschwunge weicht. Den reinen und schönen Gesammteindruck vermögen indessen diese kleinen Mängel nicht zu stören. Vom Inhalt will ich nichts verrathen. Auch einzelne Stellen herauszugreifen unterlasse ich, da dadurch leicht ein einseitiges Bild entstehen könnte. Möge das bescheiden auftretende, aber innerlich werthvolle Buch viele verständnißvolle Leser finden!

In gleicher Weise hat mich A. von Blomberg's „Dornröschen" (Nr. 3) gefesselt. Die Kunst, Menschen verschiedenster Art mit gleichem Geschick zu schildern, tritt hier nicht so hervor; dagegen finden sich feine Bemerkungen und kleine intime Züge auch in diesem Romane häufig, und rein dichterisch genommen steht er vielleicht sogar höher. Gurdafried (Frieda), das „Dornröschen", ist die Tochter eines hochbegabten, aber verkommenen und verschollenen Freiherrn Irmfried von Friesack. Erzogen von einer vortrefflichen, aber für einen solchen Charakter nicht ausreichend energischen Adoptivmutter ist sie eben zu einem jungen Mädchen von entzückender Frische und unbedingter Wahrheitsliebe, aber auch von einem unbändigen Selbständigkeitsgefühl und unbeschreiblichen Ueber-

muth herangewachsen; da stirbt die Verwandte, die so treu Mutterstelle an ihr vertreten hat, und hinterläßt ihrem einzigen Sohne Walter, der, ganz von naturwissenschaftlichen Forschungen erfüllt, seit mehrern Jahren auf Reisen gelebt hat, als ihr Vermächtniß den dringenden Wunsch, all seine schönen Kräfte in den Dienst der Erziehung Frieda's, die ihn, wie alle Welt — und wie auch die Leser bis gegen den Schluß hin — für ihren Bruder hält, und seiner wirklichen um vier Jahre jüngern Schwester Ella zu stellen. Die Darstellung der Schwierigkeiten, die ihm bei Erfüllung dieser Aufgabe aus Frieda's Charakter erwachsen, bildet den Hauptinhalt des Romans. Das Wesen dieses ganz eigenartigen Mädchens wird dabei durch die reizvollsten, fast immer glücklich erfundenen Einzelzüge uns vor Augen gestellt. Fein ist es auch, daß Walter bei seinen Erziehungsversuchen durchaus nicht immer das Recht auf seiner Seite hat. Die Seelenqual, die ihm die immer wieder auftauchende Furcht, all seine Mühe werde vergeblich sein, bereitet, macht ihn zuletzt mehrfach ungerecht gegen Frieda und führt zu einer Katastrophe, die ihr fast das Leben kostet. In diesem letzten Theile findet sich einiges, was vielleicht zu starke Ansprüche an den Glauben des Lesers stellt; aber daneben stehen auch hier wieder entzückende Stellen, und was vorhergeht — etwa bis zum Schluß des achten Kapitels, der mich besonders ergriffen hat —, muß theilweise geradezu meisterhaft genannt werden. Das alte Thema von dem Haß, der in Liebe umschlägt — denn Frieda wird zuletzt Walter's hochbeglückte Gattin — liegt auch hier zu Grunde; aber diesmal kann man an der Art, wie es behandelt wird, seine wirkliche Freude haben.

Von sehr verschiedener Art, aber gleich erfreulich, sind Karl von Reinhardstöttner's Erzählungen „Vom Bayerwalde" (Nr. 4). Ist „Dornröschen" an keine ganz bestimmte Zeit gebunden und auch ohne stärkere Localfarbe, so steht es bei dem jetzt zu besprechenden Buche ganz anders. Denn sein Verfasser bezeichnet es ausdrücklich als seine Absicht, die Eigenart eines wenig bekannten Völkchens im novellistischen Gewande, aber im Anschlusse an wirkliche Ereignisse zu schildern, und wenn man das bedenkt, so werden fast alle Einwände, die man vom Standpunkte der ästhetischen Theorie gegen diese Erzählungen machen kann, hinfällig, und man liest sie mit reiner Freude. Sie athmen echt deutsches Heimatgefühl; sie halten sich von allem Tendenziösen frei, ohne dabei doch irgendwie in Leisetreterei zu verfallen; sie stellen alle Klassen der einfachen Bevölkerung jenes Waldwinkels mit gleicher Naturwahrheit uns vor Augen. Alle die zahlreichen vor uns auftretenden Persönlichkeiten sind — das würden wir empfinden, auch wenn es der Verfasser nicht ausdrücklich sagte — aus dem Leben gegriffen, und doch haben wir es keineswegs mit einem bloßen Abschreiben der Wirklichkeit zu thun. Wir lernen diese einfachen Leute verstehen, so fremdartig uns zunächst auch die ungeheuere Gewalt, die Gewohnheit, Aberglaube und ähnliche Dinge über sie haben, berührt. Bisweilen hat man das Gefühl, als ob ein falscher Zug eingefügt sei; aber wer kann sagen, ob nicht gerade dieser der Wirklichkeit entnommen ist? Dann aber muß man dergleichen bei Erzählungen, die nicht reine Kunstwerke sein wollen, ebenso gelten lassen, wie mancherlei culturgeschichtlich reizvolle, aber mit dem Inhalt nur lose zusammenhängende Episoden. Welche von den fünf Geschichten, von denen die erste während des Dreißigjährigen Krieges, die vier andern zwischen 1840 und 1860 spielen, den Preis verdient, darüber kann man schwanken. Psychologisch am feinsten ist vielleicht die letzte: „Bruder Josephus." Dieser ist ein ewiger Candidat der (katholischen) Theologie, der schließlich als Musikant viele Jahre lang ehrlich und allgemein geachtet (denn er ist nichts weniger als ein verkommener Mensch) sein Brot verdient. Aber wie ist dieser einfache Stoff behandelt! Reinhardstöttner's Erzählungen werden jeden Gebildeten fesseln und erfreuen; auch für das Volk sind sie ihrer ganzen Art nach vortrefflich geeignet; nur die gelegentlichen Anspielungen auf Literaturwerke, die das Volk nicht kennt, sind in dieser Beziehung störend; sie ließen sich aber ohne Schwierigkeit beseitigen, und man möchte wünschen, daß sich der Verfasser dazu entschlösse; denn so gesunde und zugleich im höhern Sinne werthvolle Kost sollte den weitesten Kreisen zugänglich gemacht werden.

Edmund Lange.

Dramatische Werke.

1. Entehrt. Modernes Drama in drei Aufzügen. Von Gustav Jüthe. Magdeburg, Walther Niemann. 1897. 8. 2 M.

Das Drama „Entehrt" hat drei Acte, drei Scenen, drei Handlungen und ist eigentlich ein Stück in drei Stücken. Erster Act: Der stellvertretende Polizeipräsident Regierungsassessor von Rathenow macht seinem Schwager, dem Lieutenant Grafen Schurreck, das Geständniß, daß er eine kleine-Bürgerliche heirathen, seine glänzende Laufbahn aufgeben und Deutschland verlassen will, da er im Neuzeitlichen, im Realen, wie er sich ausdrückt, aufgehen will. Der gräfliche Schwager ist darüber entsetzt, und als er sogar hört, daß Rathenow die Tochter eines freisinnigen Redacteurs heirathen will, da spricht er von Gimpelfang, Sittenlosigkeit und nennt die Braut seines Schwagers eine Dirne, sodaß es schließlich zu einer Pistolenforderung zwischen den Schwägern kommt. In anfängerhafter Weise wird hier ein blutiger Conflict herauf-

beschworen. Zweiter Act: Rathenow kommt zu dem Vater seiner Geliebten, dem Redacteur Winkler, hinter dessen Rücken er das Liebesverhältniß mit seiner Tochter angesponnen hat, und warnt Winkler, ein wichtiges Actenstück der Regierung, das dem Redacteur durch Vertrauensbruch zugegangen ist, in seinem Blatte zu veröffentlichen, weil der betreffende bloßgestellte Polizeipräsident es unter seiner Würde erklären würde, sich mit Winkler als einem wegen Fälschung bestraften Subjecte zu befassen (!). Durch einen Zufall nämlich sind alte Acten, die diese entehrende Bestrafung Winkler's darthun, in die Hände der Polizei gefallen. Rathenow verläßt nach dieser Mittheilung das Haus Winkler's und sendet bald nachher — die fraglichen Strafacten Winkler's diesem zur Vernichtung zu. (Welcher pflichttreue Beamte würde dies wohl thun?) Dazu schreibt er einen Brief, worin er hochmüthig (weil der Dramatiker es nicht besser motiviren kann) wiederholt, er wolle nicht, daß Winkler als bestraftes Subject entehrt dastehen solle. (Das thut derselbe Mann, der sich im ersten Act so human, so neuzeitlich aufgespielt hat!) Winkler beschließt, den ganzen Handel in der Zeitung zu veröffentlichen und so Rathenow als pflichtvergessenen Beamten hinzustellen. Dritter Act: Rathenow ist von der Kugel seines Schwagers tödlich verwundet worden. Jetzt wird, nachdem im ersten Acte Rathenow, im zweiten Winkler die Hauptpersonen waren, im dritten Rathenow's Schwester, die Gräfin Schurreck, die Heldin des Actes. Wir erfahren von ihrer alten Liebe und von ihrer glücklosen Ehe; die Gräfin macht ihrem Gatten, in dem sie den Mörder ihres Bruders erblickt, heftige Vorwürfe, und eine Scheidung der Gatten steht bevor. Rathenow erfährt kurz vor seinem Ende, daß Winkler ihn der rechtswidrigen Auslieferung der Acten beschuldigt hat, daß er infolge dessen selbst entehrt ist, und stirbt durch einen Blutsturz. Winkler, der inzwischen das Verhältniß Rathenow's zu seiner Tochter erfahren hat, ist verzweiflungsvoll: die Vorurtheile der Menschen, sagt die Gräfin, tragen die Schuld an diesem furchtbaren Ausgange. — Das Drama Jüthe's ist talentvoll in Einzelheiten, der Verfasser scheint z. B. für Familienscenen viel Begabung mitzubringen, aber er ist den großen Scenen seines Stückes noch nicht gewachsen, er hat z. B. in Rathenow eine halbe, unfertige Gestalt geschaffen, die nicht aus einer lebhaften innern Anschauung, sondern aus einer gewissen Berechnung hervorgegangen ist. Jüthe drängt nach Conflicten, und jedes Mittel ist ihm recht, wenn es nur zu einem gewaltigen Anprallen der Personen gegeneinander kommt. Dieser Drang ist dramatisch, und er ist vor allen Dingen heutzutage selten unter unsern zaghaften, gedankenblassen, nervösen Dramatikern, aber er genügt noch keineswegs zu einem wirklichen Drama. Wenn es Jüthe verstehen sollte, einfacher und wahrer zu motiviren, leibhafte Charaktere zu bilden und ein geschlossenes Lebensbild in dramatischer Bewegung vorzuführen, dann wären ihm günstige Aussichten zu machen.

2. Jakob. Biblisches Charakterdrama in fünf Acten. Von Ludwig Klausner-Dawoc. Berlin, S. Cronbach. 1897. 8. 2 M.

Unter den biblischen Dramen nimmt das vorliegende eine ausgezeichnete Stelle ein. Gemeinhin pflegen alttestamentliche Stücke von tödlicher Langeweile zu sein, selten sind sie mehr als geistlose, moderne Dialogisirungen von Abschnitten der Heiligen Schrift. Der Fall ist ungewöhnlich, daß es ein Verfasser versteht, sich in das Leben der Urzeit zu versetzen, Conflicte zwischen den einzelnen Personen zu erfinden und durchzuführen, die auch unser Inneres bewegen. All das gelingt Ludwig Klausner, noch dazu bei einem so schwierigen Stoffe wie die Geschichte des Erzvaters Jakob. Die abstoßenden Züge, den Lug und Trug, die bald großartige, bald kleinliche Ichsucht Jakob's kann freilich keine Bearbeitung wegschaffen, und der Verfasser irrt sehr, wenn er glaubt, auch Nichtisraeliten könnten das Charakterbild Jakob's, wie er es gezeichnet, bewundern. Im Gegentheil; aber volle Anerkennung verdient die dramatische Kunst, mit der Klausner den an sich häßlichen Stoff vertieft und motivirt hat. In dem Stück athmet man morgenländische Luft, weit und klar ist der Horizont, das Leben der Wüstenbewohner mit ihren Heerden, ihren Zelten, ihren Sitten wird schlagend zur Anschauung gebracht. Abraham wird nicht blos als der erste Monotheist, sondern auch als der Vater der ganzen jüdischen Moral hingestellt, ja als der Schöpfer des jüdischen Gedankens, der sich zur Herrschaft über die Welt berufen fühlt. Diese Riesengestalt beherrscht den geistigen Hintergrund des Dramas. Es wird hinreißend geschildert, wie der Segen des Erzvaters fort und fort wirkt. Isaak ist jetzt Träger des Gottesgedankens und das Haupt des Stammes, der sich von den andern Stämmen Kanaans absondert. Sein Weib Rebekka verfolgt höhere Pläne; sie will die Ehehe in dem Stamme einführen und durch das Volk Abraham's die ganze Welt beglücken. In diesem Sinne hat sie ihren jüngern Sohn Jakob aufgezogen; der ältere Esau, der eigentlich der Fürst des Hauses zu werden hätte, will nichts von so hochfliegenden Gedanken wissen, er ist eine kraftvolle Heroennatur, eine Art germanischer Held, der den jüdischen Gottgedanken bekämpft. In schnödem Trug erliegt er Jakob und verkauft seine Erstgeburt um ein Linsengericht. Jakob geht mit einer gewissen jesuitischen Rücksichtslosigkeit vor. Im Dienste seines Gottes- und Volksgedankens darf er lügen, heucheln, schmeicheln, Weiber nehmen soviel er will, seinen Wohlstand mit schmutzigen Mitteln mehren — er darf alles thun, was ihm nützlich ist, und bleibt doch der Reine, Hohe, der fürstliche Priester, bei dem der Zweck die Mittel heiligt. In dieser Auffassung Jakob's liegt eine gewisse Großartigkeit, sie ist vielleicht die einzige, die möglich ist, wenn man Jakob idealisiren will; Klausner hat sie auch folgerecht durchgeführt und in allen Einzelzügen bewährt, man darf somit seiner gedanklichen und dramatischen Gestaltungskraft

offene Anerkennung nicht versagen. Es läßt sich unschwer denken, daß Israeliten über dieses echt nationale, geschlossene und charaktervolle Stück in Begeisterung ausbrechen, denn in der That, so jüdisch-national ist wol noch kein poetisch werthvolles Drama unserer Zeit gewesen. Damit könnte das Kunsturtheil wol schließen; aber da der Verfasser sein Drama nicht blos dem engern und eigentlichen Israel widmet, sondern auch dem weitern Israel, und mit diesem größern Israel die Christenheit meint, so ist dieser Theil der Widmung entschieden zurückzuweisen: das Christenthum ist alles andere, aber kein großes Israel, und niemand soll deutschen Christen ein Drama mit einem Helden wie Jakob widmen dürfen, mit dem stillen Gefühl, daß er uns dadurch eine Ehre erweise.

3. Opfer. Schauspiel in drei Acten. Von Bernhard Elsässer. Frankfurt a. M., Gebrüder Knauer. 1897. 8. 1 M. 20 Pf.

Der Stoff des Dramas ist erklügelt. Der Tabacksfabrikant Schöneck ist der Vormund seiner jungen Schwägerin Elise. Um deren Hand bewerben sich ein Schriftsteller Dr. Röder, ein Arzt Dr. Stahl und ein Postsecretär Fink. Elise gibt dem letztern den Vorzug. Da Fink eine Reise unternehmen muß, so vertraut er sein Vermögen, funfzehntausend Mark, dem Tabacksfabrikanten zur Aufbewahrung an. Jeder kundige Leser weiß, was nun folgt: das anvertraute Kapital wird von Schöneck angegriffen werden, und richtig! kaum sind fünf Minuten verflossen, da kommt der in allen Dramen bekannte Brief, der mit zitternder Hand aufgemacht wird und den Bankbruch eines Geschäftsfreundes meldet. Schöneck nimmt also die anvertrauten Papiere und läßt sich darauf leihen. Was nun folgt, das interessirt eigentlich den Aesthetiker, den Kunstfreund weniger als den — Kaufmann. Ich kann mir denken, daß ein Kaufmann mit Spannung die Verwickelung der Geldverhältnisse des Engroshauses Schöneck verfolgt, daß er auch die seltsamen und höchst merkwürdigen Zufälle, das sonderbare Zusammentreffen von allerlei ungünstigen Umständen, das zufällige Finden von Briefen u. s. w. auf Treu und Glauben ohne Bedenken annimmt und das Tabackshaus Schöneck herzlich bedauert. Leider wird der Kritiker die Zufälle und das lächerliche Zusammentreffen möglichst misgünstiger Umstände nicht so willig hinnehmen; er wird es geschmacklos finden, wenn das Kind dem Vater, der eben unterschlagen hat, ein Lied aufsagt, das es heute in der Schule gelernt hat, und wenn das Lied heißt: „Ueb' immer Treu und Redlichkeit"; der Kritiker wird an dem ganzen kaufmännischen Geschäftsgebaren ein höchst mäßiges Interesse nehmen und weniger Geschäfte, aber mehr Seele wünschen. Es soll nicht verkannt werden, daß der Verfasser nach diesem Ziele auch gestrebt hat; er wollte darthun, daß das Höchste, aber auch das Schwerste im Leben sei: freiwillig das eigene Glück für das Glück anderer zu opfern. Dieses Wollen hat ihn geleitet; aber es im Drama künstlerisch zu verkörpern hat er nicht vermocht; in erzählender Form wäre der Stoff vielleicht eine artige kleine Novelle geworden.

4. Oldenbarnevelt. Geschichtliches Trauerspiel. Von Paul Fleischer. Selbstverlag von Paul Fleischer, Altenberg im Erzgebirge. 1896. 8.
5. Das Kreuz am Wege. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Von Josef Börsch. Bonn, P. Hanstein's Verlag. 1896. 8. 1 M.

Zwei schwache Stücke, die nur wenige Zeilen Besprechung verdienen. Paul Fleischer (Nr. 4) wird am besten thun, in dramatischen Dingen niemals wieder einen Finger zu rühren; er ist so völlig talentlos und so ungeschickt, daß er bis ans Ende der Tage niemals etwas Dramatisches zu Stande bringen wird. Auf Seite 32 finde ich folgende Stelle:

Ich Narr, ich merk, ich war verliebt. Zeigt ein Gerippe, einen hohlen Kopf, der Nase Splittergerüst und modrudes Gebein, das aus dem Balg von Fleisch heraustritt und jedem Nerv mit seinen Nadelstichen ekler Leidenschaft die Stütze nimmt für immer! Gebt her dann diesen fettgetränkten Wanst, daß ich die Raupe stopfe und spieße meiner Jugend tolle Lust!

Auf Seite 35 lese ich:

Wär alles denn umsonst bisher gewesen? Dann gebt mir Hack und Schaufel, daß ich ein Loch in diesen Erdenball grabe und den Verstand durchseihe!

Der Rath, den der Dichter hier gibt, verdient, daß ihn der Verfasser durchdenke und für sein dramatisches Schaffen beachte. Fleischer hat sich an Shakespeare'schen Stücken, für die er zu unreif war, übergessen, die traurige Folge davon heißt: „Oldenbarnevelt."

Das Trauerspiel von Josef Börsch (Nr. 5) ist eine grausame Anhäufung von Hypnose, Vatermord, Mädchenmord, Freundesmord, Folter, Irrsinn, verlassener Liebe, Ertränkung von Kindern, Gespenstern und was sich nur Gräßliches erdenken läßt, sodaß es fast — lächerlich wird. Börsch hat schon Besseres geschrieben. Auch er wird weise handeln, dieses Stück sobald wie möglich verschwinden zu lassen.

6. Völkerdämmerung. Zwei Dramen. Von Theodor Alt. Mannheim, J. Bensheimer's Verlag. 1896. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Theodor Alt hat unter dem Titel „Völkerdämmerung" die beiden Tragödien „Die Menschenrechte" und „Freiheit" vereinigt. Beide spielen zur Zeit der Französischen Revolution, die sie von der Eröffnung der Reichsstände bis zum Auftreten Bonaparte's in dramatisch sehr wirksamer Weise darstellen. Es ist Alt gelungen, zwei bedeutende geschichtliche Dramen aus einem der schwierigsten geschichtlichen Stoffe zu schaffen. Er hat es verstanden, nicht blos episodenhafte Ausschnitte, sondern wirklich die großen Ereignisse in ihrem Zusammenhange zu geben, d. h. einen nach eigenen Voraussetzungen sich in allen Theilen aus der Leidenschaft nothwendig entwickelnden und ebenso nothwendig abschließenden Kampf handelnder

Menschen darzustellen. Dies ist Theodor Alt, dessen Namen weitern Kreisen noch unbekannt sein dürfte, in hervorragenderm Maße gelungen als Hamerling („Danton und Robespierre") oder Bleibtreu („Halsband der Königin", „Weltgericht", „Schicksal"). Vor allen Dingen hat Alt besser als jeder andere deutsche Dramatiker des Stoffes der Französischen Revolution es verstanden, die Begebenheiten theatralisch zusammenzuschließen, große wirksame Scenen zu schreiben und das dramatische Leben niemals stocken zu lassen. Er behandelt den geschichtlichen Stoff mit Freiheit, aber fast nie mit Willkür, und weiß einen Hauch echt geschichtlichen Lebens auch über die freien Empfindungen zu legen. Auch in der Charakterisirung seiner Personen entfaltet Alt ein ansehnliches Können. Der König Ludwig XVI., die Königin, Robespierre, Danton, Saint-Just und manche kleinere Rolle zeigen uns ganz bestimmte Züge, sie sind in manchen Einzelheiten sogar vortrefflich charakterisirt. Robespierre's Charakterbild ist mit tiefer geschichtlicher Kenntniß und scharfen Umrissen ausgeführt worden. An dem Stück erfreut auch die Einheit des Stils und die Abwesenheit alles Kleinlichen. Gewiß ist nicht alles poetisch, sondern vieles blos theatralisch; die Prosasprache geht bisweilen in sogenannte rhythmische Prosa über, ein wenig geschmackvolles, unruhig schaukelndes Kunstmittel; es findet sich manches Herkömmliche und allzu breit Ausgesponnene; aber im ganzen gehört Theodor Alt's dramatische Schöpfung „Völkerdämmerung" zu den bedeutsamern Erscheinungen. Ich wage gleichwol nicht, den beiden Stücken eine weite Verbreitung auf den Bühnen zu verheißen; aber ich finde, daß dies mehr die Schuld der Bühnen, als die Schuld der Stücke sein dürfte.

Friedrich Kummer.

Feuilleton.

Es ist erfreulich, wenn tüchtige Juristen sich auch etwas um das Irrenwesen kümmern. Dies ist der Fall in dem Buche Medem's: „Entwurf eines Gesetzes betreffend die Reform des Irrenwesens" (Greifswald, J. Abel, 1897). Verfasser ist den Irrenärzten durchaus nicht feindselig gesinnt, adaptirt sich sogar manchen ihrer Forderungen und gebietet über eine für Juristen beneidenswerthe medicinische Kenntniß. Er verlangt vor allem Entmündigungskammern mit fünf Richtern, ferner daß der Beklagte von dem Gericht in nichtöffentlicher Sitzung persönlich vernommen, das Endurtheil aber nicht eher erlassen werde, bevor das Gericht einen oder mehrere psychiatrisch (das sehr wichtig! Ref.) geprüfte Aerzte gehört hat, daß ferner vorläufige Vormundschaft angeordnet werden kann, niemand vor erfolgter Entmündigung gegen seinen Willen länger als sechs Wochen in einer Irrenanstalt festgehalten, endlich daß für die obere Leitung und Beaufsichtigung des Irrenwesens u. s. w. Fürsorgeämter aus gebildeten Laien geschaffen werden. In der Begründung sagt Verfasser sehr richtig, daß Jurisprudenz und Medicin sich oft gar nicht mehr verstehen, die Medicin vorwärts geschritten, die Jurisprudenz zurückgeblieben sei. Philosophie, Medicin und Jurisprudenz sollen an der forensischen Psychopathologie mithelfen. Der Arzt soll nur der Berather sein, der Jurist entscheiden; ersterer soll nur beschreiben, nie von Zurechnungsfähigkeit u. s. w. sprechen. Dies, meint Referent, ist auch der Standpunkt mancher Irrenärzte, obgleich andere glauben, daß der Psychiater wol noch eher im Stande ist über Zurechnungsfähigkeit, Möglichkeit des socialen Weiterlebens u. s. w. zu urtheilen, als der Jurist, und daß es eine Faree ist, hier das Urtheil des letztern höher zu stellen als das des erstern. Sehr interessant sind die kurzen, durch mancherlei Beispiele erläuterten psychologischen Darlegungen. Falsch ist es entschieden, wenn Verfasser glaubt, nur die Philosophie habe über die normale Psyche zu untersuchen. Eine wahrhaft wissenschaftliche Psychologie ist nur die naturwissenschaftliche (nicht mehr die alte Begriffspsychologie), also eine solche, die sich auf Experimente und anatomische und pathologische Data stützt, und das kann am besten der Psychiater, wenn er philosophisch vorgebildet ist. Er wird ein tiefierer Psychologe auch sein als der Jurist. Referent hätte sonach manche Einzelheiten zu bemängeln, was aber den entschiedenen Werth des Büchleins nicht wesentlich beeinträchtigt.

Bibliographie.

Albrecht, G., Die Elektricität. Heilbronn, Schröder u. Comp. 8. Geb. 2 M.

Bennert, J. E., Novellen. Berlin, Freund u. Jeckel. 8. 1 M.

Die Hauptstädte der Welt. Lieferung 1—8. (Vollständig in 20 Lieferungen.) Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- u. Verlagsanstalt v. S. Schottlaender. 4. Jede Lieferung 50 Pf.

Falke, J. von, Die Kunst im Hause. Sechste Auflage. Gr. 8. 7 M. 20 Pf.

Floerke, G., Sommerfäden. Hundstage in Italien. („Kennst du das Land?" Band VI.) Leipzig, C. G. Naumann. 8. 2 M. 50 Pf.

Frank, U., Die Frühlingsgnade. Novellen. Berlin, Freund u. Jeckel. 8. 2 M.

Göttinger Musen-Almanach auf 1772. Herausgegeben von C. Redlich. Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. 8. 1 M. 20 Pf.

Grünn, K., Gedichte. Wien, Wilhelm Frick. 8. Geb. 6 M.

Heinze, P. und Heinze, Anna, Aus Dur und Moll. Gedichte. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 3 M. 50 Pf.

Krüger, H. A., Sirenenliebe. Ein Riviera-Roman. Leipzig, Alfred Janssen. 8. 3 M.

Linsemann, P., Das Ewig-Gestrige. Kleine Geschichten. Berlin, Freund u. Jeckel. 8. 2 M.

Maupassant, G. de, Liebe und andere Novellen. Deutsch von M. Schoenan. Berlin, Freund u. Jeckel. 8. 1 M.

May, Maria Theresia, Unter der Königstanne. Preisgekrönter Roman. Zweite Auflage. Berlin, Rosenbaum u. Hart. 8. 3 M.

Meinecke, G., Der arme Sidi Abderrachman. Eine ostafrikanische Geschichte. Berlin, Deutscher Colonial-Verlag (G. Meinecke). 8. 1 M.

Mittheilungen der Gesellschaft für deutsche Sprache in Zürich. Heft I. Zürich, E. Speidel. Gr. 8. 1 M.

Peschkau, E., Narren und Närrchen. Allerlei Humore. Berlin, Freund u. Jeckel. 8. 2 M.

Rückert's Werke. Herausgegeben von G. Ellinger. Zwei Bände. Leipzig, Bibliographisches Institut. 8. Geb. 4 M.

Springborn, M., Herkus Monte. Eine Erzählung aus Altpreußens Vorzeit. Berlin, Wilh. Schultze's Verlag. 8. 3 M.

Spurgeon, C. H., Federn für Pfeile, oder Illustrationen für Prediger und Lehrer. Deutsch von E. Spliedt. Zweite Auflage. Heilbronn, Max Kielmann. Gr. 8. 2 M.

Stein, L., Die sociale Frage im Lichte der Philosophie. Stuttgart, Ferdinand Enke. Gr. 8.

Stenzel, K. G. W., Gustav Adolf Harald Stenzel's Leben. Gotha, F. A. Perthes. 8. 9 M.

Suttner, Bertha von, Der Kaiser von Europa. Nach dem Englischen des F. A. Fawkes. Berlin, Verlag der Romanwelt. 8. 2 M. 50 Pf.

Telmann, E., Schlußnote. Novelle. Berlin, Richard Eckstein Nachf. Schmal 8. 1 M.

Waniek, G., Gottsched und die deutsche Literatur seiner Zeit. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von **F. A. Brockhaus** in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Vocabulaire technique

français-allemand et allemand-français.

Technisches Vokabular

für höhere Lehranstalten, sowie zum Selbstudium

für Studierende, Lehrer, Techniker, Industrielle

von **Prof. Dr. F. J. Wershoven.**

Zweite, umgearbeitete und vermehrte Auflage.

8. Geh. 2 M. 50 Pf. Cartonnirt 2 M. 80 Pf.

Das „Technische Vokabular“ bietet praktisch, übersichtlich und leicht auffindbar nach den Materien geordnet die Ausdrücke der Physik, Meteorologie, Elektrotechnik, der Chemie und chemischen Grossindustrie, des Bergbaues und Hüttenwesens, der Mechanik und Maschinenkunde, des Eisenbahn- und Brückenbaues. In dieser zweiten Auflage ist das Werk in sehr umfassender Weise erweitert worden, wodurch der praktische Gebrauchswerth sich wesentlich erhöht.

Ein Prospect mit Urtheilen hervorragender Fachmänner und Zeitschriften ist durch jede Buchhandlung zu erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Sechzig Upanishad's des Veda

aus dem Sanskrit übersetzt

und mit Einleitungen und Anmerkungen versehen

von

Dr. Paul Deussen,

Professor an der Universität Kiel.

8. Geh. 20 M. Geb. 22 M.

Durch diese musterhafte Uebersetzung der Upanishad's, die in der indischen Religionsphilosophie denselben Rang behaupten, der dem Neuen Testament in der Bibel zukommt, werden diese uralten Urkunden zum ersten mal dem Kreise aller Freunde religiöser und philosophischer Erkenntniss erschlossen. Die Upanishad-Ausgabe Deussen's schliesst sich eng an dessen „Allgemeine Geschichte der Philosophie“ an und wird daher allen Lesern dieses durch seine neue Auffassung hervorragenden Werks besonders willkommen sein.

Ein Prospect ist durch alle Buchhandlungen und direct von der Verlagsbuchhandlung F. A. Brockhaus in Leipzig zu erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Mythus und Wissenschaft.

Eine Studie von Tito Vignoli.

8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 47. Band.)

Geistreiche Untersuchungen des italienischen Gelehrten Vignoli über die Sinneseindrücke beim Thiere und beim Menschen sowie über die Entwickelung des menschlichen Intellects zur Wissenschaft und Freiheit.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Kampfmittel zur See.

Schiffe, Fahrzeuge, Waffen, Hafensperren.

Von

B. von Werner,

Contreadmiral a. D.

Mit 93 Abbildungen. 8. Geh. 3 M.

In klarer, durch zahlreiche Abbildungen unterstützter Schilderung gibt der bekannte Verfasser Aufschluß über die bei einem Seekriege zur Verwendung gelangenden Kampfmittel und die Art ihres Gebrauchs. Das Buch enthält eine Reihe werthvoller Vorschläge zur Erhöhung der maritimen Wehrkraft. Für jeden, welcher über den Werth der deutschen Kriegsmarine und über beste Verwendung der vom Reichstag für Marinezwecke bewilligten Gelder sich unterrichten will, ist das Werk unentbehrlich.

Von demselben Verfasser erschienen:

Deutsches Kriegsschiffsleben und Seefahrkunst. Mit 60 Abbildungen und 4 Karten. 8. Geh. 9 M. Geb. 10 M. Auch in 18 Lieferungen à 50 Pf.

Ein deutsches Kriegsschiff in der Südsee. Mit über 100 Abbildungen und 5 Karten. Dritte Auflage. 8. Geb. 15 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ein Jahr meines Lebens.

1848—1849.

Von

Alexander Grafen von Hübner.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M. 50 Pf.

Dieses Werk des berühmten österreichischen Diplomaten und geistreichen Schriftstellers, sein Tagebuch aus ereignißvoller Zeit, hat durch die eingehende Schilderung des Aufstandes in Oberitalien, sowie der wiener Revolution von 1848 und der Thronbesteigung Kaiser Franz Joseph's allgemeine Aufmerksamkeit erregt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

1812.

Ein historischer Roman

von

Ludwig Rellstab.

Sechste Auflage. Vier Theile.

8. Geh. 6 M. Geb. in 2 Bänden 8 M.

Dieser historische Roman, in dem die großen Ereignisse des Jahres 1812, namentlich der russische Feldzug und der Brand von Moskau, den Hintergrund einer äußerst spannenden Handlung bilden, gehört zu den besten deutschen Werken seiner Art.

Mit einer Beilage von **Breitkopf u. Härtel** in **Leipzig.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig (Querstr. 16)

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer.
Preis vierteljährlich 7 M. 50 Pf.,
jährlich 30 M.

Nr. 25.

Leipzig,
17. Juni 1897.

Inhalt: Der geniale Mensch. Von Heinrich Kraeger. — Zur alten Geschichte. Von Ernst Schwabe. — Die Kirche Deutschlands im Mittelalter. Von Johannes Reinhard. — Neue Romane und Novellen. Von Richard Opitz und Theodor von Sosnosky. — Drei Dramen. Von Ludwig Jacobowski. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Der geniale Mensch.

In den ersten Abschnitten des Türck'schen Buches*) wird „Der geniale Mensch" von seiner künstlerischen, philosophischen und praktischen Seite dargestellt; die folgenden Kapitel prüfen die Charaktere des Hamlet, Faust und Manfred auf ihre jeweilige Genialität; zum Schluß eilt der Verfasser an Buddha, Christus, Spinoza und Schopenhauer, die er als Freunde seiner Lehre bezeichnet, vorbei und in das feindliche Lager, wo er „bornirten" Leuten vom Schlage Stirner-Nietzsche's ein nicht eben geistvoll erdachtes Gefecht liefert. — Mit der besondern Ausdrucksweise Türck's, der „genial" gern im Sinne von „idealistisch" gebraucht, muß man sich schon vertraut machen; aber wer weiß, ob diese seltsame, neue Prägung eines guten, alten Wortes auch allgemein anerkannt werden wird.

Als die erste Bedingung der Genialität stellt Türck die Liebe zur Wahrheit auf, jene sincerity, mit der Carlyle einst seinen „Staat von Helden" begründete. „Die Wahrheit", so werden wir belehrt, „ist die Alleinheit des Geistes. Die Wahrheit ist, daß alle Menschen, alle Thiere und Dinge, daß die ganze sichtbare Welt nur die Darstellung eines einzigen Wesens ist, das wir Gott nennen. Menschen, Thiere und Pflanzen und die scheinbar leblosen Dinge sind nur Verkleidungen, Maskirungen der Gottheit. In Wahrheit ist alles eine Persönlichkeit oder eine geistige Einheit, wie man es nennen will." Das Genie muß nun objectiv sein, d. h. sich selbstlos und liebevoll im Anschauen der Dinge — amor laetitia concomitante idea causae externae — bewähren, wenn es genießen und produciren will. Sein philosophisches Streben wird „darauf hinzielen, sich ein möglichst klares und deutliches Weltbild zu verschaffen, in welchem ihm seine eigene Stellung als Theil eines unendlich großen Ganzen angewiesen ist. Indem es sich mit den Ideen, mit der Natur der Dinge bekannt macht, wird ihm seine eigene Natur immer mehr offenbar. Es erkennt den Zusammenhang alles Daseienden, die göttliche Einheit". Praktisch endlich wird der geniale Mensch „alles, was zu thun ist, mit ganzer Seele thun, mit voller Hingebung an das Werk selbst, sei es, was es sei". Diesen guten Principien treten dann die bösen, und den („genialen") die sogenannten „bornirten Menschen" als Diener der Selbstsucht, Subjectivität und Lüge entgegen, die durch persönliche Interessen eine ruhige Betrachtung der Dinge stören und blos ihren egoistischen Willen befriedigen. Denn wer „nur sich liebt, nur seine eigene Existenz will, macht sich arm und verkennt den unendlichen Reichthum, der ihn umgibt, verkennt die göttliche, ideale Schönheit, die ihm überall entgegenstrahlt".

Wie vortrefflich auch alle diese Unterscheidungen auf moralischem und religiösem Gebiete sind, so wenig wollen sie doch auf den genialen productiven Künstler passen. Ich kann mir mit dem besten Willen bei dem schöpferischen Genie keinen „andauernden Zustand selbstlosen Vertieftseins im Empfinden" denken, wo es „vergnügt an dem bloßen Anblick eines Gegenstandes" „kein materielles, subjectives, selbstsüchtiges, sondern ein ideelles, objectives, selbstloses Interesse" nimmt. Mit solchen frostigen Abstracten werden nur ideenhafte Homunculi, aber keine Kunstwerke der Wirklichkeit geschaffen. Die stammen aus andern, wärmern Quellen, aus leidenschaftlicher Liebe und Hingebung und aus dem natürlichen, das Selbst befriedigenden Wunsche einer starken Persönlichkeit, sich diese Welt, soweit sie in Tönen, Farben, Worten und Stein darstellbar ist, je nach dem Maß der Kräfte, durch Nachschaffen und Umgestalten, jauchzend zu eigen zu machen. Ein Künstler, der aus platonisirender Ferne auf das

*) Der geniale Mensch. Von Hermann Türck. Jena, C. Raßmann. 1897. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

irdische Treiben herniedersieht, kann weder Leben geben noch Freude erwecken.

Der „geniale" Mensch wird nicht gleich in seine hohe Stellung hineingeboren; er muß sich in bittern Kämpfen erst selbst zur Wahrheit und Liebe erziehen. Und damit ist Türck bei den Problemen des Hamlet angelangt, in dem er, wenngleich nicht immer schlagend, ein geniales Empfinden und Denken nachweist, das letzte Merkzeichen des Genies aber, das geniale Thun, vermißt. Hier kommt dem Verfasser eine Erfahrung zu Hülfe, die idealistische Gemüther wol mit Schmerzen zu machen haben: daß nämlich der Optimismus ihrer Jugend bei wachsenden Jahren plötzlich von einem Pessimismus verdrängt wird, der über alle Triebe eine förmliche Lähmung verhängt, die erst später bei dem ausgewachsenen Menschen wieder zu weichen pflegt. Denn das harmlose Weltbild, das der junge Idealist in classischen Linien und hellen Farben entwarf, war nur eine Copie des eigenen leuchtenden Innern: ein Himmel, auf die Erde verpflanzt und mit seliggnten Göttern und friedsamen Engeln bevölkert, statt mit den von Hunger und Liebe bedrängten Menschen. Doch die böse Wirklichkeit duldet eine solche Täuschung frommer Träume nicht, und die eigenen Augen lernen mit den Jahren schärfer sehen, bis die Phantasmagorie, welche die nackten Thatsachen gütig umwob, ohne Erbarmen zerronnen ist. Das ist der große Zusammenbruch, wo der Mensch und mit ihm alle Welt und Zeitlichkeit aus ihren Fugen gerissen werden; er muß sich mühsam in die veränderte Lage zu schicken und mit der durchschnittlichen Niederträchtigkeit wie mit etwas Unvermeidlichem abzufinden lernen, ehe der Wille zur That, der vor Schrecken über die neuen Entdeckungen daniederlag, wieder aufsteht und die greinende Verzweiflung von dannen schleicht. Das schöne Weltbild, das der Jüngling bereits vorhanden wähnte, sucht nun der Mann, rastlos thätig, in die harte Wirklichkeit erst hineinzumeißeln.

Hamlet befand sich, meint Türck, gerade in jenem empfindlichen Uebergangs- und Häutungsproceß, als ihm von oben der Befehl zur Rache für den ermordeten Vater geschickt wurde. Seine Tragik ist die, daß er gerade in dem Augenblick handeln muß, wo er, innerlich noch mit sich im Kampfe, gar nicht nach außen handeln kann. Deshalb verschiebt er auch bei jeder Gelegenheit die Ausführung, ganz anders wie der naive Laertes, bei dem auf eine Beleidigung blitzschnell die Vergeltung folgt. Hamlet spielt mit Zittern und Zagen vor seiner Mutter den scheuen Orest, und mag, weil er selber noch ein unfreier, gebundener Mensch ist, nicht seine Thaten mit allen ihren unendlichen Folgen ohne Zügel in der Welt herumspringen lassen.

Türck berichtigt, mit der Tragödie in der Hand, seine Zeichnung feinsinnig bis in Einzelheiten. Ich leugne auch nicht, daß mir die Lektüre gerade dieser Abhandlung durch ein fast persönliches Interesse belebt wurde, weil ich mehr als einmal zwischen den Zeilen versteckten Bekenntnissen des Verfassers begegnete. „So sind es", schreibt er selbst in der Vorrede, „jetzt zwanzig Jahre her, daß mir an einem Worte Christi und im Anschlusse an eigene innere Erlebnisse der Charakter Hamlet's offenbart wurde." Es fragt sich aber, ob nicht der idealistische Entwickelungsgang, den Türck für den Dänen ansetzt, eine ausschließlich moderne Erscheinung ist, und ferner: ob Shakespeare, bei aller seiner Größe, gerade diese Form einer seelischen Verzweiflung, die geschichtlich erst seit dem vorigen Jahrhundert auftritt, aus eigener Trübsal vorahnend so genau gekannt hat, um sie darstellen zu können. Man hat dabei auch zu beachten, daß der Entwickelungsgang eines Idealisten gar nicht einmal als allgemeinmenschlich gilt, sondern nur für die Klasse der idealistisch Veranlagten typisch bleibt, neben denen in unabsehbaren Scharen die naiven Naturen hintreiben, die auch genial sein und Bedeutendes schaffen können, ohne daß sie eine ähnliche furchtbare Zeit der Mauser zu überstehen brauchten. — Goethe faßte den Hamlet wertherisch auf, und die moderne Zeit sieht in ihm einen kämpfenden „genialen Menschen"; so werden sich auch noch kommende Geschlechter, ein jedes auf seine Art, mit ihrem besondern Anliegen an Shakespeare wenden. Denn „keiner als Shakespeare", sagt Carlyle, „konnte aus dem Saxo Grammaticus die Geschichte des Hamlet so gestalten, wie es Shakespeare that: «but every one models some kind of story out of it; every one embodies it better or worse»."

Weit weniger haben mir die vergleichenden Abschnitte über den Faust und Manfred gefallen; es ist dabei dem Verfasser wie allen Leuten gegangen, die ihre Seele von einem einzigen großen Gedanken allzu sehr erfüllt haben und aus der wunderbaren Mannichfaltigkeit des Lebens eintönig immer wieder eine und dieselbe Idee hervorscheinen sehen. Schon stofflich ist Byron von Goethe lange nicht so abhängig, wie man wol glaubt. „Der Teufel soll den deutschen und englischen Faust holen", rief Byron, „ich habe keinen geholt." Er kannte die Goethe'sche Dichtung nur auszugsweise: „es war der «Steinbach» und die «Jungfrau» und noch etwas mehr als «Faust», das mich den «Manfred» schreiben machte". Goethe spürte freilich in Byron einen verwandten Genius, dessen erhaben-düstere Eigenquälereien ihm Achtung abnöthigten. Er schickte auch 1823 ein Gedicht nach Genua, das in etwas dunkeln und barocken Versen das alte bewährte Recept aus dem „Tasso" wiederholte. Goethe wollte eben den jungen Engländer zum Positiven seiner Natur führen; er ahnt nicht, daß das Uebel der Melancholie bei Byron tiefer saß und statt in eine Heilung zu verlaufen, constitutionell beharrte. Den „Manfred" besprach Goethe zustimmend; er, der das Faust-Drama doch am besten kannte, der noch mit den Fasern der Seele an diesem Werke seiner Jugend hing und sich aller geheimen Motive seiner Entstehung inniger und wonnevoller bewußt war, als er je in der Dichtung hatte ahnen lassen — bewunderte Byron, der aus dem Kern eines ihm fremden Werkes etwas Anderes und Neues, gerade „Manfred" geschaffen hatte. Faust will

aus Verzweiflung über die Unzulänglichkeit alles Irdischen sterben; und Manfred möchte ein für allemal der unerträglichen Erinnerung an die Vergangenheit entfliehen. Die Frevelthat, die den Mann der Berge quält, liegt weit vor dem Anfange des Stückes, und bleibt, ungünstig genug für das Drama, mehr fahler Gedanke als blutrothe Handlung. Während Goethe die Vorgeschichte zu Fausteus Schuld gab und mit einem Bild süßer Liebe für die vielen abstracten Partien der ersten Seenen entschädigt, verzichtete Byron auf die realen Unterlagen und raubte seinem Drama die Berührung mit dem sinnlichen Leben. Faustens Liebe wird einem andern Wesen verhängnißvoll, und Gretchen geht, wie Astarte an der Neigung des Manfred, durch den Geliebten zu Grunde. Aber Faust erbleicht nicht vor der Reue; er macht aus seiner Schuld ein Leben förderndes Moment, und will der ganzen Menschheit vergüten, was er an einem ihrer Glieder gesündigt hat. Von dem Optimismus des Faust-Gedichts blieb Byron ganz unberührt. Goethe schenkt uns gleich im Beginn der Tragödie die Beruhigung, daß die bösen Kräfte, die wir schalten sehen sollen, doch guten Zielen dienen. So thut er nicht ohne tiefen Sinn im Prolog die Pforten des Himmels auf, und führt uns im Laufe des Dramas durch die Welt wieder dorthin zurück, in die „höhern Sphären", die diese Dichtung golden umrahmen. Es ließen sich zwischen dem englischen und deutschen Drama noch eine Menge von Unterschieden finden, die wol eine besondere Abhandlung füllen dürften. Vielleicht sieht der Verfasser selber noch einmal diese literaturgeschichtlichen Parallelen durch.

Im Stil, so rein er sich auch im akademischen Sinne hält, könnte Hermann Türck ruhig noch etwas mehr Farbe auftragen. Der ohnehin gefährliche Ton einer fortdauernden Untersuchung und Belehrung wirkt ermüdender, wenn er, wie in diesem Buche, pathetisch zu vibriren liebt. Alles in allem aber gehört auch Türck's Schrift, in bescheidener Art, unter jene Prophezeiungen, mit denen die Weisen unserer Zeit auf das große Genie und auf den Messias der Zukunft hinweisen — als wäre er bereits auf froher Fahrt zu uns begriffen und ließe diesen und jenen seine göttliche Nähe ahnen.

Heinrich Kraeger.

Zur alten Geschichte.

Wenn man aus dem eifrigen Bebauen eines Ackers die Folgerung ziehen darf, daß es dem Fleiß und der Hingabe seiner Besteller immer wieder gelingt, auch aus lange bearbeiteten Culturgebieten schöne und reichliche Frucht zu erzielen, so muß dieser Gedanke den Freund des classischen Alterthums und seiner Geschichte mit aufrichtiger Freude erfüllen. Denn die „antike Geschichte" blüht heutzutage so, wie sie selten geblüht hat. In nur funfzehn Jahren sind drei große, auf wissenschaftlicher Grundlage aufgebaute Geschichtswerke entstanden, die die Gesammtentwickelung von Griechenland und Rom verständlich machen wollen, und populäre Bearbeitungen schießen daneben in Menge empor.

Daß gerade die gelehrten Werke so zahlreich auftreten, weist auf ein entschiedenes Bedürfniß nach solchen Büchern hin. Und in der That liegt ein solches vor. Denn Stoff und Betrachtungsweise haben seit den funfziger Jahren unsers Jahrhunderts, die eine ähnliche Erscheinung aufwiesen, wesentliche Veränderungen und Erweiterungen erfahren.

Der heutige Historiker des Alterthums kann sich nicht mehr damit genügen lassen, daß er die literarischen Quellen allein ausnutzt, oder sich in der Beurtheilung der politischen Geschichte von den „führenden Geistern" der Alten leiten läßt. Unsere sich erweiternde Kenntniß der nichtgriechischen und -römischen Culturen nöthigt uns, den Rahmen weiter zu spannen und die Beziehungen immer klarer zu legen, die zwischen Orient und Occident schon seit vorgeschichtlichen Zeiten vorhanden waren. Man braucht nur Max Duncker's weitschichtige „Geschichte des Alterthums" mit Eduard Meyer's gleichbetiteltem ideenreichem Werke zu vergleichen, um den Wandel der Anschauungen und (das darf man wol behaupten, ohne dem großen Namen der Vorgänger zu nahe zu treten) das tiefere Eindringen in das Verständniß der Weltgeschichte deutlich werden zu sehen. — Eine zweite Forderung ist die, daß der moderne Geschichtschreiber des Alterthums mit den Ergebnissen der „Wissenschaft des Spatens" vertraute Bekanntschaft schließe. Auch dieses Gebietes hat sich die historische Darstellung bemächtigt, und wie Busolt's „Geschichte Griechenlands" zeigt, haben es die Historiker gelernt, auch auf das zu achten und das verstehen zu lernen, was die Steine reden. Sie lassen uns jetzt ein Bild der „mykenischen" Zeit entgegentreten, so deutlich und farbenvoll, wie man vor zwanzig Jahren es zu schauen kaum gehofft hatte. Und ein Gleiches gilt von den ältesten orientalischen und italischen Zeiten. — Ein drittes Erforderniß aber, das unsere Zeit an den modernen Darsteller aller, also auch der antiken Geschichte stellt, ist, daß die volkswirthschaftliche Seite der Entwickelung Beachtung finde. Ihr hat vor allen Dingen Beloch's „Griechische Geschichte" gerecht zu werden versucht. Die beiden glänzenden Kapitel im ersten Bande, die sich mit der wirthschaftsgeschichtlichen Entwickelung Griechenlands befassen, und der Abschnitt XI im soeben erschienenen zweiten Bande: „Die Gesellschaft und ihre Organisation", der ein ganz neues Licht auf viele wohlbekannte und altvertraute Dinge wirft, sind für die Nothwendigkeit dieser neuen Betrachtungsweise Zeugniß.

Man darf freilich nun nicht meinen, daß in der alleinigen Erfüllung dieser neuen Forderungen die Gesammtheit der dem Geschichtschreiber des Alterthums gestellten Aufgabe beschlossen liege. Im Gegentheil, die Gefahr liegt nahe, daß aus dieser, den greifbaren Dingen zugekehrten Betrachtungsweise sich eine Darstellung ergibt, die den leitenden Personen und den politischen und geistigen Strömungen der Zeiten nicht mehr gerecht zu werden versteht, und daß man in den entgegengesetzten Fehler der eben hinter uns liegenden Periode antiker Geschichtsdarstellung verfällt und gewisse geschichtliche Anschauungs- und Betrachtungsformen zu niedrig einschätzt, die man früher für das Wesentliche ansah.

Besonders die volkswirthschaftliche Art der Betrachtung verführt zu diesem Irrthum. Es ergibt sich aus ihr öfters ein gewisses Unvermögen, die höchsten geistigen Ideale und die wichtigsten Personen der darzustellenden Zeiten so zu fassen, wie sie es verdienen. Zum Beispiel die Beloch'sche „Griechische Geschichte" zeigt darin, trotz vieler anderer Vorzüge, eine unleugbare Schwäche, daß sie den Führern einer Politik großen Stiles selten gerecht wird. Die Beurtheilung von Perikles im ersten Bande hat schon manchen Widerspruch gefunden, und ebenso wird es wol mit der Abschätzung der Charaktere des Theramenes (II, 72) und Lysandros (II, 94, 134) geschehen.

Aber wenn auch der neue Weg zur Wahrheit, die im ganzen zu erreichen dem Menschengeschlechte nun einmal nicht beschieden ist, zu Irrwegen verleiten kann, die ewige Kraft der Wissenschaft ist wiederum dargethan. Wenn die alte Form abgenutzt ist, tritt eine neue an ihre Stelle, sie sucht sich auf neuem Wege durchzusetzen, und schafft sich die Hülfsmittel, die sie zu brauchen vermeint, um das hohe Ziel zu erlangen.

Ein solches Hülfsmittel der antiken Geschichtschreibung neuern Stils besteht nun darin, daß sie die Geschichte einzelner Länder und Reiche weit sorgfältiger erforscht und in ausgedehntern Formen darstellt als früher. Sie braucht dieses Hülfsmittel um so nöthiger, je mehr sie auf die Geschichte des Volkes Gewicht legt und die Geschichte der politischen Verwickelungen in den Hintergrund treten läßt. Denn nur so kann sie hoffen, eine genügende Anzahl wohlbehauener Bausteine zu finden, um das neue Gebäude zu errichten. Alle die genannten Darsteller der antiken Gesammtgeschichte sind von der Einzeldarstellung ausgegangen, und haben, ehe sie die Flügel weiter ausbreiteten, zunächst an einem beschränkten Gebiete die neuen Betrachtungsweisen erprobt. Sie haben ferner in einer Schar fleißiger Mitarbeiter die Unterstützung gewonnen, ohne die ihnen eine neue Gesammtconstruction unmöglich wäre. Freilich sind wir noch weit davon entfernt, auch nur einigermaßen eine Vollständigkeit erlangt zu haben, und gewisse Wünsche (z. B. eine Geschichte Numidiens, der gallischen Invasionen in Kleinasien u. s. w.) harren noch der Erfüllung. Aber doch hat sich die Zahl derartiger Werke sichtlich gemehrt. Am zweiten Bande von Meltzer's „Karthagischer Geschichte" haben wir ein Denkmal deutschen Fleißes. Der greise Gaston Boissier hat uns mit dem feinen Buche „L'Afrique romaine" (Paris, Hachette, 1895) beschenkt, und der unermüdliche Ausspürer des altägyptischen Bodens, der irische Gelehrte Mahaffy, hat gezeigt, daß er auch die Feder zu lenken versteht. Wir verdanken ihm die erste ausführliche Geschichte des griechischen Aegypten: „History of the Ptolemies" (London, Macmillan, 1895. Vgl. E. Meyer in der „Zeitschrift für classische Philologie", 1897, S. 528), und ähnliche Bücher stehen noch in nächster Zeit zu erwarten.

Eine andere Gabe, die ebenfalls diesen modernen Bestrebungen ihre Entstehung verdankt, ist die „Geschichte Siciliens" von Edward A. Freeman.*) Schon einmal ist in d. Bl. (vgl. Nr. 22 f. 1896) von diesem Werke die Rede gewesen. Dem Berichterstatter war es eine Freude, alle die Vorzüge, die er im ersten Bande des Werkes vorfand, von neuem bestätigt zu finden.

Der auf das Praktische und unmittelbar Verwendbare gerichtete Blick des Engländers verleugnet sich auch in diesem neuen Werke Freeman's nicht. Mancher deutsche Träumer sollte z. B. den glänzenden Abschnitt über den Werth der griechischen Colonien für ihr Mutterland lesen, in dem fortwährend Beziehungen auf die Gegenwart zwischen den Zeilen stehen. Er würde manches daraus lernen können. Aus dem gleichen Bestreben Freeman's erklären sich auch die zahllosen Beziehungen, die er auf die Geschichte seiner Heimat nimmt. Er vergleicht die Colonisation Siciliens mit den englischen Ansiedelungen in Nordamerika. Die colonisirenden Anführer der letztern erinnern ihn an die jütisch-sächsischen Heretogan und Ealdormen, die an Englands Küste landeten. Die Eupatriden der Altgemeinden spiegeln sich ihm in den Eorlas wider. Wie feinsinnig ist die Bemerkung, daß der Name der Mutterländer öfters als Stadtname in den Colonien wiederkehrt (die Städte Euboia und Messene in Sicilien), und wie überraschend ist die Beobachtung, daß sich noch heute der gleiche Vorgang in Amerika vollzieht, und daß englische Counties (z. B. Cleveland) jenseit des Oceans neuen Städten ihren Namen leihen müssen!

Aus dieser Eigenthümlichkeit erklärt sich auch, daß Freeman alles Historische auf die genaueste Kenntniß alles Oertlichen aufgebaut, wie bis in die unbedeutendsten Einzelheiten hinein aus der Gestalt des Landes seine Geschichte zu begreifen gesucht hat. Man braucht nur die Darstellung von der syrakusischen Occupation der Südostecke Siciliens (S. 14—18) zu lesen, und wird aus der großen Anschaulichkeit erkennen, daß Freeman den Erobernden Schritt für Schritt nachgegangen ist. Einen

*) Geschichte Siciliens. Von Edward A. Freeman. Deutsche Ausgabe von Bernhard Lupus. Zweiter Band: Von den ersten Zeiten der griechischen Colonien bis zum Anfange der athenischen Einmischung. Mit 4 Karten. Leipzig, B. G. Teubner. 1897. Gr. 8. 20 M.

gleichen Genuß, den freilich nur der Ortskundige ganz wird nachempfinden können, bietet die Schilderung von Achradina und Polichna. Vortrefflich ist die Darstellung der republikanischen Gebäude in Girgenti (S. 349 fg.), nachdem bereits Seite 194 fg. das theronische Akragas besprochen ist. Nur selten ist in einer Kleinigkeit hier und dort dem Uebersetzer etwas zu bessern geblieben.

Denselben hellen Blick bewährt Freeman auch in der Beurtheilung aller politischen Verhältnisse. Doch müssen wir hier besonders die Einschränkung machen, die bereits oben angedeutet ward, daß er wegen rein politischer Anschauung von einer gewissen Einseitigkeit nicht freigeblieben ist. So erklärt es sich, daß gerade Gelon von ihm mit so viel Liebe geschildert wird. Denn Gelon war ein reiner Politiker, bei dem sociale Verdienste so gut wie ganz fehlen, und dessen Bildung und Werthschätzung geistiger Güter wir nur gering anschlagen dürfen. Die politische Betrachtung Freeman's bringt aber auch manche Frucht. Denn fast auf allen Seiten, die der Darstellung von Gelon's Herrschaft gewidmet sind, finden sich treffende, das Wesen der Tyrannis eigenartig charakterisirende Bemerkungen, z. B. das kluge Wort auf Seite 105: „Zu allen Zeiten ist es schwer, diejenigen, welche nicht selbst die Erfahrung gemacht haben, davon zu überzeugen, daß die Tugenden des freien Mannes nur durch den Gebrauch der Freiheit erworben werden können."

Da nun Freeman vor allem politisch denkt und fühlt, so mußte es ihm auch am besten gelingen, politische Menschen und Situationen zu erfassen und herauszuarbeiten. Bei den Menschen aber, in denen neben dem politischen auch noch ein ästhetisches Etwas vorhanden ist, kommt, wenn Freeman sie schildern soll, diese zweite, oft die weitaus bessere Seite ihrer Seele nicht recht zur Geltung, und darum erscheint, uns Deutschen wenigstens, ihr Bild nicht recht getroffen. Wie sehr fällt z. B. Hieron I. neben dem Glanzbilde des Gelon ab! Seine äußere Politik wird von Freeman zwar anerkannt, aber das Hauptsächliche bleibt für ihn doch die argwöhnische innere Politik, die das Leben dieses Herrschers ausfüllte. Was Hieron für seine Unterthanen that, wird kaum berührt, und doch war die große materielle Blüte des Staates die Vorbedingung für die Blüte des syrakusischen Hofes, an dem sich die größten der damaligen griechischen Dichter zum Wettgesange vereinigten. Zwar wird ihnen ein großer Abschnitt gewidmet, aber man vermißt in dieser kühlverständigen Darstellung den warmen Ton, der uns davon überzeugt, daß die innige Verbindung zwischen Macht und Kunst auch auf den Darsteller als etwas Nothwendiges gewirkt hat. Um wie viel mehr ist dieser ästhetischen Seite seiner Aufgabe Adolf Holm im ersten Bande seiner Geschichte (die, wie wir hören, ihrer Vollendung nahe ist) doch gerecht geworden!

Trotz aller Begeisterung für seinen Stoff bleibt Freeman in allen Darlegungen politischer Verhältnisse eine sorgsam abwägende und bald kühn, bald äußerst vorsichtig urtheilende Natur, deren Erörterungen man immer gern lauscht. Man kann wol kaum etwas Einleuchtenderes über das Verhältniß zwischen Persien und Karthago lesen, als was Freeman (S. 143 fg. und Anhang XVII, 463) über den gemeinsam geplanten Angriff gegen die Ost- und Westgriechen sagt. Ebenso durchsichtig ist die ausführliche Darstellung der nationalen Erhebung des Ducetius und seines Untergangs Seite 310 fg. Ja, die Begeisterung für seinen Stoff läßt ihn manchmal gegen andere Größen der damaligen Zeit ungerecht werden, sobald sie sich gegen das geliebte Sicilien oder einen von dessen großen Söhnen wenden. Mit Vorliebe verweilt er z. B. bei dem Geize des Simonides. Pindar muß es sich gefallen lassen, daß ihm eine nicht immer offene Gesinnung nachgesagt wird, und Plato wird gar als „einer der großen Vertheiler des öffentlichen Beifalls" ironisirt, weil er es gewagt hat, den Gorgias, wie Freeman sagt, dem „Ruhme seines eigenen Lehrers abzuschlachten".

Dieselbe, theils enthusiastische, theils kühlverständige, Behandlung aller einschlägigen Fragen hat auch in mancherlei Nebensächlichem schöne Ergebnisse gezeitigt. Freeman behauptet z. B. mit Recht, daß die berüchtigten Phalarisbriefe doch etwas höher anzuschlagen sind, als wie man sie seit Bentley anzusehen gewohnt ist. Nach Freeman nämlich enthalten sie mancherlei gutes Material und stellen in ihrer Tendenz eine „Rettung" dar, eine Idee, die einem industriösen Sophisten entsprang, der das beliebte Kunststück, aus einer schlechten Sache eine gute zu machen, in Briefform auf dieses Prototyp eines Tyrannen anzuwenden beschloß. Glänzend erscheint auch oft die Erklärung und Verwebung von Pindar's Siegesliedern, sowol im Text wie in den Excursen. Hier liegt ein reiches Material für den bereit, der sich endlich einmal der schönen Aufgabe annehmen will, die Pindar'schen Gesänge mit einem guten und lesbaren Commentar herauszugeben.

Doch, trotz mancher principiellen Einwendungen gegen die Auffassung Freeman's, die vom deutschen Standpunkt aus erhoben werden müssen, mit Dank blicken wir zu dem Manne auf, der (trotz allen kühlen Ueberlegens ein echter Idealist) sein Leben an die Erfüllung einer großen Aufgabe gesetzt hat, und dem wir unendliche Belehrung verdanken. Das Letztere erkennt man am besten aus den zahlreichen Anhängen, die alles das zusammenbringen, was irgendwo über das gewaltige Thema gesagt worden ist. Darum steht es uns nicht wohl an, mit ihm über Einzelheiten zu rechten, zumal da schon dieser Band einzelne Spuren der Unvollendetheit zeigt (z. B. auf S. 122, 149, 217). Das Nöthige hat schon Lupus a. a. O. beigebracht. Auch die Polemik gegen Form und Inhalt der Ergebnisse deutscher Wissenschaft (z. B. auf S. 372, 465) werden bei dem Leser nicht blos Widerspruch, sondern auch Nachdenken hervorrufen. Nur einmal (S. 398) ist wol ein Versehen zu scharf gerügt worden.

Die Form der Darstellung ist die gleiche lebendige, die wir schon am ersten Bande rühmen konnten. Die Plastik der Sprache tritt dort am meisten hervor, wo der Verfasser Selbstgeschautes vorträgt und aus der Localität sich die Ereignisse entwickeln und erklären läßt. Darum macht die Schilderung der Schlacht am Himera einen tiefen Eindruck. Aber auch sonst verleugnet sich die Originalität Freeman's nicht; auch im erzählenden Theile finden sich hervorragende Partien, z. B. die Schilderung des materiellen Lebens in Sicilien und des Hintergrundes der epicharmischen Komödien (S. 337—349), die Erzählung von Ducetius und die wahrhaft glänzende Darstellung von Gelon's Person und Thaten.

Auch die deutsche Bearbeitung von Bernhard Lupus verdient Lob. Nur selten ist etwas gegen den Ausdruck (z. B. den Genetiv Thuriois S. 78) einzuwenden, oder die Art Freeman's im Deutschen nicht glücklich nachgeahmt. Nicht sehr zahlreich, aber in der Regel das Rechte treffend, sind die Zusätze, die Lupus, oft auf allerneueste Ergebnisse gestützt, zu dem Freeman'schen Texte macht. Auch das nach englischem Brauche knapp bemessene Anmerkungswerk ist überall, wo ich es geprüft habe, sorgfältig. Die Verbesserung aus Suidas (S. 64) ist richtig, findet sich aber schon bei Bekker. Seite 77 ist Diodor nicht richtig citirt. Ich vermuthe, daß es XII, 22 heißen soll. Mehrfache Ungenauigkeiten finden sich in den griechischen Citaten (so z. B. S. 58, 223, 408, 415, 419); nicht Westermann, sondern von Leutsch-Schneidewin haben die griechischen Sprichwörter herausgegeben, Ihne's „Römische Geschichte" war auf Seite 112 nach der zweiten Auflage zu citiren und danach das Citat zu erweitern —, und was solche kleine Versehen mehr sind. Ich erwähne diese und einige Druckfehler (z. B. auf S. 58, 205, 363, 435, 480, 482) nur, damit sie der Herausgeber, der selbst die kleinsten Anstöße aus dem ersten Bande gewissenhaft beseitigt hat, sie im dritten Bande mit berücksichtigen kann.

Denn das schöne Werk, das von dem bekannten Verlage mustergültig ausgestattet und mit einer Anzahl trefflicher Karten versehen ist, möchte auch einen schönen Fortgang finden. Die classischen Studien sind nur scheinbar im Rückgang. Ihre unverwüstliche Lebenskraft haben sie dadurch dargethan, daß sie bekanntes Gebiet auf neuen Bahnen durchzogen und neue Ausbeute heimbrachten. Möchten sich nun auch Freunde genug für die neuen Ideen finden.

Ernst Schwabe.

Die Kirche Deutschlands im Mittelalter.

Gegenüber der oft ausgesprochenen Meinung, als verliere sich der gelehrte Betrieb gegenwärtig allzu sehr in die Ergründung und Erörterung unwichtiger Einzelheiten, deren Kenntniß nur als eine Vermehrung des Notizenvorraths, nicht aber als eine Erweiterung und Vertiefung des wissenschaftlichen Verständnisses in Frage komme, ist es eine höchst erfreuliche Thatsache, daß doch auch nicht allzu selten Gesammtdarstellungen erscheinen, die mit gründlichen Einzelstudien und der genauen Kenntniß fremder Vorarbeiten den Ueberblick über ein weiteres Gebiet verbinden und so den Beweis liefern, daß der modernen Wissenschaft die Kraft zur Zusammenfassung nicht verloren gegangen ist, wie ihr bisweilen nachgesagt wird. Zu diesen Werken gehört Hauck's Geschichte der deutschen Kirche.*)

Seit einem Jahrhundert hat die Aufgabe, eine Kirchengeschichte unsers Volkes zu schreiben, wiederholt zu ihrer Lösung gereizt, jedoch ohne daß die Historiker, die sich mit ihr befaßten, weit über die Anfänge ihrer Arbeit hinausgekommen wären. Im Jahre 1887 nahm der erste Theil des Hauck'schen Werkes den alten Plan von neuem auf, und noch vor Ablauf eines Decenniums sieht der Geschichtsfreund das Unternehmen in drei starken Bänden bis zum Beginn des zwölften Jahrhunderts gefördert, dank dem bewundernswerthen Fleiße und der weisen Selbstbeschränkung des Verfassers. Der dritte Band, von dem die Verlagshandlung in richtiger Erkenntniß seines besondern Werthes unter dem oben verzeichneten Titel eine Einzelausgabe veranstaltet hat, liegt uns zur Besprechung vor.

Allerdings ist die Zeit der sächsischen und fränkischen Kaiser für die deutsche Kirche ein geschlossener Abschnitt von hervorragender, selbständiger Bedeutung: die Periode der Erstarkung weltlicher und geistlicher Fürstengewalt, der Ausbildung des Mönchthums und des Papstthums zu weltbeherrschenden Mächten. Verfallen war ja das Reich Karl's des Großen und mit ihm der Gedanke einer Vereinigung der politischen und der idealen Aufgaben in der Person des Kaisers als des Oberhauptes im Gottesstaate. Nun ging die Macht des kaiserlichen Oberherrn auf die Herzoge über, die für ihre Stämme das leisteten, wozu die Krone nicht mehr im Stande war, und wieder im Gegensatz zu ihnen gelangte die Bischofsgewalt zur Interessengemeinschaft und Bundesgenossenschaft mit dem Königthum. So geschah es bereits unter Konrad's I. Regierung. Vollends unter Otto I. wurde es zum Grundsatze der kaiserlichen Politik, sich als ihrer wichtigsten Stütze der Bischöfe zu versichern. Vornehmlich Heinrich II. und III. haben sich ihrer mit Erfolg bedient. Dadurch wurde aber das Königthum zu der die Kirche beherrschenden Macht.

Das Gebiet, auf dem die nahen Beziehungen der Krone zur Kirche deutlichen Ausdruck fanden, war die

*) Die Kirche Deutschlands unter den sächsischen und fränkischen Kaisern. Von Dr. Albert Hauck, Professor in Leipzig. Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung. 1896. Gr. 8. 17 M. 50 Pf.

Mission im slawischen Osten. Christianisirung und Colonisirung gingen unter den ersten Herrschern aus dem sächsischen Stamme im Elbgebiete Hand in Hand, und wenig später begannen das deutsche Schwert und die geistliche Thätigkeit der Bisthümer von Baiern aus über die barbarischen Ungarn, über Czechen und Polen das Uebergewicht zu erlangen. Freilich nahm an dem Schwanken der kaiserlichen Macht auch die Mission theil. Vor allem Otto III., im Banne seiner Idee einer Vereinigung der christlichen Staaten Europas unter der Oberhoheit des Kaisers, leistete zu Gunsten nationaler Kirchengründungen Verzicht auf die Ausdehnungskraft des deutschen Christenthums.

Aber auch im Innern der Kirche trat ein Umschwung ein, als mit Heinrich's III. frühem Tode die gewaltige Macht dieses Herrschers, des mächtigsten seit den Tagen des großen Karl, in die Hände seines unmündigen Sohnes überging, denen sie entfallen mußte. Denn schon waren in der Kirche Gewalten erstarkt, deren Bändigung eine volle Manneskraft erfordert hätte. Auf deutscher Erde, in Lothringen, und auf französischer, in Cluny, hatten sich Centren einer mönchischen Reformbewegung gebildet, die zwar zunächst nur die Rückkehr zu den strengen Idealen ihres Standes erstrebte, deren Tragweite sich aber schließlich auf die Beseitigung alles Weltlichen aus der Kirche, auch des kaiserlichen Uebergewichts, erstrecken mußte. Allmählich geht der maßgebende Einfluß in der Kirche von den Bischöfen, den Bundesgenossen des Königthums, auf die Jünger Clunys über. Nur ein Führer fehlt ihnen noch. Und der wird ihnen gerade durch die Hebung des Papstthums gegeben, wie sie Heinrich III. seit dem Tage von Sutri vollzog. Zwar Papst Leo IX. hat noch die Leitung und Reform der Kirche nach dem Willen seines kaiserlichen Verwandten in die Hand genommen. Aber unter den deutschen Wirren, welche die Regierungszeit Heinrich's IV. ausfüllen, werden die Nachfolger Petri zu Alleinherrschern in der Kirche. Gregor's VII. Machtansprüche sind das deutlichste Kennzeichen der neuen Zeit. Funfzig Jahre währt der Kampf zwischen Kaiserthum und Papstthum, von der Wahl des eben Genannten zum Pontifex bis zum Versuch der Lösung der Streitfragen im Wormser Vertrage. Das Ergebniß ist, daß der Krone die freie Verfügung über die Bischofssitze entzogen wird. Aber auch das Papstthum hat sein Ziel nicht erreicht, die Weltherrschaft bleibt ihm versagt, unerfüllt der Lebensplan Gregor's VII. Vielmehr gewann das weltliche und geistliche Fürstenthum die Beute größerer Macht.

Nur die wichtigsten Kapitel des stattlichen Bandes konnten in dieser Inhaltsübersicht berücksichtigt werden, die interessanten Abschnitte über Literatur und Kunst, die Fortschritte des geistigen Lebens mußte ich ganz übergehen. Auch dafür ist hier nicht der Ort, über die historische Treue des Verfassers, seine Art der Quellenbenutzung, seine gelehrten Auseinandersetzungen mit den Mitarbeitern zu berichten. Das alles fällt der Fachpresse anheim und ist dort bereits anerkannt worden, zum Theil in Ausdrücken hoher Bewunderung. Ich beschränke mich hier auf einige Andeutungen über den literarischen Charakter des Hauck'schen Werkes.

Der Verfasser besitzt eine hervorragende Gabe der Darstellung. Lichtvolle Gruppirung des Stoffes, Gedankenreichthum und eine schöne, ebenmäßige, kraftvolle Sprache vereinigt er zu einer gleich formvollendeten wie inhaltlich bedeutenden Geschichtschreibung. Und obgleich ihm die Fülle seines Materials verbietet, auf Einzelheiten einzugehen, verschmäht er gelegentlich das Detail nicht, um durch dasselbe seinem Bericht lebhaftere Farben zuzuführen. Man vergleiche die Darstellung des bekannten Ereignisses von Canossa:

> Die Tragödie von Canossa spielt nicht vor der Burg: sie spielt in ihr. Gregor hatte sich verpflichtet, mit den deutschen Fürsten gemeinsam zu handeln, und sein Interesse forderte unbedingt, daß er dieser Verpflichtung genügte. Daß nun Heinrich als Büßer vor ihm erschien, brachte seine politische Ueberzeugung in Conflict mit seiner Pflicht als Priester. Hier war kein Ausweg, er mußte die eine der andern opfern. Kein Berichterstatter hat geschildert, was in seiner Seele während dieser Tage vorgegangen ist. Aber daß der Mann, der gewohnt war, in raschem Griff zu planen und wie im Sprung zu handeln, den Mittwoch, den Donnerstag, den Freitag vorübergehen ließ, ohne zum Entschluß zu kommen, das zeigt, welchen Kampf er kämpfte. Am Freitag Abend hat er Heinrich vom Banne losgesprochen. So gewaltig Gregor war, so hat man doch oft Ursache, zu urtheilen, daß er der sittlichen Größe entbehrt; in diesem Augenblick hat er groß gehandelt, denn er that, was recht war, obgleich er dadurch seinen Absichten schadete.

Einen besondern Reiz verleiht dem Buche die Vorliebe des Verfassers für knappe, sentenziöse Beobachtungen und Betrachtungen allgemeinern Inhalts, die er in seine Geschichtsdarstellung einflicht. Ein Gedankensplittersammler könnte wol manchen guten Fund, manchen Beitrag zur Lebensweisheit und Geschichtsphilosophie aus dem vorliegenden Bande gewinnen. Und sollte der eine oder andere Satz zu scharf pointirt und paradox erscheinen, interessant sind sie alle. Auch hierfür greife ich einige Proben heraus:

> Höher als das Talent steht die Größe der Gesinnung, und wenn irgendjemand Sympathie verdient, so der Mann, der eine große Stellung vor Erniedrigung schirmt, der im Kampfe für ein berechtigtes Ziel sich durch den Mangel an Erfolg nicht irremachen läßt. — Die Menge verzeiht leicht rechtswidrige Thaten, wenn sie frei und muthig mit dem Anschein der Größe vollbracht werden; aber sie verfolgt mit ungerechtem Argwohn das Handeln der Männer, die sie nicht versteht und deren geistige Ueberlegenheit sie fühlt. — Nicht der ist in Wahrheit der Sieger, der die Fahne auf der eroberten Festung aufpflanzt, sondern der, welcher die Bresche öffnet, mag er selbst dabei auch fallen. — Man spricht von der Pflicht der Dankbarkeit; aber das Wort hat nur Geltung für das Verhalten der Individuen zueinander; die menschlichen Gemeinschaften kennen diese Pflicht nicht. Es gibt keinen dankbaren Stand, keinen dankbaren Staat, kein dankbares Volk: wer heute als Befreier gepriesen wird, wird morgen als Tyrann gehaßt. Denn mit unvermeidlicher Nothwendigkeit suchen sich die Gemeinschaften dem dauernden Einfluß der Kräfte zu er-

wehren, durch die sie zuerst gefördert, geschützt, emporgetragen wurden; er wird als hemmend, als feindlich empfunden und soll deshalb beseitigt, wenn nöthig unterworfen werden. Jede Gemeinschaft strebt danach, autonom zu sein. — Man kann die Größe eines Mannes nicht nach der Stärke seines Wollens und nach der Consequenz und der Kühnheit seines Denkens allein bemessen. Nur der ist wahrhaft groß, bei dem Gedanke und Wille ihr Maß erhalten durch das Gefühl für das, was möglich ist, und durch das Streben nach dem, was frommt.

Die glänzendste Seite der Hauck'schen Geschichtschreibung aber ist seine Meisterschaft in der Charakteristik. Er läßt die epochemachenden Personen zu ihrem vollen Rechte kommen und nicht in einer Strömung herrschender Gedanken oder schwer wuchtender socialer Verhältnisse untergehen. Darum versäumt er nie, auf ihre Eigenart zusammenhängend einzugehen. So wird sein Buch zu einer Galerie historischer Porträts, gemalt — wenn der Vergleich erlaubt ist — etwa in Lenbach'scher Manier: mit scharfer Erfassung und Hervorhebung des Charakteristischen, skizzenhaft in der Behandlung der für das Verständniß des betreffenden Mannes minder wesentlichen Züge. Wie scharf umrissen und lebensvoll ziehen doch die Kaiser und Päpste der behandelten Zeit an der Phantasie des Lesers vorüber, oder Bischöfe wie Adalbert von Prag, Piligrim von Passau, Adelbert von Bremen; Mönche wie Wilhelm von Dijon und Richard von St.-Vannes; literarische Persönlichkeiten wie Rather von Verona oder Hrotsuith von Gandersheim! Er spürt die Kraft ihrer Ideale, den Reiz ihrer Entwürfe, er wird zum Zeugen ihrer Kämpfe und Erfolge und nimmt theil an den Enttäuschungen ihrer bangen Stunden. Dem Verfasser dient zu dieser Kunst wieder seine gründliche Vertrautheit mit den Quellen. Nicht selten ist es nur eine kurze, leicht zu übersehende Wendung etwa in einem Briefe, die er festgehalten hat, und die, mit andern combinirt, ihm das Räthsel eines complicirten Charakters lösen hilft. Nicht minder bewundernswerth ist auch seine Selbständigkeit gegenüber herrschenden Antipathien und Sympathien. Sie läßt ihn nicht selten zu einer neuen Auffassung von der Bedeutung der mittelalterlichen Männer kommen, z. B. weicht er in der Schätzung des barbarischen Heinrich I. und in der hohen Anerkennung Heinrich's II. von der bisher gültigen Beurtheilung dieser Herrscher um nicht Weniges ab. Wir können uns nicht versagen, als Beispiel für die Art und Weise des Verfassers ein Stück der meisterhaften Charakteristik Gregor's VII. hier abzudrucken:

Gregor hatte das funfzigste Jahr bereits überschritten; er war auffallend klein von Statur, von bleicher Gesichtsfarbe, sein Aeußeres wenig anziehend, seine Feinde spotteten über seine Häßlichkeit. Aber er war ein Mann von unvergleichlicher geistiger Kraft. Alles, was er dachte, sprach und handelte, war bestimmt, stark und scharf: das zeigt schon sein Stil. Welchen Aufwand von großen Wendungen bedurfte man, um den Tod eines Papstes zu melden! Ihm genügten sechs Worte: Papst Alexander, unser Herr, ist todt. Er liebte, seine Bilder und Gleichnisse dem Kriege zu entnehmen, wie er denn von Jugend auf lebhaftes Interesse an dem Waffenwesen hatte. Bei keinem Papst liest man so viel von Schwert und Wurfgeschoß, von Wunden und Tod, als bei ihm. Aber die Kraft Gregor's war nicht jene sichere, im Gleichgewicht ruhende Stärke, an die der Schwache sich gern anlehnt, sie hatte etwas Unmildes, Leidenschaftliches. Peter Damiani beklagte sich einmal, daß er ihn rauh wie der Nordwind anwehe. Auch das zeigt sein Stil. Gregor erscheint stets wie im Affect: geläufige Ausdrücke waren ihm zu matt; er steigerte sie: statt von dem Zorne Gottes sprach er von der Wuth des Herrn. Herkömmliche Wendungen waren ihm nicht nachdrücklich genug. Er konnte nicht schreiben: Ich bitte dich, ohne daß er hinzufügte: Ich befehle dir auf alle Weise, nicht: Ich ermahne dich, ohne den Zusatz: Ich gebiete dir. Man kann sich den Eindruck seiner stürmischen Beredsamkeit vorstellen, es verstehen, daß seine Hörer urtheilten, nicht ein Mensch, sondern einer der himmlichen Geister rede zu ihnen. In dieser Leidenschaft drang er auf jedermann ein: die Ungeduld verzehrte ihn; er drängt seine Correspondenten, ihm auf das schnellste zu antworten, seine Beauftragten, die Dinge rasch zu erledigen; er ließ keine Zögerung, keine Entschuldigung gelten. Noch weniger gestattete er einem seiner Mitarbeiter einen selbständigen Schritt zu thun; wer es wagte, dem war herber Tadel sicher. Wer ihm aber widerstrebte, den meinte er mit Gewalt nöthigen zu müssen. Bedenken, die jedermann zuläßt, achtete er nicht: er konnte den Befehl geben, daß ein Priester, der die bischöfliche Würde ablehnte, gezwungen werde, sie anzunehmen. Vollends Unrecht zu erdulden war ihm unerträglich, es wollte ihn bedünken, daß die Geduld mehr eine Gefahr für die Menschen sei als eine Tugend. Im Tadel fand er kein Maß; das strafende Wort wurde in seinem Munde zur Schmähung, den Vorwurf der Anmaßung, der Frechheit, des Wahnsinns mußten Bischöfe sich von ihm gefallen lassen. Wen seine Worte trafen, galt ihm gleich. Kann man sich wundern, daß dieser Mann auch in seinen Handlungen kein Maß fand?

Es entspricht der energischen Heftigkeit seines Geistes, daß ihm ein Zug zum Phantastischen eignete. Nur spielte er nicht wie ein Dichter mit verschwimmenden Vorstellungen, sondern ihn packten die Gedanken großer Thaten. Dabei wähnte er das Unmögliche möglich: es schien ihm an der Zeit, den Zwiespalt zwischen dem christlichen Morgen- und Abendlande zu versöhnen; oder er dachte an einen Kriegszug in den Orient, um die Christen gegen die Sarazenen zu unterstützen; es war ein Gedanke, der ihn monate-, vielleicht jahrelang beschäftigte; er malte sich das Einzelne aus, persönlich wollte er sich nach Konstantinopel begeben; er rechnete darauf, mehr als funfzigtausend Mann dorthin führen zu können. Ein anderes mal faßte er den Plan, mit einer Kriegsflotte nach Spanien zu segeln, um König Alfons zum Gehorsam zu zwingen. Das waren die Träume Gregor's VII.

Kein Mensch erträgt die immer gleiche Spannung der Seele. Deshalb ist es wol glaublich, daß die Leidenschaftlichkeit seines Wesens in plötzlichem Wechsel der Stimmung eine Lösung suchte. Gleichwol war er weit davon entfernt, veränderlich zu sein. Schon die Einseitigkeit seines Geistes hütete ihn davor. Denn nichts war ihm fremder als das Vielerlei von Interessen, das man sonst bei bedeutenden Männern findet. Mit der ganzen Energie seines Denkens und Wollens war er auf einen Punkt gerichtet: Herrschaft der Kirche. In diesen Gedanken bohrte er sich gewissermaßen ein; seine Verwirklichung galt ihm als die höchste, ja als die einzige Aufgabe.

Wir glauben den Beweis erbracht zu haben, daß Hauck's Geschichte der deutschen Kirche nicht nur ein wissenschaftlich hochbedeutendes Buch, sondern auch eine sehr interessante Lektüre für jeden ist, der an Geschichtsdarstellungen Geschmack findet. Möchten sich solche Leser

durch das gelehrte Aussehen des Bandes von 1041 Seiten von der Lektüre nicht abhalten, vielmehr ihr Vertrauen auf die Zuverlässigkeit seines Inhaltes dadurch erhöhen lassen. Sie werden dem Buche Belehrung und Genuß reichlich danken und es endlich mit derselben Empfindung aus der Hand legen, die Referent hatte: es ist ein Werk mit dem Stempel der Classicität.

Johannes Reinhard.

Neue Romane und Novellen.

1. Die Poggenpuhls. Roman. Von Theodor Fontane. Berlin, F. Fontane u. Comp. 1896. 8. 2 M.
2. Türkische Geschichten. Von Rudolf Lindau. Berlin, F. Fontane u. Comp. 1897. 8. 6 M.
3. Klar zum Wenden! Seegeschichten und nautische Skizzen. Von Friedrich Meister. Dresden, Carl Reißner. 1897. 12. 2 M.

Theodor Fontane's neues Werk „Die Poggenpuhls" (Nr. 1) behandelt nicht, wie die Bezeichnung als Roman anzudeuten scheint, die Geschichte eines Geschlechts. Ich möchte es vielmehr ein Charakterbild aus der modernen Gesellschaft nennen. Ein ernster Gegenstand bildet den Inhalt, die Lage einer armen adeligen Familie. Aber Fontane ist weit davon entfernt, daraus einen wehleidigen socialen Tendenzroman zu machen. Vielmehr geht ein freudiger Zug durch das Ganze, ein Zug des Selbstvertrauens, der Zuversicht, daß keiner verloren ist, der fleißig die Hände rührt, und daß sich auch außerhalb der Gleise, in die einen die Geburt geführt hat, Bahnen zum rechtschaffenen Vorwärtskommen eröffnen. Das Hauptinteresse erregen die fein ausgearbeiteten Charaktere. Um die etwas zaghafte Mutter gruppiren sich drei Töchter und zwei Söhne. Wie klar und scharf sind die Töchter auseinandergehalten je nach ihrer Auffassung von der Stellung, die ihnen einerseits ihre Abkunft und andererseits die Beschränktheit ihrer Mittel anweist. Der strebsame von den beiden Brüdern bleibt im Hintergrunde, nur der Jüngere, das Sorgenkind der Mutter, der mit dem Leichtsinn der Jugend treuherzigen Biedersinn paart, tritt voll hervor und nimmt uns durch seine ritterliche Liebenswürdigkeit gefangen. Er ist von allen am meisten frei von „Vorurtheilen". „Ich sage dir, Manon", spricht er zu seiner Schwester, „ich habe mein Poggenpuhlhochgefühl gerade so gut wie du und fast so gut wie Therese; wenn ich dieses Hochgefühls aber froh werden soll, so brauche ich zu meinem Poggenpuhlnamen, der, trotz aller Berühmtheit, doch leider nur eine einstellige Zahl ist, noch wenigstens vier Nullen. Eigentlich wol fünf." Etwas auffälliger und mehr im Geschmacke des Lustspiels ist diese Emancipation von anerzogenen Anschauungen bei dem alten Onkel, dem General a. D. Auf ihn macht der Exlieutenant Schauspieler von Klessentin genannt Manfred, den der Verfasser als Hülfsfigur eingefügt hat, recht großen Eindruck. „Ach, Albertine", erklärt er, „mitunter ist mir doch so, als ob alles Vorurtheil wäre Na, wir brauchen es nicht abzuschaffen, aber wenn andere sich dran machen, offen gestanden, ich kann nicht viel dagegen sagen. Es hat alles so seine zwei Seiten. Adel ist gut, Klessentin ist gut, aber Herr Manfred ist auch gut. Ueberhaupt, alles ist gut, und eigentlich ist ja doch jeder Schauspieler." Die geflissentliche Bekämpfung solcher sogenannter Vorurtheile pflegt dem poetischen Eindruck nicht günstig zu sein. An Fontane's Darstellung ist aber gerade zu rühmen, daß sich die Moral nicht unangenehm aufdrängt. Die Personen interessiren uns um ihrer selbst willen, und überall herrscht Geist und Humor. Selten findet sich ein Ansatz zur Uebertreibung, wie da, wo gesagt wird, die Majorin habe die Aussicht auf „Schulze's Bonbonfabrik" geliebt, weil sie beständig an Husten litt und zum guten Theile von Gerstenbonbons und Brustcaramellen lebte. Der Verfasser führt das Schicksal seiner Personen zu keinem Abschluß, und man wird ihm daraus keinen Vorwurf machen. Denn er hat durch seine Skizzen den denkenden Leser in den Stand gesetzt, nach eigener Phantasie den weitern Verlauf der Dinge sich auszumalen.

Die landläufigen Kenntnisse von türkischem Familien- und Gemüthsleben gehen bei uns über allgemeine Vorstellungen nicht hinaus. Darum dürften, zumal in gegenwärtiger Zeit, die türkischen Geschichten nicht unwillkommen sein, die Rudolf Lindau vor kurzem herausgegeben hat (Nr. 2). Sie sind ihm, wie er mittheilt, von seinem türkischen Lehrer erzählt worden, und er selbst nimmt dabei nur das Verdienst in Anspruch, die ihm gewordenen mündlichen Mittheilungen mit einiger Ordnung ins Deutsche übertragen zu haben. Ich habe diese zwölf Geschichten mit Vergnügen gelesen. Sie haben meist einen moralischen Anstrich. Schuld und Sühne wird uns vorgeführt. Die ausgleichende Gerechtigkeit waltet manchmal nach dem Muster: „Wenn sich das Laster erbricht, setzt sich die Tugend zu Tisch." Wenn auch bekannte Motive einzelnen Erzählungen zu Grunde liegen, so gibt doch diesen das fremdländische Colorit einen eigenen Reiz. Konstantinopel und der Bosporus bilden den Hintergrund, aber auch in entfernte Provinzen des türkischen Reichs unter mancherlei Volk werden wir geführt. Es liegt im Wesen solcher orientalischer Erzählungen, daß die Helden oft weit umhergetrieben werden. So ist es auch hier. Viele Prüfungen warten des Menschen. Als Deus ex machina erscheint oft der Sultan, der Khalif. Geheimnißvoll verbirgt er seine Person und sucht sich die schönsten und edelsten Mädchen aus, um sie

mit seiner Huld zu beglücken. Oefter wird das Liebesleben der Sultanstöchter, die sich gewöhnlich eines großen Einflusses bei dem gestrengen Herrn Vater erfreuen, anmuthig geschildert. Viel speciell türkisches Wesen und Fühlen wird dabei gezeichnet. Das Straßenleben, die verschiedenen Berufsarten werden uns vorgeführt, so der Sebildschi, der, um sich Gottes Lohn zu verdienen, auf den Straßen umherzieht und den Durstigen gutes Wasser spendet. Mit einer ganz besondern Gepflogenheit des türkischen Eherechts macht uns die Geschichte „Der Hüledschi" bekannt. Manches ist geradezu märchenhaft, wie die Erzählung von der dämonischen Prinzessin Djevherli Hanum. Lindau meint, daß die Geschichten als Volkssagen angesprochen werden dürfen, und macht auf einige historische Reminiscenzen in ihnen aufmerksam. Auch andere sagenhafte Züge ließen sich noch anführen, wie im „Goldenen Reif" die durch ein Andenken unmittelbar vor der Hinrichtung erfolgende Erkennung des Fürstensohnes. So zeigen denn diese Geschichten die morgenländische Freude am Erzählen, ohne sich auf tiefere psychologische Erörterungen einzulassen — aber sie verfolgen und erreichen — wie der Herausgeber richtig bemerkt — auch den Zweck, zu sorgloser Träumerei anzuregen. „Der Türke will in seiner Poesie von klaren logischen Begründungen nichts wissen: sie würden ihm die Freude an der Dichtung verleiden. Er verlangt nicht, daß jedes «i» seinen Punkt habe, seine Schriftsprache ist ohne Vocale, er liebt es, zwischen den Zeilen zu lesen und jeden Satz bis zu einem gewissen Grade deuten zu müssen. Der Schatten ist ihm angenehmer als das helle Licht: so will er auch die Beweggründe der Handlungen seiner Helden suchen, und je mehr Anregung zu solchem Suchen eine Erzählung ihm bietet, desto besser gefällt sie ihm. Ob er schließlich das Richtige findet, ist ihm gleichgültig. Suchen füllt ihm die Zeit, die er dem Nichtsthun gibt, angenehmer aus als Freude an einer Entdeckung."

Ich habe neulich von Friedrich Meister Seegeschichten zu besprechen gehabt und habe daran das frische und natürliche Erzählertalent, das sich in den Dienst aufklärender und belehrender Bestrebungen stellt, gern anerkannt. Die Fortsetzung, die der Verfasser jetzt als der Seegeschichten zweiten Theil unter dem Sondertitel „Klar zum Wenden!" (Nr. 3) herausgegeben hat, schließt sich dem ersten Bande würdig an. Auch in diesen elf Skizzen und Geschichten tritt wieder die reformirende Tendenz hervor, wie wenn sich der Verfasser ereifert, daß sich die moderne Seeschiffahrt zu sehr auf die Schraube verläßt und den Segelapparat über Gebühr vernachlässigt. Aus einem von ihm erzählten Vorkommniß zieht er die Lehre: „Gibt man den Fahrzeugen die Takelung, die ihnen ihrer Größe nach zukommt, dann kann man dieselbe nach Belieben dadurch verringern, daß man die Mars- und Bramstengen, nach Kriegsschiffsart, an Deck nimmt, wenn man ihrer nicht bedarf; man wird dann dem Winde noch weniger Widerstand geben als mit der modernen Scheintakelung. Und nun mag die Maschine immerhin den Dienst versagen, denn der Dampfer, jetzt mit leichter Mühe in ein vollkommenes Segelschiff verwandelt, wird als solches wohlbehalten seinen Bestimmungsort erreichen, ohne die Dienste anderer Schiffe zu brauchen, die von den Dampfergesellschaften stets theuer bezahlt werden müssen." Wie weit seine Vorschläge praktisch verwerthbar sind, kann ich nicht entscheiden, sie klingen aber ganz vernünftig. Ein Lieblingsthema ist bei ihm die Opposition gegen die vielfach verbreiteten allzu optimistischen Anschauungen vom Seemannsberufe. Auf der Handelsmarine, die der Verfasser überall in Gegensatz zur Kriegsmarine stellt, sieht es oft recht schlimm aus. Das zeigen unter anderm die „Weihnachtserlebnisse auf See". Meister hat sich bemüht, alle Zweige der Seeschiffahrt durch eigene Anschauung kennen zu lernen. Er schildert uns den Besuch eines Feuerschiffes und seinen Aufenthalt bei den Nordseefischern. Er tritt den Seegeschichten entgegen, die die Jugend zu unüberlegten Entschlüssen verleiten, indem sie nur die romantische Seite der Sache herauskehren. Sein „Spielvogel" zeigt, wie hart das Leben eines Schiffsjungen zur See ist, und vom Standpunkte der Aeltern wird die Frage beleuchtet in der ergreifenden Geschichte „Eine Seemannsmutter". Aber Meister ist dabei weit entfernt, den Seemannsberuf mit schelen Augen anzusehen. Er ist ganz erfüllt von der Tüchtigkeit und Unverwüstlichkeit seiner Lieblingsgestalten, und gibt eine Anzahl Proben davon in dem Kapitel „Wie Janmaat sich zu helfen weiß". Selbst in den erregtesten Momenten, wenn die Leidenschaft wild auflodert, kommt doch die treuherzige Gutmüthigkeit des Seemanns wieder zur Geltung, wie die in aller Schlichtheit packende Scene „Schiffer und Steuermann" zeigt. Eine Probe der Aufopferungsfähigkeit des Seemanns gibt auch die Erzählung „Der Steuermann der Iris". Geradezu eine Perle aber möchte ich nennen „Lütt Olaf". Seeleute finden auf einem verlassenen Schiffe ein Kind in den Armen seiner todten Mutter. Bei der Schilderung der hingebenden Pflege, die die harten Männer dem Findling widmen, hat der Verfasser die ganze Gemüthstiefe der Seemannsnatur und zugleich seine Darstellungskunst in hellstem Lichte gezeigt.

Richard Opitz.

4. Jenseits des Oceans. Von Paul Bourget. Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen von Lothar Schmidt und Otto Dammann. Zwei Bände. Breslau, L. Frankenstein. 1896. 8. 9 M.

Einer weitverbreiteten und zum Theil auch gerechtfertigten Ansicht zufolge erwartet man von einem französischen Buche Grazie und Geist, und wenn dieses Buch eine Reisebeschreibung ist, auch Oberflächlichkeit und crasse Unkenntniß des geschilderten Landes. Bei Bourget's Buch über Amerika trifft aber weder dieses Lob, noch dieser

Tadel zu, denn es ist ebenso schwerfällig wie gründlich. Eine gründlichere mit mehr Sachkenntniß gearbeite Reisebeschreibung ist in Frankreich wol noch kaum aufs Papier gebracht worden. Und nicht minder selten ist die Erscheinung eines Franzosen, der seinen Landsleuten wiederholt ein anderes Volk als Beispiel vorhält, wie Bourget es hier thut. Nur in ein paar ganz nebensächlichen Bemerkungen verräth sich der Franzose, der, wie sich hier offenbart, allen Völkern gegenüber objectiv sein kann, nur den Deutschen gegenüber nicht. Das Bild, das er von Amerika, d. h. den Vereinigten Staaten von Nordamerika, und dessen Bewohnern entwirft, ist trotz aller Objectivität, ja Sympathie für dieses Volk, kein ansprechendes. Wol muß man die ungeheuere Energie, die kühne Initiative dieser Menschen anerkennen, aber andererseits fühlt man sich von ihrer Herzenskälte und -roheit, ihrer crassen Geldgier und ihrem geschmacklosen Protzenthum heftig angewidert. Es ist und bleibt eben ein Volk von Abenteurern und Parvenus, und die typischen Eigenschaften solcher Individuen sind zum Volkscharakter geworden. Bemerkenswerth ist der Unterschied, den Bourget zwischen der amerikanischen und französischen Demokratie feststellt. Dort ist sie eine natürliche Folge der Entwickelung dieses Landes ohne Vergangenheit und gestattet die größte Freiheit für das Individuum: hier ist die Demokratie gewaltsam auf die altüberlieferten historischen Verhältnisse gepfropft worden und strebt nach Unterdrückung des Individuums durch die Gesammtheit, die sich Staat nennt; kürzer gesagt: in Amerika bedeutet die Demokratie das Princip des Individualismus, in Frankreich des Socialismus.

Es wäre interessant, wenn Bourget, nachdem er Italien und Amerika literarisch bereist hat, nun auch nach Deutschland und Oesterreich käme, er könnte der liebenswürdigsten Aufnahme sicher sein. Vielleicht würde er auch Deutschland liebgewinnen, jedenfalls würde er sehen, daß die Deutschen nicht die täppischen Barbaren sind, als welche sie von Franzosen verschrien werden, die entweder nie einen Deutschen gesehen haben oder einfach frech lügen, wie Herr Theodor von Wyszewa es in seinen wahrhaft verleumderischen Reiseberichten über Deutschland und Oesterreich gethan hat.

5. Charles Gounod. Aufzeichnungen eines Künstlers. Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen von E. Bräuer. Breslau, L. Frankenstein. 1896. 8. 5 M.

Diese Aufzeichnungen bestehen aus einer sehr unvollständigen Selbstbiographie Gounod's, aus Briefen von ihm an seine Freunde und aus Betrachtungen über die Kunst im allgemeinen und seine, die Musik, im besondern. Der letzte Theil ist entschieden der werthvollste des Buches und zeigt, daß Gounod nicht nur ein großer Musiker, sondern auch ein Denker gewesen ist, mag man mit seinen Ansichten auch nicht immer einverstanden sein. Seine Selbstbiographie dagegen berichtet nur trockene Thatsachen und gibt durchaus kein Bild von seinem Innenleben, läßt keinen klaren Schluß auf seinen Charakter zu. Ueberdies reicht sie nur bis zum Jahre 1860, und Gounod hat ja mehr als dreißig Jahre noch darüberhinaus gelebt. Es ist also eigentlich keine Lebensbeschreibung, sondern ein Bericht über seine künstlerische Entwickelung. Bemerkenswerth ist in dem Buche, das manches schöne Bild enthält, folgender treffende Aphorismus: „Wenn sich die Wahrheit noch so sehr anstrengt, so schnell wie die Lüge kann sie doch nicht laufen."

Erwähnenswerth ist auch ein crasser geographischer Lapsus, der echt französisch ist: Gounod will von Graz nach Wien über Olmütz gefahren sein! Sollte das nicht auf einer Verwechselung mit dem entfernt ähnlich klingenden Glogguitz beruhen? Es fällt um so mehr auf, als er später Olmütz ganz richtig auf den Weg von Wien nach Berlin verlegt.

6. Die Italienerin. Roman. Von Ernest Daudet. Autorisirte Uebertragung von Ludwig Wechsler. Leipzig, R. Friese, Sep.-Cto. 1896. 8. 4 M.

Der berühmte Name Daudet deckt in diesem Buche eine Geschichte, die seiner ganz unwürdig ist. Gewiß kann man nicht verlangen, daß Ernest Daudet ebenso bedeutend sei wie Alphonse Daudet, aber so unbedeutend zu sein, wie er es, nach diesem Buche zu schließen, offenbar ist, das steht einem Träger dieses berühmten Namens sehr übel an, denn ein solcher Name legt Verpflichtungen auf. Diesen ist der Verfasser aber durchaus nicht gerecht geworden, denn was er in diesem Roman bietet, erhebt sich in nichts über das tiefe Niveau des gewöhnlichsten Durchschnittsromans, noch dazu eines gar nicht spannenden. Von psychologischen Feinheiten oder Poesie nicht eine Spur, dagegen plumpe Unwahrscheinlichkeiten und crasse Effecthascherei. Alles in allem ein Buch, das der Mühe der Uebersetzung ebenso wenig werth ist als der des Lesens.

7. Islandfischer. Roman. Von Pierre Loti. Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen von C. Hecker. (Engelhorn's Allgemeine Romanbibliothek. 13. Jahrgang. Band 11.) Stuttgart, J. Engelhorn. 1897. 8. 50 Pf.

Dieser Roman, der wol viel dazu beigetragen haben dürfte, seinen Verfasser berühmt zu machen, ist eine sehr einfache, alltägliche Geschichte aus dem Leben jener bretonischen Seeleute, die alle Frühjahre ins isländische Meer fahren, um dort bis zum Herbst dem Fischfang obzuliegen und nach ihrer Heimkehr die reiche Beute zu verkaufen. Daß einer dieser Fischer wenige Tage nach seiner Hochzeit seine Islandfahrt antritt und nie mehr zurückkehrt, daß die so früh verwitwete junge Frau sich im Gram um den so bald für immer entrissenen Gatten verzehrt, und immer wieder aus Meer geht, an das grausame, und hinausstarrt, dorthin, woher sie den geliebten Mann erwartet: das wird überall vorkommen, wo Seeleute wohnen, und nicht selten. Loti hat diesen dürftigen, all-

täglichen Stoff durch seine poetische Kunst jedoch so verklärt, daß seine Erzählung nicht den Eindruck einer Alltagsgeschichte hervorruft, sondern den eines Kunstwerkes. Aber so poetisch und stellenweise großartig die Schilderungen des isländischen Meeres auch sind, er geht in der Malerei doch zu weit, weiter, als es der Feder erlaubt ist, wofern sie die Wirkung nicht beeinträchtigen soll. Loti verfällt da in den Fehler Zola's und der Goncourts, die die Grenzen zwischen Poesie und Malerei nicht festzuhalten vermögen und im Glauben, durch Detailmalerei mit der Feder die Anschaulichkeit zu fördern, des Guten zu viel thun und dadurch gerade das Gegentheil bewirken: denn was das Auge mit einem Blick umfassen und aufnehmen kann, das vermag der Geist nur nacheinander, allmählich zu bewältigen, und wenn die ihm zugemuthete Aufgabe zu lange dauert, so ermüdet er, und die ersten Eindrücke sind schon verblaßt, wenn er die letzten aufnimmt, sodaß er nur ein unklares, verschwommenes Gesammtbild vor sich hat.

Unbegreiflich ist es, wie Loti im einundzwanzigsten Kapitel sich so weit vergessen konnte, plötzlich mit der Erwähnung seiner eigenen Person in diese ganz objectiv erzählte Geschichte hineinzuplatzen. Die Uebersetzung ist sehr gut.

8. Novellen. Von Louis Couperus. Autorisirte Ausgabe. Uebersetzt von E. Otten. Zwei Bände. Berlin, S. Cronbach. 1897. 8. 4 M.

Ebenso wie die herkömmliche Ansicht von der Erzählung eines Franzosen Anmuth und Witz erwartet, so dürfte sie in der eines Holländers Schwerfälligkeit und Langeweile befürchten. Aber wie Zola, Bourget, Loti die eine Annahme Lügen strafen, so widerlegen die Holländer Couperus, Vosmeer de Spie, Eckhoud, Seipgens, Emants die andere. Couperus ist in seinen Werken das gerade Gegentheil von dem, was man von einem Holländer erwartet: statt nüchterner Breitspurigkeit und Schwerfälligkeit: ekstatische Gefühlsseligkeit und krankhafte, psychische Empfänglichkeit. Couperus gehört zu jenen ganz Modernen, in denen sich die Reaction gegen den Naturalismus bethätigt, zu jenen Stimmungsmenschen, die in ihrer kraftlosen Träumerei nicht mehr im Stande sind, klare Begriffe und Ausdrücke zu formen, bei denen das ganze Denken und Fühlen nur aus einer verschwommenen Flut von Stimmungen besteht. Er ist einer jener Schriftsteller, die entweder psychisch krank sind oder diese Anomalie des Fühlens und Denkens affectiren, die mit ihr kokettiren, weil sie sich in ihr gefallen, glücklich darüber, anders zu sein als andere. Daher auch die mystischen Themata, die Couperus in dem vorliegenden Buche behandelt und die darauf deuten, daß er an das Hereinragen einer übersinnlichen, geisterhaften Welt in unsere sinnliche, irdische glaube oder doch so thue, als ob er es für möglich halte.

9. Der Hohenstaufer Ausgang. Geschichte und Dichtung. Von Wilhelm Jensen. Dresden, Carl Reißner. 1896. 8. 7 M.

Wilhelm Jensen bezeichnet dieses Werk mit Recht als Geschichte und Dichtung, nicht als historischen Roman, denn die thatsächlichen Vorgänge der Weltgeschichte und die Erfindungen seiner Phantasie sind keineswegs zu einem organischen Ganzen verschmolzen, sondern laufen nicht selten völlig getrennt nebeneinander her, indem geschichtliche Thatsachen berichtet werden, die in keinerlei Zusammenhang mit der Erzählung selbst stehen. Diese lose Verbindung von Historie und Fabel macht den Eindruck des Flüchtigen, ungenügend Verarbeiteten, und es wäre wahrlich auch kein Wunder, wenn wirklich Flüchtigkeit die Ursache wäre, denn Jensen's massenhafte literarische Production macht ein Ausreifen seiner Arbeiten wol unmöglich. Daß dieses Werk genießbarer ist als seine sonstigen neuern, z. B. sein vorletztes, die „Ganerbenburg", liegt nicht etwa in größern Vorzügen, sondern in dem interessanten Stoffe, dem tragischen Untergange des edelsten deutschen Herrscherhauses. Eben das Ueberwiegen des Stofflichen, des weltgeschichtlichen Moments über das Künstlerische, Epische macht das Buch angenehmer zu lesen als anderes von Jensen. Doch sorgt dieser schon hinlänglich dafür, daß man darüber nicht seine Autorschaft vergißt: er läßt es ja nicht an seinen gewöhnlichen Unarten fehlen und gefällt sich in gekünstelten Wortbildungen wie: „unterlaßlos" für ohne Unterlaß, „endeslos" für endlos und „zerscheitern" für scheitern, lauter Formen, die nur dem Bestreben ihr Dasein verdanken, etwas Apartes zu bringen, sich anders auszudrücken als andere Leute.

10. Judas. Eine Passionsgeschichte. Von Tor Hedberg. Köln, A. Ahn. 1897. 8. 2 M.

Ein mislungener Versuch, den Verrath des Judas literarisch zu verwerthen und das traditionelle Urtheil darüber zu Gunsten des Verräthers zu ändern. Nicht der dreißig Silberlinge wegen soll Judas Jesum verrathen haben, sondern weil er sich dessen suggestivem Einflusse entziehen wollte. Wie man sieht: eine etwas sonderbare Auffassung. Und sonderbar ist auch die ganze Art der Darstellung, die voll ist von jenem modernen gesuchten Mysticismus, der so unnatürlich und abstoßend wirkt.

11. Im Lande der Sonne. Roman. Von B. Clément. Schwerin, F. Bahn. 1896. 8. 4 M.

Eine rührselige, salbungsvolle Geschichte aus der Zeit des Sepoy-Aufstandes in Ostindien, ohne jeden literarischen Werth. Man könnte die fromme Verfasserin, die immer wieder den Namen Gottes in den Mund nimmt, an jenes biblische Gebot erinnern, das da lautet: „Du sollst den Namen Gottes nicht eitel nennen."

Theodor von Sosnosky.

Drei Dramen.

1. Der Sohn des Khalifen. Dramatisches Märchen in vier Aufzügen. Von Ludwig Fulda. Zweite Auflage. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1897. 8. 2 M.
2. Morituri (Teja — Fritzchen — Das Ewig-Männliche). Von Hermann Sudermann. Achte Auflage. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1897. 8. 2 M.
3. Die versunkene Glocke. Ein deutsches Märchendrama. Von Gerhart Hauptmann. Zweite Auflage. Berlin, S. Fischer, Verlag. 1897. 8. 3 M.

Die letzten Theaterstücke der drei am meisten genannten Dramatiker, Hermann Sudermann, Gerhart Hauptmann und Ludwig Fulda, haben vorläufig die Rangordnung unter diesen drei Dichtern verschoben und bedeuten nicht nur für diese wichtige Etappen, sondern zum freilich kleinen Theile für unser zeitgenössisches Schriftthum überhaupt. Ich möchte mich nicht der beliebten Art der berliner Kritik anschließen und entweder „Sudermann" oder „Hauptmann" rufen, sondern mehr als die augenblickliche Werthschätzung beim Publikum und in der Kritik hat uns an dieser Stelle die Frage zu beschäftigen: inwieweit haben die neuen dichterischen Thaten dieser drei Poeten die Entwickelung unserer Poesie gefördert? An dieser Stelle habe ich bereits über die berliner Premièren der Stücke Sudermann's und Hauptmann's berichtet, aber eine Nachprüfung der ersten Eindrücke an der Hand der Buchausgaben erscheint nicht unangebracht.

Ludwig Fulda hat mit seinem „Sohn des Khalifen" (Nr. 1) von neuem den Weg beschritten, den er mit seinem „Talisman" gegangen ist. Es wäre kein Fehler gewesen, einen guten Weg noch einmal frischen Muthes zu beschreiten. Aber heute sind erst wenige Jahre vergangen, und trotzdem erscheint mir der Erfolg des „Talisman" durchaus nicht in seinem innern Werthe begründet. Nicht in seinem poetischen Gehalt, nicht in seiner graziösen Form, am wenigsten in seinem ideelen Werthe. Damals sah man im „Talisman" den siegreichen Anfang einer frühlingsfrischen Reaction gegen die modernen Stücke Sudermann's, gegen den grauen Naturalismus der Hauptmann, Holz und Schlaf. Gleichzeitig mit dem „Talisman" siegte auch die „Vasantasena" unter demselben Zeichen der romantischen Reaction. Dazu kam, daß der Kaiser dem Fulda'schen Stücke nicht den Schiller-Preis zuerkennen wollte, und nun schien das harmlose Stück wirklich eine große poetische That zu bedeuten.

Seitdem ist der Stern Ludwig Fulda's im Versinken begriffen. Seinem Schaffen fehlt der große Athemzug der vollen Persönlichkeit, und er kann ihn nicht ersetzen durch den weichen Lyrismus einer tiefen poetisch fühlenden Seele. Er ist mehr klug als gemüthvoll; er ist mehr empfindsam als empfindend, mehr Kopf als Herz. Deshalb kann er sich entzückende Einfälle ausdenken, so im „Robinson's Eiland", wo eine wunderschöne Idee unter seinen plumpen Fingern sich in Nichts auflöste. Im „Sohn des Khalifen" geht es ihm ebenso. Wie hübsch wieder der Einfall! Prinz Assad muß an seinem eigenen Leibe all die Qualen und Schmerzen empfinden, die er andern bereitet. In dieser einen Idee liegt ein weiter Ausblick auf reizende Gefilde voll Poesie, auf Abgründe voll Tiefsinn, auf Höhen voll Weisheit. Aber wenn man einen Preis ausgesetzt hätte auf die banalste Ausnutzung dieses Einfalls, so hätte ihn Fulda gewonnen. Er benutzt ihn so äußerlich, daß man fast auf einen dilettantischen Kopf schließen möchte. Wenn nämlich Prinz Assad einem Diener eine Ohrfeige gibt, so bekommt er flugs von unsichtbarer Hand auch eine und ruft: „Au!" Viel mehr Variationen als diese eine Abgeschmacktheit hat Fulda nicht erfinden können. Es ist einfach kläglich.

Von einer dramatischen Entwickelung ist keine Rede. In ruhigem epischen Gleichmaß verläuft die Handlung und rinnen die poesielosen Verse dahin. Die unendliche Vielheit der Reime zerschmettert den Leser. Wo sind bei diesem „geistreichen" Autor die humorvollen Einfälle, wo die feingeschliffenen Witzworte? Gewiß ist die Grundidee ernster als im „Talisman" und weitaus ernster als in „Robinson's Eiland". Wenn er nicht jenen tiefsinnigen Humor hat finden können, welcher diesen seinen Motiven entsprach, so hätte er doch hier ein gewisses lyrisches Pathos anwenden müssen, um darzustellen, wie menschliche Leiden wirken, die man gewöhnt ist auszutheilen und nicht zu ertragen. Aber Fulda bleibt eben alles schuldig. Da er mit seiner Hauptidee nichts anzufangen gewußt hat, greift er zu dem beliebten Hilfsmittel der Dramatiker und erfindet Nebenhandlungen: so die Liebe des Prinzen Assad zur Morgiane, so die Episode des Dieners Mustapha und seines Weibes Amine. Aber auch diese Nebenhandlungen sind ohne Interesse, weil die Figuren gleich Schatten eindruckslos vorübergleiten.

So hat Ludwig Fulda mit seinem neuen Stücke seiner Berühmtheit wesentlich geschadet. Er ist einen alten Weg gegangen, und er hat auf diesem alten Wege keine Wunderblume gepflückt. Den einfachsten Forderungen des Dramas ist sein Stück nicht nachgekommen, und wir stehen schlecht und recht vor einer langweiligen Arbeit von heute, die schon morgen beiseitegelegt wird.

Wie anders Hermann Sudermann (Nr. 2)! Er hat drei moderne Stücke hinter sich, in denen er neuzeitliches Leben mit einer von den Franzosen gelernten glänzenden Technik dargestellt hat. Er hat zwei andere Stücke geschrieben, in denen er mit innigem herzlichen Bemühen aus idyllischen Stoffen tiefste Dramatik und zarteste Poesie herauszuholen bemüht war. Auf dem zweiten Wege ist ihm der Lorber noch nicht einwandsfrei geblüht, und er wird uns noch eines Tages eine bürgerliche Komödie oder

eine Tragikomödie schenken müssen, die frei von liberalen und modernisirten Schlagwörtern ist, aber aus der tiefsten Volksseele ihre dramatische Wirkung schöpft. Seine drei Einacter zeigen ihn auf einer neuen Bahn. Zuerst „Teja". Wie Gerhart Hauptmann in seinem „Florian Geyer" versucht er, das große Ideal unserer deutschen dramatischen Poesie zu erreichen, nämlich ein realistisches Historiendrama zu schaffen, als dessen Muster allein noch immer Goethe's „Götz" als Kolossalwerk unerreicht dasteht. Man sollte meinen, Sudermann als Realist hätte daran gearbeitet, den Untergang des Ostgothenkönigs mit getreuer Wahrung des Milieu und unter minutiöser Berücksichtigung alles historischen Materials darzustellen, aber er ist an seiner Aufgabe gescheitert, weil er sie zu klein genommen hat. Gewiß ist es verständlich, daß er das Problem Teja modern gefaßt und ihn gewissermaßen als Typus eines Höhenmenschen hingestellt hat, wie man überhaupt die entfernteste Zeit psychologisch unserm Verständniß näher rücken muß. Aber es gibt hierin eine Grenze. Man braucht „Teja" blos einen andern Namen zu geben, und das Stück kann in allen Jahrhunderten und in allen Ländern spielen. Trotz vieler Feinheiten, trotz einzelner geradezu erhabener Aussprüche fehlt ihm der mächtige Localcharakter, der Geruch historischer Echtheit. Wenn also auch Sudermann an seiner Aufgabe gescheitert ist, so hoffen wir, daß er dieses höchste Ziel, ein realistisches Historiendrama zu schaffen, nicht aus dem Auge verlieren wird. Hier ist eine Aufgabe zu lösen, an welche nicht genug Zeit und Talent gewendet werden kann.

Im dritten Einacter: „Das Ewig-Männliche", hat Sudermann das Todesproblem ins Graziöse und Humoristische gewandelt und in allzu reim- und redefrohen Versen das Schicksal einer Gans von Königin behandelt, die schließlich in ihrem Kammerdiener den Typus des Ewig-Männlichen findet. Dieser Einacter hat zu wenig Pointen und leidet etwas an Breite. Für Sudermann bedeutet er immerhin einen kleinen Fortschritt, da er sich zum ersten mal der gebundenen Sprache bedient hat. Echte Lyrik findet sich nie. Es ist mehr eine Arbeit, die von Kopf und Willen zeugt, aber nicht von intuitiver Eingebung, von Zwang einer lyrischen Seele.

Einen Meisterschuß gab er in seinem Einacter „Fritzchen" ab. Er gehört in die Reihe seiner drei ersten Dramen und behandelt das Duellmotiv mit einer geradezu hinreißenden Knappheit und unerhörten Technik. Was hier in winziger Zeit und auf schmalem Raum an tiefster Tragik zusammengedrängt ist, das ist in unserer dramatischen Poesie einzig. Die Knappheit der Sprache und der scenischen Mittel bringt hier einen Eindruck hervor, wie er gleich rein noch keinem Sudermann'schen Drama beschieden war.

Mag also Sudermann auf zwei für ihn neuen Wegen vergeblich nach Lorber gerungen haben, so ist schon sein Wille und sein hohes Streben redlichster Anerkennung werth, die um so gewichtiger ausfallen kann, als er seine alte Kunst in „Fritzchen" wie in einem Brennpunkt zusammengefaßt hat.

Und nun zu Gerhart Hauptmann (Nr. 3). Das ist der große Sucher in unserer Literatur. In jedem Werke ein anderes Gesicht und doch in allen der eine einzige große Zug ernster mühseliger Künstlerschaft. Seine „Versunkene Glocke" hat sonderbare Schicksale gehabt. In wenigen Monaten erlebte die Buchausgabe fünfundzwanzig Auflagen; in Berlin geht das Stück seiner hundertsten Aufführung entgegen. In einer Reihe von deutschen Hauptstädten wirkte das eigenartige Werk geradezu sensationell, in Wien stand das Publikum ihm rathlos, schließlich abweisend gegenüber, und in Paris lehnte es fast die gesammte Presse als Ausdruck deutsch-unverständlichen Tiefsinns ab. Gegenüber dem überschäumenden Jubel der Hauptmann-Anbeter und der skeptischen Ablehnung seitens der ältern berliner Kritik wird es gut sein, die Unbefangenheit nicht zu verlieren.

Was bedeutet die „Versunkene Glocke" für den Dichter Gerhart Hauptmann? Er hat bereits in seinem „Hannele" eine Reihe von Märchenmotiven aufgegriffen, aber hier zum ersten mal ein ganzes Märchen zum Dolmetscher seiner Wünsche, Erlebnisse und Ideen gemacht. Es ist kein klares Product, sondern eine ungeheuere Vielheit von Motiven wirbelt durcheinander, und es ist ein Leichtes für einen jugendgrünen Literarhistoriker, zu allerhand Zeilen die Anmerkung zu machen, siehe „Faust", s. „Sommernachtstraum", s. „Melusinenmotiv" u. s. f. Aber man vergißt, daß es eine Befreiung von diesen seit unserer Kindheit in uns ruhenden Motiven überhaupt nicht gibt, und, was doch die Hauptsache ist, in Hauptmann's Individualität haben sie sich zu einer geschlossenen Einheit verbunden, und wir haben nicht, wie viele behaupten, ein Gemisch von Märchenmotiven, sondern ein einheitliches Stück vor uns. Nur ist dieses Stück kein eigentliches Drama, und hierin liegt seine Schwäche. Die beiden Hauptfiguren, Heinrich und Rautendelein, sind nicht in mächtigen Strichen dargestellt, sondern sie haben nur typische Züge an sich. Es ist schlechtweg der strebende Mensch, der erlöst werden, und das Nixlein, das als Ewig-Weibliches ihn hinanziehen will. Hauptmann's alte mächtige Kunst als Charakteristiker tritt viel mehr hervor im „Nickelmann" und im „Waldschrat". Das sind vollkommene Individualitäten mit eigenen Gesichtern und eigener Seele. Eigentlich dramatisches Leben bricht sich nur selten Bahn. In epischer Gemächlichkeit mit langen Reden für und wider schleicht die Handlung dahin. Aber dieser epische Fluß wirkt darum so gewaltig und hinreißend, weil eine lyrische Sprachkunst ersten Ranges ihre Weihetöne spricht, meinem Gefühle nach mehr zum Leser als zum Hörer. Wir haben bisher noch nicht ein so vollkommen in Lyrik getauchtes dramatisches Märchen gehabt.

Der Lyriker Hauptmann ist es, der in der „Versunkenen Glocke" das Publikum gefangen hat, das bisher

nur für oder gegen den Dramatiker Hauptmann eingenommen war. Eine geradezu wundersame Schönheit der Sprache, Naturlaute, wie sie nur in herrlichen Volksliedern auftauchen, ein geheimnißvolles Versenken in die Ahnungen der Gebirgsnatur, alles vereinigt sich und gibt dem Werke eine seltsame Seele und verblüffende Form.

Ist also das Werk für den Dichter ein bedeutsamer Schritt nach oben, so hat unsere dramatische Poesie dadurch nur wenig an Entwickelung gewonnen. Hier wird der mislungene „Florian Geyer" von größerer Bedeutung sein als die herrliche „Versunkene Glocke".

Ludwig Jacobowski.

Feuilleton.

Ungeheuere Stoffmengen in die denkbar kürzeste literarische Form zu zwingen, ohne der Verständlichkeit und Formschönheit Eintrag zu thun — das ist schwer. Eine nahezu hundertjährige Erfahrung setzt die Firma F. A. Brockhaus in die Lage, den Gesammtinhalt unserer Kenntniß des Erschaffenen und Gewordenen bis auf die allerletzten Ereignisse in den nur sechzehn Bänden ihres Konversations-Lexikons in systematischer Behandlung und gediegener Form, ergänzt durch bildlichen Schmuck, zusammenzufassen. Selbst fünfhundert auserwählte Mitarbeiter, eine ständige vielköpfige Redaction und die große eigene Buchdruckerei sind aber nicht im Stande, das Riesenwerk in kürzerer Zeit als vier Jahren zu leisten. Daß Wissenschaft und Kunst, Politik, Technik, Gesetzgebung während dieser Zeit aber nicht stillstehen, ist verständlich; und so wird eine Encyklopädie ergänzungsbedürftig am ersten Tage nach dem Erscheinen! Dem abzuhelfen ist der Supplementband bestimmt, der Mitte Juni erscheint, und jeden im Hauptwerk vorhandenen Gegenstand, mit dem „etwas passirt ist", ergänzt, alle allermodernsten Errungenschaften der Cultur, alle allerneuesten Ereignisse und leitenden Personen erstmalig aufführt. Dieser Band kann nicht wie seine sechzehn Vorgänger nur nachgeschlagen werden, wenn man Aufklärung braucht, man muß ihn vielmehr zuerst studiren, um zu sehen, was er in seinen 5305 Stichworten alles behandelt! So enthält er z. B. im Artikel Deutschland schon die vollständige Volkszählung aller Ortschaften des Deutschen Reiches von 1895, theilweise officiell überhaupt noch nicht veröffentlichte Ergebnisse. So enthält er erstmalig genealogische Tabellen der Hohenzollern und Habsburger, wahre Kunstwerke der Redaction, die bereitwillig Auskunft geben z. B. über die vielen in einem Konversations-Lexikon sonst nicht vorkommenden Prinzen und Prinzessinnen. Ueber 1000 zweispaltige Seiten Text enthält der Band, die Stichworte des ganzen Werkes auf über 130000 vermehrend, und 59 bunte und einfarbige Tafeln und Karten, darunter 8 Chromos von der bekannten ebenso künstlerischen als detaillirten kostbaren Ausführung: leuchtende Thiere; Spielkarten aus alter und neuer Zeit, aus Europa, Java, Persien, Japan; Eishöhlen; Buddhismus; Eier unserer Singvögel; Röntgenstrahlen; bunte Ornamente u. a. Unter den Karten seien die der actuellen Gegenden erwähnt: Cuba, Delagoabai, Sudan, Japan und Korea, orientalische Frage und die interessanten Karten der Ansteckungskrankheiten, des deutschen Welthandels, der unglaublich complicirten, bisher nirgends kartographisch dargestellten Währungsverhältnisse der ganzen Welt. Auch der bisher in einem Konversations-Lexikon nicht zu findende, in Paris jüngst zu so trauriger Berühmtheit gelangte Kinematograph, die Pesteonferenz in Venedig, die Darstellung der Erfolge des Diphtherie-Heilserums werden nicht vermißt. Kurz — wer sein Konversations-Lexikon bis 1897 ergänzt und vervollständigt haben will, muß den sich auch äußerlich genau an das Hauptwerk anschließenden Supplementband besitzen.

— Die sehr klar geschriebene populäre Abhandlung „Die Umformung der Gliedmaßen bei den höhern Thieren", von Professor Dr. M. Braun („Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Herausgegeben von R. Virchow und W. Wattenbach." Neue Folge; Heft 258, Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A. G. vorm. J. F. Richter, 1896), macht den Laien mit einem bemerkenswerthen Kapitel aus der Morphologie der Gliedmaßen bekannt. Die Entwickelungsgeschichte des Körperbaues wird hierbei hauptsächlich am Handgelenke der Thiere vorgeführt, und durch Abbildungen erläutert.

Bibliographie.

Borinski, K., Ueber poetische Vision und Imagination. Halle a. S., Max Niemeyer. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Debo, F., J. G. Fichte als Prophet einer nationalen Erziehung. Emmendingen, Albert Dölter. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Ebner-Eschenbach, M. von, Hypnosis perennis. Ein Wunder des heiligen Sebastian. Zwei wiener Geschichten. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 8. 2 M.

Frey, W., Dur und Moll. Novellen und Erzählungen. Basel, F. E. Perthes. 8. Geb. 3 M.

Goedeke, K., Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. Fortgeführt von E. Goetze. Zweite Auflage. Sechzehntes Heft. Dresden, L. Ehlermann. Gr. 8. 4 M. 90 Pf.

Hillern, Wilhelmine von, 's Reis am Weg. Eine Geschichte aus dem Isarwinkel. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 8. 1 M. 50 Pf.

Hueppe, F., Zur Rassen- und Socialhygiene der Griechen im Alterthum und in der Gegenwart. Wiesbaden, C. W. Kreidel's Verlag. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Kellner, A., Im blühenden Cinquecento. Eine Dichtung in Bildern aus Raffael Sanzio's Römertagen. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt Rütten u. Loening. 8. Geb. 4 M. 80 Pf.

Küchler, C., Von nordischen Gestaden. Novellen. Leipzig, Gustav Fock. 12. 1 M. 50 Pf.

Leyen, F. von der, Kleine Beiträge zur deutschen Literaturgeschichte im 11. und 12. Jahrhundert. Halle a. S., Max Niemeyer. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Meinardus, David Hume als Religionsphilosoph. Coblenz, W. Groos. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Meißner, C., Geistesstrahlen aus Goethe's Gesprächen. Wiesbaden, Lützenkirchen u. Bröcking. 8. 3 M.

Perron, P., Die Kunstreiterin. Roman. Zweite Auflage. Berlin, Carl Georgi. 8. 2 M.

Reichel, W., Sprachpsychologische Studien. Halle a. S., Max Niemeyer. Gr. 8. 8 M.

Riehl, A., Fr. Nietzsche, der Künstler und der Denker. Stuttgart, Fr. Frommann's Verlag (E. Hauff). Gr. 8. 1 M. 75 Pf.

Shakespeare's dramatische Werke. Uebersetzt von W. von Schlegel und L. Tieck. Herausgegeben von A. Brandt. Erster und zweiter Band. Leipzig, Bibliographisches Institut. 8. Jeder Band geb. 2 M.

Spielmann, C., Karl von Ibell. Lebensbild eines deutschen Staatsmannes. 1780—1834. Wiesbaden, C. W. Kreidel's Verlag. Gr. 8. 4 M.

Stratz, R., Der weiße Tod. Roman. Zweite Auflage. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 8. 3 M.

Wastian, H., Ein Buch von deutscher Art. München, J. F. Lehmann. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Wilbrandt, A., Hildegard Mahlmann. Roman. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 8. 3 M. 50 Pf.

Wolf, C., Geschichten aus Tirol. Dritte Sammlung. Innsbruck, A. Edlinger's Verlag. 8. 3 M. 20 Pf.

Wörrishöffer, S., Geheimniß des Hauses Wolfram. Roman. Berlin, Carl Georgi. 8. 2 M.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von **F. A. Brockhaus** in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Neu! **Neu!**

Dr. F. Tetzner:

Geschichte der deutschen Bildung

und Jugenderziehung

von der Urzeit bis zur Errichtung von Stadtschulen.

Mit 14 Abbildungen.

5,50 M., geb. 6,50 M.

Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Der siebzehnte Band der ❋ ❋ ❋ ❋ ❋ ❋ Jubiläums-Ausgabe

von

Brockhaus'

Konversations-Lexikon.

14. Auflage. 17 Bände.

Jeder Band elegant gebunden 10 M.

Brockhaus' **Konversations-Lexikon** enthält auf **17586 Seiten 131408 Stichworte, von 499 der ersten Vertreter der Wissenschaft und Praxis bearbeitet.** In ihnen ist das ganze Wissen und Können der Gegenwart enthalten. Ein Griff in die Hausbibliothek, die in einem Regale jederzeit bequem bereit steht, und jede Frage wird sicher entschieden.

Brockhaus' **Konversations-Lexikon** ist mit **10406 Abbildungen** ausgestattet, die im Texte und auf **1039 Tafeln** enthalten sind. **322 Karten und Pläne und 138 meisterhafte Chromotafeln** zählen dazu. Die Abbildungen unterstützen den Text in systematischer Weise, wo er dessen bedarf; sie sind aber auch ein Museum reizender Darstellungen, wie es nur die Wahl ausgezeichneter Künstler und ein gewaltiger Kostenaufwand erlauben.

Brockhaus' **Konversations-Lexikon** ist nicht nur der hundertjährige Stammvater aller Werke der Art; in der neuen Verjüngung der Jubiläums-Ausgabe ist es auch **das verbreitetste, das einzige vollständige, das einzige bis zur Gegenwart fortgeführte**

= und das beste Werk seiner Art. =

Ein illustrirtes Heft: **„Das hundertjährige Jubiläum eines Buches“** und **Prospecte** sind durch alle Buchhandlungen zu erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Briefe an Johanna Motherby

von

W. von Humboldt und E. M. Arndt.

Mit einer Biographie Johanna Motherby's und Erläuterungen herausgegeben von

Heinrich Meisner.

Nebst einem Porträt.

8. Geh. 3 M. 50 Pf. Geb. 4 M. 50 Pf.

Diese zum ersten male veröffentlichten Briefe bieten einen wichtigen Beitrag zur Charakteristik W. von Humboldt's und Arndt's, insbesondere des letztern, dessen Thätigkeit während der Befreiungskriege, Familien- und Seelenleben sie vorführen. Die vertraute Freundin beider, Johanna Motherby, deren Biographie nebst einem Porträt gegeben wird, tritt hiermit in den Kreis der berühmten Frauen zu Anfang dieses Jahrhunderts.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Balthazar Gracian's

Hand-Orakel und Kunst der Weltklugheit.

Aus dessen Werken gezogen von

Don Vincencio Juan de Lastanosa,

und aus dem spanischen Original treu und sorgfältig übersetzt von

Arthur Schopenhauer.

Vierte Auflage.

8. Geh. 2 M. Geb. 3 M.

Die vorliegende vierte Auflage des von Schopenhauer hochgeschätzten und darum von ihm aus dem Spanischen übersetzten Werks ist, um dasselbe allgemeiner zugänglich zu machen, im Preise wesentlich ermäßigt worden.

Schopenhauer sagt von dem Werke:

„Dasselbe lehrt die Kunst, deren alle sich befleißigen, und ist daher für jedermann. Besonders aber ist es geeignet, das Handbuch aller derer zu werden, die in der großen Welt leben, ganz vorzüglich junger Leute, die ihr Glück darin zu machen bemüht sind, und denen es mit einem mal und zum voraus die Belehrung gibt, die sie sonst erst durch lange Erfahrung erhalten. Das einmalige Durchlesen ist offenbar durchaus unzulänglich, vielmehr ist das Buch zu anhaltendem, gelegentlichem Gebrauche gemacht und recht eigentlich ein Gefährte für das Leben: daher wird, wer es gelesen, oder auch nur darin geblättert hat, es besitzen wollen.“

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig (Querstr. 16).

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer.
Preis vierteljährlich 7 M. 50 Pf.,
jährlich 30 M.

Nr. 26.

Leipzig,
24. Juni 1897.

Inhalt: Maximilian Harden's Essays. Von Moritz Necker. — Th. von Schön's Urtheil über Stein und Yorck. Von Konrad Sturmhoefel. — Allerlei Lebensweisheit. Von Richard Weitbrecht. — Neue Romane und Novellen. Von Leonhard Lier und Heinrich Kraeger. — Eine symbolische Zoologie. Von Rudolf Wustmann. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Maximilian Harden's Essays.

Es gibt sehr wenig Schriftsteller, die ihre in den Zeitschriften verstreuten Aufsätze mit gutem Rechte sammeln dürfen. Es geschieht freilich häufig genug, aber es hat auch darum die Essay- oder Feuilletonsammlungen in übeln Ruf gebracht. Zumeist werden solche kleine Essays zu ganz bestimmten Gelegenheiten geschrieben; ihr Reiz besteht oft gerade darin, daß sie sich den gegebenen Anlässen klug anschmiegen und von der Stimmung des Tages erfüllt sind. Was aber journalistisch ihre Vorzüge ausmacht, das gerade vermindert ihren Werth, sobald sie in Buchform auftreten. Denn da erscheinen sie als vergilbte Blumen, vertrocknete Blätter. Die Stimmung, mit der diese Feuilletons rechneten, ist verflogen, der Leser kommt ihnen nicht mehr entgegen, das Buch weckt andere Ansprüche als die Tageszeitung oder die Wochenschrift, man liest dieselben Aufsätze anders als früher.

Einer der wenigen Schriftsteller, welche die Goldprobe der Buchausgabe ihrer Essays nicht blos glücklich bestehen, sondern nur noch dabei gewinnen, ist Maximilian Harden. Eine Reihe von zwanzig Aufsätzen, die vor fünf, sechs oder sieben Jahren entstanden sind, hat er in dem Buche „Literatur und Theater"*) vereinigt. Er spricht da von deutschen, französischen, russischen und norwegischen Dichtern, von Musikern und Schauspielern: von Keller, Heyse, Fontane, Meyerbeer, Richard Wagner, Bülow; von Maupassant, Sardou, Zola, Lemaître, Maurice Barrès; von Ibsen und Strindberg, von Tolstoi, Gontscharow und Dostojewskij, von den Meiningern, von Rossi und Sonnenthal — also durchwegs Namen, welche die Gegenwart immer noch beschäftigen und die zusammen das vertreten, was man den Geist der Zeit nennen darf. Der Kritiker steht auf dem Standpunkt des „europäischen Menschen". Aber wiewol diese Aufsätze nicht neu sind, so sind sie doch frisch und unverwelkt, und — was noch viel mehr ins Gewicht fällt — das was damals besonders paradox oder besonders kühn erscheinen mochte, das muthet jetzt wie selbstverständliche Wahrheit an.

Maximilian Harden ist wol das bedeutendste publicistische Talent, das wir gegenwärtig in Deutschland haben. Mit einer umfassenden Bildung und Belesenheit vereinigt er scharfen kritischen Sinn, den Muth der Ueberzeugung und innere Wahrhaftigkeit. Er ist empfänglich für die Strömungen der Zeit, für die Stimmungen des Tages, für den Wechsel der Moden in Kunst und Literatur, wie nur einer; er sieht sie kommen und gehen, aber er steht doch darüber, er verliert sich nicht selbst im Nachfühlen der Zeitgefühle, er läuft nicht jedem Neuling und nach Neuerung süchtigen Originalgenie nach, es liegt ein fester, gesunder, wahrhaft sittlicher Sinn allen seinen Urtheilen zu Grunde; er ist ein herber, aber männlicher Charakter. Sainte-Beuve bezeichnet Harden als den Meister, nach dem er sich hauptsächlich bildete, und man merkt es auch seinen Arbeiten an. Immer sieht Harden die Literatur im Zusammenhang mit der Gesellschaft, aus der sie stammt und für die sie entstand. Spricht er von Gontscharow, so sieht er das ganze „träumende" Rußland hinter ihm; spricht er von Keller, so sieht er die nüchterne Schweiz dahinter; spricht er von Maurice Barrès, dem Boulangisten und Decadenten, so sieht er die Republik mit ihrer Corruption im Hintergrunde. Schon dies allein: diese Betrachtung der literarischen Gestalten im Zusammenhang mit Zeit und Ort, denen sie angehören, erhebt die Essays Maximilian Harden's weit über die gewöhnlichen Producte dieser Art. So z. B. gibt er in dem Essay über das einzige Drama Maupassant's: „Musotte", eine Geschichte des Weibes oder vielmehr der Gefallenen in der französischen Poesie von Abbé Prevost bis auf Augier

*) Literatur und Theater. Von Maximilian Harden. Berlin, Freund u. Jeckel (Carl Freund). 1896. 8. 3 M.

und Daudet („Sappho"): flüchtige Aphorismen, aber ungemein lehrreich. Oder er sieht in Meyerbeer's Opern das Spiegelbild der Zeit Napoleon's III. In dieser Weise des historisch geschulten Geistes vermeidet Harden die Gefahr, die jedem Tagesschriftsteller droht: von der Sensation des Augenblicks ergriffen zu werden und unter ihrem Drucke Ereignisse in Kunst und Literatur zu über- oder oft auch zu unterschätzen, jedenfalls aber leicht fehlzugreifen und schief zu urtheilen. Dazu kommt aber auch noch, daß Harden's dialektische Begabung gar nicht gering ist; zu dem reichen positiven Wissen und zu den geschichtlichen Anschauungen gesellt sich noch eine feine ästhetische Bildung, die seine geschichtliche Betrachtungsweise überallhin begleitet. Harden kann Richard Wagner als Culturfactor und eminent wirksame Persönlichkeit anerkennen, ohne deswegen ein Wagnerianer zu sein; rein ästhetisch war, wie es scheint, weder Text noch Musik Wagner's in den spätern Perioden seine Liebhaberei, aber er stimmt darum doch nicht etwa einem Hanslick zu.

Das schönste Zeugniß für Harden's philosophische Begabung liefert sein Essay über den Naturalismus. Er geht hier dem Begriff dialektisch zu Leibe und beweist — was natürlich allen Aesthetikern, die nicht zur Schule a priori schwören, längst geläufig ist —, in welchem Irrthum alle jene Aesthetiker befangen sind, die wirklich an die absolute Wahrheit des Naturalismus glauben, an die Möglichkeit, mit Worten zu photographiren. Harden hebt ganz richtig hervor, daß der wesentliche Unterschied des Naturalismus vom Idealismus in der Kunst in seinem Immoralismus besteht. „Naturalismus ist gleich Panphysismus." Wie gesagt: durchweg Neues enthält dieser sehr gelungene Essay nicht, aber doch ist er so originell geschrieben, daß man ihn besonders hervorheben muß. Neu dürfte der historische Theil in diesem Essay sein, worin Harden auf die Geschichte des Naturalismus überaus interessante Lichter wirft. Harden sagt:

Als Schiller 1801 seine Abhandlung „Ueber das Erhabene" schrieb, da stellte er über die „physische Weltordnung" die sittliche Weltordnung: „welche die Vernunft zwar mit ihren Ideen erfliegen, der Verstand aber mit seinen Begriffen nicht erfassen kann". Das war die Weltanschauung Kant's, die „die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" erretten und die moralische Würde des Menschen vor dem ethischen Materialismus bewahren wollte. Feuerbach erschien und gab das große Stichwort von der Concentration auf das Diesseits aus. Er stellte das moderne Christenthum als einen Heuchelglauben in Gegensatz zum Urchristenthum und nannte es — in „Philosophie und Christenthum" — „eine fixe Idee, welche mit unsern Feuer- und Lebensversicherungsanstalten, unsern Eisenbahnen und Dampfwagen, unsern Pinakotheken und Glyptotheken, unsern Kriegs- und Gewerbeschulen, unsern Theatern und Naturaliencabineten in schreiendstem Widerspruch steht". Hier drang, in einer Zeit revolutionärer Gärung, die naturalistische Weltauffassung in Deutschland ein, nachdem der positive Glaube schon lange vorher durch Voltaire's spitze Giftpfeile und durch Rousseau und seine „Profession de foi du vicaire savoyard" schonungslos mitgenommen war. Im achtundvierziger Sturmjahr schloß Feuerbach seine heidelberger Vorlesung mit dem Satze: „Ich wünsche nur, daß ich die mir gestellte, in einer der ersten Stunden ausgesprochene Aufgabe nämlich, Sie aus Gottesfreunden zu Menschenfreunden, aus Gläubigen zu Denkern, aus Betern zu Arbeitern, aus Candidaten des Jenseits zu Studenten des Diesseits, aus Christen, welche ihrem eigenen Bekenntniß und Geständniß zufolge, halb Thier, halb Engel sind, zu Menschen, zu ganzen Menschen zu machen." Da war ein weiter Abstand schon von Schiller's Wort: „Glühend für die Idee der Menschheit, gütig und menschlich gegen den einzelnen Menschen und gleichgültig gegen das ganze Geschlecht, wie es wirklich vorhanden ist: das ist mein Wahlspruch." Der Geist des Rousseau, „der aus Christen Menschen wirbt", hatte gewirkt. [War das nicht auch Lessing's Geist?] Und nun hielt mit Schopenhauer die neue Religion des pessimistischen Mitleidens ihren Einzug. Gleich einer absterbenden Gattung bettet sich der starre Kirchenglaube hin, die naturwissenschaftliche — meinetwegen die materialistische — Weltanschauung gewinnt sich alle Starken, die Männer, die Denker; Rückert singt: „Der Gedanke ist erwacht, schüttelt seine Glieder", und nicht mehr vom christlich-moralischen Standpunkt aus wird die Welt betrachtet — nein: „der moderne Philosoph steht „jenseit von Gut und Böse". Und der Künstler, der ihm zur Seite tritt, mag sich getrost einen Naturalisten nennen. . . .

Diese Zusammenstellung des Immoralismus Nietzsche's mit dem Naturalismus Zola's ist ganz gewiß berechtigt, und wenn man Harden hier und anderwärts als einen — soweit eben Harden vermag — begeisterten Parteigänger des Verkünders der Herrenmoral erkennt, so muß man nicht glauben, daß er selbst Immoralist schlechtweg in seiner ganzen kritischen Praxis wäre. Es geht indeß ohne kleine und schließlich unmaßgebliche Widersprüche denn doch nicht ab. So z. B., wenn er Zola einerseits als Riesen feiert, andererseits ihm aber doch seinen nur auf die Bête im Menschen gerichteten Sinn zum Vorwurf macht. Oder vielmehr: Harden als strenger Individualist macht keine Vorwürfe, wo er starke Persönlichkeiten antrifft, sondern constatirt blos. So in seinem Essay über Tolstoi. Als Dichter bewundert er ihn, stellt ihn (nach Melchior de Vogüé's Vorgang) über Turgenjew; aber dem Urchristen Tolstoi kann der Nietzscheaner Harden natürlich nicht zustimmen. Gesagt muß aber werden, daß Harden's Kunst zu individualisiren, Licht und Schatten taktvoll zu vertheilen, eine Gestalt (wie etwa Hans von Bülow) von innen heraus begreiflich zu machen, Bewunderung verdient. Nicht umsonst ist er in Nietzsche's, des Meisterpsychologen, Schule gegangen! Von Nietzsche aus, dem Philosophen des Herrenideals, hat Harden auch den rechten Standpunkt gefunden, um Paul Heyse gerecht zu werden, der von den Modernen so rücksichtslos angegriffen wurde. Denn — mag man gegen Heyse als Künstler einwenden, was man will — so antipodisch er Ibsen und Nietzsche gegenüberzustehen scheint: im Grunde hat er mit seinen vornehmen Adelsmenschen dasselbe Ideal wie diese zwei mächtigen Individualisten. Und Harden weist ganz mit Recht irgendwo darauf hin, daß sich in allen Lagern der Gegenwart überall dieselben modernen Ideen wiederfinden: nur muß man sie eben sehen und erkennen, wie er es thut. Und eben diese Erkenntniß machte Harden frei von allem Cliquenwesen, und weil er tiefer als jene, welche die

„Moderne" patentirt haben, den Geist unserer Zeit erkannte und beschrieb, darf er ihnen mit scharfen Worten, mit Hohn und Spott entgegentreten, denn sie können ihm nicht beikommen.

Zu sagen, welcher von den zwanzig Aufsätzen am besten gefällt, ist schwer. Der schwächste ist gewiß der über Keller, nicht weil er im Urtheil fehlgegriffen, sondern weil er als zu flüchtig anmuthet und auch einige kleine thatsächliche Irrthümer enthält (der persönliche Verkehr Keller's mit C. F. Meyer war viel förmlicher und seltener, als ihn Harden annimmt). Der schönste Essay des Buches ist aber ohne Zweifel der über Theodor Fontane. Ihn hat Harden nicht blos mit Geist, sondern auch mit Liebe geschrieben, man merkt ihm überall an, daß der Essayist den Dichter auch persönlich kennt und ihm in seiner stillen Heiterkeit und Gelassenheit als einem Lebensideal, das er sich gern selbst zu eigen machte, so verschieden es von seinem eigenen kriegerischen Wesen ist, herzlich nachfühlt. Ich kann mich nicht enthalten, noch ein Stück zu citiren und zum Abschluß die folgenden schönen Sätze Harden's über Fontane hierher zu setzen:

„Ich bin Märker, aber noch mehr Gascogner", sagt Fontane. Er hat recht; der alte Fritzenbewunderer erinnert in seiner Barockstilpersönlichkeit am lebhaftesten an „jene reizvolle, aus prosaischen und poetischen Elementen wunderlich gemischte Zeit, die ihr Kleid in den Schlössern der Friedriche empfing". Märkerstrammheit und skeptischer Ernst, ernsthaftes Pflichtgefühl und ausgelassene Lachlust, ja: alle vier lebengründenden Elemente des Sylvesterpunsches mischen sich in seinem Wesen zu einem Trank von unvergleichlich herber Süße; tüchtig und gewissenhaft ist Fontane wie sein Landsmann Zieten, und von gallisch naiver Sinnlichkeit trotz Rabelais und dem „rappligen" Voltaire. . . .

Ich kenne keine bessere Charakteristik Fontane's als die von Harden, und wenn sein Buch nichts als sie enthielte, wäre es schon werth, gelesen und gelobt zu werden.

Moritz Necker.

Th. von Schön's Urtheil über Stein und Yorck.

Eine eigenartige Publication liegt in dem Briefwechsel des bekannten ostpreußischen liberalen Staatsmannes und Politikers Theodor von Schön mit den beiden Biographen Stein's und Yorck's vor.*) Sie schließt sich den übrigen Veröffentlichungen an, die in ziemlichem Umfange schon früher zu Ehren dieses Heros des ostpreußischen Liberalismus in die Welt gegangen sind. Ob diese Briefe dazu beitragen werden, das Urtheil über Schön sehr zu heben, dürfte bezweifelt werden. Doch ist auf alle Fälle der Historiker dem Herausgeber zu Danke verpflichtet für diesen werthvollen Beitrag weniger zur Charakteristik Stein's oder Yorck's, als zu der des ehemaligen Oberpräsidenten von Ostpreußen.

Am 22. September 1835 wandte sich Graf Ludwig Kielmansegge, der seit 1827 mit Stein's jüngster Tochter Therese vermählt war, an Schön mit der Bitte um persönliche Erinnerungen und Notizen über das Leben seines Schwiegervaters, da Schön ja durch die fortgesetzt freundschaftlichen Verhältnisse, in denen er zu dem Verstorbenen gestanden habe, unstreitig vor vielen andern dazu in den Stand gesetzt sei; diese Materialien sollten dienen zu einer in gelegener Zeit zu verfassenden Lebensgeschichte Stein's. Schön antwortete unter dem 14. November ablehnend, mit der Begründung, daß ihm so bald nach dem Tode Stein's (gestorben 29. Juni 1831) die Zeit zu einer Biographie noch nicht gekommen zu sein scheine, obwol er auch der Meinung sei, daß dieser ausgezeichnete Charakter der Nachwelt in einem Bilde bleibe. Mit Recht konnte Graf Kielmansegge darauf am 12. Januar 1836 erwidern, unter Beziehung auf ein schon in den Händen Schön's befindliches Rundschreiben: „Aufforderung an Stein's Freunde", daß man an eine baldige Veröffentlichung einer Biographie Stein's gar nicht gedacht habe, sondern nur an die Sammlung des nöthigen Materials; er wiederholte die schon im vorigen Briefe ausgesprochene Bitte mit nochmaliger Zusicherung äußerster Discretion bei Benutzung der überlassenen Papiere. Damit schließt die von Rühl gewissermaßen als Vorspiel der eigentlichen Publication mitgetheilte Correspondenz zwischen Kielmansegge und Schön, der nicht geantwortet zu haben scheint, jedenfalls aber dem Ersuchen nicht nachgekommen ist. — Reichlich neun Jahre gingen ins Land, da wandte sich der von der Stein'schen Familie zum Biographen erwählte Georg Heinrich Pertz an Schön mit der Bitte um Ueberlassung der in dessen Besitze befindlichen Briefe Stein's. Auf diesen Brief vom 25. März 1845 antwortete Schön zusagend. Er schloß seinen Brief mit den eigenthümlichen Worten: „Selten ist von einem öffentlichen Charakter in dem, was der Himmel ihm schon so reichlich geschenkt hatte, und in dem, was die Welt (Erziehung und Verhältnisse) ihm von diesem Geschenk zu entziehen bemüht war, so viel zu wenig gesagt, ich bin überzeugt, Sie werden uns keine französische Eloge, mit welcher Stein selbst unzufrieden seyn würde, sondern ein vollständiges Bild geben, und das kann ein herrliches Bild werden." (S. 7.) — Wie sollte nun nach der Meinung Schön's dieses Bild beschaffen sein, welch einen Musterbiographen hatte er wol im Sinne? Es mag zunächst nebenbei bemerkt werden, daß Schön in Varnhagen von Ense einen Meister der Biographie verehrte (Ein-

*) Briefwechsel des Ministers und Burggrafen von Marienburg Theodor von Schön mit G. H. Pertz und J. G. Droysen. Mit Anlagen. Herausgegeben von Franz Rühl. (Publication des Vereins für die Geschichte von Ost- und Westpreußen.) Leipzig, Duncker u. Humblot. 1896. Gr. 8. 5 M. 40 Pf.

leitung, S. XV); dann aber ist ganz bezeichnend, was Schön unter dem 4. Februar 1852 von seinem Gute Preußisch-Arnau an Droysen schreibt (S. 214): „Zum vierten Theil von Stein habe ich an Pertz geschrieben: dieser vierte Theil bestätigte meine Meinung, daß Stein ein großer Mann, aber kein Staatsmann gewesen sey, wie dies ohne philosophische und poetische Entwickelung Niemand seyn kann. . . . Er (Pertz) habe nun Berge von Zeichnungen, Skizzen und Farben zu einem Großen Bilde zusammengebracht, Er habe so Viel zusammengehäuft, daß es dem, der Stein nicht kannte, schwer seyn muß, sich ein Bild von Stein zu machen. Er möge jetzt die vorhandenen vier Bände als Materialien-Magazin betrachten und im fünften Bande ein philosophisch construirtes Bild von Stein geben, nach Art des Aristides im Cornelius Nepos. Wie Aristides der Idee der Gerechtigkeit unbedingt lebte, so Stein der des Vaterlandes, und wie die damaligen Staaten zeugen, ist Aristides über Staat und Staats-Gestaltung wahrscheinlich auch nicht klar gewesen, und er mag auch nicht frey von Griechisch-Spießbürgerlichen (Reichsfreiherrlichen) Gedanken gewesen seyn, u. s. w." — Welch curioser Einfall, den langweiligen Quartanerschriftsteller einem modernen Historiker als Vorbild hinzustellen! Die Erklärung ergibt sich aber aus der Betonung der Idee. Als durchaus Kantisch geschultem Manne mußte sich Schön alles, was geschah und was jemand that, in Kategorien unterbringen lassen, und als groß erschien ihm nur der, der unter der Leitung einer einheitlichen großen Idee stand. Was seiner Meinung nach in dem Bilde eines Mannes mit dieser Idee nicht harmoniren wollte, war klein und verdiente ein abfälliges Urtheil. Bei seiner Hochschätzung der Philosophie war ihm jedermann, der keine philosophische Durchbildung genossen, oder was bei ihm dasselbe besagen wollte, jedermann, der nicht zu Kant's Füßen gesessen hatte, ein Mensch zweiter Güte. Das spricht er auch ganz klar aus in seinen am 25. December 1842 aufgesetzten Bemerkungen zu Friccius' „Geschichte des Krieges in den Jahren 1813 und 1814" (S. 107 fg.), die er dann aber für sich behielt und die man als seine innerste Ansicht betrachten darf. Es heißt da (S. 111): „. . . . um ein großer Mann zu sein, hinderte ihn oft seine mangelhafte Erziehung und insbesondere der gänzliche Mangel an philosophischer und poetischer Bildung. Bei seiner Bildung war es nicht darauf angekommen, den sprudelnden Geist, der in einem hohen Grade da war, zur Selbsterkenntniß und zur Klarheit zu bringen, sondern er hatte mehrere Sprachen gelernt, ohne Grammatiker zu sein, er war in den Einzelheiten der Naturgeschichte bewandert, ohne daß die Natur vor ihm stand, er wußte so viele historische Notizen, wie selten jemand wissen wird, aber Geschichte war ihm fremd. In der Religion hatte er ohne alles Nachdenken mit den positiven Satzungen abgeschlossen. . . . Sein gänzlicher Mangel an philosophischer Bildung artete zuweilen sogar in einen Haß gegen Philosophie aus, einen dummen Menschen nannte er einen Metaphysikus. Selbst das Staatswesen, insofern ihm nothwendig Philosophie zu Grunde liegt, war ihm fremd, über den Gang der Entwickelung der Völker, und der daraus folgenden Staatsformen, hatte er niemals nachgedacht. Er kannte jede einzelne Verfügung, welche Colbert erlassen hatte, aber davon, daß Colbert durch sein System einen Mittelstand hervorbringen wollte, davon wußte er nichts." Aehnliches findet sich, wennschon kürzer, auch an vielen andern Stellen ausgesprochen (vgl. S. 8, 18, 46, 76, 101, 217 u. ö.). Und dieser unphilosophische Kopf, dieser ideenlose Notizenkrämer, dieser nüchterne Mensch ohne Poesie, dem alles, was den Zeitgenossen bewundernswerth erschien, nur angeflogen war, wie Schön's Lieblingsausdruck lautet, ohne daß er je thatsächlich darin gelebt hätte, — der sollte wirklich der Neuschöpfer des preußischen Staates sein? Er ist es auch nicht, sondern dieser verdienstvolle Mann heißt Heinrich Theodor von Schön! Daß die Geschichtschreibung das noch nicht ins richtige Licht gestellt hat, daran ist eben schuld, daß sie in den Händen von pedantischen, notizensammelnden Idioten liegt, nicht aber von philosophisch erleuchteten Köpfen ausgeübt wird, wie Cornelius Nepos und Varnhagen von Ense waren. — Nun aber, kann man einwenden, hat Stein doch einmal einen Aufschwung genommen, der einen allgemein philosophischen Charakter trägt, nämlich damals, als er am 24. November 1808 dem einem neuen Morgenroth entgegenstrebenden Preußen sein sogenanntes politisches Testament hinterließ. Ist das nicht eigentlich der Angelpunkt der neuern preußischen Geschichte? Ganz recht! Aber eben hier liegt der Hase im Pfeffer. Das Testament ist ja gar nicht von Stein! Um solch ein der Unsterblichkeit würdiges Werk zu erzeugen, langte es bei ihm nicht zu; dazu gehörte ein Mann philosophischer Bildung. Und wer könnte das nun anders gewesen sein als Schön? Thatsächlich, Schön ist der Verfasser; niemand zweifelt mehr daran; Pertz hielt irrthümlicherweise Stein dafür, „und wir wollen ihn dabey lassen" (S. 217). Aber angesichts dieses vielberühmten Testaments, ist denn das, was Stein gethan hat, ehe ihm Schön jene Urkunde zur Unterschrift vorlegte, so wenig werth? Das nicht; aber Schön läßt überall durchblicken, daß auch hiervon die Vaterschaft Stein nicht vindicirt werden dürfe; der Beweis geht schon daraus hervor, daß Stein später über seine frühere Thätigkeit Reue empfunden hat (S. 104 u. ö.). Somit hat er also auch nicht den geringsten Antheil an dem Preußen, das sich neu zu bilden begann. Da er, wenngleich mit Unrecht, wie gezeigt wurde, einen sehr angesehenen und bedeutenden Namen hatte, so gab er diesen als Firma her. Der bescheidene Procurist aber dieses firmirenden, von der Sache eigentlich nichts verstehenden Chefs, der über alle Dinge wahrhaft unterrichtete, sogar philosophisch aufgeklärte Procurist der Stein'schen Firma, ohne dessen kundige Führung das ganze Geschäft gar nicht gegangen wäre, dieser verdienstvolle

Procurist hieß Heinrich Theodor von Schön, derselbe, den der groß sein sollende Stein den unphilosophischen Hochmuth hatte, als esprit à système zu verlachen (S. 18).

In der oben angezogenen Stelle, die von den Verdiensten der Aristides-Biographie meldet, sind zu den griechisch-spießbürgerlichen Ansichten des Gerechtesten unter den Athenern die Reichsfreiherrlichen des Herrn von Stein in Parallele gesetzt. Wir kommen dabei auf einen andern Gegensatz zwischen ihm und Schön, den dieser, wie alles, gleich gallig und persönlich auffaßte. Der liberalisirende Kantianer wollte mit allen Vorrechten des grundbesitzenden Adels tabula rasa gemacht wissen, während in Stein neben einem lebendigen, durchaus berechtigten Standesbewußtsein auch noch Bedenken aufstiegen, ob wol die allerdings von ihm selbst empfohlene Umgestaltung der ländlichen Besitzverhältnisse auf die Dauer sich als segensreich erweisen würde. Es wird da eine äußerst interessante Aeußerung von ihm über die Bauernregulirung, wol aus dem Jahre 1822 stammend (s. Einleitung, S. XX), von Schön an Pertz unter dem 20. December 1853 mitgetheilt, wonach Stein gemeint habe, bei Verfolgung des Princips der völligen Vernichtung der Erbunterthänigkeit und Hörigkeit der Bauern würden diese den Juden hörig werden (S. 45). Allerdings widerspricht eine solche Aeußerung dem von Stein selbst gegengezeichneten Edict vom 9. October 1807 und läßt damit Wasser auf die philosophische Mühle Schön's rinnen. Aber seit jener Zeit waren funfzehn Jahre vergangen; die Art, wie Hardenberg die Bauernregulirung durchgeführt hatte, hatte mit Recht an vielen Stellen Empörung wach gerufen, die selbst Schön an der soeben bezeichneten Stelle nicht tadelt —, wie sollte da Stein nicht seinem Unmuth und seiner Sorge Ausdruck verliehen haben, und zwar in einer Form, deren Richtigkeit die spätere Entwickelung bewiesen hat.

Gewiß steht, wie Rühl in der Einleitung sagt (S. VII), das Urtheil über das Werk von Pertz über Stein fest, insofern man die Unzulänglichkeit dieses nicht als Preußen geborenen und dann in Kreisen ganz anderer politischer Anschauung eingelebten Historikers längst erkannt hat. Aber keineswegs ist es diese Unzulänglichkeit, die Schön an dem Biographen Stein's tadelt, sondern daß er Stein nicht durch das Schön'sche Verkleinerungsglas angesehen und nicht den größern Theil der jenem zugerechneten Verdienste auf das Schön'sche Conto geschrieben hat. Zwar spricht Schön immer in seinen Briefen an Pertz und an Droysen von Stein als einem großen Manne; wenn man aber alles das abzieht, was Schön an ihm nicht groß findet, so bleibt von einem großen Manne wenig übrig. Es ist das ein Beweis für eine gewisse Unwahrhaftigkeit im Wesen Schön's, gegen welchen Vorwurf der Herausgeber in der Einleitung Schön vergeblich zu vertheidigen sucht (S. XVIII); wir müssen ihn aufrecht erhalten. Natürlich handelt es sich nicht um eine grobe Unwahrheit; die Fäden sind feiner. Schön war persönlich das stolze und herrische Wesen Stein's unsympathisch; er fand dann ganz mit Recht, daß Stein mehr ein großer Skizzirer war, der die von ihm als nothwendig erkannte Neuorganisation in allgemeinen, großartigen Umrissen entwarf, die Ausarbeitung im einzelnen aber gern andern Kräften überließ; daß hierbei neben Schrötter vornehmlich Schön sich als eine ausgezeichnete Kraft erwies, wußte niemand so gut als Schön selbst. Kein Wunder, wenn er sich bei der ihm eigenen Denkungsart schließlich in die Ueberzeugung hineinarbeitete, überdies durch manche Zurücksetzung und spätere politische Erfahrung erbittert, daß eigentlich er das neue Preußen geschaffen, daß die Bewunderung für Stein wirklich recht unverständlich sei und sichtlich auf einer fable convenue beruhe. Das geradeheraus zu sagen, dazu war er aber zu vorsichtig; er meinte jedoch auf Umwegen zum selben Ziele zu kommen, wenn er im allgemeinen Stein als den großen Mann bestaunen half, in allem einzelnen ihn aber nach besten Kräften verkleinerte. Daß ihm das bei Pertz keinen Erfolg eingetragen, machte ihn sehr ärgerlich auf diesen verständnißlosen Notizenkrämer. Uns aber werden die Schön'schen Eröffnungen ebenso wenig von der Ueberzeugung abbringen, daß zwar Schön, trotz seiner vielen selbstwilligen Eigenheiten, für Stein ein ausgezeichneter Hülfsarbeiter war, daß aber der eigentliche Anstoß zur innern Neugestaltung Preußens von keiner andern Kraft ausgehen konnte als von dem genialen, auf tief sittlicher Grundlage beruhenden Wollen Stein's und seiner dämonischen Energie.

Wird man schon durch den Briefwechsel mit Pertz über Stein seltsam genug angemuthet, so fühlt man sich geradezu peinlich berührt durch den mit Droysen über Yorck, in dem übrigens auch immer bei jeder Gelegenheit Stein's in herabsetzender Weise gedacht wird. Joh. Gustav Droysen wandte sich von Kiel aus, wo er damals Professor war, unter dem 13. November 1847 an Schön um nähere Mittheilungen über den alten Feldmarschall, die er mit benutzen wollte für eine „Biographie oder besser ein historisches Denkmal" für den Mann (S. 114). Auch hier zeigte Schön eine gewisse Abneigung, das Werk zu fördern, indem er in einem zweiten Antwortschreiben an Droysen vom 12. December 1847 meinte: „Ueberhaupt scheint es für eine solche Lebensbeschreibung noch sehr frühe zu seyn, wenn nicht die Lebensbeschreibung eine bloße Lobrede seyn soll." Dieses Bedenken erscheint sonderbar, wenn man in Rechnung zieht, daß Yorck am 3. October 1830 gestorben ist, mithin volle siebzehn Jahre verflossen waren, nach deren Ablauf sich doch wol bei den minder complicirten Verhältnissen Yorck's ein klares Bild leichter entwerfen ließ als von Stein, zu dessen Lebensbeschreibung das Material zu liefern Schön vierzehn Jahre nach dessen Tode nicht für zu früh hielt. Der Schluß des angezogenen Briefes lautet: „Yorck hat wohl bey weitem nicht so in die Gedanken-Welt eingegriffen, als dies unter der Firma von Stein geschehen ist, aber

die Frage: Ob Werkzeug oder freier Mann? steht bey seiner Lebens-Geschichte auch Oben an." Schön empfindet offenbar auch hier eine gewisse Beklemmung, man könne schon wieder einen Zeit- und Thatgenossen der großen Erhebung allzu sehr loben, und das noch dazu, ehe von ihm selbst eine geeignete Lebensbeschreibung die Augen der Mit- und Nachwelt über Heinrich Theodor von Schön geöffnet hätte. So ist denn auch für die an Droysen gelangenden Mittheilungen der Endzweck der, von Yorck als Persönlichkeit ein möglichst abschreckendes Gemälde zu veranlassen, für seine unleugbaren Ruhmesthaten aber ihn lediglich als das Werkzeng einer höhern Macht hingestellt zu sehen. Droysen schien ihm für solche Beeinflussung der geeignetere Mann als Pertz; schon der Altersunterschied zwischen beiden sprach dafür: Pertz war gerade funfzig Jahre alt, als er mit Schön in Verbindung trat, Droysen kaum vierzig, dazu eine enthusiastische, poetische Natur. Immerhin gelang es Schön mit Droysen zunächst nicht nach Wunsch: der erste Theil des „Lebens des Feldmarschalls Grafen Yorck von Wartenburg" entsprach durchaus nicht seinen Intentionen, schien ihm zu sehr Panegyrikus. So lud er ihn zu sich nach Preußisch-Arnau ein, wo Droysen am 23. April 1851 weilte, und die lebendige Art, die offene Vertraulichkeit des achtundsiebzigjährigen Greises verfehlten ihre Wirkung nicht auf den empfänglichen kieler Professor. So sehr hatte ihn Schön gefangen genommen, oder glaubte es wenigstens, daß dieser ihm am 19. Juni 1851 sich zu schreiben getraute: „Quilibet praesumitur bonus sagt der Jurist, bei Yorck muß man eben von dem theologischen Satze, quilibet praesumitur malus ausgehen (S. 193). . . . Auf Ihren zweiten Theil von Yorck bin ich in einem hohen Grade gespannt. Es ist keine kleine Aufgabe, aus dem Bilde des Ersten Theils, den wahren Yorck zu entwickeln. Sie haben ein Kunstwerk im edelsten Sinne des Worts zu liefern. . . . Wie in der Sage der Schmidt von Apolda bey Weimar die Hölle zwang, daß sie ihm Amboß, Eisen und Hammer liefere, um für sich einen Schlüssel zur Himmelspforte zu schmieden, so sollen Sie umgekehrt, die einzelnen, nach Moralität schmeckenden Momente des ersten Theils, im zweiten Theile benutzen, um den durch und durch zerrütteten moralisch-morschen Charakter Yorck's zu entwickeln. Sie könnten Ihre Aeußerung in Arnau als Motto dem zweiten Theile vorsetzen lassen: Wäre Yorck nicht Preußischer Offizier geworden, dann würde er Räuber geworden seyn." — Bei ruhigerer Ueberlegung und bei Prüfung auch anderer ihm reichlich zufließender Quellen besann sich Droysen doch eines andern und schilderte keinen Schinderhannes in preußischer Generalsuniform in seinem zweiten Theile von Yorck's Leben. Er machte aus seiner corrigirten Anschauung dem Alten von Arnau gegenüber kein Hehl, wie am hübschesten aus dem Briefe vom 19. März 1852 hervorgeht, am hübschesten deswegen, weil ihn die einmal gefaßte Pietät für den alten Herrn dessen Anschauungen immerhin im Lichte der bona fides erscheinen ließ, obschon ihm manches an dessen Mittheilungen ebenso ungeheuerlich vorkommen mußte, wie die mehrfach von Schön aufgestellte Behauptung, Stein sei in seiner Zerfahrenheit ein paar mal drauf und dran gewesen, katholisch zu werden (vgl. S. 32, 51, 111, 168).

Schön aber war wüthend über den mangelhaften Historiker, dem er eigentlich die Abfassung der eigenen Biographie recht gern überlassen hätte, wenn er ihm nur zu Gefallen wenigstens im zweiten Theile aus Yorck eine ordentliche moralische Vogelscheuche construirt hätte. So blieb ihm nichts anderes übrig, als einen grollenden Epilog an seine Correspondenz mit Droysen zu hängen, wo es heißt (S. 243): „Von einem Helden war in Yorck keine Spur, und als Werkzeug des Schicksals bildete er sein Verhältniß als militärischer Aventurier aus. Droysen's letzte Worte in Arnau waren: «Wenn Yorck nicht Militär geworden wäre, dann würde er Straßenräuber geworden sein.» Dies wahre Wort hat Droysen in seinem Buche verlassen, und daher ist das Buch als Biographie Nichts werth. Es ist ein schlechter Roman, ohne Construction und Consequenz. . . . Man könnte meinen, Casanova wäre ein Vorbild für Yorck gewesen, Casanova stand aber als Glücksritter ungleich höher, und doch hätte Droysen ein sehr interessantes Bild von Yorck liefern können, wenn er treu, wie Yorck war, von einem militärischen Aventurier ausgegangen wäre." — Ob dieses Bild ebenso treffend wie interessant geworden wäre? Der Herausgeber bezweifelt das selbst in seiner Einleitung, und nimmt vernünftige, wenn auch sehr schonende Stellung zu den Schön'schen Uebertreibungen (S. XXII fg.) — Es sind noch eine Menge Dinge in dieser Rühl'schen Veröffentlichung, die des Interesses reichlich werth sind: so Schön's ganz verkehrtes Urtheil über die schleswig-holsteinische Angelegenheit, dagegen seine ganz richtige Ansicht über die frankfurter Kaiserfrage (S. 139), seine Verhimmelung Hardenberg's, der, im Gegensatz zu Stein, ein philosophisch gebildeter und ganz eminenter Staatsmann war (an einer Menge Stellen, über die das Register sofort orientirt), während jedermann doch über das frühere, mitunter unerträgliche Verhältniß Schön's zu Hardenberg unterrichtet ist. So werden wir doch wol entgegen Rühl's Auffassung (S. XVIII) an dem Urtheile Treitschke's festzuhalten haben („Deutsche Geschichte", V, 167): „In seinem streitbaren Wesen zeigten sich scharf ausgeprägt viele Charakterzüge des ostpreußischen Volksthums, nur leider nicht der schönste: die Wahrhaftigkeit. . . . Unablässig bemühte er sich, bald junge Gelehrte ganz mit seinem Geiste zu durchtränken, bald ältern Historikern jene kunstvollen Geschichtsdarstellungen zu übermitteln, die er sich zu seiner eigenen Verherrlichung ersonnen und dann so unzählige mal wiedererzählt hatte, daß er schließlich selbst daran glaubte." — — — Konrad Sturmhoefel.

Allerlei Lebensweisheit.

1. Skizzen aus dem Pfarrhause in Mastland. Ernstes und Heiteres aus dem Leben eines niederländischen Dorfpfarrers. Von C. E. van Koetsveld. Aus dem Holländischen übersetzt von Dr. O. Kohlschmidt. Leipzig, Friedrich Jansa. 1896. 8. Geb. 4 M.
2. Im Studirstädtlein. Erinnerungen und Bilder aus dem Gymnasialleben. Von Josef Wichner. Wien, Heinrich Kirsch. 1896. 8. 3 M.
3. Tiefen und Höhen. Von Heinrich von Haugwitz. Breslau, Eduard Trewendt. 1897. 8. 2 M.
4. Aus meinem Zettelkasten. Sprüche aus dem Leben für das Leben. Von Otto von Leixner. Berlin, Verein der Bücherfreunde, Schall u. Grund. 1896. 8. 4 M.
5. Glück. Von Professor C. Hilty. Erster Theil. Zwanzigstes Tausend. Frauenfeld, J. Huber's Verlag. 1896. 8. 3 M.
6. Glück. Von Professor C. Hilty. Zweiter Theil. Vierzehntes Tausend. Frauenfeld, J. Huber's Verlag. 1896. 8. 3 M.
7. Nach dem Tode. Mittheilungen aus dem Jenseits. Von Wilhelm von Lichtenow. Illustrirt von Hans Looschen. Berlin, Schall u. Grund. 1897. 4. 2 M.

Das Buch des holländischen Pfarrers C. E. van Koetsveld (Nr. 1) ist ein halbes Jahrhundert alt, aber es ist eins von denen, welche nie veralten und der Uebersetzung ins Deutsche durchaus würdig sind. Ja noch mehr, es ist eins jener anspruchslosen Bücher, wie sie nur ganz besonders begnadete Menschen schreiben können, jene Menschen, denen das Schreiben kein Handwerk ist, die vielmehr aus unmittelbarer, naiver Empfindung heraus schreiben. Wenn man aber näher zusieht, so steckt in ihnen ein schriftstellerischer Werth, um welchen mancher Fachschriftsteller den Verfasser beneiden könnte.

Das Buch behandelt die Erfahrungen, welche ein junges Pfarrpaar in den ersten Zeiten seines Aufenthalts auf der Landpfarre macht —, das ist alles. Und daraus wird ein ganzes, vom ersten bis zum letzten Worte fesselndes Buch! Der Schlüssel liegt in einer gelegentlichen Bemerkung des Verfassers: „Sobald man die Welt mit dem Mikroskop der christlichen Liebe betrachtet, wird auch das Kleine groß, wie umgekehrt das Größte klein wird, wenn man es mit dem Wagen verdrießlicher Langweile durchfährt.“ Was der Verfasser aber mit seinem Mikroskop gesehen, das stellt er auch mit warmen Herzenstönen und mit liebenswürdigstem Humor dar. Einzelne dieser Skizzen aus dem Bauernleben sind Cabinetsstückchen dörflicher Klein- und Feinmalerei, und dabei kann der Theologe aus Koetsveld's Selbstbekenntnissen und pastoralen Winken mehr lernen als aus dicken Büchern systematischer pastoraler Weisheit. Obgleich das Buch in den vierziger Jahren verfaßt ist, und obgleich die kirchlichen Verhältnisse in Deutschland nur theilweise Aehnlichkeit mit den holländischen haben, ist doch auch der Nichttheologe sofort mit Pfarrhaus und Dorf Mastland vertraut und interessirt sich für das Kleinste mit. Nach dem Gesagten wird es kaum nöthig sein, das Buch dem deutschen evangelischen Pfarrhause noch besonders zu empfehlen.

Diese Empfehlung gilt für das katholische Lehrerhaus, wenn auch nicht in demselben Maße, von Josef Wichner's „Im Studirstädtlein“ (Nr. 2). Nicht in demselben Maße, insofern das Koetsveld'sche Buch, was schriftstellerische Bedeutung und Feinheit anbelangt, weit über dem Wichner's steht. Aber auch Wichner's Buch ist von der Liebe zum Volke erfüllt und von der Pietät eingegeben; auch sein Buch zeigt feine Blicke für das Kleine und Unscheinbare in Herzen, Hütten und Schulen.

Das Studirstädtlein ist Feldkirchen, die Erziehung ist die durch die dortigen Jesuiten geleitete, das Ganze athmet ebenso katholischen Geist, und zwar in seiner liebenswürdigen Form, wie Koetsveld's Buch protestantischen. Deshalb ist es ganz natürlich, daß die pädagogische Weisheit der Katholiken anderer Art ist als die pastorale des Protestanten; ja ein protestantischer Leser wird vielleicht manchmal zu gewissen, ans Casuistische erinnernde Ausführungen seine Fragezeichen machen. Aber dessen ist nur wenig; man kann das ganze Buch mit Behagen und innerer Theilnahme lesen. Eine gelegentliche Bemerkung von vielen sei hier angeführt, um ihre Art zu zeigen:

> Wer seine Schulbücher ins Mannesalter hinübergerettet hat, dem vertraue ich Hab und Gut und Leben an; denn der Grund seines Wesens ist jene Pietas der Alten, die alles mit dem Herzen anschaut, und selbst den kalten Stein mit liebender Hand streichelt. Wie könnte der einem Bruder, einer Schwester wissentlich Böses zufügen?!
>
> Wer dagegen die Gefährten seiner Jugendjahre, die Zeugen so vieler ernster und wahrlich auch fröhlicher Stunden, wer seine papierenen Lehrmeister achtlos, ja freudig wegwirft, sobald er ihrer nicht mehr bedarf, der wirft auch den Nebenmenschen achtlos zur Seite, wenn er ihm unbequem wird, ja er zertritt ihn mit dem Gleichmuthe der Maschine, wenn es sein Vortheil erheischt.
>
> Von ihm gelten Gretchen's ahnungsvolle Worte:
>
> Es steht ihm an der Stirn geschrieben,
> Daß er nicht mag eine Seele lieben.

Das ist etwas übertrieben ausgedrückt, aber es steckt ein Kern Wahrheit und ein Stück guter Beobachtung darin. Zur Entschuldigung für die zweite Gattung mag etwa dienen, daß man seine Bücher häufig um der Lehrer willen liebt, und daß man die am ehesten wegwirft, die einem die Lehrer verekelt haben. Und deren gibt es leider sehr viele.

Ebenfalls in der Form einer Erzählung, diesmal aber einer frei erfundenen, bietet uns Heinrich von Haugwitz (Nr. 3) seine Ansichten dar über Ehestand und Brautstand, über Umsturz und Duell, Religion und Erziehung und anderes. Geistreich ist an dem Buche nichts, es ist vielmehr von nüchternen Erwägungen dictirt. Aber was darin vorgetragen wird, kann im großen Ganzen auf Zustimmung rechnen, und nicht wenige Leute werden das

Buch mit Nutzen lesen. Ueber das Duell sagt der Verfasser unter anderm:

Ich bin der Meinung, daß die Möglichkeit eines Zweikampfes wesentlich dazu beiträgt, ein gesittetes Benehmen zu erzwingen und einem Ehrenmann Schutz gegen feige Schurkereien zu gewähren. — — Wenn ein Bube es unternimmt, die Frau eines Mannes, in dessen Hause er Zutritt hat, zu verführen, so verdient er die Peitsche und nicht die Ehre, vor die Pistole gefordert zu werden.

„Aus meinem Zettelkasten" nennt Otto von Leixner (Nr. 4) eine Sammlung von nahezu siebenhundert Aphorismen. Nichts ist leichter, als Aphorismen abfällig zu kritisiren: man greift sich ein paar allzu scharf oder schief pointirte oder ins Geistreichelnde aufgeblasene heraus, dazu ein paar Binsenwahrheiten oder entlehnte Wahrheiten — und an solchen Dingen fehlt es auch bei Leixner nicht —, stellt sie an den Pranger, und die Kritik ist fertig. Wer Leixner's Aphorismen gelesen hat, natürlich nicht Seite für Seite wie einen Moderoman, sondern ab und zu in nachdenklichen Stunden, der wird vor allem durch den tiefen, sittlichen Ernst gefesselt, der aus ihnen spricht, und wird dadurch angereizt, wieder nach dem Buche zu greifen. Stimmt der Leser nicht immer mit dem Verfasser überein, so wird er bedenken, daß es eben Leixner's reiche Lebenserfahrungen und langjährige Beobachtungen sind, die er hier niedergelegt hat; und bei einer ganzen Reihe derselben wird er versuchen, ihre Richtigkeit in seinem Leben und durch Beobachtung anderer zu erproben.

In zehn Abschnitten hat Leixner seine Lebensweisheit dargelegt. Die Länge der einzelnen Aphorismen ist verschieden: von zwei Zeilen bis zu mehr als einer Seite, sodaß man von eigentlichen Aphorismen kaum mehr reden kann. Hier nur einige der kürzesten aus jedem Abschnitte:

Menschenkenntniß: Trau niemals einem Menschen, der sich die Haare färbt. Er färbt auch seine Gefühle.

Oeffentliches Leben: Die Gerechtigkeit ehelichte die Ungerechtigkeit. Sie bekamen ein Kind und tauften es Gesetz.

Literatur und Kunst: Es ist leicht, über alles zu schreiben, wenn man es zu vermeiden weiß, über irgendetwas zu denken.

Weib. Liebe. Ehe: Ein Weib kann den Künstlergeist beflügeln; die Weiber richten ihn zu Grunde. Diese Wahrheit hat sehr wenig Ausnahmen.

Der Nächste: Das größte Glück dieser Erde besteht darin, Herzen zu gewinnen, das größte Verbrechen, mit gewonnenen zu spielen.

Erziehung: Wann erkennen wir, ob unser Selbst frei geworden ist? Wenn wir Gutes kampflos üben.

Allerlei Randbemerkungen: Jeder selige Augenblick, den wir im Herzen treu bewahren, gewinnt Unsterblichkeit.

Schmerz und Freude: Liebe zu entbehren, — tiefes Leid; keine Liebe erweisen zu können: das tiefste.

Glaube. Religion. Gott: Ein nur gedachter Gott ist ein machtloses Schattenbild. Mit dem Verstande allein zerdenkst du Gott.

Vaterland. Deutschthum: Deutsch sind Humor und Heiterkeit — kühler Witz und Witzelei sind undeutsch. Deutsch ist Derbheit — undeutsch verhüllte Lüsternheit. Deutsch sind Gemüthstiefe und Gedankenernst — Fremdgewächse aber spielende Empfindelei und aufgeblasene Wortpracht; deutsch ist gesunde Kraft, auch wo sie spielt — undeutsch die tänzelnde „Eleganz"; deutsch bleibt Naturliebe und Naturschwärmerei — fremdländisch der Naturalismus.

Bücher, welche schon das zwanzigste und vierzehnte Tausend erreicht haben, bedürfen kaum mehr einer Besprechung, es wäre denn, daß sie ihren Erfolg mit Unrecht erlangt hätten. Die Bücher C. Hilty's (Nr. 5 und 6) verdienen aber ihren Erfolg in vollem Maße. Denn es ist in ihnen eine Menge echter, auch praktischer Lebensweisheit ausgestreut, und wo man aufschlägt, trifft man auf Goldkörner. Der Verfasser verbindet mit ungemein großer Belesenheit eine selbständige, mehr verstandesmäßige als gefühlsmäßige Art, die Dinge aufzufassen, und legt seine Gedanken, ich möchte sagen, in Sokratischer Weise dar, immer vom einfachsten ausgehend und darauf Stück für Stück weiter bauend. Man kann deshalb nicht gut in den Büchern blättern, sondern muß prüfend und nachdenkend die einzelnen Abschnitte lesen.

Die Bücher sind eine Sammlung von Vorträgen und Aufsätzen, denen der Verfasser eine Menge näher begründender und ausführender Anmerkungen beigegeben hat. In diesen Anmerkungen steht oft das Beste und Treffendste; sie sind nichtherauszulösende Bestandtheile der Abhandlungen, wodurch die Lektüre etwas Unbequemes bekommt. Denn es ist nicht angenehm, alle Augenblicke an das Fußende der Seite blicken und den Gedanken dort mit dem im Text verbinden zu müssen. Da ferner die sehr zahlreichen, oft ganz überraschend verwertheten Bibelstellen nur mit Kapiteln und Versen citirt sind, so muß man überdem auch bei großer Belesenheit in der Bibel eigentlich stets seine Bibel zum Nachschlagen bei sich haben. Für weitere Leserkreise wäre es auch dienlich gewesen, die fremdsprachigen Citate ins Deutsche zu übersetzen. Wenn es dem Verfasser gefallen hätte, seine Vorträge und Aufsätze mit den Anmerkungen zusammenzuarbeiten, so wäre jeder einzelne Theil einheitlicher und lesbarer geworden, auch wäre nicht gar manches fast wörtlich wiederholt worden. Nachdem die Bücher aber in vielen Auflagen einmal so geblieben sind, wie sie von Anfang an waren, werden sie wol auch in fernern Auflagen, die diesen Büchern sicherlich nicht fehlen werden, so bleiben und mit ihrem siegreichen Idealismus ferner Nutzen schaffen. Von dem Inhalt mögen die Titel einiger Abschnitte eine Vorstellung geben: „Die Kunst des Arbeitens" und „Die Kunst, Zeit zu haben" (beide ganz besonders reich an praktischen Winken), „Gute Gewohnheiten", „Glück", sämmtliche im ersten Theil. Aus dem zweiten nennen wir: „Was ist Bildung?" (mit ganz überraschenden Beobachtungen), „Schuld und Sorge", „Ueber Menschenkenntniß", „Prolegomena des Christenthums" u. s. w.

Ueber dieses Leben hinaus, dahin, wo unser Wissen und unsere Beobachtung ein Ende hat, in das Leben nach

dem Tode führt uns Wilhelm von Lichtenow (Nr. 7). Die Schrift schildert das Sterben und den Zustand unmittelbar nach dem Tode in phantasiereicher Sprache, wobei die gewöhnliche christliche Vorstellung vom Himmel mit geschickten Strichen ins Denkbare und Glaubbare erhoben wird. Vielleicht hat mancher Christ in schwerer Krankheit, entweder in den letzten Augenblicken vor dem Tode oder in den Augenblicken, da der Tod wieder dem Leben wich, ganz Aehnliches traumhaft empfunden. Eine nüchterne Kritik wäre deshalb bei einer solchen phantastischen Darstellung kaum angebracht, außer etwa von dogmatisch-theologischer Seite. Da her wird wol auch Einwand oder Zustimmung kommen. Die vierundzwanzig Seiten lange Schrift ist mit dreiundzwanzig Bildern illustrirt, über deren künstlerischen Werth man verschiedener Ansicht sein kann. Einzelne sind sehr stimmungsvoll; aber im ganzen stören sie nur. Denn sie beweisen Seite für Seite, daß es Dinge gibt, die man durch die Kunst des Wortes einem nahe bringen und glaubhaft machen kann, während dieselben Dinge unglaubhaft, ja abstoßend werden, sobald der Versuch gemacht wird, sie zu malen. Und bei den Verhältnissen des Jenseits, wenn sie eben nicht plump in irdischer Art gedacht, sondern vergeistigt werden, wie hier, ist eine Illustration eigentlich von vornherein ein Ding der Unmöglichkeit. Aber wie sagt jener? „Unmöglich war's freilich, aber gethan hab' ich's doch!"

Richard Weitbrecht.

Neue Romane und Novellen.

1. Das Wunderbare und andere Novellen. Von Heinrich Mann. („Kleine Bibliothek Langen", Band 4.) München, Albert Langen. 1897. 12. 1 M.
2. Pariser Abenteuer und andere Novellen. Von Guy de Maupassant. Uebersetzt von Dr. A. Vögtlin. („Kleine Bibliothek Langen", Band 5.) München, Albert Langen. 1897. 12. 1 M.
3. Fräulein Caja. Von Hermann Bang. Autorisirte Uebersetzung aus dem Dänischen von R. Blumenreich. („Kleine Bibliothek Langen", Band 6.) München, Albert Langen. 1897. 12. 1 M.
4. Föhn. Von Richard Wendriner. Breslau, L. Frankenstein. 1897. 8. 1 M. 20 Pf.
5. Vom Baume des Lebens. Erlebtes und Erdachtes. Von Richard Wrede. Mit Deckelbild von Th. Th. Heine, Randzeichnungen von H. Baluschek. Berlin, Kritik-Verlag. 1897. 8. 3 M.
6. Verrechnet. Novelle aus dem spanischen Leben. Von Don Luis Coloma, S. J. Genehmigte Uebersetzung von J. Caspari. Köln a. Rh., J. P. Bachem. 1897. 8. 1 M. 50 Pf.
7. Leonie. Erzählung. Von Theodor Puschmann. („Unterwegs und Daheim.") Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt von S. Schottlaender. 1897. Schmal 8. 75 Pf.
8. Ganymed. Novelle. Von Heinrich Bulthaupt. („Unterwegs und Daheim.") Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt von S. Schottlaender. 1897. Schmal 8. 75 Pf.
9. Frau Sophie Peltner. Novelle. Von Karl Jaenicke. („Unterwegs und Daheim.") Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt von S. Schottlaender. 1897. Schmal 8. 75 Pf.
10. Die aus der Vorstadt. Roman. Von Eugen Isolani. Leipzig, Robert Friese, Sep.-Cto. 1897. 8. 2 M. 50 Pf.

Ein mehr seltsamer als gefälliger Frauenkopf mit geschlossenen Augen und schweigendem breitem Munde prangt auf dem Titelbilde der Novellen von Heinrich Mann (Nr. 1). Die in geometrischen Wellenlinien um den Kopf fließenden Haare sind vom Kinn rechts und links durch eine unerkennbare Kraft nach oben geschlungen und bilden den Rahmen zu einer Landschaft von dunkeln Cypressen und in den Umrissen gezeichneten Laubbäumen. Dieses schnurrige Titelbild soll offenbar zu der ersten Novelle des Büchleins, dem sie zur Aufschrift dient: „Das Wunderbare", stimmungsvoll hinüberleiten. Das Unaussprechliche, das Unfaßbare zu sagen, das ist es, was Heinrich Mann in dieser Novelle versucht. Das Wunderbare, das über den Realismus der Zeit hinausführt, in das Leben des Helden dieser Novelle, der jetzt ein geruhsam-geordnetes Dasein in einer Provinzstadt führt, ist es einmal eingetreten, genug, um ihn in der Erinnerung auf immer auszufüllen. Dies Wunderbare war eine Frau, die er in der traumhaften Stille eines mit allen Wundern der Kunst und der Natur ausgestatteten Buen Retiro an einem weltentlegenen Bergsee traf und an deren Seite er Tage eines müden, wunschlosen Glückes genießen durfte, bis ihre Seele, schon, als sie der kranke Körper noch gefangen hielt, halb verklärt, ihrer unbekannten Heimat zuflog. Wollte der Dichter die Stimmungen eines Reconvalescenten und einer Sterbenden in ihren verwandten Momenten schildern, so hat er allerdings Töne gefunden, die dem krankhaften Empfinden solcher Personen in manchem Punkte entsprechen. Aber das Räthsel des Wunderbaren, so sehr er uns dieses selbst mitempfinden läßt, hat er uns nicht gelöst. Trotz der meisterhaften Schilderung der Natur, trotz der mimosenhaft zarten, anschmiegenden Kunst, den verschwimmenden und zerfließenden Dämmerungsstimmungen der Seele Worte zu leihen, kommt man doch über den Eindruck eines hyperästhetischen Lyrismus, einer mondsüchtigen Sentimentalität, die sich freut, die Dinge in einer künstlichen, erborgten Beleuchtung anzusehen, nicht hinaus. Die hervorragende Gabe der phantastischen Erfindung im Detail, der farbenreichen Sprache, der Stimmungsmache wollen wir nicht verkennen. Die verdämmernden Em-

pfindungstöne gemahnen an Maeterlingk, der in seinem „Eindringling" und in den „Blinden" die Macht eines dumpfen, undefinirbaren Gefühles mit höchster Feinheit geschildert hat und in dieser Beziehung vielleicht nur von dem Italiener Silvio Pagani erreicht worden ist. Bei diesen aber gewinnt man über die Erreger solcher Stimmungen volle Klarheit; das Wunderbare Heinrich Mann's zerfließt zu einem gestalt- und grundlosen Nebel. Daß Heinrich Mann trotz alledem ein sehr fein besaiteter Künstler ist, geht auch aus den andern Novellen des Buches hervor. Der zarte Reiz einer vollendeten Technik hebt selbst ein so unbedeutsames Ereigniß, wie es in der „Gemme" erzählt wird, in eine künstlerische Sphäre. Mag Heinrich Mann nun das Brutale der sinnlichen Lust schildern, wie es in der grotesk-humoristischen Skizze „Der Hund" oder in den romantischen Geschichten aus Rocca de Fichi geschieht, oder das Erwachen gesunder Lebenslust, in der duftigen Novellete „Contessina", oder die Treue des Mannes und der Frau beleuchten, in der Novelle „Enttäuschung", immer weiß er durch die zarte Kunst seiner Erzählungsweise, durch die Lebendigkeit seines knappen Ausdrucks zu fesseln.

In die Bizarrerien und Pikanterien des Seelenlebens, die auch Heinrich Mann verlocken, hat sich wol kein deutscher Dichter so verirrt wie Guy de Maupassant. Insofern lag vielleicht ein Bedürfniß vor, seine „Pariser Abenteuer und andere Novellen" (Nr. 2) durch eine gefällige Uebersetzung männiglich zugänglich zu machen. Wir fürchten jedoch, das Büchlein wird in Deutschland wenige Leser finden, die über den stofflichen Reiz des Lasciven und Grotesken zur Würdigung der Feinheit des künstlerischen Vortrags vordringen, und meinen auch, dem Verfasser habe der Stoff mindestens so viel Reiz gewährt, wie die Lust, ihn zu formen. Wer sich mit den satanistischen Schilderungen des Weibes durch den Meisterradirer Félicien Rops je bekannt gemacht hat, wird in dem hämisch lächelnden Humor dieser Maupassant'schen Skizzen manche verwandte Züge finden, obwol Maupassant vielfach gerade das fehlt, was Rops in seinen kühnsten Blättern eignet: das vollblütige Temperament. Am nächsten kommt dem Weiberhasse eines Rops, der bekanntlich einen Säemann über Paris das Verderben in Gestalt von nackten Frauen ausstreuen läßt, die Schlußskizze des Bandes: „Verrückt", die den perversen Neigungen des Geschlechtstriebes mit scrupelloser Neugier nachgeht. Ein grinsendes Behagen spielt auf den Lippen Maupassant's, wenn er die Abenteuer unerfahrener Provinzdamen in Paris schildert, oder die Thorheit eines Gatten, der zu einem Ehrenzeichen kommt durch die Verdienste — seiner Frau. Ein grotesker Humor spricht aus der Skizze „Ein Weihnachtsfest". Aber das unbestreitbare Können Guy de Maupassant's vermag doch diesen sorgfältig gefeilten Cabinetsstücken für Liebhaber des haut-goût keinen höhern Werth zu verleihen als den eleganter Cochonnerien.

Vom trüben, unabänderlichen Elend des menschlichen Sklaventhums, der Dulder, um die sich keiner bekümmert, und die lautlos dahinwelken, redet des Dänen Hermann Bang Novellenbuch „Fräulein Caja" (Nr. 3) mehr, als manchem lieb sein wird zu hören. Hier das Elend eines alternden Mädchens, auf dessen schwachen Schultern die Mühe und der Verdruß eines Pensionats ruht, und in deren Dämmerdasein ein Sonnenstrahl nur hineingefallen ist, um die Sehnsucht nach Licht und Freiheit zu wecken; dort das Los eines kärglich besoldeten Schulmeisters, einer im Aufblühen verkümmerten Künstlerseele; dort das Schicksal einer alten Ballerine, die der Kunst ihrer Jugend zum Spotte ihrer herzlosen Schüler nicht vergessen kann, das ist die Welt, in die uns Hermann Bang einführt, eine traurige, lichtlose Welt, die nur einmal von einem trübe lächelnden Humor, in der Novelle „Ein herrlicher Tag", etwas erhellt wird. In das Haus des Schulmeisters kommt ein stolzer Gast, eine wirkliche Künstlerin, die es sich bei dem mit tausend Sorgen und Entbehrungen erkauften Gastmahl gut gehen läßt, ohne zu fühlen, welches Opfer ihr gebracht wird. Das Schulmeisterlein aber schwelgt in Seligkeit, als es zu dem Spiel dieser Begnadeten singen darf und Lob erntet. Er wird an diesen Tag sich erinnernd festklammern und in seinem Glanze sich sonnen, weit länger, als er braucht, um die Schulden zu zahlen, mit denen er ihn erkaufen mußte.

Ein uns neuer Name ist der Richard Wendriner's. Seine unter dem Titel „Föhn" (Nr. 4) vereinigten Novelletten verrathen ein gefälliges Talent, das an modernen Mustern geschult ist. Auch Wendriner ist, wie so viele, weit weniger Charakteristiker, Bildner von Menschen als Stimmungskünstler. Besonders deutlich wird dies in der Titelnovelle, über der etwas von der Schwüle liegt, die dem ausbrechenden Gewitter vorangeht. Von gesunder Frische und nicht ohne Humor ist die Skizze „Im Heu". Die drei andern Skizzen: „Ein Baustein", „Eine gute Partie", „Aus!" sind flott geschriebene Skizzen sittengeschichtlicher Art, die durch ihren ausgesprochenen Zweck, gewisse Tagesfragen, z. B. der Ehescheidung und der Tugendbündelei, zu beleuchten, freilich aus der Sphäre des rein Künstlerischen heraustreten.

Hypermodern und im Kern wurmstichig sind die Früchte, die sich Richard Wrede „Vom Baume des Lebens" (Nr. 5) gepflückt hat. Das Titelblatt, ein gekünsteltes Werk Th. Th. Heine's, und die Randzeichnungen H. Baluschek's in ihrer carikirten Einfältigkeit stimmen zu dem Gehalt dessen, was der Verfasser „erlebt und erdacht" hat, nur zu gut. Neben flüchtigen Gedanken im Halbschlummertraume fehlt auch die berühmte Kellnerinnenpoesie nicht, dazu eine Satire auf Prinzenehen, ein Selbstmord eines Optimisten aus Ekel, eine Verherrlichung des großen Schweigens und des großen Verstehens, ein billiger Angriff auf die Ehe und was dergleichen moderne Selbstverständlichkeiten mehr sind, und unter jedem fein säuberlich das Datum, damit die Mit-

und Nachwelt nur ja erfahre, wann und wo R. Wrede eine „Idee" oder „flüchtige Gedanken" hatte. Das Ganze ist nichts als gespreizte, gehaltlose Mittelmäßigkeit, so sehr sich der Verfasser Mühe gibt, den interessanten, eigenartigen Mann zu spielen.

Auf den Verfasser der Novelle aus dem spanischen Leben: „Verrechnet", Don Luis Coloma, S. J. (Nr. 6), sind weitere Kreise durch die Veröffentlichung seines, das spanische Gesellschaftsleben scharf satirisch beleuchtenden Romans „Lappalien" in der „Romanwelt" aufmerksam gemacht worden. Auch die vorliegende Novelle enthüllt den satirischen Geist des Dichters, sein Talent, zu charakterisiren, und seine Absicht, durch seine Schriften moralisch und religiös zu wirken. Ja selbst an dem frommen Wunsche, der Leser möge aus dieser Erzählung lernen, daß Gottesdienst sich am Ende immer besser lohnt als der Dienst der menschlichen Eitelkeit, fehlt es nicht. Der fromme Jesuitenpriester hat in dem Falle, den er schildert, diesen tröstlichen Ausgang durch treffliche Charakteristik der Personen recht wahrscheinlich gemacht, wir fürchten aber, ein Maupassant, ein H. Bang würden ihn belehren, daß die Wirklichkeit der Moral recht oft ein Schnippchen schlägt. Da es aber dem Erzähler an Humor, an Anmuth der Schilderung nicht gebricht, wird seine Novelle auch in Deutschland Freunde finden, wenn auch nicht in dem Maße, wie sein obengenannter offenherziger und ziemlich scrupelloser, temperamentvoller Roman.

Bessere Eisenbahnlektüre bietet Schottlaender's blaue Bibliothek „Unterwegs und Daheim". Viel darüber hinaus kommt weder Theodor Puschmann's Novelle „Leonie" (Nr. 7), noch Heinrich Bulthaupt's „Ganymed" (Nr. 8), noch Karl Jaenicke's „Frau Sophie Peltner" (Nr. 9). Alle drei Novellen tragen das deutliche Gepräge des Romanhaften, ja zum Theil das des Abenteuerlichen; sie wollen durch die Erfindung imponiren und sind in der künstlerischen Durchbildung traditionell, in der psychologischen Motivirung mehr kühn als überzeugend. So leid es uns thut, auch Heinrich Bulthaupt's „Ganymed" macht hiervon keine Ausnahme. Der Reiz des Persönlichen, des Charaktervollen, der selbst verbrauchten Motiven neues Leben einzuathmen versteht, wird allzu sehr vermißt. Weder dem Schicksal der renmüthig zur Grube fahrenden Abenteuerin Leonie, noch dem verkannten Rembrandt-Genie im Hochgebirge, noch der vergeblich gegen den Bann einer engherzigen Erziehung kämpfenden Sophie Peltner vermag ich ein tieferes Interesse abzugewinnen, da keinem von ihnen ein Hauch wirklichen Lebens innewohnt. Es sind Gebilde einer schwächlichen Phantasie, die zerfließen, so sehr die Verfasser sich bemühen, sie zum Leben zu elektrisiren.

Einen Roman aus dem dresdener Leben hat Eugen Isolani in seinem Buche „Die aus der Vorstadt" (Nr. 10) schreiben wollen. Aber weder ist es ihm trotz einiger ansprechender Schilderungen des Localen und einiger kleiner Indiscretionen und Ausfälle gelungen, ein specifisch dresdener Colorit zu schaffen, woran sich schon vor ihm andere vergeblich versucht haben, noch hat er vermocht, eine Handlung und Charaktere zu gestalten, denen man ein tieferes Interesse abgewinnen könnte. Das Ganze trägt so sehr den Charakter des dilettirenden Auch-Romanschreibers an sich, daß man dem Werke unrecht thun würde, wollte man es ernsthaft auf dichterische Qualitäten hin prüfen.

Leonhard Lier.

11. Das Friedenshaus. Eine Sonderlingsgeschichte aus der Gegenwart. Von H. Bulthaupt. Leipzig, H. Haessel. 1897. 8. 3 M.

Den Novellen und Gedichten, die Bulthaupt in den letzten Jahren rasch nacheinander veröffentlicht hat, ist kürzlich ein Roman mit lyrischen Einlagen gefolgt: die Geschichte eines Sonderlings, der statt an den breiten Straßen lieber im unbegangenen Gelände wohnen und auf das Gedränge der übrigen Menschen verzichten möchte. Der Erzählung liegt ein heiterer Vorwurf zu Grunde: Ein Maurermeister, der viel Glück gehabt, wollte aus diesem Leben dankbar und mit einem guten Werke scheiden und baute ein großes Haus, für das er selbst die Miether zu beinahe unentgeltlichem Aufenthalte auswählte:

> Und als nun das letzte Stübchen im Friedenshause vergeben war, da rief der Erbauer und Erzvater die Seinen zusammen und hieß sie sich verpflichten, sich gegenseitig zu achten und zu lieben, sich in allen Fährlichkeiten mit Rath und That beizustehen, einmal im Jahre aber, am Tage der Eröffnung des Vierstöckers, die Pfosten mit Weinlaub zu umwinden und zu einer gemeinsamen Feier aus allen Wohnungen, bald im ersten, bald im zweiten, bald im dritten und vierten Stock zusammenzukommen und bei einer guten Mahlzeit und einer festlichen Veranstaltung, die zu ersinnen einer jeden Fest gebenden Familie freistand, fröhlich zu sein. Man unterschrieb das, man drückte sich die Hände, man trank auf des Alten Wohl, und keiner im Hause, der ihn nicht laut oder leise pries und segnete, keiner aus der Menge, die draußen das schmiedeeiserne Gitter umdrängte, der die Bewohner nicht um der fabelhaft billigen Miethen willen gründlich beneidete, wenn nicht gar haßte.

Diese zusammengewürfelte Gesellschaft, die in den untern Räumen mit einer Consulsfamilie beginnt, und unterm Dach mit einer Bettenstopferin aufhört, liefert die Bilder zu dem Romane, der erst von Stockwerk zu Stockwerk wandert, und sich dann an dem Jahresfeste beteiligt, dessen erzwungene feierliche Eintracht in einen belustigenden Zank verläuft. Am Ende sind Erben und Miether froh, als der Staat ihren unerquicklichen Verhältnissen durch Enteignung zu Gunsten einer neuen Bahn ein Ende macht.

Das Hauptinteresse fordert ein junger Mensch, Valentin, der sich nach frühen, schweren Schicksalsschlägen und nach grellem Weh, das auch dem Leser nicht erspart wird, in der Portiersloge eingenistet und nach dem Tode des Erbauers unvermerkt den guten Genius des Hauses gespielt hat: ein geborener Einsiedler, der innerlich und seelisch

ebenso von dem Durchschnitt der Menschen, wie außen abweicht, wo ihm die Natur gleichsam symbolisirend einen Buckel aufgesetzt hat. Sein Leben verschlingt sich im ersten Stock mit der Familie des Consuls, dessen Frau Adele liebevoll und schwesterlich dem Verkrüppelten zur Seite steht. Die leidenschaftlichern Töne werden bis dicht vor dem Schluß verhalten und auch da nur sparsam vertheilt, denn Valentin wird nach einem kurzen liebenden Geständniß vor Adele, der Gattin eines andern, doch sofort wieder Herr über seine Gefühle und geht entsagend von dannen. Es liegt eine selige Klarheit über dem Buche, die versöhnend alle Irrung und Wirrung des Lebens bescheint und den Menschen aus den Kämpfen ihrer eigensüchtigen Neigungen die Pfade zu der alle beglückenden, selbstlosen Charitas zeigt.

Auch in dieser, wie in mancher andern modernen Erzählung ist den Kindern ein breites Feld eingeräumt: sie kommen hier zwar nicht mit ihren Thaten und Leiden, sondern mehr als Gegenstände der Erziehung für den jungen Helden des Romans in Betracht, der, Saaten in die Zukunft streuend, in das bildsame Gemüth der Kleinen den heitern, menschenliebenden Geist pflanzt, der von Rechts wegen im Friedenshause wehen sollte. Der Pädagoge mag hier vom Dichter mehr, als er je in seinen Fachbüchern finden wird, lernen. Die erzieherischen Probleme werden natürlich ganz individuell gelöst; sie gehen den kleinen Kreis der Sechs- bis Dreizehnjährigen an, deren erste Fahrten in die Welt dieser treue Lootse leitet. Zum Kapitän für die Stürme auf hoher See würde er nicht gut taugen; denn wenn sich die ideal veranlagten Menschen wirklich in zwei Gruppen scheiden, wenn die einen bei allem Widerstand der stumpfen Welt ihr hohes Banner nur um so trotziger flattern lassen, die andern aber sich erschreckt und verlegen vor der Wirklichkeit in das reinliche Gehäuse ihrer Seele zurückziehen, so gehört Valentin gewiß zu den letztern. — In den Kinderabschnitten drängt sich das Genrebildliche und Anekdotenhafte vor, weil Bulthaupt bei dem raschen Verlauf seiner Dichtung auf eine psychologische Entwickelung verzichten mußte; fast will es scheinen, als ob hier und da die Tiefe des Kindergemüths überschätzt und verwickelte Motive in die naive Seele hineingedeutet wären — wodurch freilich die kleine Welt an poetischer Haltung unendlich gewonnen hat.

Ein absonderlicher Zug der Erzählung sei für die Thierpsychologie herausgehoben. Im Friedenshause gehören nämlich die Tauben, als lieblose Geschöpfe, zum Inventar eines Verbrechers: „Taubennarren mästen ihre Vögel für den Koch und sich selbst für den Galgen.“ Valentin muß das an einem seiner Brüder, einem misrathenen Buben, kummervoll selbst erleben. Sollte dieser Vogel mit seinen wunderbaren Formen und dem schönen schwellenden Gefieder so lange die Menschheit getäuscht haben? In Paphos umgirrten die Tauben den Tempel der Aphrodite; das Neue Testament sieht keine Falschheit an ihnen, den Ehepaaren des Mittelalters waren sie wegen ihrer gattenhaften Treue heilig; „und noch heute“, so schreibt unser Brehm, der manches Gute über diese Thiere zu berichten weiß, „glauben viele Jäger, daß der Turteltauber aus Kummer zu Grunde geht, wenn ihm sein Ehegespons geraubt wird: der Glaube macht dem Jägerherzen Ehre, ist aber unbegründet.“

Der Roman ist sorgsam gebaut; man freut sich an der feinen berechnenden Art, wie das ganze Werk um den Ruhepunkt schöner Harmonie schwankt, und bald nach unten, bald wieder fröhlich nach oben geht, bis es endlich die wagerechte Stellung gefunden hat. Von den Hauptpersonen des Friedenshauses — und hier redet der Dramatiker Bulthaupt zu uns — hat eine jede ein mehr oder minder komisch verzerrtes Gegenüber: mit den guten, treuen und stillen streiten die leeren und lärmenden Menschen, und der Widerspruch zwischen Ideal und Wirklichkeit, auf dem das ganze Gebäude ruht, macht sich auch unter den Bewohnern geltend. Die Kapitel lösen einander wie Tag und Nacht ab, auf die traurige Erzählung von Valentin's Jugend folgt der heitere Aufzug zweier befreundeter alter Jungfern, eine Humoreske, die gerade in dieser Compositionsform ihre ästhetische Berechtigung hat; die falsche Sentimentalität, die darin ergötzlich geschildert wird, dient nämlich zugleich als Folie für den nächsten Abschnitt, wo Valentin wieder mit einem reizbaren Erlebniß zu Worte kommt, das ihm ohne die voraufgehende Correctur vielleicht als Weichlichkeit ausgelegt werden könnte. — Ein alter Dichter, im Sinne des Harfners aus dem „Wilhelm Meister“, wirft seine schweren Klänge in die bunte Geschichte und begleitet die Komödie wie ein unsichtbarer ernster Chor. Er sieht das Friedenshaus, das in der Welt des Streites nicht bestehen konnte, von Engeln in die Lüfte entführt:

> Es schwebt, es steigt, wie Purpur glänzt das Dach —
> Die Sonne sinkt — die Vögel flattern nach —
> Ich komm', ich komme. Fort aus Nacht und Graus —
> Hier bin ich fremd — dort oben ist mein Haus!

So erhält die anspruchslose Erzählung am Schlusse ein phantastisches Siegel: das Haus wird zu einer schönen Sage; die Nachkommen betrachten den Grund, wo es stand, mit scheuer Ehrfurcht, und auch uns verklärt sich die fromme Marotte des alten Maurermeisters; das Eckige, Plumpe, Groteske weicht zurück, aber der Geist der Liebe und Uneigennützigkeit, mit dem einst der Plan zum Bau entworfen wurde, webt freundlich und wunderbarlich vor unsern Augen weiter, und wir nehmen halb wehmüthig, halb lächelnd von den Trümmern Abschied.

Heinrich Kraeger.

Eine symbolische Zoologie.

Das Buch der Natur. Von Conrad von Megenberg. Die erste Naturgeschichte in deutscher Sprache. In neuhochdeutscher Sprache bearbeitet und mit Anmerkungen versehen von Dr. Hugo Schulz, Professor an der Universität Greifswald. Greifswald, Julius Abel. 1897. 8. 9 M.

Alle wissenschaftliche Arbeit ist eine Entbildlichung. Eine ungeheuere geistige Thätigkeit von Jahrhunderten ist bereits darauf verwendet worden, an Stelle von naiv bildlichen Auffassungen irgendwelcher Vorgänge, Erscheinungen eine Erklärung zu setzen, die möglichst unbildlich ist. Metaphysisches Denken wird stets bildlich bleiben — auch Ostwald's Energien sind ein Bild —, denn das ewige Räthsel ist nur bildlich zu fassen, nur bildlich unserm Vorstellungsvermögen irgendwie nahe zu bringen. Auch die nächstliegenden Dinge der Außenwelt erscheinen uns bildlich, symbolisch gefaßt, wenn wir in die Anfänge der Wissenschaft, z. B. in Deutschland zurückblicken, und zwar ist es gegen Ausgang des Mittelalters das katholisch-symbolische Denken, das die Wissenschaften erfüllt und das Wesen der Dinge zu erfassen meint. Im Zeichen dieser Denkweise, im Schatten der Kirche steht auch Conrad's von Megenberg „Buch der Natur", und kein Gebiet zeigt das gründlicher als der dritte Theil des Buches: „Von den Thieren."

Besonders reich an symbolischen Deutungen ist gleich der erste, allgemeine Abschnitt dieses Theiles. Der damals verbreiteten Ansicht, daß alle im Meere lebenden Thiere harte, „wie von Knochen gemachte" Augen haben und über ihnen eine harte Haut, damit das salzige Meerwasser ihre Augen nicht angreife, fügt Conrad von Megenberg hinzu: „Es ist wie bei den Kindern dieser Welt, die ihre Gedanken in das üppige unstete Meer dieser armen Welt versenkt haben: sie können ihren harten Sinn nicht erheben noch auch erweichen zu geistlichen Dingen, und das Salz der ewigen Weisheit vermag sie nicht zu durchdringen." Zu der Aristotelischen Lehre, daß mit Ausnahme des Menschen jedes Geschöpf seine Ohren bewegen könne, bemerkt er sofort: „So gehört es sich auch, denn der Mensch soll die göttlichen Gebote, die sein Ohr vernimmt, unwandelbar in seiner Seele und seinem Herzen festhalten." Und ähnlich bei den Augen: „Im Verhältniß zur Körpergröße stehen beim Menschen die Augen näher beieinander wie bei den übrigen Thieren. So sollen in uns Vernunft und Begierde, die Erkenntniß Gottes und unsers Selbst vereinigt sein."

Bei den Betrachtungen der einzelnen Thiere ist ein fortwährend wiederkehrender symbolischer Gegensatz der zwischen Zeitlichkeit und Ewigkeit, zwischen der Welt und dem Reiche Gottes. Die für unser Denken entlegensten naturwissenschaftlichen Beobachtungen werden mit ihm verquickt, sodaß gelegentlich für unser Gefühl eher eine komische als eine im engern Sinne ästhetische Wirkung zu Stande kommt. Die komische Wirkung war für die Zeitgenossen Conrad's von Megenberg natürlich ausgeschlossen, die ästhetische verband sich ihnen mit der religiösen und wissenschaftlichen noch zu einem Ganzen, das man nicht auseinanderzulegen vermochte; erst mit der Reformation beginnt diese seelische und geistige Arbeitstheilung klar einzusetzen. Bei der Angabe, daß einige Esel nur Brunnen- oder sehr reines Wasser trinken, citirt Conrad von Megenberg folgende Jesaiasstelle mit seinen parenthetischen Zusätzen: „Was nun, Mensch, welche Kraft hast du auf dem Wege in Aegypten, daß du trübes Wasser trinkest? (das ist die weltliche Weisheit, die trübe und finster ist) und was hast du am Wege der Leute, die Assyrier heißen, daß du fließendes Wasser trinkest? (das ist die lebendige, göttliche Weisheit)." Das Damwild charakterisirt er als furchtsam, schwach, unkriegerisch und wehrlos und fügt hinzu: „Was aber sind wir? Nichts anderes als ein Raub, an dem alles reißt, was nur will. Das Thier versinnbildlicht die, welche dem Teufel nicht widerstehen, wenn er sie versucht." In dem Abschnitt von den Schafen erzählt er, daß diese leicht sterben, „wenn sie im Mai oder später von Honigthau befallenes Gras fressen, oder wenn sie sich im Erntemond mit Aehren überfüllen. So geschieht den Leuten, die der Süßigkeit dieser Welt nachfolgen, sie sterben den ewigen Tod". Rührend ist das kleine Kapitel von der Kalanderlerche, das wir unsern Lesern ganz mittheilen möchten:

> Calandris heißt eine Kalanderlerche. Es ist ein kleiner, der Lerche ähnlicher Vogel. Er erfreut alle, die ihn hören, durch seinen schönen Gesang. Gefangen und im Käfig verwahrt, vergißt er seine Gefangenschaft und sein Leid und singt den ganzen Tag. Er denkt weder an sein Gefängniß, noch an sonst etwas, wie nur an seinen Gesang, über den freut er sich und singt in vieler Vögel Weise. Dieser Vogel versinnbildlicht uns die Leute, welche auf Erden die ewige Seligkeit betrachten und so froh innerlich sind, daß sie das Elend, in dem sie leben, vergessen. Von ihnen sagt Sanct Paulus, daß sie schon jetzt ihre Gemeinschaft und ihren Wandel im Himmel haben. Nun sieh nur die Kalander an, die Tag und Nacht über der heiligen Schrift sitzen und die göttlichen Werke darin wie in einem Spiegel betrachten! Ach Mutter der Barmherzigkeit, hilf deinen Kalandern, die Tag und Nacht dein Spiegelbild betrachten und bedenken. Hilf, hilf, Helferin, hilf deinem Sünder, du weißt allein, Herrin, wen ich meine!

Verschiedene symbolische Beziehungen bietet die Taube dar. Die natürlichste und hübscheste davon ist die, auf die Conrad von Megenberg zuletzt zu sprechen kommt, da, wo er erzählt, wie sich die Tauben putzen und ihre Federn fleißig mit dem Schnabel schlichten und strählen und ihnen gerade da der Sperber am meisten aufpaßt, um sie zu fangen und zu tödten. „So lauert der böse Geist auf uns, wenn wir uns um die Verlockungen und Ueppigkeiten dieser Welt kümmern. Ach Herr, wie oft hat er mich gefangen, und die Tugendsamste, Schönste, Reichste, Edelste und Gewaltigste" — gemeint ist wie oben die Jungfrau Maria — „hat mich immer wieder aus seinen scharfen

Klauen erlöst, trotzdem ich leider nicht ihre Taube bin, sondern ein armer Rabe!"

Der so schrieb, war ein gebildeter, weit gereister, sehr angesehener Kanonikus am regensburger Dom, innerhalb seines Standes eine damals wol immer seltener werdende Erscheinung. In der That trifft er in seinem Werke niemand mit so harten Strafworten wie die Geistlichen, namentlich die hohen und vornehmen. Und seine Naturgeschichte bietet ihm oft genug Gelegenheit dazu. Zu dem Satze, daß große Thiere wenig Junge zeugen, bemerkt er: „Ebenso steht es leider mit den Leuten auf Erden, die große Würden besitzen, wie Bisthümer, Propsteien und andere Prälaturen, und mit Predigen und andern guten Werken wenig Frucht bringen." Von dem Lami berichtet er: „Das Thier ist sehr grimmig, gleichwol bietet es seinen Jungen seine Milch und säugt sie. Viel bösartiger und grimmiger sind unsere Prälaten, Pröpste, Bischöfe und Dechanten, die ihren Unterthanen das geistliche Brot, Gottes Wort, nicht bieten und diejenigen hindern, die es ihnen gern böten und geben möchten." In Bezug auf die Jagd unterscheidet Conrad von Megenberg edle und unedle Falken. „Wenn der unedle Falke den Reiher zu Boden schlägt und ihn fassen will, so speit der Reiher einen frisch gefangenen Fisch aus dem Kropf. Den greift dann der unedle Falke und läßt den Reiher fliegen. Der Edelfalke thut das nicht: wenn der Reiher den Fisch aus dem Schnabel läßt, hält er ihn noch fester wie vorher. Die schlechten Falken versinnbildlichen uns die bösen Prälaten, Bischöfe, Pröpste, Dechanten und alle schlechten Richter, die von den Schuldigen Geld annehmen und sie um des unreinen Gutes willen loslassen."

Und ähnlich werden Fürsten und Bauern aufs Korn genommen, Arm und Reich, Mann und Weib gegenübergestellt, und die verschiedensten moralischen und unmoralischen Charaktere beleuchtet — alles vermöge jener symbolischen Auffassung des Thierlebens, die die Deutung des Einhorns und des Vogels Phönix auf Christus als die wichtigsten Stücke dieser Zoologie erscheinen läßt. Das auch für uns erbauliche Buch unserm gebildeten größern Publikum durch Uebertragung in unser heutiges Deutsch leichter zugänglich gemacht zu haben, ist gewiß ein Verdienst des gelehrten Herausgebers. Leider ist er der philologischen Seite der Aufgabe nicht gewachsen gewesen. Verhältnißmäßig geringfügig sind ja die Sinnverschiebungen, die etwa dadurch entstehen, daß er das alte negirte mögen stehen läßt, anstatt es durch „nicht können" wiederzugeben, oder ein altes darum, das bei Conrad von Megenberg ja gar nicht den rein causalen Sinn hat wie bei uns. Auch schadet es am Ende nichts, daß er ganz regelrecht üppig schreibt, im Substantivum aber wiederholt Ueppichkeit, einfach verleitet durch das mittelhochdeutsche Wortbild üppicheit, das freilich üppic-heit zu trennen ist. Verblüffender ist schon ein Satz wie folgender: „Der Sternseher Alfraganus sagt, die Sonne sei hundertundsechzig Stunden größer wie die Erde." Stunden? Etwa Wegstunden? Jedes mittelhochdeutsche Wörterbuch hätte mit der Angabe helfen können, daß dri stuont auch dreimal bedeutet. Lebhaft zu bedauern aber ist endlich, daß der Leser auch in den sachlich aufklären wollenden Anmerkungen — so spärlich sie beigegeben sind, bilden sie doch die Hauptarbeit des Herausgebers — wiederholt auf grobe Misverständnisse stößt. Ein oberdeutscher Name des Uhu, Auf, schon althochdeutsch ufo, eine Bildung ähnlich wie Uhu selbst, wird mit dem Satze erklärt: „Die Bezeichnung Auf ist in der Jägersprache, wegen der Verwendung des Uhus auf der Krähenhütte, üblich." In dem Arpen, einem Vogel, den Conrad von Megenberg als äußerst freßgierig und mit einem Menschenantlitz begabt schildert, vermuthet der Herausgeber eine Tringa- (Strandläufer-) oder Larus-(Möven-)Art und bemerkt: „Das menschliche Gesicht ist wol eine Erinnerung an die fabelhafte Harpye." In der That ist Conrad's von Megenberg Arpe nichts anderes als die Harpyie selbst, wie schon der lateinische Name Arpia andeutet, den er beigibt. Die Fabelwesen des griechischen und römischen Alterthums wurden in der mittelalterlichen Wissenschaft jahrhundertelang treuherzig mitgeschleppt, und dieses Alterthum und eine culturgeschichtliche Vorstellung von seinem Nachleben im Mittelalter gibt den richtigen Standpunkt ab, sie auch später noch zu erkennen, nicht die heutige Naturwissenschaft. Genau so wie mit dem Arpen ist es dem Herausgeber mit dem Lami ergangen. Nach der Beschreibung Conrad's von Megenberg vermuthet er: „Irgendeine große Affenart? Vielleicht ein Cynocephalus? C. mormon *L.*, Waldteufel, Mandrill?" Auch hier hätte die von Conrad von Megenberg an die Spitze seines Artikels gestellte lateinische Namensform lamia auf das Richtige hinweisen können: sein Lami ist eine letzte Verballhornung der aus der „Ars poetica" bekannten Hexe. Hätte der Herausgeber die verwandte Literatur des Mittelalters für seine Anmerkungen etwas herangezogen — gewiß ein billiges Verlangen —, so würde er sich und dem Leser solche Täuschungen und Enttäuschungen erspart haben.

Rudolf Wustmann.

Feuilleton.

Mit erfreulicher und anerkennenswerther Schnelligkeit ist der Jahrgang 1896 von „Schultheß' Europäischem Geschichtskalender", herausgegeben von Gustav Roloff. Neue Folge. 12. Jahrgang, der ganzen Reihe 37. Band (München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, 1897) erschienen. Die geschichtlichen Ereignisse des Jahres 1896 werden in folgenden dreiundzwanzig Abschnitten zusammengestellt: „Das Deutsche Reich und seine einzelnen Glieder", „Die Oesterreich-Ungarische Monarchie", „Portugal", „Spa-

nien", „Großbritannien", „Frankreich", „Italien", „Die Römische Curie", „Schweiz", „Belgien", „Niederlande", „Dänemark", „Schweden und Norwegen", „Rußland", „Die Türkei und ihre Vasallenstaaten", „Rumänien", „Serbien", „Griechenland" „Nordamerika", „Mittel- und Südamerika", „Australien und Südsee", „Afrika", „Asien". In jedem Abschnitte sind die Vorgänge chronologisch unter dem Tagesdatum verzeichnet, dabei sind wichtige Reden, Depeschen u. s. w. wörtlich angeführt, auch wird auf Zeitungsartikel und Broschüren verwiesen. Am eingehendsten ist natürlich Deutschland behandelt, auf das von 310 Seiten 152 entfallen. Diesem eigentlichen „Geschichtskalender" folgt eine zusammenfassende Uebersicht der politischen Entwickelung des Jahres 1896, die eine kurze, aber gute und sachgemäße Darstellung der geschichtlichen Vorgänge bietet. Besonders brauchbar wird das Buch durch das sehr eingehende alphabetische Register. Wir empfehlen das Werk allen, die sich für die Geschichte der Gegenwart interessiren und durch Rückblicke ein wirkliches Verständniß der wichtigen Tagesfragen gewinnen wollen.

— A. Hartleben's „Statistische Tabelle über alle Staaten der Erde" (5. Jahrgang, Wien, A. Hartleben's Verlag, 1897, 50 Pf.) bietet eine übersichtliche Zusammenstellung von Regierungsform, Staatsoberhaupt, Thronfolger, Flächeninhalt, absoluter und relativer Bevölkerung, Staatsfinanzen (Einnahmen, Ausgaben, Staatsschuld), Handelsflotte, Handel (Einfuhr und Ausfuhr), Eisenbahnen, Telegraphen, Zahl der Postämter, Werth der Landesmünzen in deutschen Reichsmark und österreichischen Kronen, Gewichten, Längen- und Flächenmaßen, Hohlmaßen, Armee, Kriegsflotte, Landesfarben, Hauptstadt und wichtigsten Orten mit Einwohnerzahl nach den neuesten Angaben für jeden einzelnen Staat. Die Tabelle ist sehr klar und wird an der Wand befestigt bequem benutzbar sein. Ihr Inhalt ist auch zusammengestellt in A. Hartleben's „Kleinem statistischen Taschenbuch über alle Länder der Erde 1897", bearbeitet von Professor Dr. Friedrich Umlauft (Wien, A. Hartleben's Verlag, 1 M. 50 Pf.), das für den Handgebrauch bestimmt und sehr praktisch ist.

— Nicht mit Unrecht pflegt man chemische Vorträge ohne experimentelle Erläuterungen als außerordentlich trocken zu fürchten. Das Buch „Die Chemie im täglichen Leben. Gemeinverständliche Vorträge von Dr. Lassar-Cohn" (Hamburg, Leopold Voß, 1897) macht davon eine erfreuliche Ausnahme. Selten haben wir populäre chemische Aufsätze in so eleganter Gewandung und so klarer Darstellung gelesen, wie sie das Cohn'sche Buch bietet. Das Arago'sche Wort „Klarheit ist die Höflichkeit derer, welche öffentlich reden", das der Verfasser seinem Buche als Motto voransetzt, läßt ihn uns als einen äußerst höflichen Mann erkennen. Das Werk ist in zwölf Vorlesungen eingetheilt. Die ersten beiden Vorträge geben eine allgemeine Einleitung in die elementaren physikalischen und chemischen Gesetze, und knüpfen dabei stets an praktische Beispiele an, die im Vordergrunde des allgemeinen Interesses stehen. Im dritten bis fünften Vortrage beschäftigt sich der Verfasser mit der Chemie der festen und flüssigen Nahrung. Im weitern wird in höchst gefälliger Art ziemlich alles behandelt, was mit der Chemie der Praxis irgendwie in Verbindung steht. Um nicht den ganzen Index abzuschreiben, mögen zum Beweise hierfür einige Stichworte folgen. Der Verfasser bespricht Dynamit und Seide, Pelzwerk und Eau de Javelle, Oelmalerei, Papier, Seife, hartes und weiches Wasser, Spiegelglas, Photographie, die Metalle, Aeethylen, Antipyrin und Salicylsäure u. s. w. Was will man noch mehr!

— Professor Dr. Georg W. A. Kahlbaum zu Basel will in seinen „Monographien aus der Geschichte der Chemie" (Leipzig, Johann Ambrosius Barth, 1897) ein wissenschaftliches Organ schaffen, in dem, in zwanglosen Heften, bedeutungsvolle Untersuchungen über einzelne Perioden aus der Geschichte der Chemie veröffentlicht werden. Im ersten Hefte erscheinen zwei Arbeiten vom Herausgeber und von August Hoffmann, über die Einführung der Lavoisier'schen Theorie insbesondere in Deutschland, und über den Antheil Lavoisier's an der Feststellung der das Wasser zusammensetzenden Gase. Es kann hier nicht der Ort sein, auf die beiden sehr fleißigen, und für den Naturwissenschaftler sehr interessanten Arbeiten näher einzugehen. Wir wollen nur für die mehr orientirten Leser das bemerkenswerthe Resultat der zweiten Abhandlung hier mittheilen: danach will es thatsächlich so scheinen, daß es Lavoisier selbst niemals gelungen ist, die Zersetzung des Wassers selbständig durchzuführen! Den beiden Abhandlungen liegen nicht weniger als 454 Quellenschriften zu Grunde.

Bibliographie.

Biller, Clara, Ein Kuß als Einsatz. Dresden, Carl Reißner. 8. 1 M. 50 Pf.

Conrad, H., Shakspere's Selbstbekenntnisse. Hamlet und sein Urbild. Stuttgart, J. B. Metzler'scher Verlag. 8. 4 M. 50 Pf.

Déry, Juliane, Die selige Insel. Ein Idyll. Berlin, Schuster u. Loeffler. 8. 1 M.

Dieterich, A., Pulcinella. Pompejanische Wandbilder und römische Satyrspiele. Leipzig, B. G. Teubner. 8. 8 M.

Greinz, R., Bauernbibel. Berlin, Schuster u. Loeffler. 8. 2 M. 50 Pf.

Harms, F., Psychologie. Aus dem handschriftlichen Nachlasse herausgegeben von H. Wiese. Leipzig, Th. Grieben's Verlag (L. Fernau). Gr. 8. 3 M.

Heller, E., Ein Cäsarentraum. Historische Tragödie. Bern, Neukomm u. Zimmermann. 8. 2 M. 50 Pf.

Hermann, G., Modelle. Skizzen. Berlin, F. Fontane u. Comp. 8. 1 M.

Ilwolf, F., Die Grafen von Attems, Freiherren von Heiligenkreuz, in ihrem Wirken in und für Steiermark. Graz, Verlags-Buchhandlung Styria. Gr. 8. 3 M. 40 Pf.

Josephy, K., Helena. Roman. Bern, Neukomm u. Zimmermann. 8. 2 M. 50 Pf.

Knille, O., Wollen und Können in der Malerei. Berlin, F. Fontane u. Comp. 8. 2 M.

Meyer-Foerster, Elsbeth, Meine Geschichten. Berlin, S. Fischer, Verlag. 8. 3 M.

Neubürger, F., Die Geschichten der Sechs Ehrenfesten. Dessau, Paul Baumann. 8. 2 M. 50 Pf.

Nietzsche, F., Schriften und Entwürfe aus den Jahren 1876—1885. (Band XI und XII.) Leipzig, C. G. Naumann. Gr. 8. Jeder Band 9 M.

Rink, S., Kajakmänner. Erzählungen grönländischer Seehundsfänger. Berlin, S. Fischer u. Comp. 8. 3 M.

Rosmer, E., Themistokles. Tragödie. Berlin, S. Fischer, Verlag. 8. 2 M.

Söhns, F., Unsere Pflanzen hinsichtlich ihrer Namenserklärung und ihrer Stellung in der Mythologie und im Volksaberglauben. Leipzig, B. G. Teubner. Gr. 8. Geb. 1 M. 60 Pf.

Verga, G., Eva. Deutsch von M. Stein. Prag, H. Dominicus (Th. Gruß). 8. 2 M. 40 Pf.

Verus, S. E., Vergleichende Uebersicht (Vollständige Synopsis) der vier Evangelien in verkürztem Wortlaut. Leipzig, P. van Dyk. 8. Geb. 2 M. 40 Pf.

Viebig, C., Rheinlandstöchter. Roman. Berlin, F. Fontane u. Comp. 8. 6 M.

Wagner, A., Grundprobleme der Naturwissenschaft. Briefe eines unmodernen Naturforschers. Berlin, Gebrüder Borntraeger. Gr. 8. Geb. 5 M.

Wille, B., Einsiedelkunst aus der Kiefernhaide. Berlin, Schuster u. Loeffler. 8. 1 M. 50 Pf.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Verlagshandlung von **F. A. Brockhaus** in Leipzig einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Der siebzehnte Band der ❋ ❋ ❋ ❋ ❋ ❋ Jubiläums-Ausgabe

von

Brockhaus' Konversations-Lexikon.

14. Auflage. 17 Bände.

Jeder Band elegant gebunden 10 M.

Brockhaus' **Konversations-Lexikon** enthält auf **17586 Seiten 131408 Stichworte, von 499 der ersten Vertreter der Wissenschaft und Praxis bearbeitet.** In ihnen ist das ganze Wissen und Können der Gegenwart enthalten. Ein Griff in die Hausbibliothek, die in einem Regale jederzeit bequem bereit steht, und jede Frage wird sicher entschieden.

Brockhaus' **Konversations-Lexikon** ist mit **10406 Abbildungen** ausgestattet, die im Texte und auf **1039 Tafeln** enthalten sind. **322 Karten und Pläne und 138 meisterhafte Chromotafeln** zählen dazu. Die Abbildungen unterstützen den Text in systematischer Weise, wo er dessen bedarf; sie sind aber auch ein Museum reizender Darstellungen, wie es nur die Wahl ausgezeichneter Künstler und ein gewaltiger Kostenaufwand erlauben.

Brockhaus' **Konversations-Lexikon** ist nicht nur der hundertjährige Stammvater aller Werke der Art; in der neuen Verjüngung der Jubiläums-Ausgabe ist es auch **das verbreitetste, das einzige vollständige, das einzige bis zur Gegenwart fortgeführte**

= und das beste Werk seiner Art. =

Ein illustrirtes Heft: **„Das hundertjährige Jubiläum eines Buches"** und **Prospecte** sind durch alle Buchhandlungen zu erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die Mechanik

in ihrer Entwickelung historisch-kritisch dargestellt

von

Dr. Ernst Mach.

Dritte verbesserte und vermehrte Auflage.

Mit 250 Abbildungen. 8. Geh. 8 M. Geb. 9 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 59. Band.)

Der bekannte Verfasser, Professor an der Universität zu Wien, behandelt im vorliegenden Werke den naturwissenschaftlichen Inhalt der Mechanik, indem er zeigt, worin dieser Inhalt besteht und wie wir zu demselben gelangt sind. Seine lichtvollen Ausführungen haben für jeden, der sich mit dem Studium der Mechanik und der verwandten Disciplinen beschäftigt, wie überhaupt für jeden Gebildeten das grösste und allgemeinste Interesse.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

In Freud und Leid.

Letzte Lieder

von

Julius Sturm.

8. Geb. m. Goldschnitt 3 M.

„In Freud und Leid" ist die letzte Gabe, die Julius Sturm aus dem reichen Schatze seiner dichterischen Schöpfungskraft dem deutschen Volke bietet. Sie hat gleich seinen frühern Dichtungen überall willkommene Aufnahme gefunden, wo religiöse Gefühle und die Liebe zum Vaterlande in deutschen Herzen Platz haben, und wird allen in Freud und Leid ein Genuß und eine Erhebung sein.

Im gleichen Verlage erschienen von Julius Sturm:

Fromme Lieder.
I. Theil. Zwölfte Auflage. — II. Theil. Vierte Auflage. — III. Theil. — Jeder Theil geb. 3 M.

Gott grüsse dich!
Religiöse Gedichte.
Vierte Auflage. 8. Geb. 4 M.

Aufwärts!
Neue religiöse Gedichte.
Geb. 4 M.

Gedichte.
Sechste Auflage. 8. Geb. 4 M

Neue Gedichte.
Zweite Auflage. 8. Geb. 4 M.

Natur, Liebe, Vaterland.
Neue Gedichte.
Geb. 4 M.

Zwei Rosen oder Das Hohe Lied der Liebe.
Zweite Auflage. 8. Geb. 1 M. 60 Pf.

Lieder und Bilder.
Neue Dichtungen.
Zweite Auflage.
Zwei Theile. 8. Jeder Theil geb. 3 M.

Für das Haus.
Liedergabe.
Geb. 4 M.

Spiegel der Zeit in Fabeln.
Geb. 2 M. 40 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsere Kolonien: Land und Leute

geschildert von

Dr. Berthold Volz.

Mit 72 Abbildungen und 2 Karten.

Geh. 5 M. Geb. 6 M. 50 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig (Querstr. 16).

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 070034720